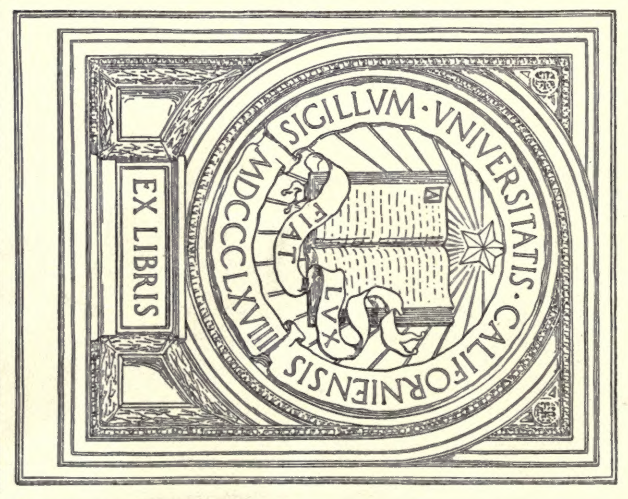
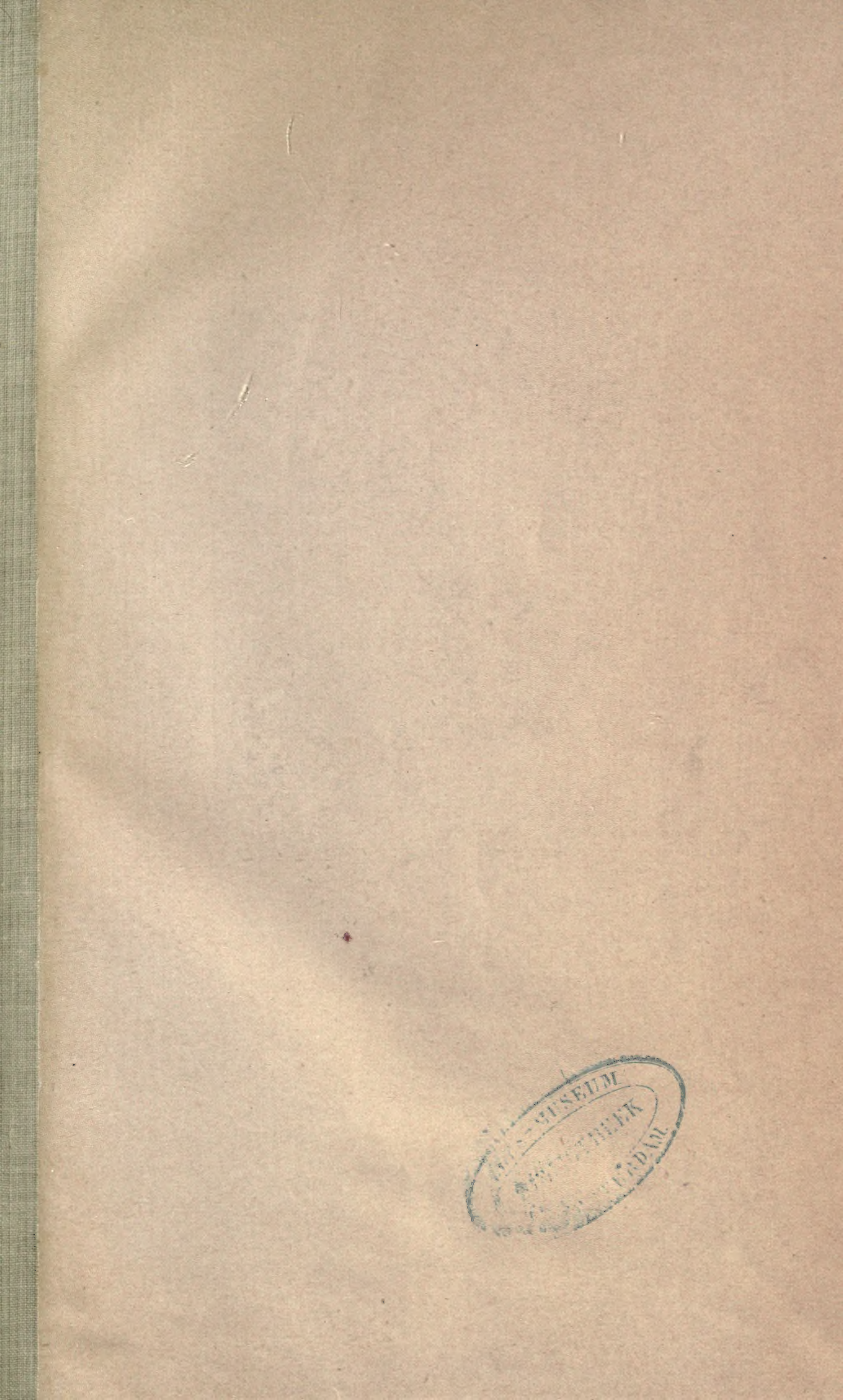
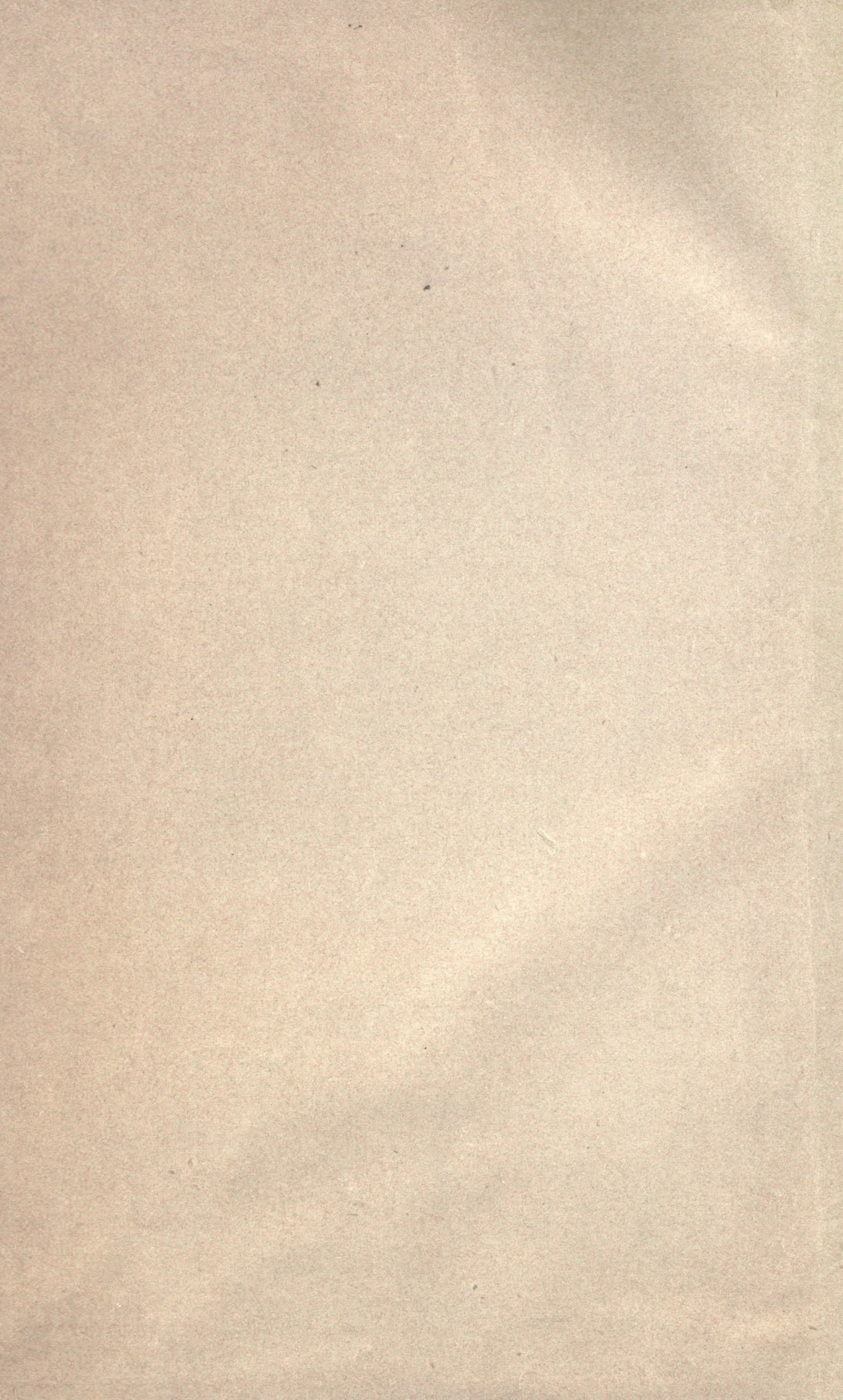



Ex-libris
Charles Atwood
Kofoid
BMC


BANCROFT LIBRARY
EX LIBRIS
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
MDCCCLXVIII
FIAT LVX





Amerika

in geographischen und geschichtlichen Umrissen.

Von

Dr. Karl Andree,
correspondirendem Mitgliede der Historical Society und der Ethnological Society
zu New-York.

„Hin nach Westen flieht die Weltgeschichte."

Erster Band:

Nord-Amerika.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1851.

Nord-Amerika

in geographischen und geschichtlichen Umrissen.

Mit besonderer Berücksichtigung der Eingeborenen und der indianischen Alterthümer, der Einwanderung und der Ansiedelungen, des Ackerbaues, der Gewerbe, der Schifffahrt und des Handels.

Von

Dr. Karl Andree,

correspondirendem Mitgliede der Historical Society und der Ethnological Society zu New-York.

Mit Abbildungen.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1851.

Herrn

Dr. Hermann E. Ludewig,

Rechtsanwalt in Neu-York.

Geehrter Herr!

Vor nun gerade zwanzig Jahren suchte ich, an einem heitern Augusttage, nach mühsamer Wanderung einen schattigen Ruheplatz an der Straße, welche aus dem schwäbischen Unterlande zum obern Neckar führt. Bei einem Becher duftigen Weines versank ich in Träumereien, und bald auch in einen Schlummer, aus welchem fernhertönender Gesang mich weckte. Um eine Waldesecke, die Steige hinan, kamen einige hochbepackte, mit Zweigen und Bändern geschmückte Wägen auf das Dorf zu. Neben den Pferden schritten Männer, Weiber und Kinder langsam einher. Vor der Schenke, in deren Lindenlaube ich saß, hielt der Zug. Es waren Auswanderer, welchen Freunde und Verwandte bis hierher das Geleit gegeben hatten. Jetzt vertauschten sie die Sträuße am Hute mit jenen der Daheimbleibenden, sangen noch ein ländlich Lied, tranken zum letzten Male aus demselben Glase und nahmen unter Thränen von einander Abschied. Die Einen gingen zurück in die tannenbeschatteten, vom klaren Neckar durchrauschten Thäler des Schwarzwaldes, die Anderen zogen hinab an den Rhein und weiter über das Weltmeer, um an den Alleghannies, am Ohio oder am Mississippi eine neue Heimath zu suchen.

Mir ist jener Tag unvergeßlich geblieben. Diese stämmigen Bauersleute weinten wie die Kinder. Als ich hörte, wie sie über Noth und Steuern, Soldatenstand und Amtmann klagten, und Glück hienieden nur noch in der Neuen Welt hofften, als ich sah, wie sie kummervoll den letzten Scheideblick auf die grünen Berghalden zurückwarfen, und dann langsam, fast zögernd über die nächste Höhe hinwegwanderten, bemächtigte sich meiner eine tiefe Wehmuth, welche seitdem oftmals in mir nachgezittert ist. Was ich in Vorträgen bei Luden in Jena, bei Heeren in Göttingen, bei Alexander von Humboldt und Ritter in Berlin über Amerika gehört, was ich in Büchern über die westliche Erdhälfte gelesen hatte, war mir nicht so tief in die Seele gedrungen, als jener Abschied. Es dauerte Tage lang, ehe mein Frohsinn wiederkehrte. Später habe ich Tausende von Auswanderern mit ruhigerm Gemüthe den Rhein oder die Weser hinabschwimmen sehen, denn in reiferen Jahren pflegen Verstand und Einsicht das

Gefühl zu bemeistern, und ich hatte mich allmälig überzeugt, daß die Auswanderung nicht bloß ein nothwendiges Uebel sei. Aber schlimm genug, daß unsere fleißigen Landsleute auf der andern Seite des großen Weltmeeres keine selbständigen Colonien bildeten, aus welchen einst ein großer, unabhängiger deutscher Staat hätte erwachsen können. Bei unserer heimischen, durch die Eigensucht der Dynasten und Tetrarchen genährten Zerrissenheit, gehört ja auch heute noch die Verfolgung großer Zwecke und würdiger nationaler Pläne zu den unmöglichen Dingen. Wie die Sachen einmal liegen, müssen wir Deutschen es für ein Glück erachten, daß Amerika zu einem Asyl geworden ist für die Hunderttausende unserer Europamüden, welche auf der andern Seite des Atlantischen Oceans zwar nur „Humus für fremde Staaten" bilden, aber doch Brot und Freiheit finden.

Seit jener Wanderung durch Schwaben habe ich Amerika nicht mehr aus den Augen verloren.

In einem vielbewegten und an Erfahrungen reichen Leben ist mir die persönliche Unabhängigkeit immer als eines der höchsten Güter erschienen; ich habe deshalb niemals um einen sogenannten Staatsdienst mich beworben, und allemal ohne das mindeste Zaudern Anträge abgelehnt, die mir „Amt und Würde" hätten geben können. Denn wer mag in unserm modernen Polizeistaate im Voraus ermessen, wie lange Ehre und Ueberzeugung es ihm gestatten, in einem Staatsamte zu verharren? Ich zog es vor, dem Vaterlande in der Presse zu dienen, und diese nach besten Kräften würdig zu vertreten. Gegenüber der Zersplitterung der geistigen Thätigkeit, welche von der Leitung großer politischer Tagblätter unzertrennlich ist, fühlte ich stets das Bedürfniß, mich zu concentriren, und theilte meine Mußestunden zwischen handelspolitischen und amerikanischen Studien. Durch mehrjährigen Aufenthalt in Bremen, wohin ich in wenigen Wochen wieder dauernd übersiedele, erhielten diese Studien neue Anregung; dort stellte sich mir eine Fülle vortrefflichen Materials zu Gebote, und lebhafter mündlicher Gedankenaustausch mit vielerfahrenen und weitgereisten Männern war geeignet, meine Ansichten zu läutern und mir umfassende Gesichtspunkte zu eröffnen. Auch Sie, geehrter Herr, haben schon im Jahre 1847 mir literarische Quellen zur Verfügung gestellt, die mir ohne Ihre Güte unzugänglich geblieben wären.

Allmälig entstand der Plan, ein allgemein verständliches Werk über Amerika zu schreiben. Meine Berechtigung dazu wollte ich durch einige Vorläufer documentiren, durch Monographien, z. B. durch eine Geschichte des Seminolenkrieges in Florida. Und ich gedachte eben ans Werk zu gehen, als der Ausbruch der großen Bewegung von 1848 mich noch einmal, halb und halb wider meinen Willen, in die Kreise politischer Thätigkeit drängte. Ich habe mich derselben

sobald als möglich wieder entzogen, um jenen Plan auszuführen. Die Ausarbeitung des vorliegenden Bandes, welcher eine Schilderung von Nord-Amerika bringt, fällt in die Zeit vom Mai 1850 bis in den Juli 1851. Mitten in dem Jammer, welchen eine verblendete und frevelhaft vermessene Reaction auf unser unglückliches Deutschland häuft, mitten unter den Verheerungen jener asiatischen Seuche, von welcher meine Vaterstadt furchtbar heimgesucht wurde, und unter schweren Krankheiten, welche theure Glieder meiner Familie an den Rand des Todes brachten, hat mir diese Arbeit Ruhe und wahrhafte Erquickung gewährt. Denn es liegt, gegenüber den welken und faulen Zuständen der Alten Welt so unendlich viel Erhebendes und Tröstliches im Hinblicke auf den Norden Amerikas, wo sich ein neues Leben in wunderbarer Kraft und üppiger Frische entfaltet.

Ich hätte dem Werke leicht eine schulgelehrte Fassung geben und dasselbe sehr reichlich mit Citaten ausstatten können. Allein das Buch ist nicht auf eine bestimmte Klasse von Lesern berechnet, es macht keinen Anspruch auf systematische Behandlung. Was ich erstrebte, ist in folgenden Worten einer vorläufigen Ankündigung vom November 1850 angedeutet: „Von Jahr zu Jahr gewinnt der wechselseitige Verkehr zwischen der Alten und der Neuen Welt an Ausdehnung und Wichtigkeit. Durch die Dampfschifffahrt ist Amerika uns gleichsam vor die Thür gerückt worden. Die westliche Erdhälfte entwickelt sich in der großartigsten Weise; der materielle wie der geistige Einfluß, welchen sie namentlich auf Deutschland übt, ist in stetem Wachsen. Schon leben auf der andern Seite des Weltmeeres nahe an sechs Millionen unserer Brüder; schon ist bei uns kaum eine Familie, kaum ein Geschäftsmann ohne nähere oder entferntere Beziehung zu Amerika, das für Staatswesen und Gewerbsamkeit, für Handel, Weltverkehr und Gesittung überhaupt eine tief in alle unsere Lebensverhältnisse eingreifende Bedeutung gewonnen hat, und längst thätig und bestimmend in die Geschicke der Menschheit eingreift. Für jeden denkenden Menschen ist es von erheblichem Interesse, bleibt es ein unabweisbares Bedürfniß, mit den Verhältnissen dieser Neuen Welt sich genauer bekannt zu machen, und eine richtige Anschauung derselben zu gewinnen. Er will sehen, wie die Zustände der Urbewohner des Landes beschaffen waren, als Europäer zuerst in Amerika dauernd sich niederließen; und er wird mit Theilnahme das Schicksal verfolgen, welches den rothen Menschenstamm bedrängt, der in einigen Ländern einen hohen Grad eigenthümlicher Civilisation erreichte, Bauwerke schuf, die an Großartigkeit hinter den gewaltigsten der Alten Welt um nichts zurückstehen, und mächtige Staaten gründete. Er wird mit Interesse betrachten, wie durch kühne Abenteurer ein Erdtheil erobert, durch fleißige Anbauer besiedelt, durch unerschrockene Reisende erforscht wurde, der im Norden

vom Eise starrt, und durch alle Klimate hindurch bis in die südliche kalte Zone hineinreicht. Er will sehen, wie die europäischen Ansiedelungen allmälig emporwuchsen, in welcher Weise sie unabhängig wurden, ihre Staatseinrichtungen begründeten, und wie diese auf den Volkscharakter und das Gedeihen der neuen Gemeinwesen einwirken; — in welcher Weise der materielle Wohlstand wuchs, und worin die Gründe und Ursachen seines beispiellosen Gedeihens liegen; — wie sich im Fortgange der Zeit die Ansiedelungen mehrten, neue Staaten erhoben, das innere Land mit seinem unerschöpflichen Reichthum an Erzeugnissen aller Art nach und nach der Einwanderung und dem Fleiße thätiger Menschen erschlossen wurde, und wie Schifffahrt und Handel eine Ausdehnung gewannen, von welcher frühere Jahrhunderte nicht einmal eine Ahnung hatten."

Ich kannte kein Werk, welches von diesem Standpunkte aus einen Gesammtüberblick Amerikas giebt. Deshalb habe ich den Versuch gemacht, mit Benutzung mancher bisher in Europa wenig bekannter Quellen auf wissenschaftlicher Grundlage in klarer, allgemein verständlicher Darstellung, ein solches zu entwerfen. Dem Leser übergebe ich meine Arbeit mit der entschiedensten Anspruchlosigkeit. Ein Blick auf das Inhaltsverzeichniß deutet an, welche Stoffe ich behandelte, das Buch selbst zeigt die Art und Weise, in welcher ich sie behandelte. Ich bemerke hier nur, daß die statistischen Angaben zumeist vom jüngsten Datum sind, und theilweise bis in die Mitte dieses Jahres reichen.

Das Buch widme ich Ihnen, geehrter Herr. Sie haben sich um die Literatur der nordamerikanischen Geschichte große Verdienste erworben; Sie verwenden seit nun bald zehn Jahren mit Aufopferung einen nicht geringen Theil Ihrer Zeit darauf, unseren in Neu-York einwandernden Landsleuten uneigennützig mit Rath und That beizustehen. Sie sind auch in Ihrer neuen Heimath, für welche Sie ein so feines und gründliches Verständniß haben, ein Pfleger deutscher Wissenschaft, und halten Ihr altes Vaterland in gebührenden Ehren. Sie sind in Amerika ein würdiger und hochachtbarer Vertreter deutscher Bildung und deutscher Biederkeit.

Genehmigen Sie freundlich diese meine Zuschrift und die besten Grüße, welche ich Ihnen über den Ocean zurufe!

Braunschweig, 15. August 1851.

Karl Andree.

Inhaltsanzeige.

Die einzelnen Bestandtheile der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.



Einleitung.

Amerika scheidet in einer ununterbrochenen Landstrecke von etwa zweitausend deutschen Meilen den atlantischen Ocean vom stillen Weltmeere. Der neue Continent bildet einen festen Wall, welcher unmittelbaren Schiffsverkehr zwischen Europa und dem östlichen Asien auf westlichem Wege nur im Süden des fünfzigsten Breitengrades erlaubt. Seine Masse bedeckt einen Flächenraum von einhundert fünf und zwanzig Graden der Breite und einhundert vier und dreißig Graden der Länge. Vielfach vom Meere eingeschnitten, reicht er vom nördlichen Polarmeere bis in die südliche kalte Zone. Als Hauptgezimmer und Rückgrat für diese große westliche Erdhälfte erhebt sich die große Cordillere, welche vielfach in mehren Zügen neben einander streicht, und so entschieden den Charakter eines Kettengebirges trägt, wie keine andere Bodenerhebung. Dieses Hochgebirge ragt, bei einer Kammhöhe von sechs tausend bis vierzehn tausend Fuß, in einzelnen Gipfeln bis über zwanzig tausend Fuß empor. Auf der Landenge von Panama, dem schmalen Bande, durch welches die beiden großen Halben des Continents zusammenhängen, sattelt die Cordillere am tiefsten ein; die niedrigste Erhebung zwischen beiden Weltmeeren beträgt etwa sechsthalb hundert Fuß. Auf diesem Punkte wird der erste Schienenweg zur Verbindung beider Oceane gebaut.

Die verschiedenen Ketten des Gebirges laufen auf langen Strecken mit einander parallel, streichen in geleisiger Richtung, und schließen Hochflächen ein, welche dem ganzen Continente ein besonderes Gepräge verleihen. Gleichermaßen eigenthümlich und von bestimmendem Einflusse auf die Bodenentwickelung erscheint es, daß dieses Rückgrat fast überall hart an der westlichen Seite lagert, und schroff und steil zum Meere abfällt. Denn hier haben die Küstenterrassen oft eine Breite von nur wenigen Meilen; nirgends erreichen sie eine solche von fünfzig Stunden. Die eigentliche Flächenbildung Amerikas liegt durchaus nach Osten hin, in einer Ausdehnung bis zu sechs- und neunhundert Stunden. In diesen weiten Ebenen haben die großen Stromsysteme für mannigfache und breite Entwickelung einen Raum, der ihnen in Westen mangelt.

Ein Blick auf die Charte zeigt, daß der zweitausend Meilen lange Gebirgsgürtel sich unter verschiedenen Benennungen vom 54. Grade südlicher Breite bis zum nördlichen Eismeere zieht. Im Süden erhebt sich die patagonische Cordillere; jene von Chile, nachdem sie Verzweigungen nach Osten ausgeschickt, setzt sich durch Peru fort, wo sie erst aus zwei, weiter nördlich aus drei durch verschiedene Querketten mit einander verbundenen Parallel-Gebirgen besteht. Hier sind die Quellbezirke der größten Ströme Süd-Amerikas. Von Peru aus streicht die Cordillere durch Quito und Neu-Granada weiter, und fällt auf dem Isthmus von Panama bis zu einer Hügelkette ab.

Im südamerikanischen Osten lagern auf den weiten Hochflächen Brasiliens mehre Bergketten, die im Allgemeinen eine mit der Küste gleichlaufende Richtung einhalten. Sie stehen in keiner unmittelbaren Verbindung mit der großen westlichen Cordillere; das tiefe Längenthal des Landes Chiquitos trennt das westliche Brasilien vom östlichen Ober-Peru. Die Hochlande von Guyana zwischen dem Amazonenstrom und Orinoco erstrecken sich tief ins Land hinein; auch sie bilden mehre Parallelketten, gleich dem Küstengebirge von Venezuela, welches nach Norden zu steil abfällt, während im Westen des Maracaibo-Sees das Schneegebirge von Santa Martha als ein für sich allein und abgesondert dastehendes Massengebirge erscheint.

Im Norden der Landenge steigen die Cordilleren von Guatemala wieder zu beträchtlicher Höhe empor. Nachdem sie einen Ausläufer durch die Halbinsel Yucatan vorgeschoben, senken sie sich auf dem Isthmus von Tehuantepec abermals. Von dort an tragen sie einen neuen Charakter; sie stellen sich oft als Randgebirge dar, welche Hochflächen umsäumen, und fallen in schmalen Stufen nach beiden Meeren hin ab. Mit vollem Rechte hat man deshalb sagen können, daß in Folge dieser Gestaltung der Gebirge die Hochebenen Nord-Amerikas als breite Gebirgsrücken, jene von Süd-Amerika dagegen im Allgemeinen als zerklüftete Hochthäler erscheinen. In Mexico liegen die höchsten Gebirgsgipfel auf der Scheitelfläche selbst. Die nordamerikanische Central-Cordillere wird als Fortsetzung des östlichen mexicanischen Randgebirges betrachtet; sie erstreckt sich unter dem Namen der Felsengebirge, — Rocky- oder Stony-Mountains — bis in den hohen Norden hinauf. Den höchsten Gipfel bildet, unter 43° nördl. Breite der Fremonts Pic, der sich in der Gruppe des Windflußgebirges, der großen Wasserscheide zwischen beiden Meeren, bis zu 12,730 Fuß erhebt. Aber höher als das Felsengebirge gipfeln die nordamerikanischen See-Alpen, die von der Südspitze der Halbinsel Californien bis Unaliaschka und zu den Aleuten der Westküste entlang streichen. In dieser Küstenkette, in welcher noch manche Vulkane brennen und rauchen, wie denn überhaupt die dem Meere zunächst liegenden Ketten, auch in Süd- und Mittel-Amerika, die thätigeren Vulkane haben, erheben sich einzelne Gipfel bis zu 14,540 Pariser Fuß. Die Gebirgszüge von

Texas und Arkansas, welche sich bis in die Nähe des Mississippi vorschieben, gelten als Fortsetzungen oder vielmehr Ausläufer der östlichen Cordillere Mexicos.

Zwischen dem Mississippi und dem atlantischen Ocean streichen die Alleghannies, gleichfalls als Kettengebirge. Canada und Labrador haben ihre besonderen Höhenzüge. Die Gebirgsmassen im Polarmeere erscheinen als vereinzelt, gleich jenen Westindiens, die auf Cuba und Haiti sich bis zu einer Höhe von mehr als achttausend Fuß aufgipfeln.

Die Hochebenen steigen in Brasilien noch nicht zu zweitausend Fuß empor und in Guyana nicht viel höher. Sie gleichen wegen der vielen auf ihnen lagernden Bodenerhebungen mehr einem Gebirgslande als einem Tafellande. Die eigentlichen Plateaux haben in Mexico eine Höhe bis 7000 Fuß, in Peru eine solche bis 12,000 Fuß. Zwischen dem 37. und 43. Grade bieten die Rocky-Mountains Hochebenen in einer Ausdehnung dar, wie man sie kaum sonst auf der Erde findet. Vom östlichen Kamme des Gebirges bis zur californischen Seekette, erhält sich ununterbrochen eine Anschwellung des Bodens von fünf- bis siebentausend Fuß über dem Meere, — ein großes, meist dürres und menschenleeres Becken, das sogenannte Great Basin, das an Flächeninhalt nur um ein Fünftel hinter Deutschland zurücksteht. Die Hochebene, welche den breiten Rücken der mexicanischen Andeskette selbst bildet, erhält sich fortwährend auf einer Höhe von mehr als vierthalbtausend bis zu siebentausend Fuß; von der Hauptstadt Mexico bis Santa Fe, einer Wegeslänge von beinahe fünfhundert Stunden in gerader Richtung, bildet der breite, wellenförmig verflachte Rücken der mexicanischen Andeskette selbst dieses breite Hochland, das nicht als die Anschwellung eines Thales zwischen zwei Bergketten betrachtet werden muß, wie das eben erwähnte Great Basin zwischen dem Felsengebirge und den See-Alpen, oder die Hochebene des Titicaca-Sees zwischen der östlichen und westlichen Kette von Bolivia *).

Da das Hochgebirge der Westseite Amerikas ganz nahe liegt, und als schneebedeckte Mauer sich unweit der Küste erhebt, so gestattet es dieser keine mannigfaltige Entwickelung und erlaubt keine reiche Gliederung. So hat der Westrand, da ihm tiefe Meereseinschnitte und größere Busen fehlen, eine mangelhafte und ungünstige Bildung; überdem liegt er von Europa abgekehrt. Auf der mannigfach ausgezackten, vielfach und zum Theil reich gegliederten Ostküste, bildet dagegen das Meer eine Menge von Buchten, Halbinseln und vorspringenden Landzungen, obwohl im nördlichen Theile häufiger als im südlichen, und die Ströme bilden an ihren Mündungen Deltas, positive und negative. Das Ver-

*) Alexander von Humboldt hat in den Ansichten der Natur, Stuttgart und Tübingen, 1849. Thl. I. S. 54 bis 69 und 344 bis 350, die Resultate der neuesten Forschungen zusammengestellt und in einen Rahmen gefaßt. Wir kommen später bei unserer Darstellung von Neu-Mexico und Californien auf den Gegenstand zurück.

hältniß der Küstenentwickelung zum gesammten Flächeninhalte stellt sich bei Süd-Amerika (321,000 Geviertmeilen und 3400 Meilen Küste) wie 1 zu 91, bei Nord-Amerika (342,000 Geviertmeilen und 6000 Meilen Küste) wie 1 zu 57. Der westlichen Küste der südlichen Halbe mangeln große Busen und Meereseinschnitte völlig; auch die Busen von Panama, Tehuantepec und Californien in Mittel- und Nord-Amerika haben nur geringen Umfang; im Norden der Mündung des Columbia werden die Einschnitte meist nur durch nahe vorliegende Inseln gebildet, und dringen nicht tief ins Land. Deshalb hat der Westabhang nur wenige Ströme von Erheblichkeit, den Columbia und den Colorado. Und auch diese beiden sind nur mangelhaft entwickelt; der letztere fließt durch eine Wüstenei, der erstere hat eine Reihe von Fällen und Stromschnellen, und ist wegen einer großen Sandbank vor seiner Mündung für die Schifffahrt im höchsten Grade gefährlich.

Die Entwickelung der Stromsysteme ist durch die orographischen Verhältnisse bedingt. In Amerika sind nicht, wie in der alten Welt, Hochgebirgsland und Tiefland durch Stufenländer vermittelt. Diese ausgleichende Form, welche Uebergänge bildet und dem Boden Mannigfaltigkeit giebt, mangelt der westlichen Erdhälfte im Allgemeinen eben sowohl wie das Massengebirge. Bei der Ebenenbildung, welche, wie wir schon bemerkten, ganz entschieden vorwiegt, gewinnen die unteren Läufe der Ströme eine ungeheure Ausdehnung, und in den weiten Flächen steht auch ihrer eigensinnigsten Entwickelung und Verflechtung kein Hinderniß entgegen. Die größten Gefließe verdanken meist dem westlichen Hochgebirge ihren Ursprung; sie strömen zum Theil, wie der Mississippi, dessen Lauf sich durch mehr als fünfzehn Grade der Breite erstreckt, durch sehr verschiedene Klimate; sie erhalten auch von den im Osten sich erhebenden Kettengebirgen eine Menge von Zuflüssen, und wälzen daher eine ganz ungeheure Wasserfülle in den Ocean. So empfängt der Mississippi Gefließe zugleich vom Ostabhang des Felsengebirges, von der westlichen Abdachung der Alleghannies, dem südlichen Abfall der Landhöhe an seinem Quellbezirke und von jenem der nördlichen Seenplatte. Der Amazonenstrom bildet ein Aufnahmebecken für Gewässer von der großen Cordillere, von den brasilianischen Gebirgen und der Sierra Parime, und fällt erst nach einem Laufe von sechszehn hundert Stunden, selbst einem Meer vergleichbar, in den Ocean.

In den amerikanischen Hochgebirgen liegen oft die Quellgegenden großer Stromgebiete ganz nahe bei einander, so zum Beispiel des Rio del Norte, Missouri und Columbia. In Süd-Amerika bewirkt häufig eine beinahe unmerkliche Bodenwölbung, eine sogenannte Mesa, eine Wasserscheide. So flach ist oft das Land, daß große Stromsysteme durch förmliche Gabeltheilungen mit einander in Verbindung stehen, und daß der Orinoco in seinem obern Laufe einen Arm, den Cassiquiare, in den Rio Negro sendet, welcher sich in den Amazonenstrom

ergießt. In Nord-Amerika werden die Zuflüsse des Mississippi und des Sanct Lorenz oft nur durch ganz kurze Strecken Landes, sogenannte Tragplätze — Portages — von einander getrennt, weshalb man sie ohne erhebliche Mühe durch Kanäle mit einander in Verbindung bringen konnte. Verschiedene Ströme verschwimmen buchstäblich in einander. Besonders im Gelände des Amazonenstroms und des Orinoco erblicken wir ein labyrinthisches Geflecht von Stromrinnen, die auf hunderten von Meilen keine fortlaufende Bodenerhebung von nur hundert Fuß darbieten, und wo auf hundert Meilen Stromlauf kaum hundert Fuß Fall vorhanden ist. Die Llanos am Orinoco, die Bosques am Amazonenstrom und die Pampas am La Plata erheben sich allesammt schwerlich mehr als dreihundert Fuß über den Spiegel des atlantischen Oceans. Diese drei großen Niederungen und Stromgebiete mögen allerdings einst Becken großer Seen gebildet und als ein großes Binnenwasser die westliche Cordillere von den östlichen Gebirgen Süd-Amerikas getrennt haben.

Weil die Cordilleren nicht den Charakter der Massengebirge tragen, sondern als Kettengebirge streichen, und nur selten breite Kämme zeigen, so wird durch sie die Bildung von Alpenseen nicht begünstigt. Die Flüsse finden keine großen Becken, in welchen sie sich ansammeln könnten, sondern brechen in raschem Laufe durch steile Hochthäler. Wo solche Aufnahmebecken sich finden, sind sie von nicht erheblichem Umfang, den sagenreichen Titicaca-See in Bolivia allein ausgenommen. Dem Flachlande Süd-Amerikas mangelt gleichfalls die eigentliche Seen-Bildung. Stehende Wassersammlungen, Steppenseen, sind allerdings in Patagonien, am Pilcomayo und Vermejo vorhanden; sie sind aber im Stromgebiete des La Plata nur periodisch und zumeist nur als große Moräste zu betrachten, wie der vielbestrittene Xarayes-See, und in Bolivia die Laguna von Rogaguado. In Patagonien empfangen diese, meist salziges oder brakiges Wasser führenden, Steppenbecken Flüsse mit unvollkommenem Laufe, welche ihnen aus unfruchtbaren Wüsteneien etwa in der Weise zuströmen, wie in Nord-Amerika, auf dem Great Basin, dem großen Salzsee der Mormonen und dem damit in Zusammenhang stehenden Utah-See.

Weit häufiger als im Süden verwischen sich in Nord-Amerika die Unterschiede von Fluß und See. Das große Seenland jenseits des vierzigsten Breitengrades bildet in der Gestaltung der westlichen Erdhälfte einen ganz charakteristischen Zug, für welchen sich nur in Schweden und Finnland ein Analogon findet. Es giebt nirgends auf der Erde eine größere Ansammlung süßen Wassers als in den canadischen Seen, die einen Flächenraum von der halben Größe Deutschlands bedecken. Als Binnengewässer stehen sie an Ausdehnung nur dem kaspischen See nach, der indessen salziges Wasser enthält. Etwa unter der Breite der Mississippiquellen und da wo die Wasserscheide zwischen dem St. Lorenzstrom, dem Abfluß des großen canadischen Süßwassermeeres, und

den in die Hudsonsbay fallenden Gewässern liegt, vom 42. bis 67. Grade, erhebt sich eine felsige Hochfläche, die sogenannte arktische Felsen- oder Seen-Platte. Auf ihr liegt ein Gewirr von unzählbaren Flüssen und von Seen, die zum Theil unfertig sind, lediglich als lagunenartige Stromerweiterungen erscheinen und bei hohem Wasserstande verschiedene Stromsysteme mit einander verbinden, zum Beispiel durch den Athapesco-See jene des Columbia und des Mackenzie, welches letztere dem Eismeere angehört. Für den großen Handelsverkehr sind diese Gewässer von keiner Erheblichkeit, sie erleichtern aber den Pelzhändlern das Vordringen ins innere Land sehr wesentlich. Sie sind praktikabeln Landstraßen vergleichbar, auf welchen allein die Verbindung zwischen den Forts der Hudsonsbay-Gesellschaft stattfinden kann, welche vom Stillen Ocean bis an die Hudsonsbay über die große Einöde zerstreut liegen. Die ganze Ebene von der Mündung des Mississippi bis an das nördliche Eismeer erreicht nirgends eine Höhe von mehr als sechszehnhundert Fuß.

Neben reicher Küstenentwickelung und oceanischer Gliederung der Ostseite und so ausgedehnten Wasserverbindungen im Binnenlande, wie kein anderer Erdtheil sie besitzt, erscheint die Inselumgürtung Amerikas von geringer Erheblichkeit. Nur am Golf von Mexico und im caraibischen Meere, die man zusammengenommen als das amerikanische Mittelmeer bezeichnen kann, tritt eine großartige Gestaltung von Eilanden hervor. Der westindische Archipelagus bildet zwischen der Nord- und der Südhälfte des Continents eine Brücke, die zumeist unter tropischem Himmel liegt und für Ackerbau und Handel, Schifffahrt und Politik eine hervorragende Bedeutung gewonnen hat.

Die Eigenthümlichkeit der klimatischen Verhältnisse Amerikas wird von Humboldt mit folgenden Worten meisterhaft angedeutet: „Schmalheit der vielfach eingeschnittenen Veste in der nördlichen Tropengegend, wo eine flüssige Grundfläche der Atmosphäre einen minder warmen aufsteigenden Luftstrom darbietet; weite Ausdehnung gegen beide beeiste Pole hin; ein freier Ocean, über den die tropischen kühleren Seewinde wegblasen; Flachheit der östlichen Küsten; Ströme kalten Meerwassers aus der antarktischen Region, welche, anfänglich von Südwest nach Nordost gerichtet, unter dem Parallelkreis von 35 Grad südlicher Breite an die Küsten von Chili anschlagen, und an den Küsten von Peru bis zum Kap Pariña nördlich vordringen, sich dann plötzlich gegen Westen wendend; die Zahl quellenreicher Gebirgsketten, deren schneebedeckte Gipfel weit über alle Wolkenschichten emporstreben, und an ihrem Abhange herabsteigende Luftströmungen veranlassen; die Fülle der Flüsse von ungeheurer Breite, welche nach vielen Windungen stets die entfernteste Küste suchen; sandlose und darum minder erhitzbare Steppen; undurchdringliche Wälder, welche, den Boden vor den Sonnenstrahlen schützend oder durch ihre Blattflächen wärmestrahlend, die flußreiche Ebene am Aequator ausfüllen, und im Innern des Landes, wo Ge-

birge und Ocean am entlegensten sind, ungeheure Massen theils eingesogenen, theils selbst erzeugten Wassers aushauchen: — alle diese Verhältnisse gewähren dem flachen Theile von Amerika ein Klima, das mit dem afrikanischen durch Feuchtigkeit und Kühle wunderbar contrastirt. In ihnen allein liegt der Grund jenes üppigen, saftstrotzenden Pflanzenwuchses, jener Frondosität, welcher der eigenthümliche Charakter des Neuen Continentes ist."

Auf dem Hochgebirge also lagert fast unter allen Breiten ewiger Schnee; in den tropischen Gegenden streicht der Ostpassat weit ins Land hinein; im Norden sind westliche und nördliche Windrichtungen vorherrschend. Der ganze Continent hat kein einziges größeres Gebirge, das vom Westen nach Osten läuft, sie ziehen vielmehr alle in der Richtung der Mittagslinie. Das im Westen der Cordillere liegende Land hat im Allgemeinen ein gleichmäßiges, den Breiten angemessenes Klima, während die Ostseite vielfach excessiven Temperaturwechseln unterliegt. Es mangelt, wie schon oben bemerkt wurde, die allmälige Abstufung des Geländes, welche einen allmäligen Wechsel zwischen Wärme und Kälte zu vermitteln geeignet wäre. Zwischen den Wendekreisen weicht der Wärmestand der einzelnen Länder des Alten und des Neuen Continents unter gleichen Bodenverhältnissen nicht wesentlich von einander ab, aber in Amerika hat man auch im heißen Himmelsstriche tropische Hitze und arktische Kälte im schroffsten Uebergange ganz nahe bei einander. Der Wetterwechsel ist häufig und plötzlich, der Wärmegrad wegen der angedeuteten Ursachen im Allgemeinen geringer als in den anderen Erdtheilen, und der Neue Continent feuchter. Insbesondere Nordamerika reicht nur mit einem schmalen Streifen in den heißen Erdgürtel hinein, während es den kalten Nordwinden völlig preisgegeben ist, die, von keiner quer laufenden Gebirgsschranke gehemmt, in den weiten Ebenen nirgends in ihrer Kraft gebrochen werden und zudem über weite Flächen von Eis, Schnee und kaltem Wasser wehen. Nur die der Seeluft mehr ausgesetzte Westküste, welche oceanisch erscheint, im Gegensatze zu dem mehr continentalen Osten, hat, wie bereits gesagt, ein den Breitegraden entsprechendes Klima. Je continentaler das Land wird, um so mehr nimmt die Wärme von Westen nach Osten ab. Aber diese Unterschiede nehmen von den höheren Breiten zu den niedrigeren schnell ab, und verschwinden schon unter dem dreißigsten Grade fast gänzlich. Es ist eine interessante Erscheinung, daß die Südgränze, bis zu welcher in Amerika diese Verschiedenheit des Klimas im Osten und Westen reicht, auch die Südgränze für den Aufenthalt der Eskimos bildet. Während sie an der atlantischen Seite bis zur Südküste von Labrador, also bis an die Mündung des Sanct Lorenz herab wohnen (50 Grad nördlicher Breite), kommen sie an der Nordwestküste nicht südlicher als bis zum sechszigsten Grade.

Fort Vancouver unfern der Mündung des Columbia, 45° 37′, liegt etwa einen Grad nördlicher als Eastport in Maine, 44° 54′, und doch ist die mitt-

lere Jahrestemperatur des erstern nur etwa 8 Grad F. höher als jene von Eastport, und gleichfalls höher für jede einzelne der vier Jahreszeiten. Der Unterschied beträgt im Winter, wo er am höchsten ist, 18° und im Frühling 8°; jener zwischen den heißesten und kältesten Tagen stellt sich im Fort Vancouver auf 78°, in Eastport auf 104° F. Die West- und Nordwest-Winde, welche eine Hauptursache der Verschiedenheit des Klimas zwischen den einander gegenüber liegenden Küsten des atlantischen Oceans, also zwischen West-Europa und dem östlichen Nord-Amerika, bilden, sind in Amerika Landwinde. Diese herrschen sowohl im Binnenlande als an der Meeresküste vor, westwärts hin bis zu der Linie, welche die Zuflüsse des atlantischen Meeres von jenen des großen Oceans scheidet. Durch die Richtung der Gebirgszüge werden, wie schon weiter oben angedeutet worden, die klimatischen Verhältnisse Nord-Amerikas bestimmt. Die Ketten laufen von Norden nach Süden; von Osten nach Westen fehlen sie. Der Wind nimmt die gleichmäßige Temperatur der Wassermassen an, über welche er hinweht; deshalb haben die am Meere oder an und zwischen großen Seen liegenden Länder ein gleichmäßigeres Klima. Die Halbinsel Neu-Schottland zeigt mildere Temperaturverhältnisse als die südlicher liegende Küste von Maine. Die ungleiche Vertheilung der Temperatur zwischen den verschiedenen Jahreszeiten wird an der atlantischen Küste durch die Seewinde modificirt, deren Temperatur im Sommer allemal kühler und im Winter wärmer ist, als jene des umliegenden Landes. Durch sorgfältige Beobachtungen ist ermittelt worden, daß unter denselben Breiten, westlich bis zum 96° der Länge das Klima mehr und mehr ungleich wird, je weiter die Gegend von der Meeresküste entfernt liegt. Der größte Unterschied fällt auf die Wintermonate, deren mittlere Temperatur unter derselben Breite am Mississippi sechs bis acht Grad niedriger ist, als an der atlantischen Küste. Die Differenz zwischen den kältesten Tagen im Jahre ist noch viel beträchtlicher, da sie auf zwölf und dreizehn, und in einem einzelnen Falle sogar auf neunzehn Grad steigt. Weiter nach Westen hin, im Norden des vierzigsten Grades, ist das ganze Land eine offene, baumlose Prairie, und den vom Eismeer herüberstreichenden Winden völlig ausgesetzt. Die Felsengebirge machen die klimatische Gränzscheide. Der klimatische Einfluß der Alleghannygebirge, die im Allgemeinen fünf und zwanzig bis sechs und dreißig deutsche Meilen von der Küste entfernt streichen, und zwischen Neu-York und Nord-Carolina etwa zwanzig Meilen breit sind, bildet keine klimatische Gränzscheide von Erheblichkeit *).

*) Nach Gallatin, in der Einleitung zu seinem Werke über Hale's Indians of North-West America and Vocabularies of North America. New-York 1846. S. XXVI. ff. Der Generalstabsarzt der Vereinigten-Staaten-Armee, Lawson, hat interessante Beobachtungen und Forschungen angestellt über die oben im Text berührten Gegenstände, welche auch Humboldt in seinen Ansichten der Natur (S. 162 ff.) berührt, nach Forry's im Jahre 1842 erschienener Schrift über das Klima der Vereinigten Staaten. Wir fügen hier Einiges nach

Die Feuchtigkeit des Klimas begünstigt in Amerika einen Pflanzenwuchs, dessen saftige Laubfülle und Ueppigkeit sogar von jenem des ostindischen Archipelagus nicht übertroffen wird. Selbst auf den Steppen zeigt er große Dauer und Kraft, und unter allen klimatischen Gürteln große Eigenthümlichkeiten in den Vegetationsformen. Die Urwälder nehmen im Süden wie im Norden noch einen Raum von vielen tausend Geviertmeilen ein. In Brasilien haben sie theilweise eine Breite von fünfzig Wegstunden, am Amazonenstrome dehnen sie sich auf einige hundert Stunden fast ohne alle Unterbrechung aus, und werden von den mannigfaltigsten Baumformen gebildet. Denn die Einförmigkeit der nordischen Waldungen mit ihren geselligen Pflanzenarten geht den tropischen Wäldern ab, die aus ungeselligen, vereinzelt lebenden Bäumen zusammengesetzt sind. Selbst die Gesträuche bilden in Brasilien eine Art von Urwäldern, die Carascos; in den sogenannten Cattingos erheben sich nur einzelne Bäume über dichte Gewirre von Schlingpflanzen und Gestrüpp. Seine riesenhaftesten Formen zeigt

---

Lawson und Gallatin hinzu. Die großen canadischen Binnenseen wirken auf das umliegende Land, in ähnlicher Weise, wie das Meer auf die Küstengegenden. Sie bedecken eine Fläche von 94,000 englischen Quadratmeilen. Der Ontario liegt nur 232 Fuß engl. über dem Meeresspiegel, die Höhe der anderen wechselt zwischen 565 bis 596 Fuß. Die mittlere Tiefe des Erie beträgt achtzig, jene der übrigen von 500 bis 1000 Fuß. Die Wirkung, welche diese Wassermasse ausübt, ergiebt sich bei einem Vergleiche des Klimas von Niagara (43° 15′ n. Br.) mit dem von Portsmouth in New-Hampshire (43° 4′) und Prairie du Chien, das gleichfalls unter derselben Breite liegt; eben so bei einem Vergleiche zwischen Michillimackinak, am Zusammenflusse des Michigan- und Huronsees, mit Fort Snelling an der Mündung des St. Petersflusses in den obern Mississippi und Eastport in Maine. Die angestellten Beobachtungen bekräftigen die alte Annahme, daß die mittlere Jahrestemperatur, in so weit lediglich die Breite in Frage kommt, in stärkerm Verhältnisse abnimmt, je mehr der Abstand vom Aequator zunimmt. Zum Beispiel:

Unterschied der Breite zwischen:	Eastport 44° 54′ und St. Augustin 29° 50′	14° 54′
Unterschied der mittleren Jahrestemperatur	Eastport 42° 95′ St. Augustin 72° 66′	29° 61′

oder etwa zwei Grad Fahrenheit für jeden Breitengrad. Ferner:

Unterschied der Breite zwischen:	Eastport 44° 54′ und Fort Monroe 37° 2′	7° 42′
Unterschied der mittleren Jahrestemperatur:	Eastport 42° 95′ Fort Monroe 61° 43′	18° 48′

oder 2° 4′ Fahrenheit für jeden Grad der Breite. Ein weiteres Beispiel:

Fort Monroe, 37° 2′ und St. Augustin, 29° 50′; Unterschied der Breite 7° 12′; Mittlere Jahrestemperatur des erstern 61° 43′, des letztern 72° 66′, Unterschied 11° 23′ oder 1° 56′ Fahrenheit für jeden Breitengrad. Man hat beobachtet, daß in ähnlicher Weise den Mississippi entlang, von der Mündung des St. Petersflusses bis nach Neu-Orleans, welche beiden Oertlichkeiten um 14° 43′ Breite von einander entfernt sind, das Verhältniß sich auf 1° 72′ F. für den Breitengrad stellt; aber zwischen der Mündung des St Peters in Breite 44° 53′ und St. Louis, etwas unterhalb der Missourimündung, unter Br. 38° 28′ stellt es sich auf 1° 92′ F. für den Breitengrad; und zwischen St. Louis und einem Beobachtungspunkte in der Nähe von Neu-Orleans, Br. 30° 10′, beträgt es 1° 58′ F. auf den Breitengrad. Allein der große Unterschied zwischen Plätzen unter gleicher Breite und auf derselben Höhe über dem Meere tritt

aber der Pflanzenwuchs nicht zwischen den Wendekreisen, wo Bäume von 150 bis 200 Fuß gemessen worden sind, sondern in den Wäldern Oregons. Man hat am Ohio Platanen von vierzig Fuß Umfang gemessen. Der Durchmesser der afrikanischen Affenbrotbäume ist beträchtlicher; in der Emu-Bay auf Van Diemensland, also unter einem gemäßigten Himmelsstriche, wachsen Eucalyptusarten bis zu 230 Fuß Höhe, bei einem Umfang von 66 Fuß dicht über der Wurzel. Bei Astoria an der Mündung des Columbia erreichen Bäume aus dem Geschlecht der Coniferen eine Höhe von 300 Fuß, und mit Recht geben die Ansiedler diesen Riesen des Pflanzenreichs die Benennung „Könige der Tannen." *)

Die Pflanzenkundigen haben den ungeheuern Reichthum an solchen Gewächsen verzeichnet, welche diesem Erdtheil eigenthümlich und allein angehören, und der alten Welt fremd waren. Zu denselben gehören unbestritten das Welschkorn und die Kartoffel. Den **Mais** will man in wildem Zustande in den Mis-

---

hauptsächlich in der Vertheilung der Temperatur zwischen den verschiedenen Monaten und Jahreszeiten hervor. Am Mississippi ist der Winter kälter und der Sommer wärmer als an der atlantischen Küste. Für Fort Snelling am Mississippi (44° 53′) und Eastport am atlantischen Meere (44° 54′; so bestimmt American Almanac for the year 1850 die Lage, während Gallatin consequent 44° 44′ angiebt,) stellen sich folgende Temperaturverhältnisse, in Graden nach Fahrenheit heraus:

	Fort Snelling	Eastport
1. Mittlere Jahrestemperatur	45. 83.	42. 95.
2. Mittlere Wintertemperatur	15. 95.	22. 95.
3. Mittlere Sommertemperatur	72. 75.	62. 10.
4. Mittlere Temperatur des kältesten Monats	13. 58.	20. 68.
5. Mittlere Temperatur des wärmsten Monats	75. 47.	64. 55.
6. Kältester Tag im Jahre	— 26. —	— 13. —
7. Wärmster Tag im Jahre	93. —	91. —
8. Scala zwischen dem wärmsten u. kältesten Tage	119. —	104. —

Für Prairie du Chien am Mississippi 43° 3′, im Gegensatze zu Portsmouth, 43° 4′ ergiebt sich Folgendes: 1) Prairie du Chien 45° 52′. Portsmouth 47° 21′. — 2) respective: 19° 90′ und 28° 39′. — 3) 70° 79′ und 65° 72′. — 4) 18° 4′ und 24° 50′. — 5) 71° 41′ und 67° 89′. — 6) — 25° und — 6°. — 7) 95° und 91°. — 8) 120° und 97°.

*) Oregon and California in 1848, by J. Quinn Thornton, New York 1849. Vol. I. p. 349. I have learned that pines have been measured there that were, at a hight between six and a dozen feet above the ground, thirty nine or forty feet in circumference, their bark was nearly a foot thick, the tree perfectly straight, and between two and three hundred feet high. In many portions of the country (Oregon), situated between Puget Sound and Mount Harrison, many of the forests consist of spruce, some of the fallen trees in which have been measured and found to be 265 feet in lenght. Einer dieser gemessenen Stämme hatte zehn Fuß über der Wurzel zwölf Fuß im Durchmesser, und da, wo die Spitze durch den Sturz vom Hauptstamme abgebrochen war, noch anderthalb Fuß im Durchmesser. Dieser Stamm muß mindestens eine Höhe von dreihundert Fuß erreicht haben. Thornton fügt noch hinzu: „Diese Bäume wachsen schnurgerade, und bis zu einer Höhe von 150 Fuß treibt kein Zweig aus ihnen heraus." Diese Bäume am Oregon sind demnach die höchsten Gewächse, welche dem Erdboden entkeimen; ein Seetang (Macrocystis pyrifera oder Fucus giganteus) ist bis zu 338 Fuß Länge gemessen worden.

sionen von Paraguay gefunden haben, wahrscheinlich hat er seine ursprüngliche Heimath zwischen den Wendekreisen, gewiß ist, daß er den Bewohnern der alten Welt vor der Entdeckung eben so unbekannt war, wie die Kartoffel, als deren Stammland man bisher ziemlich allgemein Chili betrachtet hat. Im Reiche der peruanischen Incas ist sie cultivirt worden, sie hatte sich als Gegenstand des Ackerbaues bis nach Neu-Granada verbreitet; ungewiß bleibt noch immer, wer sie zuerst nach Europa brachte. Es scheint, daß die Kartoffel nicht bloß in Süd-Amerika wild wuchs; denn ein sehr zuverlässiger und kundiger Beobachter, Josiah Gregg, welcher acht Züge über die westlichen Prairien von Independence in Missouri nach Santa Fe gemacht und sich im nördlichen Mexico neun Jahre lang aufgehalten hat, fand sie in den Gebirgsthälern von Neu-Mexico wild wachsen. So viel wir wissen, ist diese Angabe in Europa noch wenig bekannt; wir wollen deshalb die betreffende Stelle hier dem Wortlaut gemäß einschalten. Gregg sagt: „Die Kartoffel (patato, la papa), obwohl in Neu-Mexico erst in sehr später Zeit, erst unlängst angebaut, ist ohne alle Frage eine einheimische Pflanze. Sie wird noch in vielen Gebirgsthälern in wildem Zustande gefunden; sie ist aber klein und selten größer als Haselnüsse (filberts). Daraus folgt, daß dieses Nahrungsmittel nicht ausschließlich in Süd-Amerika zu Hause gehört". *) Walter Raleigh fand sie in Virginien einheimisch, und brachte sie unter ihrem dort einheimischen Namen Openawg nach Europa. Schoolcraft bemerkt in seinem Werke über die Irokesen, daß sie noch heute bei den Völkern algonkinischen Stammes Opineeg heiße (die Inflexion eeg bedeutet die Mehrzahl). Aber kein nordamerikanischer Stamm hat dieses werthvolle Gewächs angebaut; der Indianer nahm sie, gleich anderen eßbaren Wurzeln aus der Erde, und lernte erst von den Europäern, sie regelmäßig anzupflanzen und zu pflegen.

Fast alle nutzbaren Gewächse der übrigen Erdtheile haben in Amerika ein angemessenes Klima und einen Boden gefunden, der ihnen vollkommen zusagt; sie sind gleichsam einheimisch geworden, wie unsere Getreidearten, das Zuckerrohr, der Oelbaum, der Indigo, die Südfrüchte, der Kaffe rc. Die nach der westlichen Erdhälfte hinübergebrachten Vegetabilien, die einheimischen Nutzhölzer, die große Anzahl officineller Pflanzen, die Vanille und die Kakaobohne, die Baumwolle, und so viele andere, sind Gegenstände, welche auf den Welthandel und auf die Sitten und Gewohnheiten aller Culturvölker des Erdballs den größten Einfluß übten.

---

*) Josiah Gregg, Commerce of the Prairies, or the Journal of a Santa Fé trader during eight expeditions across the great western Prairies. Vierte Auflage, Philadelphia 1849. I. 156. Er fand in den Gebirgsthälern von Neu-Mexico auch eine Art einheimischen Flachses, der wild wächst und in jeder Hinsicht dem linum usitatissimum gleicht; eben so eine wildwachsende, entschieden einheimische Art von Tabak, welche die Eingeborenen Punche nennen.

Wenn in Amerika die Pflanzenwelt vielfache Aehnlichkeit mit jener in den übrigen Erdtheilen aufweist, so ist sie doch im Großen und Allgemeinen wesentlich von der letztern verschieden; die Abweichung tritt im Süden stärker hervor als im Norden, wo aber doch auch die Nadelhölzer ihre Besonderheit haben, und unter den Laubbäumen viele bei uns nicht einmal eine verwandte Gattung besitzen. „Wenn", sagt Georg Forster *), „in den Wäldern von Canada, im Schatten jener einheimischen Bäume, die jedem andern Erdboden fremd sind, hin und wieder einige Pflänzchen aufsprossen, die auch im Norden von Europa angetroffen werden, — was nöthigt uns, sie von den Wesen ihrer Art in unserm Welttheile abstammen zu lassen? Was hindert uns zu glauben, daß dieselbe unbekannte Energie, wodurch gerade diese Formen sich bei uns erzeugten, einst auch jenseits des altantischen Meeres wirksam gewesen sei? Welch einen Vorzug haben die schwedischen und deutschen Haiden vor den canadischen, daß, wenn auf beiden einerlei Pflanzen sich unter verschiedenartigen eingemischt finden, wir die amerikanischen von europäischem Samen herleiten sollten? Unstreitig ist es nicht schwerer, sich zu denken, wie in Canada ein Wintergrün (Pyrola) zwischen den Wurzeln der Weymouthkiefer oder der Sproßtanne, und durch dieselbe Kraft mit diesen, als wie es in Deutschland unter den gemeinen Kiefern und Weißtannen und durch dieselbe Kraft mit diesen, zuerst hervorgehen konnte. Wo die Natur es vermochte, den Erdboden mit Millionen Weymouthskiefern, Weißcedern, Sproßtannen zu schmücken, konnte es ihr ein Leichtes sein, zugleich andere Pflanzengestalten zu bilden, die vermöge einer völligen Aehnlichkeit der Umstände auch in unserm Welttheil entstanden. Die scholastische Grübelei, welche in einem dunkeln Zeitalter aus Unkunde der im äußern Sinne gegebenen Welt, auf halbwahre, einseitige Beobachtungen, allgemeine Grundsätze zu gründen sich erkühnte, hat mit dem Satze der Sparsamkeit in der Natur, dem man eine bloß relative Zulässigkeit wohl gönnen könnte, Verwirrung gestiftet."

Auch die Thierwelt bietet in Amerika ganz eigenthümliche Formen dar. Dem Eisbär und dem Hirsche, dem Elennthier und dem Rennthier, welche nebst dem Wolfe und dem Fuchse, dem braunen Bär, dem Dachs, dem Biber, den Ottern ꝛc. zugleich Bewohner der nördlichen Hälfte beider Continente sind, „haben Manche über die Behringsstraße eine Brücke gebaut, vermöge welcher sie aus Adams Paradiese nach Louisiana und Neu-Mexico gewandert sein sollen". Aber diese einseitigen Vorstellungen halten gegenüber dem gesunden Menschenverstande und der Wissenschaft nicht Stich. Die Pflanzen Amerikas, auch wenn sie mit europäischen oder asiatischen durchaus übereinstimmen, sind ganz gewiß urwüchsige Erzeugnisse der Neuen Welt; eben so sind die Thiergattungen allesammt,

*) Schilderung des Nordens von Amerika; Sämmtliche Schriften, Leipzig 1843, Bd IV. 155.

mit alleiniger Ausnahme der nachweislich aus fremden Gegenden eingeführten oder jener, welche in den nördlichen Polargegenden über Eisschollen wandern, wahre Autochthonen, ursprünglich einheimische Geschöpfe der westlichen Erdhälfte. Zudem werden die Aehnlichkeiten von den Verschiedenheiten bei weitem überwogen. Der Bison, der Jaguar und der Kuguar, das Peccari und das Patira, welche dem Eber gleichen, das Aguti, die Ameisen- und Insektenfresser, das Ai, das Llama und Alpaca, die Kolibri- und Papageyenarten weichen alle wesentlich von den Thieren der Alten Welt ab, als deren Vertreter und Verwandte sie erscheinen. Das Gleiche ist mit den Affen der Fall. Und wer möchte in Abrede stellen, daß der graue Bär und die Stinkthiere, die Beutel- und die Panzerthiere, der sogenannte Prairiehund und das südamerikanische Vizcacho, daß Nandu und Wandertaube, der Hokko und die amerikanischen Stelzenläufer, Kaiman und Klapperschlange und unzählige andere Thiere nicht ursprünglich amerikanisch seien? Die Natur ist in den verschiedenen Erdtheilen in eigenthümlicher Art und Weise thätig gewesen, und die Schöpfung, deren Kraft sich in der unendlichsten Fülle und Mannigfaltigkeit darlegt, hängt durch Nuancen zusammen, denen man häufig nur dadurch die Originalität absprechen kann, daß man der Natur selbst Zwang anthut. Die Thierwelt des Neuen Continents bildet ein Ganzes, das für sich dasteht; sie ist dem Boden entstammt, auf welchem sie lebt. Der Löwe und der Tiger sind nicht aus Afrika und Bengalen tausend Meilen weit durch das Meer geschwommen, um in Amerika in Jaguar und Kuguar umgewandelt zu werden, und der Tuyu und Jabiri gewiß nicht mit ihren schwachen Fittigen über den atlantischen Ocean geflogen. Die Thiere, welche in Mexico und Peru, am Orinoco oder am Amazonenstrome wohnen, Geschöpfe, welche nur innerhalb heißer Klimate leben können, sind schwerlich Einwanderer aus Asien. Bevor sie an ihr Ziel in Amerika gelangen konnten, hätten sie vorher nothwendig in der eisigen Zone wandern und leben müssen, also unter einem Himmelsstriche, in welchem sie vermöge ihrer natürlichen Beschaffenheit nicht dauern und überdies sich nicht ernähren können. Niemand hat noch den Satz aufgestellt, daß alle über die Erde verbreiteten Thiere in Amerika entstanden und von dort aus nach den übrigen Welttheilen gezogen seien. Aber der einfache, naturgemäße und so leicht begreifliche Satz, daß die Natur selbstthätig die für jede Gegend der Erde angemessene Schöpfung ins Leben gerufen habe, ist einer orientalischen Stammsage halber durch ganze Flözgebirge künstlicher und naturwidriger Einwendungen überschüttet worden. Man hat ein einziges irdisches Paradies angenommen, man hat dasselbe einst sogar nach dem kalten Kaschmir versetzt, das vor dreitausend Jahren vielleicht noch einen großen See bildete; man verlegte es nach dem armenischen Hochlande, an den Euphrat und nach anderen Gegenden, die eben so wenig als Paradiese erscheinen, als die überschwemmten Ufer des Marañon oder die vom Winde gepeitschten Steppen des

argentinischen Landes. Man stellt die Behauptung auf, daß einst die beiden Erdhälften durch weite Landstrecken mit einander in Zusammenhang gestanden hätten, und dieses Zwischenglied als Brücke für die Wanderung von Menschen und Thieren aus Asien nach Amerika gedient habe. Dagegen könnte man fragen: weshalb eine solche „Brücke" lediglich von den Menschen und Thieren der östlichen Erdhälfte zur Wanderung nach Westen benutzt worden sei, aber nicht von den Bewohnern der Westwelt zu Wanderungen nach Osten? Der geistvolle und poetische Mythus der Hebräer hat als solcher seinen großen Werth und seine volle Berechtigung; es rechtfertigt sich aber in keiner Weise, der Wissenschaft und der Natur selbst unnatürlichen Zwang anzuthun, um einer morgenländischen Stammessage eine Autorität beizulegen, auf welche sie in keinerlei Weise irgend welchen Anspruch machen kann. Alle Völker haben ihre Sagen, es giebt deren in Amerika, die an Tiefe und poetischer Auffassung hinter denen der alten Welt nicht zurückstehen; und die eine ist nicht „rechtgläubiger" als die andere. Viele Stämme leiten sich unmittelbar vom höchsten Wesen ab, das sie geschaffen hat; sie haben die gleiche Selbstsucht mit den Juden, sich für „auserwählt" zu halten. Uns spricht die Stammsage der Irokesen an. Diese leugnen, gleich den übrigen Indianern, daß sie ausländischer Herkunft seien, und behaupten, ihr Ursprung und ihre rechte Heimath sei in Aoneo, Amerika. Das höchste Wesen habe sie vorzugsweise unter seinen besondern Schutz genommen, und um dem Volke, welchem es eine besondere Hautfarbe verliehen, Beweise seiner Liebe und seines Wohlwollens zu geben, habe es ein großes weites Land für dasselbe geschaffen. Wenn die Stämme von ihrem Ursprung reden, so weisen sie immer auf irgend einen geographischen Punkt hin, der etwas besonders Auffallendes und Ausgezeichnetes an sich trägt. Die Irokesen verlegen ihr „Paradies" nach Norden hin *). „Wer hat denn die kreisende Erde betrachtet in jenem entfernten, und ganz in Unbegreiflichkeit verschleierten Zeitpunkte, da Thiere und Pflanzen ihrem Schooße in vieler Myriaden Mannigfaltigkeit entsprossen, ohne Zeugung von Ihresgleichen, ohne Samengehäuse, ohne Gebärmutter? Wer hat die Zahl ihrer ursprünglichen Gattungen, ihrer Autochthonen gezählt? Wer kann uns berichten, wie viele Einzelne von jeder Gestalt in ganz verschiedenen Weltgegenden sich aus der gebärenden Mutter weichem, vom Meere befruchtetem Schlamme organisirten? Wer ist so weise, der uns lehren könnte, ob nur Einmal, an Einem Orte nur, oder zu ganz verschiedenen Zeiten, in ganz getrennten Welttheilen, so wie sie allmälig aus des Oceans Umarmungen hervorgingen, organische Kräfte sich regten?" **)

*) Schoolcraft, Notes on the Iroquois, or contributions to American history, antiquities and general ethnology. Albany 1847. p. 64.

**) Georg Forster, IV. 293. Malte Brun, Précis de la Géographie universelle. Paris 1835. Tome XI. 17.

Wir halten auch den amerikanischen Menschen, den „Eingeborenen“, „Indianer“, für ein der westlichen Erdhälfte urthümliches, ihr selbständig angehörendes Geschlecht, welches mit jenem Paare im Paradiese, von dem die Sage eines morgenländischen Volkes die ganze Menschheit abstammen läßt, nichts zu schaffen hat. Die Amerikaner sind weder aus dem Lande der Mongolen, noch von den Inseln der Malayen gekommen. Man hat nicht nöthig, die Einerleiheit des Menschengeschlechts, die Abstammung Aller von einem einzigen Paare anzunehmen, und die Schöpferkraft des höchsten Wesens willkürlich einzuengen und zu beschränken, und kann doch, mit dem größten Naturkundigen und Naturforscher Deutschlands und des Jahrhunderts, annehmen, daß das Menschengeschlecht seine Einheit habe. „Die vielen Mittelstufen der Hautfarbe und des Schädelbaues, die Analogie der Abartung in anderen wilden und zahmen Thierklassen, und die sicheren Erfahrungen, welche über die Gränzen fruchtbarer Bastarderzeugungen haben gesammelt werden können“ *), fallen wissenschaftlich ohne allen Zweifel schwer ins Gewicht, aber weit mehr als solche physischen, äußerlichen Merkmale spricht, nicht etwa für die Einerleiheit, sondern für die Einheit, der dem Menschen innewohnende Geist, die von Gott ihm eingepflanzte Vernunft, die ihn, gleichviel welche Hautfarbe er trage und welchem Erdtheile er entsprossen sei, zum Menschen macht. Die paränetische Theologie, welche sich neuerdings mit dem Urmenschen und der präadamitischen Erde so viel zu schaffen macht, und einer vermeintlichen Rechtgläubigkeit halber dem höchsten Wesen und der Wissenschaft so manchen Zwang anthut, würde sich viele Sorgen und Mühe ersparen, wenn sie lediglich dieses Moment hervorhöbe. Der berühmte Physiolog Johann Müller hält die Menschenrassen für Formen einer einzigen Art, und bemerkt, es lasse sich nicht aus der Erfahrung ermitteln, ob die gegebenen Menschenrassen von mehreren oder nur einem Urmenschen abstammten. Humboldt fügt hinzu, daß „die geographischen Forschungen über den alten Sitz, die sogenannte Wiege des Menschengeschlechts in der That einen rein mythischen Charakter haben.“

Ein fleißiger und geistvoller Arzt in Philadelphia, Samuel Morton, hat im Laufe von sechszehn Jahren nicht weniger als siebenhundert menschliche Schädel aus allen fünf Erdtheilen auf das Gründlichste untersucht. Vierhundert derselben gehören amerikanischen Völkern an. In einer Anzahl kleinerer Schriften und in einem großen Prachtwerke **) hat er das Ergebniß seiner Forschungen niedergelegt, das im Wesentlichen auf Folgendes hinausläuft. Sowohl alle

*) Humboldt, Kosmos I. 379.

**) Crania Americana, or a comparative view of the skulls of various aboriginal nations of North and South America; to which is prefixed an Essay on the varieties of the human species. Illustrated by 78 plates and a coloured map. By Samuel Morton. Philadelphia 1839. Folio.

anatomischen Facta als alle übrigen Zeugnisse, welche uns durch die Wissenschaft an die Hand gegeben werden, zwingen uns, sämmtliche amerikanische Eingeborne — mit alleiniger Ausnahme des Eskimo, des sogenannten Polarmenschen — als Angehörige einer und derselben großen Gruppe zu betrachten. Vom Kap Horn bis zum fünfzigsten und sechszigsten Grade nördlicher Breite tragen sie alle ein und dasselbe physische Gepräge. Eben so weisen sie eine nicht minder beachtenswerthe Uebereinstimmung geistiger und moralischer Begabung auf, durch welche sie von der übrigen Menschheit abweichen; die Glieder und das Band, durch welche sie angeblich mit den Menschen der alten Welt zusammenhängen sollen, bleiben, falls sie überhaupt vorhanden sind, erst noch aufzufinden. In sehr frühen Zeiten mögen Europäer oder Asiaten mit Absicht oder durch Zufall nach Amerika gekommen sein, wie vor acht Jahrhunderten die Normannen. Diese fremden Zukömmlinge können möglicherweise einigen Einfluß auf die Sprache und Lebensweise der eingebornen Amerikaner gehabt haben, die Gesittung derselben geändert, dieselbe gesteigert haben. Aber für Alles das mangelt es indessen an jeglichem Beweise. Doch auch abgesehen von einem solchen, und eine solche Einwanderung zugegeben, erhebt sich doch gleich die Frage: Wo sind jene Fremden geblieben? Und die Antwort lautet: Wenn deren wirklich jemals nach Amerika kamen, so sind sie längst in den Wellen einer zahlreichen einheimischen Bevölkerung verschwommen, die in ihrer ganzen physischen Eigenthümlichkeit auch nicht einen einzigen Zug fremder Dazwischenkunft oder Vermischung aufweist. In allen Oertlichkeiten des großen westlichen Continents ist der Indianer in seiner äußern Erscheinung ganz und gar ein und derselbe Mensch, und dem Wesen aller anderen Rassen unähnlich. Die unzähligen indianischen Völker und Stämme sind nicht bloß durch eine ihnen gemeinschaftliche Gesichtsbildung und Complexion, durch dieselben moralischen und geistigen Eigenschaften mit einander verknüpft, sondern auch durch den Bau ihrer Sprache. Für diese durchaus einheimische Verwandtschaft zeugen ferner ihre Bauwerke und ihre Alterthümer, an denen wir überall dasselbe constructive Talent, nur in verschiedenen Graden der Ausdehnung und Entwickelung finden, in Yucatan und in Palenque, auf den Inseln im Titicaca-See, wie in den über das Mississippithal zerstreueten Erdhügeln. Aller Orten trifft das Auge auf dieselben Erfindungen und Künste, wenn sie auch hier roh und noch in den Anfängen sind, dort dagegen für eine hohe Stufe von Ausbildung und Kunstfertigkeit Zeugniß ablegen. Alles spricht für Eine große und eigenthümlich homogene Rasse. Und diese Amerikaner insgesammt, stammen nicht etwa von einem asiatischen oder einem amerikanischen Urpaar ab, sondern wie Morton meint, von mehreren, vielleicht von vielen Paaren, welche von Anbeginn für die verschiedenen Oertlichkeiten passend organisirt waren, und sich für das Land eigneten, in welchem zu leben ihre Bestimmung war. Er verweist namentlich auf die Feuerländer, welche zum Wandern ungeschickt sind. Mit

andern Worten: die amerikanischen Menschen sind wahre, echte und volle Autochthonen, Ureinwohner des großen westlichen Continents, und in körperlicher wie in geistiger Beziehung unter sich auf das engste und innigste verwandt. — So die Ansicht Mortons *).

Man hat darauf hingewiesen, daß der ganze physische Typus der Amerikaner, Hautfarbe, Schädelbildung und Gesichtswinkel, größere Aehnlichkeit mit jenem des ostasiatischen als mit jenem der Menschen kaukasischen Stammes oder mit den Negern habe, die als extreme Rassen bezeichnet werden. Aber Niemand kann behaupten oder nachweisen, daß der amerikanische Typus ein und derselbe mit

---

*) Man hat bekanntlich den Amerikanern nicht bloß die Malayen, die Tungusen, die Chinesen ꝛc. zu Stammvätern gegeben, sondern auch die — Juden. Es giebt noch heute Männer, welche in allem Ernste den Patriarchen Abraham zum Stammvater des rothen Menschen machen. Ein Freund in Amerika hat uns eine Nummer der New-York Sun vom 22. Januar 1849 geschickt, in der wir eine ergötzliche Probe ethnologischer Phantasien finden. „Ein Major Noah hat in den Sunday-Times vom 21. Januar abermals behauptet, die verlorenen zehn Stämme Israel — welche man neuerdings im Oriente wieder aufgefunden zu haben glaubt — hätten die Prachtstädte in Mexico und Yucatan gebaut. Denn: — Die Amerikaner tragen ein scharfes asiatisches Gepräge, und 1) Sie glauben an einen Gott. 2) Bei ihren religiösen Feierlichkeiten richten sie sich nach dem Neumond. 3) Sie theilen das Jahr in vier Jahreszeiten. 4) In ihren Tempeln haben sie eine Bundeslade. 5) Die Völker sind in Stämme getheilt, und haben einen Ober-Sachem an ihrer Spitze. 6) Sie haben Opfergesetze, Abwaschungen, Heirathen, verbieten den Genuß gewisser Speisen; ihre Sagen, ihre Geschichte, ihr Charakter, ihr Aussehen, die Verwandtschaft ihrer Sprache mit der Hebräischen zeugen für jüdische Abkunft — and finally that everlasting covenant of heirship exhibited in a perpetual transmission of its seal in their flesh, a custom only of late relinquished. Die Kanaaniter, Phönicier, entdeckten Amerika fünfhundert Jahre vor dem Auszuge der Kinder Israel aus Aegypten und baueten die Pyramiden von Palenque, Cholula, Otumba, Tlascala und anderen Städten; sie führten die Hieroglyphen, den Thierkreis, Heerstraßen und Brücken ein aus Tyrus, Aegypten, Babylon und Karthago. Das ergiebt sich aus einer Stelle im Buche Esra. Diese verlorenen zehn Stämme marschirten standhaft von den Ländern am Mittelmeer durch ganz Asien, bis zur Nordostküste. Einige blieben in der Tatarey, andere gingen nach China, wo sie seit sechszehn Jahrhunderten leben und jetzt sehr zahlreich sind. Aber die Hauptmasse nahm ihre Richtung nach der Behringsstraße. Die Muthigsten hielten sich im Norden, an der Hudsonsbay und Grönland; die höher Civilisirten zogen an der Küste des stillen Oceans herab, durch Californien nach Mexico, Mittel-Amerika und Peru, und trafen dort auf ihre alten Feinde, die Phönicier, welche von ihnen aus dem Lande gejagt wurden. Israeliten waren schon in Californien ansässig, als die vielbesprochenen Schiffe Salomons ihre dreijährige Reise machten, um Gold aus Ophir zum Tempelbau zu holen. Sie sind nun seit Jahrhunderten auf amerikanischem Boden seßhaft, und erwarten ruhig und in Geduld die Zeit der Erlösung.“ So Major Noah, der sich zum Beweise für die Richtigkeit seiner Aufstellungen auf Wilhelm Penn, Mackenzie, Bartram, Beltrami, Manasseh Ben Israel, den Earl von Crawford, Gomara, Acosta, Major Long und andere Schriftsteller beruft! Schoolcraft, dem man schon vor Jahren seine geliebten Irokesen zu Juden machen wollte, ruft über den hebraisirenden Blödsinn ärgerlich aus: It would be easy, did the purposes of this work require it, to show the futility of the proofs, derived from the supposed coincidence of customs, which have been brought forward with so much learning and so little of the true spirit of research, to prove the descent of the american Aborigines from that ancient and peculiar people. Notes on the Iroquois, S. 129.

dem ostasiatischen, dem mongolischen, sei. Ein Blick auf naturgetreue Abbildungen nordamerikanischer Eingeborenen, wie z. B. Pettrich in Baltimore und Morton sie gegeben haben, und wie der Maler Catlin sie dargestellt, macht schon erhebliche Zweifel gegen eine solche Ansicht rege. Albert Gallatin, noch in der Ansicht befangen, die Amerikaner seien wahrscheinlich aus Asien eingewandert, äußert: wenn man nicht etwa annehme, daß sie Erzeugnisse einer besondern Schöpfung seien, so könne man eine Abstammung von asiatischen Völkern statthaft erachten, da der beiderseitige Typus Aehnlichkeiten darbiete *). Aber ein Beweis für eine asiatische Abstammung ist damit nicht geliefert; man könnte eben so füglich eine amerikanische Abstammung der Asiaten behaupten. Für die Annahme einer Einwanderung von Asien her fehlt es aber nicht nur an Beweisen, sondern auch an Wahrscheinlichkeiten. Allerdings trifft eine Verbindung über den engen Meeresarm, welcher das nordwestliche Amerika vom nordöstlichen Asien trennt, nicht eben auf erhebliche Schwierigkeiten, und die Kurilen, die Aleuten und Unaliaschka könnten als eine Brücke zwischen beiden Erdvesten angesehen werden. Aber diese läge im ungünstigsten Klima, in einer Gegend, welche stets von Barbaren bewohnt war. Noch heute kommen Anwohner beider Küsten herüber und hinüber, allein dieser Umstand beweist nichts gegen die Ursprünglichkeit und Urthümlichkeit der Amerikaner. Nimmt man aber einmal fremde Einwanderung an, so wäre allerdings eine solche aus Asien nicht in solchem Maaße unhaltbar als aus Skandinavien oder gar aus Phönicien.

Malte Brun **) sucht Aehnlichkeiten der amerikanischen Rasse mit der mongolischen und malayischen. Er könnte sie auch mit anderen finden, denn es handelt sich eben um — Menschen. Doch fügt der gelehrte Däne richtig hinzu, diese Aehnlichkeit erstrecke sich nur auf die Hautfarbe, nicht aber auf wesentlichere Momente, z. B. Schädel, Haar und Gesichtsprofil. Wer Hales Abhandlung über die Wanderung der malayischen Völker in Polynesien kennt ***) und in Berghaus physikalischem Atlas die Charte der Meeresströmungen im Stillen Ocean überblickt, wird eine malayische Einwanderung schwerlich annehmen. Allerdings sind viele Inseln im Stillen Weltmeere durch malayische Kolonien bevölkert worden, aber diese Kolonisation der Malayen, welche mit ihren Piroguen auch gegen den Wind steuerten, fällt in so späte Zeit, daß der malayische Ursprung der Bewohner von Otaheiti und Hawaii sogleich klar wurde, als Wör-

---

*) Gallatin, Conjectures on the Origin of american civilisation, in Transactions of the American Ethnological Society. New-York 1848. Vol. II. 175. ff.

**) Précis XI. 22.

***) United States Exploring Expedition during the years 1838 — 1842, under the command of Charles Wilkes. Theil VII. enthält die Ethnography and Philology, by Horatio Hale, philologist of the Expedition. Philadelphia 1846. 4to. Ueber die Wanderungen der oceanischen Stämme von S. 117 bis 169.

terbücher ihrer Sprachen nach Europa kamen *). Bisher ist in den amerikanischen Sprachen auch nicht einmal eine leise Spur malayischer Idiome gefunden worden. Unser deutscher Linguist Severin Vater, hat in seiner Abhandlung über die Bevölkerung Amerikas da und dort eine, oft nur scheinbare, Uebereinstimmung mit asiatischen Sprachen gefunden, aber auch gleich hinzugefügt, sie könne weiter nichts beweisen, als höchstens ganz vereinzelte Verbindungen und theilweise Einwanderungen. Der Polynesier ist vorzugsweise ein das Meer liebender und seefahrender Mensch, was der Amerikaner nirgends war, nicht einmal auf den westindischen Inseln. Dagegen meint Malte Brun eine „geographische Verkettung", einen Zusammenhang zwischen den Sprachen Amerikas und Asiens gefunden zu haben. Ueberblicken wir aber, wie er diese Behauptung durch Zusammenstellen von Wörtern annehmbar zu machen sucht **), so sehen wir, wie richtig die Bemerkung des Sprachforschers von der Gabelentz ist: „daß wir von den meisten Indianersprachen nur mehr oder minder zuverlässige Wörtersammlungen haben, welche bei dem eigenthümlichen, polysynthetischen Bau der amerikanischen Sprachen, ohne Kenntniß der Grammatik nur eine sehr unsichere Grundlage für etymologische und sprachvergleichende Bemerkungen darbieten ***)". Auf so unsichern und durchaus schlüpfrigen Boden glaubt Malte Brun seine Meinung stützen zu können, daß einst asiatische Stämme, vorzugsweise von finnischer Abstammung, dem Eismeere entlang über die — unvermeidlich immer den Nothanker abgebende — Behringsstraße nach Amerika eingewandert seien. Hier hätten sie sich einerseits bis Grönland, andrerseits bis Chili ausgedehnt. Auch hätten Stammverwandte der Chinesen, Japaner und Kurilen dem Gestade des großen Oceans entlang sich nach Süden hin, wenigstens bis Mexico verbreitet, und Sprachverwandte der Tungusen, Mandschu, Mongolen und — Tataren seien, über die Höhen des Neuen Continentes wandernd, bis nach Mexico und ins Apalachengebirge gekommen! Dieses Kartenhaus hat Malte Brun sehr luftig aufgebauet. Er fügt hinzu: „keine dieser drei — willkürlich angenommenen — Einwanderungen war zahlreich genug, die ursprüngliche Wesenheit der einzelnen Völker Amerikas auszutilgen. Die Sprachen dieses Continentes haben ihre Entwickelung, ihre grammatikalischen Formen, und ihre

---

*) Gallatin in Transactions of the American Ethnological Society. New-York 1845. I. 176.

**) Précis, XI. 41. sqq. Hier einige Beispiele: Berg, im Araukanischen Pire; im Jukagirischen Pea; im Ostjäkischen Pelle; im Andi, einem kaukasischen Dialect, Pil. — Feld, im Haitischen Konuko; im Jakutischen Chonu; im Japanesischen Kuni; was District bedeutet; im Chinesischen Kué (Königreich). — Höhe, im Akadischen Pamdemu; im Mordwinischen Pando; im Mokschan Panda; im Jukagirischen Podannie, hoch. — Uns fällt das bekannte Witzwort Voltaires ein: Alfana vient d'equus sans doute, 2c.

***) In einem Aufsatze: „Ueber Schriften in den Sprachen der Indianerstämme," Hallesche Literaturzeitung 1847. Nr. 209.

Syntax unabhängig von jedem fremden Einfluß bewahrt. Diese Einwanderungen fanden zu einer Zeit statt, da die asiatischen Völker nur bis Zwei, höchstens bis Drei zählen konnten, und als sie in ihren Sprachen die Fürwörter noch nicht völlig ausgebildet hatten." Als wenn es Völker geben könnte, die vom Altai und Ural bis Chili zu „wandern" im Stande wären, und doch nur erst bis zwei zählen konnten, oder als ob überhaupt Menschen denkbar wären, die nicht bis drei zu zählen vermöchten!

Für eine angebliche Abstammung aus Asien, oder das Herübertragen einer Cultur aus diesem Erdtheil nach Amerika ist bis jetzt auf philologischem Wege noch nichts zu beweisen. Die Anzahl der jetzt in Amerika lebenden Indianer hat man jüngst auf etwa zwölf Millionen Köpfe veranschlagt; sie reden mehr als 438 Sprachen, welche in etwa zweitausend Mundarten zerfallen. Einzelne Wörterähnlichkeiten in den Sprachen der Alten und Neuen Welt kommen begreiflicher Weise vor; mehr als hundert amerikanische Sprachen sind in ihrem grammatikalischen Bau mit einander sehr übereinstimmend, aber in den Wörtern weichen sie gänzlich und durchaus von einander ab.

Im Jahre 1837 befand sich Schoolcraft, der Entdecker der Mississippiquellen, ein gründlicher Kenner der Indianer und ihrer Sprachen, im Lande der Huronen. Während seiner Unterhaltung mit Oriwahento, einem angesehenen Manne unter den Wyandots, bemerkte er: „Wir, die weißen Leute, glauben, daß alle Menschen von Einem Manne und Einem Weibe abstammen, welche Gott in einem Lande jenseits des Meeres schuf. Sprechen wir aber von den Indianern, so sagen wir: Wie konnten sie über das Meer kommen ohne Schiffe, und wann sind sie gekommen, und aus welchem Lande?" Der Wyandot entgegnete: „Wir glauben, daß der Große Geist die Erde geschaffen und Menschen aus ihr gemacht hat. Wir glauben, er hat die Indianer in diesem Lande geschaffen, und sie sind nicht übers Meer hieher gekommen*)".

Als am Ende des fünfzehnten und im Verlaufe des sechszehnten Jahrhunderts die Europäer den westlichen Continent nach und nach kennen lernten, fanden sie dessen Bewohner auf sehr verschiedenen Bildungsstufen und trafen auf schroffe Gegensätze. Eine große Anzahl kleiner Stämme lebte in rohem Zustande, aber es gab auch blühende Staaten mit einer zahlreichen ackerbautreibenden Bevölkerung, mit scharf ausgeprägten Regierungsformen und ausgebildeten religiösen Systemen, fein ausgesonnenen, von einem vielfach verschlungenen bürgerlichen Verkehr zeugenden Rechtsbestimmungen, mit Theilung der Arbeit und einem Gewerbfleiße, welcher die Eroberer in Erstaunen versetzte. Die Bewohner dieser Staaten kannten manchen Luxus, trugen feingewebte und dauerhaft gefärbte Kleider aus einheimischer Baumwolle, hatten allgemein anerkannte

*) Schoolcraft, The Indian in his Wigwam, or Characteristics of the Red Race of America. New-York 1848. p. 196.

Tauschmittel, verstanden sich auf die Bearbeitung der Metalle, das Eisen ausgenommen, hatten große, mit prachtvollen Tempeln und Palästen gezierte Städte, kannten eine sinnreiche Bilderschrift und waren theilweise in der Beobachtung der Erscheinungen des gestirnten Himmels weiter vorgerückt als einst die Griechen und Römer.

Die Amerikaner, als besondere Gruppe, als besonderer Menschenschlag betrachtet, haben langes, straff herabhängendes schwarzes Haar, vorstehende Backenknochen und dünnen Bart. Die Augen sind klein, liegen tief und stehen oft schräg einwärts. Die Nase ist breit und gebogen, der Mund ist groß, die Lippen sind aufgeschwollen und zusammengedrückt; die Farbe ist bräunlich in verschiedenen Abstufungen*). Diese Züge gelten im Großen und Allgemeinen; im Einzelnen und Besondern treten manche Modificationen ein. Es ist im höchsten Grade schwierig, diese amerikanische Menschheit in Unterabtheilungen zu bringen und sie so genau zu charakterisiren, daß alle Merkmale völlig zutreffen. Die bisherigen Versuche sind durchgängig nicht geglückt; allen haftet etwas Willkürliches an. Morton begnügt sich deshalb auch, indem er den Polarmenschen (Eskimo) als abgesondert betrachtet, mit der Eintheilung in zwei große Gruppen. Die eine, welche er, ganz willkürlich, mit der Benennung der toltekischen belegt, ohne Zweifel weil er keinen genau bezeichnenden Ausdruck finden kann, begreift die Völker, welche sich auf eine höhere Bildungsstufe emporgearbeit hatten, die andere bezeichnet er als amerikanische Familie und diese theilt er in vier Zweige. Der appalachische Zweig umfaßt alle Völker Nord-Amerikas — die Mexicaner ausgenommen — und die Stämme im Norden des Amazonenstroms und im Osten der Andes. Der Kopf ist abgerundet, die Nase breit, vorstehend und gekrümmt, der Mund breit und gerade, die Zähne beinahe vertikal, die Augen braun und wenig oder gar nicht schräg; Hals und Nacken lang, die Brust breit und selten tief, Körper und Glieder muskulös und selten fett. Diese Völker sind kriegerisch, grausam und rachsüchtig, sie sind dem Zwange, den das civilisirte Leben mit sich bringt, im tiefsten Innern abgeneigt und haben in geistiger Entwickelung und nützlichen Künsten nur sehr geringe Fortschritte gemacht. Der brasilische Zweig, über welchen auch Spix und Martius und der Prinz von Neuwied so werthvolle Nachrichten gegeben, ist über einen großen Theil Süd-Amerikas, im Osten der Andes verbreitet, und hauset zwischen diesen letzteren und dem atlantischen Weltmeere, dem Amazonenstrome und dem la Plata. Die Körperbildung dieses Zweiges ist im Ganzen dem des appalachischen gleich, nur ist die Nase wohl etwas breiter und ausgedehnter, der Mund und die Lippe sind breiter, die Augen klein, mehr oder weniger schräg gestellt und liegen weit auseinander; der Hals ist kurz und dick, Körper

*) The skull is small, wide between the parietal protuberances, prominent at the vertex, and flat on the occiput. Morton Crania, p. 6.

und Glieder sind voll und beinahe plump. In geistiger Beziehung stehen sie mit den appalachischen Völkern etwa auf gleicher Stufe. Der patagonische Zweig begreift die Nationen im Süden des la Plata bis zur Magellans-Straße und die Stämme in den Gebirgen Chilis. Sie zeichnen sich im Allgemeinen durch schlanken Wuchs, feine Formen und, namentlich die Araukaner, durch ungebändigten Muth aus. Die Angehörigen des feuerländischen Zweiges, der nur wenige tausend Köpfe zählt, schweifen durch eine traurige Wildniß. Sie haben eine kleine Gestalt, dicken Kopf, breites Gesicht und kleine Augen; der Brustkasten ist breit, der Körper plump, das Knie dick, das Bein übel gestaltet. Das Haar ist straff, grob und schwarz, und die Farbe ganz braun. In geistiger Beziehung stehen sie sehr tief, es mangelt ihnen sogar die Neugierde, welche man sonst bei allen Wilden antrifft; sie kümmern sich nur um das, was sich unmittelbar auf ihr augenblickliches Bedürfniß bezieht. Der Unterschied zwischen den Feuerländern und anderen Amerikanern ist ohne allen Zweifel auch eine Folge der Einwirkung des Klimas und der höchst ungünstigen Oertlichkeit, durch welche ganz besondere Lebensgewohnheiten bedingt werden.

Alle Amerikaner haben langes, schwarzes, straffes Haar; es kommt nie gelockt vor, wie bei den Polynesiern, oder wollig wie beim Neger. Der Bart ist bei den meisten Völkern sehr dünn, und wo er hervorwächst, pflücken sie ihn aus, wie überhaupt das Haar am Körper. Aber die Behauptung, daß dem Indianer der Bart fehle, ist eine Fabel. Mackenzie bemerkte ihn insbesondere bei den Chippewyans, den Sklaven- und den Hundsrippen-Indianern im hohen Norden; Lewis und Clarke fanden volle Bärte bei den Schopunnisch im Westen der Rocky-Mountains, La Pérouse desgleichen bei den Indianern Neu-Californiens; und Molina bemerkt, daß in Chili Indianer so volle Bärte trugen wie die Spanier. Schoolcraft fand Greise mit langen weißen Bärten unter den Potawatomis. Die Haut der Amerikaner darf man im Allgemeinen nicht als kupferfarbig bezeichnen. Viele Stämme bemalen ihre braune Haut mit rother Farbe, und sie hat dann allerdings Aehnlichkeit mit der Farbe des Kupfers. Humboldt bemerkt, daß die Bezeichnung der Indianer als kupferfarbiger Leute niemals zwischen den Wendekreisen habe entstehen können, und Morton hat nie einen kupferfarbigen Indianer gesehen. Die Hautfarbe ist vielmehr braun, in verschiedenen Abstufungen bei verschiedenen Stämmen, aber man kann kaum genau bezeichnen, womit etwa dieses Braun der Haut vollkommene Aehnlichkeit besitzt. Das Zimmtbraun trifft in manchen Fällen beinahe zu, paßt aber auch nur in sehr beschränktem Maaße. Manchmal wird das Braun sehr hell, manchmal streift es nahe an das Schwarz. Helle Stämme, z. B. die Guaharibos und andere, fand Humboldt am obern Orinoco; der Fürst von Neuwied sah hellfarbige Menschen mit röthlichem Anflug auf den Wangen unter den Botocudos. Das Klima hat nur eine sehr untergeordnete

Einwirkung auf die Verschiedenheit der Hautfarbe. Die Puelches und andere patagonische Stämme, die unter dem kalten Himmelsstriche leben, sind bei weitem dunkler als die Abiponen und Mocobis in den Pampas, oder die Botocudos unter dem südlichen Wendekreise, oder die Anwohner des Orinoco. Die Charruas, deren Haut beinahe schwarz ist, wohnen in der gemäßigten Zone und die eben so dunkeln Californier dreißig bis vierzig Grad nördlich vom Aequator.

Die toltekische Familie begreift, nach Morton, die civilisirten Völker von Mexico, Peru und Bogota, vom Rio Gila unter 33 Grad nördlicher Breite, dem Westrande des Continents entlang bis zu den Gränzen von Chili. Doch waren in Nord- und Mittel-Amerika die Völker dieser Familie über das Land von einem Ocean bis zum andern verbreitet, während sie in Süd-Amerika hauptsächlich die Hochebene auf der Cordillere und den schmalen Küstenrand einnahmen, und im Süden durch die Atacamawüste begränzt waren. Die Civilisation der Muyscas oder Bogotesen im heutigen Neu-Granada stand, wie die geographische Lage des Landes, mitten inne zwischen jener der Peruaner und Mexicaner. Die Völker der toltekischen Familie waren überall von barbarischen Stämmen umgeben *).

Ein großer Theil der Eingeborenen führte ein Jägerleben; eigentliche Fischervölker finden wir nur im Feuerlande und in Nordwestamerika; es gab auch Agriculturvölker, welche vorzugsweise oder ausschließlich vom Ertrage eines regelmäßig bewirthschafteten Bodens lebten. Bei manchen Nationen war die Jagd Hauptbeschäftigung der Männer, während die Weiber Getreide baueten. In den tropischen Tiefländern, wo die Natur ihre schaffende Kraft auf die üppigste Weise in einem wunderbar mannigfaltigen Pflanzenwuchse zeigt, gewinnen die Indianer den Lebensunterhalt ohne alle Mühe, während auf den meist an Wald und Wild armen Hochebenen kein Jägerstamm dauern könnte, und die Menschen vielmehr auf den Ackerbau ganz und gar angewiesen sind. Im Norden des Wendekreises fand man ackerbautreibende Völker nur in Neu-Mexico, theilweise am westlichen Colorado und an den Strömen, welche in den californischen Meerbusen fallen, etwa von der Nordgränze der halbcivilisirten Nationen Mexicos bis Culiacan, und von da ab bis zu der Bergkette, welche diese Flüsse vom Rio Gila scheidet. Diese Ausnahme abgerechnet, war in Nord-Amerika im Westen der Cordillere kein Ackerbau vorhanden.

Gallatin hat genau die Gränzen angegeben, bis wohin in Nord-Amerika die Agricultur der Eingeborenen sich verbreitete. Nach Osten hin zieht er sie bis zum Kennebec und Penobscot in Neu-England, nach Norden bis zum Sanct Lorenz und zu den canadischen Seen, obwohl in einzelnen Fällen die Irokesen noch weiter nördlich hinauf Korn säeten. Im Osten des Mississippi, innerhalb

*) Morton Crania americana. p. 62 bis 86.

der bezeichneten Nord= und Ost=Gränze, nur das nördliche Wisconsin abgerechnet, trieben alle Indianer, vorzugsweise aber die mehr nach Süden wohnenden, den Ackerbau in größerer oder geringerer Ausdehnung, insbesondere die Irokesen. Als im Lande der Choktas das Wild beinahe gänzlich verschwand, legten sie sich mit Eifer auf den Anbau des Bodens. Der Ertrag der Jagd bleibt immer ein beschränkter, weil dieselbe einen weiten Flächenraum erfordert. Jägervölker sind deshalb nie zahlreich und keiner starken Vermehrung fähig. Auf dem rechten Ufer des Mississippi war im Norden des 41. Grades der Breite und westlich von 97 Grad der Länge wenig oder gar kein Ackerbau; nur von den Sahks= und Fuchs=Indianern, einem Algonkinerstamme, der erst spät über den Mississippi hinübergezogen war, von den Osagen und anderen südlichen Sioux wurde der Boden bestellt. Auch lebten nördlich unter 46 und 47 Grad einige in festen Dörfern seßhafte Stämme am Missouri, nämlich die zu den Pawnis gehörenden Riccaras, die Mandanen und Minnetaren. Auch die Indianer am südlichen Red River und jene in Texas bis zum Nueces baueten Mais, nicht aber die an der Küste wohnenden.

Alle ackerbautreibenden Indianer cultivirten dieselben Gewächse: Mais, Bohnen (Frijoles) und eine Kürbisart. Der Mais gehört ursprünglich den Ländern zwischen den Wendekreisen an; alle jenseit derselben wohnenden Völker haben daher ihren Ackerbau aus jenen Gegenden überkommen, und da man in Amerika nur diese einzige Getreideart anbauete, so läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß der amerikanische Ackerbau auch seinen Ursprung in Amerika hatte. Man kann den sogenannten Sumpfreis (Zizania aquatica, Linné) auch als eine Getreideart betrachten; aber diese Wasserpflanze wird nicht besonders angebaut, wächst im Norden und ist über einen nicht sehr ausgedehnten Raum verbreitet.

Die Stämme im Westen des Mississippi, mit Einschluß der Pawnis und der südlichen Sioux, jagten den Büffel (amerikanischen Bison, Bos americanus), der seine wahre Heimath in den großen Prairien zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen hat, und nicht über den 62. Grad nach Norden hinaus geht; vorzugsweise durchstreift er bis jetzt in allerdings stark gelichteten, aber immer noch unzählbaren Heerden, die Ebenen im Osten des Rio del Norte, insbesondere jene zwischen dem 31. und 50. Grade der Breite. So weit die Bisonten ziehen, werden sie vom Indianer verfolgt; wo sie in Menge regelmäßig zu bestimmten Jahreszeiten erscheinen, bildet ihr Fleisch das Hauptnahrungsmittel der Stämme, und der Ackerbau bleibt bei Seite. Die Hauptkette der Felsengebirge trennt vom 48. bis 52. Breitengrade die Zuflüsse des Columbia von den Quellen einiger Gewässer, die sich in den Saskatschewan, also in die Hudsonsbay, ergießen. Zwischen 48 und 42 Grad sind die Ketten, welche hier die Wasserscheide bilden, niedriger als die Hauptgebirge. Diesen Umstand benutzt der Büffel; in diesen Oertlichkeiten dringt er weit nach Westen vor, und den

Lewis oder Schlangen-Fluß, einen Hauptarm des Columbia, ziemlich tief hinab. Hohe und steile Berge überschreitet er niemals; deshalb hat er nicht bis ins eigentliche Oregon vordringen können. Einzelne Büffelheerden streiften einst aus den westlichen Wiesensteppen über den Mississippi nach Osten in die Waldregion und verbreiteten sich von den großen canadischen Seen südlich bis nach Tennessee. Auch bis in den Osten der Alleghannies, namentlich nach Virginien, wo man sie längst ausgerottet hat, sind sie gegangen. Von ihrem scharfen Instinkt geleitet kamen sie dorthin über den sehr sanft ansteigenden Gebirgszug, welcher den nordöstlichen Oberlauf des Roanoke vom Großen Kenhawa trennt, also da, wo man jetzt, diesem Büffelpfade entlang, den Jamesfluß mit dem Ohio in Verbindung bringt *).

Die Eskimos sind in Betreff ihrer Nahrungsmittel auf die Küste und das Meer angewiesen. Der Fischervölker im Nordwesten haben wir bereits erwähnt.

---

*) Es ist häufig bemerkt worden, daß die Amerikaner nicht verstanden haben, den Bison zu zähmen und daß ihnen deshalb die Zwischenstufe des Hirtenlebens, welche in der Geschichte der alten Welt von so großem Einflusse war, vollkommen mangelte. Neuerdings hat Alexander von Humboldt (Kosmos II. 489; Ansichten der Natur I. 72.) darauf hingewiesen, wie wichtig eine Nachricht Gomara's, Historia general de las Indias, Cap 214 sei, der zufolge im Nordwesten von Mexico, unter 40° Breite noch im 16. Jahrhundert ein Volksstamm lebte, dessen größter Reichthum in Heerden gezähmter Bisons, (Buyes con una giba sobra la cruz) bestand. Prescott in seiner Conquest of Mexico, New-York 1844. T. III. p. 416, bemerkt, nach Gomara, daß sie von diesem Ochsen mit einem Höcker got their clothing, food and drink, which last, however, appears to have been only the blood of the animal, und Humboldt fügt hinzu: „denn die Milch, oder wenigstens der Nichtgebrauch derselben scheint vor der Ankunft der Europäer, allen Eingeborenen des Neuen Continents, mit den Bewohnern von China und Cochinchina gemein gewesen zu sein." Prescott und Humboldt, welcher bei Erwähnung Gomara's diesen ausdrücklich als „sehr glaubwürdig" bezeichnet, scheinen mit jener Angabe einverstanden. Aber Gallatin, Origin of American Civilization, in Transactions of the American Ethnological Society. New-York 1845, I. 201. macht Einwendungen. „Gomara," sagt er, „mag durch falsche Gerüchte irre geführt worden sein, durch Märchen von der Art, wie der Mönch Marcos de Niça sie in Umlauf brachte. Aber die einzigen Expeditionen in jene Gegenden waren damals, als Gomara schrieb, die des Vasquez und De Soto und De Vacas Reisen; und diese widersprechen ausdrücklich jener Behauptung." Vor Kurzem will ein amerikanischer Reisender (Scenes in the Rocky Mountains, Oregon, California, New-Mexico, Texas and Grand Prairies, including descriptions of the different races inhabiting them. By a New-Englander, Philadelphia 1846) im fernen Westen einen Stamm gefunden haben, den er Munchies nennt und als „weiße Indianer" bezeichnet. Seiner Angabe nach wohnen sie in einem Gebirgsthale der Sierra de los Mimbres, an einem Zuflusse des Rio Gila, im äußersten Nordwesten der mexicanischen Provinz Sonóra. Sie zählen nur etwa 800 Personen, wohnen in Höhlen, treiben Ackerbau, haben viele Pferde, Kühe und Schaafe, besitzen manche Künste des civilisirten Lebens, spinnen und weben, haben eine patriarchalische Regierung mit republikanischer Unterlage, sind moralische Leute, and make butter and cheese. I. R. Bartlett, the Progress of Ethnology. New-York 1848. p. 16. Die Glaubwürdigkeit des ungenannten Neu-Engländers muß erst noch erprobt werden. Treiben die Munchies oder Mawkeys, falls sie in der That vorhanden sind, Rindviehzucht, so würden sie, wie schon die Pferde- und Schaafzucht beweist, dieselbe von den Spaniern gelernt haben.

Ganze Stämme leben dort von Lachsen, welche in Menge die Ströme besuchen, und von Wurzeln. Am San Sacramento, zwischen 39 und 41 Grad, traf Dana, ein Gelehrter, der mit Wilkes die amerikanische Entdeckungsreise machte, ein Volk, dessen Hauptnahrung aus Eicheln bestand, die ein nicht unschmackhaftes Brot liefern. Die armseligen Yamparicas oder Wurzelfresser, die Indianer am Salmon Trout River und in der californischen Wüste nähren sich monatelang von Heuschrecken und anderen Insekten, welche sie trocknen, zerstampfen und mit Sämereien vermischt, zu einer Art Kuchen verbacken. In der nordamerikanischen Hyläa, der Waldregion, hauset also der Hirschjäger, dessen Weiber auch einigen Ackerbau treiben; die Prairie wird vom Büffeljäger durchstreift, in den westlichen Wüsteneien finden wir den Wurzelgräber und Akridophagen.

In Süd-Amerika ist auf den Pampas das europäische Rindvieh, welches sich in ungeheurer Menge vermehrt, zum Theil völlig wild geworden. Dort haben Indianerstämme und spanische Rinderhirten, Gauchos, sich allmälig in Nomaden umgewandelt. Die Pehuenchen in Chili leben, gleich den arabischen Beduinen, in Zelten. In Mexico und Californien sind, wie in den argentinischen Staaten und dem südlichen Brasilien, Heerden von vielen tausend Häuptern das Eigenthum einzelner Gutsbesitzer. Das Pferd, aus Europa nach dem westlichen Continent verpflanzt, hat sich, gleich dem Rindvieh, ganz außerordentlich vermehrt und lebt wild in Heerden beisammen. Mit wunderbarer Leichtigkeit haben die Indianer sich den Gebrauch der Rosse angeeignet, aber nicht zu Künsten des Friedens, sondern für Kriegs- und Raubzüge. Manche sind, gleich den Mongolen der asiatischen Steppen, wahre Reitervölker geworden; allein in der Provinz Gran Chaco und in Paraguay, hat man zwanzig solcher Reitervölker, „Amerikas Tataren", gezählt. Aber auch in Patagonien und Brasilien, und zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen streifen dergleichen „Tataren", und die Apasches und Komantsches im Norden stehen an Keckheit und Gewandtheit zu Roß hinter den Guaycurus, Charruas, Abiponen und Pehuenschen nicht im Mindesten zurück. In Oregon haben viele Jahre lang Weiße und Indianer vorzugsweise sich von Roßfleisch genährt.

Die Art und Beschaffenheit der amerikanischen Civilisation erörtern wir an einem andern Orte. Hier mag in Bezug auf das eben Gesagte bemerkt werden, daß sie, weil es den Amerikanern an Zug- und Lastvieh, und den Jägervölkern auch an dem Verständniß den Büffel zu zähmen mangelte, nothwendig eine begränzte und gebundene bleiben mußte. Völker, welche die Verarbeitung und den Gebrauch des Eisens nicht kannten, befanden sich gegenüber den Bewohnern der alten Welt in einer unvortheilhaften Lage. Das Llama, ein keineswegs starkes Thier, bildet nur einen dürftigen Ersatz für Kameel, Schaaf, Stier und Pferd; Süd-Amerika hatte keinen Bison, und in Nord-Amerika, wo das Llama fehlt, lebte derselbe weit entfernt von Mexico in den nordöstlichen Ebenen. Erwägt

man alle Umstände und geht man nicht von vorgefaßten Meinungen aus, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß das Staatswesen, die Kunst, die Betriebsamkeit, die ganze Civilisation der amerikanischen Menschheit durchaus dem Neuen Continente eigenthümlich, und ihm eben so ursprünglich und besonders angehörig sind, wie der amerikanische Mensch selber ein Erzeugniß des Bodens ist, auf welchem er wohnte. Einwanderer aus der alten Welt hätten den Getreidebau, die Benutzung des Eisens, den Gebrauch des Viehes und die Buchstabenschrift niemals vergessen; von alle diesem ist aber in Amerika auch nicht eine Spur zu finden gewesen.

Die urthümliche Civilisation Amerikas ist durch die europäischen Eroberer zu Grunde gerichtet, die Indianer wurden durch sie in ihrem innersten Leben gebrochen. Von den alten Culturstaaten sind längst nur noch steinerne Trümmer übrig. Die Paläste im Heliadenreiche der Incas sind in Schutt und Staub zerfallen. Die Kaiserburgen der Azteken sind dem Boden gleich gemacht worden, die Teocallis haben christlichen Kirchen Platz gemacht. Ein „dritter Lichtpunkt aufdämmernder Bildung", das Reich der Muyscas auf dem Hochlande von Bogota, ist seit Jahrhunderten erloschen. Kaum eine Sage deutet an, von wem einst jene großen Prachtstädte in Chiapas und Yucatan erbauet wurden, deren Trümmer uns mit Erstaunen und Bewunderung erfüllen. Ueberall ist der weiße Mann durch sein Schwert und seine überlegene Bildung Herr des Amerikaners geworden. Das alte Amerika verschwindet nach und nach, das neue trägt den Stempel europäischer Cultur, die zwischen der Hudsonsbay und dem la Plata, zwischen dem atlantischen Ocean und dem Stillen Weltmeer die mannigfachsten Abstufungen darbietet, und sich unter amerikanischen Einflüssen wieder in neuer und eigenthümlicher Weise gestaltet.

Die ersten Europäer, welche Amerika besuchten, waren normannische Seefahrer. Sie gründeten Ansiedelungen auf Island und Grönland, und entdeckten seit 986 Küstenstrecken des nordamerikanischen Festlandes. Ein deutscher Mann, Tyrker, fand in den Wäldern Weintrauben; er nannte darum die Gegend Vinland. Von Island und Grönland aus sind späterhin mehrfach Reisen nach dem südwestlich gelegenen Continente unternommen worden. Wenn auch damals Normannen sich dauernd an den neuengländischen Küsten niedergelassen haben sollten, so ist doch außer einigen in Stein gehauenen Schriftzeichen nichts von ihnen übrig geblieben. Ihre Fahrten nach Vinland, Markland und Helluland trugen das Gepräge der Wikingerzüge, sie blieben ohne Folgen und haben weder für Europa noch für Amerika Bedeutung gewonnen. Ein halbes Jahrtausend später fand der Genuese Columbus die „Neue Welt" nicht für „Castilien und Leon" allein, sondern für die Völker Europas, von welchen die meisten sich einen Antheil im „neuen Indien" zu sichern wußten. Dem gerade damals schwunghaften und aufs Aeußerste erregten Unternehmungsgeiste war von nun an

in Ostindien und in dem Westlande zugleich ein weites Feld geöffnet. Tausende von streitbaren und kühnen Männern, welche in Spanien gegen die Mauren gekämpft, suchten und fanden neue Abenteuer und Gold in Westindien, in Mexico und später in Peru. Die ersten Eroberungen und Ansiedelungen waren das Werk von Europäern romanischer Abstammung; die germanischen Völker folgten später nach. Die Grausamkeiten der Spanier in Amerika sind sprüchwörtlich geworden. Sie führten Krieg nicht nur gegen schwache vereinzelte Stämme, sie trafen auch auf große und mächtige Staaten, deren Beherrscher über viele Tausende von Kriegern geboten. Dagegen fanden die Portugiesen, als sie in Brasilien sich festsetzten, nur Indianerhorden, welche gegen berittene, mit Feuerwaffen versehene Soldaten keinen erfolgreichen Widerstand zu leisten vermochten. Spanier und Portugiesen, Franzosen und Engländer sind allesammt mit härtester Grausamkeit und Gewaltthätigkeit gegen die Eingeborenen verfahren, keine dieser Nationen ist frei von Schuld, wenn auch der einen weit größerer Antheil zur Last fallen mag, als den übrigen. Die Entdecker und Eroberer suchten in Amerika vorzugsweise Gold und überhaupt edle Metalle; die Abenteurer wollten ein Dorado finden, an dessen Dasein sie glaubten, und dessen vermeintliche Reichthümer, welche der Sage zufolge unerschöpflich waren und ihres Gleichen auf Erden nicht hatten, die Einbildungskraft erhitzten. Die Herrschaft der Spanier in Amerika stand auf Zwang und Unterjochung der Eingeborenen; in ihren Ansiedelungen wurde der Boden von Sklaven aus Afrika oder geknechteten Amerikanern bebauet; sie bekehrten die Ungläubigen mit Gewalt zum katholischen Christenthume, und brachten Feudalismus und Hierarchie in die Länder, welche sie für Spanien ausbeuteten. Sie ließen als Herren und Gebieter Neger und Indianer für sich arbeiten. In ihren Kolonien gab es keine gewerbsame weiße Bevölkerung, die redlich im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot verdienen wollte.

Die Spanier waren, wir wiederholen es, nach Mexico, Peru und an den Orinoco gezogen, um Schätze zu gewinnen, und sich für Europa zu bereichern. Gewiß hat die spanische Regierung nach und nach viele gute Gesetze gegeben und zweckmäßige Anordnungen getroffen; sie gewährte auch den Indianern am Ende Schutz gegen Willkür und Bedrückung. Aber das ganze spanische Kolonialwesen ruhete auf falscher Unterlage und konnte nicht dauern. Es gründete sich nicht auf den Pflug, sondern auf das Schwert. Die Königreiche in der Neuen Welt wurden lediglich als Anhängsel der spanischen Krone betrachtet, und nicht ihrer selbst wegen verwaltet, sondern vorzugsweise zu dem Zwecke, das Vaterland mit Gold und Silber zu versorgen. Und dieses war nicht stark genug bevölkert, um große Massen fleißiger Auswanderer in die über den Norden und Süden verbreiteten Kolonien zu senden. So blieb in Neu-Spanien, wie in Peru die weiße Bevölkerung in der Minderzahl, sie vermischte ihr Blut mit je-

nem der Neger und Indianer. Was von ihr die Reinheit der Hautfarbe bewahrte, fühlte sich durch das Monopolsystem der Regierung, und die Bevorzugung europäischer Spanier zurückgesetzt, und war bereit das europäische Joch abzuschütteln, als die Gelegenheit günstig erschien. Spanien verlor alle seine Besitzungen auf dem amerikanischen Festlande, als die Creolen sich unabhängig machten. Sie haben ihren neuen Staaten republikanische Verfassungen gegeben, sind aber darum doch nicht frei geworden. An die Stelle der Ordnung, welche die Spanier aufrecht zu erhalten wußten, ist ein wirres Durcheinander getreten. Die Revolution wurde nicht von Bürgern gemacht, welche nach dem Siege, und nachdem die Unabhängigkeit gesichert war, wieder zum Pfluge oder in die Werkstatt zurückkehrten, sondern von mißvergnügten stolzen Creolen, Abenteurern, Mischlingen und Indianern. Es fehlte das bürgerliche Element, welches überhaupt dem spanischen Amerika abgeht. Dasselbe hat gegen die spanische Herrschaft lediglich die Dictatur ehrgeiziger, habsüchtiger Generäle und einer trägen, zu Meutereien geneigten Soldateska eingetauscht. Alle diese spanischen Republiken sind ohne Zukunft, vielleicht das einzige Chili ausgenommen, weil dasselbe ein vorzugsweise Getreide bauendes Land ist, in welchem viele weiße Grundbesitzer selber ihren Boden bebauen *).

Wir finden heute alle diese neuen Republiken in einem Zustande großen Verfalles. Seit beinahe vierzig Jahren bilden sie den Schauplatz für zerrüttende Bürgerkriege. Allein in Mexico zählte man seit der Unabhängigkeitserklärung bis zum Jahre 1846 nicht weniger als zwei hundert sieben und dreißig Revolutionen! Seitdem hat sich ihre Zahl noch vermehrt, und in der argentinischen Republik sind kaum weniger Pronunciamientos, Aufstände und „glorreiche Erhebungen“ vorgekommen. Ueberall im ehemals spanischen Amerika ist der Creole ausgeartet, er hat die alte spanische Kraft verloren, und bei manchen liebenswürdigen Eigenschaften, die auf den ersten Anblick bestechen können, fehlen ihm doch namentlich zwei Hauptmomente, ohne welche Völker und Staaten niemals gedeihen können, Fleiß und sittliche Spannkraft. Nur der alte castilianische Stolz ist ihm übrig geblieben; er ist aber bei ihm ohne alle Berechtigung und erscheint nur als widerwärtiges Zerrbild. Selbst der persönliche Muth, die Tapferkeit der Conquistadoren ist gewichen und hat in Mexico der armseligsten Feigheit Platz gemacht. In den Staaten am californischen Meerbusen und in jenen, welche an das Gebiet der Komantsches und Apasches gränzen, werden fast alljährlich große und volkreiche Städte von einer geringen Anzahl kecker Indianer

---

*) Die Geschichte der spanischen Kolonien hat jüngst in Deutschland einen fleißigen Bearbeiter gefunden, Franz Kottenkamp, in dessen: Geschichte der Kolonisation Amerikas von der Entdeckung an bis auf unsere Zeit. Frankfurt am Main 1850. Bis jetzt ist nur der erste Band erschienen, welcher die spanische Kolonisation und Herrschaft von der Entdeckung bis 1809 enthält.

gebrandschatzt oder ausgeraubt. Alle Reisenden schildern einstimmig den Charakter der Mexicaner in der unvortheilhaftesten Weise; sie werden dargestellt als träg und kraftlos, feig, verrätherisch und voll von abgeschmacktem Aberglauben. Der Spanier haben sie sich entledigt, aber der Indianer ist dem Mestizen, dieser dem Creolen entfremdet, und die Rassenfeindschaft schwächt sich nicht etwa ab, sondern steigert sich von Jahr zu Jahr. Es fehlt an jeder Grundlage für ein freies Staatswesen; es mangelt im Lande an jeder höheren Bildung und an allem Verständniß für die Selbstregierung; die Republik ist in Mexico, wie in den übrigen ehemals spanischen Kolonien nur ein bloßer Name; in der Wirklichkeit herrscht der Soldatendespotismus. Ein solcher Staat kann sich neben einem starken unternehmenden Nachbar nicht behaupten; schon hat die Zerstückelung begonnen, Texas, Californien und Neu-Mexico sind nach und nach abgetrennt worden, und Niemand wird es bedauern, daß Mexico einst den Anglo-Amerikanern als Beute zufallen wird, und aus der Gewalt unfähiger Creolen in jene einer fleißigen und civilisirenden Macht übergeht.

Noch trostloser und verwirrter hat sich die Lage der Dinge in den mittelamerikanischen Republiken gestaltet, wo der Rassenkrieg in lichterlohe Flammen ausgebrochen ist. In Guatemala haben die Weißen alle Mühe, der Indianer und Mischlinge einigermaßen Herr zu bleiben; schon mehr als einmal ist das Heft ihren Händen entwunden worden; sie mußten es geschehen lassen, daß ein Trommelschläger indianischer Abstammung die höchste Gewalt ausübte. In Yucatan können sich die Creolen der Indianer nur dadurch erwehren, daß sie kühne Abenteurer aus Nord-Amerika in ihre Dienste genommen haben. Auch in den drei columbischen Republiken gebricht es an jeder Stetigkeit, und die Zuckungen nehmen kein Ende. Hier droht freilich von den Indianern weniger Gefahr, aber die Zahl der Weißen ist doch auch hier stark in der Minderheit. In den argentinischen Staaten, welche zumeist von Nordspanien, insbesondere aus den baskischen Landen, aus Asturien und Galizien ihre Ansiedler erhalten haben, bewahrten die Weißen wenigstens ihren angestammten Muth, indessen sind sie in den weiten Pampas, in ihrer Zerstreuung und Vereinzelung, und nachdem sie die Viehzucht zu ihrer Hauptbeschäftigung gemacht, nicht in der Gesittung fortgeschritten, sondern vielmehr roher geworden, und nach blutigen Bürgerkriegen einem Dictator anheimgefallen. Nirgends tritt der Antagonismus der verschiedenen Rassen stärker hervor, als in Peru. Jede der drei Hautfarben bildet eine besondere Klasse. Vor der Unabhängigkeit mußten alle drei den Spaniern gehorchen. Die Revolution brach die Macht der Weißen, die Mestizen gewannen die Oberhand und begannen eine einflußreiche politische Stellung einzunehmen, während die Leute „aus blauem Blute", nämlich die von unvermischter spanischer Herkunft, sich zwar gesellschaftlich als Aristokratie behaupten, im Uebrigen aber von den an Zahl und Rührigkeit ihnen überlegenen Mestizen in die zweite Linie

zurückgedrängt worden sind. Die meisten Präsidenten, welche im Laufe des seit der Schlacht von Ayacucho verflossenen Vierteljahrhunderts einander folgten, waren farbige Männer; sie rühmten sich Nachkommen Manco Capacs und der Söhne der Sonne zu sein. In den Indianern ist das Andenken an das Reich der Incas noch nicht erloschen, und die Mestizen erhalten dasselbe immer frisch und lebendig. Alle drei Klassen, so wenig innern Zusammenhang sie auch miteinander haben, sind jedoch in der Abneigung gegen die Europäer einig; sie sehen in den fleißigen Handwerkern und Kaufleuten, welche nach Peru kommen, lediglich Glücksritter, die ihnen ihr edles Metall aus dem Lande führen. Und doch können diese Republiken allesammt nur dann zu einem geordneten Staatswesen, zu Ruhe, Wohlstand und Blüthe gelangen, sobald sie ununterbrochen einen Zuwachs frischer Kräfte aus Europa erhalten. Ihre gegenwärtigen Bewohner sind nicht im Stande, das wüst liegende Land anzubauen; sie bedürfen rüstiger Arme, und erblicken doch im fremden Einwanderer ihren Feind!

Die Unabhängigkeitserklärungen der spanischen Kolonien gingen aus dem Bestreben hervor, einmal die spanische Herrschaft zu beseitigen, und dieser Zweck wurde erreicht; sodann wollte man die freisinnigen Ideen des neuern Europa und der großen nordamerikanischen Republik auch in Mexico, Columbia, Peru rc. zur Geltung bringen; in diesem Bestreben ist man seither völlig gescheitert. Nirgends wirken die einzelnen Volksschichten und Klassen zu einem gemeinsamen Ziele; die gegenseitige Abneigung hat zu unaufhörlichen Bürgerkriegen und zu feindlichen Kämpfen der neuen Republiken unter einander geführt. Die Rasse der spanischen Creolen ist im Ausarten und Ableben begriffen, und es scheint keinem Zweifel unterworfen, daß sie, wenigstens in manchen Ländern, die Herrschaft völlig den Mischlingen wird einräumen müssen. Vielleicht haben die Weißen aus romanischem Stamme auf die Dauer keine Zukunft in dem Welttheil, welchen sie zuerst eroberten. Offenbar mangelt ihnen der innere Trieb und die Ausdauer, das mit den Waffen Erkämpfte auch zu behaupten und zu benutzen. Nur allein Chili, auf das wir schon früher hindeuteten, mag aus der Verwirrung sich zu einem blühenden Staate erheben. In den übrigen Republiken sind mehr Elemente der Zerrüttung als der Ordnung und Festigkeit vorhanden und bis jetzt erscheint es noch sehr ungewiß, ob sie aus diesem „Mittelalter" sich zu einer neuen Zeit herausarbeiten werden.

Das große Kaiserreich Brasilien befindet sich in einer eigenthümlichen Lage. Ringsum von spanischen Republiken umgeben, bildet es die einzige Monarchie in Amerika. Aber diese hat eine republikanische Unterlage; die Staatsverfassung kommt in der Praxis mannigfach mit der nordamerikanischen überein, und dem Monarchen steht nur ein bedingtes Einspruchsrecht zu. Auf der ganzen Erde giebt es kein zweites Land, das sich an Lage und Fruchtbarkeit mit Brasilien messen könnte. Eine Küstenstrecke von mehreren hundert Meilen, mit einer gro-

ßen Anzahl herrlicher Häfen, einem System großer Ströme, die das Reich bis tief ins Innere hinein mit Leichtigkeit zugängig machen, eine fast ununterbrochene Abwechselung von Gebirg und Ebene, und ein beinahe überall vortreffliches und gesundes Klima zeichnen dieses Kaiserreich aus, das sich über einen Flächenraum von dreißig Breitengraden und vom südlichen atlantischen Ocean bis an den Fuß der Andes ausbreitet. Seitdem Brasilien selbständig geworden, ist auch ihm der Bürgerkrieg nicht erspart geblieben, und man hat im Süden wie im Norden Versuche gemacht, einzelne Provinzen abzulösen. Aber im Allgemeinen ist in Folge der Stetigkeit in der höchsten Staatswürde, welche dem Ehrgeize ruhmsüchtiger Soldaten unerreichbar bleibt, der Zustand der Dinge in Brasilien weit günstiger als in den südamerikanischen Scheinrepubliken; das Land hat in Anbau und Wohlstand von Jahr zu Jahr Fortschritte gemacht, die bürgerlichen Zuckungen übten immer nur auf einzelne Theile ihren hemmenden Einfluß, und ließen das große Ganze unberührt. Dieses Reich, zehnmal größer als Deutschland, und völlig dazu geeignet mehr Menschen zu ernähren, als ganz Europa zählt, wird jetzt von höchstens siebenthalb Millionen bewohnt, von denen an drei Millionen Sklaven, etwa eine Million Weiße von zum Theil gewiß nicht reinem Blute, die Uebrigen aber Mischlinge und Indianer sind. Die Besiedelung des großen Landes ist noch in den ersten Anfängen; im Innern fehlt es gänzlich an größeren Städten, und Geschäftsleben findet sich nur in den Handelsplätzen an der Küste. In Mexico und Mittel-Amerika und den ehemals spanischen Kolonien im Süden sind, wie wir schon bemerkten, gleichsam ganze Mischlingsnationen entstanden, und diese Mestizen stehen zu den Weißen in einem feindlichen Gegensatze. In Brasilien ist die Vermischung der Rassen noch viel weiter gegangen, und die Amalgamation verschiedener Volksbestandtheile beinahe vollendet. In vielen Gegenden findet man gar keinen weißen Mann, und nicht der Mestize, der Abkömmling des Europäers und Indianers, sondern der Mulatte hat entschieden das Uebergewicht. In Brasilien allein gilt keine Aristokratie der Haut; die verschiedenen Rassen leben friedlich und in Eintracht mit und neben einander; es giebt keinen andern Unterschied als den zwischen dem Freien und dem Sklaven, und selbst dieser ist weniger herabgewürdigt, als in andern Ländern. Die Verfassung macht keinen Unterschied zwischen Weißen, Farbigen und Schwarzen, und wenn die beiden letzteren sich auch gern „Senhores Blancos" (Herren Weißen) auch dann nennen lassen, wenn das Ebenholz und Kaffebraun ihrer Haut diese Benennung Lügen straft, so geben sie doch keine Unterordnung unter den Europäer zu, und sind alle gleich stolz darauf, echte Brasilianer, Brasileiros verdadeiros, zu sein. Im Heere dienen Neger als Generäle, die meisten Officiere sind aus gemischtem Blute, Mulatten sitzen im Ministerrath des Kaisers; die Weißen bilden also längst keine bevorzugte Klasse mehr. In Brasilien haben die verschiedenen Rassen sich rascher zu einer Gesammtheit

verschmolzen, als einst die germanischen Eroberer in Gallien und Spanien mit den bezwungenen Völkerschaften, oder als die Normannen mit den Angelsachsen; und sie leben, wie gesagt, nicht in schroffem Antagonismus. Das große Land zwischen dem Aequator und dem südlichen Wendekreise scheint dazu bestimmt, dem Neger und dem Mulatten Gelegenheit zu freiester Entwickelung aller Kräfte und zur Entfaltung aller ihnen beiden innewohnenden Fähigkeiten zu geben; nicht wie auf Haiti, wo Schwarze und Farbige unter einander in Streit leben und die Europäer hassen und abhalten, sondern in friedlichem Verkehr mit den Weißen und unter fortwährendem Einflusse derselben. Dort wird sich also auch im Fortgange der Zeit herausstellen, welcher Civilisation, unter den günstigsten Umständen die sich denken lassen, die Neger und Mulatten fähig sind. Die südlichsten Provinzen Brasiliens werden allem Anschein zufolge einst einen selbständigen Staatenbund bilden, aber das Land im Norden von Santa Catharina oder Rio Janeiro bleibt ohne Zweifel meist in der Gewalt der Afrikaner und der Mischlinge. Hier wird ein für die Menschenkunde im höchsten Grade interessantes Problem gelöst werden.

Wir haben der Sklaverei erwähnt. Mit Recht empört sich das Gefühl bei dem Gedanken, daß ein Mensch des andern Menschen willenloses Werkzeug sein solle. Aber die Sklaverei ist eine Thatsache, welche vorhanden war so weit unsere geschichtliche Kunde reicht. Der schwarze afrikanische Mann, der Neger, ist immer und allemal wo er mit Menschen andern Stammes in Berührung kam, denselben untergeordnet gewesen. Selbst der Indianer Nord-Amerikas macht ihn zu seinem Sklaven, wie einst der Aegypter, wie der Araber und Maure, wie der Weiße in der Neuen Welt. Es giebt kein schöneres Bestreben, als dahin zu wirken, den Schwarzen aus der Sklaverei zu erlösen. Wir Deutschen haben keinen Antheil am Grund und Boden Amerikas, uns trifft aber auch nicht der Vorwurf, daß unser Volk sich jemals am Sklavenhandel betheiligt hätte. Bei uns ist keine Stadt mit Negerschädeln gepflastert, wie man wohl bildlich von Liverpool gesagt hat. Vom moralischen Standpunkt aus wird Niemand die Sklaverei vertheidigen wollen, vielleicht mit Ausnahme einzelner Sklavenhalter und Negerzüchter. Wenn es sich aber praktisch um die Abschaffung einer Einrichtung handelt, die ziemlich allgemein in Amerika selbst als ein Uebel und als ein Unglück anerkannt wird, dann reichen die Wünsche der Philanthropen und Abolitionisten nicht aus, sondern es kommen auch die Interessen und das ganze Dasein vieler Staaten und vieler Millionen einzelner Bürger in Frage*). England hat in seinen westindischen Kolonien einen großen, zugleich durch Menschenfreundlichkeit und politische Beweggründe bestimmten Versuch gemacht, und mit ungeheuern

*) Man schlägt den Geldwerth der Sklaven in Nord- und Süd-Amerika auf etwa vier tausend Millionen preußischer Thaler an.

Geldopfern seine Sklaven freigekauft. Die französischen Antillen unterliegen demselben Experimente. Der Erfolg ist bis jetzt entschieden ungünstig gewesen; denn im heißen Klima arbeitet der Neger freiwillig nur, um seine einfachen Bedürfnisse bestreiten zu können. In den Vereinigten Staaten, wo die Sklaverei als eine wahre Achillesferse erscheint, wird sie nur allmälig beseitigt werden können, und es gehört zu den Freveln menschenfreundlicher Abolitionisten, daß sie durch unverständigen Eifer den Sklaven ein härteres Loos bereitet und den Tag der Freilassung weiter in die Ferne hinausgerückt haben. Die Abschaffung der Sklaverei ist ebensowohl eine Frage der materiellen Interessen und der Zeit als der Philanthropie. Die Bemühungen, dem Sklavenhandel von Afrika nach Amerika zu steuern, sind bisher durchaus gescheitert. Die europäischen Kreuzer an der Guineaküste haben Hunderte von Schiffen aufgebracht, die mit Negern beladen waren. Aber die bei Weitem größere Zahl der Sklavenschiffe erreicht ihr Ziel, und in Brasilien werden Jahr aus Jahr ein mindestens fünfzigtausend Afrikaner eingeführt. Hundert Schiffe, und unter ihnen manche Dampfer, sind ununterbrochen in einem Handel beschäftigt, der gewinnbringender, wenn auch gewagter ist, als irgend ein anderer. Kostet der Neger an der Küste von Afrika im Einkauf etwa dreißig preußische Thaler, so wird er nach der Landung in Brasilien mit zwei- bis dreihundert bezahlt. Die Schiffe, in welchen man das Menschenfleisch, oder wie der Kunstausdruck lautet, „das Ebenholz" abholt, sind meist auf englischen Werften gezimmert, die Waaren, gegen welche man dasselbe eintauscht, in englischen Fabriken verfertigt worden. Wie lange in Nord-Amerika, auf Cuba und Portorico die Sklaverei noch dauern wird, steht dahin; in Brasilien, das für den Anbau tropischer Erzeugnisse ungemessenen Raum darbietet, wird sie um so weniger einem nahen Erlöschen ausgesetzt sein, da in jenem Lande die öffentliche Meinung entschieden gegen die Abschaffung sich ausspricht. Die südamerikanischen Republiken haben sich der Sklaverei entledigt. Wenn einst die kühnen Gauchos der argentinischen Staaten die weniger streitbaren Brasilianer unter ihr Joch zwängen, und, wie sie sich dessen schon gerühmt, einst die Rolle übernähmen, welche die Mandschu in China gespielt, dann würde allerdings Aussicht vorhanden sein, daß einst auch in Brasilien die Negersklaverei zum großen Theil beseitigt würde.

Uebrigens geräth die Sklaverei durch den Drang der Umstände, Brasilien allein ausgenommen, mehr und mehr ins Gedränge; ihr Kreis verengt sich von Jahr zu Jahr. In den Vereinigten Staaten ist sie im nördlichen Theile nach und nach abgeschafft worden; sie wird allmälig nach dem mexicanischen Meerbusen und nach der heißen Zone hingedrängt, an die caraibische See und in das Gebiet des Amazonenstromes. Auf den Antillen hat sie sich nur auf Cuba und Portorico gefristet. Vielleicht wird einst, wie wir oben schon andeuteten, der Neger eine amerikanische Heimath am Marañon finden, wo Boden und Pflan-

zenwuchs üppiger sind als selbst im Nigerdelta oder in Mozambique. In den gemäßigten Klimaten ruhet die Natur gleichsam einige Monate lang aus, und hält Winterschlaf. Aber an der Mündung des Amazonenstromes sind Meer und Land in ununterbrochenem Ringen, ist die Vegetation so gewaltig, daß sie dem Meere immerfort Boden abgewinnt. In jenem heißfeuchten Klima darf der weiße Mensch keine dauernden Niederlassungen zu gründen wagen. Aber der Neger kann gerade dort, vermöge seiner ganzen körperlichen Begabung, den Kampf mit dieser tropischen Natur bestehen; er, und nur er allein, vermag diesen Boden anzubauen, hier den Urwald zu lichten und wenigstens eine gewisse Summe von Civilisation in diesen, den Europäern auf immer verschlossenen Wildnissen einheimisch zu machen. Hier steht ihm nichts im Wege, sich Verhältnisse zu schaffen, wie er sie wünscht; die Weißen werden ihm vollkommen freien Spielraum gewähren. Uns scheint es keinem Zweifel unterworfen, daß der Gang der Cultur und die Nothwendigkeit den Neger einst auf die heiße Zone beschränken werden, welcher er ursprünglich angehört.

Süd-Amerika ist in vielfacher Hinsicht vor der nördlichen Hälfte des Erdtheils bevorzugt. Es ist reicher und fruchtbarer, und gegen die wunderbare Entwickelung der Stromsysteme des la Plata und des Amazonenstromes verschwindet jenes des Mississippi beinahe in Nichts. Nur fehlt es der jetzigen Bevölkerung an Kraft und Trieb. Wäre das Land, statt von Creolen und Mischlingen, von Anglo-Amerikanern und Deutschen besiedelt, so würden längst Dampfschiffe bis an den Fuß der großen Cordillere hinauf steuern, und der weite Raum mit Meierhöfen und sorgfältig bebaueten Aeckern übersäet sein. Die Volksmenge hat sich im spanischen Amerika seit den Unabhängigkeitskriegen nicht etwa vermehrt, sondern sie ist zurückgegangen. Die Indianer in manchen Gegenden einst von Missionären mühsam zur Arbeit herangebildet, sind zum großen Theil in die alte Barbarei zurückgefallen. Die Städte haben, einige Ausnahmen abgerechnet, an Volksmenge nicht zugenommen, sondern sind meist, von der frühern Blüthe unter der spanischen Herrschaft, herabgesunken. Nichts zeugt im romanischen Amerika von gesundem und sicherm Fortschritt. Die Stadt Pará an der Mündung des Amazonenstromes, am Ausgangspunkte einer Binnenschifffahrt von mehr als zwölftausend, vielleicht von zwanzigtausend Wegstunden, mit dem üppigsten Hinterlande und der herrlichsten Weltlage, zählt kaum 15,000 Einwohner und wurde hundert Jahre eher gegründet als Neu-Orleans am Mississippi. Das ganze spanische Amerika, Westindien mit eingerechnet, hatte drei hundert Jahr nach der Entdeckung höchstens fünfzehn Millionen Bewohner. Davon waren und sind etwa ein Fünftel Weiße, so viele wie in Nord-Amerika der einzige Staat Neu-York zählt. Und rechnet man für das gesammte Amerika im Süden der Vereinigten Staaten auch volle fünf Millionen Weiße, so stellt sich doch als Ergebniß heraus, daß die Gesammtmenge der weißen Bevölkerung, nach drei Jahrhunderten, bei Weitem nicht einmal jener gleichkommt,

welche seit dreißig Jahren sich im Westen der Alleghannies, zwischen diesem Gebirge und dem Mississippi niedergelassen hat. Von den reichlich zwei und zwanzig Millionen Bewohnern der Vereinigten Staaten, die zu Anfang des laufenden Jahrhunderts noch nicht vier Millionen zählten, sind gegen neunzehn Millionen Weiße.

Hier zeigt sich der Einfluß des germanischen Stammes, der politischen und religiösen Freiheit und des Triebes zur Arbeit, gegenüber dem romanischen Volkscharakter, dem politischen und kirchlichen Zwange, und der Trägheit, an einem schlagenden Beispiele. Die südamerikanischen Ströme sind mächtiger als die nordamerikanischen, die Prairien sind nicht so fruchtbar als die Ebenen am Orinoco und Parana. Aber im Norden waltete der Pflug vor, im Süden das Schwert. Der Puritaner kam aus anderen Beweggründen in die mit tiefem Schnee bedeckte neue Heimath, als der Conquistador in den sonnigen Süden; der Pionier im Norden, der das Land erforscht, der Squatter, welcher sich auf der Wiesenflur oder im Walde zuerst anbauet, gleichsam der Weisel für den nachfolgenden Bienenschwarm, ist ein von Hause aus ganz anders gearteter Mensch als der mit seinem Rosse völlig in Eins verwachsene, Rinder hütende Gaucho in den Pampas; der Pflanzer, welcher Kaffe, Zucker und Cacao von Negern bauen läßt, steht in anderen Verhältnissen als der bescheidene Ackersmann, der selbst sein Feld mit Weizen und Mais bestellt.

Nord-Amerika ist vorzugsweise germanisch geworden. Die Spanier haben Florida abgetreten, die Franzosen Louisiana. In Unter-Canada, wo die Letzteren längst englischer Oberherrschaft gehorchen, sind sie überflügelt worden. In den Vereinigten Staaten haben alle Abtheilungen der großen germanischen Familie ihre Vertreter, und mischen ihre Säfte wieder unter einander. Die in Europa vereinzelten Glieder wachsen auf dem neuen Boden zu einem Leibe, die sich in einander verflechtenden Zweige zu einem gewaltigen Stamme zusammen: Engländer, Schotten, Deutsche, Holländer, Schweden und Norweger. Und dazu kommt noch leichtes Blut des keltischen Irländers. Der angelsächsische Stamm und das germanische Wesen nahmen einst auf dem Eilande Britannien einen insularischen Charakter an. Auf einem Festlande, wo heute kaum noch die Wüste scheidend und trennend einwirkt, gewinnt er unter eigenthümlichen physischen Bedingungen und durch Vermischung und Nebeneinanderleben mit verwandten Volksgenossen wieder ein völlig continentales Gepräge, ohne doch den oceanischen Scharfblick einzubüßen, welcher den englischen Stamm auszeichnet. Er entfaltet eine wunderbare Ausdehnungskraft; und wie einst vor anderthalb tausend Jahren die germanischen Völker aus Deutschland zogen, um das ganze römische Europa zu bezwingen, so haben die continentalgewordenen Angelsachsen in Nord-Amerika sich den Neuen Continent in der gesammten Breite bis zu den Gestaden Californiens zu eigen gemacht, und dem längst sprüchwörtlich gewordenen

„Saxon thirst for boundless sway" volles Genüge gethan. Aber sie zerstören nicht, sondern bauen auf, und wo sie einreißen, schaffen sie zugleich. Der neugermanische Staat in Amerika unterscheidet sich wesentlich vom europäischen Staate. Er beruhet auf Föderalismus, auf einem Principe, das den einzelnen Theilen so viele Freiheit und Selbstthätigkeit gestattet, als das Interesse des Ganzen irgend vertragen will. Er hat die repräsentative Demokratie auf breitester Grundlage eingeführt, er erkennt keine bevorzugten Stellungen an, und verwirft alles Feudalistische und Monarchische. All und jede Union zwischen Staat und Kirche ist von ihm vollkommen beseitigt worden; das politische Regiment weiß nichts von irgend einem kirchlichen Bekenntnisse. Diese Grundsätze stehen in unbestrittener Geltung; sie durchdringen das gesammte Volks- und Staatsleben, beherrschen Nord-Amerika, und wirken mit Macht auf Europa zurück, während sie im ehemals spanischen Gebiete noch nicht zum Durchbruche gelangten. Vom Creolen unterscheidet sich der Neugermane Amerikas auch darin, daß er nie mit den Indianern und Negern sich in der Ausdehnung vermischte, wie es von jenem geschah. Nirgends haben bei ihm die Mischlinge an Zahl die Oberhand gewonnen, oder auch nur irgend welchen Einfluß üben können. Der Angelsachse civilisirt die anderen Rassen, oder er weihet sie dem Untergange.

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sind aus den dreizehn englischen Kolonien erwachsen, welche seit Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts am atlantischen Ocean von den Gränzen Acadiens bis hinab zu jenen Floridas gegründet wurden. Man stellt gewöhnlich die Behauptung auf, daß sie ihr Entstehen dem Hang und Drang nach religiöser und staatlicher Freiheit verdanken; aber dieser Satz ist nur unter Einschränkungen gültig. Die Puritaner waren bei der Gründung von Virginien, beider Carolina, Neu-York und Neu-Hampshire nicht betheiligt; wohl aber lagen bei der Besiedelung von Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut, Pennsylvanien und Maryland kirchliche Beweggründe vor. Puritaner, Quäker und Katholiken allesammt wollten dem Drucke der englischen Hochkirche sich entziehen. Die ersten Einwanderer aus England gehörten verschiedenen Klassen und man kann sagen auch verschiedenen Volksstämmen an, da im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert noch nicht alle Gegensätze zwischen Sachsen und Normannen erloschen waren, und dann in Cavalieren und Puritanern nachwirkten. Neu-England wurde vorzugsweise puritanisch und angelsächsisch; seine Bewohner waren ernst und finster bis zum Fanatismus, sinnend und grübelnd, aber fleißig und zäh fast bis zur Hartnäckigkeit, und voll unbeugsamen Muthes. Sie paßten für ihr kaltes Land. In Virginien, Carolina und Maryland war das normannische Element überwiegend, das Wesen der Cavaliere, die in ganzen Schaaren nach Amerika strömten, als in England die Rundköpfe zur Herrschaft gelangten. Sie brachten ihre monarchischen Gesinnungen und ihre feudalistischen Ansichten und Gewohnheiten mit hinüber; das Recht der Erst-

geburt, und die Hof- und Staatskirche. Sie bildeten eine Landaristokratie, ließen ihre Felder von Sklaven bestellen und arbeiteten nicht selbst. Aber der Boden Nord-Amerikas ist den Standesvorrechten und den Privilegien nie günstig gewesen. Selbst die Cavaliere konnten und mochten erbliche Bevorzugungen nicht aufrecht erhalten, nachdem sie während einiger Menschenalter die reine Luft der Freiheit eingeathmet hatten. Den englischen Einwanderern folgten Holländer, Schotten, Deutsche und französische Calvinisten, lauter unternehmende und starkmuthige Menschen; denn die Trägen, Schwachen oder Kranken wagten die gefahrvolle Reise über den Ocean nicht.

Die Bewohner der dreizehn Kolonien hatten ihre Freibriefe und Verfassungen. Sie konnten sich, fern von England und fern vom Hofe, frei und selbständig entwickeln; sie hielten oft in heißem Streite mit den Statthaltern und der Krone an ihrem guten Rechte, und als das Mutterland ihnen Ungebühr zumuthete, und nachdem jeder Versuch zu billiger Ausgleichung fehlgeschlagen war, erklärten sie sich für unabhängig, behaupteten die Unabhängigkeit mit den Waffen und bildeten eine Republik. Im angelsächsischen Amerika war der Freistaat eine Nothwendigkeit; alle Bedingungen zu ihm waren gegeben und vorhanden; im spanischen Amerika war die Republik, für welche die Unterlage und die rechten Menschen fehlten, ein Zufall. Daher ist die Entwickelung und Geschichte in beiden so grundverschieden, und wird es immer bleiben. Die Nord-Amerikaner stellten keine Theorie auf, entwarfen keine neuen Pläne zum Neubau des Staates. Sie hingen mit Vorliebe an ihren alten freien Einrichtungen; für diese griffen sie zum Schwerte. Als der englische Monarch sie ungerecht besteuerte, schrieben sie ihm und dem britischen Parlamente den Absagebrief. Sie konnten eines Königs entbehren, und schufen sich in ihrem Congresse ein eigenes Parlament.

Vor nun gerade einhundert Jahren, 1750, ergab eine Abschätzung der Bevölkerung in den dreizehn Kolonien, die Summe von 1,046,000 Seelen. Die Abschätzung von 1850 wird ohne Zweifel ein Resultat von zwei und zwanzig bis drei und zwanzig Millionen liefern. Allein im Hafen von Neu-York landeten 1848 europäische Einwanderer 191,907, und im Jahre 1849 schon 232,000! Die Staaten zwischen dem Meere und den Alleghannies gleichen einem mächtigen Bienenkorbe, der seine Schwärme über die ganze Breite des Continentes aussendet. Dieser atlantische Osten hat eine Küste von 1000 deutschen Wegstunden Länge; das Land am mexicanischen Golf eine solche von 800, die Küste von Oregon und Ober-Californien von mehr als 800. Der Mississippi und die westlichen Binnengewässer werden auf einer Strecke von etwa 8000 Stunden mit Dampfschiffen befahren, deren die Vereinigten Staaten auf den Strömen, Seen und Meeren weit über tausend zählen. In der Gewerbsamkeit, welcher sie zu gesundem Emporwachsen und Gedeihen kräftigen, verständig bemessenen Schutz ge-

währten, beginnen sie auf den Weltmärkten selbst gegen England den Mitbewerb auszuhalten, ihre Handelsmarine, welche schon jetzt die Ziffer von dritthalb Millionen Tonnen erreicht, und mit etwa einmal hunderttausend Seeleuten bemannt ist, steht lediglich jener von Großbritannien nach. Der Osten und Westen sind durch ein ausgedehntes Netz von natürlichen und künstlichen Wasserstraßen und Eisenbahnen in bequeme Verbindung mit einander gebracht worden, und vom Sanct Lorenzstrome bis in das Delta des Mississippi ziehen sich elektromagnetische Drähte. Die materielle Wohlfahrt der Vereinigten Staaten hat in der Weltgeschichte kein Gegenstück, und für die Raschheit eines solchen Fortschrittes und eines solchen Gedeihens giebt es kein Beispiel. Im Jahre 1607 erschien in der Chesapeakebay ein Schiff mit Auswanderern, den ersten, welche aus England in der Absicht kamen, eine dauernde Niederlassung zu gründen. Diese einhundert fünfzig Ansiedler baueten Jamestown in Virginien, wählten 1619 ihre Volksvertretung, bekamen Antheil an der Regierung und erhielten 1621 für Virginien eine geschriebene Verfassung, ihren Freibrief. Das war der Anbeginn der Vereinigten Staaten.

Gegen Ablauf des verflossenen Jahrhunderts begann der Strom der Einwanderung sich nach Westen zu lenken; das Mississippithal, ein Land von der Ausdehnung Europa's zwischen Norwegen und Kap Matapan wurde besiedelt. Von Frankreich wurde Louisiana, von Spanien Florida erworben; Mexico wurde gezwungen Texas, Neu-Mexico und Californien aufzugeben. Der nordamerikanische Adler taucht nun seine Schwingen in die großen canadischen Seen, in den atlantischen Ocean, in den mexicanischen Golf und in die Wogen des Stillen Weltmeeres. Seit 1792 bildete sich im Westgebiete ein Staat nach dem andern, und in rascher Folge traten Kentucky, Tennessee, Ohio, Indiana, Mississippi, Alabama und Michigan in den großen Bund. Aus dem alten Louisiana, das in den Händen der Franzosen gleichsam leblos war, sind seit 1812 nicht weniger als fünf Staaten erwachsen: Louisiana, Missouri, Arkansas, Jowa und Wisconsin; ein sechster, Minnisota, ist in der Bildung begriffen; vielleicht schon ein siebenter, Nebraska. Florida und Texas traten 1845 in die Union, welcher eben jetzt noch der Mormonenstaat Deseret (Utah) in der Wüste, Neu-Mexico und Californien hinzugefügt werden, nachdem Oregon schon seit einigen Jahren als besonderes Gebiet anerkannt worden ist. In diesem gewaltigen Lande ist Raum für hunderte von Millionen fleißiger Menschen. Die Bewohner dieses Riesenstaatenbundes bilden eine Bevölkerung mit gemeinsamen Interessen. Ungeachtet der großen Ausdehnung ihres Gebietes ist unter ihnen weit mehr vorhanden, was sie zusammenknüpft, als was trennt. Und wenn einst bei einer Volksmenge von sechszig oder achtzig oder hundert Millionen und mehr die Union in verschiedene Bestandtheile zerlegt werden sollte, so wird die Trennung eine friedliche sein. Nord-Amerika macht in leichtester, Staunen erregender Weise den

großartigsten politischen Versuch, und bis jetzt ist derselbe glänzend gelungen. Ein Föderativstaat von dreißig Monarchien wird unter allen Umständen eine Fehlgeburt sein müssen; in den dreißig repräsentativen Demokratien Nord-Amerikas wirkt seit sechszig Jahren das föderative Princip in sicherer und stetiger Weise, und jede Schwierigkeit, welche etwa auftauchte, hat nur dazu gedient, die unermeßlichen Vortheile der Union heller ins Licht zu stellen, und darzuthun, wie eng die moralischen, politischen und Handels-Interessen zwischen allen Theilen sind. Die Stimmurne, in welche jeder Bürger seinen Willen niederlegt, übt größere und nachhaltigere Wirksamkeit, als in Europa Polizei und stehende Heere; in den jungen Republiken wurde für den Volksunterricht freigebiger gesorgt, als in irgend einem Staate der alten Welt, und das religiöse Element bedarf keiner Staatskirche, um das ganze Volk zu durchdringen. Da durch den Dampf Raum und Zeit nahezu vernichtet sind, und auch zwischen weit entfernten Gegenden der Verkehr mit wunderbarer Leichtigkeit unterhalten wird, so ist die wechselseitige Einwirkung aller Theile stets lebendig, und die Interessen verschlingen sich immer enger. Durch die Union sind die einzelnen Staaten mit einander verschwistert; sie gewährt allen ihren Gliedern Macht, Ruhm, Vortheile und Wohlthaten. Nur in und mit der Union gelten die Einzelnen in der Welt, die enge Verbrüderung der Staaten ist zu ihrer Größe unentbehrlich, und giebt ihnen eine Gewähr für die Dauer der republikanischen Regierungsform *).

Ein Vergleich zwischen der Geschichte Europas und jener von Nord-Amerika während der Zeit seit der ersten französischen Revolution, fällt in jedem Betrachte zum Vortheil der Vereinigten Staaten aus. Die alte Welt wurde durch Kriege zerrüttet, ein Soldatenkaiser beherrschte Europa, warf Königreiche über den Haufen, das Blut floß in Strömen, und tausende von Millionen wurden für unproductive Zwecke und monarchischen Ehrgeiz vergeudet. Nach dem Falle des Gewaltigen haben die Völker nicht aufgehört, gegen ihre Beherrscher sich aufzulehnen, und weit über eine Million Soldaten stehen in Waffen, um die Völker niederzuhalten und den Leidenschaften der Monarchen und ihrer Cabinete dienstbar zu sein. Vor sechszig Jahren war das ganze Mississippiland noch eine Einöde, eine ausgedehnte Wildniß, in welcher nur einige wenige Ansiedelungen zerstreut lagen. Auch dieses Reich ist erobert worden, aber nicht von Soldaten mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel, sondern vom Fleiße des

*) Während der heftigen Congreß-Debatte über die Zulassung Californiens, in welcher die Sklavenfrage sich als scharfe Ecke in den Vordergrund rückte und von einzelnen Rednern die Auflösung der Union in Aussicht gestellt wurde, sprach im Repräsentantenhause zu Washington der Abgeordnete Mac Lanahan aus Pennsylvanien am 19. Februar 1850 folgende Worte: „Die Union soll und muß erhalten werden. Diese Nation hat nur Ein Herz. Jeder Pulsschlag desselben klopft für die Union. Diese Union ist außer Gefahr. Wenn der Congreß und der Präsident sie nicht erhalten können, so werden es zwanzig Millionen Bürger thun. Eine elektrische Kette umschlingt sie mit einem innigen Bruderband."

Bauern, der Geschicklichkeit des Handwerkers, dem unternehmenden Geiste der Kaufleute. Sie haben Sümpfe ausgetrocknet, Wälder gelichtet, Straßen gebahnt, Kanäle gegraben, Schiffe gezimmert und blühende Staaten gegründet; sie haben binnen zwei Menschenaltern jene Wüstenei mit zehn Millionen betriebsamer Menschen bevölkert, und den Künsten des Friedens, der bürgerlichen und religiösen Freiheit, der Gesittung überhaupt eine neue Heimath bereitet. In diesen sechszig Jahren ist im Mississippilande nicht so viel Blut im Kampfe gegen die Indianer vergossen worden, wie in einer einzigen Schlacht, welche die Soldaten der europäischen Reiche zu Hunderten geschlagen haben, und zwar die meisten zu völlig unnützen oder geradezu schädlichen Zwecken. Aus den europäischen Kriegen und Eroberungen ist kein Segen aufgekeimt, aber in dem durch friedlichen Fleiß und Schweiß eroberten Westlande herrscht Gedeihen und beispielloser Wohlstand. Auf seinen Strömen wird ein Binnenhandel getrieben, der jenem zwischen Europa und Nordamerika gleich kommt. Vor 1817 wurde der Verkehr zwischen Neu-Orleans und dem Oberlande durch zwanzig Barken vermittelt, die zusammen keine so große Last trugen, wie heute ein einziges Mississippi-Dampfboot. Gegenwärtig übersteigt die Einfuhr und Ausfuhr dieses Westlandes den Werth von mehr als dreihundert und funfzig Millionen preußischer Thaler, und nicht Hunderte, sondern Tausende von Städten erheben sich in der frühern Einöde.

Die Vereinigten Staaten bedecken einen Flächenraum, der an Ausdehnung hinter jenem Europas, Rußland mit eingerechnet, nur um wenige tausend Geviertmeilen zurücksteht. Bis vor Kurzem war alles Leben und aller Verkehr auf den Osten und das Mississippiland beschränkt; in die Prairien und über die Gebirge im fernen Westen drangen nur einzelne Handelsleute mit ihren Karawanen, Fallensteller, die auf den Biberfang auszogen, und an Entbehrungen und Gefahren aller Art gewöhnte Pelzhändler. Seit der Besiedelung der Stromthäler des Columbia und Willamette wurde Oregon den Interessen der Bewohner in den älteren Staaten näher gerückt, und nachdem sich in Californien die alte Mythe vom Pactolus verwirklichte, und dieses Land kaum drei Jahre in den Händen einer germanischen Bevölkerung sich befindet, ist an der früher gleichsam todten Westküste ein regsames Leben und Streben erwacht. Dort, am Stillen Weltmeere, erwächst ein neues Reich, das wiederum vielen Millionen eine Heimath zu bieten vermag. Diese neue und junge Bevölkerung kommt ausgerüstet zugleich mit der Energie, welche Abhärtung des Körpers, Arbeitsgewöhnung und Hang zum Reichwerden verleihen, und der Energie eines kräftigen republikanischen Bürgerthums, einer auf gesunder Unterlage ruhenden Civilisation. Von Californien aus wird eine neue Weltbewegung beginnen; der Welthandel wird sich in neue Bahnen lenken. Gegenüber der nordamerikanischen Westküste liegt der Orient der alten Welt, — liegen Indien, die großen und

reichen Eilandfluren der Sundainseln und der Philippinen, liegen Australien und Neu-Seeland, China und Japan, welche allesammt sich auf die Dauer der Einwirkung des frischen und scharfen Geistes nicht entziehen können, welcher diese junge unternehmungslustige Bevölkerung beseelt. Sie hat denselben kühnen Muth und mehr Ausdauer, als einst die spanischen Eroberer. Die Ansiedler zwischen der Sierra Nevada und dem großen Ocean sind von Hause aus an harte Arbeit gewöhnt, bedürfen der Negersklaven nicht, lieben die Freiheit, und wissen, daß die Größe und die Macht, die bürgerliche Wohlfahrt und das materielle Gedeihen eines Volkes von der Art und Weise abhängen, wie es die Kräfte der Natur sich unterthan zu machen weiß. Die Siege, welche Pflugschaar, Sense und Hacke erringen sind allemal dauernder, als die durch das Schwert erworbenen Lorbeeren. In den seither vom Fußtritt weißer Männer kaum berührten Strecken im Westen der Cordillere und der Seealpen, an den Gebirgen und Flußthälern, wo man edle Metalle, und das Eisen, werthvoller als Silber oder Gold, aus dem Schooße der Erde gräbt, steigen große Städte voll geschäftigen Lebens gleichsam über Nacht empor; und der neubeackerte Boden giebt reichen Ertrag. Unaufhaltsam drängt wieder eine neue Völkerwanderung auf dreifacher Bahn, man könnte sagen lawinengleich, zu dem neuen Dorado: — auf dem weiten Seewege um das Vorgebirge Horn, auf der gefährlichern und beschwerlichern Bahn durch die Einöden und über die Schneegebirge zwischen Mississippi und dem Ocean, und über die Landenge von Panama.

Erst seit Californien dem Unternehmungsgeiste germanischer Männer sich erschlossen, ist die ganze Westküste Amerikas vom Oregonlande bis zum südlichen Chili zu thätigem Leben erweckt worden. Für alle diese Küstenländer, welche seither passiv dagelegen, ist die Zeit gekommen, thätig und bestimmend auf die Geschicke der westlichen wie der östlichen Welt einzuwirken. Durch den Handel mit dem Morgenlande, insbesondere durch die Schätze Indiens, haben sich einst Alexandria, Venedig, Portugal, Amsterdam und die Städte Oberdeutschlands zu Macht und Reichthum erhoben. Das Erbe Aller hat England angetreten. Fortan wird es seinen Gewinn mit den Nordamerikanern wenigstens theilen müssen. Diese begreifen, daß sie, durch Erwerbung der Westküste für den Handel mit China, über Europa einen großen Vorsprung gewannen, und legen Hand an die Verwirklichung des Planes, den Handel zwischen dem Osten Asiens und Europa quer durch ihr Land zu leiten, und ihm somit eine neue Bahn zu öffnen, welche sie zu Herren des gesammten Welthandels machen muß. Deshalb legen sie Schienen über die Landenge von Panama, deshalb streben sie dahin, einen Kanal durch dem Isthmus von Tehuantepec zu graben, und vom Mississippi aus eine Eisenbahn nach San Francisco zu bauen. Deshalb endlich erleichtern sie die Verbindung mit der Westküste durch eine ganze Flotte von Dampfschiffen, und knüpfen durch tausend Bande den Verkehr immer enger. Für

den Handel mit den tropischen Gegenden haben die Vereinigten Staaten gleichfalls eine glücklichere Weltlage als Europa, dessen südlichste Spitze nicht über den dreißigsten Grad nördlicher Breite hinausreicht, während alle Ströme Indiens südlicher liegen. Der Europäer, welcher seine Erzeugnisse nach dem Gangeslande sendet, um dessen Producte einzutauschen, muß sein Schiff um Afrika herumsenden, und darf dasselbe vor Ablauf von neun Monaten nicht zurückerwarten. Ein Segelschiff von San Francisco wird kaum halb so viel Zeit nöthig haben. Die Mississippimündung ist nur etwa zwölf bis dreizehn hundert Stunden von jener des Amazonenstroms entfernt, und liegt jener des Orinoco noch weit näher; ein Schiff aus Neu-Orleans segelt in drei bis vier Wochen nach Pará oder Angostura und bringt in derselben Zeit seine Ladung an den Mississippi. Einst wird der größte Theil des tropischen Handels beider Erdhälften in nordamerikanische Verkehrsbahnen gelenkt werden.

Denn es fehlt den Vereinigten Staaten an keiner Grundlage, an keiner einzigen Bedingung zu einer materiellen Entwickelung und zu einer Größe, wie die Welt sie noch nicht gesehen. Ihre Hülfsquellen sind ausgedehnter, als sie irgend ein europäisches Land besitzt. Sie haben fruchtbaren Boden für die Erzeugnisse der gemäßigten und heißen Zone, dichte Wälder und üppige Wiesen. Sie besitzen in unerschöpflicher Fülle zwölfmal so viel Kohlen als ganz Europa, und in ähnlichem Verhältnisse mehr Eisen und Gold, Blei und Kupfer. Und dazu weite Küstenstrecken mit trefflichen Häfen, schiffbare Ströme und Seen in Menge, schon jetzt mehr als zwölfhundert deutsche Meilen Eisenbahn, dreitausend deutsche Meilen elektrische Telegraphen, und eine unvergleichliche Weltlage zwischen Asien und Europa. Dieser Vortheile ist das amerikanische Volk sich wohl bewußt, und in ihm reichen sich der kühne Unternehmungsgeist des Angelsachsen, und die ausdauernde Beharrlichkeit des Deutschen brüderlich die Hand.

Bisher war England die herrschende Macht auf der See *). Wie die britischen Inseln einst Schwärme von Angelsachsen und Normannen in sich aufnahmen, die ein neues Staatsleben und neue Cultur auf keltischem Boden begründeten, so hat dieses Großbritannien seit dritthalbhundert Jahren seinerseits wieder Schwärme in die westliche und östliche Welt ausgesandt, welche angelsächsische Gesittung dort verbreiten, wo nur Rohheit und Barbarei herrschten. So ist angelsächsisches Wesen auf dem Festlande Nordamerikas, in Westindien, an den Küsten Südamerikas, auf der Südspitze von Afrika, in Indien und auf dem indischen Archipelagus, in Australien und auf Neu-Seeland in unbestrittener Herrschaft. Die Welt ist von einem Gürtel germanischen Volkes umspannt.

*) Das Motto vor Simmonds Colonial Magazine lautet: „The chart of our Colonies is a chart of the World in outline; for we sweep the Globe, and touch every shore.“

England mag, wenn es einst von seiner gewaltigen Höhe herabsinken sollte, immer noch mit Stolz von sich sagen, daß es seine Söhne über die ganze weite Welt ausgesandt, und seine Sprache und Gesittung in solcher Ausdehnung verbreitet habe, wie kein Staat, kein Volk vor ihm.

Man hat geäußert, Amerika habe keinen Orient. Wohl hat es ihn. Sein Morgenland ist die Alte Welt. Aus dieser hat es sich ergänzen müssen, und auch in Zukunft wird es befruchtende Keime aus Europa empfangen. Hegel sagte, Amerika sei „bisjetzt nur der Wiederhall der Alten Welt und der Ausdruck fremder Lebendigkeit gewesen."

Aber was für ein Ausdruck! Der junge gewaltige Riese hat die europäischen Bande gesprengt; er rührt seine Glieder in frischester Jugendstärke und froher Jugendlust. Dem alten Europa ist er längst über die Schultern emporgewachsen. Er hat einen ungeheuern Raum zu freiester Entfaltung aller seiner Kräfte. Ihn hemmt kein veraltetes europäisches Erbgetrümmer. Und bevor einige Menschenalter verfließen, werden die Vereinigten Staaten nicht bloß die Geschicke von ganz Amerika, sondern auch jene Europas und des alten Orientes bestimmen.

„Westward the star of empire takes its way!"

Erstes Hauptstück.

Island und Grönland.

Das altnorwegische Freithum wurde gebrochen, als im neunten Jahrhundert ein mächtiger Häuptling, Harald Schönhaar (Hárfagr), die übrigen kleinen Seekönige sich unterwarf, welche bisher in Unabhängigkeit an den Föhrden und auf den Inseln vor der Küste geherrscht hatten. Der König eignete sich Grund und Boden in dem von ihm eroberten Lande zu, legte Steuern auf, und setzte Jarle ein, die in seinem Namen Recht sprachen. Solchem Zwange mochten die Häuptlinge sich nicht fügen; viele verließen das Vaterland, zogen als Wikinger auf Abenteuer aus, oder als Ansiedler nach einem vor Kurzem entdeckten Lande.

Im Jahre 861 war Naddodd, ein Seeräuber, auf einer Fahrt von Norwegen nach den Faröern, weithin nach Nordosten an ein Land verschlagen worden, das er weit und breit mit Schnee bedeckt fand. Er nannte es Snjoland. Wenige Jahre später wurde ein schwedischer Seefahrer, Gardar, auf einer Reise nach den Hebriden, an die Ostküste jenes Schneelandes getrieben. Er umsegelte dasselbe und belegte die Insel, auf welcher er 864 ein Haus gebaut, mit dem Namen Gardarsholm. Nach seiner Rückkehr verbreitete sich die Kunde von dem neuentdeckten Lande überall in ganz Norwegen, und reizte die Unternehmungslust der kühnen Wikinger. Floki und Fara fuhren nach den Shetlands Inseln und den Faröern, und steuerten dann dem hohen Norden zu. Auf freier See ließen sie, nach altnordischem Brauch, heilige Vögel fliegen, welche ihnen die Lage des Landes andeuten sollten. Der dritte ihrer Raben geleitete sie nach Gardarsholm, das sie wegen der Menge von Treibeis in den Buchten Island nannten. Bald folgten andere Wikinger aus Norwegen, um auf einer Insel, „wo die Männer vom Drucke der Könige und Tyrannen frei waren", eine Zuflucht zu suchen. Sechszig Jahre lang dauerte der Zug der Auswanderung fast ohne alle Unterbrechung; sie wurde einst so stark, daß Harald fürchtete, sein Königreich könne entvölkert werden, und deshalb Jedem verbot, Norwegen ohne seine besondere Erlaubniß zu verlassen. Bevor ein Jahrhundert verfloß,

war ganz Island, so weit es irgend bewohnbar ist, mit Ansiedlern gefüllt; denn auch aus den übrigen nordischen Reichen und von den britischen Inseln war Zuzug gekommen. Die Isländer zeichneten sich vor allen übrigen Bewohnern des skandinavischen Nordens durch unbezwingliche Freiheitsliebe aus, durch kühnen Unternehmungsgeist, durch Scharfsinn und beißenden, weitgefürchteten Witz. Isländische Seefahrer durchschnitten alle damals bekannten Meere; isländische Dichter wurden im ganzen Norden mit Ehren aufgenommen *).

Die Ansiedler brachten aus der alten Heimath ihre gesammte fahrende Habe mit in das neue Vaterland; auch die Erde, auf welcher die Altäre ihrer Götter gestanden, hatten sie nicht vergessen. Mit ihnen kamen, als Gefolge, ihre Freunde und Verwandten. Als ihre Zahl mehr und mehr anwuchs, schufen sie sich eine Regierung; wie in Norwegen versammelten sie sich zu einem Thing und nahmen 928 ein für die ganze Insel gültiges Gesetz an, das lebendig im Volke lebte und erst nach Ablauf von zwei Jahrhunderten niedergeschrieben wurde. Durch dasselbe wurde die Insel in vier Theile getheilt, die wieder in drei Unterabtheilungen zerfielen, mit Ausnahme der nördlichen, welche man wegen ihres großen Umfanges in vier zerlegte. Die Unterabtheilungen waren in Bezirke (Hreppar) gesondert, gewöhnlich in zehn. Jeder Abtheilung standen Beamte vor, die das Volk wählte. Die Bezirksvorsteher, Hreppstiorar, sprachen Recht, sorgten für Aufrechterhaltung der öffentlichen Sittlichkeit und verwalteten das Armenwesen. In einem von der Natur so stiefmütterlich bedachten Lande galt Armuth, wenn sie selbstverschuldet und Folge der Trägheit oder eines Verbrechens war, für ein politisches Vergehen. Das Gesetz war in diesem Punkte unerbittlich streng. Wer in Folge eigener Schuld arm geworden war, verlor sein Bürgerrecht, und blieb von allen Volksversammlungen ausgeschlossen. Kinder, welche mit und beim Betteln aufwuchsen, büßten so lange alles Anrecht Eigenthum zu erben ein, bis sie drei Jahre lang sich auf ehrenwerthe Art durch Arbeiten ernährt hatten. Es war ausdrücklich verboten, Bettler zu unterstützen, und sie waren harten und grausamen Strafen unterworfen **). Um Armuth zu verhüten, war der ganze Bezirk solidarisch verpflichtet, Jeden zu unterstützen, welcher ohne seine Schuld in Armuth verfiel. Brannte sein Haus ab, kam sein Vieh bei Schneestürmen oder durch Seuchen um, so traten Geschworene zusammen und schätzten binnen vierzehn Tagen den Schaden ab. Wer im Alter dürftig wurde, mußte von seinen Verwandten oder in gewissen Fällen vom Bezirk unterstützt werden. Die Vorsteher der einzelnen Provinzen waren zugleich

*) Die Entdeckung von Amerika durch die Isländer im zehnten und eilften Jahrhunderte. Von K. H. Hermes, Braunschweig 1844.

**) Lex de ejusmodi mendicis impune castrandis etiamsi cum eorundem nece conjunctum foret. Ne videlicet hostiatim vivendo liberos gignent similes parentibus. Tit. de pupil. cap. 33.

Richter und Priester, sie führten in den Versammlungen den Vorsitz und wachten über die heiligen Gebräuche in den Tempeln. Ihre Stelle war im Allgemeinen erblich; sie gewährte aber keine besonderen Vorrechte und keine belangreichen Einnahmen. In sämmtlichen Abtheilungen wurde jährlich zum Mindesten einmal beim Haupttempel große Volksversammlung gehalten. Der Lagmann war der oberste Richter der ganzen Insel; er führte auch im Althing oder der großen allgemeinen Volksversammlung den Vorsitz. Im Einvernehmen mit den übrigen Vorstehern konnte er das Gesetz auslegen, und im Nothfall es auch abändern und verbessern; als oberster Beamter lag ihm zugleich die Pflicht ob, dasselbe zu vollziehen. Anfangs war der Lagmann und zwar vom Althing, auf Lebenszeit gewählt worden, später auf kürzere Zeit. Die Isländer datirten ihre Zeitrechnung nach dem Anfang der Wahl ihrer Lagmänner, deren binnen 332 Jahren — so lange dauerte die Republik — einunddreißig auf einander folgten. Unter ihnen war der berühmte Snorro Sturleson, der Verfasser der Edda. Das Althing, die allgemeine Volksversammlung, wurde jährlich im Mai am Thingvalla-See abgehalten und dauerte vierzehn Tage. Jeder freie Mann hatte Zutritt und das Recht, seine Meinung zu äußern.

Das Christenthum fand auf Island schon unter den ersten Ansiedlern Bekenner; nach langen Kämpfen zwischen den Anhängern Odins und Thors und den Anhängern der neuen Lehre, gewann die letztere einen vollkommenen Sieg. Die Insel bekam ihren Bischof, der in Erfurt seine Bildung, in Bremen die Weihen erhalten hatte. Lange Zeit fügten sich die isländischen Geistlichen dem Gebote der Ehelosigkeit nicht, erst als die Unabhängigkeit verloren war, zwang man ihnen den Cölibat auf. Mit dem Heidenthum erlosch die alte Anhänglichkeit an das Gesetz; man konnte sich lange Zeit in das Christenthum nicht recht hineinfinden. Allmälig verwandelte sich die Aristokratie der Häuptlinge in eine Oligarchie, welche das Land mit ununterbrochenen, blutigen Kämpfen erfüllte, in denen man sich um Hülfe und Unterstützung an den norwegischen König Hakon wandte. Diesem unterwarf sich Island im Jahre 1261; es verpflichtete sich zur Zinszahlung an den neuen Herrn, der ihm dagegen Schutz der alten Freiheiten und Rechte und freien Handelsverkehr mit Norwegen versprach. Die übermüthige Aristokratie wurde gebändigt, die Fehden hörten auf, aber die Unabhängigkeit war dahin. Einst blüheten Dichtkunst und Geschichtschreibung auf Island; als die Skalden keine großen Thaten ihrer Landsleute mehr zu besingen fanden, verstummte ihr Lied; die Jahrbücher schrumpften zu dürren Aufzeichnungen zusammen, und wurden zwei volle Jahrhunderte völlig unterbrochen. Dem Gedeihen der Insel schlugen vulkanische Ausbrüche und pestartige Krankheiten tiefe Wunden. Island hat sich, seitdem es norwegische und späterhin dänische Provinz geworden, völlig leidend verhalten. Aber um die Wissenschaft haben sich seine Bewohner dadurch ein großes Verdienst erworben, daß sie die

altnordische Sprache reiner bewahrten, als die übrigen Skandinavier, und eine Literatur schufen, ohne welche für uns keine Schlüssel zum vollen Verständnisse des nordischen Alterthums vorhanden sein würde. Die alten Sagas, die Edda und die Gesetzbücher sind bis auf unsere Zeit gekommen.

Island, obwohl fernab von allen Straßen des großen Weltverkehrs gelegen, unterhielt eine verhältnißmäßig lebhafte Verbindung mit der Fremde. Im Mittelalter kamen norwegische und deutsche Kaufleute und Fischer von den britischen Inseln an seine Küsten; vor Entdeckung der großen Bank bei Neufundland war Island das große Vorrathshaus für den Handel mit Stockfisch. Im Jahre 1477 hat Christoph Columbus dieses ferne „Tyle" von England aus besucht, und, wie man mit Wahrscheinlichkeit vermuthet, Nachrichten von der Entdeckung der nordamerikanischen Küste, Vinlands, erhalten. Isländer studirten auf deutschen Hochschulen; einige von ihnen, die in Wittenberg mit Luther befreundet geworden waren, brachten die Reformation nach Island, gegen deren Vertheidiger schon 1530 ein aus Schweden gekommener Priester eine Buchdruckerpresse aufschlagen ließ. Als die Bibel in die isländische Sprache übersetzt und gedruckt worden war, blieb der Sieg jener neuen Lehre, die sich unangefochten bis heute behauptet.

Die Isländer, einst so kühn und kriegsmuthig, hatten allmälig den Gebrauch der Waffen verlernt. Im siebenzehnten Jahrhundert konnten Seeräuber aus England und Frankreich, und 1627 sogar Barbaresken aus Algier ungestraft die Küsten plündern, und aus dem menschenarmen Lande Hunderte von Gefangenen in die Sklaverei nach Afrika abführen; die Vulkane verschütteten bei wiederholten Ausbrüchen weite Strecken angebaueten Landes; dem Wahnsinn der Hexenverfolgungen fielen auch hier viele Opfer, und im Anbeginn des achtzehnten Jahrhunderts rafften die Blattern ein Drittel der gesammten Bevölkerung hinweg, während einige Zeit nachher in Folge von mehrjährigem Mißwachs und einer Hungersnoth zehntausend Menschen zu Grunde gingen. Nachdem das Althing volle neun Jahrhunderte hindurch bestanden, wurde es zu Anfang unseres Jahrhunderts aufgelöst, bis es in Folge des letzten Umschwunges in den dänischen Staatsverhältnissen neuerdings, obwohl in anderer Gestalt, wieder hergestellt worden ist.

Island war mit Norwegen an die Krone Dänemark gefallen, und ist bei derselben geblieben. Nur einmal gewann die Insel einen Schein von Unabhängigkeit, als 1809 ein von englischen Kaufleuten unterstützter Däne, Jörgensen, den Statthalter absetzte, und das Symbol einer neuen Republik, eine blaue Flagge mit drei weißen Stockfischen, für eine kurze Zeit aufhißte.

Die „Wunderinsel, auf welcher das Feuer der Unterwelt die Eisdecke durchbricht, und wo siedendheiße Quellen unter ewigem Schnee hervorspringen," gehört geographisch zu Amerika und liegt im nördlichen Oceane etwa in glei-

cher Breite mit dem Drontheimer Lande in Norwegen und mit der Behrings-Straße (13° 20′ und 24° 31′ westlicher Länge von Greenwich; 63° 23′ und 66° 33′ nördlicher Breite). Der nördlichste Punkt, Refsnes, berührt kaum den Polarkreis, das isländische Nord-Kap reicht nicht bis zu demselben hinan. Die Länge der Insel mag 120, die Breite etwa halb so viele Wegstunden betragen. Das ganze Eiland ist durchaus vulkanisch, es gleicht einem Bruchstück aus einer zertrümmerten Schöpfung, und verdankt sein Entstehen vulkanischer Erhebung. Die von einem wilden Ocean gepeitschte Küste erhebt sich steil und zerrissen; Föhrden, d. h. tief ins Land eindringende Buchten, zerklüften das Land, bilden enge Thäler, und sind durch hohe, weit ins Meer heraus vorspringende Bergketten von einander getrennt. Gerade diese Oertlichkeiten wählt sich der Isländer vorzugsweise zum Wohnsitz; sie sind den Stürmen weniger ausgesetzt, erleichtern die Verbindung mit der Küste und ihre Strandwiesen gewähren dem Vieh saftige Weide. Die Bergketten streichen von Südwesten nach Nordosten und schließen eine große Wüste ein. Trachytgestein und Laven wechseln mit wagerecht lagernden Trappformationen ab. Wenn der Seefahrer der Insel sich nähert, erblickt er, noch bevor die Küste ihm zu Gesicht kommt, am fernen Kimm kleine weiße Wolken, in denen er bald hohe, mit Schnee bedeckte Berge erkennt. Er unterscheidet Sniofell und andere Jökull, d. h. Berge mit Schnee und Eis bedeckt, deren einige sich bis an sechstausend Fuß erheben. In manchen dieser isländischen Gletscherberge dauert noch heute die vulkanische Thätigkeit fort *).

In einem großen Theile der Insel sind Feuer und Eis in ununterbrochenem Kampfe um die Herrschaft; die Zahl der Vulkane, von deren Ausbrüchen wir Kunde haben, wird auf 27 oder 29 angegeben, und jene des Krabla und Hekla sind zum Theil genau beschrieben worden. Der letztere erhebt sich, im südwestlichen Theile der Insel, über einem mit Lava, Bimstein, Asche, halb geschmolzenem Gestein und Schlacken bedeckten Gelände. Ringsum starren kleinere Krater, die allesammt Feuer speien, wenn der Hekla selbst in Thätigkeit geräth. Der Gipfel dieses kegelförmigen Berges läuft oben in drei Spitzen aus, deren Krater meist mit Schnee bedeckt sind. Der ganze Berg ist zerrissen und zerklüftet, und eine große Schlucht an der Westseite reicht von seinem Gipfel bis zur Sohle. Sie mag bei einem Ausbruche im Jahr 1300 entstanden sein, als, den isländischen Jahrbüchern zufolge, der Hekla „in der Mitte auseinanderriß"; bei späteren Eruptionen ist sie theilweise mit Lava, Sand und Asche ausgefüllt worden. Einst umgab fruchtbares Land diesen Vulkan, aber dasselbe ist nun längst von Lava, Bimstein und Asche bedeckt. Fünf Stunden im Umkreise wächst kein Grashalm, keine Pflanze, und nur armselige Trümmer zerstörter Wohnungen

*) Nach Krug von Nidda mißt Oeraefe Jökull 5927, Smorfield 5775, Eyafialla oder Oester Jökull 5685 Fuß. Für den erstern wurde bisher die Höhe auch auf 6240 Fuß angegeben, jene des Hekla auf etwa 5200.

deuten an, daß hier einst Menschen wohnten. Vor Ankunft der ersten Ansiedler scheint der Hekla lange geruht zu haben; im Anfange des zwölften Jahrhunderts begann er sich zu rühren, und seitdem hat er etwa zwanzig Ausbrüche gehabt, von denen jene im April 1766 als die gewaltigsten geschildert werden. Einige Erderschütterungen gingen voraus; dann brach plötzlich eine schwarze mit Feuer gemischte Sandsäule aus dem Krater hervor, und warf unter furchtbarem Getöse glühende Massen Bimstein und magnetische Steine acht bis neun Stunden weit ins Land hinein. Der nach Nordwesten geschleuderte Sand bedeckte den Boden auf einer Strecke von fünfzig Stunden vier Zoll hoch und verfinsterte die Luft dermaßen, daß man in dem siebenzig Stunden weit entfernten Thingore nicht zu unterscheiden vermochte, ob ein Blatt Papier weiß oder schwarz war. In dem gleichfalls siebenzig Stunden weit nach Norden hinliegenden Holum glaubte man Sterne durch die Sandwolken schimmern zu sehen. Am 9. April, fünf Tage nach dem Erdbeben, brach die erste Lava hervor, und am 23. Mai eine mächtige Wassersäule. Nach einigen Unterbrechungen schleuderte der Berg eine so ungeheure Menge von Steinen empor, daß man sie mit Bienenschwärmen verglich; man hörte das Getöse auf zwanzig Stunden Entfernung, und weit und breit bebte der Boden. Bis zu den Orkney-Inseln trieb der Wind die Asche, und erschreckte die Bewohner, welche plötzlich „schwarzen Schnee" fallen sahen, dessen Ursache sie sich nicht erklären konnten. Der Isländer blickt mit Scheu auf einen Berg, der so gewaltige und zerstörende Wirkungen äußert. Nur Wenige wagen es, ihn bis zum Gipfel zu besteigen. Der Volksglaube nimmt an, daß oben auf dem Hekla ununterbrochen Schwefel quelle und siede, und daß riesenhafte Vögel mit eisernen Schnäbeln jeden Zudringlichen zurückscheuchen. Unten in der ewig brodelnden Gluth werden die Seelen der Bösen gemartert, und man hat, sagen die Isländer, gesehen, daß ganze Schwärme höllischer Geister die Seelen der Verdammten in den Abgrund geschleppt haben.

Als vulkanischen Hauptheerd im Norden betrachtet man den Krabla mit dem Myvatn See. Ringsum liegt eine ganze Gruppe von feuerspeienden Bergen, die Ebene ist weit und breit mit heißem Schwefel und kochendem Schlamm bedeckt, und diese phlegräischen Gefilde im hohen Norden brannten einst, nebst den sie überragenden Bergen, fünf volle Jahre, von 1724 bis 1730, beinahe ohne Unterbrechung. Aus dem Krabla drang eine „Steinfluth", welche das Wasser des Sees auf längere Zeit zum Sieden brachte; die Ortschaft Reikiahilt wurde von der heißen Lavafluth zerstört; die Kirche blieb nur verschont, weil der Strom sich an der Mauer des Gottesackers brach und eine andere Richtung nahm. Bei Tage leuchtete er mit bläulicher Flamme, bei Nacht glänzte er hell, und färbte den ganzen Himmel roth. Die Vulkane im Skapta-Bezirk verschütteten 1783

einen Fluß, die Skapt-aa, und ein ganzes Thal *). Ringsum war das Feuer in solcher Thätigkeit, daß kurz vor diesem Ausbruche sich im Südwesten von Reikianes eine neue Insel aus dem Meere erhob, die zwei Jahre später wieder verschwunden war. Die Eingeborenen im Süden behaupten, bei den offenbar vulkanischen Westmanna-Inseln sei das Meer einige Mal „ganz in Feuer gewesen"; gewiß ist, daß 1583 ein Bremer Schiff Flammen aus der See hervorbrechen sah.

Heiße Quellen sind über ganz Island verbreitet. Springen sie hoch empor, so heißen sie Hverar, quellen sie ruhig, Laugar; noch andere heißen Oellkildar oder Bierquellen. Man findet sie über die ganze Insel verbreitet, und manche, wie jene am Torfa Jökull, lassen ihre Dampfwolken mitten aus der Masse des Gletschereises emporsteigen. Selbst im Meere sind sie zu spüren, und im nördlichen Theile des inselreichen Breida Fiord erhält das Wasser durch ihre Einwirkung eine höhere Temperatur. Weit berühmt sind die oft besuchten und vielfach beschriebenen Geyser bei Skalholt. In einer kleinen Fläche springen mehr als fünfzig heiße Quellen aus dem Boden. Im siebenzehnten Jahrhundert sollen die Wassersäulen derselben regelmäßig alle vier und zwanzig Stunden emporgestiegen sein; aber diese Regelmäßigkeit verlor sich, ohne Zweifel in Folge von Erderschütterungen, und man hat später binnen vier und zwanzig Stunden wohl vier große Aufwallungen gezählt. Die Höhe, bis zu welcher die Wassersäule emporsteigt, ist früher übertrieben angegeben worden, zu 360 Fuß; glaubwürdige Augenzeugen schätzen sie auf achtzig, manchmal auf neunzig Fuß. Ohlsen will 1804 ein Aufsteigen des großen Geyser bis zu 212, des Strokr oder sogenannten kleinen Geyser bis 150 Fuß beobachtet haben. Andere Reisende fanden ein Aufsteigen bis zu 80, 90, manchmal auch bis zu 150 Fuß, und auf diesem Stande hielt sich die Säule länger als eine Stunde. Die Geyser treiben also ihr Wasser nicht in genau abgemessenen Zeiten empor, sondern unregelmäßig; bald steigen sie sehr hoch, bald nicht. Als Barrow sie im Jahre 1834 besuchte, mußte er fünf und dreißig Stunden warten, ehe der Geyser thätig

*) Diese Ausbrüche der Skaptaa-Jökull boten ganz merkwürdige Erscheinungen dar. Man hat den Lavastrom, welcher im Flußthale herabfloß, auf fünf und zwanzig Stunden Länge, und fünf bis sieben Stunden Breite abgeschätzt; und jenen im Bezirke von Hverfisfliot auf zwanzig Stunden Länge bei drei Stunden Breite. Im engen Stromthale der Skaptaa stieg der Lavastrom bis zu mehr als fünfhundert Fuß Höhe, in der Ebene bis zu einhundert Fuß, an mancher Stelle lag er acht bis zehn Fuß dick. Ein Jahr nach dem Ausbruche, im Juli 1784, war er noch so heiß, daß Niemand ihn betreten konnte, und noch immer stieg Dampf aus ihm empor. Selbst 1794 hatte er eine hohe Temperatur, und viele seiner Spalten waren mit heißem Wasser gefüllt. Die Masse der zu jener Zeit ausgeworfenen Stoffe ist ungeheuer. Man hat sie auf etwa 80,000,000,000 Kubikellen berechnet; sie ist also bedeutender als die ganze Masse des über 5000 Fuß hohen Hekla. Binnen zwei Jahren kamen in Folge dieser Eruptionen um: etwa 1300 Menschen, 28,000 Pferde, 11,500 Stück Rindvieh und 130,000 Schaafe. Bis nach den Faröern wurde die Asche geschleudert; auf Island selbst entstanden Seuchen.

wurde; die Wassersäule hob sich bis zu etwa 80 Fuß. Die werthvollste Beschreibung der Geyser hat Krug von Nidda gegeben. Die Thalebene, in welcher sie liegen, das Haukadal, ist etwa eine halbe Stunde breit; sie hat marschigen Wiesenboden, und ist im Norden vom Bald Jökull, im Süden von einer sechshundert Fuß hohen Hügelkette umgeben. Die Quellen sind zum Theil mit spiegelklarem Wasser gefüllt, zum Theil entsteigen ihnen heiße Dämpfe und ein wenig Schlamm. Der große Geyser selbst liegt auf einem dreißig Fuß hohen Hügel, von etwa zweihundert Fuß im Durchmesser. Sein Becken hat sechszig Fuß in die Quere, ist sechs oder sieben Fuß tief, und verläuft nach unten hin in eine siebenzig Fuß tiefe Röhre. Der Strokr liegt etwa anderthalbhundert Schritte nach Südwesten hin, auf einem nur fünf Fuß hohen Hügel. Das Aufwallen der Geyser gewährt einen großartigen und erhabenen Anblick, während man bei den zahlreichen Schwefelgruben im Lande sich eines Gefühls der Unbehaglichkeit und der Beklemmung nicht erwehrt; denn der Schwefel ist im Flusse, der Schlamm wallt und siedet, und man hört die Wasser im Innern zischen und brodeln. Der Schwefel, welcher die Kruste der Thonlagen bildet, zeigt sich in den herrlichsten Krystallisationen. Vielfach findet man den Surturbrand, ein fossiles, leicht verkohltes Holz, das mit Flamme brennt, und den Einwohnern erheblichen Nutzen bringt.

Das Klima der Insel würde milder sein, wenn die Winde nicht häufig ungeheure Massen Treibeis an die Küsten drängten, welche die Kälte in einer Weise steigern, daß oft zwei bis drei Ernten verloren gehen. Denn der Wind fegt mächtige aus Eistheilen gebildete Säulen über das Land, und der Pflanzenwuchs kann nicht gedeihen. Im sechszehnten Jahrhundert hatte Island drei und vierzig schlechte und unter diesen vierzehn Hungerjahre. Die eine Jahreszeit folgt rasch auf die andere; Frühling und Herbst fehlen; der Sommer beginnt spät im April, aber noch im Juni sind oft die Buchten mit dickem Eise belegt. In Reikiavik fällt das Thermometer manchmal auf — 13° und sogar auf — 26° F. und steigt im Sommer auf 82°; im Bogar-Fiord hat man es in der Sonne auf 104° F. gefunden. Zu Bessastadir bei Reikiavik ist die mittlere Jahrestemperatur 39·2°, in der Mitte der Insel stellt sie sich aber nur auf 36·5° und in den nördlichen Theilen nur ein wenig über den Gefrierpunkt. Das Wasser ist heftigen Wechseln unterworfen, und noch im Juni fällt Schnee. Die heftigen Stürme, welche das ganze Jahr hindurch über die Insel hinpeitschen, sind dem Pflanzenwuchse noch weit nachtheiliger als selbst die Kälte; fast ununterbrochen ist es windig; aber dieser Luftzug vertreibt den Nebel.

Bei magerm Boden und so rauhem Klima kann der Pflanzenwuchs keine große Mannigfaltigkeit aufweisen, doch hat man auf Island 870 Pflanzenspecies, und unter ihnen 472 Phanerogamen gezählt. Aber die Zahl der Bäume und Sträucher überschreitet nicht 32. Außer einigen aus Birken und Weiden beste-

henden Dickichten giebt es keine Waldungen. Selbst jene der Vorzeit haben immer nur aus Zwergbäumen bestanden, welche eine Höhe von etwa zwölf Fuß erreichten. Nie hat ein Schiff aus Holz gezimmert werden können, das in Island gewachsen wäre, aber die Meeresströmungen führen ungeheure Mengen von Treibholz an die Nordküste. In den felsigen Thälern, wo kein Gras wächst, sind die Steine mit Cetraria islandica, Fjallagraß, bedeckt. Dieses berühmte Isländische Moos wird im Sommer meist von Frauen eingesammelt, und bildet für die Bewohner einen einträglichen Handelsartikel. Bei so armseliger Flora kann die Fauna nicht zahlreich sein. Island hat als einheimisch betrachtete Vierfüßer nur zwei Füchse, den Polarbären und eine Maus von Grönland her auf den Eisschollen bekommen. Hunde, Katzen, Pferde, Kühe, Ziegen und Schaafe sind aus Europa eingeführt worden; das Rennthier, welches sich stark vermehrt, brachte man erst 1770 aus Norwegen. Aber an den Küsten und im Meere wimmelt es von Seehunden, deren sich sechs oder sieben Arten bei Island aufhalten. Ihr Fleisch wird gegessen, ihre Felle und ihr Thran von den Kaufleuten gesucht; auch das Walroß (Trichecus rosmarus) und das See-Einhorn (Narwal, Monodon monoceros) sind häufig. Den Walfischfang haben die Isländer verlernt. Im Mittelalter wurde der isländische Falke überall in Europa gesucht, und stand hoch im Preise; seit die Falkenbeizen nicht mehr üblich sind, wird das schöne und kluge Thier nur noch selten ausgeführt. Die Küsten sind mit Strandvögeln bedeckt; der Eidervogel liefert reichen Ertrag, und der wilde Schwan (Cygnus musicus) läßt in Zwischenräumen melodische Töne hören, wenn der Frost dem Thauwetter Platz machen will. Möwen und Sturmvögel flattern in unzähligen Schaaren über dem Meere, das an manchen Theilen der Küsten reichen Ertrag an Kabeljau, Stockfischen und Dorsch liefert.

Höchstens der neunte Theil der Insel ist bewohnt, und schwerlich auch mehr des Anbaues fähig. Zu keiner Zeit hat Island viel über 50,000 Einwohner gezählt; die ohnehin in Betreff ihrer Nahrungsmittel fast mehr auf die See als auf das Land angewiesen sind. Keine Stadt erreicht die Größe eines mittelmäßigen Dorfes in Deutschland, und die Bevölkerung des bedeutendsten Platzes, Reikiavik, übersteigt nicht 700 Seelen. Die meisten Ortschaften liegen in Südwesten, der verhältnißmäßig das mildeste Klima hat. Das ebengenannte „rauchende Dorf", ist Sitz des Statthalters und eines Bischofs, und hat das höchste Gericht für die ganze Insel. Es liegt in einer öden Moorgegend, auf welcher einzelne Felsenmassen lagern. Die einzigen massiv steinernen Wohngebäude sind jene des Statthalters und des Bischofes. Die Häuser am Meere werden meistens von dänischen Kaufleuten bewohnt. Reikiavik hat eine im Jahre 1794 gestiftete königliche Isländische Gesellschaft, und eine 8000 Bände starke Büchersammlung. Der Hafen ist gut, da er Schutz gegen die Wellen

und zudem guten Ankergrund darbietet; der Handel mit Landeserzeugnissen erheblich genug. Vom 25. Juni bis Ende Juli wird eine große Messe gehalten, zu welcher die Landleute aus allen Theilen der Insel Thran, Fische, Talg, Butter, Fuchsbälge, Schwanhäute und Wolle bringen, gegen welche sie Eisen, Mehl, Leinen, Baumwolle, Tabak, Branntwein und Kaffe eintauschen. Die Sternwarte von Reikiavik ist 1774 gegründet worden, und liegt unter 64° 8′ nördlicher Breite und 21° 55′ westlicher Länge von Greenwich.

Die übrigen Ortschaften sind leicht geschildert. Bessastadir oder Bessestadt, unweit von Reikiavik, hat eine gelehrte Schule mit allerdings dürftigen Einrichtungen; der Unterricht wird von nur drei Lehrern besorgt. Hafna Fiord ist ein Weiler, den hin und wieder ein fremdes Schiff besucht; zu Saurboer, im Norden von Reikiavik, wurde die erste christliche Kirche gebaut; zu Reikholt an der Südseite des bedeutendsten Flusses der Insel, der Hvitaa, lebte Snorro Sturleson; die Höhle von Surtshellir wird durch Lava gebildet und ist die größte der Insel. Bei Haukadal liegen die Geyser; Skalholt, der alte Bischofssitz, einst das nordische Athen genannt, weil hier die Wissenschaften eifrig gepflegt wurden, ist nun ein armseliger Weiler. Westlich liegt das schon oben erwähnte Thingvalla, wo von 928 bis 1690 die allgemeine Volksversammlung unter freiem Himmel gehalten wurde. Seitdem hielt man sie in einem geräumigen Hause, bis das Althing 1800 nach Reikiavik verlegt wurde. Die Bezirke von West- und Ost-Skaptaafells, welche den größten Theil der Südküsten in sich begreifen, sind am dünnsten bevölkert. Portlands Huk, unter 63° 25′ bildet den südlichsten Punkt der Insel. Der Süden ist vom Norden durch die schon erwähnte Wüste geschieden; im letztern ist der Boden weniger unfruchtbar, und der Fischfang giebt reichen Ertrag. Bei Husevik landete Gardar 864; Eyafiord ist nächst Reikiavik der bedeutendste Handelsplatz; er zählt zwanzig Häuser (65° 40′ 30″ n. Br., 18° w. Länge von Greenwich.) Der Nordwesten unterhält seiner Lage wegen nur geringen Verkehr mit den übrigen Theilen der Insel; seine Bewohner haben ein alterthümliches Gepräge bewahrt. Das isländische Nordkap erhebt sich als nackter Fels bis zu einer Höhe von 1800 Fuß. Im Süden des 65° liegt das Vorgebirge Sneefield, das man füglich als eine Landzunge bezeichnet, die sich zwanzig Stunden in's Meer hinaus erstreckt. Im Norden wird sie vom Hvam Fiord begränzt. Auf einer kleinen Insel desselben, bei Breidabolstadr, hatte sich Eirek der Rothe ein Haus gebauet; und von hier aus segelte er zu der Fahrt aus, auf welcher er Grönland entdeckte. Zum Schlusse erwähnen wir noch der Küste bei dem kleinen Handelsplatze Stappen. Dort steigen die Londrangar, zwei von der Natur geformte Obelisken, aus dem Meere bis zu einer Höhe von 240 Fuß; die Stappenfelsen haben Aehnlichkeit mit den berühmten Basalten von Staffa auf den Hebriden. Basaltpfeiler, theils wagerecht geschichtet, theils scheitelrecht stehend,

und in phantastische Gestalten zerklüftet, erheben sich auf einer weiten Strecke der Küste entlang, und bieten einen erhebenden Anblick dar.

Die heutigen Isländer, Nachkommen der streitbaren Wikinger, sind blond, haben blaues Auge, mittlere Größe und wegen Mangels an guter und reichlicher Nahrung einen schwächlichen Körper. Der melancholische Charakter ihrer Insel spiegelt sich in ihrem Gemüthe und in ihrer Lebensweise ab. Sie hausen zwischen dem brausenden Meere und den tosenden Vulkanen, in einem wild zerrissenen Lande, haben Mühe und Noth ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, und sind daher ernsthaft, sinnend, ruhig, aber doch nicht ohne heftige Leidenschaften. Sie ertragen die größten Entbehrungen mit gefaßtem Muthe, sind nicht leicht zu großen Anstrengungen zu bewegen, aber doch ausdauernd. Sie beobachten scharf, haben viel Urtheil und halten zäh an alten Sitten und Bräuchen. An ihrer Heimath hängen sie mit treuester Liebe, und oft beschleicht sie in fernen, von der Natur hoch begünstigten Ländern das Heimweh. In den sogenannten Städten wohnen Manche in norwegisch eingerichteten Häusern; aber die Wohnungen der Uebrigen zeugen von der großen Armuth der Insel. Die Hütten bestehen bis zu einer Höhe von etwa vier Fuß aus unbehauenen Steinen. Zwischen denselben sind Schichten ausgestochenen Rasens regelmäßig eingefügt; sie halten die Zugluft ab. Das auf den Wänden ruhende Dach besteht aus Brettern und ist mit Rasen bedeckt. Fenster hat die Hütte nicht; höchstens vertritt eine düstere Scheibe die Stelle derselben, und auch diese findet man nicht allenthalben. Ein Faß, welchem man den Boden ausgeschlagen, dient statt des Schornsteins; oft entweicht aber auch der Rauch nur aus einer im Dache gelassenen Oeffnung. Die Küche nimmt einen eigenen Raum im Innern ein, ist aber manchmal auch neben das Wohnhaus gebaut, und mit demselben durch einen langen Gang verbunden. Gedielte Fußböden fehlen; das Hausgeräth ist im höchsten Grade einfach; Sinn für Nettigkeit und Zierlichkeit ist nicht vorhanden, wohl aber widerwärtige Unreinlichkeit. In Folge des häufigen Genusses von Fischen, der ärmlichen Lebensweise, der dumpfen Luft in den Wohnungen und des Mangels an körperlicher Bewegung, ist ein lästiger Aussatz häufig, welcher der Elephantiasis gleicht. Unter so ungünstigen Umständen bleibt es zu verwundern, daß doch ein Sinn für geistige Ausbildung ziemlich verbreitet ist. Die Schilderungen der Reisenden mögen in dieser Beziehung manchmal übertrieben sein; gewiß bleibt, daß die Isländer mit geistigen Anlagen reich ausgestattet sind. Fast Alle können lesen und schreiben, und kein Mädchen darf heirathen, wenn es nicht lesen kann*). Das

*) Der Missionär Henderson sprach 1814 auf Island mit einem Manne über Persien, und erwähnte einer im Jahre 1229 erlassenen Verfügung der Schahs. Ein Knabe meinte, das sei eine alte Verordnung, aber ein nebenstehender Bauer fiel berichtigend ein, daß die Mohamedaner nach der Flucht des Propheten, nach der Hedschra, rechneten. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts befanden sich die Isländer offenbar auf einer sehr niedrigen Stufe. Der hamburgische Bürgermeister Anderson, der vor nun hundert Jahren seine „Nachrichten von Island" schrieb,

Leben verfließt ihnen schlicht und einfach; sie fischen und besorgen ihr Vieh; in den Mußestunden spielen sie Schach, oder lesen, und erzählen einander die Geschichte ihrer Vorfahren.

Die Geistlichen, obwohl Hauptträger der Gesittung auf Island, leben in den allerdürftigsten Verhältnissen. Manche haben nur zwanzig bis vierzig Thaler jährliche Einkünfte, und der Schotte Hoker traf einen Prediger, der sehr kränklich war, und dessen Familie die Köpfe und Eingeweide der Fische auflas, welche die Dienerschaft dieses Reisenden bei Zubereitung der Speisen weggeworfen hatte. Mackenzie fand den Probst eines Bezirkes so arm, daß dieser geistliche Würdenträger, der aber doch eine beträchtliche Sammlung von Büchern hatte, in seiner Kleidung und äußeren Erscheinung ein so armseliges Bild darbot, daß der Reisende dasselbe gar nicht schildern mochte. Wenn frühere Berichterstatter auf dem Felde arbeitende, Heu mähende Bauern angetroffen haben wollen, die ein elegantes Latein schreiben —, eine Angabe, deren Richtigkeit wir dahin gestellt sein lassen, — so ist es doch gewiß, daß jetzt auf Island viele Geistliche sehr anstrengende Handarbeiten verrichten, Torf graben, und um nothdürftig ihr Leben zu fristen, neben dem Pfarramte das Handwerk eines Grobschmiedes betreiben. Die meisten Kirchen befinden sich im allertraurigsten Zustande.

Islands Reichthum, wenn von einem solchen die Rede sein kann, besteht in Pferden, Hornvieh, Schafen und dem Ertrage der Fischerei. Die Ausfuhr mag sich im Ganzen jährlich auf den Werth von 200,000 Thalern belaufen. Von höherer Betriebsamkeit ist keine Spur vorhanden. Der Handel war im siebenzehnten bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Monopol einer dänischen Gesellschaft, wurde von 1776 an im Namen des Königs von Dänemark verwaltet, nach zehn Jahren allen Unterthanen frei gegeben und seit 1816 auch Ausländern gestattet, die indessen noch einigen Belastungen und Einschränkungen unterliegen. Auf der Insel selbst ist wenig Geld im Umlaufe; der Handel wird daher durch Tausch bewerkstelligt. Am beträchtlichsten ist die Production der Wolle, die den Schafen jedoch nicht abgeschoren, sondern ausgezupft wird. Die Ausfuhr dieses Artikels betrug in manchem Jahre bis zu viertausend Schiffspfund.

Island, „dessen Bewohner zwischen dem Eise des Poles und den Flammen der Unterwelt leben“, hat seine Zeit gehabt. Es wird weder für den Welthandel,

---

entwirft eine sehr düstre Schilderung: „Die Meisten sind abergläubisch und leichtsinnig im Schwören: so daß Mancher sich kein Gewissen macht, für ein paar Mark wider seinen nächsten Blutsverwandten einen falschen Eid zu thun, sind zänkisch und boshaftig, rachgierig, hämisch und tückisch: unmäßig, geil und unzüchtig, betrüglich und diebisch.“ Er tadelt an ihnen die Völlerei. „Durchgängig ist ihr liebstes Getränk Branntwein, worin sich jung und alt, Mann und Weib auf's schändlichste besülen oder besaufen.“ S. 121 u. 136. Der Geistlichkeit gebührt, wie Mackenzie an mehren Stellen seines Werkes über Island nachweist (z. B. S. 395 ff. der deutschen Ausgabe), das Verdienst, die Zustände zum Bessern gekehrt zu haben.

noch für die geistige Entwickelung jemals wieder von Bedeutung werden, wohl aber stets wegen der großartigen Aeußerungen der Naturkräfte, welche die Insel darbietet, wegen der Eigenthümlichkeit seiner Bewohner und ihrer reichen und anziehenden Geschichte, ein interessanter Fleck Erde bleiben*).

Noch weit öder und unwirthlicher ist Grönland, das Paul Egede mit vollem Rechte als ein „häßliches und recht fürchterliches Land" bezeichnet. Ein isländischer Seefahrer, Gunnbjörn, hatte eine Anzahl kleiner Inseln entdeckt, welche er Gunnbjörns Klippen nannte, und bald darauf im Westen Land gesehen, das jedoch von ihm nicht näher erforscht wurde. Ein auf Island wegen Todschlags für vogelfrei erklärter Mann, Eirek der Rothe, Thorvalds Sohn, verließ die Insel im Jahre 982 und segelte nach der Küste, welche Gunnbjörn gesehen hatte. Er hielt es für zweckmäßig, derselben einen guten Namen — Grönland — zu geben, damit eine um so größere Zahl Isländer sich bestimmen ließen, dahin auszuwandern, und gründete 986 die Niederlassung Brattahild. Seine Genossen baueten sich auf anderen Punkten an. Diese Ansiedelungen der Isländer waren in zwei Bezirke oder Bygds getheilt; zwischen ihnen lag eine Wüstenei. Der östliche war der volkreichere; der westliche bestand nur aus vier Sprengeln mit etwa einhundert Höfen. Das Christenthum wurde auch auf Grönland gleich nach der Besiedelung eingeführt; die Kolonisten lebten in ähnlicher Weise wie ihre Stammverwandten auf Island. Sie waren durch ein unwirthliches Meer von der übrigen Welt getrennt, und oft lange Zeit ohne allen Verkehr nach außen; den Tod des Bischofs Alpho, der 1378 starb, erfuhr man in Norwegen erst nach Ablauf von sechs Jahren. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der sogenannte Schwarze Tod, welcher um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts verheerend durch ganz Europa zog, wie in Island und Norwegen so auch in dem schwach bevölkerten Grönland zahlreiche Opfer hinwegraffte. Die übrig gebliebenen Kolonisten wurden bald nachher von einem ihnen bis dahin unbekannten Volke, den Skrällingern, d. h. den Eskimos, überfallen, und seit dem fünfzehnten Jahrhundert, in welchem vielleicht noch einige schwache Ueberreste der Kolonien vorhanden waren, dachte man kaum noch an Grönland, das seinem Schicksale überlassen blieb, bis 1578 König Friedrich der Zweite von Dänemark einen tüchtigen Seefahrer, Magnus Henningsen aussandte, um die alten Kolonien wieder aufzusuchen. Dieses Bemühen mißlang, aber bald nachher beschifften die englischen Entdecker Martin Frobisher und Davis die nordischen Gewässer, und gaben nähere Kunde über die Gestaltung der Westküste von Grönland, welche durch die

*) Gliemann, Beschreibung von Island, Altona 1824. J. Barrow, Ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834. Deutsche Ausgabe, Stuttgart 1836. George Steuart Mackenzie, Reise durch die Insel Island im Sommer 1810. Deutsche Ausgabe, Weimar 1815. Johann Anderson, Nachrichten von Island, Grönland und der Straße Davis u. s. w. Hamburg 1746. An historical and descriptive account of Iceland, Greenland and the Faroe Islands. Edinburgh 1840. Krug von Nidda in Karstens Archiv Bd. VII.

nach Davis benannte Straße vom übrigen Amerika getrennt ist. Im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts fuhren von Zeit zu Zeit einige dänische Seeleute auf Grönland, theilweise um dort Gold zu suchen, aber sie fanden weder edle Metalle noch eine Spur der alten Niederlassungen*).

Einen armen Pfarrer zu Vaagen in Norwegen jammerte es, daß seine Landsleute, von denen man seit Jahrhunderten nichts mehr vernommen hatte, alles christlichen Trostes beraubt bleiben sollten. Er beschloß sie aufzusuchen und ihnen das Evangelium wieder zu bringen. Seit 1708 war er unermüdlich, die nöthigen Mittel zu einer Fahrt nach Grönland zusammenzubringen; er reiste von Ort zu Ort, um mündlich Theilnahme für sein Unternehmen zu erregen, er setzte seinen Plan in Schriften auseinander. Man verhöhnte und verdächtigte ihn. Er jedoch gab seine Pfarre auf, nachdem sein wackeres Weib sich entschlossen hatte, ihn mit ihren vier Kindern in die eisige Wüste zu begleiten, und endlich, 1721, hatte er von Privatleuten neuntausend Thaler zusammengebracht. Als die Missionsbehörde ihm dann ein Jahresgehalt von dreihundert, und der dänische König als Geschenk eine Summe von zweihundert Thalern auswarf, konnte er im Mai unter Segel gehen. Er landete am 3. Juli 1721, mit sechs und vierzig Begleitern, im Baalsflusse, 64° n. Br. und bauete ein Haus von Brettern und Erde. Das war der Beginn der neuen Besiedelung Grönlands. Egede fand allerdings die alten skandinavischen Kolonisten nicht, aber er setzte nun sein Leben daran, die Eskimos das Christenthum zu lehren. Und er hat, unterstützt von seiner Frau, ausgeharrt und gehandelt, wie ein wahrer Mann und wie ein Held, mit apostolischer Standhaftigkeit und Begeisterung. Er ertrug Hunger und Entbehrungen aller Art; es drückte ihn nicht danieder, als nach zehnjährigen Bemühungen ihm längere Zeit alle Unterstützung ausblieb, und er für sich und seine Familie „die Grütze zur Seehundsuppe auf einer Silberwaage abwiegen" mußte. Hans Egede wurde in seiner segensreichen Wirksamkeit von seinem Sohne Paul unterstützt; und bald kamen auch Herrnhuter, die zugleich als Seelsorger und als Handwerker den Eingeborenen ein gutes Beispiel gaben.

Grönland erscheint als eine Masse von großen Inseln, die „durch ein Meer von Sunden" vielfach zerschnitten sind. Es besteht aus Bergen, Felsen und Eismassen, es ist ein Bild des Chaos und des ewigen Winters. Vom amerikanischen Festlande wird es durch die Davisstraße und die Baffinsbay getrennt, die östliche Küste wird vom Eismeer bespült. Unbekannt ist die Ausdehnung nach Norden und nach Westen; die Länge der Küste mag sechshundert, die Breite des Landes unter dem 78° n. Br. vielleicht dreihundert Stunden betragen, der südlichste Punkt, das Kap Farewell (Omenarsorsoak der Eskimos, auch Statenhuk genannt, 59° 48′ n. Br. u. 43° 54′ w. L. von Greenwich),

*) Godske Lindenow 1605; Carsten Rikardsen 1607; Jens Munk 1619; David Daneel oder Nellessen 1652, und 1653 u. 1654; Otto Axelsen 1670.

ist von der See aus schon in weiter Ferne sichtbar. Was im Süden des acht und sechszigsten Breitengrades liegt, wird als Süd-Grönland bezeichnet. Das Innere des ganzen großen Dreiecks ist völlig unbekannt; die europäischen Ansiedelungen liegen an der Westküste zerstreut, und zählen zwischen sechs- bis sieben-tausend Bewohner. Ueberall trägt Grönland einen gebirgigen Charakter, flache Stellen sind auch an der Küste nur selten, vielmehr erheben sich hohe Berge und steile Klippen oft unmittelbar aus der See, namentlich auf den Landzungen und Vorgebirgen. Auf diesen nur von Eis und Schnee bedeckten schwarzen Mauern zeigt sich auch nicht eine Spur von Pflanzenwuchs, nicht einmal das kärglichste Moos. Häufig ist kein lebendes Wesen zu sehen, keine Möwe, kein Seehund, höchstens ein einsam fliegender Rabe. Die Höhen reichen insgemein nicht über dreitausend Fuß hinaus, sind aber doch mit ewigem Eis und Schnee bedeckt. Die Hjörtetakken (die Hirschhörner) bei Godhaab auf der Westküste erheben sich vielleicht bis nahe an 5000 Fuß, und der über 4000 Fuß ansteigende Kunnak ist an seinen Abhängen gleichsam mit Eis überzogen. Die Linie des ewigen Schnees liegt, der eigenthümlichen klimatischen Verhältnisse wegen, hier tiefer, als der bloßen Berechnung nach der Fall sein müßte, nämlich unter Breite 60° auf 3664, also etwa auf Brockenhöhe, und unter 70° auf 1550 Fuß.

Das ganze innere Land ist zerrissen und wegen der in den tiefen Spalten lagernden Gletscher, in welche nie ein Sonnenstrahl dringt, vollkommen unzugängig. Alle Versuche, von der Westküste nach Osten hinüber zu dringen, sind gescheitert; die kühnen Männer, welche das Wagstück versucht haben, fanden lediglich Abgründe und hohe Berge, Schnee, Eis und Felsen, also eine noch trostlosere Oede, als die mit Klippen und Inseln besäeten Küstenstrecken. Die Gletschermassen des innern Landes schieben sich bis tief in die Föhrden und Buchten ein, und haben manche derselben gänzlich ausgefüllt. An anderen Stellen bildet das Eis weit in die See hinausreichende Vorgebirge. Wo das Gletschereis mit dem Salzwasser in Berührung kommt, bildet es eigenthümlich gestaltete Massen. Wenn es die steilen Abfälle und Abhänge allmälig hinuntergleitet, wird es von den Wellen angenagt, aber an Umfang nicht vermindert, da immer neues Eis nachdrängt und durch Niederschlag von oben hinzuwächst. Kann die vorspringende Masse nicht länger ihr eigenes Gewicht tragen, dann trennt sie sich von jener an der Küste haftenden ab und stürzt in ungeheuren Bruchstücken in die Tiefe, bildet somit jene Eisberge, welche in den nördlichen Meeren so häufig sind. An einzelnen Stellen bilden sie festliegende Massen, die auch im Sommer nicht weichen; manchmal überwölben sie, gleich Domen, ganze Meeresarme, wie das große Eisblink zwischen 61 und 62°, das weithin einem Nordlichte vergleichbar glänzt. Unter meilenlangen Eisbrücken dringen mit einem furchtbaren Getöse ungeheure Blöcke hervor. Die Höhe der Eisberge beträgt oft 1000 Fuß; viele derselben bilden sich in sehr hohen Breiten, schwimmen nach

Süden herab, und werden vermittelst der großen südwestlichen Strömung in solcher Menge an die Ostküste getrieben, daß sie nicht selten das Meer zwischen ihr und Island völlig verstopfen. Den ganzen Sommer hindurch liegen sie an der Südküste um Kap Farewell, an der Westseite bis zu 62 und in manchen Jahren bis zu 66 und 67°; im September und October verschwinden sie, und erscheinen wieder im Januar. In der Disko-Bay hat man Eisberge gemessen, die dreihundert Faden tief im Wasser lagen, und deren Höhe also zweitausend Fuß überstieg. An der Ostküste reichen manche zwischen einhundert zwanzig und einhundert fünfzig Fuß über den Wasserspiegel empor; und da nur der siebente oder achte Theil sichtbar ist, so kann ihre Höhe nicht unter neunhundert bis tausend Fuß betragen. Dabei haben sie manchmal eine halbe Stunde im Umfange, und enthalten eine Masse von tausend bis fünfzehn Millionen Kubikfuß und ein Gewicht von vierzig bis fünfzig Millionen Tonnen. Während sie sich im Meere allmälig zersetzen, nehmen sie oft die wunderbarsten Gestalten an; sie gleichen Palästen, Kirchen, alten Burgen mit Thorwegen, Fenstern und Thürmen; Alles erscheint wie aus weißem Marmor gearbeitet und erglänzt im Sonnenschein wie vom reinsten Silber. Auch ähneln sie Schiffen oder Bäumen und Thieren, strahlen auch wohl in hellem Regenbogenglanze. Aber wer ihnen nahet, wird von gewaltigem Schauer durchbebt; denn oft stürzt die Eismasse in einander zusammen, und wie in den Alpen manchmal dem Saumrosse die Schelle abgenommen wird, damit des Glöckleins Klang nicht die Schneelawine erwecke, so hält im grönländischen Meere der Eskimo sein Ruder an, und giebt keinen Laut von sich, wenn er den wunderbaren Eisbergen sich nahet.

Ein beträchtlicher Theil von Grönland liegt im Süden des Polarkreises und hat doch ein weit strengeres Klima als Island oder Norwegen, da alle örtlichen Verhältnisse zusammenwirken, um die Kälte zu steigern. Die große dreieckig gestaltete Land- oder richtiger ausgedrückt Eismasse, welche von der Südspitze bis vielleicht zum Pol hinaufreicht, bildet eine „unerschöpfliche Vorrathskammer für eisige Kälte.“ Das Land erhebt sich fast unmittelbar von der Küste zu einer Höhe von zwei- bis dreitausend Fuß, und die feuchte Seeluft ist auf dasselbe ohne günstige Einwirkung. Die große Aequinoctialströmung liegt den grönländischen Küsten fern, während dagegen die Polarströmung, welche Eisfelder und Eisberge herabtreibt, diese Gestade berührt. Gerade in der sehr kurzen Sommerzeit erscheint dieses Eis in großen Massen; im Winter verschwindet es theilweise. In Uppernavik (72° 48′) stieg die Kälte schon oft auf — 36° ja auf — 48° Fahrenheit. Dann bersten sogar Felsen, das Eis dringt den Rauchfang hinab bis in den heißen Ofen, und bildet über demselben eine Wölbung, in welcher für den abziehenden Rauch nur eine kleine Oeffnung bleibt. Kocht man Fleisch, so sind die äußeren Theile desselben schon längst gar, wenn die inneren noch so steinhart gefroren sind, daß man sie mit scharfen Messern nicht zerschneiden kann.

Branntwein und selbst Spiritus gefrieren zu einer öl- oder gallertartigen Masse. Von der See steigt ein rauchartiger Dampf empor, den der kalte Wind zu kleinen Eisnadeln umgestaltet. Das Klima der östlichen Küste ist noch weit strenger, als jenes der westlichen Seite. Der Sommer beginnt im Juni, und bald stellt sich eine so drückende Hitze ein, daß manchmal das Thermometer bis auf 86° F. im Schatten steigt. Aber vom April bis August sind die Nebel häufig, und die über das Eis streichenden Winde machen auch im Sommer Pelzkleider zu einer Nothwendigkeit. Im August beginnen die Nachtfröste, auch fällt bereits wieder Schnee, der indessen vor October nicht liegen bleibt. Sehr häufig sind die Nordlichter, welche vor 1716 in Island, Schweden, England, überhaupt in Europa fast unbekannt waren. Die eigenthümlichen Wirkungen der ungleichen Strahlenbrechung, welche durch die verschiedene Temperatur und Dichtigkeit der verschiedenen Luftschichten hervorgebracht wird, bringen merkwürdige Erscheinungen hervor. Die nordische Spiegelung oder Kimmung hebt Oertlichkeiten über ihre wirkliche Lage empor, indem sie unter dem Gesichtskreise liegende Gegenstände sichtbar macht, und oft dieselben gebrochen oder verkehrt erscheinen läßt; sie zaubert Thürme, Burgen und Städte herauf, ganz so wie die Fata Morgana im Süden.

Es ergiebt sich von selbst aus der Beschaffenheit dieses Landes, daß seine Pflanzen- und Thierwelt dürftig sein müssen; beide kommen im Allgemeinen mit jener des benachbarten Island überein. Die Wohnplätze der Menschen sind an der Küste zerstreut und gleichen einander; europäische Niederlassungen liegen nur auf der Westseite, meist auf kleinen Inseln. Eskimos sollen bis zum 78° hinauf wohnen, also bis dahin, wo die Baffinsbay endet. John Roß fand unter 76° Eingeborene, die noch vom Norden her gekommen waren. Sie unterhalten mit den südlicher wohnenden Eskimos keinerlei Verkehr, da sich zwischen 74 und 76 Grad ein massiges, weit ins Meer vortretendes Gebirge erhebt, welches die Südgränze des sogenannten Arktischen Hochlandes bildet. Diese hochnordischen Grönländer hatten keine Kunde von ihren Sprach- und Stammverwandten, sie kannten nicht einmal Boote, hatten aber einen Häuptling. Nördlich von 71° liegen die Browen (Frauen) Inseln, und auf einer derselben haben die Dänen Uppernavik gegründet, die nördlichste aller europäischen Niederlassungen, unter 72° 48′ n. Br. Jetzt wird sie nur von einigen Eskimofamilien bewohnt. Südlicher liegen die Ansiedelungen an der Disko-Bay, die von den Walfischfängern besucht werden, z. B. Egedesminde, und Godhavn auf der Insel Disko, wo der Statthalter für Nordgrönland seinen Sitz hat. Nach Süden hin ist die Küste von zahlreichen Föhrden eingeschnitten, die ins Innere bis zum Fuße der Gletscher reichen; auf kleinen Inseln liegen die Niederlassungen Sukkertoppen und Neu-Herrnhut, die erste von denen, welche die Mährischen Brüder gründeten. Das vom ehrwürdigen Hans Egede 1723 angelegte Godhaab

liegt, unter 64° 10′ 5″ n. Br. und 51° 42′ 15″ w. Länge, am Baals-Flusse, und ist Sitz des Statthalters von Süd-Grönland. Lichtenfels wurde 1754, Frederikshaab unter 62°, 1742 gegründet. Südlich von 61° beginnt der Bezirk von Julianenhaab, in welchem man Spuren isländischer Niederlassungen gefunden hat; hier, meint man, habe das alte östliche Bygd gelegen. Julianenhaab ist der volkreichste Ort im Lande, er besteht seit 1775. Auch bei der Herrnhuterkolonie Lichtenau gewahrt man alte Trümmer. Die Südspitze der Insel Sermesoak wird in der Regel als Kap Farewell bezeichnet, aber die eigentliche Lage desselben ist achtzehn Stunden weiter südlich. Die südlichste Niederlassung in Grönland, Friedrichsthal verdankt, seit 1824, ihr Entstehen den Herrnhutern, welche im Sinne Egedes noch heute in der segensreichsten Weise wirken.

Unsere Kunde über Ost-Grönland beschränkt sich auf das, was Scoresby und Graah mitgetheilt. Der Letztere, ein dänischer Seemann, befuhr die Küstenstrecke im Süden von 65° 1/4 n. Br. Ende Mais 1828 kam er in Grönland an, und segelte im nächsten Jahre nach der Ostküste, welche er in einem grönländischen Weiberboote befuhr. Ueberall fand er Eis, kahle Felsen, hin und wieder Zwergweiden und Zwergbirken bis zu zwei Fuß Höhe und einige Beeren. Ein Eisblink, dessen steile Abhänge meilenweit der Küste entlang laufen, nannte er die Colberger Haide 64° 9′ n. Br.; etwas nördlicher fand er eine vierfache Reihe Eisberge von ungeheurer Höhe. Unter 65° 15′ 26″, bei Dannebrogsöe mit dem Holmsnes, kehrte er um, überwinterte unter 63° 22′ zu Nukarbik, litt im nächsten Jahre, da er seine Entdeckungsreise weiter fortsetzen wollte, entsetzliche Hungersnoth, fristete sein Leben nur mit Beeren und kam am 19. October 1830 wieder in Nennortalik an. Zwischen 65° 14′ und 69°, wo Scoresbys Entdeckungen beginnen, ist die grönländische Küste völlig unbekannt; die Eismassen machen sie durchaus unzugängig. Unter 74° erblickte dieser englische Walfischjäger, dem die Wissenschaft manche wichtige Aufschlüsse verdankt, zuerst Land, das weiter nach Norden hinauf durchaus den öden grönländischen Charakter trug. Der nördlichste Punkt, an welchem er landete, die Traill Insel, liegt unter 72° 12′; hier fand er, wie an manchen anderen Stellen, Spuren der Eskimos.

Man hat viel und lange darüber gestritten, ob die isländischen Niederlassungen, welche als östlicher Bygd bezeichnet wurden, auf der Ostküste oder, gleich dem westlichen Bygd, gleichfalls auf der Westseite lagen. Erhebliche Gründe sprechen für die letztere Ansicht. Nur auf der Westküste hat man Ueberbleibsel alter Ansiedelungen gefunden, namentlich Stücke von Glocken und anderes Metall, besonders im heutigen Bezirk Julianenhaab, und bis beinahe zum 73° hinauf runische Denkmäler, während an der Ostküste, bis jetzt wenigstens, keine Spur aufgefunden worden ist, welche darauf hindeuten könnte, daß diese

unwirthbarsten Gestade jemals von europäischen Menschen zu dauerndem Aufenthalt gewählt worden wären.

Die Grönländer gehören entschieden dem Eskimo-Stamme an; ihre Körperbeschaffenheit, ihre Sprache und Lebensweise bezeugen, daß sie Mitglieder jener „Polarmenschen-Familie“ sind, welche überall im hohen Norden, von Lappland bis zur Baffinsbay und zur grönländischen Ostküste, am Meeresgestade und man möchte sagen mitten in Eis und Schnee wohnen, so weit der Seehund gefunden wird. Die grönländischen Eskimos nennen sich selbst Innuit, das heißt Männer oder menschliche Wesen. Sie scheinen erst spät, etwa im vierzehnten Jahrhundert, auf der Westküste angelangt zu sein: als „Skrällinger“, welche mit den isländischen Ansiedelungen in feindliche Berührung kamen. Eskimos haben einst in Nord-Amerika bis nach Vinland, also bis Neu-England herab gewohnt; als diese Gegenden fünfhundert Jahre später abermals von den Europäern entdeckt wurden, lebten dort Indianer. Man meint deshalb, die Eskimos seien von diesen weiter nach Norden hinaufgedrängt worden, und aus ihren Wanderungen erkläre es sich, daß sie erst so spät nach Grönland gelangt seien. Sie sind von kleiner untersetzter Gestalt, werden oft dick, haben breites plattes Gesicht, ausdruckslose Augen, kleine Nasen, dicke Unterlippe und grobes schwarzes Haar, das über ihr gebräuntes Gesicht herabhängt. Doch ist ihre Haut eher hell als dunkel, erscheint aber schmutzig in Folge der Unreinlichkeit, und dünstet einen widerwärtigen Fettgeruch aus, der dem Europäer fast unerträglich wird. Im Süden findet man schlankere Gestalten, mit hübschen Gesichtern und sprechendem Blick. Der Grönländer ist gern träge und im Allgemeinen gleichgültig gegen das was um ihn her vorgeht, aber insgemein gut aufgeräumt, munter und lustig. Selten kommt es zu Zank oder gar zu Streit, kaum zu heftigen Worten. Er ist veränderlich, kümmert sich nur um das unbedingt Nöthige und zunächst Liegende, und wenn es sein kann, schläft er Tag und Nacht hinter einander. Die Eitelkeit tritt bei diesen Eskimos stark hervor, ihrer Meinung zufolge kommt kein anderes Volk ihnen gleich, und wenn sie einen Fremden loben wollen, so sagen sie: „er ist so gut erzogen als wir,“ oder: „er fängt an, ein Innuit zu werden.“ Verbrechen und Gewaltthaten kommen nur selten vor; wer sich an einem Andern vergeht, wird öffentlich ausgespottet. Denn die Grönländer besitzen einen starken Hang zur Satire, und eine scharfe Zunge. Egede hatte Anfangs von derselben viel zu leiden. Sie verglichen seine große Nase mit den Hirschhornbergen; als er ihnen Christi Leben und Leiden erzählte, bemerkten sie: „Wäre er zu uns gekommen, wir würden ihn geliebt haben, und gehorsam gewesen sein. Welche tolle Menschen, die denjenigen tödten, der lebendig machen konnte!“ Sie lieben ihre nächsten Verwandten, sind aber unempfindlich gegen das Unglück Derer, welche ihnen nahe stehen, und es rührt sie wenig, wenn die zu Grunde gehen, denen es an Angehörigen fehlt.

Sie bilden weder einen Staat, noch haben sie eine Regierung oder irgend eine Obrigkeit. Diese Erscheinung erklärt sich aus dem einfachen Umstande, daß sie aller dieser Einrichtungen nicht bedürfen. Sie haben keine Feinde, mit denen sie Krieg führen müßten, unter einander leben sie in Frieden, alles Eigenthum ist rein persönlich, die See ist ein Gemeingut Aller, und da ihr Land keinen Ackerbau verträgt, so bedürfen sie auch keiner Felder. Jeder lebt wie er mag, ohne dadurch einen Andern zu schädigen. So lange das Meer Seehunde liefert, der Eskimo somit Thran und Felle hat, um seinen Magen zu füllen und seinen Körper zu wärmen, so lange wird er mit sich in Frieden leben und viele Laster civilisirter Völker gar nicht kennen. Nicht einmal Häuptlinge sind vorhanden. Auffallend bleibt es, daß, wie wir schon weiter oben bemerkten, Roß bei den Eskimos im Arktischen Hochlande eine Art von König fand, der sich vom Ertrage der Fischerei und Jagd einen Antheil vorweg nahm. Im Sommer wohnen sie in Zelten, im Winter in Häusern oder richtiger in Hütten, die fünf bis sechs Fuß hoch, zwölf breit und bis zu hundert Fuß lang sind, da mehre Familien unter ein und demselben Dache zu leben pflegen. Die Wände sind im Innern mit Fellen behängt, damit die Feuchtigkeit und der Luftzug abgehalten werden. An der Mauer läuft eine Bank, über der Thranlampe, welche zugleich den Ofen und den Heerd ersetzt, hängt ein steinerner oder eiserner Kessel; die Fenster werden nicht etwa aus Glasscheiben, sondern aus Eingeweiden der Seehunde und Walfische verfertigt. Den Eingang bildet ein langer enger Gang, durch welchen die heiße Luft entweicht, und obwohl keine Thür vorhanden ist, so herrscht in der Hütte doch eine solche Wärme, daß die Grönländer selbst im Winter fast unbekleidet in derselben sitzen. Ein Europäer kann in solchem Dunst und Schmutz nicht ausdauern.

Da der Grönländer hauptsächlich von dem Ertrage lebt, den die See ihm gewährt, so wendet er große Sorgfalt auf den Bau seines Bootes, das er mit großer Gewandtheit zu rudern und zu lenken versteht. Das Kayak oder Männerboot ist etwa zwölf bis vierzehn Fuß lang, nur anderthalb Fuß breit, zwölf Zoll tief, hat ein aus Holz und Fischbein zusammengefügtes Geripp, das auf beiden Seiten mit wasserdicht gemachten Häuten überzogen ist, und ein Gewicht von höchstens dreißig Pfund. In der Mitte befindet sich eine mit einem Reifen versehene Oeffnung, in welche der Eskimo hineinkriecht. Dann befestigt er seinen aus Seehundsfellen verfertigten Rock an demselben, und sitzt nun mitten auf dem Meere vollkommen trocken. In seinem leichten Nachen fliegt er so sicher wie ein Seevogel über die Wellen hinweg, auch bei der strengsten Kälte ist er warm von seinen eigenen Ausdünstungen. Selbst wenn das Kayak umgestülpt wird, so genügt ein Ruderschlag, um es wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Wer aber sein Ruder verliert, ist unrettbar verloren. Die Umiaks sind Weiberboote, noch einmal so lang, drei bis viermal so breit als die Kayaks,

sehr elastisch, aber mit flachem Boden und darum nur für eine ruhige See geeignet. Sie werden von vier oder fünf Weibern gerudert, denen auch bei den Eskimos die schwersten Arbeiten aufgebürdet werden. Sie müssen Kleider und Stiefel, Umiaks und Kayaks machen, Felle gerben, Kleider trocknen, Häuser bauen, Zelte aufschlagen, Kinder warten und kochen, denn der Mann hält es seiner unwürdig zu arbeiten; seine Aufgabe besteht allein darin, Seehunde zu fangen und Vögel zu schießen. Da es keine reichen Grönländer giebt, so bringt die Braut auch keine andere Mitgift zu als gesunde Arme. Es ist aber ländlich und sittlich, daß sie nach der Bewerbung, um welche die Aeltern sich niemals bekümmern, sich sperrt und ziert, ein paar Tage lang weint, darauf einige Male fort in die Berge läuft, von wo der Bräutigam sie zurückholt. Vielweiberei ist erlaubt, kommt aber selten und nur dann vor, wenn die erste Frau kinderlos bleibt; in diesem Falle bittet sie selber den Mann, sich eine zweite Gefährtin zu wählen. Will der Mann sich von der Frau scheiden, so macht er eine Zeit lang ein finsteres Gesicht, und verläßt das Haus, ohne zu sagen, wohin er geht. Diesen Wink versteht die Frau, packt ihre Habe zusammen und zieht mit den Kindern zu ihren Angehörigen. Diese Letzteren werden nie körperlich gezüchtigt, ja nicht einmal getadelt.

Das Land wäre selbst für Eskimos unbewohnbar ohne die Seehunde, welche ihnen so unentbehrlich sind, wie dem Lappländer das Rennthier. Sie essen ihr Fleisch, bedecken sich, ihre Boote und Häuser mit dem Felle derselben, das Fett giebt ihnen Licht und Wärme. Sie erlegen das Thier mit einer Harpune, an welcher eine Blase befestigt ist. Seevögel helfen als Nahrung aus; manchmal machen die kühnsten Ruderer auch Jagd auf den Walfisch, aber nur in Gemeinschaft mit den Dänen. Dann waschen sie sich und legen ihre besten Kleider an, weil sie meinen, der Walfisch möge sie nicht leiden, wenn sie Schmutz am Leibe trügen. Der Mühe die Kochkessel zu reinigen, sind die Weiber überhoben; sie ist den Hunden zugefallen, welche mit ihren Zungen Alles glatt lecken *).

Die Sprache der grönländischen Eskimos kann nicht anders als arm und dürftig sein, da diesem Volke alle künstlichen und verwickelten Verhältnisse fehlen. Für abstracte Begriffe mangelt es ihnen an Worten; haben sie doch nicht einmal eine Religion. Sie kennen nur wenige Adjectiva, aber gleich den übrigen amerikanischen Sprachen, die allesammt polysynthetisch sind, sehr viele Suffixa und Affixa; sie können daher vielerlei auf kurzem Wege ausdrücken, aber in einer

*) Ein grönländischer Küchenzettel wird von Cranz mitgetheilt. Er besteht aus folgenden Gerichten: 1) gedörrte Häringe, 2) getrocknetes, 3) gekochtes, 4) halb rohes halbverfaultes Seehundsfleisch, 5) gekochte Alken (Seevögel), 6) ein Stück von einem halbverfaulten Walfischschwanze, — das Hauptgericht, worauf die Gäste gebeten waren, 7) gedörrter Lachs, 8) gedörrtes Rennthierfleisch, 9) Confituren mit Kräkebeeren, mit dem Magen von Rennthieren vermischt, 10) dasselbe Gericht mit Thran angemacht.

Weise, daß das einzelne Wort uns sehr überladen erscheint. Die Sprache ist daher, wie Paul Egede sich richtig ausdrückt, „ungemein schwer" zu erlernen. Für concrete Gegenstände, mit denen die Grönländer umgehen, und die ihnen in ihrem eigenen Lande aufstoßen, haben sie dagegen einen großen Reichthum *). Ihre Jahre rechnen sie nach Wintern, aber über zwanzig hinaus zählen sie nicht, und obwohl sie ihren Stammbaum viele Geschlechter hinauf nachweisen, so weiß doch kein bejahrter Mann wie alt er eigentlich sei; mehr als zwanzig ist „viel, sehr viel, nicht zu zählen." Vom Schreiben hatten sie vor Ankunft der Missionaire keinen Begriff. Eine Geschichte hat dieses Volk natürlich gar nicht, und was an Ueberlieferungen etwa vorkommt, ist dunkel. Das Wenige, was bei ihnen von religiösen Vorstellungen sich findet, erscheint ganz roh; sie haben in ihrer Sprache kein Wort für Gott, und eben so wenig beten sie; aber der Glaube an eine Fortdauer der Seele ist vorhanden. Torngarsuk, ein guter Geist, ist so groß wie eines Mannes Finger, und sterblich; Manche stellen sich denselben aber auch als einen weißen Bären, oder als einarmigen Riesen vor. Neben diesem mächtigen Geiste giebt es kleinere für Feuer, Wasser und Luft, Torngarsuk hat ein Weib oder eine Mutter, in welcher das Princip des Bösen verkörpert gedacht wird. Sie wohnt auf dem Meeresgrund, wird von Seehunden bewacht und gebietet den Fischen. Diese Mythologie wird von den Zauberern oder Angekokks noch weiter ausgeschmückt. Diese Betrüger haben großen Einfluß, geben Orakel, beschwören Kranke und verkündigen Witterungswechsel. Sie haben unter sich eine besondere Sprechweise eingeführt, die das Volk nicht versteht, da sie alle Worte metaphorisch oder in einer entgegengesetzten Bedeutung gebrauchen, aber nur bei ihren Hexereien. Diese Zauberer unterhalten den Glauben, daß sie im Dunkeln Hexen sehen könnten, welche Hörner haben und von den Fingern bis zum Ellbogen schwarz sind. Gegen vermeintliche Hexen verfährt der sonst so milde und sanfte Grönländer ganz unmenschlich. Eine „Illiseetsook" wird aus der Hütte oder dem Zelte gerissen, erstochen und in Stücke geschnitten; jeder bei der Hinrichtung Betheiligte verzehrt ein Stück vom Herzen, damit der Geist der Ermordeten ihn nicht beunruhigen könne. Insgemein wird

*) Hier einige Beispiele: Das Zeitwort Innuvok bedeutet: er lebt, ist ein Mensch. Davon ist abgeleitet: Inrugigpok, er ist ein hübscher Mensch; Innurdlukpok, er ist ein übelgestalteter Mensch; Innukulukpok, er ist ein unglücklicher Mensch; Innuksiorpok, er ist ein guter Mensch; Innukpilukpok, er ist ein schlechter Mensch; Innuksisimavok, er ist ein Mensch wie ein Grönländer; Innungorpok, er fängt an ein Grönländer zu werden. Für Eis haben sie eine Menge Ausdrücke. Illo ist das Eis an den Fenstern, Sermaek Eis das auf den Bergen liegt, oder an Booten und Schlitten festgefroren ist, Sikko, flaches Eis auf dem Wasser, Kaungak das Eis, welches durch Ebbe und Fluth von der Küste an sich über das Wasser legt, Illuliak ein schwimmender Eisberg, Sermersoak, das feste Eis, das auf dem ganzen Hochlande liegt, Kannik heißt Schnee so lange er sich noch in der Luft befindet, Aput der Schnee, welcher auf der Erde liegt.

eine alte schwache Frau, der es an einem Beschützer fehlt, für eine Hexe erklärt. Sie glauben an Tornak oder Schutzgeister, und tragen als Amulete Fuchskiefern, Rabenköpfe, Falkenklauen und dergleichen am Halse. Es ist ihnen sehr schwer geworden, am christlichen Himmel Gefallen zu finden, da derselbe nicht das aufweist, worauf sie den höchsten Werth legen, nämlich Seehunde. Sie glauben, daß Alles, was sie am Himmel und auf Erden sehen, seinen Ursprung aus ihrem Lande habe. Das Himmelsgewölbe dreht sich rund um einen hohen spitzen Berg im Norden herum; den großen Bär vergleichen sie mit einem Stuhle, auf welchem sie ihre Taue und Harpunen zum Seehundsfange befestigen; der Gürtel Orions besteht aus Grönländern, die an den Himmel versetzt wurden, als sie den Weg zu ihrem eigenen Lande nicht finden konnten; das Siebengestirn sind heulende Hunde, die einen Bären unter sich haben. Die rothschimmernden Sterne essen Seehundsleber, die weißen Seehundsnieren; das Nordlicht kommt von den Seelen der Abgeschiedenen her, wenn sie Ball spielen. Am Himmel ist ein großes von einem Damme umgebenes Wasser; läuft es über, so wird es zu Regen, bricht der Damm, so stürzt der ganze Himmel herab.

So weit der Einfluß der Herrnhuter reicht, sind diese Vorstellungen meist verschwunden, wie die Hauptträger derselben, die Zauberer. Das Christenthum ist auch bei den bekehrten Grönländern noch sehr dürftig und roh, aber die Bemühungen der unverdrossenen Sendboten haben doch schon sehr segensreiche Früchte getragen. Neben dem Evangelium lehren sie auch was von Handwerken für die Eskimos paßt, und schützen dieselben gegen die Uebervortheilung im Handel. Als Egede nach Grönland kam, wo vor ihm holländische Walfischjäger hin und wieder die Küsten besucht hatten, bemerkten die Eingeborenen: „Warum sind die Holländer nicht eben so willig uns Gott kennen zu lehren? Ihre einzige Sprache ist: Speck, Speck, den Kübel voll!“ Der Handel mit Grönland wird jetzt von den Dänen betrieben, welche jährlich etwa ein halbes Dutzend Schiffe hinsenden. Sie holen Eiderdunen, Seehundsfelle, Walroßzähne, Pelzwerk, Fischbein und Thran, und bringen Schießbedarf, Messer, Aexte, Nadeln, Pfeilspitzen, etwas Leinen- und Baumwollenwaaren, Tuch, Taback, Mehl, Thee und Kaffe. Der Branntweinverkauf ist verboten. Der ganze Ein- und Ausfuhrhandel mag sich auf etwa zweimalhunderttausend Thaler belaufen *).

---

*) Er ist vorzugsweise Tauschhandel, und wird für Rechnung der dänischen Regierung von der „Direction des königlichen grönländischen und faröischen Handels“ getrieben. Sie schickt jährlich acht Schiffe nach Grönland, und hat einen Gewinn von etwa 25,000 Thalern

Zweites Hauptstück.

Die Polarreisen.

Bemühungen,
eine nordöstliche und nordwestliche Durchfahrt zu finden.

1. Die älteren Reisen.

Columbus hatte den richtigen Satz aufgestellt: Wenn die Erde eine Kugelgestalt hat, so muß man auf westlichem Wege eben so wohl zur See nach Indien gelangen können, als in östlicher Richtung. Durch die Reiseberichte des Marco Polo war in Europa die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Wunderland Kathay im fernen Ostasien hingelenkt worden; die übertriebensten Gerüchte vom Reichthum des „Tartarchans" erhitzten die Gemüther, und unter den Seefahrern beschäftigten sich manche mit dem Gedanken, nach diesem Lande zu steuern. Columbus war unter ihnen der glücklichste und thatkräftigste. Als er bisher unbekannte Länder entdeckte, wähnte er dem Goldlande Kathay nahe zu sein. Später nannte man die neu entdeckten Gegenden Westindien, und ihre Eingeborenen Indianer. Der Name Amerika (Americi terra) wurde nicht, wie man lange angenommen hat, von Amerigo Vespucci vorgeschlagen oder der Neuen Welt beigelegt, sondern von einem deutschen Geographen, Martin Waldseemüller, aus Freiburg im Breisgau, im Jahre 1507*).

Aber nicht Columbus war der Erste, welcher das Festland von Amerika entdeckte, sondern ein Venetianer, Cabot.

Johann Cabot kam 1494 aus Italien nach Bristol, um dort Handel zu treiben. Dem tüchtigen Seemann, dem Südländer von reger Einbildungskraft,



*) Waldseemüller (Hylacomylus) war Vorsteher einer Druckerei zu St. Dié in Lothringen. Die kleine Weltbeschreibung, in welcher der Name Amerika zum ersten Male vorkommt, führt den Titel: Cosmographiae Introductio, insuper quatuor Americi Vespucii Navigationes. S. Deodati 1507. Humboldt hat die so lange streitige Frage in seinen: Kritischen Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt und die Fortschritte der nautischen Astronomie in dem 15. u. 16. Jahrhundert, deutsche Ausgabe von J. L. Ideler, Berlin 1836 ff. gründlich untersucht und zum Abschlusse gebracht. Die Ergebnisse seiner Forschungen hat er im Kosmos II. 489 ff. allgemein faßlich zusammengestellt.

ließen die Lorbeeren, welche sein Landsmann Columbus erworben, keine Ruhe. Wenn dieser auf südwestlichem Wege Land gefunden hatte, so mußte auch im Nordwesten Land liegen. Diese Ansicht entwickelte Cabot dem englischen Könige Heinrich dem Siebenten, an welchen der große Genuese sich einst vergeblich gewandt hatte, ehe er nach Spanien ging. Der Venetianer fand günstigere Aufnahme, und erhielt für sich und seine drei Söhne Ludwig, Sebastian und Sancho ein königliches Patent, durch welches er berechtigt war, „nach allen Theilen, Gegenden und Meeren, im Osten, Westen und Norden“ zu segeln, unter englischer Flagge, mit fünf Schiffen, und zu unterwerfen, zu besetzen und im Besitz zu halten als des Königs Statthalter alle Städte, Wohnorte, Burgen und Inseln, welche sie entdecken würden. Die Ausrüstung der Schiffe mußte von ihnen selbst bestritten werden; der fünfte Theil des Gewinnes der Unternehmungen sollte dem Könige zufallen, der dagegen allen Waaren die Cabot aus den entdeckten Ländern nach Bristol heimbringen würde, völlige Zollfreiheit gewährte. Cabot trat seine Fahrt erst im Frühjahr 1497 an; am 24. Juni um fünf Uhr Morgens erblickte er im Westen zuerst Land, das er Prima Vista nannte. Er hat also vierzehn Monate vor Columbus das Festland der Neuen Welt gesehen. Im Sommer 1498 ging eine zweite Expedition unter Segel, welche der drei und zwanzigjährige Sebastian Cabot befehligte. Er ging weit nach Norden hinauf, vielleicht bis zum 67° n. Br., und steuerte darauf südlich bis Florida. Er hatte bemerkt, daß an den Küsten von Neufundland und Labrador das Meer von Stockfischen wimmelt.

In England verfolgte man, wegen der innern Unruhen, die Entdeckungen Cabots nicht weiter. Aber sie hatten in Portugal Aufsehen erregt. Caspar Cortereal fuhr mit zwei Schiffen in der von Sebastian Cabot vorgezeichneten Bahn, und fand Terraverde, d. h. einen Theil der Küste von Labrador. Er segelte derselben entlang, bemerkte, daß sie sich immer weiter hinauf erstreckte und zog daraus den Schluß, daß sie bis in eine andere Gegend reiche, welche im vergangenen Jahre (von Cabot) gesehen worden war. Die Portugiesen hatten auf dieser Entdeckungsfahrt mehr als fünfzig Eskimos geraubt, welche „sich vortrefflich zur Arbeit passen und ganz vortreffliche Sklaven abgeben.“ Schon zwanzig Jahre früher war von ihnen an der Westküste von Afrika das Fort Elmina gegründet worden, um von dort aus den Sklavenhandel zu betreiben. Bald nach seiner Rückkehr trat Cortereal eine zweite Reise nach dem Norden an, auf welcher er eine Straße, man meint zur Hudsonsbay, erreichte. Durch einen Sturm wurde er von seinen Gefährten getrennt, und man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Sein Bruder Michael Cortereal, welcher ihn aufsuchen wollte, ist gleichfalls nicht wieder zurückgekehrt. Die Eskimos entgingen also dem bittern Schicksale, das man ihnen in Portugal zugedacht; sie wurden nicht Gegenstand des Sklavenhandels.

Sebastian Cabot hatte nach seiner nordischen Fahrt eine Reise nach Brasilien unternommen, war 1512 in die Dienste Spaniens getreten und zum Mitgliede des Raths von Indien ernannt worden. Ein 1516 in Spanien entworfener Plan zu einer Expedition, welche eine nordwestliche Durchfahrt aufsuchen sollte, mußte aufgegeben werden, da König Ferdinand starb. Cabot kehrte nach England zurück. Hier gelang es ihm, jenen Plan ins Werk zu setzen, aber er war ohne Folgen, da die Schiffsbemannung unter 67° 30′ n. Br. in Meuterei ausbrach. Es leidet fast keinen Zweifel, daß Cabot während dieser Fahrt, wenn nicht die Hudsonsbay doch wenigstens die Hudsonsstraße erreichte.

Auch die Franzosen nahmen Theil an den Fahrten nach der Neuen Welt, und auch bei ihnen gab ein Italiener die Anregung zu Entdeckungsfahrten. Ein Florentiner, Giovanni Verazzano, fuhr der Küste Nordamerikas entlang von 34 bis 50° n. Br., er sah also die Gestade der Vereinigten Staaten, landete im heutigen Georgien, verkehrte mit den Eingeborenen und warf später in der Penobscotbay seine Anker aus. Diese Reise fällt ins Jahr 1524. Zehn Jahre später umschiffte Jakob Cartier Neufundland, besuchte den St. Lorenzbusen und fuhr durch die Straße von Belle-Isle zurück. 1535 besuchte er abermals den von ihm entdeckten Golf, fand die Insel Anticosti, und steuerte den großen Strom hinauf bis zu einer indianischen Ortschaft Hochelaga. Mit den Eingeborenen unterhielten die Franzosen freundschaftlichen Verkehr. Sie waren nicht wenig erstaunt, als die Indianer „aus langen Röhren so lange Rauch sogen, daß er ihnen, wie der Qualm aus dem Schornstein, aus Mund und Nase kam“. Sie lernten das Tabackrauchen. Da wo einst die Wigwams von Hochelaga standen, erhebt sich nun die Stadt Montreal mit 50,000 Einwohnern. Cartier kam am 6. Juli 1536 wieder in seiner Vaterstadt St. Malo an, aber die Franzosen legten damals noch wenig Gewicht auf Canada, weil man daselbst weder Gold noch Silber gefunden hatte. Nur ein Edelmann aus der Picardie, Jean François de la Roque, Sieur de Roberval, ließ sich vom Könige die Genehmigung ertheilen, eine Niederlassung in Canada zu gründen. Der König gewährte ihm den Titel: Herr von Norimbega, General-Lieutenant und Vicekönig in Canada, Hochelaga, Saguenay, Neufundland, Belle-Isle, Carpon, Labrador, der großen Bay und der Stockfischinsel (Baccalaos). Cartier mußte voraussegeln und Bahn brechen. Da er aber so unvorsichtig gewesen war, während seiner früheren Reise einen alten Häuptling zu entführen, der in Frankreich gestorben war, so fand er jetzt in den Indianern erbitterte Feinde. Nur unter großen Beschwerden gelang es ihm, in der Nähe des heutigen Quebec, ein Fort anzulegen. Endlich kam Roberval; er überwarf sich bald mit Cartier, der ihn seinem Schicksal überließ. Von dem Herrn von Norimbega u. s. w. hat man nie wieder etwas gehört.

Die Engländer waren inzwischen nicht unthätig gewesen. Sie hatten 1527 zwei Schiffe nach Nord-Amerika ausgerüstet; dasselbe war 1636 der Fall. Auf

dieser letztern Fahrt erreichten sie Cap Breton. Als dann Eduard der Sechste, ein dem Seewesen mit Leidenschaft zugethaner Monarch, den Thron bestieg, wurde der Entdeckungseifer aufs Neue belebt. Sebastian Cabot war, nach 1517, zum zweiten Male nach Spanien gegangen, und von Karl dem Fünften freudig empfangen worden. Man übertrug ihm das wichtige Amt eines Piloto mayor; er nahm 1524 Theil an dem berühmten Conclave zu Badajoz, welches über die Streitigkeiten zwischen Spanien und Portugal in Betreff der Molukken und der bekannten päpstlichen Theilungsbulle entscheiden sollte. Cabot wollte nach den Molukken fahren, er besuchte den la Platastrom, welchen er bis nach Paraguay hinaufsegelte, machte später mehre Seereisen, kehrte aber, als das Alter nahete, in sein Geburtsland zurück. Eduard wußte den erfahrenen Seemann zu würdigen, gewährte ihm für seine Dienste einen Jahresgehalt, und als sich in London ein Verein unternehmender Handelsleute bildete, trat Cabot an dessen Spitze. Er führte den Brauch ein, die Schiffe mit Blei zu beschlagen, was in Spanien schon seit längerer Zeit herkömmlich war; Kupferbeschläge kommen erst in späterer Zeit vor. Jene Kaufleute rüsteten Schiffe aus, um im Nordosten Entdeckungen machen zu lassen. An die Spitze der Expedition stellte man den Sir Hugh Willoughby; Richard Chancelor, Stephan Burrow und Arthur Pet waren Theilnehmer, und Sebastian Cabot entwarf die Verhaltungsbefehle für die „Reise nach Kathay". Am 20. Mai 1553 lichteten die drei Schiffe ihre Anker, waren Mitte Juli unter 66° n. Br. an der Küste von Norwegen und besuchten Wardöehuus. Am Nordcap wurde Chancelors Schiff von jenem Willoughbys in einem fürchterlichen Sturme getrennt, beide sahen einander nie wieder. Sir Hugh kam auf seiner Weiterfahrt nach Nowaja Semlja, bemühete sich vergebens, höher nach Norden vorzudringen, kehrte nach Wardöehuus zurück, und steuerte dann der öden Küste des russischen Lappland entlang bis zur Mündung der Artschina, „ohne Leute oder irgend etwas zu finden, das einer Wohnung ähnlich sähe". So lauten die letzten Worte in seinem Tagebuche, das zwei Jahr später von einigen russischen Fischersleuten aufgefunden wurde. Es lag neben dem erfrorenen Körper Willoughbys; die ganze Bemannung der beiden Schiffe war durch Hunger und Kälte umgekommen. Schiffe und Leichen sollten nach England heimgebracht werden, versanken aber unterwegs im tiefen Meere. Chancelor war glücklicher. Er hatte in Wardöehuus vergeblich auf Willoughbys Ankunft geharrt, war nach Norden gesteuert „in eine unbekannte Gegend der Welt und so weit, daß endlich gar keine Nacht mehr war, sondern immer Helle und Sonnenschein über der mächtigen und gewaltigen See". Er gelangte ins Weiße Meer, und landete bei Archangel, wie er von Fischern erfuhr, die nie zuvor ein so großes Schiff gesehen hatten, und Anfangs vor ihm flohen. Als er sie überholte, warfen sie sich vor ihm auf die Knie und wollten ihm die Füße küssen. Er aber behandelte sie leutselig und wurde seitdem von ihnen und

ihren Freunden reichlich mit Lebensmitteln versorgt. Chancelor bat um Erlaubniß, Moskau zu besuchen, erhielt sie vom Kaiser Johann Wassiljewitsch, wurde freundlich empfangen, und legte den Grund zu dem einträglichen Handel, welcher seitdem zwischen England und den Moskowitern getrieben worden ist. Die Antheilhaber, welche die Expedition ausgerüstet hatten, bildeten nun die „Moskowitische Compagnie" und sandten Chancelor 1555 abermals auf eine Handels- und Entdeckungsreise aus. Sie gelang; er brachte nicht nur einen Gesandten des moskowitischen Großfürsten, sondern auch eine Ladung im Werthe von zwanzigtausend Pfund Sterling zurück nach Großbritannien. Während Chancelor abermals eine Reise antrat, auf welcher er sein Leben einbüßte, rüstete die Moskowitische Compagnie 1556 noch ein Schiff aus, das sie unter Stephan Burrows Befehl stellte. Erst nach dreimonatlicher Fahrt, im Juli, gelangte es in die Waigatz-Straße, traf dort auf „ungeheure Haufen Eis", wäre beinahe von einem Walfische umgestürzt worden, drang bis jenseits der Petschora-Mündung vor, mußte aber unverrichteter Dinge umkehren. Auch die beiden von Arthur Pet und Jackman befehligten Barken, welche sich 1580 in die Waigatzstraße wagten, mußten der drohenden Eismassen halber umkehren. Seitdem fanden die Reisen nach Nordosten in England keine Gunst mehr.

Wohl aber glaubten die Holländer auf diesem Wege einen vortheilhaften Handelsverkehr mit Indien eröffnen zu können, welcher seither ausschließlich in den Händen der Spanier und Portugiesen war. Die Generalstaaten setzten dem, welcher den neuen Weg entdecken würde, eine Belohnung von fünfundzwanzigtausend Gulden aus und gewährten ihm überdies ein Handelsmonopol für einen Zeitraum von acht Jahren. Unternehmende Kaufleute rüsteten drei Schiffe und eine kleine Barke aus, welche einer der geschicktesten Seeleute Hollands befehligte. Wilhelm Barentz seegelte am 5. Juni 1594 aus dem Texel und war schon am 23. desselben Monats an der Kolamündung in Lappland. Hier trennte sich das kleine Geschwader. Barentz steuerte nördlich nach Nowaja Semlja hin, während die übrigen Fahrzeuge unter Cornelis Nay den alten und bekannten Weg durch die Waigatz-Straße nahmen. Barentz war am 29. Juli unter 77° n. Br., am nördlichsten Punkte von Nowaja Semlja, dem Eiscap, wo Eismassen ihm den Weg versperrten. Nay war am 21. Juli unter 70° 20′ n. Br. an der Waigatz-Insel, fand dort viel Treibholz, und segelte ins Karische Meer. Er glaubte den Weg nach Indien gefunden zu haben. In Holland wurden deshalb sieben voll mit Waaren beladene Schiffe ausgerüstet, die, abermals von Barentz befehligt, am 2. Juli 1595 Amsterdam verließen. Sie kehrten im September unverrichteter Dinge aus der Waigatzstraße zurück. Der Unternehmungsgeist der Holländer war aber auch jetzt noch nicht entmuthigt; Barentz und Johann Cornelis Ryp gingen in zwei Schiffen am 15. Mai 1596 abermals in See. Sie fanden unter 74° 30′ die Bären-Insel (Cherie-

Eiland) und bald nachher, am 19. Juni, unter 80° 11′ n. Br. eine noch größere Insel — Spitzbergen. Von dort steuerte Barentz nach der Küste von Nowaja Semlja, dessen nordöstlichen Punkt, Cap Nassau, er umsegelte. Hier gerieth er in dichtem Nebel zwischen das Eis, und mußte mit siebenzehn Gefährten unter 76° n. Br. in dem fürchterlichsten Lande der Welt überwintern. Von Ende August bis zum 14. Juli des nächsten Jahres dauerte die Gefangenschaft in dieser kalten Wüstenei. Am 20. Juni fühlte Barentz, daß sein Ende nahe. Er saß vor einigen Charten, die er betrachtete, bat dann, daß man ihn in ein Boot hebe, blickte starr auf das Meer und verschied. Seine Gefährten wurden von russischen Barken aufgenommen, und trafen bei Kola einige holländische Fahrzeuge, in welchen sie heimfuhren. Von jenen neunzehn, welche auf Nowaja Semlja überwinterten, waren noch zwölf am Leben.

Nach vielen vergeblichen Bemühungen war es endlich im Jahre 1576 einem tüchtigen Seemann, Martin Frobisher, gelungen, dem Grafen von Warwick für eine nordwestliche Entdeckungsreise Theilnahme einzuflößen. Drei Schiffe wurden ausgerüstet von nur fünf und dreißig, dreißig und zehn Tonnen Gehalt! Mit solchen armseligen Fahrzeugen wagte sich Frobisher in die gefährlichen Meere des hohen Nordens. Am 11. Juli sah er unter 61° n. B. die Küsten von Süd-Grönland, verlor seine Pinasse mit vier Mann im Sturme; sein anderer Gefährte, der Gabriel, steuerte heimlich nach Europa zurück. So war er allein. Aber er verlor den Muth nicht, segelte mitten durch das Eis nach Südwesten und traf unter 62° 2′ n. Br. auf die Küste von Labrador. Unter 63° 8′ gewahrte er ein Vorgebirge, das er als südliche Spitze einer großen Durchfahrt erkannte. In diese Straße, Frobishers Straße, fuhr er etwa sechszig Meilen weit hinein; er fand am Lande Eskimos, von denen er einen raubte und mit nach England zurückbrachte. Jetzt glaubte man die Durchfahrt nach Kathay endlich gefunden zu haben; es fragt sich aber, ob in der nächsten Zeit schon wieder eine Expedition ausgerüstet worden wäre, wenn nicht zufällig ein schwarzes Mineral mitgebracht worden wäre, das man für goldhaltig erachtete. Die Londoner Goldschmiede und Münzwardeine hielten es für gut, und Frobisher wurde von Neuem ausgesandt, weniger um eine Durchfahrt zu finden oder die gefundene weiter zu erforschen, als um Gold zu holen. Diesmal gab man ihm ein königliches Schiff von etwa zweihundert Tonnen Gehalt, nebst zwei kleineren. Er verließ Blackwall am 26. Mai 1577, war am 16. Juli am Eingange der Frobisher Straße, hatte am 22. August etliche hundert Tonnen Erz gesammelt, und kam glücklich heim. In England entstand allgemeine Aufregung; die Königin meinte, es sei nun für England eine Gegend entdeckt worden, die zwar nicht so fruchtbar aber an Goldreichthum mindestens so viel werth sei, als das südlichere Indien der Spanier; die Kaufleute schwärmten und berechneten im Geiste schon ungeheuern Gewinn; die Gelehrten glaubten, die

nordwestliche Durchfahrt sei nun gefunden. Es herrschte damals ein „gelbes Fieber“, so stark wie heute das californische Goldfieber. Ein Ausspruch im Buche Hiob, demgemäß „Gold aus dem Norden kommt“, hatte schon im dreizehnten Jahrhundert Dänen und Norweger veranlaßt, Gold in Grönland zu suchen; jetzt meinte man in England, ungeheure Schätze entdeckt zu haben. Die mit der Prüfung beauftragten Beamten erstatteten abermals einen so günstigen Bericht, daß im Jahre 1578 eine ganze Flotte ausgerüstet wurde. Elisabeth wollte im nordischen Goldlande auch eine Ansiedelung gründen, und Bergleute, Soldaten, junge Edelleute, Goldschmiede, Bäcker, Zimmerleute und andere Handwerker gingen an Bord der aus fünfzehn Schiffen bestehenden Flotte. Sie wurde in die Hudsonsstraße verschlagen, von einer Niederlassung konnte keine Rede sein, und die golddürstigen Abenteurer waren hoch erfreut, als sie, ohne Gold oder andere Metalle, wieder in England festen Boden unter den Füßen hatten*).

Die Engländer hatten bisher noch nicht daran gedacht eigentliche Niederlassungen in Amerika zu gründen. Erst im Jahre 1583 begann ein Mann aus Devonshire, Sir Humphrey Gilbert, sich mit Kolonisationsplänen ernstlich zu beschäftigen. Aber zweimal mißlangen ihm seine Bemühungen; nichtsdestoweniger rüstete er eine dritte Expedition aus, um mit zweihundert sechszig Mann, die er auf fünf Schiffe vertheilt hatte, Besitz von Neufundland zu ergreifen. Die Königin Elisabeth hatte ihm erlaubt, alle „heidnischen und barbarischen Länder“, welche er entdecke, in Besitz zu nehmen, nur solle er ihr huldigen und den fünften Theil von allem Gold und Silber, das man finde, an die Krone abgeben. Gilbert kam nach Neufundland, aber am Ende blieben ihm von fünf Schiffen nur noch zwei. Auf dem kleinsten, dem „Eichhörnchen“, von zehn Tonnen Last zog er, nachdem alle seine Hoffnungen gescheitert waren, seine Flagge auf. Am 9. September erhob sich ein fürchterlicher Sturm. Sir Humphrey Gilbert trat auf das Verdeck, hielt ein Buch in der Hand und sprach der Mannschaft Muth ein. „Wir sind dem Himmel auf der See eben so nahe wie auf dem Lande“, rief er den Leuten auf dem andern Schiffe zu, als dasselbe bei Einbruch der Dunkelheit vorbeitrieb. Bald war die kleine Barke aus dem Gesichte entschwunden, aber noch einige Stunden lang sah man, wie sie mit einem Licht am Maste auf und nieder schwankte. Gleich nach Mitternacht war von dem Lichte

---

*) Das vermeintliche Gold war nichts weiter als goldgelber Schwefelkies, Marcasit, der sich namentlich auf Labrador, insbesondere am Catilinahafen, in der Nähe von Cap Bonavista findet. Es ist eine schwere, glänzende, gelbliche Masse, und so hart, daß sie am Stahl Funken giebt, und allerdings oft mit Kupfer, Arsenik, Silber und Gold gemischt. C. A. Anspach Geschichte und Beschreibung von Neufundland und der Küste Labrador. Aus dem Englischen. Weimar 1822. S. 170 ff.

nichts mehr zu sehen; das Schifflein mit Gilbert war eine Beute der Wellen geworden.

Als seit Frobishers unglücklicher Reise sieben Jahre verflossen waren, traten abermals mehre Londoner Kaufherren zusammen und beschlossen „zu Gottes Ruhm und zum Nutzen ihres Landes, alle Gedanken an Gold und Silber bei Seite zu lassen", und einige Schiffe auszurüsten, lediglich zu dem Behufe, eine Durchfahrt nach Indien zu entdecken. Sie kauften zwei Barken, den „Sonnenschein" von fünfzig, und den „Mondschein" von fünf und dreißig Tonnen Gehalt. Den erstern bemannten sie mit drei und zwanzig Mann, darunter vier Spielleute, den zweiten mit neunzehn Mann. Die Leitung der Fahrt übernahm Master John Davis aus Landridge in Devonshire, „ein Mann, der sich auf die Grundsätze der Schifffahrtskunst sehr wohl verstand." Die Fahrzeuge gingen am 7. Juni 1585 von Dartmouth unter Segel und steuerten nach der Südwestküste von Grönland. Von dort hielt Davis seinen Cours nach Nordwesten, und gelangte in den Meeresarm, welcher nach ihm die Davis-Straße genannt wird. Am 6. August landete er unter 66° 40′ n. Br. am Mount Raleigh, erreichte am 11. desselben Monats ein Vorgebirge, das er Gottesgnaden-Cap nannte, denn als er um dasselbe herumgesteuert war, glaubte er die ersehnte Durchfahrt entdeckt zu haben. Er fuhr eine beträchtliche Strecke weit hinein, mußte aber der Stürme und des Nebels halber umkehren, und war am 30. September wieder in England. Am 7. Mai 1586 lichtete er, diesmal mit vier Schiffen, abermals die Anker, traf Mitte Juli unter 60° 8′ auf große Eismassen, steuerte der Küste entlang und entdeckte unter 66° 33′ n. Br. 70° w. L. und später an anderen Punkten Land. Am 4. September, unter 54° n. Br., hatte er abermals „Hoffnung" die Durchfahrt zu finden; da aber die Jahreszeit bereits weit vorgerückt war, so kehrte er heim. Auf seiner dritten Reise, welche er am 19. Mai 1587 begann, kam er bis 72° 12′, mußte dort eine andere Richtung einschlagen, und trieb an der Cumberlands- und an der Hudsonsstraße vorüber. Auch diese dritte Reise war vergeblich. Eben so wenig als Davis fand Georg Waymouth 1602 die Durchfahrt oder Kathay.

Die Fahrten Stephan Bennet's nach Nordosten 1603, und Cunningham's, der 1605 mit Jakob Hall im Dienste des Königs von Dänemark Grönland besuchte, waren von eben so geringer Erheblichkeit wie die Reise Johann Knight's welchen 1606 ein Sturm nach Neufundland verschlug. Aber 1607 sandte die Moskowitische Compagnie einen ausgezeichneten Seemann aus, Heinrich Hudson, der wo möglich eine Passage gerade über den Pol hinweg entdecken sollte. Am 1. Mai lichtete er die Anker seines kleinen Fahrzeuges, sah Land unter 73° n. Br., fuhr nordöstlich und gab der Küste den Namen Hold with hope. Am 27. Juni dämmerte die Küste Spitzbergens durch den Nebel; er fuhr derselben bis zum 81° entlang und steuerte darauf nach Grön-

land hinüber. Ende Juli begann es ihm an Lebensmitteln zu fehlen, und er sah sich zur Umkehr genöthigt. Aber im April 1608 steuerte er abermals nach Norden, war am 3. Juni am Nordcap, fand unter 75° Eis, hatte ununterbrochen mit diesem und dichtem Nebel zu kämpfen, mußte die Hoffnung aufgeben eine Durchfahrt zu finden, landete unter 72° 12′ auf Nowaja Semlja, und hatte abermals eine eben so beschwerliche als vergebliche Fahrt gemacht. Bald nachher finden wir ihn im Dienste der holländisch-ostindischen Compagnie, in deren Auftrage er nun eine nordwestliche Durchfahrt suchte. Auf dieser Reise, seiner dritten, entdeckte er die Küste von Neuyork und den Strom, welcher seinen Namen führt. Seine vierte Fahrt trat er von der Themse aus am 17. April 1610 an. Mehre Privatleute, welche immer noch an die Möglichkeit einer nordöstlichen Durchfahrt glaubten, namentlich Sir John Wolstenholme und Sir Dudley Digges, rüsteten für ihn ein Schiff von fünfzig Tonnen aus. Aber Hudson fuhr nicht nach dem Nordcap sondern nach Island, steuerte dann nach Westen und fand die schon von Davis gesehene Insel Resolution. Von dort ab kam er auf südlichem Course in die Hudsonsstraße. Während das Schiff, die Discovery, einen harten Stand im Eise hatte, entstand unter der Mannschaft eine Meuterei. Am 11. Juli fand er, unter 62° 9′ n. Br., die Gottesgnade-Inseln, sah dann ein weites, offenes Wasserbecken vor sich, und glaubte fest, im Stillen Weltmeere angelangt zu sein. Das Vorgebirge, welches den südwestlichen Punkt der Hudsonsstraße bildet, nannte er Cap Wolstenholme. Am 10. August aber war sein Schiff im Eise eingefroren, die Lebensmittel waren fast aufgezehrt, und als nach einigen Tagen abermals Thauwetter eintrat, brach wieder eine Meuterei aus. Hudson hatte in England einen jungen Menschen, Green, der daheim nicht gut thun wollte, an Bord genommen, und unterwegs mehrfach Veranlassung gehabt, ihn scharf zu tadeln. Der Elende schwor ihm Rache und wiegelte andere Matrosen auf. Als am 22. August Hudson aus seiner Kajüte trat, ergriffen ihn die Meuterer, warfen ihn mit acht kranken Matrosen in ein Boot, überließen die Unglücklichen ihrem Schicksale, und segelten fort. Gleich darauf plünderten sie die Vorräthe, wurden im Eise umhergetrieben und rannten am Cap Digges fest. Hier traten sie in Verkehr mit Eskimos, von denen sie nachher überfallen wurden. Die eigentlichen Meuterer, welche den großen Seefahrer unbarmherzig dem Tode preisgegeben hatten, wurden von den Wilden erschlagen. Die übrigen kamen abgemagert und ausgehungert nach Irland.

Die Nachricht von dem großen freien Meere, welches Hudson für einen Theil des Großen Oceans gehalten, spornte die Engländer zu neuem Eifer, und Thomas Button wurde 1612 mit zwei auf achtzehn Monate mit Lebensmitteln versorgten Fahrzeugen ausgesandt, um die letzten Entdeckungen weiter zu verfolgen. Er fuhr in die Hudsonsbay und landete unter 57° 10′ n. Br. im

Port Nelson, an derselben Stelle, an welcher späterhin die Hudsonsbay-Compagnie einen ihrer Hauptposten anlegte. Dort überwinterte Button. Im folgenden Jahre erreichte er unter 65° das heutige Cap Comfort; er war überzeugt, daß eine nordwestliche Durchfahrt vorhanden sei. Die Moskowitische Compagnie beauftragte indessen einen Seemann, Jonas Poole, 1610, abermals eine Fahrt über den Pol zu wagen; als er aber bei Spitzbergen anlangte, zog er es vor, eine reiche Ernte auf der Walroßjagd zu machen, und sich weiter nicht um eine Polfahrt zu kümmern. Jakob Hall wurde 1611 nach Grönland geschickt, um dort Gold und Silber aufzufinden; Gibbons, der in die Hudsonsbay segeln sollte, wurde an der Küste von Labrador, da wo jetzt die Herrnhuter-Niederlassung Nain liegt, vom Eise eingeschlossen. Robert Fotherby fuhr 1610 nach Spitzbergen. Man muß die Ausdauer der Moskowitischen Compagnie bewundern, welche immer noch nicht den Muth verlor, denn sie rüstete 1615 wieder ein Schiff aus, welches Bylot befehligte; Wilhelm Baffin war Steuermann. Sie fuhren in die Hudsonsstraße, nachher in den Fox-Canal, bis zur Southampton-Insel und dann nach Resolution-Island.

Im folgenden Jahr erhielt Baffin den Auftrag, der grönländischen Küste entlang und die Davis-Straße bis zum achtzigsten Grade hinauf zu segeln, und dann nach Westen und Süden bis zum sechszigsten Grade hinab zu steuern. Nachher sollte er seinen Cours so einrichten, daß er „nach Yedzo und Japan" komme. Am 26. März 1616 ging er in See. Auf dieser Fahrt gelangte er in die Baffinsbay, bestimmte in derselben eine Anzahl von Punkten, z. B. unter 77° 30′ den Walfischsund, und bemerkte im Thomas Smith-Sunde eine auffallende Abweichung der Magnetnadel. Auf der Fahrt nach Süden fand er den Jones-Sund, und bemerkte am 12. Juli unter 74° 20′ n. Br. eine große Einfahrt, den Lancaster-Sund, der damals vom Eise gesperrt war, und durch welchen erst nach zweihundert Jahren sich Parry eine Bahn brach. Baffin wollte später von Japan aus eine Durchfahrt nach Osten suchen, wurde aber in Indien während eines Gefechtes erschossen. Er gehört zu den kühnsten und umsichtigsten Männern, welche je die nordischen Meere beschifften.

Wir haben noch eine ganze Reihe arktischer Expeditionen zu erwähnen, von denen freilich die meisten ohne besonders wichtige Ergebnisse gewesen sind. Hawkridge fuhr 1618 oder 1619 in die Hudsonsstraße. Der dänische König Christian der Vierte rüstete 1619 zwei Schiffe aus, die Jens Munk befehligte. Er segelte erst in die Davis-, dann in die Hudsonsstraße. In einer Anwandelung jener widerwärtigen und frazzenhaften Eitelkeit, welche so viele Dänen auszeichnet, nannte er die Hudsonsstraße Christiansstraße, die Hudsonsbay Mare novum ꝛc. Er überwinterte in der Chesterfield-Einfahrt. In England suchte Luke Fox neue Theilnahme für die nordwestliche Durchfahrt zu erregen. Er verließ Deptford am 3. Mai 1631, fuhr in die Hudsonsbay, war

im Juli an der Küste der Insel Southampton, und fand am 27., unter 64° 10′ n. Br., eine Insel, welche er als Sir Thomas Rowe's Welcome bezeichnete. Dieser Name ist auf die Straße übertragen worden, welche die Hudsonsbay vom Norden nach Süden mit der Frozen-Strait und also mit dem Fox-Canal verbindet. Die Briefe, welche Fox an den Kaiser von Japan mitgenommen, brachte er uneröffnet zurück nach England. In demselben Jahre hatten Bristoler Kaufleute den Capitän James ausgeschickt; er segelte in die Hudsonsbay, deren südlichste Bucht von ihm den Namen erhalten hat, überwinterte unter Entbehrungen und strengster Kälte, und kehrte im folgenden Jahre heim, ohne irgend welchen Zweck erreicht zu haben.

Seitdem war es länger als ein Menschenalter still von Entdeckungen im Norden, bis ein eigenthümliches Verhältniß den erkalteten Eifer belebte; die Franzosen nämlich hatten von Canada aus die nördlichen Einöden durchstreift, und trieben einen sehr gewinnreichen Pelzhandel. Ein Herr von Grosseliez erfuhr auf seinen Reisen, von den Indianern, daß sich im Norden ein großes Meer befinde. Es war die von den Engländern entdeckte Hudsonsbay. Grosseliez wagte mit einigen unternehmungslustigen Gefährten einen Zug nach den Küsten des den Franzosen bis dahin unbekannten Meeres, traf dort, unweit des heutigen Fort Nelson, auf einige Engländer, mit denen er in blutigen Streit gerieth, und brachte eine werthvolle Ladung Pelzwerk nach Quebec. Es war ihm klar geworden, daß die Gründung von Handelsposten in jenen fernen Gegenden dem Pelzhandel eine große Ausdehnung geben und beträchtliche Vortheile abwerfen müsse; er betrieb daher den Plan, solche Niederlassungen anzulegen, am französischen Hofe. Als er dort kein Verständniß fand, theilte er seine Ansichten dem englischen Gesandten in Paris, Montagu, mit, der sogleich begriff, daß er mit einem tüchtigen Manne zu schaffen habe, und daß es sich um einen verständigen Plan handle. Er schickte den Herrn von Grosseliez nach England zu dem sehr einflußreichen Prinzen Rupert, der willig auf die Vorschläge des Franzosen einging, und 1668 den Capitän Gilliam mit einem Schiffe ausrüstete, das mit Grosseliez in die Hudsonsbay fuhr. Die Expedition überwinterte im Rupertsflusse und bauete Fort Charles, die erste englische Niederlassung in jener Gegend. Pfalzgraf Rupert erwirkte, in Gemeinschaft mit dem Herzog von Albemarle und andern Lords, 1669 einen Freibrief für die „Company of Adventurers of England trading into Hudsons Bay", welche den Theilhabern und ihren Nachkommen den Alleinhandel in der Hudsonsbay und Hudsonsstraße gewährte, und ihnen Hoheitsrecht und Gerichtsbarkeit über alles Land und alle an dasselbe gränzenden Gegenden verlieh, welche nicht etwa schon im Besitze anderer christlichen Fürsten oder Staaten sich befänden. Diesem ungemessenen Raume an der Küste und im Innern gab man den Namen Ruperts-Land; es nimmt einen Flächenraum ein, der etwas größer ist als ganz Europa.

Die Hudsonsbay-Gesellschaft, welche im Laufe von beinahe zwei Jahrhunderten ganz ungeheure Gewinne gemacht hat, befindet sich bis heute im Besitze aller ihr damals ertheilten Vorrechte. Wie alle Gesellschaften, die einträgliche Monopole zu vertheidigen haben, war sie stets argwöhnisch, und mit vollem Rechte wirft man ihr vor, daß sie den geographischen Entdeckungen wenig oder gar keinen Vorschub geleistet habe. Erst in der neuesten Zeit hat sie angefangen, auch der Wissenschaft einige Dienste zu leisten.

Seit etwa einem Jahrhundert waren die Reisen nach Nordosten in England außer Gunst gekommen; man hatte daran verzweifelt, in dieser Richtung eine Durchfahrt zu finden. Als aber auch auf westlichem Wege alle Unternehmungen fruchtlos waren, nahm man 1675 jenen Plan wieder auf, und schickte den Capitän Wood 1676 mit einer dem Staate gehörenden Fregatte und einem kleineren Schiffe nach Nordosten. Er sah das Nordcap, Nowaja Semlja, die Waigatzstraße und viel Eis; seine Fahrt war eben so fruchtlos wie die früheren; aber sie war die letzte, welche von England aus nach Nordosten unternommen wurde; man dachte nicht mehr daran, im Norden um Europa und Asien herum nach Indien zu fahren.

Im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts verbreitete sich die Nachricht, daß irgendwo im nördlichen Theile der Hudsonsbay reiche Schätze von Kupfer lägen. Karl Kneight, Gouverneur der Factorei am Nelsonflusse, rüstete einige Schiffe aus, und nahm große mit Eisen beschlagene Kisten an Bord, um sie mit werthvollem Erze zu füllen. Barlow und Vaughan stachen mit den Fahrzeugen in See, aber man hörte nichts mehr von ihnen. Etwa fünfzig Jahre später fanden Walfischjäger einige Ueberreste der Expedition auf der Marmor-Insel, an der Chesterfield-Einfahrt. Samuel Hearne erfuhr später von einem alten Eskimo, daß die Schiffe an jener Insel überwinterten, nachdem sie schwer beschädigt worden waren. Sie konnten im folgenden Sommer nicht aus dem Eise heraus; im zweiten Winter starben von fünfzig Menschen dreißig; im Sommer blieben von diesen nur fünf übrig, zuletzt nur zwei, die Tagelang auf einem hohen Felsen nach Rettung ausschaueten und bitterlich weinten. Der Letzte sank leblos zu Boden, als er dem einzigen übrig gebliebenen Gefährten ein Grab grub. Capitän Scroggs, welchen die Hudsonsbay-Gesellschaft aussandte, um die Verlorenen aufzufinden, machte eine vergebliche Reise. Von jener Middleton's, der die Kupfergruben aufsuchen wollte, wurde nichts veröffentlicht. Die Compagnie sah sich aber in Folge wieder Andrängens von Außen her genöthigt, 1741 eine zweite Expedition auszurüsten, welche Middleton und Moor befehligten. Sie fanden das Wager-Inlet und die Repulsebay, aber natürlich keine Durchfahrt und eben so wenig Metalle. Das Gleiche war mit der Fahrt der beiden Schiffe „Dobbs Galley" und „California" der Fall, mit welchen Moor und Smith 1746 nach der Hudsonsbay fuhren. Sie über-

winterten beim Fort York, überzeugten sich im nächsten Sommer, daß die Wagerstraße sich im Lande verlief, und kamen unverrichteter Dinge heim. Heinrich Ellis, der die Expedition begleitete, hat sich damals bemüht, mit hundert Gründen darzuthun, daß die Durchfahrt vorhanden sei; aber man war endlich in England der immer und immer wieder getäuschten Hoffnungen müde geworden und rüstete in den nächsten dreißig Jahren keine Schiffe zu Entdeckungsreisen in jene Gegenden aus.

Von England und Holland aus hatte man die nordöstliche Durchfahrt immer nur auf dem Wege um das Nordcap und bei Nowaja Semlja oder Spitzbergen gesucht; der Norden der Westküste Amerikas war unbesucht geblieben, da die spanischen Seefahrer sich nicht bis in hohe Breiten hinaufwagten. So wenig man über die eigentliche Lage und den Zusammenhang des Polarmeeres Kunde hatte, eben so wenig wußte man auch über die Nordostgränze Asiens und die Nordwestgränze Amerikas. Es war dunkel, ob beide Continente von einander getrennt waren oder in Verbindung standen. Als Czar Peter der Große sich 1717 in Holland aufhielt, wurde dieser Gegenstand zwischen ihm und einigen Männern, welche für Entdeckungsreisen lebhafte Theilnahme hegten, eifrig besprochen. Damals faßte er den Entschluß, eine Expedition auszurüsten, welche die streitige Frage entscheiden sollte. Aber erst am Ende seiner Tage ging er daran, seinen Plan ausführen zu lassen. Während seines letzten Krankenlagers, und gleichsam auf dem Todtenbette, schrieb er mit eigener Hand Instructionen für den Admiral Aprarin und schärfte diesem dringend ein, unverweilt Hand ans Werk zu legen. Dem Befehl des großen Kaisers gemäß sollten zwei große mit Deck versehene Boote in Kamtschatka oder sonst an einer passenden Oertlichkeit gebaut und mit ihnen die Nordostküsten Asiens erforscht werden, namentlich mit Rücksicht auf einen etwaigen Zusammenhang mit Amerika; auch befahl er, genau zu untersuchen, ob schon irgend ein nordamerikanischer Hafen Eigenthum der Europäer sei, und verlangte eine möglichst sorgfältige Aufnahme der Küsten. Peters Plan fand an Katharina der Ersten eine eifrige Vollstreckerin. An die Spitze der Expedition trat Veit Behring; unter ihm dienten als Lieutenants Spangberg und Tschirikoff. Am 5. Februar 1725 verließen sie, von einer Anzahl tüchtiger Handwerker, namentlich Zimmerleuten begleitet, St. Petersburg, kamen nach langen und beschwerlichen Reisen und Untersuchungen in verschiedenen Theilen Sibiriens, zu Ochotzk an, wo ein Schiff für sie gebaut worden war, und gingen in der Mitte des Juli 1728 von Kamtschatka aus unter Segel. Sie steuerten nach Nordosten, erforschten die Küsten und erfuhren unter 64° 30′ n. Br. von den Tschuktschen, daß das Land fortwährend nach Westen hin streiche. Diese Angabe fand Behring richtig; er schloß nun, daß beide Erdtheile mit einander in keinem Zusammenhange ständen. Während seiner zweiten Reise, im Jahre 1729, bemühete sich Behring vergeblich, die ameri-

kanische Küste zu erreichen. Seine dritte und letzte Expedition trat er, als Commandeur, erst 1741 an, in Begleitung derselben Offiziere, welche schon 1725 ihm beigegeben, seitdem aber zu Capitäns ernannt worden waren. Auf dem Schiffe „St. Peter" befehligte Behring, auf dem „St. Paul" Tschirikoff. Ihnen schlossen sich der Astronom de Lisle de la Croyere und der deutsche Naturforscher Steller an, dessen Tagebuch die Ereignisse während der Expedition treu und lebhaft schildert. Die Instructionen lauteten: die Schiffe sollen ostwärts nach dem amerikanischen Festlande, südlich nach Japan segeln und endlich den Versuch machen, die viel besprochene Durchfahrt durch das Eismeer zu bewerkstelligen. Die Fahrt nach Japan unter Spangberg und Walton gelang vollkommen.

Der „St. Peter" und „St. Paul" verließen den Peterpaulshafen in Kamtschatka am 4. Juni 1741. Auf der ihnen von der russischen Akademie übergebenen Charte war ein Land verzeichnet, das angeblich südöstlich von der Südspitze Kamtschatkas lag und das der Spanier Juan de Gama einst entdeckt haben sollte. Aber gerade nach Osten hin, wo allerdings Land vorhanden ist, war solches nicht eingetragen worden. Nachdem sie lange vergeblich nach Gama's Land gesucht hatten, steuerten sie endlich bis zum 50° n. Br. nördlich und wollten eben gemeinschaftlich den Cours nach Osten einschlagen, um an die amerikanische Küste zu gelangen, als sie durch Sturm und Nebel von einander getrennt wurden. Tschirikoff erreichte jene Küste unter 56°; sie war steil, starrte von Felsen, und da die Brandung hoch ging, mußte er in tiefem Wasser Anker werfen. Die Mannschaft zweier Boote, die er nach einander ans Land gehen ließ, wurde von den schlauen Eingebornen getödtet. Tschirikoff kehrte nach Kamtschatka zurück.

Drei Tage später als dieser Land entdeckt hatte, sah auch Behring Amerikas Küste, die von der See aus einen großartigen Anblick darbot. Schon in einer Entfernung von sechszehn deutschen Meilen gewahrte man den mächtigen St. Eliasberg. Von hier aus setzte man die Fahrt so weit nach Norden hin fort, bis die Küste eine Richtung nach Südwesten nahm und das Segeln zwischen einem Gewirr von Inseln in hohem Grade gefährlich und beschwerlich wurde. Das Schiff konnte daher nicht bis zum 65° n. Br. hinaufsegeln. Am 30. Juli entdeckte Behring unter 56° die sogenannte Foggy-Insel (Tummanoi Ostrog), und bald nachher wurde die Bemannung vom Scharbock heimgesucht. In der Hoffnung, gutes frisches Wasser zu finden, steuerten sie abermals nach Norden. Auch Behring wurde krank und mußte den Befehl an seinen Lieutenant Warel abtreten. Erst hatten sie mit Westwinden zu kämpfen; sie erblickten eine Küste, und dann erhob sich ein Sturm, der volle siebenzehn Tage andauerte. Andreas Hesselberg, der deutsche Steuermann des Schiffes und seit fünfzig Jahren auf See, erklärte, daß er ein so schreckliches und so lang anhaltendes Unwetter noch nicht erlebt habe. Allmälig waren beinahe alle Matrosen erkrankt; einst waren nur zehn

von ihnen dienstfähig, und auch diese so schwach, daß sie die Segel nicht zu handhaben vermochten. Unter diesen Umständen beschlossen Behring und Warel nach Kamtschatka zurück zu kehren; ohnehin war die Jahreszeit schon weit vorgerückt. Am 4. November erblickten sie unter 56° n. Br. Land; die Kälte war fast unerträglich, die Leute wurden immer schwächer, viele starben, man hatte kein Wasser mehr, und beschloß, um jeden Preis und auf jede Gefahr sich frische Vorräthe von einer Insel zu holen. Zwei Ankertaue brachen, eben wollte man zum dritten Male einen Anker auswerfen, als das Schiff von einer gewaltigen Woge über einen Felsendamm hinweg in ruhiges Wasser geschleudert wurde. Da lag es nun, rings von Klippen umgeben, und obwohl man nicht mehr weit von Kamtschatka entfernt war, blieb unter diesen Umständen doch nichts anders übrig, als auf dieser öden Insel, welche nach Behring benannt worden ist, zu überwintern. Man schaffte die am schwersten Erkrankten auf die mit hohem Schnee bedeckte Insel. Manche derselben gaben den Geist auf, sobald sie aus dem Schiffe an die frische Luft kamen. Deshalb wurde Behring selbst in Decken gewickelt, als ihn vier Mann auf einer Tragbahre ans Land schafften. Zum Glück waren auf der Insel viele Seeottern vorhanden, deren man nach und nach an neunhundert erlegte; auch an blauen und weißen Füchsen war kein Mangel. Aber sie zeigten sich im höchsten Grade unverschämt und gefräßig; sie zerrissen die Leichen, ehe diese noch begraben waren, und schnoberten an den umherliegenden Kranken herum, in denen sie bereits eine willkommene Beute witterten. Einige Matrosen starben vor Kälte, andere vor Hunger; auch Warel wurde krank, als er das Land betrat. Doch allmälig erholten sich viele, wahrscheinlich in Folge des frischen Wassers und weil das Fleisch der Seeottern gesund war. Ein an den Strand getriebener Walfisch bildete ihr „Speisemagazin"; wenn es sonst an Nahrungsmitteln fehlte, mußte Fleisch von diesem Ungeheuer aushelfen. Endlich am 8. December ging es mit Behring zu Ende; er starb eines armseligen Todes und wurde im vollen Sinne des Wortes lebendig begraben. In der Höhle, in welcher er lag, rollte fortwährend Sand von oben herab, den er auf seinen halb erstarrten Gliedern liegen ließ, weil er ihn wärmte. Bald war sein Körper beinahe völlig bedeckt, und als er ausgeathmet hatte, mußte man ihn gleichsam ausgraben. Er war ein tüchtiger und unternehmender Seefahrer; von ihm wurde die bis dahin ungewisse Frage entschieden, ob Amerika mit Asien zusammenhänge. Die von ihm entdeckte Straße, welche beide Continente scheidet, wird für alle Zeit seinen Namen tragen. Auf der wüsten Behrings-Insel ruht sein Leichnam unter einem Kreuze. Dreißig seiner Gefährten starben auf diesem Eilande; die überlebenden erreichten im August des nächsten Jahres das nur dreißig deutsche Meilen entfernte Kamtschatka.

Wir haben weiter oben erwähnt, daß die Hudsonsbay-Compagnie zwei Expeditionen ausgerüstet hatte, um die Kupfergruben zu entdecken, welche man irgend-

wo an der nördlichen Küste der Hudsonsbay finden zu können meinte. Die im Norden des Churchillflusses hausenden Indianer hatten so häufig Stücke Kupfers mit in die Factoreien gebracht und so fest behauptet, daß dieses Metall in einer nicht gar großen Entfernung vorkomme, daß der Gouverneur des Forts Prinz Wales beschloß, sich von der Richtigkeit dieser Aussage zu überzeugen. Ein kühner, muthiger, abgehärteter Mann, Samuel Hearne, erbot sich, jenen Kupferfluß aufzusuchen, den die Indianer Nithasan-sandezeh oder fernen Metallfluß nannten. Hearne trat seine Reise am 6. November 1769 an, mußte aber umkehren, als seine indianischen Begleiter ihn unterwegs verließen. Am 23. Februar 1770 brach er abermals auf, kam bis 64° n. Br. und erreichte auch diesmal sein Ziel nicht. Er zog indessen, nicht im Geringsten entmuthigt, am 7. December auf seine dritte Reise aus, und erreichte am 13. Juli des folgenden Jahres eine Hügelkette, von welcher er den Kupfergrubenfluß erblickte. Hearne fand wenig Metall an dessen Ufer, aber er lösete ein großes Problem, und seine Reise bildet einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte der amerikanischen Entdeckungen. Bis dahin hatte man angenommen, daß der große Continent sich in einer ununterbrochenen Masse bis zum Pole erstrecke; jetzt aber wurde durch Hearne außer allen Zweifel gestellt, daß die Nordküste Amerikas die Südgränze des Polarmeeres bildet. Etwa zwanzig Jahre später kam eine weitere Bestätigung hinzu. Ein Beamter der Nordwest-Compagnie (einer Handelsgesellschaft, welche mit der Hudsonsbay-Compagnie in erfolgreichen Mitbewerb getreten war), Alexander Mackenzie, entschloß sich zu dem kühnen Wagstück, abermals mitten durch Nordamerika bis zum Eismeere vorzudringen. Am 3. Juni 1789 brach er vom Fort Chipewyan am Athabaska-See auf, erreichte am 29. desselben Monats den Strom, welcher nach ihm den Namen führt, kam durch das Land der Hundsrippen- und der Sklaven-Indianer, und gelangte in jenem der sogenannten Zänker unter dem 69° n. Br. ans Eismeer. Er fand unter 69° 14′ an der sogenannten Walfischinsel eine Menge von Walfischen in einem Wasser, das Ebbe und Fluth hatte. Es war ausgemacht, daß er den Arktischen Ocean erreicht hatte. Derselbe Schotte war auch der erste Mann, welcher von Osten nach Westen von Meer zu Meer durch Amerika drang. Auf seiner zweiten Reise, im Jahre 1793, erreichte er am 20. Juli die Küste, welche der Golf von Georgien bespült, unter dem fünfzigsten Grade der Breite. Mackenzie glaubte nicht an das Vorhandensein einer nordwestlichen oder nordöstlichen Durchfahrt; auch Vancouver war derselben Ansicht. Die Bemühungen Kotzebue's, der 1825 mit dem Schiffe „Rurik" in die Behringsstraße fuhr, unter 68° n. Br. der amerikanischen Küste entlang steuerte und in dem nach ihm benannten Sunde keine Durchfahrt gefunden hat, waren eben so vergeblich, wie so viele frühere Versuche.

Bevor wir unsere schlichte, einfache Erzählung über die früheren arktischen

Reisen schließen, müssen wir noch Einiges hinzufügen. In England waren die Pläne, eine Durchfahrt über den Pol bewerkstelligen zu können, fast ein Jahrhundert lang in Vergessenheit begraben gewesen, als ein Privatmann, Daines Barrington, sie bei der Admiralität wieder in Anregung brachte. Diese rüstete zwei ihrer Schiffe aus; das erste stellte sie unter den Befehl des Capitäns Constantin Phipps (nachherigen Lord Mulgrave); das zweite befehligte Capitän Skeffington Lutwidge, der als Schaluppenführer den nachher so berühmt gewordenen, damals nach sehr jungen Horatio Nelson an Bord nahm. Die Fahrzeuge gingen am 4. Juni 1773 in See, erreichten Spitzbergen, kamen bis 80° 37′ n. Br., litten im Eise große Gefahr, und kehrten, wie alle vor ihnen, unverrichteter Dinge nach England zurück. Da man sich endlich überzeugt hatte, daß auf diesem Wege die ersehnte Durchfahrt nicht zu finden war, so beschloß man, im Stillen Weltmeere einen Versuch zu machen, und wählte keinen geringern Mann als den großen Weltumsegler Jakob Cook. Er sollte von Westen nach Osten steuern. Mit seinem alten berühmten Schiffe, der Resolution, ging er am 12. Juli 1776 in See; Capitän Clerke, welcher die Discovery führte, sollte am Vorgebirge der Guten Hoffnung mit ihm zusammentreffen. Im März des folgenden Jahres befanden sich Beide an der Küste von Neu-Albion; sie entdeckten den Nutka-Sund. Cook schiffte von dort ab nach Norden bis zum 65°, nachdem er zuvor die Cooksstraße und die Halbinsel Aliaschka näher erforscht hatte. Unter 65° 45′ dublirte er ein großes Vorgebirge — das Cap Prinz-Wales —, besuchte die St. Lorenzbay, war am 11. August 1777 genau in der Mitte der Behringsstraße, gleichweit von Asien wie von Amerika entfernt, benannte eine Landspitze auf der Küste des letztern, unter 67° 45′, nach Lord Mulgrave, und fand unter 70° 43′ n. Br. einen zwölf Fuß dicken Eisdamm. Hier liegt das Eiscap, welches lange der äußerste Punkt blieb, wohin in jener Gegend ein Schiff vordrang, bis in unseren Tagen Beechey über dasselbe nach Osten hinaus gefahren ist. Cook fand keine Durchfahrt; auf der Rückkehr wurde er auf den Hawaii-Inseln erschlagen; Clerke starb im Peterpaulshafen. Nach ihnen ist die amerikanische Nordwestküste mehrfach untersucht worden; aber Meares kam nicht über den 50°, und Pickersgill und Young, die gemeinschaftlich mit Cook wirken sollten, erreichten keine höheren Breiten als 68° 10′ und 72′ 42′ N.

---

2. Die neueren Reisen.

Von Johann Roß, 1818, bis 1850.

Volle zwei Jahrhunderte hindurch hatte man sich abgemühet bald eine nordwestliche, bald eine nordöstliche Durchfahrt zu entdecken, oder das ersehnte Ziel auf dem Wege über den Pol zu erreichen. Aber aller Eifer und alle Geschicklichkeit waren

vergeblich gewesen, alle Reisen ohne Ausnahme mißlungen; nicht einmal das eigentliche Polarmeer war entdeckt worden, und kaum kannte man einige wenige Punkte desselben. Man hatte beträchtliche Summen und vieler Menschen Leben nutzlos geopfert, freilich aber auch die Erdkunde erweitert; doch wußte vor hundert Jahren so wenig wie heute irgend Jemand zu sagen, wo, in welcher Gegend, an welcher Küste, ob hoch im Norden oder unter tieferen Breiten die Durchfahrt liege. Die Geographen waren nicht selten rathlos; jede neue Reise stieß die nach früheren Entdeckungen entworfenen Charten wieder um. Cortereals Land hatte man früher hoch in den Norden verlegt, nach und nach verschwand es völlig; die Frobisher-Straße lief einst durch Grönland, und es gab eine Zeit, in der man sogar das Dasein der Baffinsbay bezweifelte. Und um Beispiele aus der neuern Zeit anzuführen: wo Roß 1818 Gebirge gesehen haben wollte, da fand Parry freies Wasser, und wo Dease und Simpson eine Meeresstraße entdeckt zu haben vermeinten, hatte Rae festes Land unter seinen Füßen. Aber den einmal festgewachsenen Glauben an das Vorhandensein der vielgesuchten und nie entdeckten Durchfahrt wollte man sich nicht rauben lassen, obgleich die Stimmen gewichtiger Männer laut davor warnten, daß man noch länger einem lustigen Wahngebilde nachjage. Wir haben oben schon der Ansicht Mackenzie's und Vancouvers erwähnt. Unser vortrefflicher Georg Forster, der mit Cook die Reise um die Erde gemacht hatte, schrieb vor nun sechszig Jahren: „Fest steht das Factum, daß die Unmöglichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt in einer schiffbaren Meeresgegend erwiesen ist, und fest wird es stehen, bis eine neue Katastrophe der Erde Neptuns und Plutos Reichen neue Gränzen absteckt*)." Die Vertheidiger neuer Unternehmungen machten dagegen geltend, man dürfe nicht nachlassen mit dem löblichen Eifer; was noch nicht gefunden sei, könne noch entdeckt werden; man sei verpflichtet, das Genie aufzumuntern, den Handel zu befördern, die Schifffahrt auszudehnen; finde man die Durchfahrt, so werde England neben dem Ruhm auch sehr erhebliche Vortheile sich sichern, und seinen Manufakturwaaren beträchtlichen Absatz verschaffen. Damals glaubte man noch daran, daß die Durchfahrt unter einer Breite gefunden werden könne, welche einen regelmäßigen Handel und eine mit einiger Sicherheit zu berechnende Schifffahrt durch die „Straße" möglich mache. Vor hundert Jahren, als von der Nordwestküste Amerikas erst sehr dürftige Kunde nach Europa gekommen war, hegten Viele sogar die seltsame Meinung, die „Straße" habe auf der Ostküste ihren Eingang, laufe durch das Festland und münde irgendwo in Californien! Von dort könne man Pelzwerk, aus dem innern Lande Kupfer holen, auch „dürfe man sich schmeicheln, in Ländern, die mit

*) Alexander Mackenzie's Reisen von Montreal durch Nordwestamerika nach dem Eismeer und der Süd-See in den Jahren 1789 und 1793. Nebst einer Geschichte des Pelzhandels in Canada. Aus dem Englischen. Hamburg 1802. S. 379. Georg Forster, IV. 120.

milderem Klima gesegnet seien, noch werthvollere Sachen zu finden.“ Man meinte Gold. Der Eintausch jener Waaren sollte vermittelst englischer Fabrikate stattfinden, und deren Absatz auch auf Japan ausgedehnt werden. So hatten die Engländer bei an sich unpraktischen Plänen doch immer praktische Zwecke im Auge. Unbegreiflich bleibt es aber, daß Männer, welche sich auf Reisen nach der Hudsonsbay von den Schwierigkeiten und Gefahren überzeugt hatten, die von jeder Expedition nach jenen Gegenden unzertrennlich sind, fort und fort die Behauptung aufstellen konnten, die nordwestliche Durchfahrt werde weit leichter und ungefährlicher sein, als eine Fahrt um das Cap Hoorn; erklärten sie doch Jeden, der gegen die Richtigkeit solcher Ansichten Zweifel erhob, für einen neidsüchtigen Phantasten. Ellis suchte 1750 in einer langen Vorrede und zehn ausführlichen Capiteln, aus den Richtungen der Winde und der Meeresströmungen, und den Zeugnissen und Aussagen der Indianer den Beweis zu führen, einmal daß die Durchfahrt gar nicht hoch nach Norden hinauf liege, sodann daß sie sehr breit und keineswegs durch Eis gesperrt oder nur behindert sei. Vielmehr biete sie eine so bequeme Fahrt, daß ein Schiff mit Leichtigkeit und Sicherheit im Laufe eines einzigen Sommers hin und zurück segeln könne *).

Die Nordwestküste wurde in den Jahren 1786 und 1787 von Capitän Meares besucht, aber nicht in den höheren Breiten. Seine Fahrt reichte vom Nutka-Sunde bis 49° 37′ n. Br. Ueberall fand er große Inseln vor dem Gestade und ein Gewirr von Sunden und Einfahrten. Er zweifelte gar nicht daran, daß der ganze weite Raum vom St. Georgs-Sunde an der Westküste bis zur Hudsonsbay und Davisstraße von einem ungeheuern Archipelagus ausgefüllt werde, und daß durch diese Eilandsflur hindurch eine schiffbare Straße aus dem Stillen Weltmeere in dem Atlantischen Ocean führe. Zu dieser Annahme bewog ihn besonders ein Umstand. Er fand in manchen dieser Sunde Eisinseln, welche seiner Ansicht zufolge sich unmöglich an der westlichen Seite Amerikas hatten bilden können, die allerdings ein weit gemäßigteres Klima hat als der Osten. Dieses Eis müsse sich also nothwendig irgendwo in den östlichen Meeren gebildet haben und durch Strömungen in schiffbaren Meeresstraßen nach der Westküste hinübergetrieben sein. Vancouver, ein Seemann aus

*) Voyage à la Baye de Hudson, fait en 1746 et 1747 par les Navires le Dobbs-Galley et la California, pour la découverte d'un Passage au Nord-ouest etc. Par Henri Ellis. Leide 1750. Wir haben diese französische Uebersetzung benutzt, da uns keine Urschrift zur Hand war. Das Buch enthält eine Menge werthvoller Nachrichten. Daß ein im Uebrigen so verständiger Mann die oben erwähnten Ansichten aufstellen konnte, und sich alle Mühe gab, dieselben mit großem Aufwande von Scharfsinn zu vertheidigen und sie als ausgemacht und unumstößlich hinzustellen, ist bezeichnend für jene Zeit. Wir wollen hier hinzufügen, daß auch von Nord-Amerika aus einige Expeditionen nach dem Norden ausgerüstet wurden. Aber die Resultate der Argo, Capitän Swaines, 1753, und des Virginiers Wilder, 1772, waren, gleich den englischen Fahrten, ohne irgend ein Ergebniß von Belang.

Cooks Schule, der eine andere Meinung aufstellte, und eben aus der Beschaffenheit der Nordwestküste zu erläutern suchte, daß keine solche Durchfahrt vorhanden sei, wurde dafür auf das Heftigste angefeindet.

Allmälig war man es indessen in England überdrüssig geworden, sich in seinen Hoffnungen wieder und immer wieder getäuscht zu sehen. Großbritannien wurde in Kriege auf dem europäischen Festlande und in Amerika verwickelt, es hatte seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf Ostindien gelenkt, wo es ein mächtiges Reich gründete; und während der lange Kampf gegen Frankreich geführt wurde, blickten die, welche an geographischen Entdeckungen lebhaften Antheil nahmen, vorzugsweise auf Afrika, aus dessen Innern seit Mungo Park jeder neue Reisende neue Wunder zu berichten hatte. Die nordwestliche Durchfahrt kam erst wieder in Anregung, als in Europa allgemeiner Friede herrschte. Ein geistvoller Mann, der sich um die Wissenschaft und deren Förderung große Verdienste erworben hat, begann die gelehrte Welt und die Seefahrer abermals für Entdeckungen im nördlichen Eismeere zu interessiren. Sir John Barrow, Sekretär der britischen Admiralität in London, drang in die Engländer, den Ruhm und die Ehre einer Entdeckung der vielbesprochenen Durchfahrt nicht einem anderen Volke zu überlassen. Mit unermüdlicher Thätigkeit, mit nicht geringem Scharfsinne und einer reichen Fülle von Kenntnissen, suchte er das Dasein jener Durchfahrt zu beweisen. Er stellte die Geschichte der früheren Expeditionen und Entdeckungen übersichtlich zusammen *), und war, man kann wohl sagen auch nicht einen Tag müßig, um dahin zu wirken, daß das große Problem endlich gelöst werde. So gab er den Antrieb zu der Reihe von Entdeckungsfahrten, welche seit 1818 von England aus, nach Nordosten, nach Nordwesten und gegen den Pol hin unternommen worden sind.

Wir haben bei der Beschreibung Grönlands erwähnt, daß an der Ostküste desselben seit Jahrhunderten eine Schranke undurchdringlichen Eises liegt, welche zuweilen den ganzen Meeresarm zwischen Grönland und Island ausfüllt. Als in den Jahren 1815 bis 1817 Walfischjäger berichteten, das Eis im hohen Norden sei in Folge ungewöhnlich milder Winter und warmer Sommer in allgemeine Bewegung gerathen, glaubte Barrow, der rechte Zeitpunkt für neue Expeditionen sei endlich gekommen. Von den alten Hoffnungen, die Durchfahrt als Handels- und Schifffahrtsweg zu benutzen, war allerdings schon lange keine Rede mehr; wohl aber sollte eine bisher in kimmerisches Dunkel gehüllte wissenschaftliche Frage endlich ihre Erledigung finden. Schiffe, welche aus Ostindien und Amerika nach Europa fuhren, oder nach Halifax und Neufundland steuerten, hatten im atlantischen Meere, bis hinab zum 40° n. B., ungewöhnlich starke und zahlreiche Massen schwimmenden Eises gefunden; sie waren durch

*) Chronological history of arctic voyages. By Sir John Barrow. London 1818.

mächtige Eisinseln von gewaltigem Umfange tagelang in ihrer Fahrt gehemmt worden; ein grönländisches Fahrzeug war an der Küste von Labrador eilf Tage lang von Eisbergen und Eisflarden eingeschlossen; und diese gefrorenen Massen führten ganze Felsen, und eine Menge von Schutt und Sand und Treibholz nach Süden hinab *). Scoresby, ein ganz ausgezeichneter Seefahrer, meldete der Admiralität, er habe im grönländischen Meere 1817 eine Strecke von achtzehntausend englischen Geviertmeilen zwischen 74 und 80° n. Br. gesehen, welche während der letztverflossenen zwei Jahre völlig eisfrei geworden. Viele waren jetzt überzeugt, daß nicht nur eine Durchfahrt, sondern auch ein Weg über den Pol möglich sei, falls ein erfahrener und unternehmender Seemann zwischen der nun vermeintlich eisfreien Küste von Ostgrönland und den westlichen Gestaden Spitzbergens nach Norden steuere. Man hoffte endlich auf verschiedenen Wegen in das eigentliche Polarmeer zu gelangen, bis wohin, wie wir schon weiter oben andeuteten, zur See noch Niemand vorgedrungen war. Die Entdeckungen der älteren Reisenden beschränkten sich auf Straßen, Buchten und Einfahrten an der Ostküste. Wäre Baffin in den Lancastersund gefahren, so hätte er, wie Barrow meint, „jene See entdeckt, welche mit dem Stillen Ocean in Verbindung steht, und man kann nicht sagen, was dieser tüchtige alte Seefahrer

*) Parry hat in der Beschreibung seiner ersten Reise die technischen Ausdrücke, welcher die Seefahrer im Eismeere sich bedienen, zusammengestellt und erklärt. Iceberg, Eisberg, ist ein vereinzelt vorkommender Eisberg. Field, ein Eisfeld, ist eine in der Regel sehr dicke Eisfläche, welche vom Mastkorbe aus sich nicht übersehen läßt. Kann man das Eisfeld übersehen, so nennt man es Floe, Eisflarde. Bay-Floe ist eine Flarde, die sich ganz vor Kurzem aus Bay-ice, d. h. neuem oder Jungferneis gebildet hat. Hammocks sind Eisklumpen auf einem Felde oder einer Flarde, Pack ist eine Masse von Eisklumpen, wenn diese sich nicht übersehen lassen, Patch aber, wenn sie sich übersehen lassen. Loose-ice, loses Eis, Eismassen, welche dicht neben einander schwimmen, durch welche sich aber das Schiff einen Weg bahnen kann. Sailing-ice, Segeleis, wenn es so zerstückelt ist, daß es dem Schiffe beim Hindurchfahren keine erheblichen Schwierigkeiten bereitet. Brash-ice, ist morsches Eis, das schon in kleinen Stücken schwimmt. Cake-ice, zusammengebackenes Eis, welches sich in der ersten Hälfte des laufenden Jahres gebildet hat. Heavy-ice, schweres Eis, das noch sehr tief geht, und völlig compact ist. Calf, ein Kalb, ein Eisstück, das sich vom Untertheile eines Berges oder Feldes losmacht und an die Oberfläche treibt. Eine Barrier, Eisschranke, sperrt das Fahrwasser quer über. Tongue, eine Zunge, eine Eismasse, welche von einem Berge oder einer Flarde wagerecht herausragt, sich aber unter dem Wasserspiegel befindet. Sie ist bei ruhigem Wasser leicht sichtbar. Lead, ist ein Canal im Eise, durch welchen das Schiff fahren kann. Lane oder Vein, d. h. Gang oder Ader, ist schmal und liegt zwischen Feldern. Blink, Eisblink, ist ein eigenthümlicher Schimmer in der Atmosphäre, den man fast immer gewahrt, wenn man sich einem mit Schnee bedeckten Lande oder Eisfelde naht. Watersky, Wasserhimmel; die Luft sieht wie verdunkelt aus; sie deutet eine vom Eise freie Stelle im Meere an, und bildet einen Gegensatz zum Eisblink. Dock, ein Dock. Ein künstliches Dock macht man, wenn man in eine Flarde ein Viereck mit Sägen hineinschneidet. Dadurch wird das Schiff gegen den Druck anderer Eismassen gesichert, und läuft keine Gefahr eingeklemmt (nipped) zu werden. Ein natürliches Dock ist eine kleine Bucht, welche das Eis von selbst gebildet hat. Beset, eingefroren, ist ein Schiff, wenn es so vom Eise umgeben ist, daß es unbeweglich liegen bleiben muß.

und seine Zeitgenossen nicht Alles ausgerichtet haben würden!" Sie würden schwerlich mehr ausgerichtet haben als Männer von der Tüchtigkeit Parry's und Franklins. Bisher wußte man allerdings nicht viel mehr, als daß ein Polarmeer vorhanden sei, welches Hearne, Cook und Mackenzie gesehen hatten. Barrow nahm aber als ganz zuverlässig und unbestreitbar an, in der Davisstraße, der Hudsonsstraße und an der Küste von Spitzbergen sei eine nach Süden gerichtete Strömung vorhanden; deshalb müsse es auch eine Wasserverbindung zwischen dem Stillen Weltmeere und dem Atlantischen Ocean geben; und das durch die Behringsstraße dem Polarmeere zugeführte Wasser fließe irgendwo in den Atlantischen Ocean ab. Das Polarmeer ist ein ungeheures Wasserbecken zwischen Europa, Asien und Amerika. In Asien bespült es von Nowaja Semlja unter 50° östl. Länge, bis zum Ostcap an der Behringsstraße unter 170° westl. Länge, eine Küste von 140 Grad Ausdehnung; von Nowaja Semlja 50° östl. Länge bis zur Baffinsbay in etwa 70° westl. Länge, 120 Grad Küstenausdehnung; und weiter von der Baffinsbay bis zum Cap Prinz von Wales an der Behringsstraße, unter 168° westl. Länge, noch 100 Grad.

Barrow hat es noch erlebt, daß alle seit 1818 meist auf seinen Betrieb unternommenen Expeditionen das ihnen vorgesteckte Ziel nicht erreicht haben, und die Frage, um welche es sich handelte, heute noch so dunkel ist, wie vormals. Er mißt aber die Schuld den Seefahrern bei, welche nicht dem auf Parry's erster Fahrt eingeschlagenen Wege folgten. Deshalb drang er bei der Admiralität darauf, daß Franklin die Weisung erhielt, in den Lancastersund und die Barrowstraße zu fahren, sich dann so weit als möglich südlich zu halten, und „in gerader Linie" nach der Behringsstraße zu steuern!

Gewiß haben die Reisen von Frobisher bis auf Franklin, Kellet, Moore und Rae herab die Wissenschaft ganz ungemein gefördert. Die Naturkunde in fast allen ihren Zweigen hat durch dieselben wesentlich gewonnen; nicht minder haben die Seefahrer eine Menge wichtiger Erfahrungen gemacht und viele davon sind insbesondere den Walfischjägern zu Gute gekommen. Daß aber, wie Barrow meint, England einen „nationalen Selbstmord" begehe, wenn es ablasse, bevor das Ziel erreicht sei *), wird Niemand behaupten, der sich nicht durch Fanatismus oder eigensinnige Rechthaberei selber verblendet. Barrow ist als hochbetagter Greis gestorben; die englischen Seefahrer haben sich mit Ruhm bedeckt. und alle Welt hegt tiefe Hochachtung vor dem Muthe, der Geschicklichkeit, der Ausdauer und Unerschrockenheit solcher Männer wie Parry, der beiden Roß, Franklin, Beechey und so vieler Anderer. Für praktische Zwecke würde eine

*) Voyages of discovery and research within the Arctic Regions, from the year 1818, to the present time etc. By Sir John Barrow, aetatis 82. New-York 1846. 18. 22 ff. Die amerikanischen Abdrücke englischer Werke sind meist dreimal, oft viermal so wohlfeil als die theuren englischen Ausgaben.

nordwestliche oder nordöstliche Durchfahrt ohne all und jede Bedeutung sein. Aber wer auch nicht „Utilitarier“ ist, sondern lediglich die Interessen der Wissenschaft ins Auge faßt, muß sich sagen, daß jede künftige Fahrt ins Polarmeer nur eine Ausbeute liefern könnte, die schon mit eines einzigen Menschen Leben zu theuer erkauft wäre. Hoffentlich ist Franklin der Letzte gewesen, welcher dem Wahngebilde einer nordwestlichen Durchfahrt zum Opfer fällt.

1. Die erste Reise des Capitän Johann Roß. 1818.

Barrow wirkte so erfolgreich, daß es ihm gelang, die öffentliche Meinung und die Admiralität in England zu Gunsten neuer Entdeckungsreisen nach dem Norden zu stimmen. Man beschloß gleichzeitig zwei Expeditionen auszusenden; nach Norstwesten und nach dem Pole. Die erstere leitete Johann Roß; er befehligte das Schiff Isabella von 385 Tonnen und 57 Mann; mit ihm fuhr im Schiffe Alexander, von 252 Tonnen und 37 Mann, Lieutenant Wilhelm Eduard Parry. Beide Fahrzeuge, vortrefflich ausgerüstet, verließen die Themse am 18. April 1818, dublirten am 27. Mai das Cap Farewell, und mußten bei der Waygat-Insel (Westküste von Grönland) einige Tage lang, in Gesellschaft von nicht weniger als vierzig Walfischfahrern, liegen bleiben, weil die Eismassen jede Weiterfahrt hemmten. Endlich gelang es ihnen, sich vermittelst der Sägen eine Strecke Weges durch das Eis zu bahnen; gleich nachher wurden sie wieder „eingesperrt“, kamen mit Mühe los, hatten Sturm, und geriethen in große Gefahr. Denn die Schiffe trieben gegen einander, die Eisanker und Kabeltaue brachen, ein Boot wurde in kleine Stücke zerdrückt, und man mußte jeden Augenblick erwarten, daß die Masten über Bord gehen würden. Wie durch ein Wunder entgingen sie der Vernichtung. Als endlich der Sturm nachließ, gewahrten sie, unter 75° 54′ n. Br. eine Küste, das sogenannte Arktische Hochland, das jedoch von Roß nicht näher untersucht wurde. Er ging nicht ans Land, kam aber in häufige Berührung mit einem dort hausenden Eskimostamme, dessen wir schon bei der Beschreibung Grönlands gedacht haben. Sein Dolmetscher Sackhouse oder Sacheous, selbst ein Eskimo aus einem südlichern Lande, konnte sich seinen Stammverwandten im hohen Norden verständlich machen, und ihnen unwiderleglich darthun, daß die Schiffe nicht etwa „große Vögel“ seien. Nachdem Roß und Parry der Küste des Arktischen Hochlandes entlang gesteuert waren, befuhren sie die Sunde, welche Baffin zwar benannt, aber nicht näher untersucht hatte. Auch Roß eilte flüchtig am Wolstenholme- und am Walfisch-Sunde vorüber, und auch den Thomas Smith-Sund hat er nicht erforscht. Er benannte die beiden Vorgebirge, welche am Eingange desselben liegen, nach der Isabella und dem Alexander, scheuete aber die Einfahrt, und wollte

einmal im Eingange undurchdringliche Eismassen, sodann aber zugleich auch in einer Entfernung von achtzehn „Leagues“ (deren drei auf die gewöhnliche englische Meile gehen) das Ende dieses Sundes gesehen haben. Da es sich gerade bei dieser Einfahrt um die wichtige Frage handelte, ob Grönland im hohen Norden vom Meere umflossen, also eine Insel sei, so ist die Saumseligkeit des Capitäns Roß mit Recht bitter getadelt worden. Er hat überhaupt auf seiner damaligen Reise weder Umsicht noch große Tüchtigkeit bewährt: denn auch auf der Höhe des Jones-Sundes kreuzte er vier Tage lang, ohne auch nur ein Boot auszusenden. Die Einfahrt zum Lancaster-Sunde war vollkommen frei von Eise, das Senkblei zeigte bis zu tausend Faden Tiefe an, die ganze Bemannung glaubte dort den Eingang zur nordwestlichen Durchfahrt gefunden zu haben, und bald aus dem Stillen Ocean Briefe nach England schreiben zu können. Aber Roß wagte sich nur höchstens zwanzig deutsche Meilen weit in dieses Wasser, wollte am 31. August deutlich gebirgiges Land gesehen haben, und kehrte um, während Parry für ein so auffallendes Benehmen gar keinen Grund finden konnte. Die Schiffe besuchten dann noch den Eingang zur Cumberlandstraße und kehrten nach England zurück, wo sie im October ankamen. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß Johann Roß damals seiner Aufgabe nicht gewachsen war. Er hat sie dürftig gelöst, seine Reisebeschreibung ist ohne erheblichen Werth und obendrein in manchen Beziehungen unrichtig *).

2. Buchans Polar-Reise. 1818.

Den Befehl über die zu einer Reise nach dem Pol ausgerüstete Expedition erhielt Capitän David Buchan. Sein Schiff war die Dorothea; den ihr beigegebenen Trent commandirte Lieutenant Franklin; mit ihm waren zwei andere Männer am Bord, welche nachmals großen Ruhm erwarben, Back und Beechey. Der Letztere hat, fünf und zwanzig Jahre später, eine sehr anziehende Beschreibung dieser Reise veröffentlicht. Sie begann im Frühlinge 1818, und mißlang, wie alle früheren und späteren; der Pol wurde nicht erreicht. Die Schiffe sollten zwischen Spitzbergen und Grönland durchfahren, ohne sich am Lande aufzuhalten, und möglichst rasch an den Pol zu gelangen suchen. Aber im Sturm und Nebel wurden sie getrennt, trafen an dem nordöstlichen Punkte von Spitzbergen, an der Magdalenabay, wieder mit einander zusammen, fuhren durch halbgefrornes Wasser nach Westen, und vernahmen von einigen Walfischjägern, daß in dieser Richtung fünfzehn Schiffe eingefroren seien.

*) Der alte Barrow hat ihn (S. 25 bis 48) der allerbittersten Kritik unterworfen. Sie ist leidenschaftlich, aber nicht immer ungerecht. Roß war geradezu nachlässig, und „seine Beschreibung ist nicht das Papier werth, worauf man sie gedruckt hat“.

So steuerte denn Buchan nördlich, gerieth aber in eine Flarde, in welcher er volle dreizehn Tage lang eingeschlossen blieb, und die ihn nach Süden trieb. Er mußte im Fair-Haven Schutz suchen, um die schwer beschädigten Schiffe auszubessern, stach am 6. Juli wieder in See und erreichte 80° 15′ n. Br., als er abermals auf eine undurchdringliche Eisschranke stieß. Drei Wochen war er wiederum vom Eise eingeschlossen, und unter 80° 34′ gab er alle Hoffnung auf, weiter nach Norden gelangen zu können. Darauf wollte er die Ostküste von Grönland besuchen, und fuhr dem Rande des Packeises entlang. Die Dorothea wurde aber in einem Sturme mit solcher Gewalt auf dasselbe geschleudert, daß sie verloren schien. Nur noch eine Aussicht zur Rettung war übrig; die Schiffe mußten geraden Wegs in die Eismassen hineinbohren, und sie thaten es, als die sich übereinanderthürmenden und an einander reibenden Massen ein so fürchterliches Geräusch machten, daß das Schiffsvolk die Stimme der befehlgebenden Offiziere nicht hören konnte. Der verhängnißvolle Augenblick war da; nachdem die Schiffe sich einen Weg durch das leichte Eis gebahnt, kamen sie mit der festen Masse in Berührung. Alle am Bord wurden durch den gewaltigen Stoß zu Boden geschleudert, die Masten krachten und beugten sich, die Schiffsglocken schlugen an, aber die Fahrzeuge wurden nicht zertrümmert. Sie kamen wieder in offene See; doch war die Dorothea in einem solchen Zustande, daß sie nur mit Mühe abermals Fair-Haven erreichte. Franklin bat, mit dem Trent, der weniger gelitten hatte, noch einen weitern Versuch machen zu dürfen, erhielt aber Buchans Genehmigung nicht, weil das Wagstück zu tollkühn gewesen wäre. Nachdem beide Schiffe wieder ausgebessert waren, traten sie die Rückreise an*).

---

*) In Folge dieser Fahrt wurde zuerst Johann Franklins Name allgemein bekannt, jenes Mannes, dessen Schicksal das Interesse der ganzen gebildeten Welt in Anspruch nimmt. Der kühne Seefahrer hat ein vielbewegtes Leben geführt. Er wurde 1786 zu Spilsbury in Lincolnshire geboren, und trat 1800 in den Seedienst. Als Schiffscadet (Midshipman) diente er auf dem Polyphemus in dem Treffen vor Kopenhagen, am 2. April 1801, und segelte bald darauf mit Flinders, im Schiffe Invegistigator, nach Neu-Holland, auf die bekannte Entdeckungsreise aus. Am Bord der Porpoise litt er am 17. August 1803 an einem Korallenriffe an der Cato-Bank Schiffbruch, ging darauf an Bord eines Ostindierfahrers, und nahm Theil an der Schlacht mit dem französischen Admiral Linois, am 15. Febrauar 1804. Gleich nach seiner Ankunft in England wurde er auf den Bellerophon versetzt, und kämpfte mit in der Schlacht von Trafalgar. Im Jahre 1808 finden wir ihn als Lieutenant auf dem Linienschiffe Bedford, welches die portugiesische Königsfamilie von Lissabon nach Brasilien geleitete. Späterhin diente er auf dem Blockadegeschwader vor Vliessingen, und 1814 bei der Expedition gegen Neu-Orleans, wo er in dem Treffen am Lake Borgne verwundet ward. Er hatte sich immer durch Scharfsinn, Muth und Thätigkeit ausgezeichnet. 1818 fuhr er mit Buchan nach Spitzbergen, erhielt im April 1819 den Befehl über eine Expedition, welche über Land, von der Hudsonsbay aus, nach dem Kupfergrubenstrome ziehen, dessen Mündung genau bestimmen und die im Osten desselben liegende Küste des Polarmeeres erforschen sollte. Wir werden diese Expedition, welche bis 1822 dauerte, im Fortgang unserer Schilderung näher beschreiben. Er erreichte auf derselben die sogenannte Umkehrspitze (Point Turnagain), unter 68° 19′ n. Br. und 109° 25′

Buchan hat auch die Cherie=Insel besucht, 74° 33′, welche 1603 von Stephan Bennet ihren Namen erhielt. Er fand dort eine so ungeheure Menge von Walrossen, daß die Bemannung eines einzigen Schiffes mehr als neunhundert dieser gewaltigen Thiere binnen sieben Stunden tödtete. Beechey bestätigt in seiner 1843 erschienenen Beschreibung dieser Reise die Bemerkung früherer Seefahrer, daß das Walroß eine ganz ungemeine Zärtlichkeit für seine Jungen hegt, und dieselben mit dem größten Muthe vertheidigt. In der oben erwähnten Magdalena=Bay auf Spitzbergen lagen vier mächtige Eisberge, von welchen der kleinste zweihundert Fuß über den Wasserspiegel emporragte. Da dieser am Abhange eines Gebirges sich erhebt, und dem Anschein nach wegen seiner eigenthümlichen Lage hinab zu stürzen droht, so nannte man ihn den hängenden Eisberg. Der größte jener Eisberge erstreckt sich einige Meilen weit ins Land hinein; manche der in der Nähe liegenden Gletscher waren zehntausend Fuß lang und bis dreihundert Fuß hoch; sie erhoben sich ganz senkrecht vom Boden bis zu Thurmeshöhe. Wir haben schon bei Grönland darauf hingewiesen, daß die Eskimos ihre Ruder aus dem Wasser nehmen und tiefes Schweigen beobachten, sobald sie sich einem überhängenden Eisberge nähern. Beechey war Zeuge, daß eine Lawine von einem solchen herabstürzte, als in der Entfernung von einer Viertelstunde Wegs ein Gewehr abgefeuert wurde. Kaum war der Schuß gethan, als man vom Eisberge her ein donnergleiches Getöse vernahm, und gewahrte, wie eine ungeheure Masse sich ablöste und ins Meer stürzte. Die Mannschaft des Bootes glaubte fern genug zu sein, um keine Gefahr besorgen zu dürfen, und sah dem Schauspiel ruhig zu. Aber die See gerieth in wilde Bewegung, und das Boot wurde von einer hohen Welle weit aufs Ufer geschleudert und beinahe zertrümmert. An einem heitern Tage hatten Beechey und Franklin Gelegenheit, mit Muße zu beobachten, in welcher Weise jene Eisberge ins Meer gelangen, die oft bis in sehr niedrige Breiten hinabschwimmen. Sie hatten sich einer großen Eismauer genähert, um eine tiefe Höhle am Grunde derselben zu untersuchen. Plötzlich vernahmen sie ein Geräusch wie von einem Kanonenschuß, und sahen wie ein großes Stück Eis von einer Höhe, die reichlich zweihundert Fuß betrug, in die See hinabglitt und diese zu Schaum peitschte. Im ersten Augenblick gewahrte man keine Spur von der großen Masse; gleich

westlicher Länge, und legte im Ganzen eine Strecke von 5550 englischen Meilen zurück. Im Jahre 1825 finden wir ihn auf einer neuen Reise nach dem Norden, um eine nordwestliche Durchfahrt zu suchen, im Zusammenwirken mit Beechey und Parry, die von anderen Seiten her das große Problem zu lösen trachteten. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1827 von der geographischen Gesellschaft zu Paris die große goldene Ehrenmünze. Im Jahre 1830, während der Unruhen in Griechenland, befehligte er ein Kriegsschiff im Mittelländischen Meere, war später eine Zeitlang Gouverneur von Vandiemensland, und trat am 3. März 1845 seine letzte Entdeckungsreise mit dem Erebus an, um durch den Lancastersund zur Behringsstraße eine nordwestliche Durchfahrt zu suchen. Shillinglaw, Narrative of Arctic Discovery, London 1850. 172.

darauf aber hob sie sich mindestens hundert Fuß aus den Wellen empor. Als das Meer ruhig war, ruderte man näher hinan und fand, daß der Berg etwa ein Viertel englische Meile im Umfange hatte und sechszig Fuß aus dem Wasser emporragte. Man berechnete sein Gewicht auf 421,660 Tonnen (jede von 2040 Pfund). Die Westküste von Spitzbergen ist verhältnißmäßig mild, und von Thieren weit mehr belebt, als man in einer so hohen Breite wohl erwartet. Es schwärmt von Alken, Tauchern, Kormoranen und Möven; das Meer ist belebt durch Walrosse und Seehunde. Die Alca alle ist in so ungeheurer Menge vorhanden, daß ihre Züge oft eine Länge von drei engl. Meilen hatten; und so dicht waren sie, daß auf einen Schuß dreißig Stück fielen. Diese fliegende Säule schätzte Beechey auf achtzehn Fuß Breite und etwa eben so viel Höhe, und berechnete, daß ein einziger Zug dieser Alken aus mindestens vier Millionen Individuen bestand. Das erscheint auf den ersten Blick übertrieben, ist es aber nicht, wenn man bedenkt, daß ein Mann wie Audubon einen einzigen Zug von amerikanischen Wandertauben am Ohio auf mehr als 1,115,000,000 Individuen berechnete! Die Eidergänse waren gleichfalls in großer Menge vorhanden; man konnte keinen Schritt gehen, ohne auf ihre Nester zu treten, welche tapfer von ihnen vertheidigt wurden. Naheten sich Füchse, so bedeckten sie eilig die Eier mit Dunen, und überzogen sie mit einer gelblichen Flüssigkeit, welche nicht nur die Wärme in den Eiern zurückhält, sondern auch die Füchse abschreckt. Diese und Eisbären sah man in großer Zahl. Von allen arktischen Gegenden scheint Spitzbergen die reichste Thierwelt zu haben.

3. Parry's erste Reise. 1819.

Roß hatte versäumt, den Lancaster-Sund gründlich zu erforschen. Nach seiner Rückkehr äußerten die Offiziere, welche an der Expedition Theil genommen hatten, die Ansicht, daß gerade in jener Gegend eine Einfahrt vorhanden sein müsse, welche tief ins Arktische Meer führe. Die Admiralität rüstete deshalb abermals zwei Schiffe aus, den Hekla, ein Bombenschiff von 375 Tonnen und 58 Mann, und den Griper, eine Zwölfkanonen-Brigg von 180 Tonnen und 36 Mann. Jenen befehligte Parry, diesen Lieutenant Liddon. Am Bord befanden sich auch diesmal mehrere Männer, welche sich später bei den Entdeckungen im Norden rühmlich ausgezeichnet haben, z. B. Sabine, Beechey, Jakob Clarke Roß und Hoppner. Parry erhielt Befehl, insbesondere den Lancaster-Sund zu erforschen, und wenn er in demselben auf Hindernisse stoße, den Jones- und den Thomas Smith-Sund genau zu untersuchen, also nachzuholen, was von Johann Roß versäumt worden war.

Die Schiffe wurden mit Vorräthen auf zwei Jahre versehen und gingen

am 8. Mai 1819 unter Segel. Gegen Ende Juni befanden sie sich am Eingange der Davisstraße. Als sie am 3. Juli den nördlichen Polarkreis passirten, steuerten sie an mehr als fünfzig großen Eisbergen vorüber, und weiter nördlich zählten sie auf einmal vom Mastkorbe herab nicht weniger als acht und achtzig, die kleineren ungerechnet. Parry überzeugte sich unter 73° n. Br., daß er die Westküste der Baffinsbay unmöglich erreichen werde, wenn er nicht mitten in das Eis hineinsteuere. Das Wagestück gelang; am 30. Juli befand er sich in der Possession-Bay, am südlichen Ende des Lancaster-Sundes, vier Wochen früher als im verflossenen Jahre Roß, der doch vierzehn Tage Vorsprung an Zeit gehabt hatte. In dieser Meeresgegend erblickte man einst im Laufe eines Tages zwei und achtzig große Walfische. Am 1. August fuhren die Entdecker mit einem frischen Ostwinde in den Lancaster-Sund hinein. Sie waren in der höchsten Spannung, denn es fragte sich, ob endlich hier eine freie Einfahrt in's Polarmeer vorhanden sei. Als sie hundert Meilen in den Sund hineingedrungen waren und noch immer Wasser fanden, wuchs ihre Zuversicht. Die vermeintliche Gebirgskette, welche Roß mit dem Namen Crokers Range bezeichnet hatte, wies sich als eine geräumige Bay aus; weiter westlich war das Meer gleichfalls breit und völlig vom Eise frei — es war die Barrow-Straße —, und so sicher glaubte die Mannschaft sich nun im Polarmeere, so fest meinte sie die nordwestliche Durchfahrt gefunden zu haben, daß Manche schon ausrechneten, wie weit man noch bis zum Eiskap in der Nähe der Behringsstraße zu steuern habe. Aber am Ende der Barrow-Straße trafen sie auf eine Eisschranke, welche die Weiterfahrt in nördlicher Richtung hemmte. Parry segelte deshalb nach Süden, um dort eine Einfahrt zu erforschen, in welche er 120 Meilen weit hineinsegelte. Hier wurde allmälig die Compaßnadel so langsam und unregelmäßig, daß sie gar nicht zu benutzen war, — wegen der Nähe des später von Jakob Roß entdeckten magnetischen Poles. Die Prinz-Regentseinfahrt, denn diesen Namen erhielt das Inlet, nahm an Breite zu, und auch hier glaubte man einen Schritt weiter zum Ziele gethan zu haben, als plötzlich wieder eine undurchdringliche Eisschranke sich erhob. Beim Cap Kater, unter 71° 53′ 30″ n. Br. und 90° 3′ 45″ w. L. kehrte Parry um. Am Ausgange der Prinz-Regentseinfahrt, vor der Leopolds-Insel, lag noch Eis in ungeheuren Massen, und es fiel dichter Schnee. Doch am 21. August wurde das Meer wieder frei, und nichts hemmte die Weiterfahrt nach Westen. Am folgenden Tage wurde die vier und zwanzig Meilen breite Wellington-Straße entdeckt, aber nicht näher untersucht, weil es darauf ankam, so weit als möglich nach Westen vorzudringen. Die Schiffer benannten eine Anzahl von Inseln, an denen sie vorüberfuhren, z. B. Cornwallis, Bathurst und Byam Martin (75° 10′ n. Br.); auf dieser letztern fanden sie Spuren von Eskimos, Rennthieren und Moschusochsen. Am 4. September hatten der Hekla und Griper den 110ten Meridian westlich von Greenwich erreicht

(unter 74° 44′ 20″ n. B.) und damit Anspruch auf Erhebung einer Belohnung von fünftausend Pfund Sterling, welche vom Parlament für diesen Fall ausgesetzt worden war. Sie befanden sich an der Südküste der Melville-Insel, und ließen dort am 5. September zum ersten Mal seit ihrer Abreise von England die Anker fallen. Parry beeilte sich, die günstigste Zeit für Seefahrer im Polarmeere, den Septembermonat, zu weitern Entdeckungen zu benutzen, aber schon am 8. und 9. strömten unaufhörlich ungeheure Eismassen heran und die Schiffe waren bald so eingefroren, daß man sie nicht mehr lenken konnte. Schon am 14. September war der Winter mit aller Strenge eingetreten. Um die beiden Fahrzeuge in Sicherheit zu bringen, mußte ein Canal ins Eis gesägt werden, der reichlich eine halbe Stunde lang war.

So lagen denn der Hekla und der Griper in ihrem Winterhafen, und sie blieben dort bis zum August des folgenden Jahres. Diese Ueberwinterung auf einer der Nordgeorgischen Inseln gehört zu den interessantesten Episoden in der Geschichte der Seefahrten aller Zeiten. Volle zehn Monate lang lagen vier und neunzig Europäer auf einem der ödesten und grauenhaftesten Plätze der Erde, mitten in einer mit Schnee und Eis bedeckten Wildniß, in monatelanger Nacht, entfernt von Allem was Leben heißt, durch Tausende von Meilen von der Heimath getrennt, den Stürmen preisgegeben, in einer fürchterlichen Einsamkeit, in welcher sogar ein aus dem Schnee hervorragender Stein zu einem Gegenstande der Beobachtung und Aufmerksamkeit wurde. Auch in diesem Winterlager bewies Parry eine ganz ausgezeichnete Tüchtigkeit, große Menschenkenntniß und ungemeine Charakterstärke: Eigenschaften also, welche seinen Gefährten das größte Vertrauen einflößen mußten. Vor allen Dingen sorgt er für gute Ordnung und Reinlichkeit bei der Mannschaft, weil er weiß, daß davon hauptsächlich in jenem strengen Klima die Gesundheit abhängt; er überdacht die Schiffe, um die Leute gegen die rauhe Luft, Schnee und Wind zu schützen; er läßt Boote, Tauwerk und Segel ans Land schaffen, um Raum zu gewinnen, auf welchem die Matrosen sich zu jeder Tageszeit die nöthige Bewegung machen können. Nach allen Anstrengungen und Mühen einer weiten und gefahrvollen Reise waren sie alle gesund und von heiterstem Sinne. Parry sorgt ferner durch sinnreiche Vorkehrungen dafür, daß namentlich die Schlafstätten trocken und warm gehalten werden; er selber sieht sie täglich nach, brauet Bier, und verordnet, daß in Betreff von Vertheilung der Lebensmittel die Offiziere auch nicht den geringsten Vorzug vor den gewöhnlichen Matrosen haben. Die Leute werden alle zweckmäßig gekleidet. Aber Parry's Sorgfalt geht noch weiter. Da ein langer Winter bevorstand, so scheint es ihm eine seiner Hauptpflichten zu sein, auf Ergötzlichkeiten zu sinnen, um die tödtliche Langeweile zu verscheuchen; deshalb richtet er eine Schaubühne ein, Lieutenant Beechey übernimmt die Leitung derselben, und am 5. November wird zum Jubel der ganzen Bemannung die erste Darstellung gegeben.

Sodann verfassen die Offiziere eine North Georgia Gazette and Winter Chronicle, so daß der Hekla und der Griper auf der Insel Melville nicht ohne eine Zeitung sind, welche Sabine redigirt; ihr Inhalt trägt wesentlich bei, die Heiterkeit der Mannschaft und der Offiziere selbst zu beleben. Aber Sabine erbauet im Winterhafen auch eine Sternwarte und ein Haus, in welches die mathematischen Werkzeuge geschafft und Beobachtungen angestellt werden. Parry bringt, um den ausgesandten Jägern die Rückkehr zu erleichtern, auf den Bergen Signalstangen an; er läßt Raketen steigen, wenn sich Jemand verspätet; er sorgt für frisches Wasser zum Trinken, und läßt von Zeit zu Zeit das Eis an den Schiffen absägen. Ende Octobers hat er in seiner Kajüte von halb zehn Uhr Morgens bis halb drei Uhr Nachmittags noch Tageslicht genug zum Lesen und Schreiben, und kann sich bei verhältnißmäßig milder Luft an dem unbeschreiblich schönen Aufgang und Untergang der Sonne erfreuen. Im November beobachtet er Mittags die Sterne, namentlich jene von zweiter Größe im großen Bären; Nordlichter, Mondshöfe und Nebenmonde werden immer häufiger, und Sabine beobachtet die keineswegs selten vorkommenden Meteore. „Am kürzesten Tage hatten wir die erste Hälfte des höchst melancholischen Winters überstanden, und dennoch, Dank dem vielfältigen Zeitvertreib, welchen wir ausgeklügelt, das Langweilige desselben so wenig empfunden, daß an diesem Tage Jeder darüber verwundert war, wie schnell die Zeit vergangen sei. Es fehlte viel daran, daß Mangel an Beschäftigung eingetreten wäre; ich mußte sogar einige Male hören, die Mannschaft habe nicht die nöthige Muße, ihre Kleider auszubessern. Ich freute mich, meinen Zweck erreicht zu haben. Sechs Tage der Woche gingen unter steter Arbeit hin. Der Sonntag ward stets feierlich begangen, und auf beiden Schiffen ordentlicher Gottesdienst gehalten mit Vorlesung einer Predigt. Das beim Gottesdienst auf den Schiffen gewöhnliche Gebet ward aber geändert, und so eingerichtet, daß es mehr auf die ganz besondern Umstände paßte, unter denen wir uns befanden. Der Ernst und Eifer, den unsere Leute bei diesem Gottesdienste zeigten, bewies in nicht geringem Grade die Tüchtigkeit ihres Charakters, und diese Religiosität trug gewiß nicht wenig dazu bei, daß sie in ihrem ganzen Betragen und in Beobachtung ihrer Pflichten immer, mit sehr wenigen Ausnahmen, sich so musterhaft zeigten, wie sie es gethan." Die Strenge der Witterung steigerte sich allmälig immer mehr; am kältesten Tage, dem 16. Februar, fiel das Thermometer auf — 55° F. und blieb fünfzehn Stunden lang auf — 54°. Bei großer Kälte war jeder Ton außerordentlich weit zu hören; man vernahm das Gespräch, welches eine halbe Stunde weit vom Schiffe geführt wurde, auf diesem ganz deutlich. Bei solcher Temperatur sah aus geringer Entfernung der Athem eines Menschen dem Pulverdampfe gleich, und der Hauch einer auf dem Eise arbeitenden Truppe einer dichten weißen Wolke. Im April legte Parry ein Gärtchen an, und säete Radiese, Zwiebeln, Senf und Kresse. Die Blätter der ersteren waren am Ende Juli erst einen Zoll

lang, von den übrigen ging nichts auf; nur Erbsen schossen ins Kraut. Vor dem Schlusse des Octobers waren die Rennthiere und der Moschusochs über das Eis nach Süden gezogen, im Mai kehrten sie wieder. Selbst der Polarhase war während des Winters auf der Insel Melville nicht zu erblicken; aber Wölfe und Füchse blieben. Am 3. Februar wurde, in Folge der Strahlenbrechung, ein Theil der Sonnenscheibe wieder sichtbar, am 7. erschien sie völlig über dem Kimm, nachdem sie vier und achtzig Tage hinter demselben verborgen gewesen war. Am 30. April fand ein großer Umschlag in der Temperatur statt, und allmälig fanden sich Vögel und auch vierfüßige Thiere aus dem Süden ein. Aber an ein Aufgehen des Eises war in den nächsten vier Monaten noch nicht zu denken. Deshalb unternahm Parry erst eine Landreise durch die Insel Melville, und gelangte nach großen Beschwerlichkeiten an der Nordküste derselben ans Meer. Das Eis war dort vierzehn Fuß vier Zoll dick. An der Westküste fand Sabine viel Moos, Gräser, Zwergweiden, Saxifragen und einen blühenden Ranunculus am 9. Juni. Gegen Ende dieses Monats begann das Eis unruhig zu werden, und am 17. Juli erreichte die Wärme 60° F., den höchsten auf der Insel Melville beobachteten Temperaturstand. Aber die Schiffe wurden nicht vor dem 1. August aus ihrer zehnmonatlichen Gefangenschaft im Winterhafen erlöst (74° 47′ 19″ n. Br., 110° 48′ 29″ w. L.), an demselben Tage, an welchem sie vor einem Jahre in den Lancaster-Sund gesteuert waren. Das Meer bei diesen Nordgeorgischen oder besser Parry-Inseln ist höchstens sechs Wochen im Jahre, und auch dann nur theilweise, frei vom Eise. Die ganze Jagdausbeute hatte binnen länger als drei Vierteljahren monatlich nur vierthalb Pfund Fleisch für den Mann gegeben. Und in dieser Meeresgegend sollte Franklin die nordwestliche Durchfahrt suchen, in so öden Landen die Mannschaft zweier Schiffe von dem Ertrage der Jagd unterhalten*)!

Am 15. August 1820 gingen der Hekla und der Griper wieder unter Segel. Am südwestlichen Ende der Insel trafen sie jedoch abermals auf dieselbe undurchdringliche Eisschranke wie im vorigen Jahre, und von einem hohen Berge herab sah man nach Westen hin das Meer, so weit der Blick reichte, mit Eis bedeckt. Parry vermuthet, daß weithin eine zweite Schranke sich erhebt, welche dem Eise ein Treiben nach Westen hin unmöglich macht. Die Mannschaft hatte in der langen Nacht auf der Insel Melville sich oft die trüben Stunden mit dem Gedanken versüßt, den nächsten Winter unter dem milden Klima der Hawaii-Inseln zu verleben; diese Aussicht schwand allmälig, als die Schiffe auch nach Süden hin sich in ihrer Weiterfahrt gehemmt sahen. Dort lag nach Westen hin in 113° 48′ w. L. das

*) Das hat man nämlich in englischen Blättern mehrfach versichert. Parry's Leute, die sehr eifrige Jäger waren, erlegten in zehn Monaten auf der Insel Melville: 3 Moschusochsen, 24 Rennthiere, 68 Hasen, 35 Gänse, 59 Enten, 144 Schneehühner, zusammen an Gewicht 3766 Pfund für 94 Leute. Und Franklin hat 138 Köpfe an Bord.

Banks-Land. Hier kehrte Parry um, er konnte nicht mehr weiter. Seine ganze Mannschaft hat er, mit Ausnahme eines schon in England erkrankten Matrosen, so frisch und gesund zurückgebracht, wie sie ausgefahren war; aber die nordwestliche Durchfahrt hat er vergebens gesucht.

4. Franklins und Richardsons Landreise bis an die Küste des Polarmeeres. 1819 bis 1822.

Während Parry eine nordwestliche Durchfahrt vermittelst des Lancaster-Sundes und der Barrow-Straße suchte, wurde bei der britischen Admiralität der Plan angeregt, die Küsten des Polarmeeres erforschen zu lassen, welches Hearne und Mackenzie schon vor längerer Zeit erreicht hatten. Falls Parry und Liddon etwa die Küste in der Umgegend des Kupfergrubenflusses erreichten, konnte eine dorthin gesandte Expedition diesen Reisenden hülfreich an die Hand gehen. Den Befehl über dieselbe erhielt Franklin; zu seinen Begleitern gehörten unter andern Doctor Richardson, Georg Back und ein englischer Seemann, Hepburn. Die Reisenden verließen England am 23. Mai 1819, fuhren nach der Hudsonsbay, waren bei der Insel Resolution nahe daran Schiffbruch zu leiden, gelangten aber doch am 30. August nach der York-Factorei, einem Posten der Hudsonsbay-Gesellschaft, von welchem aus sie nicht vor dem 9. September aufbrechen konnten. Und nun begann eine Wanderung, die an Gefahren, Leiden und Entbehrungen kaum ihres Gleichen hat, und die wir schon deshalb ausführlicher schildern müssen, weil sie zeigt, mit welchen furchtbaren Schwierigkeiten die Landreisen bis zur Nordküste Amerikas und an den Gestaden dieses unwirthbaren Meeres verbunden sind.

Franklin erreichte die Factorei oder das Fort Cumberland-House am Fichteninsel-See am 22. October, nachdem er auf einer Wegstrecke von etwa dreihundert und funfzig Stunden zehn verschiedene Ströme und neun Seen befahren hatte. Obgleich die Jahreszeit schon weit vorgerückt war, so beschloß er doch unverzüglich weiter nach Norden zu gehen und nach Carlton-House aufzubrechen. Das geschah am 18. Januar 1820; Back und Hepburn begleiteten ihn, während Doctor Richardson und der Schiffscadet Hood vorerst in Cumberland-House zurückblieben. Nachdem er vierhundert und zwanzig Stunden Weges bei einer Kälte von 40 bis 50° F. unter Null zurückgelegt hatte, traf er am 20. März im Fort Chipewyan ein. Dorthin kamen im Juli Richardson und Hood nach, und am 18. desselben Monats brach die Expedition, welcher sich etwa sechszehn canadische Reisediener, sogenannte Voyageurs, angeschlossen hatten, auf, um noch zu rechter Zeit die Mündung des Kupfergrubenflusses zu erreichen, an welcher sie ihr Winterlager aufzuschlagen gedachte. Allein trotz aller Anstrengungen mußten die

Wanderer, unter 64° 28′ n. Br. und 113° 6′ w. L. Halt machen. Sie hatten vom Fort Chipewyan eine Strecke von 275 Stunden zurückgelegt, baueten eine Hütte, schossen viele Rennthiere, sammelten Vorräthe und ließen durch Back noch mehr Lebensmittel aus Fort Providence am großen Sklaven-See holen. Im Juni 1821 begann die Weiterfahrt auf dem Kupfergrubenflusse, und am 14. verließ Franklin selbst dieses sogenannte Fort Enterprise, das er in Rücksicht auf spätere Erlebnisse nachher als ein „Haus des Elends, Jammers und Weh's" bezeichnet hat. Ehe er abreisete, versprachen ihm Akaitscho, ein Häuptling der Kupfer-Indianer, und ein Beamter der Nordwest-Compagnie, Wentzel, daß bis spätestens zum September im Fort eine beträchtliche Menge von Vorräthen niedergelegt werden sollte.

Am 18. Juli erreichte er die Mündung des Kupfergrubenflusses; sie liegt etwa 160 Stunden vom Fort Enterprise entfernt. Am 21. bestieg der ganze Zug zwei schwache Kähne aus Birkenrinde, und wagte sich in so gebrechlichen Fahrzeugen auf das nördliche Polarmeer. Franklin fand die Küste frei von Eis und steuerte nach Osten. Nach Norden hin lagen viele felsige, öde Eilande, und man gewahrte nach jener Richtung hin ein Eisblink, welches immer andeutet, daß große Massen Eis vorhanden sind. Ebbe und Fluth waren schwach; die Strömung ging, kaum bemerkbar, nach Osten hin. Nun gewann die Küste ein rauheres Ansehen, die Felsmassen waren zerklüftet, und bald erhob sich ein steiles hohes Vorgebirge, an welchem das Eis in großer Menge zusammengetrieben lag. Nachdem die Kähne nur mit genauer Noth dem Untergange entronnen waren, umschiffte Franklin das Cap Barrow und landete im Detention-Hafen, den er mit diesem Namen belegte, weil er einige Tage lang in demselben vom Eise eingeschlossen war. Am 30. steuerte er um das Cap Kater und gelangte in eine tiefe Bucht, welche er den Arktischen Sund nannte; in denselben ergießt sich ein Strom, der Hood-Fluß. Dann untersuchte er das Bathurst-Inlet, das er nahe an vierzig Stunden tief fand, nahm die Ostküste des Krönungsgolfes (Coronation Gulf) auf, glaubte am 10. August wieder in offener See zu sein, befand sich aber mitten in einer großen Bay, welche er nach Lord Melville benannte*). Aber mit dieser Erforschung tief ins Land eindringender

*) Die Engländer ohne Ausnahme sind in der Wahl von Benennungen für neu entdeckte geographische Punkte im höchsten Grade unglücklich. Gewiß erscheint es in der Ordnung, daß wichtige Entdeckungen nach Denen benannt werden, welchen man die erste Kunde von ihnen verdankt. So ist nichts billiger, als daß z. B. der große Fluß westlich vom Kupfergrubenstrome Mackenzie-, daß der Thlew-ee-chow-dezeth oder große Fischfluß Backfluß heißt; den Kupfergrubenstrom könnte man füglich den Hearne nennen. Aber diese ewigen Melville's und Bathurst's, und Mulgrave's und Sandwich, Flaxmann, Griffy, Pelly und wie sie weiter heißen, ermüden und verwirren, weil sie so oft und in ganz verschiedenen Lagen vorkommen. Die Geschichte böte doch ganz andere Namen in reichster Auswahl dar, und statt zwanzig verschiedene Punkte nach Wellington zu benennen, sollte man häufiger die Namen auch anderer verdienstvoller Männer berücksichtigen, ohne sich ängstlich an irgend eine Nationalität zu binden.

Busen war viel kostbare Zeit verloren gegangen; die Expedition hatte die Küste nur auf einer Strecke von etwa siebentehalb Längengraden östlich vom Kupfergrubenflusse untersucht. Als man sich überzeugte, daß mit den sehr beschädigten Kähnen nicht weiter fortzukommen war, mußte Franklin darauf verzichten die Repulse-Bay zu erreichen — ein ohnehin sehr sanguinischer Plan —, und er steuerte zurück, nachdem er den äußersten Punkt, welchen er erreicht hatte, als Umkehrspitze (Point Turnagain) bezeichnet. Die Lebensmittel reichten nur noch auf wenige Tage aus; die Jagd gab nur geringe Ausbeute, und von weiteren Entdeckungen konnte keine Rede sein. Franklin beschloß daher nach dem Arktischen Sunde zurückzufahren, und am Hood-Flusse entlang, wo er Wild zu finden gedachte, nach Fort Enterprise zu gehen. In diesem Flusse liegen mächtige Wasserfälle. Eines Abends schlug Franklin sein Lager am untern Ende einer tiefen Schlucht auf, die an manchen Stellen nur einige wenige Ellen breit war, und doch erhob sich auf beiden Seiten der Rand steil bis zu zweihundert Fuß empor. In diese Schlucht stürzt der Fluß mit donnerndem Getöse über zwei hohe Cascaden hinein. Hier mußten zwei kleine Nachen gebaut werden, da das Wasser für die größeren zu seicht war, und am 1. September wurde die Reise fortgesetzt. Man wollte auf möglichst geradem Wege das Fort zu erreichen suchen, und zunächst nach dem Point Lake gehen, der nur etwa siebenzig Stunden weit entfernt lag. Aber gleich im Anfang wurden die Reisenden von Schneestürmen heimgesucht, mußten Tagelang ohne Feuer am Boden still liegen, und erlitten bei einer Kälte von 20 Grad die härteste Pein. Mitten im Sturm, der kaum nachließ, mit steifgefrorenen Gliedern, mußten sie sich endlich doch zum Ausbruch entschließen; Franklin fiel vor Hunger und Erschöpfung in eine Ohnmacht.

Seitdem folgte ein Mißgeschick dem andern. Der Wind wehete so stark, daß er die Männer, welche die beiden Nachen trugen, oft zu Boden warf; diese letzteren selbst wurden beschädigt und endlich sogar, wider Franklins Wissen und Willen, ganz zurückgelassen. Die Erde war tief mit Schnee bedeckt, die Sümpfe waren überfroren, aber noch nicht so stark, daß man sie hätte überschreiten können; bei jedem Schritte sanken die Wanderer bis an die Knie ins Wasser. Endlich konnte ein Feuer gemacht werden, und nach dreitägigem Fasten wurde der letzte Rest der Vorräthe aufgezehrt. Er bestand aus etwas Pfeilwurz und Suppe aus Fleischbrühetafeln. Die canadischen Reisediener waren, um sich die Last zu erleichtern, unbesonnen genug, sogar ihr Fischereigeräth wegzuwerfen. Endlich nach drei unter Entbehrungen aller Art verlebten Wochen kamen sie in ein Hügelland, das mit großen Steinen und Felsen übersäet war. An diesen Steinen wächst eine graue Flechtenart, welche die canadischen Reisediener als „Felsenkaldaune" bezeichnen*). Sie wird, wenn Hungersnoth eintritt, gekocht und ge-

*) Tripe de roche, eine Flechte aus dem Genus Gyrophora.

gessen; aber ihr Geschmack erregt Ekel, sie führt Durchfall herbei und ist nicht gesund. Allein ohne dieses armselige Gewächs wäre die ganze Expedition eine Beute des Hungertodes geworden. Als willkommene Gottesgabe betrachteten sie einen Moschusochsen, welchen die Jäger schossen, und mit wahrem Heißhunger verzehrten sie erst was das Thier im Magen hatte; dann aßen sie die Eingeweide mit nicht geringer Befriedigung. Hätten sie späterhin nur eine solche „Göttermahlzeit" gehabt! Am 26. September erreichten sie das Ufer des Kupfergrubenstromes. Hier fühlten sie schmerzlich, wie unverständig die Canadier gehandelt hatten, als sie die Nachen zurückließen. Acht volle Tage, und noch dazu bei heiterem Wetter, vergingen mit dem Entwerfen von Plänen, wie man über den nahe an zweihundert Ellen breiten Strom kommen sollte. Die Flechten wurden seltener, das isländische Moos, aus welchem man einen Brei kochte, war zu bitter, die Kälte so stark, daß sich Niemand mehr recht erwärmen konnte, und es wurde für ein wahres Glück erachtet, als Doctor Richardson Haut und Knochen von einem Rennthier fand, welches die Wölfe verzehrt hatten. Aus beiden wurde eine Mahlzeit bereitet; die Knochen brannte und zerstieß man, die Haut wurde gesotten, und obendrein so viel vom Leder der Schuhe als irgend entbehrt werden konnte. Als einige Tage später etliche Rennthiere geschossen wurden, überstieg der Jubel alle Gränzen. Aber dieser Vorrath war in wenigen Tagen aufgezehrt, und als man rathlos am Kupfergrubenflusse lag, war wieder die alte Hungersnoth eingetreten. Man bauete ein Floß aus Weidenholz; aber es war grün, ging schwer im Wasser und an Rudern fehlte es. Ein in Fäulniß übergegangenes Rennthier galt für einen Leckerbissen, denn es gab den Ermatteten einige Kraft. Als alle Versuche über den Strom zu gelangen scheiterten, erbot sich Doctor Richardson, so schwach und abgemattet er auch war, hinüber zu schwimmen. Nachdem man ihm eine Leine um die Brust gebunden, sprang er in's Wasser; dasselbe war aber so kalt, daß er seine Arme nicht mehr gebrauchen konnte. Er warf sich auf den Rücken, schwamm noch eine Strecke weiter und sank dann plötzlich unter. Rasch zog man ihn an's Ufer; an einem mit Weidenholz genährten Feuer kam er allmälig wieder zu sich selbst. Franklin war so matt, daß er sich kaum auf den Beinen erhalten konnte; Richardson, Back und Hood waren fast eben so entkräftet; die Canadier hatten sich völliger Verzweiflung hingegeben; nur Hepburn verlor den Muth nicht. An Ende gelang es doch noch, einen Nachen aus Weidengeflecht herzustellen, das sie mit getheerter Leinwand überzogen. Jetzt konnte Back vorausgesandt werden, um vom Fort Enterprise aus, das nur zwanzig Stunden entfernt war, Indianer zu Hülfe zu schicken. Er nahm drei Mann zur Begleitung mit. Am 5. October setzten sich die Andern in Bewegung, mußten sich aber bald in zwei Abtheilungen sondern, da manche von ihnen nur langsamer fort konnten, als die übrigen. Richardson, Hood und Hepburn erboten sich, mit den Schwächsten an einer passenden Stelle zurück zu bleiben,

während Franklin dem Fort zueilte, das jetzt nur noch zwölf Stunden weit entfernt lag. Drei Stunden war der weiteste Weg, den im Laufe eines Tages Leute zurücklegen konnten, die keine andere Nahrung hatten, als etliche Loth geschabten und zu Brei gekochten Leders, deren Glieder erstarrt waren, und die sich glücklich schätzen mußten, daß sie noch die Reste alter, abgetragener Schuhe verzehren konnten. Aber in dieser schweren Bedrängniß haben sie niemals versäumt, Morgens und Abends ihren Gottesdienst abzuhalten. Die eine Abtheilung, welche Franklin leitete, bestand aus neun Männern; sie mußte über eine tief liegende Ebene wandern, welche mit Schnee bedeckt war. Ein Canadier, Belanger, und Michel, eine Irokese, baten zu Richardson zurückkehren zu dürfen; dasselbe thaten der Reisediener Perrault und der Italiener Fontano. Von diesen Vieren hat nur der Irokese Richardsons Lagerplatz erreicht. Bei Franklin befanden sich noch Adam, Peltier, Benoit, Samandré und der getreue Dolmetscher August. Am 11. October erblickten sie endlich das Fort, aber in demselben befand sich auch nicht eine lebende Seele; Alles war öde und leer; man sah keine Vorräthe, keine Indianer. Als die schwer ermüdeten, dem Hungertode nahen Männer eine Zeitlang stumm und verzweiflungsvoll da gesessen, brachen sie in bittere Thränen aus. Nachdem sie sich ein wenig gesammelt, fanden sie einen Zettel, in welchem Back ihnen meldete, daß er weiter gegangen sei, um die Indianer aufzusuchen; doch seien er und seine Begleiter so schwach, daß es zweifelhaft bleibe, ob sie Fort Providence erreichen würden. Einer von seinen Leuten erfror unterwegs.

Als die armen so schwer enttäuschten Dulder das Haus näher untersuchten, fanden sie einige während des frühern Aufenthalts von ihnen weggeworfene Rennthierhäute; auch gelang es ihnen, unter alter Asche hinweg einige Knochen hervorzusuchen. Damit und mit dem Pergamente, welches in den Fenstern die Glasscheiben ersetzte, bereiteten sie eine Suppe aus Schneewasser. Als sie eben rund um das Feuer saßen und das Haar von einer Rennthierhaut absengten, trat der Dolmetscher ein; er war ganz abgehungert. Am folgenden Abend kam ein mit Eis und Schnee bedeckter Mann, vor Kälte fast erstarrt. Unterwegs hatte er das Unglück gehabt, in einen Strom zu fallen; jetzt sank er fast entseelt zu Boden. Er brachte Nachricht von Back, der noch immer keine Indianer gefunden hatte. Nachdem dieser Bote vier Tage im Fort gewesen, trat er am fünften wieder den Rückweg an. Man gab ihm als Mahlzeit ein Stück gebrannter Rennthierhaut mit. Unter diesen Umständen beschloß Franklin mit zwei Begleitern aufzubrechen, um wo möglich Fort Providence zu erreichen. Aber sie waren so schwach, daß sie in sechs Stunden nur zwei Wegstunden zurücklegen konnten. Es war bitter kalt, der Wind drang ihnen durch Mark und Bein. Am andern Tage stürzte Franklin einen Felsen hinab und zerbrach seine Schneeschuhe. So mußte er nach Fort Enterprise gleichsam zurückkriechen, während

seine Gefährten Benoit und Augustus weiter gingen. Im Fort fand er die Zurückgebliebenen noch am Leben, aber sie lagen am Boden und weinten unaufhörlich. Kaum konnte er sie bewegen, einige Nahrung zu sich zu nehmen. Er selber war so matt, daß er sich nur mit Mühe von der Bank erheben konnte. Rennthiere weideten in Menge ringsumher; allein Niemand war kräftig genug, eine Flinte zu halten oder gar zu zielen. Aber auch in so grauenvoller und ganz verzweifelten Lage verlor Franklin den Muth nicht, und suchte die Verzweifelnden zu trösten. Als er ihnen am 29. October Abends eben Zuversicht einflößte und von naher Rettung sprach traten Richardson und Hepburn ein, Hood fehlte; von Perrault und Fontano hatte man nichts mehr gehört. Franklin bemerkte, daß Richardsons Stimme so hohl klänge, als komme sie aus dem Grabe, und dieser gab dieselbe Bemerkung zurück. Sie glichen eben Alle lebendigen Leichen. Hepburn schoß ein Huhn; sie theilten es — das erste Fleisch seit ein und dreißig entsetzlichen Tagen. Nachdem sie es verzehrt, zog Hepburn sein Neues Testament und sein Gebetbuch hervor und las daraus vor. Aus dieser Quelle schöpften sie neuen Muth und feste Zuversicht. Am andern Tage reinigte er das Haus; er ermunterte sie sich Bewegung zu machen, ging mit Richardson auf die Jagd, während der ganz abgeschwächte Franklin nach Knochen und Rennthierhäuten umherkroch. Abends erzählte Richardson was er inzwischen erlebt. Nachdem er sich von Franklin getrennt, kam am 11. October der Irokese Michel allein zu ihm, und brachte Fleisch mit, angeblich von einem Wolfe. Aber es blieb kein Zweifel, daß es Menschenfleich war und daß der Irokese die beiden Canadier Perrault und Belanger ermordet hatte, um sie zu verzehren. Das ganze Benehmen des Indianers war mehr als zweideutig; bald wurde auch Hood hinterlistig von ihm erschossen, und da Richardson und Hepburn sich überzeugten, daß er auch ihrem Leben nachstelle, so brannte ihm jener eine Kugel durch den Kopf, und begab sich dann auf den Weg nach Fort Enterprise, wo er mit Hepburn nach einer unendlich mühseligen Reise von sechs Tagen anlangte. Hier hungerten nun die Abgemagerten und hofften auf Rettung. Zwei Canadier erlagen dem Hunger; die vier noch übrigen Franklin, Richardson, Hepburn und Adam, mußten die Leichen liegen lassen, denn sie selber waren so schwach, daß es ihnen oft große Mühe machte, sich im Liegen von einer Seite auf die andere zu wenden. Als am 7. November Franklin aus dem Fort gewankt war, um etwas Holz zu holen, hörte er einen Flintenschuß. Endlich war, da schon Alles verloren schien, Hülfe gekommen; Indianer, welche Back hergesandt, brachten Lebensmittel. Jetzt wurden die Todten aus dem Hause geschafft und beerdigt. Die nun Gesättigten gewannen neue Kräfte und konnten am 16. November das „Haus des Jammers" verlassen. Von den Indianern wurden sie wahrhaft liebreich behandelt. Diese gaben ihnen ihre Schneeschuhe und gingen den Wankenden zur Seite, um sie zu stützen, sobald sie strauchelten.

Bald begegneten sie auch einigen mit Hunden bespannten Schlitten, welche man ihnen aus Fort Providence entgegen geschickt hatte. Die Weiterreise von Fort Providence nach Montreal in Canada ging ohne jenen Unfall von Statten.

5. Parry's zweite Reise, mit Lyon. 1821 bis 1823.

Während Franklin in den nordischen Einöden seinen Muth und seine Standhaftigkeit so ruhmreich bethätigte, ging man in England mit dem Plane um, wieder einen Versuch zu machen, um die nordwestliche Durchfahrt zu entdecken. Parry meinte dieselbe in einer niedrigeren Breite finden zu können; auch sei nicht unwahrscheinlich, daß Sir Thomas Rowe's Welcome und das Prinz Regents-Inlet mit einander in Verbindung ständen. Wenige Monate nach der Rückkehr von seiner ersten Reise war er deshalb abermals in Thätigkeit. Die Admiralität gab ihm das Bombenschiff Fury von 375 Tonnen; das ihm beigegebene Schiff Hekla befehligte Lieutenant Lyon, der schon durch Entdeckungsreisen in Afrika bekannt geworden war. Am 8. Mai 1821 gingen beide Fahrzeuge in See, waren am 2. Juli bei der Insel Resolution am Eingange der Hudsons-Straße, trafen dort, wie gewöhnlich, auf Eisberge und heftige Strömungen, froren ein, wurden umhergetrieben, und befanden sich Anfangs August bei der Insel Southampton. Hier war Parry unschlüssig, ob er versuchen sollte, die Repulse-bay auf dem Wege durch die von Middleton benannte Frozen-Strait, Gefrorene Straße, zu erreichen, oder ob es zweckmäßiger sei, rund um jene Insel herum und in die Welcome hineinzufahren. Nach langem Erwägen beschloß er, geraden Wegs auf die noch problematisch gebliebene Frozen-Strait loszusteuern; wenn sie vorhanden war, so hatte er seiner Ansicht nach mindestens zweihundert Stunden Weges gespart. Am 15. erreichte er, am Ende der Insel Southampton, einen klaren Wasserspiegel, die Herzog von York-Straße; aber gleich darauf sah er sich mitten in einem Gewirr von Inseln, im Treibeis und in einer heftigen Stromfluth, die von Osten herdrang. Dazu kam Nebelwetter, und ohne es zu wissen, befand sich Parry in der Repulse-Bay, wo er auch nicht ein Stück Eis fand, und sich bald überzeugte, daß hier von einer Verbindung mit dem Polarmeere gar keine Rede sein konnte. Das Land, welches die Bay umschließt, erhebt sich bis zu tausend Fuß Höhe. So verließ Parry diese Bucht, steuerte in ein Labyrinth von Inseln, machte sich unter großer Gefahr aus dem Eise frei und wurde durch Stürme bis zur Insel Baffin getrieben, so daß er sich am 3. September wieder auf demselben Punkte befand, auf welchem er schon am 3. August gewesen war. Darauf begann er, aufs Allergenaueste die Küsten zu untersuchen, kam in Lyons-Inlet, und mußte sich dort vor der Südostspitze der Halbinsel Melville, auf der sogenannten Winterinsel, nach einem

sichern Aufenthaltsorte umsehen. Hier beschäftigte er seine Mannschaft in derselben nützlichen Art wie während seiner früheren Reise, nur daß jetzt zu den Vorstellungen auf der Schaubühne noch musikalische Unterhaltungen und Concerte hinzu kamen. Auch gewährten diesmal die Eskimos, welche sich zahlreich einfanden, manchen Zeitvertreib. Sie benahmen sich im Allgemeinen sehr ruhig und angemessen; man besuchte ihre Wohnungen und hatte Gelegenheit, das sinnreiche Verfahren zu bewundern, womit diese Polarmenschen ihre Winterhütten zu wölben verstehen. Während eines lebhaften Verkehrs, der volle vier Monate andauerte, bewiesen sie sich durchaus ehrlich und rechtschaffen. Einzelne zeigten sich intelligent, und kannten die Küste so genau, daß sie eine Skizze derselben auf dem Papiere entwerfen konnten. Am 8. Juli 1822 sägten die Matrosen einen Canal durch das Eis, und die Schiffe stachen wieder in See; aber gleich nachher fanden sie neue Hindernisse in mächtigen Eismassen, welche eine Strömung von Norden her auf sie zutrieb. Ueberall fanden sie Eis und nichts als Eis; vier Wochen müheten sie sich ab, nach Westen vorzudringen, ohne nur eben so viele Stunden Wegs weiter zu kommen. Deshalb beschloß Parry eine Landreise zu unternehmen, ging am 14. August an die Küste, gelangte am 18. auf eine Halbinsel und fand am Nordende derselben eine von Osten nach Westen laufende Straße, die etwa eine Stunde breit war und eine starke Strömung nach Osten hatte. Er nannte sie die Fury- und Hekla-Straße, obgleich ein Versuch, mit den Schiffen durch das Eis in sie hineinzudringen, mißlang. Einige seiner Leute, welche die Nordküste derselben untersuchen mußten, kamen dreißig Stunden weit nach Westen, erreichten 70° 5′ n. Br. und sahen, daß die gegenüberliegende Küste nach Süden abbog; der unübersehbare Ocean war mit Eis bedeckt. Jetzt suchte Parry zum zweiten Male Winterquartiere, und brachte die Schiffe zu Iglulik in Sicherheit, nachdem er sie durch einen 4343 Fuß langen ins Eis gehauenen Canal gezogen hatte. Auch im Laufe dieser Winterzeit unterhielt er lebhaften Verkehr mit den Eskimos. Diesmal wurden die Schiffe erst am 8. August 1822 aus ihrem Eisgefängnisse erlöst, und auch das erst, nachdem wieder ein Canal gesägt worden war, der eine halbe Wegstunde Länge hatte. Parry hegte den Plan, Lebensmittel für ein Jahr vom Hekla auf die Fury zu schaffen, jenes Schiff heimzusenden, mit diesem letztern aber noch ein Jahr länger in diesen arktischen Gegenden zu bleiben. Indessen die Aerzte thaten Einsprache, weil dadurch die Gesundheit der Bemannung gefährdet sei. Da sich auch andere wichtige Erwägungen aufdrängten, so beschloß er, möglichst rasch nach England zurückzukehren, wo man ihn schon verloren gegeben hatte.

Inzwischen war Scoresby 1822 im grönländischen Meere umhergesteuert; Clavering und Sabine waren 1823 im Griper in die Gewässer von Spitzbergen gesegelt und über den 80° n. Br. hinausgekommen; dort und an den Küsten Ostgrönlands wurden von ihnen Beobachtungen mit dem Pendel angestellt.

6. Parry's dritte Reise. 1824.

Schon im Jahre 1824 rüstete sich Parry abermals zu einer Expedition; auch jetzt wollte er die nordwestliche Durchfahrt aufsuchen, insbesondere aber das Innere des Prinz Regents-Inlet genau erforschen, weil er vermittelst desselben einen Weg zum großen Polarbecken finden zu können glaubte. In Gemeinschaft mit dieser Expedition sollten noch drei andere wirken; man wollte diesmal die „Durchfahrt auf vier verschiedenen Seiten packen." So ging Parry wieder mit dem Hekla, Hoppner mit der Fury unter Segel, am 19. Mai 1824. Sie kamen in der Baffinsbay nur sehr langsam vorwärts, und mußten im Bowen-Hafen im Prinz Regents-Inlet überwintern. Während sie vom Eise eingeschlossen lagen, unternahm J. Clarke Roß eine Reise zu Lande nach dem Norden, während Lieutenant Sherer den Süden erforschte. Jener hatte in der Barrow-Straße offenes Wasser gesehen, der Letztere die Küste bis herab zu $72^1/_4{}^0$ n. Br. aufgenommen; er mußte wegen Mangels an Lebensmitteln umkehren, ohne bis zur Fury- und Heklastraße hinabkommen zu können. Am 22. Februar erblickte Parry, zum ersten Male seit 122 Tagen, wieder die Sonnenscheibe; am 20. Juli konnte er Port Bowen verlassen und nach der Westküste des Inlets steuern. Dieser entlang hielt er südlichen Cours, wurde am 28. vom Eise eingeschlossen und war bis zum 1. August in großer Gefahr. Damals befand er sich in 72⁰ 42′ n. Br. und 91⁰ 50′ w. L. Die Fury wurde an die Küste gedrängt und war nicht mehr zu steuern. Der Hekla rannte auf den Grund und saß fest. Als die Fury bei Hochwasser wieder loskam, fand Parry sie im kläglichsten Zustande; unablässig mußten vier Pumpen in Bewegung bleiben, um sie nothdürftig über dem Wasser zu halten. Am 18. wurde sie in einen künstlichen Hafen gebracht, der aus Eisbergen bestand, die auf dem Boden festlagen. Bei näherer Untersuchung überzeugte man sich von der fernern Unbrauchbarkeit des Schiffes; der ganze Rumpf desselben war beschädigt und leck. Die Mannschaft ging an Bord des Hekla, aber die Vorräthe mußten im Wrack zurückgelassen werden. Der Hekla wurde nach Port Neill an der Ostküste der Regents-Einfahrt gesteuert, so gut als möglich ausgebessert, und ging dann, am 31. August, nach Europa zurück. Also abermals eine mißlungene Reise.

Wir haben eben gesagt, daß in England noch drei andere Expeditionen ausgerüstet worden waren. Die erste, unter Capitän Lyon, sollte den Punkt erreichen, an dem Franklins Ueberlandreise geendigt hatte. Die zweite befehligte Franklin; er sollte mit Richardson und Back über Land vom Mackenzieflusse westlich an der Küste bis an die Behrings-Straße vordringen; die dritte leitete Beechey; sie ging zur See nach der Behrings-Straße.

7. Lyons Reise. 1825.

Es handelte sich darum, die Untersuchungen an den Küsten der Halbinsel Melville zu vervollständigen, und jene des Polarmeeres bis zur Umkehrspitze zu erforschen. Lyon segelte am 19. Juni 1825 von England mit dem Griper aus; der Snap, von Lieutenant Bullock befehligt, begleitete ihn bis zur Einfahrt in die Hudsonsbay, gab dort eine Menge von Vorräthen und Lebensmitteln an ihn ab und kehrte um. Am 22. August befand sich der Griper auf der Höhe der Insel Southampton und steuerte in die Welcome-Straße. Hier wurde der Compaß nutzlos, die See ging schwer und hohl, mächtige Wellen schlugen auf das Verdeck, ringsum lag dicker Nebel, mehre Anker gingen verloren. Das Schiff gerieth in seichtes Wasser und die Mannschaft glaubte jeden Augenblick, daß Alles zu Ende gehe. Ihr ganzes Heil hing an einigen wenigen Ankern. Die Fassung und der Muth, welchen Alle in so drohender Lebensgefahr zeigten, sind in der That bewunderungswürdig. „Ich befahl," schreibt Capitän Lyon, „daß jeder Mann seine wärmsten Kleider anlegen und irgend ein nützliches Werkzeug in die Hand nehmen sollte. So brachten alle ihr Gepäck hinauf und kleideten sich an. An diesen athletischen Gestalten, die entkleidet vor mir standen, sah ich auch nicht einen einzigen Muskel zucken, gewahrte nirgends auch nur ein leises Zeichen von Furcht. Als das Gebet verlesen war, setzten sich Alle in Gruppen zusammen, um sich vor dem überschlagenden Seewasser zu schützen und ein wenig zu schlafen. Ich selber war seit drei Tagen und drei Nächten in kein Bett gekommen. Nie hat es einen ergreifendern Auftritt gegeben als damals auf dem Deck meines kleinen Schiffes, als alle Hoffnung auf Lebensrettung von uns gewichen. Der Charakter des britischen Seemanns ist freilich allzeit tüchtig, aber ich hätte es nie für möglich gehalten, daß unter ein und vierzig Personen auch nicht ein einziger Klagelaut ertönte. Jeder war im Frieden mit seinem Nachbar und mit der Welt." Wie durch ein Wunder wurden sie gerettet und Lyon nannte diese Bucht die Gottesgnaden-Bay. Aber schon am 12. September, vor dem Wager-Inlet, hatten sie abermals fürchterlichen Sturm; auch der letzte Anker ging ihnen verloren. Die Expedition kehrte um, ohne all und jedes Resultat.

8. Franklins zweite Landreise. 1825.

Franklin hatte erprobt, daß die leichten Nachen aus Birkenrinde, deren sich die Indianer und canadischen Reisediener auf den Strömen und Binnenseen Nordamerikas bedienen, sich zu Fahrten in dem mit Eis angefüllten Polarmeere

in keiner Weise eignen. Die Admiralität ließ daher zu Woolwich, nach Franklins Angabe, Boote aus Mahagony- und Eschenholz, und noch ein ganz leichtes aus Eschen mit Ueberzug von Mac-Intosh-Zeug bauen. Die Expedition verließ Liverpool am 16. Februar 1825, erreichte im März Neuyork, ging bis in den Großen Bären-See, wo sie ihr Winterlager aufschlug, während Franklin, voran wie immer, mit einigen Begleitern den Mackenzie hinabfuhr, um sich von dem Stande des Eises im Polarmeere zu überzeugen. Die nordöstliche Mündung des Stromes erreichte er am 14. August, unter 69° 14′ n. Br., 135° 57′ w. L. Nach Norden hin lag das Meer; von einer nahen Insel erblickte er nach Südwesten das Felsengebirge. Am 5. September eilte er zum Winterlager am Großen Bären-See zurück, in welchem nun Vorkehrungen zu einem acht- bis neunmonatlichen Aufenthalt getroffen wurden. Seine Leute nannten es Fort Franklin, 65° 11′ 56″ n. Br., 123° 12′ 44″ w. L. Am Weihnachtstage waren 60 Menschen in der Halle versammelt, alle froh und guter Dinge: Engländer, Hochschotten, Canadier, Eskimos, Tshipewäyans, Hundsrippen- und Hasen-Indianer, Krihs, Weiber und Kinder. Am 28. Juni 1826 war Eisgang auf dem Mackenzie, und die Boote fuhren stromab bis zum 3. Juli. Dann theilte sich die Expedition. Franklin und Back gingen mit zwei Booten und vierzehn Leuten, unter welchen abermals der getreue Dolmetscher August, nach Westen, während Richardson und Kendall gleichfalls in zwei Booten, sammt zehn Mann, nach Osten hin aufbrachen, um bis an den Kupfergrubenstrom zu gelangen.

Am 7. Juli hatte Franklin die Mündung des Mackenzie erreicht; am 13. wurde er durch Eis gehemmt, das von der Küste sich weit ins Meer hinein erstreckte. Am 15. gelangte er zum Babbage-Fluß, gerieth aber wieder in ein Eislabyrinth und dicken Nebel. Schon war ein Monat verlaufen, und gerade die Zeit, welche für die Fahrten in jenen Gegenden am wenigsten ungünstig ist; er hatte nur zehn Längengrade (hier 187 Stunden) zurückgelegt. Von dem Punkte, an welchem er sich befand, hatte er bis zum Eiscap noch weitere zehn Längengrade zurückzulegen. Er wußte nicht, daß 75 Stunden westlich ein von Beechey ausgesandtes Boot seiner harrte. Deshalb kehrte er am 18. August am Return-Reef, 70° 24′ n. Br., 149° 37′ w. L., um, und befand sich am 21. September wohlbehalten wieder im Fort Franklin. Richardson war dort schon vor ihm angelangt, nachdem er binnen Monatsfrist seine Aufgabe glücklich gelöst und eine bis dahin unbekannte Küstenstrecke genau untersucht hatte. Er war unterwegs mehrfach mit Eskimos zusammengetroffen, und bis Cap Bathurst, 70° 30′ n. B., 127° 35′ w. L., gekommen. Während er dem Gestade entlang schiffte, hatte er nach Norden hin nicht eher Land gesehen, als unter 117° w. L., als er in die Dolphin- und Union-Straße einfuhr. Am 1. September waren sämmtliche Theilnehmer der Expedition wieder im Fort Franklin, wo sie abermals überwinterten, um im Frühjahre heimzukehren.

9. Beechey's Reise in die Behringsstraße. 1825.

Capitän Beechey verließ mit dem Schiffe Blossom England am 19. Mai, fuhr um das Cap Hoorn, besuchte Valparaiso, die Oster-Insel, die Pitcairn-Gruppe, steuerte von Otaheiti nach Hawaii, von dort nach Kamtschatka und erreichte Ende Juli des folgenden Jahres, 1826, die Chamisso-Insel im Kotzebue-Sund, wohin Franklin kommen sollte, im Fall es ihm gelänge, ungehindert so weit nach Westen vorzudringen. Beechey bewährte sich als einen eben so tüchtigen Seemann, wie später als geistvollen und unterrichteten Schriftsteller. Er segelte mit der Blossom nach Norden, wurde aber an weiterm Vordringen vom Eise aufgehalten, als er einen Punkt nahe dem 71° n. Br. erreicht hatte. Einen Zusammenstoß mit dem feindlichen Elemente mußte er um so mehr vermeiden, da einmal seine Verhaltungsbefehle ihm zur Pflicht gemacht hatten, sich nicht einschließen zu lassen, und ferner sein Schiff für eine sogenannte Eisfahrt nicht geeignet war. So kehrte er denn in den Kotzebue-Sund zurück, von wo er einen seiner tüchtigsten Seeleute, Elson, mit acht Mann nach Osten hin aussandte. Diesen kühnen Männern gelang es, über das Eiscap hinaus bis zu einem Punkte vorzudringen, welchen sie die Barrow-Spitze nannten. An demselben Tage aber, an welchem Elson von dort nach dem Kotzebue-Sund zurückkehrte — 18. August —, war Franklin, wie wir oben schon bemerkt, am Return-Reef angekommen. Wäre der Letztere weiter vorgedrungen, so würde er ohne Zweifel abermals in die allerbedenklichste Lage gekommen sein. Als der Winter herannahete, legte Beechey auf der Chamisso-Insel einige Vorräthe nieder, und beeilte sich dann, mit der Blossom aus der Behrings-Straße zu kommen. Er ging nach San Francisco in Californien, nach den Hawaii-Inseln und Canton in China, versorgte sich aufs Neue mit Lebensmitteln, steuerte dann abermals nach der Behrings-Straße, fand aber von Franklin dort keine Spur. Im October 1827 trat er seine Rückreise an, und kam am 12. October 1830 nach England zurück, wo Franklin schon ein Jahr vor ihm eingetroffen war.

10. Parry's Reise nach dem Pole zu. 1827.

Mit jener „stiermäßigen" Ausdauer, durch welche die Engländer als Nation so groß und mächtig geworden sind, verfolgten sie auch jetzt noch die nordischen Entdeckungen. Die vielen mißlungenen Fahrten schienen ihren Eifer nur noch zu steigern. Während man für den Augenblick an einer nordwestlichen Durchfahrt verzweifelte, wurde ein Plan entworfen, den Nordpol in besonders zu diesem Behufe ausgerüsteten Booten zu erreichen, welche durch das Schiff Hekla bis

in hohe nordische Breiten hinaufgebracht werden sollten. Diese Expedition, über welche der unermüdliche Parry den Befehl erhielt und gern übernahm, gehört allerdings zu den wundersamsten, die je gemacht worden sind. Der kühne Seefahrer war eben erst von seiner mißlungenen Nordwest-Fahrt heimgekehrt. Im Verkehr mit Franklin äußerste dieser Letztere, er halte es für möglich, bis zum Pol in Schlitten vorzudringen, und Scoresby theilte mit, daß er in sehr hohen Breiten weite Strecken vollkommen glatter Eisflächen gesehen habe. Die Admiralität gab den in Bezug auf eine Polfahrt entworfenen Plänen ihre Genehmigung, und ließ ganz eigenthümlich eingerichtete Boote bauen. Sie waren 20 Fuß lang, 7 Fuß breit, und so stark wie nur irgend möglich. In wasserdichten Räumen konnten die wissenschaftlichen Werkzeuge, Lebensmittel und Kleider sicher aufbewahrt werden. Der neunzehn Fuß hohe Mast war aus Bambusholz, also zugleich zäh, biegsam und sehr leicht. Die Planken der Fahrzeuge waren von Tannen-, Eschen- und Eichenholz, dreifach übereinandergelegt, und so, daß zwischen den einzelnen Brettern wasserdichte Leinwand und getheerter Filz lag. Nichts wurde versäumt, um die Expedition zweckmäßig auszurüsten. In jedem der beiden Boote sollten zwei Offiziere und zwölf Mann Platz finden; jedes hatte ein Gewicht von 3753 Pfund zu tragen mit Einrechnung aller Vorräthe. Zudem waren vier Schlitten am Bord, so daß man mit den Fahrzeugen beliebig auf dem Eise fahren oder im offenen Wasser rudern konnte. An Parry schlossen sich J. Clarke Roß an und Crozier, derselbe, welcher 1845 als Capitän des Terror mit Franklin ausgesegelt ist. Parry ging am 4. April 1827 mit dem Hekla in See und war am 19. zu Hammerfest in Norwegen, wo er acht vortrefflich abgerichtete Rennthiere und eine Ladung Rennthiermoos als Futter an Bord nahm. Er segelte dann in höchst stürmischem Wetter nach Spitzbergen. Die günstigste Zeit war schon vorüber, als er endlich seine „Reise zum Pol" beginnen konnte. Er sah ein, daß nun das Ziel schwerlich erreicht werden würde, ließ daher die Rennthiere zurück, verwandelte die Schneeschuhe in Schlitten, auf welche das Gepäck geladen wurde, und verließ am 22. Juni das Schiff. Die Boote waren für ein und siebzig Tage mit Lebensmitteln versehen. Auf einer Fahrt von vierzig Stunden war das Meer so glatt wie ein Spiegel. Als man an den Rand des Eises gelangte, fand man dasselbe nicht als eine feste zusammenhängende und ebene Masse, sondern es war lose, manchmal dünn, vielfach rauh und von einer so großen Menge Canäle durchschnitten, daß ungemeine Anstrengungen nöthig waren, die Fahrzeuge weiter zu schaffen. Mit dem Umladen ging viel Zeit verloren, weil oft viermal derselbe Weg hin- und zurückgemacht werden mußte. Parry hatte es von vornherein für zweckmäßig erachtet, nur bei Nachtzeit zu reisen und am Tage zu ruhen. Freilich war die Nacht gleichfalls hell, da die Sonne nicht unterging; aber der Schnee und das Eis hatten dann nicht den stechenden Glanz, welcher häufig den Augen schadet und die Leute „schneeblind"

macht. Am Tage war es auch wärmer, die Mannschaft konnte dann ihre durchnäßten Kleider trocknen, und bei Nacht war der Schnee etwas härter, so daß man nicht so tief einsank. Dagegen hatte man aber wieder dichte Nebel, die oft in hohem Grade unbequem wurden. Bei diesem Verfahren wußten häufig die Leute gar nicht, wie es an der Zeit war. Wenn sie Abends sich von ihrer Schlafstätte zum Tagewerk erhoben, wurde das „Morgengebet“ gelesen und die Nachtkleidung abgelegt, die aus pelzgefüttertem Zeug bestand, und nun dem Reiseanzug Platz machte. Es galt gleich, ob derselbe trocken oder naß war. Denn sobald man eine kleine Strecke Weges zurückgelegt hatte, war er doch wieder feucht. Darauf wurde Schiffszwieback und Kakao als Frühstück genossen, und nachdem Alles in Ordnung gebracht war, begann die Weiterreise. Am Tage hielten die Leute reihum Wacht, um das Eis zu beobachten und weiße Bären abzuhalten. Am Morgen „wurde der Tag mit dem Abendgebet geschlossen“, und die ermüdeten Menschen ergaben sich dem Schlaf „mit einem Grade von Behaglichkeit, den wohl nur Wenige unter solchen Umständen für möglich halten“. So schlief man immer sieben Stunden auf schwimmenden Eisflarden im hochnordischen Meere.

Aber der Zug kam nur mühsam vorwärts. Das Eis war nicht etwa glatt, so daß, wie Scoresby es einst gefunden hatte, „ein Wagen viele Meilen weit darüber hinrollen könnte,“ sondern uneben. Dazu kam häufiger Regen. Die Fahrt ging langsam, so daß sie binnen vier Stunden oft nicht eine halbe Stunde zurücklegten. Manchmal waren die großen Schollen in heftiger Bewegung, und es war eben so gefährlich, auf denselben, als zwischen ihnen zu sein. Am 25. Juni hatten sie ihre beschwerliche Reise unter 81° 13′ n. Br. begonnen; am 29. Juni befanden sie sich unter 81° 23′ n. Br., waren also nur wenig nach Norden vorgerückt. Dieses ungünstige Resultat verheimlichten die Offiziere der Mannschaft; sie begriffen, daß sie nicht bis zum Pole kommen würden, boten aber Alles auf, um wenigstens 83° n. Br. zu erreichen; in diesem Falle hatte die Mannschaft einen Anspruch auf eine von der Admiralität ausgesetzte Belohnung von Tausend Pfund Sterling. Doch wurde dieser Umstand geheim gehalten. Die Leute alle benahmen sich, trotz der größten Anstrengungen, fürchterlichen Regens, dichten Nebels, eben so dichten Schneegestöbers, in jeder Beziehung musterhaft, und meinten nur manchmal unter Lächeln, es dauere doch sehr lange, bis man den 83° erreiche. Häufig mußten sie auf allen Vieren kriechen, um nur ein wenig vorwärts zu kommen. Am 22. Juli waren sie unter 82° 43′ 5″, am 26. unter 82° 40′ 23″, also zurückgetrieben worden, obwohl sie unablässig vorwärts nach Norden gedrungen waren. Der Wind wehete stark aus Mitternacht, und trieb die Eismassen nach Süden. Parry sah, daß er auf jede Hoffnung, weiter zu kommen, von nun an verzichten müsse. Nachdem seine Leute fünf und dreißig Tage lang ununterbrochen große Mühseligkeiten er-

duldet, gab er ihnen einen Rasttag. Sie hatten 580 engl. Meilen zurückgelegt, und doch war auch nicht das geringste Resultat erreicht worden. Am 27. Juli kehrten sie dem unnahbaren Pole den Rücken, waren am 11. August wieder in offener See und erreichten am 21. in Hekla Cove auf Spitzbergen das ihrer harrende Schiff. Der höchste Punkt, den Parry erreicht hat, am 23. Juli, war 82° 45′ n. Br. Dieser ausgezeichnete Seemann war, wie Barrow sich ausdrückt, kaltblütig in Gefahren, unter schwierigen Umständen nie um Auskunftsmittel verlegen, sichern, scharfen Blickes, unermüdlich und stets am Platze. Seine Leute hegten vor ihm Ehrfurcht und waren ihm in hohem Grade anhänglich. Reisen nach dem Norden hat er seit der mißlungenen Fahrt nach dem Pole hin nicht mehr gemacht; er bekleidete eine Zeitlang ein höheres Amt in Neu-Südwales und steht seit lange im Dienste der englischen Admiralität, als Director in der Abtheilung für Dampfschifffahrt.

11. Die zweite Reise des Capitän Johann Roß. 1829.

Der ältere Roß hatte sich seit seiner mißlungenen Reise in der Baffinsbay, 1818, nicht mehr an Entdeckungen im Polarmeere betheiligt. Nachdem zehn Jahre hintereinander die Bemühungen aller anderen Seefahrer und Landreisenden gleichermaßen fehlgeschlagen waren, beschloß er abermals in See zu stechen. Auf Unterstützung der Admiralität hatte er nicht zu rechnen, wohl aber auf die eines reichen Privatmannes, Felix Booth, der mit 17,000 Pfund Sterling eine Expedition zu unterstützen geneigt war, während Roß selber 3000 Pfund Sterling für dieselbe aufwandte. Er kaufte ein Dampfschiff, die Victory, nahm einen Arzt, einen Zahlmeister und neunzehn Matrosen an Bord, und fuhr am 23. Mai 1829 aus der Themse ab. Jakob Clarke Roß, welcher sich seit 1818 auf mehren Reisen nach dem Norden als tüchtigen und wissenschaftlich gebildeten Seemann ausgezeichnet hatte, begleitete auch diesmal seinen Oheim. Die Victory war kein für die Fahrt geeignetes Schiff; die Radkästen der Dampfschiffe können im Polarmeere zwischen den Eismassen dem Fortkommen nur hinderlich sein, und die Maschinen waren beinahe unbrauchbar. Roß hatte für tausend Tage Lebensmittel an Bord, einen Vorrath Kohlen, die beiden Boote, welche Franklin während seiner letzten Fahrt benutzt hatte, und ein kleines Fahrzeug von sechszehn Tonnen, den Krusenstern, im Schlepptau. Schon in den ersten Wochen zeigte sich die Untauglichkeit der Victory; sie verlor am 14. Juni in einem Sturme den Vordermast, und mußte zu Holsteinburg in Grönland einlaufen, wo sie ausgebessert wurde. Im August erreichte Roß den Lancaster-Sund und besuchte die Küste, an welcher die von Parry zurückgelassene Fury gescheitert war. Die aus derselben ans Land gebrachten Boote, Lebensmittel &c.

waren in vortrefflichem Zustande, vom Wrack selber sah man keine Spur mehr. Am Cap Garry, an der Westküste im Innern der Prinz-Regentseinfahrt, begann die eigentliche Entdeckungsfahrt. Roß steuerte südwestlich, untersuchte viele Buchten und Inlets, und wurde am 1. October unter 70° n. Br. 90° w. L. von einer Eisschranke an weiterm Vordringen gehemmt. Hier mußte er seine Winterquartiere aufschlagen. Das von ihm entdeckte Land nannte er Boothia Felix. Auch diese eisigen Wüsteneien werden von den Eskimos besucht. Von ihnen erfuhr Roß, daß etwa zwanzig Stunden nach Südwesten hin zwei große Meere lägen, die nur durch einen schmalen Streifen Landes von einander getrennt seien. Diese Angabe bestätigte sich als vollkommen richtig, als im April Jakob Roß jene Gegend besuchte. Er fand, daß das nördlich gelegene Land mit dem südlichen durch zwei Ketten gebirgigen Landes in einer Breite von drei bis acht Stunden verbunden war. Während einer zweiten Ausflucht untersuchte er die Gestade dieses Boothia-Isthmus und die westlich liegende Küste, welche er bis zum 99° w. L., also bis zu 120 Stunden von Franklins Umkehrspitze entfernt aufnahm. Sie schien ihm nach jener Richtung hin fortzulaufen. Auch eine etwa fünfzehn Stunden lange Strecke des nördlichen Isthmus wurde auf dieser Wanderung durchforscht; die Landenge nimmt eine westliche Richtung und ist die Landschranke für das westliche Meer, welches hier einen Golf bildet. Dem Meerestheile zwischen diesem und dem früher aufgenommenen nach Süden hinliegenden Lande gab man vollkommen passend den Namen James Roß-Straße. Uebrigens war der Winter von 1830 auf 1831 selbst für diese hochnordischen Gegenden furchtbar streng; der Thermometer fiel auf 92° F. unter den Gefrierpunkt. Im Sommer wurde das Land im Norden des Isthmus besucht, und J. C. Roß nahm weitere fünf und zwanzig Stunden Küste nach Nordwesten auf.

Dieser Ausflug des jüngern Roß ist für die Wissenschaft von großer Bedeutung geworden, da er während desselben den Magnetischen Nordpol entdeckte. Ueber die Lage dieses Poles hatten schon andere Seefahrer, insbesondere Parry und Franklin Berechnungen gemacht, welche der Wahrheit ziemlich nahe kamen; aber die Stelle, an welcher derselbe sich wirklich befand, erreichten sie nicht. „Es bedurfte“, schreibt Jakob Roß, „noch der Beobachtungen an anderen Orten, welche diesem ersehnten, fast geheimnißvollen Platze näher lagen, um denselben mit größerer Sicherheit und Genauigkeit zu bestimmen, als es nach den bereits angestellten Beobachtungen möglich war, so daß der Beobachter sich zu überzeugen vermochte, er habe ihn gefunden, indem die Nadel von der perpendiculären Linie durchaus nicht abwich, er mithin seinen Fuß an eine Stelle setzte, wo der Pol wirklich zwischen ihm und dem Mittelpunkte der Erde war.“ Roß durfte hoffen, daß ihm die Lösung eines großen Problems vorbehalten sei. Man hatte diesen Pol unter 70° n. Br. und 98° 30′ westl. Länge vermuthet. Auf seinem Ausfluge im Jahre 1830 war er dem Punkte bis auf etwa fünf Stun-

den nahe gekommen; es fehlte ihm aber damals an den nöthigen wissenschaftlichen Instrumenten. Im Laufe des nächsten Winters stellte er eine Reihe magnetischer Beobachtungen an, und bestimmte die Lage des Magnetischen Poles genauer als bisher. Am 27. Mai 1831 machte er sich wieder auf den Weg. Am 31. Mai früh befand er sich, seinen Berechnungen zufolge, nur noch sieben Stunden weit vom Magnetischen Nordpol. „Meine Sehnsucht, diesen Platz zu erreichen, gestattete mir nicht, etwas zu unternehmen oder zu dulden, das meine Ankunft an diesem Punkte hätte verzögern können. Ich beschloß daher, den größten Theil des Gepäckes und der Mundvorräthe zurück zu lassen, und nicht mehr mitzunehmen, als durchaus nöthig war. Denn ich besorgte, schlechtes Wetter oder andere Zufälle möchten mir die Möglichkeit rauben, an einen Punkt zu gelangen, den zu erreichen mein sehnlichster Wunsch war. Wir traten nun einen schnellen Marsch an, beharrten aus allen Kräften, und erreichten am 1. Juni 1831 um acht Uhr früh den berechneten Platz. Ich muß es Anderen überlassen, sich den freudigen Stolz zu denken, als wir endlich bei dem großen Ziele unseres Ehrgeizes angelangt waren. Es war uns fast, als hätten wir Alles gethan, weswegen wir so weit hergekommen, als wäre unsere Reise mit allen ihren Beschwerden zu Ende und als bliebe uns nichts mehr übrig, als heimzukehren und für den Rest unserer Tage glücklich zu sein. Allerdings gab es Nachgedanken, welche uns sagten, wie viel wir noch zu dulden und zu arbeiten hatten, aber sie drängten sich damals nicht auf; und wenn sie es gethan hätten, würden wir sie in unserer damaligen Aufregung weggebannt haben. Denn wir waren glücklich, und wünschten es so lange zu bleiben, als wir konnten." Da wo der Magnetische Nordpol liegt, ist die Küste sehr niedrig, erhebt sich aber eine halbe Stunde einwärts zu Hügeln von fünfzig bis sechszig Fuß Höhe. Die Natur hat kein Denkmal errichtet, um den Ort zu bezeichnen, welchen sie zum Mittelpunkte einer ihrer großen und verborgenen Mächte gewählt hat. Roß pflanzte die britische Reichsflagge auf und nahm in Großbritanniens und König Wilhelms des Vierten Namen Besitz vom Nordpol. Aus Bruchstücken von Kalksteinen errichtete man einen Hügel, unter welchem man eine Blechbüchse mit einem Papiere barg, auf welchem die Thatsache der Entdeckung und das Ergebniß der wissenschaftlichen Beobachtungen an Ort und Stelle verzeichnet war. „Wir bedauerten nur, daß wir nicht die Mittel besaßen, eine Pyramide von größerer Dauerhaftigkeit zu bauen, die im Stande gewesen wäre, etwaigen Zerstörungsversuchen der dort hausenden Eskimos zu widerstehen. Aber wenn es auch die Pyramide des Cheops gewesen wäre, so hätte sie unter den Gefühlen dieses aufregenden Tages unsern Ehrgeiz kaum mehr befriedigen können. Die nördliche Breite dieses Ortes betrug 70° 5′ 17″, die westliche Länge 96° 46′ 45″."
Roß war, nach Ausweis seiner Instrumente, dem Magnetischen Nordpol bis auf eine Minute nahe gekommen, den Punkt selbst, wo er liegt, hat er nicht bestimmt. Die

Declination seiner Magnetnadel zeigte 89° 59′; es fehlte also nur eine Minute. Der Magnetische Nordpol liegt an der Ostküste von Boothia Felix, am Ausgange der James Roß-Straße in das sogenannte König Wilhelms-Meer.

Erst im Herbst 1831 gelang es, die Victory aus dem Felix-Hafen heraus zu bringen, in welchem sie, von Eis eingeschlossen, überwintert hatte. Aber alle Bemühungen, um die östliche Spitze von Boothia Felix zu steuern, waren vergeblich. Auch war keine Aussicht vorhanden, das Schiff retten zu können, und da die Lebensmittel nur bis zum Juni 1832 ausreichten, so blieb keine Aussicht auf Rettung, wenn man nicht den sogenannten Fury-Strand erreichte. Am 29. Mai 1832 brachen die Reisenden auf, und nach einer ungemein beschwerlichen Wanderung über eine Strecke von hundert Wegstunden über Land und rauhes Eis, erreichten sie, von Hunger und Anstrengung erschöpft, den rettenden Strand. Hier baueten sie eine Hütte, und benutzten die Vorräthe von der Fury. Vor dem 1. August war das Meer nicht frei. Am 1. September erreichten sie die Leopold-Insel. Von einem hohen Vorgebirge herab sahen sie, daß das ganze Prinz Regents-Inlet, die Barrow-Straße und der Lancaster-Sund völlig mit Eis bedeckt waren. Abermals war ein strenger Winter nahe, und es blieb nichts übrig, als wieder zum Fury-Strande zurückzukehren, wohin sie jetzt nicht einmal die Boote mitnehmen konnten, die in der Batty-Bay zurückgelassen werden mußten. Im Juli 1833 machten sie sich abermals auf den Weg, um den Eingang oder vielmehr für sie den Ausgang des Prinz Regents-Inlets zu erreichen. Diesmal fanden sie freies Wasser, steuerten am 25. August durch das Navy Board-Inlet und sahen am andern Tag ein Schiff, das jedoch einen günstigen Wind benutzte und nach Südosten fuhr. Bald nachher kam wieder ein Schiff in Sicht; auch dieses fuhr weiter, ohne sie zu bemerken, und schon hatten sie alle Hoffnung aufgegeben, als Windstille eintrat, und ein Boot ihnen entgegen gesandt wurde. Das rettende Schiff war die Isabella von Hull, einst (1818) von Capitän Roß befehligt! „Als der zu uns gekommene Steuermann diese Worte gesagt, rief ich, daß ich selbst dieser Capitän Roſſ und dieses hier die Mannschaft der Victory sei. Der Steuermann war im höchsten Grade erstaunt; er versicherte ungläubig in Betreff meiner Aussage, und in barschem Tone, daß ich schon seit zwei Jahren todt wäre. Ich überzeugte ihn jedoch leicht, daß er sich einer voreiligen Vermuthung hingegeben. Hätte er sich die Mühe genommen, uns näher zu betrachten, so hätte unser bärenähnlicher Anzug ihn überzeugen können, daß er in uns keine Walfischfahrer vor sich hatte, und daß wir auf unseren Rücken, in unseren Bärten und abgemagertem Ansehen den Beweis trugen, daß ich wahr geredet. Bald folgte ein herzlicher Glückwunsch in echtem Seemannsstyl; man wiederholte mir, daß wir seit langer Zeit von ganz England zu den Todten gerechnet worden wären. Mit ungeschorenem Barte, ich weiß nicht seit wie langer Zeit schmutzig, in die Fetzen der Felle wilder Thiere gehüllt, abgemagert bis

auf die Knochen, und blaß wie Gespenster, bildeten wir zu den wohlgenährten und wohlgekleideten Leuten um uns einen schroffen Gegensatz. Wir hatten nun die Abenteuer der Victory und die Geschichte unserer langen Leiden zu erzählen. Kranke wurden gepflegt, jedem Matrosen sein Platz angewiesen, und es geschah für uns Alles, was Wohlwollen und Liebe nur thun konnten. Seit langer Zeit an ein kaltes Bett auf hartem Schnee oder nacktem Felsen gewöhnt, konnten nur Wenige auf dem guten Lager schlafen, das uns endlich wieder zu Theil geworden. Ich selbst mußte mein Bett verlassen und die Nacht auf einem Stuhle zubringen. Den Uebrigen ging es nicht besser. Erst die Zeit konnte uns von dem entwöhnen, was uns schon zur andern Natur geworden war." Der Capitän der Isabella, Humphrey, hatte einen kühnen Versuch gemacht, durch die Prinz Regents-Einfahrt bis zu den Leopolds-Inseln zu gelangen, wo er Spuren von Roß und der Victory zu finden hoffte; denn sie selbst hielt er längst für verloren. Aber unterwegs hatte ein Eisfeld ihm das weitere Vordringen unmöglich gemacht. Am 19. October war Roß nach einer Abwesenheit von länger als vier Jahren wieder in London. Die Expedition hatte zwar die nordwestliche Durchfahrt nicht gefunden, aber doch erhebliche Resultate geliefert. Man kennt nun die Lage des Magnetischen Nordpols, Boothia Felix war entdeckt, die Angabe der Eskimos, welche zu Franklin von einem Binnenmeere gesprochen, war als richtig bewährt. Die Expedition hatte nur drei Mann verloren. Das Parlament belohnte die Ausdauer des Befehlshabers der Victory mit fünftausend Pfund Sterling; die wackeren Seeleute erhielten für die Dauer ihrer Reise doppelten Sold und wurden auf den Werften mit einträglichen Aemtern versehen. Roß selbst wurde befördert und Felix Booth zum Baronet erhoben.

12. Backs Landreise zum Polarmeere, um Roß aufzusuchen. 1833 bis 1835.

Während man Jahre lang von der Victory nichts hörte, war man in England nicht müßig, und entwarf Pläne zur Erlösung des Capitäns Roß. Als die Regierung beschlossen hatte, eine Expedition auszurüsten, um ihn aufzusuchen, eilte Capitän Back, einst Franklins und Richardsons Begleiter, aus Italien herbei, um seine Dienste anzubieten. Auch die Hudsonsbay-Gesellschaft gab willig Lebensmittel und stellte viele Hülfsquellen zur Verfügung, insbesondere auch mehre Nachen und Boote. Im Februar 1833 ging Back nach Amerika ab, begleitet von einem tüchtigen Arzt und Naturforscher, Dr. King, und drei Seeleuten; die übrige Mannschaft sollte aus tüchtigen canadischen Jägern bestehen. Sein Reiseplan war in den von der Admiralität ausgestellten Verhaltungsregeln genau verzeichnet. Er sollte den Weg einschlagen, welchen die Pelzhändler gewöhnlich nehmen, und vom Großen Sklaven-See nach Nordosten

gehen, um den Thlew-ee-chow-dezeth oder Großen Fischfluß, jetzt Backfluß genannt) zu erreichen, und auf diesem bis zum Polarmeer hinab schiffen. An den Ufern des Stroms sollte er ein Haus zum Ueberwintern aufschlagen, dann aber wo möglich unverweilt noch selbst den Fluß erforschen, bis ans Meer zu kommen suchen, an der Mündung eine weithin sichtbare Landmarke errichten, und schriftlich die Nachricht zurücklassen, daß er im Frühjahre wieder kommen werde. Die Weisung lautete ferner dahin, daß im Winter zwei zum Befahren des Polarmeeres geeignete Boote gezimmert würden; mit diesen sollte er wo möglich zum Cap Garry fahren, wo die Fury scheiterte (also bis in Prinz Regents-Inlet!!). An der Küste, namentlich in der Fury- und Hekla-Straße, falls er dorthin kommen würde, sollte genau darauf geachtet werden, ob irgendwo Spuren von Roß vorhanden seien; träfe er mit diesem zusammen, ehe er das Cap Garry erreicht, so sollte er rasch umkehren und ihn mit zu einer der Niederlassungen der Hudsonsbay-Compagnie nehmen, sonst aber emsig nachforschen, ob nicht irgendwo von ihm eine schriftliche Bemerkung aufzufinden sei. In keinem Falle dürfe aber Back sich länger als etwa bis zur Mitte des Augustmonats vorwagen, um sicher in sein Winterlager zurückkehren zu können. Fände er, daß es zweckmäßig erscheine, auch im folgenden Sommer wieder eine Expedition zu unternehmen, so bleibe ihm solches unbenommen. Als aber im October 1833 Roß zurück kam, schickte man eiligst andere Verhaltungsregeln an Back; er sollte demgemäß nur hauptsächlich die nordöstliche Küstenstrecke untersuchen.

Am 8. August traf Back zu Fort Resolution am Großen Sklavensee ein. Die dort anwesenden Indianer warnten ihn vor der höchst gefährlichen Fahrt auf dem Großen Fischflusse, dessen Lage und Lauf sie aber selbst nicht kannten, und empfahlen ihm den Kleinen Fischfluß, dessen Ufer mit Bäumen bestanden seien und Ueberfluß an Wild hätten. Am 11. August schiffte sich Back auf dem Großen Sklavensee ein, und fuhr der Küste desselben entlang, die sich oft bis zu einer steilen Höhe von 1200 Fuß erhebt, und einen so schauerlich erhabenen Anblick darbietet, wie kaum die Alpen. Am 19. August erreichte er den Hoarfrost- oder Reif-Fluß, mußte häufig seine Fahrzeuge über Tragplätze schaffen lassen, und litt entsetzlich durch Sandfliegen und Moskitos. Nachdem er eine Menge kleiner Seen, Flüsse, Wasserfälle und Stromschnellen hinter sich hatte, gewahrte er am 26. August einen weitausgedehnten Wasserspiegel, den Aylmer-See. Von hier aus sandte er nach Norden und Nordwesten vier Mann aus, um zu sehen, wo etwa der Große Fischfluß ströme. Sie fanden denselben schon am folgenden Tage, als eben Back selbst ihn entdeckt hatte, wo er aus den Sussex-See hervorfließt, in welchem er seinen Ursprung hat. So schiffte er sich am 31. August auf dem Back-Flusse ein. Am Moschusochsen-See begann eine Reihe der gefährlichsten Stromschnellen, für welche seine Nachen viel zu schwach

waren. Deshalb trat er hier den in hohem Grade gefahrvollen Rückweg an. Die canadischen Ruderer lenkten den sehr beschädigten Kahn mit bewunderns-würdiger Gewandtheit, aber am Ah-hel-dessy war er nicht mehr brauchbar, und der noch übrige Theil des Rückwegs mußte zu Fuß gemacht werden, über spitze Steine, an Felsenabgründen hinweg, wo ein einziger Fehltritt unbedingt den Tod zur Folge gehabt hätte. Als er sich auf dem Gipfel eines hohen Berges befand, ging eben die Sonne unter. Am fernen Gesichtskreise lagen der Artillerie-See und noch ein anderer Wasserspiegel. „Die Scene, welche sich hier vor meinem Blicke entfaltete, war mir durchaus neu und ich hatte in der Alten Welt nie etwas Aehnliches gesehen. Es war nicht die finstere und rauhe Schönheit, die man oft in den Alpen zu bewundern hat, und noch weniger die schöne Abwechselung zwischen Hügel und Thal, zwischen Wald und Flur, welche den Reiz einer europäischen Landschaft bildet. Hier hielt kein Gegenstand das umherschweifende Auge auf, das ungehindert endlose Linien abgerundeter Felsenhügel überblickte, deren Abfälle vielfach zerrissen waren, und so excentrische Formen bildeten, daß keine Feder sie zu beschreiben vermag. Die ganze Gegend glich einem vom Sturmwinde gepeitschten Oceane, den plötzlich eine allmächtige Kraft in Stein verwandelt hatte. Nur hie und da wuchs spärlich etwas braunes oder dunkelgrünes Moos, das einen Gegensatz zu der todten Oede bilden konnte; allein auch das war vom Brande verdorrt, und die grauen oder schwarzen Stämme der Bergfichten, die in wilder Unordnung am Boden umherlagen, erschienen mir als Leichname einer dahingeschwundenen Vegetation. Es war ein Gemälde gräßlichen Ruins. Und wie soll ich einen Begriff von der furchtbaren Pein, von der unbeschreiblichen Qual geben, mit welcher die Sandfliegen uns heimsuchten? Wenn wir in die engen Thäler hinabsteigen, oder sumpfige Strecken durchwaten mußten, dann wirbelten sie in so unermeßlichen Schwärmen auf, daß im buchstäblichen Sinne des Wortes die Luft verfinstert wurde; es war durchaus unmöglich zu sehen oder zu sprechen. Denn wo nur irgend die Haut entblößt war, da saßen sie dicht neben einander, flogen in Mund und Nasenlöcher und versetzten uns schmerzhafte Stiche. Von unsern Gesichtern floß das Blut so stark herab, als wäre es mit Blutegeln bedeckt, der Schmerz brannte wie Feuer, war von Entzündung begleitet und hatte einen Schwindel im Gefolge, der uns halb toll machte. Wenn wir irgendwo anhielten, was häufig geschehen mußte, dann warfen sich meine Leute, die Indianer nicht ausgenommen, mit dem Gesicht zu Boden und ächzten vor Schmerz und Qual.“ Einer der Begleiter Back's, der früher mit Franklin gereist war, erzählte, dieser Letztere habe es sich zur Regel gemacht, keine Fliege zu tödten; wenn ihn die Mücken stachen, suchte er sie wegzublasen, und pflegte wohl zu sagen: „die Welt ist groß genug und hat Raum genug für uns beide“.

Da wo der Ah-hel-dessy in den Großen Sklaven-See fällt, hatte ein

Beamter der Hudsonsbay-Compagnie, Mac Leod, inzwischen das Winterhaus aufgebauet. Sie nannten es Fort Reliance. Aber es war keine Herberge der „Zuversicht", sondern ein Aufenthalt des Jammers und Elends, wenn auch nicht in so hohem Grade als Franklins Fort Enterprise. Schon seit zwei Jahren hatte die Jagd nur schlechten Ertrag gegeben. Das Wild war aus dem offenen Lande fortgezogen und den fernabgelegenen Wäldern zugeeilt. Massen von Indianern kamen herbeigezogen. „Der Hunger mit seinem dürren Knochenarme folgte ihnen überall hin, lähmte ihre Kraft und streckte sie leblos auf das kalte Schneebett. Ein Vater hatte sein Weib und seine Kinder getödtet, und das noch rauchende Fleisch gefressen! In der Halle des Fort Reliance lagen sie um das Feuer herum und rösteten Stücke von den Rennthierhäuten zum Mahle." Back hatte längst für sich und seine Leute mit spärlichsten Mahlzeiten verlieb nehmen müssen, und konnte ihnen nur wenig Speise abgeben. Und in dieser Noth stieg die Kälte auf 102° F., — beinahe 50° Reaumur! „In Fühllosigkeit und dumpfer Verzweiflung starrte der Vater vor sich hin, die Mutter mühete sich vergebens ab, mit hohler, wie aus einem Grabe hervortönender Stimme das Kind zu beschwichtigen, welches ächzend und wimmernd an ihrer vertrockneten Brust hing. Und das ist nur Eine von den vielen Jammerscenen, welche uns umgaben. Aber nicht einmal ein Gemurmel des Unwillens entschlüpfte dem Munde der Männer." Bei einem Thermometerstande von — 62° F. war eine Flasche mit Schwefeläther nach Verlauf von einer Viertelstunde an den Seiten mit Eis belegt, auf dem Grunde lag ein dicker, wie mit Blumen anschießender Bodensatz; salpetersaures Aether wurde nach zwei Stunden trübe, brandige Holzsäure gefror binnen weniger als einer halben Stunde bei einer Temperatur von — 57° F.; westindischer Rum wurde binnen wenigen Minuten dick, gefror aber nicht; eine Oberfläche von vier Zoll Quecksilber wurde in ein Näpfchen gethan und der freien Luft ausgesetzt; nach Verlauf von zwei Stunden war es hart. Den Menschen sprang die Haut auf, alles trockene Holz bekam Risse. Nichts als der heulende Wind unterbrach die schreckbare Stille und Ruhe in der unfruchtbaren und öden Wüstenei.

Am 25. April erhielt Back die Nachricht, daß Roß glücklich heimgekommen sei. Bald traf er Vorkehrungen, um den Strom hinabzufahren, grub die Vorräthe, welche er zurücklassen mußte, in die Erde, verrammelte das Fort, und war am 1. Juli am Moschusochsen-See, dem Punkte, an welchem er im Jahre vorher umkehren mußte. Die Fahrt den Back-Fluß hinab gehört zu den gefährlichsten und beschwerlichsten, die jemals gemacht worden sind; eine Stromschnelle, ein See, ein Wasserfall folgte dem andern, häufig veränderte er seinen Lauf. Am 28. Juli kam Back, nachdem er die Seen Pelly, Garry und Macdougall hinter sich hatte, an den Franklin-See, und erfuhr von freundlichen Eskimos, die ihm hülfreiche Hand leisteten, daß er sich in der Nähe des Meeres

befand. Er erreichte dasselbe am Vorgebirge Victoria. „Hier also war die Mündung des Thlew-ee-chow, der auf seinem reißenden, vielfach gekrümmten und gewundenen Laufe von 530 geographischen (englischen) Meilen ein Land durchströmt, so unfruchtbar und öde, daß wir auch nicht einen einzigen Baum an seinen Ufern erblickten. Nachdem er viele Seen mit klarem Horizonte gebildet, die den Schiffer oftmals irre führen, und Wasserfälle, Cascaden und Stromschnellen, im Ganzen nicht weniger als drei und achtzig, ergießt er unter 67° 11′ n. Br. und 94° 30′ w. L. sein Wasser ins Polarmeer.

Backs Versuche, das Meer zu befahren, sind gescheitert. Nachdem er die Irby- und Mangles-Bay untersucht, fand er Eis sowohl nach Osten wie nach Westen hin; den Plan, bis zur Umkehrspitze, sei es zu Wasser oder zu Lande, vorzubringen, mußte er fallen lassen. Als er sich unter 68° 13′ 57″ n. Br. und 94° 58′ 1″ w. L. zur Rückreise entschloß, entfaltete er die britische Flagge, und war nach einer wiederum höchst beschwerlichen Fahrt am 27. September, nach einer Abwesenheit von etwa vier Monaten, wieder im Fort Reliance. Von dort brach er im März nach Süden auf, und kam drittehalb Jahre nach seiner Abfahrt wieder in England an.

13. Backs Seereise in die Polargegenden. 1836.

Bald nach seiner Rückkehr trat er eine andere Reise an. Die geographische Gesellschaft in London hielt eine Untersuchung der Frozen-Strait, welche aus dem Frozen-Canal zur Repulsebay führt, für ersprießlich, und bewog die Admiralität, ein Schiff, den Terror, auszurüsten, über welchen Back den Befehl übernahm. Es ward ihm freigestellt, je nach Umständen und Gutdünken in den sogenannten Wager-River oder in die Repulsebay zu segeln. Man machte darauf aufmerksam, daß die Fury und der Hekla 1821 ohne Schwierigkeit in die gefrorene Straße hineinfahren konnten, während 1824 der Griper in Thomas Rowe's-Welcome auf viele Hindernisse gestoßen sei. Back wählte die erstere Richtung. Einer seiner Offiziere sollte die Küsten untersuchen und Beobachtungen anstellen, er selbst aber das zwischenliegende Land bis zur Ostküste des Prinz Regents-Inlet erforschen, und eine Abtheilung nach Norden zur Fury- und Hekla-Straße aussenden, während eine andere die Küste des Festlandes bis zur Mündung des Back-Flusses und wo möglich noch weiter westlich bis zur Umkehrspitze verfolgen sollte. Seltsamer Weise hatte man ihm dringend eingeschärft, in jedem Falle im Laufe des Jahres wieder nach Europa zurückzukehren; man nahm mit Sicherheit an, daß er den Zweck seiner Reise rasch erreichen werde. Aber das Gegentheil war der Fall. Das Ziel wurde nicht erreicht und Back mußte, noch dazu im Eise selbst, überwintern. Am 14. Juni 1836 segelte er mit 72 Mann

am Bord des Terror aus der Themse, und war Ende Juli in der Davisstraße. Von nun an — wie gewöhnlich bei den Fahrten dieser Art — Eisberge, Nebel, drohende Gefahren, Eskimos, Eis und immer wieder Eis. Der Terror fror ein, mußte ein andermal „bohren", und lag den ganzen September über vor Cap Comfort fest, und konnte weder an die Rückfahrt denken noch daran, die Repulsebay zu erreichen. Der Terror lag in einer „Eiswiege", und wurde in und mit derselben von den Meereswellen hin und hergeschaukelt. Im November wurde das schwimmende Gefängniß etwas fester; die Mannschaft bauete Schneemauern um das Schiff, und spielte sogar, wie einst jene Parry's, Komödie. Aber es wollte kein Frohsinn einkehren; das Fahrzeug trieb bis zum 10 Juli mit dem Eise umher! So rasch als möglich wurde die Rückreise angetreten. Der Terror ging bald darauf mit J. C. Roß in das südliche Polarmeer, und später, unter dem Befehl Croziers, mit Franklin nach der Lancasterstraße.

14. Dease's und Simpsons Reisen an der Küste des Polarmeeres. 1837, 1838 und 1839.

Zwischen dem westlichsten Punkte, welchen Franklin auf seiner Reise 1825 erreicht, und jenem, bis wohin nach Osten der von Beechey ausgesandte Elson vordrang, war eine Strecke von etwa achtzig Stunden noch unbekannt. Diese wurde 1837 von zwei Beamten der Hudsonsbay-Compagnie, Peter Warren Dease und Thomas Simpson, aufgenommen, so daß nun eine Küstenlinie von etwa sechszig Längengraden auf der Charte verzeichnet ist. Von erheblichem Interesse ist die Reise, welche die beiden genannten Männer im folgenden Jahre antraten. Am 6. Juni 1838 brachen sie vom Fort Confidence am Großen Bären-See auf, fuhren den Dease-Fluß hinab und befanden sich am 1. Juli an der Mündung des Kupfergrubenstromes. Als am 17. das Eis aufging, begannen sie ihren Kampf mit den Elementen, umsteuerten Cap Barrow, den nordwestlichen Punkt vom Bathurst-Inlet; der nördliche Horizont war mit Eis bedeckt, so daß sie nicht geraden Wegs zur Umkehrspitze vordringen konnten, sondern einen Umweg von siebenzig Stunden durch den Arktischen Sund zu machen gezwungen waren. Auf einer der Barry-Inseln fanden sie ein Stück gediegenen Kupfers; dublirten am 9. August Cap Flinders, und wurden ein und zwanzig Tage vom Eise umschlossen, an derselben Stelle, wo Franklin 1821 offenes Meer gehabt hatte. Da es eben so unmöglich war, mit den Booten vorwärts als rückwärts zu kommen, so beschloß Simpson eine Landreise von etwa zehn Tagen. Er erreichte Cap Franklin, von wo die Küste nach Nordosten lief; nach Norden lag Land, überall Land; er befand sich im Königin Victoria's Krönungs-Golf. Hier stieg die Fluth drei Fuß, die be-

trächtlichste Höhe welche er im Polarmeere beobachtet hat. Nach seiner Rückkehr zu den Booten wurden diese aus dem Eise gesägt. Man erreichte den Kupfergrubenstrom, und legte die Fahrzeuge an einer passenden Stelle nieder, nahm „das Bündel auf den Rücken" und war am 14. September 1839 wieder im Fort Confidence. Im folgenden Jahre fuhren beide Männer abermals den Kupfergrubenstrom hinab, und untersuchten den Richardson-Fluß, welcher sich in Backs Inlet ergießt. Sie steuerten wieder zum Cap Barrow, fanden den Krönungs-Golf theilweise frei, und waren am 28. Juli am Cap Alexander, 68° 56′ n. Br., 106° 40′ w. L. Von dort ab kamen sie in eine große Bucht, die sich bis 67° 40′ südlich erstreckt, und in der eine Insel, eine Bay neben der andern liegt. Sie fuhren der Küste entlang nach Osten, und überzeugten sich, daß Boothia Felix, durch die Simpsons-Straße, vom amerikanischen Festlande getrennt sei. Um zu bestimmen, ob auf der Ostseite ein ähnliches Verhältniß stattfinde, steuerten sie weiter, erblickten das Vorgebirge Victoria, welches Back an der Mündung des großen Fischflusses benannt hatte, und sahen bald nachher in der Ferne Land, ohne Zweifel eines der südlichen Vorgebirge von Boothia. Hier kehrten sie um, und erreichten, nachdem sie zuvor noch Victoria-Land untersucht hatten, Fort Confidence am 24. September 1839. Ihre Fahrt ist die längste, welche je in Booten auf dem Polarmeere gemacht worden.

15. Franklins und Croziers Fahrt im Erebus und Terror. 1845.

Während englische Reisende zu See und Land den hohen Norden erforschten, war James Clarke Roß bemüht gewesen, im südlichen Polarmeere neue Länder zu entdecken. Seine mehrjährigen Fahrten brachten für die Wissenschaft erhebliche Resultate, und Barrow benutzte diesen Umstand, abermals eine Expedition anzuregen, von welcher er für die nordwestliche Durchfahrt einen Erfolg hoffen zu können meinte. Der Erebus und Terror, die beiden Schiffe, welche eben aus den südlichen Polargewässern zurück gekommen waren, ließen sich ohne große Kosten für eine neue Reise ausrüsten, und erhielten jedes eine Dampfmaschine und eine archimedische Schraube. Franklin befehligte den Erebus, Crozier, der sich schon auf früheren Reisen als trefflichen Seemann bewährt, den Terror. Ein Transportschiff begleitete sie bis in die Davis-Straße, um dort ihre Vorräthe zu ergänzen.

Diese Expedition hat die Aufmerksamkeit und Theilnahme der ganzen gebildeten Welt in Anspruch genommen. Am 26. Mai 1845 verließ sie die Themse; sie wurde von dem Walfischfahrer Prince of Wales am 26. Juli 1845 unter 74° 48′ n. Br., 66° 13′ w. L. gesehen. Damals hatten sich beide Schiffe an einen Eisberg festgelegt, und harrten darauf, daß die Eismasse, welche die Mitte

der Baffinsbay anfüllte, aufgehen und sich in Bewegung setzen sollte. Am Bord befand sich Alles wohl und in bester Ordnung. Seitdem hat man von ihnen nichts mehr vernommen.

Der Reiseplan, welchen die Admiralität in London entworfen hatte, läuft im Wesentlichen auf Folgendes hinaus. Franklin sollte so rasch als möglich die westliche Seite der Baffinsbay und den Lancaster-Sund zu erreichen suchen, die von Parry und von Walfischjägern besucht werden, und wahrscheinlich nicht vom Eise versperrt seien. Er werde die Insel Melville erreichen können; man hoffe außerdem, daß er die Strecke von 900 englischen Meilen zwischen diesem Punkte und der Behringsstraße gleichermaßen ohne Hindernisse finden werde. Er sollte nicht etwa irgendwo anhalten, um die Meerestheile, welche nach Norden oder Süden hin mit der Barrow-Straße in Verbindung stehen, zu untersuchen, sondern ohne allen Zeitverlust nach Westen hin vordringen, etwa unter $74^1/_4{}^0$ n. Br., bis er die Länge von Cap Walker, etwa 98^0 w. L., erreicht habe. Von da ab sollte er Alles aufbieten, um auf südlichem und westlichem Wege bis zur Behrings-Straße zu gelangen. „Wir verweisen Sie insbesondere auf diesen Theil des Polarmeeres, weil er die beste Aussicht für eine Durchfahrt nach dem Stillen Weltmeere darbietet, und weil der Hekla und der Griper im Jahre 1820 auf der Höhe von Cap Dundas, dem südlichen Punkte der Insel Melville, eine mächtige Einschranke fanden. Es würde Zeitvergeudung sein, in jener Richtung neue Versuche zu machen. Sollte indessen Ihr Vordringen nach der oben angedeuteten Richtung hin durch feste Eismassen verhindert werden, und sollte freies Wasser zwischen den Inseln Devon und Cornwallis vorhanden sein, so mögen Sie in Erwägung ziehen, ob jener Canal nicht einen praktikablern Ausgang aus dem Archipelagus und leichtern Zugang zur offenen See darbietet. Sollten Sie in jener Gegend überwintern müssen, so würden Sie reiflich in Erwägung ziehen, ob sie im nächsten Sommer durch die eben erwähnte Straße fahren oder bei der südwestlichen Richtung beharren würden.“ Die Admiralität machte darauf aufmerksam, daß die Inselgruppen, welche von der amerikanischen Küste des Polarmeeres nach Norden bis in eine noch nicht ermittelte Breite hinauf liegen, westwärts nicht viel über den 120. Längengrad hinausreichen, und daß jenseits desselben bis zur Behringsstraße von der Küste aus kein Land gesehen worden sey. Gelinge die Durchfahrt, so solle Franklin nach der Hawaii-Gruppe (Sandwichs-Inseln) fahren und einen Offizier mit Berichten nach Panama senden. Man empfahl ihm, vor den Eskimos wohl auf der Hut zu sein, beide Schiffe immer möglichst nahe bei einander zu halten, eine Trennung zu vermeiden, und von Zeit zu Zeit Flaschen ins Meer zu werfen, in welchen Papiere mit den Resultaten der wissenschaftlichen Forschungen niederzulegen seien. Der Erebus war ein Schiff von 378 Tonnen und hatte 70 Mann am Bord, der Terror, von 326 Tonnen, 68 Mann; beide waren auf volle drei Jahre reichlich mit Vorräthen aller Art versehen.

Drei Jahre verflossen, ohne daß irgend eine Nachricht von Franklin eingelaufen war. Man beschloß in England Schiffe auszurüsten, um ihn aus dem Eise zu erlösen, denn man zweifelte kaum, daß er noch am Leben sei. Die Regierung sandte drei Expeditionen zugleich aus. Die erste sollte versuchen, von Westen her, also von der Behringsstraße aus, ins Polarmeer zu dringen; eine zweite sollte den Mackenzie hinabgehen und die Küste zwischen der Mündung desselben und dem Kupfergrubenstrome untersuchen, und eine dritte durch den Lancaster-Sund und die Barrowstraße gerade nach Westen fahren.

16. Kellett und Moore im Herald und Plover. 1848.

Der Plover, vom Capitän Moore befehligt, verließ am 1. Januar 1848 Sheerneß, um bei Panama im Stillen Weltmeere mit dem Herald, Capitän Kellett, zusammenzutreffen, und mit diesem nach dem Peterpaulshafen in Kamtschatka zu fahren, dort Dolmetscher an Bord zu nehmen, und wo möglich am 1. Juli in der Behringsstraße zu sein. Von dort sollte die amerikanische Küste soweit als immer möglich nach Osten hin befahren und für den Plover ein sicherer Winterhafen gesucht werden. Alsdann sollten zwei Walfischboote oder eine russische Baidare, welche man mitnahm, die Küstenfahrt weiter fortsetzen, wo möglich mit der zweiten Expedition am Mackenzie sich in Verbindung setzen, und gegen Einbruch der strengern Jahreszeit zum Plover zurückkehren. Im Frühjahr wären mit Hülfe der Eskimos weitere Züge der Küste entlang zu unternehmen. Der Plover segelte schlecht, erreichte erst im August die Sandwichs-Inseln, mußte an der Küste von Kamtschatka überwintern, und war am 14. Juli 1849 vor der Chamisso-Insel im Kotzebue-Sunde, wo er mit dem Herald zusammentraf. Zum nächsten Winterhafen für den Plover wählte man Wainwrights-Inlet, und sandte dann vier Boote mit fünf und zwanzig Mann, die auf siebenzig Tage Lebensmittel am Bord hatten, zur Erforschung der Küste aus. Sie wollten bis zum Mackenzie fahren und im Laufe des Jahres 1850 wieder zurückkehren. Einer ihrer Offiziere hatte den Plan, am Mackenzie landeinwärts und bis zur Factorei York zu gehen, um Berichte über die Expedition nach Europa zu befördern. Der Plover hat östlich vom Eiscap überwintert; der Herald war im October 1849 zu Mazatlan.

17. Richardsons und Rae's Reise zur Mündung des Mackenzie. 1848.

Richardsons Aufgabe bestand darin, die Küstenstrecke zwischen dem Mackenzie und dem Kupfergrubenstrom genau zu untersuchen, um an mehren Punkten

Lebensmittel einzugraben, und im Frühjahr 1850, nachdem er am Großen Sklavensee überwintert, nach Europa zurückzukehren. Er war insbesondere angewiesen, Landmarken an hervorragenden Punkten zu errichten, und bei denselben Flaschen niederzulegen, in welchen Weisungen und Nachrichten für Franklin aufbewahrt sind, namentlich auch an der Trennungsspitze (Point Separation) am Anfange des Mackenzie-Deltas, auf der Walfisch-Insel, die vor dem letztern liegt, am Cap Bathurst (70° 31′ n. Br.) und Cap Parry (70° 5′). — Mit Richardson ging Dr. Johann Rae, ein ganz ausgezeichneter Reisender, der schon im Sommer 1846 im Auftrage der Hudsonsbay-Compagnie eine Expedition von Fort Churchill an der Hudsonsbay bis zur Repulsebay und von da ab über den Isthmus gemacht hatte, welcher die Halbinsel Melville mit dem nordöstlichen Winkel des amerikanischen Continents verbindet. Er war dann nach der Repulsebay zurückgekehrt, hatte dort in einer mit Fellen bedeckten Hütte, die er Fort Hope nannte, überwintert, und im Mai 1847 eine weitere Reise angetreten, um die Westküste der Halbinsel Melville aufzunehmen. Auf dieser kühnen Fahrt in der sogenannten Committee-Bay, einem Theile des Golfes von Boothia, gelangte er bis in die Nähe der Fury- und Hekla-Straße. Dieser Mann war vollkommen geeignet, eine arktische Landexpedition mit Richardson zu machen, nicht minder der Oberfactor Bell, ein Beamter in der Factorei York. Die beiden Ersteren verließen am 25. März 1848 England und waren am 15. Juni in Cumberland-House. Am Methye-Tragplatz trafen sie mit Bell zusammen, nahmen Bergleute und Sappeure mit sich, und befanden sich am 4. August am Polarmeere. Dort fanden sie etwa dreihundert Eskimos, und späterhin an Vorgebirgen und weit in die See hineinreichenden Landspitzen noch viele andere. Aber alle erklärten, daß sie weder Schiffe noch eine Spur von solchen gesehen hätten. Schon am 22. August stellte sich bei scharfer Kälte neues Eis ein, und die Schneestürme begannen, doch gelang es, unter großen Mühseligkeiten zwischen den Vorgebirgen Hearne und Kendall weiter zu fahren (am Krönungsgolfe). Schon war Alles mit Schnee bedeckt, die ohnehin sehr beschädigten Boote mußten verlassen, und die Reise nach Fort Confidence am Großen Bären-See zu Lande fortgesetzt werden. Der Zweck derselben, die Küste zwischen dem Mackenzie- und Kupfergruben-Strome zu erforschen, war allerdings erreicht, aber von Franklin keine Spur gefunden worden. Richardson bedauert, daß der Stand des Eises ihn verhinderte, das Wollaston-Land (die Nordküste der Dolphin- und Union-Straße) zu besuchen. „Die Oeffnung zwischen Wollaston-Land und Victoria-Land ist mir immer von großer Wichtigkeit erschienen, denn offenbar kommt aus ihr und durch sie die Fluth in den Krönungsgolf, und geht westwärts durch die Dolphin- und Union-Straße, nach Osten hin ums Cap Alexander. Franklin war angewiesen worden, vom Cap Walker südwärts zu steuern; es wäre somit möglich, etwa in der Richtung nach jener Straße hin zu

segeln. Wenn er die Barrow-Straße so offen gefunden hat, wie einst Parry mehrmals, so ist er, meiner Ueberzeugung zufolge, gerade westlich nach Cap Walker und von dort südwestlich gesteuert. In diesem Falle wurden seine Schiffe höchst wahrscheinlich in einer der Straßen zwischen Victoria-, Banks- und Wollaston-Land eingeschlossen. Diese Meinung gewinnt auch dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß nirgends Spuren oder Trümmer von denselben aufgefunden worden sind." Den Auftrag, die oben erwähnte Oeffnung zwischen Wollaston- und Victoria-Land zu untersuchen, erhielt Dr. Rae. Richardson ließ im März 1849 vom Großen Bären-See aus eine Menge Vorräthe an den Kendallfluß schaffen. Rae wollte, sobald im Juni der Deasefluß vom Eise frei war, mit einer Anzahl abgehärteter canadischer Reisediener und mehren indianischen Jägern folgen, und im Juli den Kupfergrubenstrom bis zur See hinabfahren. Von da ab gedachte er in möglichster Eile vom Cap Krusenstern nach dem Wollaston-Lande überzusetzen, nordwärts vorzugehen, und überall Landmarken zu errichten, namentlich an der Nordküste von Banks-Land, falls er bis dahin vordringen konnte. Auch hatte er mehre andere indianische Jäger gedungen, die während des Sommers 1850 an der Mündung des Kupfergruben-Stromes bleiben sollen, um jeder dort etwa eintreffenden Expedition hülfreich an die Hand zu gehen. Richardson trat mit Bell im März 1849 seine Rückreise an, und landete im November in England.

18. J. C. Roß und Bird mit der Enterprise und dem Investigator. 1848.

Das erstere Schiff von 470 Tonnen, unter Roß, hatte 70, das zweite von 420 Tonnen gleichfalls 70 Mann am Bord; auch gab man ihnen eine kleine Dampfschaluppe mit. Sie stachen am 12. Juni 1848 in See, sollten geradenwegs durch die Barrow-Straße fahren, und die Küsten hier wie in der Wellington-Straße genau untersuchen, dann die Küsten zwischen Cap Clarence und Cap Walker erforschen. Da die Gestade von Nord-Somerset insgemein dicht mit Eis bedeckt sind, so sollten sie sehr vorsichtig zu Werke gehen, um dort nicht eingeschlossen zu werden. Trafen sie eine passende Hafenstelle an der Garnier-Bay oder bei Cap Rennell, so sollte Roß den Investigator dort festlegen, und von diesem Punkte aus die Küste nach Westen erforschen, wo möglich auch die Westküste von Nord-Somerset und von Boothia bis zum Cap Nicolai, während eine andere Abtheilung nach Süden vorzubringen und sich zu überzeugen hätte, ob der auf den Charten noch unausgefüllte Raum aus freier See besteht, durch welche möglicherweise Franklin hatte fahren können, oder aus einer Straße von Inseln, zwischen denen er vielleicht eingefroren sei. Im Sommer 1849 sollte die Dampfschaluppe nach dem Lancaster-Sunde gehen, und dort mit Walfischfah-

rern zusammentreffen. Die Enterprise, also ihren Gefährten im Winterhafen zurücklassend, hatte die Weisung, nach Westen zu fahren, um je nach Umständen den Winterhafen oder Banks-Land zu erreichen, und von dort aus nach allen Seiten hin Leute auszusenden, die nach Spuren von Franklin suchen würden. Insbesondere kam es darauf an, die Umrisse des westlichen Theiles von Banks Land zu bestimmen, und geradenwegs bis zum Cap Bathurst an der Küste des Festlandes vorzudringen oder nach Cap Parry und dann zum Delta des Mackenzie. Eine andere Abtheilung sollte die Ostküste von Banks Land erforschen und von dort zum Cap Krusenstern oder Cap Hearne gehen.

Roß hatte aus Uppernavik in Grönland unterm 12. Juli 1848 an die Admiralität geschrieben, es scheine ihm zweckmäßig, den Investigator nach Europa heimzuschicken, falls er nach einer zweiten Ueberwinterung über Franklins Schicksal keine Kunde von den Walfischjägern erhalte, die im Frühling 1849 England verließen. Er wollte dann mit dem Investigator allein seine Nachforschungen fortsetzen. Die Admiralität war dagegen der Ansicht, daß sich die Schiffe in keinem Falle trennen dürften, und sandte deshalb ein Schiff ab, welches dem Investigator einen neuen Vorrath von Lebensmitteln und zugleich dem Capitän Roß die Weisung bringen sollte, die Wellington-Straße aufs genaueste zu erforschen, weil man wußte, daß Franklin diesen Canal für sehr wichtig hielt, und vielleicht in denselben hineingesteuert war, wenn er im Süden und Westen sich gehemmt sah. Also ging der von Saunders befehligte Nordstern am 16. Mai 1849 in See, um den Investigator aufzusuchen, und Whaler Point am Eingange von Port Leopold, oder falls ihm das unmöglich werde, die Caps York, Crawfurd, Hay oder die Possession-Bay zu erreichen. Nachher sollte er die großen Sunde der Baffinsbay erforschen, aber auf keinen Fall überwintern. Der Nordstern wurde 1849 zuletzt unter 74° 3′ n. Br. und 59° 40′ westl. L. gesehen. Wahrscheinlich ist er zu weit nach Westen vorgedrungen und hat überwintern müssen. Die Admiralität hatte jedem Schiffe, ohne Unterschied der Nationalität, eine Belohnung von 20,000 Pfd. Sterling ausgesetzt, welches unmittelbar behülflich sein würde, Franklin aus dem Eise zu befreien, und die Gemahlin des unternehmenden Seefahrers hatte dieser Summe aus eigenen Mitteln noch weitere 3000 Pfd. hinzugefügt.

Während man in ganz Europa ängstlich auf den Ausgang aller dieser Expeditionen gespannt war, traf plötzlich am 3. November 1849 J. C. Roß in England ein und erstattete einen Bericht, der nichts weniger als günstig lautete. Nachdem er im Juli 1848 Uppernavik in Grönland verlassen, hatte er von Walfischfängern erfahren, daß im Laufe des Jahres kein Schiff bis an die Westseite der Baffinsbay gelangen könne, weil eine undurchdringliche Eisschranke das Vordringen hemme. Unter großen Mühen und Gefahren steuerte er daher nördlich, gelangte unter 75½° n. Br. und 68° w. L. in offenes Wasser, besuchte

Ponds-Bay und Possession-Bay, ohne von Franklin eine Spur zu finden, und warf täglich Fäßchen mit Papieren aus, auf welchen er Nachricht von seiner Fahrt gab. War Nebelwetter, so feuerte er Schüsse ab; bei Nacht ließ er Raketen und blaue Lichter steigen, und hielt seine Schiffe möglichst nahe an den Küsten. Von Cap York steuerte er östlich zum Nordost-Cap, wo er auf eine sieben Stunden breite Eisschranke traf, die zwischen den Schiffen und den Leopolds-Inseln sich ausdehnte. Deshalb segelte er weiter nördlich in der Barrow-Straße, untersuchte alle Buchten und fand die Wellington-Straße ganz vom Eise geschlossen. Auch südwestlich traf er nichts als Eis, und zwar in so ungeheuren Massen, daß er glaubte, dasselbe sei dort niemals in solcher Menge vorhanden gewesen. Am 11. September gelang es ihm, Port Leopold zu erreichen, wo der Investigator überwintern sollte. Da die Enterprise unmöglich die Insel Melville erreichen konnte, so legte sie sich unweit des andern Schiffes vor Anker. Während der Wintermonate ließ Roß eine große Anzahl Polarfüchse in Fallen fangen, denen er kupferne Halsbänder umlegte. Auf denselben hatte er verzeichnet, wo sich seine Schiffe befanden, wo Vorräthe von Lebensmitteln lagen. Während eines Ausflugs zu Lande, den er im April antrat, erforschte er viele Buchten, und nahm bis zum 5. Juni verschiedene Küstenstrecken auf. Er kam bis 72° 38′ n. Br. und 95° 40′ w. L. und fand, daß eine sehr schmale Landenge das Prinz Regents-Inlet von dem westlichen Meere an der Creswell- und an der Brentford-Bay trennt. Seine Ueberzeugung ging dahin, daß er, wenn Franklin je an der Nord- oder Westküste von Nord-Somerset gewesen sei, Spuren von ihm hätte entdecken müssen. Am 6. Juni trat er seine Rückreise an und erreichte seine Schiffe am 23. desselben Monats. Von diesen aus waren inzwischen mehre Expeditionen unternommen worden, z. B. nach der Nordküste der Barrow-Straße, und nach der Ost- und der Westkürste des Prinz Regents-Inlet. Nirgends war auch nur das Geringste von Franklin zu finden, und es blieb kein Zweifel, daß der Erebus und Terror in diesen Gegenden des Polarmeeres nicht vom Eise eingeschlossen waren. Nichtsdestoweniger hielt er es für zweckmäßig, so weit als möglich nach Westen vorzudringen. Im August ließ er die Schiffe aus dem Eise heraussägen, konnte aber erst am 28. freies Wasser gewinnen. Er bauete am Leopoldshafen ein Haus und hat in demselben Brennstoffe, Lebensmittel für ein Jahr, die Dampfschaluppe des Investigator und andere nützliche Sachen zurückgelassen, damit Franklin sich derselben bedienen könne, falls er diesen Punkt erreichen sollte. Dann steuerte er der Nordküste der Barrow-Straße zu, um die Wellington-Straße genau zu untersuchen, und wo möglich bis zur Insel Melville vorzudringen. Aber sechs Stunden weit von der Küste traf er auf festes Eis, das sich bis ans Land erstreckte und im Jahre 1849 gar nicht aufgegangen war. Auch hatte das neue Eis schon fünfzehn Zoll Dicke erreicht, und an manchen Stellen reichten die dreizehn Fuß breiten Sägen nicht aus, um das

überjährige durchzusägen. Schon hatte Roß auf die Hoffnung verzichtet, die Heimreise antreten zu können, als plötzlich das Eisfeld, welches mehr als fünfzig Stunden im Umfang hielt, sich nach Osten hin in Bewegung setzte, und die eingeklemmten Schiffe der Südküste des Lancaster-Sundes entlang trieb. Von dort ab schwamm es an die Westküste der Baffinsbay, und bis auf die Höhe der Pondsbay, wo plötzlich wie durch ein Wunder die mächtige Masse in Millionen Trümmer auseinander ging. Die Schiffe gewannen freies Wasser. Auf der Rückfahrt nach Europa trafen sie auf keine weiteren Hindernisse.

19. Die neuesten Expeditionen nach den Polargegenden. 1850.

Alle diese Reisen, welche wir seither in Umrissen schilderten, waren veranlaßt und eingegeben durch seemännischen Entdeckungseifer, durch Ehrgeiz und Ruhmbegier, durch wissenschaftlichen Trieb oder durch Eigensinn, der eine einmal gefaßte Meinung nicht preisgeben wollte. Seitdem aber die Versuche, Franklin zu retten, in den Jahren 1848 und 1849 fehlgeschlagen waren, hielt man es in England mit vollem Rechte für eine Ehrenpflicht, noch einmal in großartigster Weise Alles aufzubieten, den Erebus und den Terror aufzusuchen. Man nahm als ausgemacht oder doch als wahrscheinlich an, daß beide Schiffe noch vorhanden seien und daß ihre Bemannung nicht Hungers gestorben sein könne, da sie Lebensmittel für reichlich drei Jahre an Bord hatte, und mit denselben füglich auch vier Jahre und länger ausreichen konnte. Der Ertrag der Jagd, meinte man, müsse ergiebig ausfallen, da im Frühjahre zahlreiche Rennthierheerden vom Continente nach dem Wollaston- und dem Victoria-Lande hinübergehen, wo außerdem Vögel in Menge nisten und die Seehunde häufig seien. Habe sich doch auch Dr. Rae an den unwirthlichen Küsten der Repulsebay einen Winter über ernähren können, und sei doch der ältere Roß, den man längst aufgegeben, wieder nach Europa zurückgekehrt. Sehr bald muß sich zeigen, ob diese Ansichten durch den Erfolg gerechtfertigt werden. Nichts ist versäumt worden, um über das Schicksal von Seefahrern ins Klare zu kommen, von denen man seit nun fünf Jahren ohne alle Kunde blieb. Am 20. Januar 1850 sind der Investigator und die Enterprise abermals in See gestochen, um diesmal unter Leitung von Collinson und Mac Clure von der Behrings-Straße aus, im Zusammenwirken mit dem Plover, Küsten, Eis und Meer zu durchforschen. Sie wurden auf das Trefflichste und Sorgsamste ausgerüstet, und mit zweckmäßigen Heizungsapparaten und Lebensmitteln auf drei Jahre versehen. Der Plover soll bis zum Herbst 1853 in jenen Gewässern bleiben, während die beiden anderen Fahrzeuge den Versuch zu machen haben, ob sie von der Behrings-Straße bis zur Insel Melville vordringen können!! Dorthin ist auch in der Richtung von Osten her

durch die Lancaster-Straße eine ganze Anzahl von Schiffen unterwegs, welche theils die englische Regierung aussandte (Resolute, Cap. Anstin, Assistance, Capt. Ommanney, Pionier, Lieutenant Osborne) und theils Privatleute ausrüsteten (die Lady Franklin, Capt. Penny, und die Sophie). Auch der alte Johann Roß ist mit dem Felix noch einmal nach Norden aufgebrochen, und Rae wird seine Bemühungen gleichfalls an der Nordküste Amerikas fortsetzen. Die Expeditionen erhalten von der russischen Regierung und der Hudsonsbay-Compagnie wirksame Beihülfe, und in den Vereinigten Staaten hatte man den Plan gefaßt, gleichfalls eine Expedition auszusenden, die in großartigem Maßstabe ausgeführt werden sollte. Wir wissen, indem wir diese Zeilen schreiben, noch nicht, ob sie zu Stande gekommen und nach dem Norden hin abgegangen ist.

Die im Jahre 1850 nach dem Polarmeere ausgesandten Schiffe werden ohne Zweifel die letzten sein; man wird sicherlich neue Unternehmungen aufgeben, welche auch im günstigen Falle nur sehr unerhebliche Resultate zu liefern vermögen. Man wird nicht ferner in Einöden vordringen, welche die Natur dem Menschen für immer verschlossen hat. Nach dem Nordpol hin sind selbst die Wunder unserer neuesten Civilisation machtlos; auch der Dampf kann gegen das starrende Eis nichts ausrichten. Jede weitere Entdeckungsfahrt wäre ohne Nutzen wie ohne irgend ein Interesse. Die nordwestliche Durchfahrt hat eigentlich gar keinen Sinn mehr, seit man über Suez so bequem nach Indien und über Panama an die Nordwestküste Amerikas gelangt. Wo der Magnetische Nordpol liegt, wissen wir längst; Parry ist bis über den 82. Grad nördlicher Breite gekommen. Ueberall findet man Schnee und Eis und Eis und Schnee. Und wäre die Durchfahrt vorhanden, so könnte ein Schiff sie — man weiß nicht wo — lediglich durch Begünstigung eines seltenen Zufalls bewerkstelligen. Da dieser Gegenstand so allgemeines Interesse erregt, und in der Geschichte der Entdeckungsreisen immer von großer Erheblichkeit sein wird, so fassen wir hier am Schlusse unserer Darstellung einige Hauptmomente zusammen.

Seit drei Jahrhunderten sind alle Versuche, das große Problem zu lösen, vollkommen mißlungen, obwohl gerade die ausgezeichnetsten Seemänner und Landreisenden dasselbe zu lösen trachteten. Franklin hatte Befehl, in die Barrow-Straße hinein zu steuern. Von dort konnte er, nach der in England allgemein verbreiteten Ansicht, auf vier verschiedenen Wegen ins Polarmeer gelangen. Einmal, wenn er nach Süden ging, durch Prinz Regents-Inlet in den Golf von Boothia und weiter durch die vermeintliche Dease's und Simpsons-Straße ins eigentliche Meer. Oder nach Südwesten, durch die noch unbekannte und noch nicht erforschte Gegend zwischen Prinz Regents-Einfahrt und Banks-Land. Oder drittens nach Westen hin durch die Straße zwischen Banks-Land und der Insel Melville. Oder endlich viertens nach Norden durch die Straßen, durch

9*

welche die Parry- oder Nordgeorgischen Inseln von einander getrennt werden. Aber diese vier Straßen sind allesammt mehr oder weniger illusorisch. An der Stelle, wo die Dease's und Simpsons-Straße liegen sollte, hat Rae Land gefunden, und die Sundpassage fällt damit weg. Ueber jene nach Südwesten wissen wir weiter nichts, als was Parry vor dreißig Jahren über dieselbe bemerkte. Er fand gerade nach Süden hin von dem Prinz Regents-Inlet bis zum Banks-Lande zwei Sommer hinter einander eine feste Eisschranke, „so fest wie ein Continent". Läge dort eine Durchfahrt, so könnte sie nur zwischen und jenseits der Insel Melville und Banks-Land zu finden seien, oder zwischen den Parry-Inseln. Aber Parry bemühete sich vergeblich, in diesen Richtungen durch das Eis zu steuern. Zweijährige Beobachtungen und Bemühungen brachten ihn zu der Ueberzeugung, daß eigenthümliche Umstände am Südwestende der Insel Melville der Schifffahrt so hinderlich seien, daß alle Versuche, in jener Breite weiter nach Westen vorzudringen, scheitern mußten. Es wird keine kühne Schlußfolgerung sein, wenn wir aus Parry's eigenem Berichte vermuthen, daß dort Land sei, oder wenigstens das Eis zu allen Seiten fest und unbeweglich liege. Prinz Regents-Inlet ist eine Bay mit nur einem Ausgange und immer von Eis verstopft; hier ist gleichfalls keine Durchfahrt möglich. Zwischen der Insel Melville und Banks-Land eben so wenig, denn beide sind entweder durch festliegendes Eis oder wahrscheinlicher durch eine schmale Landenge mit einander verbunden. Somit kann ein Schiff durch die Barrow-Straße nicht ins Polarmeer gelangen, wenn kein Weg zwischen den Parry-Inseln in nordwestlicher Richtung vorhanden ist. Dort sah Parry theilweise offenes Wasser, insbesondere war der Wellington-Canal ganz von Eis frei, und in demselben eine Strömung aus Nordwesten bemerkbar, die entweder von Grönland herfließt, oder vielleicht aus einem Ocean, der im Norden und Nordwesten der Parry-Inseln liegt. Wo Parry und Franklin eine Durchfahrt suchten, kann keine solche vorhanden sein, wohl aber möglicherweise vermittelst der Wellington-Straße, welche Franklin im Nothfalle zu untersuchen ermächtigt war. Aber wenn ein Schiff auch ins Polarmeer gelangt, so hat es darum die Durchfahrt noch nicht gefunden, sondern ist lediglich in eine Gegend vorgedrungen, über welche uns bisher alle Kunde fehlt. Niemand weiß, welche Ausdehnung dort das Meer hat, und wie die Strömungen in demselben beschaffen sind. Die Nordküste des Festlandes selbst kennen wir jetzt, seit den gleichzeitigen, oben erwähnten Untersuchungen Franklins, Elsons und Beechey's. Die Strecke zwischen der Beechey-Spitze, 150°, und der Barrow-Spitze, 157° westlicher Länge, haben Dease und Simpson besucht und verzeichnet. Aber die Bestimmung der Nordküste des amerikanischen Festlandes ist etwas ganz Anderes als die Entdeckung einer schiffbaren Durchfahrt. Vom Großen Ocean bis zur Barrow-Spitze ist sie manchmal möglich, obwohl selbst für Boote mit großen Beschwerden und Gefahren verknüpft. Aber im Osten der Barrow-Spitze liegt nach Norden hin Eis und

wieder Eis, und dieses rückt sich dicht bis ans Festland, das dort aus einer Masse gefrorenen Schlammes besteht und ein so abschreckendes Bild darbietet, daß Dease sich des Nebels freuete, der eine solche Gegend seinem Auge verhüllte. Am Ende Juli fand er am Cap Halkett den Boden vier Zoll unter der Oberfläche so steinhart gefroren, daß er keine Zeltstangen einschlagen konnte. Das Reisen war so beschwerlich, daß er in vier Tagen nur zwei Wegstunden zurücklegte. An einer solchen Küste giebt es sicherlich keine nordwestliche Durchfahrt. Im Norden der Barrow-Spitze sah Elson Strömungen nach Norden zu, aber Beechey überzeugte sich, daß dieselben beim Cap Lisburne eine Richtung nach Nordwesten nehmen, und das Wasser somit im Norden auf Widerstand trifft. Diese Strömung ist nur eine locale und steht mit dem Ocean nach Norden hin in keinem Zusammenhange. Ein Hineinsteuern in die Eismassen im Norden der Behrings-Straße ist nicht thunlich. Aus Beechey's Reisebericht ersieht man, daß das feste Eis, welches bis auf eine Stunde, ja bis auf eine halbe Stunde Weges vor der Barrow-Spitze liegt, von dort allmälig bis zum 70° n. Br. zurücktritt, und eine undurchdringliche Schranke bildet. Wie weit sie reicht, ist unbekannt, und man weiß überhaupt nicht, wo das westliche Ende der vermeintlichen Durchfahrt liegt, und wenn Franklin den östlichen Eingang im Wellington-Canal gesucht hat, so fragt sich immer, wie weit er vordringen konnte.

Giebt es in der That eine Durchfahrt, so bilden wahrscheinlich die Barrow-Straße und der Wellington-Canal das östliche und irgend ein Punkt im Norden oder Nordwesten der Behrings-Straße das westliche Ende *).

---

*) Wir wollen hier noch erwähnen, daß schon im elften Jahrhundert von der Weser aus eine Expedition gegen den Nordpol hin unternommen wurde. Der Bremer Erzbischof Adalbert (1043—1072) hatte Kunde von derselben, und theilte diese dem Adamus Bremensis mit, der in seinem Werke De situ Daniae, cap. 247 Folgendes meldet: In Friesland hatte man davon gesprochen, daß bei geradem Cours von der Wesermündung aus gegen Norden nach dem Pol hin kein Land anzutreffen sei. Friesische Seemänner beschlossen zu untersuchen, ob diese Angabe richtig sei. Sie fuhren über die Nordsee in den sogenannten Trichter, d. h. den Meerestheil zwischen Norwegen und Schottland, ließen die Orkaden zur Linken liegen und passirten Island. Von da lagen sie gerade Nord an und kamen an die „äußerste Nordaxe der Erde". Sie fielen plötzlich in jene stockfinstere Nacht des rauhen Oceans, wo man kaum eine Hand vor Augen sehen konnte, und geriethen in einen heftigen Seestrom, der einige von ihren Schiffen fortriß und verschlang. Die übrigen erreichten eine Meeresgegend, in welcher ihnen die Strömung günstig war. Als sie aus der Eiszone heraus waren, kamen sie unerwartet zu einer hohen, von Klippen umschlossenen Insel. Sie landeten, um das Eiland zu besehen, und fanden um die Mittagszeit Menschen in unterirdischen Höhlen, vor welchen ungemein viel goldenes und metallenes Geschirr lag. Einen Theil davon nahmen sie mit an Bord. Auf einmal kamen Männer von außerordentlicher Länge hinter ihnen her. Vor denselben liefen große Hunde. Einer der Friesen ward eingeholt und zerrissen; die anderen erreichten ihre Schiffe, und die Riesen brüllten ihnen nach. Die kühnen Seefahrer kamen zurück nach Bremen und erzählten Alles der Reihe nach dem Erzbischof Alebrand, Adalberts Vorgänger (1032—1043). — Der mit dem Seewesen sehr vertraute Friese K. J. Clement bemerkt über diese Polar-Reise (Weser-Zeitung Nr. 1911) Folgendes: „Adams von Bremen Skizze ist dürftig genug, aber die That-

sachen sind wahr. Jenseits 83° n. Br. laufen alle Ebben nordwärts. In diese Strömung sind jene Seeleute hineingerathen, und das sind die „Strudel“ (Voragines), wovon der Mönch faselt. Man konnte damals viel näher an den Pol hinan, denn in jedem folgenden Jahrhundert ist uns das Eis näher gerückt, am meisten in den drei letzten. In unseren Gegenden, sagt Adam, nannte man jene See, nämlich das Eismeer, die Lebersee, welche schon vor dem elften Jahrhundert den Friesen bekannt gewesen sein muß, da man in Friesland wußte, daß zwischen der Wesermündung und dem Nordpol auf geradem Cours kein Land angetroffen werde. Von 83° n. Br. zieht der Strom des Weltmeeres an den Küsten der westlichen Eisländer südwärts. Diesen Strom kriegten jene Friesen auf der Heimkehr zu fassen bis nach Island hinunter, und die Insel, an der sie landeten, muß eine der Shetlands- oder Orkneys-Insel gewesen sein, wo noch die unterirdischen Wohnungen, die sogenannten Pichtenhäuser, vorhanden sind, deren ich viele selbst gesehen. Die Bewohner waren skandinavische und dänische Seeräuber, die auch damals noch in ganz West-Europa herumraubten und unermeßliche Schätze an edlem Metalle um Cap Wrath nach den Norderinseln schleppten. Sie führten oft Hunde bei sich. Eine solche Expedition zu Wasser setzt Erfahrenheit im Seewesen bei unserm Küstenvolke in jener alten Zeit voraus. Eine Entdeckungsreise dieser Art oder irgend einer Art kommt in der ganzen altskandinavischen oder isländischen Literatur nicht vor.“

Drittes Hauptstück.

Amerika im Norden des fünfzigsten Breitengrades.

Wir haben geschildert, wie unternehmende Reisende zur See und zu Lande sich abmüheten, eine Durchfahrt zu finden und das nördliche Eismeer zu erforschen; wie nach und nach einzelne Theile der Inselmassen im Polarmeere bis zum 78. Grade der Breite und das innere Land von Amerika im Norden des 50. Grades bekannt wurden. Der Continent wurde in seiner ganzen Breite von Cap Canso in Neu-Schottland bis zur Mündung des Columbia, auf einer Strecke von nahezu vierzehnhundert Stunden durchwandert. Man kennt ihn nun von Grönland bis zu den Aleuten, von Labrador bis zum Königin Charlotte-Sund, vom Obernsee bis zur Barrow-Straße, vom Saskatschewan bis zur Mündung des Mackenzie-Stroms.

Ein Blick auf die Charte zeigt, welch ein Gewirr von Inseln und Halbinseln, Einfahrten und Durchfahrten und Straßen die Polarländer bilden. Ihr Charakter ist im Wesentlichen überall derselbe; Land und Meer sind mit Schnee bedeckt oder starren vom Eise, „das Eis ist hier, und das Eis ist da, und Eis ist allenthalben," wie ein Dichter sich ausdrückt, — sowohl im Baffin-Parry-Archipel, d. h. dem Lande im Süden der Barrow-Straße und im Westen der Davis-Straße und Baffinsbay, als in Nord-Devon im Norden der Barrow-Straße, auf den Nordgeorgischen oder Parry-Inseln mit dem Bankslande, auf Grönland, Spitzbergen und Jan Mayen, und an den Küsten des Eismeeres bis zur Behrings-Straße. In der Einleitung wiesen wir darauf hin, daß der Unterschied in den klimatischen Verhältnissen zwischen dem Osten und Westen Nord-Amerikas in den tropischen Gegenden verschwinde. Dieselbe Erscheinung zeigt sich nach dem hohen Norden hin unter 60°; auch hier gleicht jener Gegensatz zwischen dem Osten und Westen sich aus, und das Klima am Norton- und am Kotzebue-Sunde weicht nicht erheblich ab von jenem der Baffins-Bay oder der Prinz Regents-Einfahrt.

Wir fassen in der folgenden Schilderung alle Landstrecken zusammen, welche etwa unter dem fünfzigsten Grade im Süden von einer Linie begränzt werden, die sich vom Sanct Lorenzbusen im Osten bis zur Juan de Fuca-Straße im Westen erstreckt. Im Norden derselben liegen also das Gebiet der Hudsonsbay-Gesellschaft, das Russische Amerika und die Polar-Länder. Der Flächeninhalt dieser Ländermasse kommt etwa jenem von Europa gleich. Im Osten wird sie vom Atlan-

tischen Meere bespült, im Westen brandet das Stille Weltmeer, im Norden starrt das Polarmeer von Eis; in dasselbe reicht das Festland bis zur äußersten Spitze von Boothia Felix hinein. Der bei weitem größte Theil dieser ungeheuren Länderfläche gehört der atlantischen Abdachung an; denn mehr als die Hälfte Nordamerikas wird von Strömen und Seen bewässert, welche ihre Fluthen dem Meere im Osten zusenden. Die arktische Abdachung erhebt sich nicht bedeutend über den Meeresspiegel, die Wasserscheide ist oft beinahe ganz unmerklich und verschwindet häufig ganz, so daß die Gewässer zugleich nach Norden und Osten ihren Abzug haben. Dagegen wird der Westen nach allen Seiten hin von hohen Gebirgen durchzogen und ist durch eine steile Felsenkette von den beiden obigen Abdachungen völlig getrennt.

Die Küste des Stillen Weltmeeres hat vom californischen Meerbusen bis zur Fuca-Straße nur wenige Einbuchtungen, und diese bringen nicht tief ins Land ein; auch ist sie auf dieser Strecke ohne Inseln von irgend einem Belang. Dagegen gewinnt sie im Norden des 49. Grades einen ganz andern Charakter, denn nun folgt eine Bucht, eine Einfahrt auf die andere; dicht vor ihr liegt eine ganze Reihenfolge von Haselungen und Eilandsfluren, die man wohl mit dem Gesammtnamen des Nordwestlichen oder Quadra-Vancouver-Archipelagus (48 bis 58° n. Br.) bezeichnet hat. Weiter im Norden bildet Kodiack den Mittelpunkt für eine andere Gruppe im Südosten der Halbinsel Aliaschka. Im Westen dieser letztern läuft, etwa unter 54°, der Archipel der Aleuten bis in die Nähe von Kamtschatka.

Im westlichen Theile Nord-Amerikas lagern überall hohe Gebirge. Am nächsten der Küste erheben sich die See-Alpen oder die Schneegebirge (Sierra Nevada) von Californien und Oregon, die man jetzt als ein Glied des großen Gebirgssystems der Andes betrachtet, da sie mit den letzteren durch Verbindungsglieder im Zusammenhange stehen. Im Norden des 41° nimmt das Gebirge einen beinahe ganz nördlichen Lauf, erhebt sich in einzelnen Gipfeln bis zu 12,000 und 16,000 Fuß, und zieht bis zum 63°. Es ist noch nicht ermittelt worden, ob der Schönwetterberg, unter 58° 51′ (13,824 Pariser Fuß), und der höchste Berg des Festlandes von Nord-Amerika, der St. Elias, 60° 17′, (16,500 Par. Fuß), dieser Kette angehören, oder ob sie in der Verlängerung einer westlichen Parallelkette liegen, welche im Norden des Columbia sich vom Hauptgebirge abzweigt, und nur in ihren höheren Theilen in den Gebirgen der Küsteninseln aus dem Meere emporragt. Man meint, daß das Gebirge noch weiter nach Norden hinauf sich beträchtlich ausbreite; gewiß ist, daß es sich durch Aliaschka und die Aleuten fortsetzt. Die See-Alpen tragen einen durchaus vulkanischen Charakter. Im Osten derselben liegen die Rocky-Mountains, das Felsengebirge. Zwischen 42 und 44° n. Br. und 109 bis 112° w. L. bilden die Windriver-Mountains einen Gebirgsknoten, von welchem vier große Ketten

auslaufen. Jene, welche nach Norden hin sich ablöst, behält den Namen des Felsengebirges; doch bezeichnet man sie jenseits des 55. und 60. Grades wohl auch als Tschippewäyan-Gebirge (Chipewyan Mountains). Sie bewahrt vom 50° an eine der Küste parallele Richtung, und hat eine Menge von hohen kegelförmigen Gipfeln, die zum Theil in die Region des ewigen Schnees hinaufsteigen. Zwischen 52 und 53° erheben sich der Hooker, 15,700, und der Brown, 15,900 englische Fuß, dicht über einer Einsenkung, die etwa 7500 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, und als Punch-Bowl auf den Charten verzeichnet ist. Sie bildet einen Paß, die sogenannte Athabaska-Portage, welchen die Pelzhändler auf ihren Reisen nach Westen und zurück jetzt gewöhnlich einschlagen, wenn sie von ihren Niederlassungen am Unjigah oder am Saskatschewan zu jenen am Tacoutche-Tesse sich begeben. In der Punch-Bowl liegt ein kleiner See, aus welchem der nördliche Arm des Columbia seinen Abfluß hat; wenige Schritte von demselben liegt ein zweiter, eben so kleiner Wasserspiegel, aus welchem der westliche Arm des Athabaska strömt, ein Zufluß des Mackenzie, so daß hier also die Quellgebiete zweier Flüsse dicht neben einander sind, von welchen der eine in den Stillen Ocean, der andere in das Eismeer mündet. Und in ganz geringer Entfernung nach Süden entspringt der Saskatschewan, welcher ostwärts zum Winnipeg-See und weiter in die Hudsons-Bay abfließt. Zwischen 42 und 50° n. Br. liegen Quellbäche, welche in den Missouri fallen, vielfach denen ganz nahe, welche den Columbia speisen, und weiter im Norden jene des Unjigah nur dreihundert Schritte von jenen des Tacoutche-Tesse oder Fraser. Im Norden des 53. und insbesondere des 55° n. Br. werden die Felsengebirge niedriger, erreichen nur noch etwa 4000 Fuß Höhe, gehen aber in die Breite, und bilden nicht ferner eine gleichförmige, ununterbrochen fortlaufende Gebirgskette, sondern bestehen mehr aus verschiedenen Gruppen, welche durch Einsenkungen von einander getrennt sind. Auf der Westseite liegen ihnen größere Längenthäler vor, die sich zwischen ihnen und einem andern Zuge niedrigerer Berge ausdehnen, die in paralleler Richtung mit ihnen streichen. So ist es möglich, daß Flüsse, welche hier auf der Westseite entspringen, noch weite Strecken der Basis des Gebirges entlang nach Norden oder nach Süden hin fließen und dasselbe dort, wo es niedriger wird, nach Osten hin durchbrechen können, z. B. der Liard oder Turnagain, der Peel und der Unjigah.

Auch im Westen der Felsengebirge hat das Land eine große Menge von Seen, namentlich am obern Fraser, am Simpson und am Clarke. Neu-Caledonien, ein Landstrich, der sich 250 Stunden in die Länge und 200 Stunden in die Breite ausdehnt, soll so viele Seen enthalten, daß ein Sechstel des gesammten Flächeninhaltes von denselben bedeckt wird. Allein die Westseite kann wegen ihres entschieden gebirgigen Charakters keine so großen und ausgebildeten Fluß- und Seen-Systeme entwickeln, wie die Ostseite; größere Ebenen liegen nur

am obern Laufe der Zuflüsse des Columbia. Die Gewässer strömen durch tiefe Schluchten, über felsigen Boden und dürres Erdreich, bilden gefährliche Stromschnellen und hohe Wasserfälle. Der Fraser ist unter ihnen der bedeutendste, und auch er ist nur in seinem obern Laufe schiffbar.

Im Osten der Felsengebirge dehnt sich dagegen eine weite Ebene aus, die zum Eismeere und zur Hudsonsbay abfällt, und eine Breite von sechshundert Stunden erreicht. In ihr finden die Ströme und Seen Raum zu großer Ausdehnung. Ins Polarmeer ergießen sich der Back- oder Große Fischfluß, der Kupfergrubenstrom und der Mackenzie. Er ist nächst dem Missouri und dem St. Lorenz der längste Strom Nordamerikas; sein Gebiet kommt an Ausdehnung jenem des Columbia gleich; es begreift den Liard oder Turnagainfluß, den Hay, den Unjigah oder Friedensfluß, den Elk-River oder Athabaska, und den Athabaska-See, den Großen Sklaven- und Großen Bärensee. Der bedeutendste von den Strömen, welche in die Hudsonsbay fallen, der Saskatschewan, ist auf einer Strecke von vierhundert Stunden schiffbar; er strömt durch weite Prairien und fällt in den Winnipeg-See, in welchen von Süden her der Red-River mit dem Assiniboin einmündet. Aus dem See strömt der Nelson, den man als den untern Lauf des Saskatschewan betrachtet, dem Meere zu; südlich von ihm münden der Hayes und der Severn, welcher aus dem Favourable Lake abfließt; nördlich aber der Churchill oder Missinipi, der auf einer langen Strecke die Völkergruppe der Tschippewäyans von jener der Algonkiner trennt*). Die Wasserscheide gegen Süden wird von einer Landhöhe oder einem Landrücken gebildet, der am Atlantischen Ocean beginnt, und zwischen Canada und dem Gebiete der Hudsonsbay nach Westen hinläuft. Diese Erhebung steigt bis zu 1500 und 2000 Fuß, bietet aber nirgends den Charakter eines Gebirges oder auch nur eines Hügellandes dar. Die Abhänge selbst steigen sehr sanft an, die Höhen bestehen aus morastigem Boden; nur wo der Landrücken Flüsse oder Seen einfaßt, fällt er steil und klippig ab. Vom Obern- und Huron-See folgt er einer nach Nordwesten streichenden Linie im Norden der Mississippiquellen und im Osten des Winnipegsees; von dort ab streicht er nordwärts und scheidet die Zuflüsse des Polarmeeres von jenen der Hudsonsbay. An der Westseite ist sein Abfall steil. Viele Flüsse im Süden des fünfzigsten Grades gehören dem Stromgebiete des Mississippi an, aber keiner derselben ist geeignet, einen großen und praktikabeln

*) Wir können, da wir kein systematisches Werk und kein Handbuch schreiben, hier auf das Einzelne nicht näher eingehen. Wer über die betreffenden Details sich zu unterrichten wünscht, findet ausführliche und genaue Angaben vortrefflich geordnet in der neuesten Ausgabe von Steins Handbuch der Geographie und Statistik. Sie ist von Professor Wappäus in Göttingen besorgt worden, einem fleißigen Gelehrten, dem an gründlicher Kunde über Amerika gewiß nur Wenige gleich kommen.

Verbindungsweg zwischen dem Atlantischen und Stillen Weltmeer abzugeben. Der Missouri und der Yellowstone biegen in weiten Krümmungen auseinander, der Platte-Fluß strömt allerdings vom Süd-Passe, dem Hauptübergangspunkte durch das Gebirge, bis zu seiner Mündung beinahe ganz östlich; allein er ist außerordentlich seicht, und vermag an den meisten Stellen oft nicht einmal Nachen zu tragen. Doch ist an seinen Ufern die Ebene so gestaltet, daß Wagen von Missouri nach Oregon fahren können. Des Athabaska-Tragplatzes in der Punch-Bowl haben wir schon erwähnt; weiter nördlich überschritt Mackenzie, dem Laufe des Unjigah folgend, 1793 das Gebirge, und seitdem sind dort manche andere Pelzhändler ihm gefolgt. Lewis und Clarke überstiegen dasselbe unter 47°; auch unter 52½°, am obern Laufe des nördlichen Saskatschewan-Armes ist ein gangbarer Paß wohl zuweilen benutzt worden; er wird aber seltener gewählt, als der Tragplatz zwischen dem nördlichen Arme des Columbia und dem Red deer River, der in den Elk- oder Athabaskafluß fällt. Wir werden die Art und Weise, in welcher die Pelzhändler diese Wasserstraßen zu benutzen pflegen, weiter unten darstellen.

Im Süden des 60° ist das Land am Stillen Ocean im Allgemeinen weniger kalt als am Atlantischen Meere. In den Strecken, welche mit Wisconsin, Canada, Neu-Schottland und Neufundland unter denselben Breiten liegen, also in Oregon und auf der Insel Quadra-Vancouver, liegt in den ebenen Gegenden der Schnee selten länger als vier Wochen und in manchen Gegenden fehlt Eis. In jenen Theilen der Westküste, welche mit Virginien und den Carolinas einerlei Parallele haben, also Obercalifornien, besteht der Winter nur in einer nassen Jahreszeit; Untercalifornien, in der Breite von Florida und Georgien, trägt schon ein durchweg tropisches Gepräge und hat Jahre, in welchen kein Regentropfen fällt. Der Westen ist aber im Süden von Oregon nur unregelmäßig mit Wasser versorgt, im Norden von Californien dagegen stark bewässert. Ueberall vom 35° aufwärts wird die Küste häufig von dichten Nebeln heimgesucht. Das hier Gesagte gilt besonders von dem Gestadelande; das Klima im Innern wird vorzugsweise durch die Erhebung des Bodens bedingt. In Neu-Caledonien, am Stuarts-See, unter 54½°, hat der Winter sehr kalte Tage; gewöhnlich fällt Mitte Novembers Schnee, der erst im Mai verschwindet. Die weiten baumlosen Ebenen im Osten der Felsengebirge, welche sich gegen den Mississippi hin abdachen, sind nicht minder dürr, wie jene auf der Westseite. Es regnet in den Sommermonaten nicht häufig; eigentlich fruchtbar ist das Land nur so weit die Flüsse es bewässern; ein großer Theil besteht aus dürrem, theilweise mit Salz geschwängertem Sande. Klima und Boden bessern sich, je näher man von Westen her dem Mississippi kommt; sie werden mehr atlantisch. Aber im Norden des 50° fällt auf beiden Seiten der Felsengebirge mehr Regen, doch im Westen weniger als im Osten, und die Kälte steigert sich in einer Weise, daß Ackerbau auch in den südlichen Theilen nur in sehr beschränktem Umfange möglich ist.

Diese nördlichen Einöden nehmen, wie schon bemerkt, einen ungeheuren Flächenraum ein, der etwa eben so groß ist als die Landmasse im Norden einer angenommenen Linie, welche man vom Biskayischen Meerbusen durch den Löwenbusen (den sogenannten Golf von Lyon), das Adriatische und Schwarze Meer bis zum Kaspischen und Aral-See zöge, und von da in nordöstlicher Richtung bis nach Ochotsk im östlichen Sibirien. Sie bedecken zwanzig Breitengrade und weit über einhundert Längengrade. Die von Capitän Back auf seiner Landreise von Neuyork bis zum Golf von Boothia zurückgelegte Strecke vergleicht sein Begleiter Richardson mit dem Wege, den ein Reisender zu durchmessen hätte, welcher etwa in Neapel einen Kahn bestiege, eine Menge von Flüssen hinauf und hinab führe, und sein Fahrzeug häufig über Tragplätze schaffen ließe, bis er endlich nach Archangel am Weißen Meere gelangte. Und diese weite Region besteht abwechselnd aus Thal, Hügelland, wüsten Flächen, Wäldern oder Prairien.

Das sogenannte Prairieland nimmt den südlichen Theil ein; es liegt auf dem Gebiete der secundären Gebirgsarten, zwischen den Kalkstein-Ablagerungen und den Felsengebirgen, im Westen der Gewässer, welche sich vom Wälder-See bis zur Mündung des Mackenzie hinabziehen. Diese Region wird von vielen Flüssen durchströmt, die in ihrem langen Laufe sich träge durch die weite Ebene winden, zur Zeit der Wasserschwellungen das Land weit und breit überschwemmen und befruchtenden Schlamm ablagern. Deswegen zeigt sich dort nicht selten ein üppiger Pflanzenwuchs; auch wären einige Strecken des Anbaues fähig; allein der bei weitem größte Theil ist dürr und sandig, dabei jedoch meist mit dichtem Grase bedeckt. Hier, auf den „Prairien", sind die Weidegründe unzähliger Büffelheerden, Hirsche und Rehe; auch der graue Bär bewohnt einzelne Theile dieser Region, in welcher nach Süden zu die Wiesengründe sich mehr und mehr, bis zu einer Breite von dreihundert Stunden, ausdehnen und an einer Stelle von dem See Manitoba bis an den Fuß der Felsengebirge reichen. Die hin und wieder auf den Flächen sich erhebenden Hügelketten, die dicht bewaldeten Stromufer und die klaren Seen geben einzelnen Theilen des Prairielandes einen malerischen und erquickenden Anblick; sie gleichen mehr einem wohlgepflegten Park als einer amerikanischen Wildniß. Aber in der mittlern Region mangelt es völlig an Holz: die Jäger müssen auf ihren Wanderungen Feuerung mitnehmen oder sich, wie der Araber in der Wüste mit Kameelmist, mit dem Dünger der Büffel behelfen. Der Hauptstrom dieser nördlichen Prairien ist der Saskatschewan. Während das Land im Süden desselben ganz flach und eben erscheint, zeigt es nach Norden hin eine vielfach gebrochene Oberfläche und bewaldete Hügel. Am Unjigah oder Friedensflusse verengen sich die Prairien; sie sind durch Waldstrecken von einander getrennt und verlaufen sich nördlich in dem Winkel zwischen dem River of the Mountains und dem Großen Sklaven-See.

Noch weit ausgedehnter ist die Region der Wälder, meist auf dem Ge-

biete der Urgebirge. Sie reicht von der Hudsonsbay bis zu den Felsengebirgen und an einzelnen Stellen bis zum Eismeere, und ist die Heimath der pelztragenden Thiere. Ihre Nordgränze bezeichnet die Linie, bis wohin der schwarze Bär, der Fuchs, der Luchs, der Biber, der amerikanische Hase und das Elenn wohnen. Sie zieht sich um so höher nach Norden, je weiter sie sich von der Hudsonsbay entfernt, und zeigt das allmälige Aufsteigen der Isotheren oder Linien der gleichen Sommerwärme genau an. An der Küste der Hudsonsbay, in der Nähe von Fort Churchill, hören die Wälder gleich im Norden des 60. Breitengrades auf, dreißig Stunden landeinwärts steigen sie rasch weit höher hinan gegen Westnordwest, und erreichen unter 65° den Großen Bären-See. Die Pechtanne findet man in dem Alluvialdelta des Mackenzie noch unter 68 Grad; und fast eben so weit reichen Birken und Pappeln. Die Waldregion charakterisirt sich durch Wasserfälle, viele Seen und Ströme mit Flußschnellen und Cascaden, welche die Fahrt auf denselben weit mühsamer machen, als auf den Gewässern des Prairielandes.

Im Norden der Waldregion liegen unfruchtbare, offene Einöden, die sogenannten Barren-Grounds. Sie nehmen den nordwestlichen Winkel ein, der im Westen vom Kupfergruben- und Großen Sklaven-Flusse, dem Athabaska und dem Deer und Wollaston-See, im Süden vom Churchill oder Missinipi begränzt wird; im Norden und Osten liegt das Meer. Hier reicht der polare und arktische Charakter des Landes tiefer nach Süden als in irgend einer anderen Gegend. Nur an den Ufern der Flüsse wachsen Gesträuche und Bäume, aber sie sind zwergartig; der Boden besteht aus Urgebirgsarten; seine Erhebungen bilden nur Hügelreihen, die Felsen sind zum Theil mit eßbaren, wenn auch übel schmeckenden und wenig nahrhaften Flechten bedeckt. In den größeren Thalbecken liegen klare, fischreiche Seen, die meist durch enge Schluchten, welche ein Fluß füllt, in Verbindung stehen. In diesen trostlosen wilden Einöden streifen Rennthiere, Moschusochsen, Wölfe und Polarfüchse umher, die Menschen fliehen diese Gegend; nur ein armseliger Stamm der Tschippewäyans, die sogenannten Karibou-Esser, streifen in ihr umher. — Die Bodenbeschaffenheit der Nordwestküste haben wir schon oben angedeutet; wir kommen späterhin darauf zurück.

Die Ströme und Seen sind beinahe alle außerordentlich reich an Fischen. Mangelten diese, so würden weder die Indianer, noch die über das Land verbreiteten, in den einzelnen Posten der Hudsonsbay-Gesellschaft wohnenden Europäer sich den nöthigen Lebensunterhalt verschaffen können, da an großen vierfüßigen Thieren in manchen Gegenden nicht so viele vorhanden sind, daß man sich auf die bloße Ausbeute der Jagd gänzlich verlassen könnte. Deshalb fängt man die zum Wintervorrathe bestimmten Fische im Herbst, sobald der erste Frost das Wasser mit einer Eisdecke überzogen hat. Am meisten schätzt man den sogenannten Weißfisch (Attihawmeg, Coregonus albus), der bis zu vier Pfund

schwer wird, gesund ist, vortrefflich schmeckt, da er nie widersteht, immer mundet, und gleichsam als tägliches Brot betrachtet wird. Im Frühling werden Forellen in großer Menge gefangen; der Hecht läßt sich zu allen Jahreszeiten ködern, kommt aber in den westlich der Felsengebirge fließenden Gewässern nicht vor. Der Karpfen ist häufig; aus dem Rogen der Lota maculosa backen die Pelzhändler Brot und Theekuchen. Ein Lachs, der Salmo Mackenzii, kommt aus dem nördlichen Eismeere bis in den Sklaven-See, geht aber nicht weiter nach Süden; überhaupt laichen die Lachse in den Strömen, welche ins Eismeer fallen; Roß fand sie im Golf von Boothia; in ganz ungeheurer Menge erscheinen sie aber besonders in den Strömen an der Westküste, wo sie das Hauptnahrungsmittel der Indianer bilden.

Wenn der lange Winter weicht und die Sonne Kraft genug hat, die Eisdecke und den Schnee aufzulösen, entfaltet sich auch in diesen nordischen Gegenden ein reiches Insektenleben, das zu seiner Entwickelung nur einen beträchtlichen Grad von Sommerwärme verlangt; auch der höchste Kältegrad schadet den Larven nicht. Die Anzahl der Species nimmt gegen den hohen Norden hin ab. Aber gerade dort sind immer noch die Moskitos eine entsetzliche Plage für Menschen und Vieh; wir haben früher mit Back's eigenen Worten geschildert, in welcher Weise er mit seinen Reisegefährten von diesen Insekten heimgesucht wurde. Auf der Insel Melville fand Parry eine kleine Spinne, Scoresby auf der Ostküste von Grönland zwei Schmetterlinge.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß Bäume bis zum Delta des Mackenzie vorkommen. Am höchsten nach Norden wächst die Weißtanne; sie erreicht, etwa zehn Stunden vom Polarmeere, am Kupfergrubenstrome, noch eine Höhe von zwanzig Fuß. Den Indianern leistet sie erheblichen Nutzen; denn mit den kleinern Wurzeln, die sie Watapeh nennen, befestigen sie die einzelnen Theile der Birkenrinde zusammen, aus welcher sie ihre Nachen verfertigen; das Harz ersetzt ihnen den Theer, und im Nothfalle benutzen sie auch die Rinde dieser Tanne, um Fahrzeuge daraus zu machen. Sie ist der einzige Baum, welchen die Eskimos grün sehen. Die Birke und die Schwarztanne kommen bis zum 65° N. Wo die Pinus Banksiana wächst, fehlen andere Bäume; sie liebt trockenen Sandboden, und erreicht in günstiger Lage eine Höhe von vierzig Fuß. Dagegen hat die amerikanische Lärche unter 65° eine Höhe von nur sechs, höchstens acht Fuß, während die Pinus Lambertiana, welche Douglas im nördlichen Californien unter 43°, etwa fünfzig Stunden vom Meere fand, sich bis zu dritthalbhundert Fuß erhebt; in Oregon haben einzelne Nadelbäume eine noch größere Länge, und weisen bis zu neunhundert Jahresringen. Die Weiden sind überall auf feuchtem Boden verbreitet; mehr im Süden, am Winnipeg-See, gleicht die Vegetation jener des nördlichen Canada; man findet dort neben Cedern, Ulmen, Ahornbäumen, auch Eichen. Sehr reich sind die nordischen Gegenden an beeren-

tragenden Sträuchen. Die Frucht von Empetrum nigrum (Rauschbeere oder Krähenbeere) giebt den Enten eine saftige Speise. Mit dem Safte von Rubia tinctorum färben die Indianer die Kiele der Stachelschweine, welcher sie sich zum Putz und Schmuck bedienen, scharlachroth; einen schwarzen Färbestoff bereiten sie aus Erlenrinde mit etwas getrocknetem und gestoßenem Sumpfeisenerz, gelbe Färbestoffe aus der getrockneten Wurzel eines Wasserschierlings. Die Frucht der Cornus alba mästet den Bären, und die gequetschte Rinde der Azalea nudicaulis heilt frische Wunden; ein Aufguß auf Ledum palustre wird als Thee getrunken. Die Aronia ovalis bildet ein Lieblingsgericht bei den meisten Festen der Indianer; sie machen mit ihr das Büffelfleisch noch schmackhafter. Auch Erd-, Heidel- und Himbeeren sind häufig. Im Süden des Winnipeg-Sees wächst der Sumpfreiß, den die Indianer einherbsten. Die Flora der nordischen Gegenden Amerikas ist arm und dürftig im Vergleich zu jener unter gleichen Breiten in Europa, wo z. B. auf den Shetlands-Inseln und den Orkaden unter dem sechszigsten Grade die Wiesen den Winter hindurch grün sind und den Schafen zur Weide dienen. Ist aber in solchem Meeresklima der Winter mild, so ist dagegen auch der Sommer nicht warm. Eine strenge Winterkälte oder niedriger Stand der mittleren Jahrestemperatur hat vergleichungsweise nur einen geringen Einfluß auf das Wachsthum der Getreidearten und nützlichsten Vegetabilien, denn dasselbe hängt vorzugsweise von der Intensivität und anhaltenden Dauer der Sommerwärme ab. In der Einleitung haben wir darauf aufmerksam gemacht, daß die Abnahme der mittlern Jahrestemperatur, welche von der wachsenden Breite abhängt, in Nord-Amerika weit bedeutender sei, als in Europa; auch ist namentlich im Binnenlande der Unterschied zwischen der Winterkälte und der Sommerwärme viel größer und die Zunahme der Hitze im Frühling weit plötzlicher. An der Nordküste des Huron-Sees, der mit dem Busen von Venedig unter gleicher Breite liegt, ist das Land volle sechs Monate mit Schnee bedeckt; die mittlere Temperatur der drei Sommermonate beträgt 70° F. und entspricht jener von Bordeaux. Cumberlandhouse (53° 47′ n. Br.) hat gleiche Breite mit Holstein, liegt aber unter der Isothermlinie von 32° F., oder 0° R., die in Europa bis zum Nordcap, unter 71° n. Br., aufsteigt; dagegen ist die Sommerwärme höher als jene von Paris oder Brüssel. Die klimatischen Eigenthümlichkeiten sind in diesen Theilen von Nord-Amerika eine Folge der besonderen Gestaltung des Landes. Die ganze nach Norden laufende Küste ist von vielen Busen, Buchten und Sunden eingeschnitten und von zahlreichen Inseln begränzt, zwischen welchen das Treibeis bis tief ins Jahr hinein sich hält, ohne aufzuthauen. Schmilzt es dann im Sommer, so wird eben dadurch die Wärme vermindert, während im Winter das mit Eis bedeckte Meer die Kälte nicht etwa verringert. Im Norden des 56. Breitengrades ist der Boden dicht unter der Oberfläche das ganze Jahr hindurch gefroren; an der Küste thauet er im höchsten Sommer nicht tiefer als

drei Fuß auf, und unter 64°, am Großen Bärensee, nur zwanzig Zoll *). Daß diese gefrorene Unterlage den Pflanzenwuchs nicht hemmt, beweisen die Wälder; der kurze, aber heiße Sommer ruft eine hübsche Flora ins Leben, bringt manche nützlichen Früchte zur Reife und befördert das Gedeihen der Gräser und Seggen **).

Das Klima der Länder im Polarmeere und der nördlichsten Gegenden haben wir schon früher geschildert. Mild ist dasselbe im Osten der Felsengebirge nirgends, am unwirthlichsten aber am Polarmeere und in den Barren-Grounds, wo weder Gebirge noch Wälder Schutz geben.

Alle diese Gegenden würden schwerlich jemals von Europäern besucht worden sein, wenn sie nicht die Heimath einer großen Menge von Thieren wären, deren Pelz auf allen Handelsplätzen Europas, Amerikas und Chinas geschätzt, gesucht und theuer bezahlt wird. Ohne die Pelzjäger und Pelzhändler wären uns diese sogenannten Pelzländer (die Fur Countries) gewiß nur zu einem sehr geringen Theile bekannt. Denn was könnte Reisende vermögen, in die eisigen Wüsten Labradors, in die düstern kalten Wälder am Mackenzie, in die dürren Prairien am Saskatschewan oder in die schneebedeckten Felsengebirge einzudringen, wenn nicht die Sucht nach reichem Gewinn? Seit beinahe zwei Jahrhunderten ist das Land im Norden Canadas und im Westen der Hudsonsbay von den Jägern oder Händlern allmälig immer weiter erforscht worden; durch keine Hindernisse abgeschreckt, drangen sie, wie Mackenzie und Hearne, bis an die Küsten des Polarmeeres, oder wie Harmon, Drummond und manche Andere, bis an den Stillen Ocean und die Gränzen des russischen Nord-Amerikas. Kein anderer Gewerbzsweig hat so bedeutende Einkünfte und so beträchtliche Procente gebracht, wie der Pelzhandel; und da er noch heute von Wichtigkeit und sein Betrieb und was damit zusammenhängt, in mancher Beziehung von Interesse ist, so wollen wir diesen Gegenstand ausführlich erörtern.

In den Pelzländern hält der Frost, sobald er einmal eingesetzt hat, lange Zeit ohne Unterbrechung an. Dieser Umstand ist von Einfluß auf die Vertheilung der gras- und kräuterfressenden Thiere, denn er bedingt das Vorhandensein von Nahrungsmitteln, und die Existenz der Raubthiere, welche zum Theil werthvolles Pelzwerk liefern. Ueberall findet man in diesen Gegenden Bären zerstreut. Der schwarze amerikanische Bär, Ursus americanus, liefert einen werth-

---

*) Bei Fort Good Hope am untern Mackenzie stürzte eine steil überhängende Uferwand in den Fluß. Sie wurde von Lefroy gemessen, der den Erdboden bis zu 46 Fuß Tiefe gefroren fand. Notes of a twenty five years' service in the Hudsons Bay Territory. By John M'Lean London 1849. II. 230.

**) Richardson, im Anhange zu Backs Reise durch Nordamerika bis zur Mündung des Großen Fischflusses und an den Küsten des Polarmeeres. Aus dem Englischen von Karl Andree, Leipzig 1836. VI — VIII.

vollen Pelz. Er ist der kleinste seines Geschlechtes, wird selten höher als fünf Fuß und lebt von Wurzeln und Beeren, Eiern, Vögeln, Fischen und vierfüßigen Thieren. Dem Menschen ist er nicht gefährlich, er greift ihn nur an, wenn er gehetzt wird, und weicht den Jägern gern aus, die ihn im Sommer nur selten erlegen können, falls nicht seine Neugier ihm Verderben bringt. Denn vernimmt er Geräusch oder wittert er Gefahr, so stellt er sich auf die Hinterfüße, sieht sich nach allen Seiten um und verräth seinen Zufluchtsort oder sein Lager. Nahet der Winter heran, dann sucht er sich eine Ruhestätte, gewöhnlich unter einem gefallenen Baume, und hält seinen Winterschlaf, nachdem hoher Schnee ihn umhüllt hat. Weil er um diese Jahreszeit einen vortrefflichen Pelz trägt und sehr wohl genährt ist, suchen die Indianer ihn auf; als geübte Bärenjäger wissen sie den Aufenthalt des Thiers mit bewundernswürdigem Scharfsinn aufzuspüren. Obwohl sie es, wie Richardson bemerkt, für sehr eine große Ehre halten, mit einem so umsichtigen und kräftigen Thiere in verwandtschaftlichen Verhältnissen zu stehen, so ziehen sie ihm doch die Haut ab und zerschneiden ihn in Stücke. Aber sie betrachten ihn dabei mit tiefem Respecte, und bitten jedesmal um Vergebung, daß sie sich die Freiheit nehmen, „der Großmutter" ein Leid anzuthun. Das Bärenfett gilt bei den Indianern für einen Leckerbissen; der Pelz wurde in früheren Zeiten wohl mit zwanzig bis vierzig Pfund Sterling bezahlt, während er jetzt nur zwölf bis fünfzehn Thaler einbringt. Ein dem braunen europäischen Bären gleichender Ursus lebt vorzugsweise in den offenen Einöden, und besucht im Sommer auch die Küsten des Eismeeres. Die Indianer fürchten ihn und verbrennen nicht gern Knochen, weil der Geruch derselben ihn herbeilockt. Der Polarbär, Ursus maritimus, geht hinauf bis in den höchsten Norden, so weit es Seehunde giebt, welche seine Hauptnahrung bilden. Man hat ihn in allen Polarländern gefunden, und die Seefahrer, welche in denselben überwintern, wissen viel von seiner Stärke und Kühnheit zu berichten. Südlicher als bis zum 55° n. Br. kommt er nie; in die Waldregion verliert er sich nur zuweilen bei lang anhaltendem dichten Nebel, überhaupt geht er höchstens fünfzig Stunden weit landeinwärts und nicht südlicher, wie sein Nachbar, der Eskimo, welcher gleichfalls die Küsten nicht gern verläßt. Die trächtigen Weibchen durchwintern in einer Schneehöhle, während die nicht trächtigen und die Männchen weite Reisen über das Eis machen, um offene Meeresstellen zu suchen. Unter allen ist der graue Bär, Ursus ferox, der stärkste und kräftigste. Ausgewachsen hat er die Größe eines Polarbären; er bezwingt mit Leichtigkeit den größten Bison und schleppt denselben fort, auch wenn er tausend Pfund Gewicht hat. Keck geht er auf die Menschen los, und hat auch wohl in der Dämmerung Männer, die im Kreise mit andern beim Mahle saßen, überfallen und fortgeschleppt. Darum fürchten ihn die Indianer; seine Tatze gilt bei ihnen für eine eben so ehrenvolle Trophäe, wie die Kopfhaut von einem erlegten Menschen.

Als Drummond in den Felsengebirgen Pflanzen sammelte, traf er häufig auf so unwillkommene Gesellschaft, welcher er sich dadurch entledigte, daß er auf seiner zinnenen Botanisirbüchse „Musik machte“, die ihnen zuwider war. Dieser graue Bär, der nicht klettern kann oder will, ist außerordentlich weit verbreitet; er kommt südlich bis Mexico vor, wird überall in den Felsengebirgen und zu beiden Seiten derselben gefunden, im Osten bis zum 61°. Er liebt vorzugsweise Wälder mit offenen Prairien und grasbewachsenen Hügeln, und ist besonders häufig in Obercalifornien, im Flußgebiete des San Sacramento, wo man ihn mit dem Lasso fängt und mit Stieren Zweikämpfe bestehen läßt.

Bis in sehr hohe Breiten hinauf lebt die gefräßige Wolverene, Gulo luscus, das Quickhatsch der Indianer, ein schlaues und kräftiges Thier; Parry fand es noch auf den Nordgeorgischen Inseln. Die Jäger in der Waldregion sind ihm besonders gram, weil es die Verstecke plündert, in welchen sie Lebensmittel bergen und den Köder aus den Marderfallen nimmt. Häufig sind Hermeline, und Mustela vison oder Wiesel-Iltis, den die canadischen Jäger Foutereau nennen und manchmal zähmen; sein Pelz ist dunkler, kürzer und von geringerm Werthe als jener des Baummarders, Mustela martes, der die Waldregion bewohnt und hauptsächlich auf Hasen, Mäuse und Vögel Jagd macht. Die Felle sind werthvoll; die besten derselben werden als „Sable,“ d. h. Zobelfelle auf den englischen Markt gebracht; der Pekan, Mustela canadensis, welcher mit Unrecht auch wohl Fischerwiesel genannt wird, gleicht dem Marder, nur unterscheidet sich sein Fell, das im Handel als „Woodshocks“ vorkommt, durch Farbe und Kürze. Das Stinkthier, Mephitis americana (das Skunk der Amerikaner), ist auch im Süden, in den Vereinigten Staaten häufig. Es hat vollen buschigen Schwanz, langes schwarzes Haar, auf jeder Seite einen breiten weißen Streif und sieht hübsch aus, es spritzt aber, wenn es sich bedroht glaubt, eine so abscheulich riechende Flüssigkeit aus, daß die französischen Canadier dem übrigens harmlosen Thiere den Namen „Teufelskind“ beigelegt haben. Sehr gesucht sind die Felle der canadischen Otter, Lutra canadensis, welche der europäischen gleicht, nur hat sie einen längern Schwanz. Sie geht bis zum 66° hinauf, und verweilt im Winter vorzugsweise gern bei Wasserfällen und Stromschnellen. Die Seeotter, Lutra marina, lebt besonders häufig an der Nordwestküste und meist im Wasser. Man hat sie zwanzig bis dreißig Stunden weit vom Lande im offenen Meere gesehen; in ihrem ganzen Behaben zeigt sie Aehnlichkeit mit dem Seehunde. Jene Küste ist lange Zeit von Russen und Engländern nur deshalb besucht worden, weil sie den prächtigen, am Bauch und an der Kehle mit Silberhaar glänzenden Pelz dieses Thieres bloß von dort holen konnten. Sie setzten ihn früher wie noch jetzt vorzugsweise an die Chinesen ab, die einen unbegränzten Luxus mit Pelzwerk, insbesondere aber mit Seeotterfellen treiben, und die feinsten schon mit 150 spanischen Piastern bezahlten. Seit

man aber diesem Thiere in sehr ausgedehnter Weise nachgestellt, ist es viel seltener geworden. Dagegen scheint sich der Wolf nicht zu vermindern; er streift bis in die Barren-Grounds, lebt aber besonders in den Gegenden, wo der Bison und Moschusochse weidet. Seinem europäischen Vertreter gleicht der braune Wolf noch am meisten; man findet ihn häufig im Oregonlande, aber nicht am Missouri. Man hat weiße, schwarze, schwarzgraue und gefleckte Wölfe erlegt, die sich alle von der europäischen Art unterscheiden; der graue Wolf erhält in den höhern Breiten zur Winterzeit einen weißen Pelz. Das Thier ist blutdürstig, aber feig und so furchtsam, daß ein ganzes Rudel sich nicht in die Nähe eines Baumes wagt, von welchem man ein Tuch herabflattern läßt. Sie leiden oft fürchterlich von Hunger, und fallen dann Alles an, was von Thieren ihnen in den Weg kommt. Die Wölfe wissen mit großer Schlauheit sich Beute zu verschaffen. Wenn das Rothwild sich ruhig äzt, versammeln sie sich in großer Zahl, bilden einen Halbmond und umschleichen das weidende Vieh anfangs vorsichtig. Sobald sie aber ihrer Sache sicher sind und in felsbedeckter Gegend ihm den Rückzug über die Ebene abgeschnitten haben, rücken sie schneller vorwärts, schüchtern ihre Beute durch lautes Heulen ein, und zwingen sie nach der einzig offenen Seite hinzufliehen. Diese ist aber ein Abgrund. Wenn das Rudel einmal in voller Flucht ist, wird es leicht über die Felsen hinausgetrieben, weil der Andrang der hinten befindlichen die vorderen weiter schiebt. Liegen die Thiere unten zerschmettert, dann steigen die Wölfe hinab und fressen Alles bis auf die Knochen. Uebrigens sehen in den Pelzländern die Wölfe und die Hunde einander so ähnlich, daß man selbst in geringer Entfernung Mühe hat, die einen von den andern zu unterscheiden. Deswegen bezeichnet man wohl auch die Wölfe als wilde Hunde, und die Hunde als gezähmte Wölfe. Nur der sogenannte Prairie-Wolf, Lupus oder Canis latrans, der am Saskatschewan und Missouri in großer Anzahl die Ebenen durchstreift, ist bestimmt eine besondere Art; man findet dieses flinke und behende Thier auch am Columbia. Wenn der Jäger sein Gewehr auf irgend ein Wild abgedrückt hat, dann stürzen die Prairiewölfe in Rudeln aus Erdhöhlen hervor und warten auf den Abfall der Beute. Der Canis familiaris, Varietät lagopus, heißt auch Hasen-Indianer-Hund, weil die Wilden am Großen Sklaven-See und am Mackenzie ihn benutzen, aber nicht als Zug- oder Lastthier, denn dafür ist er nicht groß und stark genug, sondern für die Jagd. Er schließt sich gern dem Menschen an, ist gut geartet, hat einen kleinen Kopf, spitze Schnauze und geradestehende Ohren; seine Füße sind breit und behaart, der Schweif buschig. Er gleicht etwa in der Weise dem Prairiewolfe, wie der gemeine Eskimohund dem gewöhnlichen grauen Wolfe. Diese großen Hunde machen Jagd auf jene kleineren, um sie zu fressen. Sowohl die Indianer wie die canadischen Reisediener essen das Hundefleisch gern; nur die Tschippewäyans, die als ihren Stammvater einen Hund betrachten,

haben Abscheu vor dem Fleische desselben. Die Takellis an der Westküste, in Neu-Caledonien, halten den Hund als ihren Stammverwandten hoch in Ehren. Mac Lean erzählt: „Ich weiß einen Fall, daß ein Hund zum Nachfolger eines zweibeinigen Häuptlings ernannt wurde, und die Obliegenheit seines Amtes mit möglichstem Anstand erfüllte. Er erschien beim Schmause, der zu Ehren seines gestorbenen Vorgängers veranstaltet wurde und lieferte, allerdings durch einen Stellvertreter, seinen Antheil zum Festmahl. Der hündische Häuptling wurde von seinem Besitzer mit so großer Liebe gepflegt, als sei er sein Kind. Alle behandeln ihre Hunde mit großer Aufmerksamkeit, und rufen z. B. komm, mein Sohn! Sei ruhig, mein Kind; belle den weißen Mann nicht an, er thut Dir nichts."

Der Balg des amerikanischen Fuchses, Vulpes oder Canis fulvus, wird bei weitem mehr geschätzt als der unseres europäischen, von dem er durch feineres Haar, glänzendere Färbung, dickere und kürzere Nase und näher zusammenstehende Augen sich unterscheidet. Auch ist er größer, aber im Laufen nicht so ausdauernd und wird vom Wolfe leicht überholt. Er bewohnt ausschließlich die Waldregion, und stellt an den Flüssen und Seen den Mäusen, Lemmingen und Vögeln nach. Die Indianer und Fallensteller, zum Beispiel in Labrador, haben nicht selten schwarze, silberfarbige, lohfarbige und Kreuz-Füchse als Junge in demselben Neste gefunden, ein Beweis, daß diese allesammt nur Spielarten sind. Nie aber fanden sie weiße oder blaue in solchem Baue; diese bilden besondere Arten, sind dumm und lassen sich leicht fangen, während jene sich außerordentlich schlau und vorsichtig zeigen. Der kleine Kit-Fuchs, Vulpes cinereo-argentatus, gleicht dem asiatischen Korsak und bewohnt die Prairien, während der Polarfuchs, Vulpes lagopus, in den Barren-Grounds und an den Küsten und auf den Inseln des Polarmeeres wohnt, wo die Jungen geworfen und großgezogen werden. Er macht sehr weite Wanderungen aufs Eis hinaus und streift manchmal bis in die Wälder. Der canadische Luchs, Felis canadensis heißt bei den Pelzhändlern Katze (cat); er bewohnt die Waldregion, und macht besonders auf die Hasen Jagd, deren Nord-Amerika mehre Arten zählt. Der amerikanische Hase, Lepus americanus, ist häufig in der Waldregion. Bei den Krihs-Indianern heißt er Wawpus, die Pelzhändler bezeichnen ihn als Rabbit, weil er in der That unserm Kaninchen ähnlich sieht. Selten wiegt er mehr als vier Pfund; im Winter, wo er sich an den Ufern der Seen und Flüsse aufhält, um die Rinde der Birken und Weiden zu fressen, trägt er einen dichten oben weißen Pelz; im Sommer ist das Haar oben bräunlich; um das Auge hat er einen weißen Ring. Man findet ihn besonders häufig an den Alluvialufern des Mackenzie, bis zum 68°; auf den Barren-Grounds kommt eine größere Art vor. Er wühlt keine Löcher. Menschen und Thiere stellen ihm nach; die Hasen-Indianer, in deren Lande es an größeren Vierfüßern fehlt, ziehen von ihm im Winter ihr Hauptnahrungsmittel; sie fangen ihn in Schlin-

gen, die sie in den Schnee legen. Der Prairiehase, Lepus virginianus, wohnt südlicher, bis zum 55° n. Br., in offenen Gegenden oder Waldlichtungen. Er gleicht unserm europäischen Hasen, hat ein Gewicht von sieben bis zu elf Pfund, und springt in einem Satze bis zu 21 Fuß weit. Der kleine Lepus oder Lagomys princeps, oben schwarzbraun, unten grau gefärbt, mit kurzem dicken Kopfe und runden Ohren, wohnt in den Felsengebirgen zwischen 50 und 60°; Drummond fand ihn an den Quellen des Athabaska, wo er sich gegen Abend gern auf Steingetrümmer setzt und mit lautschrillendem Tone seine Gefährten herbeiruft. Er mißt nur sieben Zoll, hat keinen Schwanz und unterscheidet sich auch durch die Anzahl seiner Zähne von den übrigen Hasen. Der Polarhase, Lepus glacialis, lebt zu beiden Seiten des Baffinsbay, in den Barren-Grounds, und auf den Inseln des Eismeeres, bis hinauf zum 75°. Ueber den 58° geht er nicht nach Süden, und in die Wälder kommt er niemals. Er wühlt keine Löcher, sondern sucht Schutz unter Steinen; im Winter ist sein Pelz schneeweiß bis auf die Wurzeln, und das Fleisch dieses Thieres, welches sich von der arktischen Weide, einigen Beerenarten und der sogenannten labradorischen Theepflanze nährt, sehr wohlschmeckend.

Von der Bisam- oder Moschusratte, Fiber zibethicus, kommen in manchen Jahren allein nach England mehr als eine halbe Million Felle, denn das Thier ist ungemein fruchtbar und wirft im Jahre dreimal Junge. Der Pelz dieses „Muskwasch" oder „Watfuß", wie die Indianer es nennen, gleicht jenem des Bibers, ist aber kürzer, nicht so fein und glänzend und wird leicht naß. Der Schwanz ist nicht horizontal ausgebreitet, sondern läuft nach der Spitze schmal aus; er ist etwa acht bis zehn Zoll lang, während der Körper vierzehn Zoll mißt. Das Fleisch hat besonders im Frühjahre einen starken Bisamgeschmack, mundet aber den Indianern. Das Muskwasch findet man an allen Sümpfen und Teichen mit grasbedeckten Ufern von 30 bis 70° n. B. Bevor der Frost eintritt, bauet es sich ein kegelförmiges Haus aus Schlamm und Gras über dem Wasserspiegel, zu welchem der Eingang unter dem Wasser ist, später im Jahre auch wohl auf dem Eise, unter dem sich ein Loch befindet. Durch dasselbe schlüpft es ins Wasser, um das Wurzelwerk zu suchen, von welchem es sich nährt. Friert das Loch zu, so sterben viele; auch fressen sie sich, nach Rattenart, in strengen Wintern wohl untereinander auf.

Bei weitem das wichtigste und am meisten gesuchte pelztragende Thier ist der Biber, Castor americanus. Sein Fell, das immer Nachfrage und Abnehmer findet, bildet in den Pelzdistricten die Stapelwaare und die Richtschnur für den Werth anderer Artikel. Er ist über ganz Nord-Amerika von Labrador bis zum Großen Ocean verbreitet, und war einst in großer Menge vorhanden. Seit man ihn aber bis in die verborgensten Schlupfwinkel aufsucht, hat sich seine Zahl beträchtlich vermindert, und er wird nun in manchen Gegenden fünf Jahre

lang geschont, damit er sich in Ruhe wieder vermehren kann. Die Hudsonsbay-Compagnie hat verboten, ihm Stahlfallen zu stellen, weil in diesen Junge und Alte sich ohne Unterschied fangen; aber die Trappers oder Fallensteller, deren wir später an einem andern Orte ausführlicher erwähnen, fangen ihn im Gebiete der Vereinigten Staaten nach wie vor in Fallen, und verfolgen ihn bis in die Felsengebirge hinein. Diese aber bilden, nebst dem Gebiete von Neu-Caledonien, eine sichere Zuflucht für Marder und Biber, die dort in manchen schwer oder völlig unzugängigen Oertlichkeiten ungestört hausen. Die Indianer in der östlichen Waldregion pflegen jetzt, sobald sie einen Bau entdeckt haben, die zu demselben führenden Canäle zu verstopfen, die alten Thiere mit der Lanze zu tödten und die Jungen zu verschonen. Die Felle dieser letzteren, welche die Pelzhändler Cub nennen, sind werthvoller als die der Alten, welche als „Parchment", Pergament, von ihnen bezeichnet werden.

Der Biber, über welchen vor nun achtzig Jahren Samuel Hearne genaue Beobachtungen anstellte *), nährt sich hauptsächlich von der Rinde laubtragender Bäume, namentlich der Pappeln, Birken und Weiden; auch an die Erle geht er, liebt aber besonders die großen Wurzeln der Seerose, Nuphar luteum. Sein Fleisch ist wohlschmeckend und darf bei dem Festschmause der Indianer nicht fehlen. Wo der Biber in großer Anzahl vorhanden ist, bewohnt er Teiche, Seen und Flüsse und die kleinen Bäche, durch welche die vielen Seen mit einander in Verbindung stehen. Diese letzteren Lagen wählt er gern, wenn das Wasser tief ist; der Strom macht es ihm bequem, Holz und andere Stoffe seinem Baue zuzuführen. Tiefes Wasser wählt der Biber, damit es im Winter nicht bis auf den Grund ausfriere; hat er aber den Bau in einem kleinen Bache angelegt, dessen Zuflüsse der Frost leicht verstopft, so arbeitet er, durch seinen Naturtrieb geleitet, diesem Uebelstande entgegen, indem er in angemessener Entfernung von seinem Bau einen Damm quer über das Wasser zieht. Diese Dämme hält Hearne für die künstlichste Arbeit der Biber, nicht sowohl wegen der Zierlichkeit des Werkes, als wegen der Festigkeit desselben und weil es nützlich ist. „Es verräth einen so hohen Grad von Klugheit und Voraussicht künftiger Uebel, die nahe an menschliche Vorsicht gränzt, und vielleicht nur diesem Thiere eigen ist. Hat das Wasser im Flusse wenig Zug, so ist der Damm beinahe gerade, ist aber der Strom stärker so führen sie den Damm immer in einem beträchtlichen Bogen auf, dessen eingebogene Seite nach dem Strome zu gerichtet ist. Sie bedienen sich dazu herabschwimmenden Holzes, grüner Weiden-, Birken- und Pappelzweige, und benutzen Schlamm und Steine, die so sorgfältig untereinander gemischt sind, daß sie wesentlich zur größern Festigkeit des Dammes beitra-

*) S. Hearne's Reise vom Fort Prinz Wallis in der Hudsonsbay nach dem nördlichen Weltmeere (1769 bis 1772). Aus dem Englischen von M. C. Sprengel, Halle 1797. 156 — 170.

gen.“ Wo die Biber lange Zeit ungestört sind, werden diese Dämme nach und nach durch häufige Ausbesserungen zu ganz festen Wällen, die dem Andrange des Wassers und dem Eise widerstehen, und da die Weiden, Birken und Pappeln gewöhnlich Wurzeln schlagen und emporschießen, so bilden sie allmälig eine regelmäßig angepflanzte Hecke, in welcher auch Vögel ihre Nester bauen. Ihre Wohnungen verfertigen die Biber aus denselben Bestandtheilen wie die Dämme; die Räumlichkeit ist immer der Zahl der Insassen angemessen; selten wohnen mehr als vier Alte und sechs bis acht Junge bei einander. Ueber diese Wohnungen ist früher viel Uebertriebenes gefabelt worden. Sie sind von roherer Arbeit als die Dämme und lediglich zu dem Zwecke gebauet, damit das Thier eine trockene Stelle hat, auf welcher es liegen kann. Größere Häuser haben zuweilen mehre Abtheilungen, die aber nicht mit einander in Verbindung stehen. Bei jeder ist ein besonderer Ausgang ins Wasser angebracht. Den Schwanz kann der Biber nicht als Mörtelkelle gebrauchen, denn es fehlt demselben an den dazu erforderlichen Gelenken; er hängt herab; wenn der Biber aufrecht sitzt, hat er den Schwanz zwischen den Beinen. Er verrichtet alle Arbeit bei Nacht; die äußere Seite der Wohnung überzieht er alljährlich mit neuem Schlamm so spät als möglich im Herbst, damit diese Außenbekleidung ganz hart friere, und ihm Schutz gegen das Eindringen der Wölfe gewähre. Sobald das Eis aufgeht, verläßt der Biber seine Wohnung und streift umher, aber ehe das Laub abfällt, kehrt er zurück und bringt Wintervorräthe ein. Will er seine Wohnung verändern und einen neuen Bau anlegen, so fällt er das Holz dazu schon früh im Sommer, und beginnt die Arbeit im August. An dem Wasser, wo er sich angesiedelt, hält er immer Löcher oder Höhlen bereit, in welche er flüchtet, sobald ihm Gefahr droht. Aber häufig versperrt ihm der indianische Jäger diesen Zufluchtsort, indem er eine Anzahl Stöcke vor demselben befestigt; er holt dann den Biber mit der Hand oder einem Haken heraus. Dieser kann nicht lange unter dem Wasser ausdauern; ist ihm sein Bau aufgebrochen, sein Schlupfloch entdeckt, so muß er sich fangen lassen. Weiße und schwarze sind sehr selten; in der Gefangenschaft wird er zahm und spielt wie ein Kind.

Allen diesen hier beschriebenen Thieren stellen die Jäger vorzugsweise des Pelzes wegen nach; zwar wird auch das Fleisch der meisten von den Indianern wie von den Europäern gegessen; aber es reicht in einem Lande, in welchem Ackerbau nur an wenigen einzelnen Stellen betrieben werden kann, bei weitem nicht aus, die Menschen zu sättigen. Vielmehr bildet neben den Fischen, das Fleisch der Hirsche und Rehe, der Rennthiere und des Musethiers, und der beiden Büffelarten das Hauptnahrungsmittel. Mangelte dieses, so würde auch die geringe Anzahl von Menschen, welche in diesen weit ausgedehnten Landstrecken hausen, unmöglich sich erhalten können. Das Umherschweifen der Indianer auf

den Prairien und in den Wäldern beruht nicht auf Eigensinn oder Zufall, sondern ist eine Nothwendigkeit. Sie müssen dorthin ziehen, wo in der einen oder andern Jahreszeit das Wild sich aufhält; sie sind von demselben ganz unbedingt abhängig. So findet man zum Beispiel Rehe und Rennthiere, Hirsche und Bisonten in beständiger Bewegung von Westen nach Osten, von Süden nach Norden und umgekehrt, je nach der Jahreszeit oder den vorherrschenden Winden. So bleiben die Rehböcke von November bis Mai in den westlichen Wäldern, dann ziehen sie ostwärts, während ihnen zur Zeit der Begattung die Weibchen von dort entgegen eilen. So erscheint im nördlichen Labrador die wandernde Rennthierart, welche kleiner ist, als diejenige, welche die Wälder nicht verläßt, im März am Ungawaflusse; sie kommt von Westen her und geht über die Barren-Grounds an der Küste bis zum Georgsflusse, wo im Juni die Jungen zur Welt kommen. Inzwischen haben die Böcke, in abgesonderten Heerden, sich ins Innere begeben, wo sie bis zum September bleiben, und dann in großen Massen langsam der Küste zu gehen, während zu derselben Zeit die Weibchen mit den Jungen ihnen entgegen ziehen, und mit ihnen zusammentreffen. Im October beginnt die Begattungszeit, und alle zusammen ziehen wieder nach Westen, von wo sie kamen. Die Wanderungen der Hirsche sind eben so regelmäßig.

Das Musethier (Moose-Deer, Elenn), Cervus alces, ist eines der größten unter den nordamerikanischen Thieren, und wenn es gut genährt ist, wiegt es bis zu zwölf Centnern. Es hat hohe Beine, einen kurzen Nacken, der das mächtige und oft fünfzig Pfund schwere Geweih tragen muß, länglichen Kopf, eine vorne überhängende Schnauze, und ein grobes, dunkelbraunes Fell. Man findet dieses Thier, dessen Fleisch äußert wohlschmeckend und saftig ist und dessen Nase, Schnauze und Zunge von Feinschmeckern gelobt wird, überall in den Pelzländern von der Hudsonsbay bis zum Stillen Ocean, wo Weiden wachsen. Früher lebte es südlich bis zum Ohio hinab, ist aber jetzt in den Vereinigten Staaten selten und auch in Canada nicht mehr häufig. Das Musethier hat einen äußerst scharfen Geruch und ein noch weit feineres Gehör, läuft außerordentlich schnell, obwohl es plump aussieht, und ist schwer zu erlegen. Nur wenn man es angeschossen hat oder zur Begattungszeit ist es gefährlich; einen Hund oder Wolf tödtet ein einziger Schlag mit dem Hinterfuße. Die Haut wird ungegerbt zur Verfertigung von Nachen benutzt, gegerbt giebt sie ein weiches Leder, das man gern zu Mokassins verwendet. Das Rennthier, Cervus tarandus, kommt in zwei Varietäten vor. Die eine, von den Canadiern Caribou genannt, lebt in den Wäldern und an der Küste mehr nach Süden hin; die andere besucht die Wälder nur im Winter, und durchstreift im Sommer die Barren-Grounds und das Land an der Küste des Polarmeeres. Diese letztere ist kleiner; selbst ausgewachsene Böcke wiegen nicht mehr als 120 bis 130 Pfund. Weder die Eskimos noch die Hundsrippen- und Kupfer-Indianer oder die

Tschippewäyans und die Krihs haben das Rennthier, welches ihnen Nahrung und Kleidung giebt, zu zähmen verstanden. Das Fleisch hat einen bessern und feinern Geschmack als der beste Wild- oder Hammelbraten; eine halbgetrocknete und geröstete Rennthierzunge gilt in den Pelzländern für die größte Delicatesse. Die Häute von sechs oder sieben im Herbst erlegten Jungen geben für einen erwachsenen Menschen einen vollständigen Winteranzug, der jede Kälte in dem Maße abhält, daß man in demselben, wenn man sich in eine wollene Decke hüllt, auch die kältesten Nächte unter freiem Himmel im Schnee lagern kann, ohne sich unbehaglich zu fühlen. Auch das weibliche Rennthier hat ein Geweih, dasselbe ist aber kleiner als jenes beim Männchen, auch wechselt es zu einer andern Jahreszeit. In Zeiten der Hungersnoth werden die Rennthierfelle abgesengt und gegessen; wir haben weiter oben erzählt, daß Franklin auf seiner Landreise hätte zu Grunde gehen müssen, wenn ihm diese Speise ausgegangen wäre. Hearne bemerkt: „Im Winter werden die Felle der Rehe nur zur Nahrung gebraucht, und wenn die Haare rein abgeschabt, die Würmer herausgedrückt und die Felle gehörig weich gekocht sind, so ist es eben kein zu verachtendes Essen. Indessen konnten mich die Wilden nie bewegen, die Würmer zu essen, welche einige unter ihnen, vorzüglich die Kinder, als Leckerbissen verzehrten. Sie werden immer roh, ganz lebendig frisch aus dem Felle genossen, und sollen wie Stachelbeeren schmecken!" Das Rennthier ist im Sommer dunkelgrau, beinahe schwarz; zum Winter wird es hellgrau. Weiße Individuen findet man zu allen Jahreszeiten. — Der Wapiti, Cervus strongylocerus, ist größer als unser Rothhirsch, als dessen amerikanischen Vertreter man ihn betrachten muß; außer ihm giebt es noch mehre andere Hirscharten. In den Felsengebirgen von Californien bis zum 65° n. Br. lebt die Rocky-Mountain-Ziege, Capra americana, die sehr feine Wolle unter ihren langen Haaren trägt, und das Rocky-Mountain-Schaf, Ovis montana. Dieses letztere ist größer als das asiatische Argali oder irgend ein europäisches Hausschaf; sein Haar ist kurz, fein und biegsam, gleich jenem des Rennthiers, wird aber im Winter hart und zerbrechlich. Das Thier wird bis zu sechs Fuß lang und drei Fuß hoch. In den Prairien streifen Antilopen und Rehe in Menge umher.

Der Moschusochs oder Bisamstier, Ovibos moschatus, bewohnt die Barren-Grounds und geht im Mai bis 75° n. Br. hinauf, denn Parry traf ihn auf der Insel Melville; im Winter zieht er sich bis in die Waldregion hinab; auf Grönland und Spitzbergen findet man ihn nicht. Er lebt, gleich dem Rennthier, vorzüglich von Moosarten, erreicht die Größe des ungehörnten hochschottischen Rindviehs und wird bis zu fünfhundert Pfund schwer. Sein braunes Haar ist zottig und lang, besonders am Bauche, an den Seiten und Hintertheilen, namentlich aber an Hals und Brust, wo es wie eine Mähne herabhängt und dem Thiere ein fürchterliches Ansehen giebt. Dicht auf der Haut trägt er im Winter

eine sehr feine Wolle, aus welcher man Strümpfe verfertigt hat, die feiner als solche von Seide waren. Der Bisamochs zieht und weidet in Heerden von achtzig bis hundert Stück; die Anzahl der Stiere ist gering im Verhältniß zu jener der Kühe. Während der Brunst sind sie so eifersüchtig auf ihre Kühe, daß sich den letzteren weder Thier noch Mensch nähern darf; selbst gegen Raben und andere Vögel brüllen sie dann ein. Sie klettern, obwohl sie ein plumpes und unbehülfliches Aussehen haben, mit Leichtigkeit steile Felsen hinan, und haben einen so sichern Tritt wie die Ziegen. Das Fleisch der fetten Kühe und der Kälber schmeckt saftig und angenehm, aber jenes der Stiere riecht und schmeckt so stark nach Moschus, daß man es nur in Zeiten der äußersten Hungersnoth genießen mag. Sogar das Messer, mit welchem man das Fleisch eines alten Stieres schneidet, muß ganz blank abgescheuert werden, wenn der scharfe Geruch vergehen soll, und der Griff behält ihn noch lange Zeit.

Bei weitem das wichtigste Thier für das ganze Pairieland im Norden Amerikas, wie für die weiten westlichen Ebenen im Gebiete der Vereinigten Staaten, ist der Bison, Bos americanus, über dessen Verbreitungssphäre wir bereits in der Einleitung gesprochen haben. In den Pelzländern findet man ihn nur zwischen 100° westlicher Länge und den Felsengebirgen; nördlich geht er insgemein nur bis 62°, selten bis 63°. Er hat, wie man meint, am obern Saskatschewan und am Unjigah Päffe gefunden, die ihm ein Vordringen zur Westküste möglich machten. Auf den Prairien weidet er in zahlreichen Heerden, und so sehr auch seit Einführung der Feuerwaffe unter denselben aufgeräumt worden ist, wie unbedachtsam auch die Indianer in Zeiten ergiebiger Jagd ohne Unterschied Kühe, Stiere und Kälber ohne Noth erlegen, so beträgt die Zahl der Büffel doch noch immer Millionen. Das Fleisch ist wohlschmeckend und gleicht jenem vom europäischen Rindvieh, besonders das der Kühe, welche seit einiger Zeit trächtig sind. Ein aus der Kuh herausgeschnittenes Kalb gilt für einen Leckerbissen, eben so die Zunge, besonders aber der Höcker, den die Pelzhändler als „Perrücke“ bezeichnen. Es ist ein starker Muskel, auf welchem sich in gewissen Zeiten eine starke Fettlage bildet und der an den langen Fortsätzen der ersten Rückenwirbel befestigt ist. Er scheint bestimmt, den gewaltigen Kopf des Thieres zu stützen. Das Männchen hat einen ungemein starken Kopf und erreicht ein Gewicht von zwölf bis zwanzig Centnern, wird am Vorderviertel zwischen sechs bis sieben Fuß hoch und bis zu neun Fuß lang. Wenn die Bisonten verfolgt werden, flüchten sie gern den Wäldern zu, in welchen sie beim Rennen oft armsdicke Bäume umreißen; selbst in tiefem Schnee kann der schnellfüßige Indianer, auch wenn er Schneeschuhe trägt, sie nicht einholen. Wenn eine aus mehren Tausend Stück bestehende Heerde sich in rasche Bewegung setzt, dröhnt meilenweit der Boden, und es gewährt ein furchtbar erhabenes Schauspiel, wenn die dunkle Masse bei einem Prairiebrande vor dem Feuer flieht.

Die Europäer, welche in den einzelnen Niederlassungen in den Pelzländern zerstreut leben, würden diese Gegenden verlassen und den Pelzhandel aufgeben müssen, wenn die Büffel nicht vorhanden wären, denn sowohl sie als die in ihrem Dienste stehenden Indianer sind zum größten Theile vom Fleische dieser Thiere abhängig; es ist für sie was für uns das Brot. Die einzelnen Häuser und sogenannten Forts, welche sie gegründet haben, liegen beinahe allesammt in Gegenden, wo weder Getreidearten noch Kartoffeln gedeihen, und die wenigen Rüben und Kohlarten, welche man etwa bauet, reichen bei weitem nicht hin, den Bedarf an Nahrung zu decken. Sie haben daher sogenannte Fischstationen in Oertlichkeiten, wo die oben namhaft gemachten Fischgattungen häufig sind. Diese werden von den Indianern gefangen und getrocknet oder geräuchert; Fleischstationen legte man in den Prairien an, wo Bisonten und Rothwild in Menge vorhanden sind, oder am Nordrande der Wälder, wo im Frühjahr und Herbst die Rennthiere erscheinen. Das Büffelfleisch wird meist getrocknet, oder als Pemmican zubereitet, der sowohl für die ansässigen Pelzhändler als für ihre Reisediener ein unentbehrliches Nahrungsmittel abgiebt. Der Pemmican, dessen in den Werken Franklins, Backs und anderer Entdecker häufig erwähnt wird, besteht zum größten Theil aus Büffelfleisch. Die fleischigen Theile der Hinterviertel werden in sehr dünne Streifen zerschnitten, gedörrt und klein gestampft. Zwei Theile dieser Masse vermischt man mit einem Theile Fett und knetet das Ganze in einen ledernen Sack, den die canadischen Reisediener Taureau nennen. Er enthält jedesmal die Hinterviertel eines Büffels und wiegt etwa neunzig Pfund. Mit zwei Pfund von dieser Speise kann ein Mann auch bei harter Tagesarbeit sich nähren und sättigen. Im Frühjahr pflegt man die Blätter der schmalblättrigen Weidenröschen, Epilobium angustifolium, mit Hafermehl und Pemmican zu kochen, oder auch den letztern mit Meerrettig, getrockneten Beeren und Korinthen zu würzen. Der Pemmican dauert Jahre lang, wenn man ihn gleich nachdem er mit Fett vermischt wurde, an einem kühlen Orte trocknen läßt, und vor den Einwirkungen der Luft bewahrt. Man ißt ihn im Nothfalle roh, sonst aber in Wasser aufgelöst und gekocht. Häufig haben auch die Europäer in jenen Gegenden Wochenlang keine andere Speise, und preisen sich glücklich, wenn in Zeiten der Hungersnoth dieselbe nicht ausgeht*).

Zweimal im Jahre, wenn die Enten und Gänse wandern, werden diese in großer Menge geschossen und für den Winter eingesalzen. Die canadische Gans, Anser canadensis (die Outarde der Canadier), verläßt die Savannen von Florida und Arkansas, wo sie überwintert, sobald im Norden der Schnee aufzuthauen beginnt. Zwischen Mitte März und April erscheint sie im Norden

*) Auch aus Rennthierfleisch, wenn dasselbe in großer Menge vorhanden ist, wird im Norden Pemmican bereitet.

des Missouri, kommt gleich nachher in großen Zügen in den Pelzländern an, verbreitet sich paarweise umher, und brütet. Am Huron-See, unter 44° n. Br., langt sie in den ersten Tagen des April an, unter 61° am Sklaven-See am 1. Mai, und etwa zehn Tage später unter 64° am Großen Bären-See. Zur Brutzeit wird sie mit Leichtigkeit in großer Menge erlegt. Wenn der erste Frost die Erde härtet und einige Mal Schnee gefallen ist, eilt die canadische Gans in großen Zügen nach dem Süden zurück. Sie fliegt gern während der Nacht vor dem Winde hoch in den Lüften und schreiet. Dann wissen die Indianer, daß bald scharfes kaltes Wetter eintritt. Aber sobald sie im Frühjahr erscheint, beginnt ein reges Leben, alle Gewehre werden in Ordnung gebracht, und sobald man einen kielförmig fliegenden Zug in der Ferne bemerkt, stürzen Weiber, Männer und Kinder ins Freie und rufen den Gänsen ein häufiges „Wak!" zu. Der hinter dichtem Grase oder Gesträuchen verborgene Jäger lockt sie aus weiter Ferne an, und hat immer auf eine reiche Beute zu rechnen*).

Das Jagen ist in den Pelzländern kein bloßes Vergnügen, es ist ein Gewerbe, von dessen Betrieb Leben und Familie abhängen. Selbst in den Colonien am Red-River, unter 50° n. Br., südlich vom Winnipeg-See, in welchen ein ziemlich ausgedehnter Ackerbau getrieben wird, bildet die Büffeljagd einen Hauptnahrungs- und Erwerbszweig. Die Mehrzahl der Bewohner in jener Niederlassung besteht aus alten canadischen Reisedienern, welche sich dort für den Rest ihrer Tage aufhalten, und Mischlingen. Diese letzteren haben viele Sitten und Gewohnheiten der Indianer bewahrt, und ziehen die Jagd mit ihren Wechselfällen und Herumstreifen in Wäldern und auf Wiesen, den ruhigen Arbeiten des Ackerbaues bei weitem vor. Nachdem sie im Frühling nothdürftig einige Flecken Landes bestellt haben, gehen sie mit Weib und Kind auf die Jagd aus. Sie regeln ihre Züge, als zögen sie zu Krieg und Feldschlacht aus, halten strenge Zucht und wählen Offiziere, welche ein „Commandant" befehligt. Gegen Ende Juni verlassen sie, etwa zwölf- bis fünfzehnhundert an der Zahl, die Niederlassung. Jeder Jägersmann hat mindestens sechs Karren und oft mehr bei sich, so daß ein aus fünftausend Wagen bestehender Zug beisammen ist. Auch hat er einen besondern „Büffelrenner", daß heißt ein Pferd, welcher zur Büffeljagd sehr sorgfältig abgerichtet wurde, und das er emsig pflegt, und mit Glasperlen, gefärbten Stachelschweinkielen und bunten Bändern stattlich aufputzt. Der Commandant ordnet und leitet den ganzen Zug. Wenn Morgens der Schall der Trompete oder des Hornes ertönt, eilen die Jäger zu ihren Rossen, während Frauen und Diener die Zelte zusammennehmen und das Gepäck in Ordnung bringen. Sind die Pferde alle beisammen, so giebt ein zweites Schmettern der Trompete das Zeichen zum Aufbruch, und die Karren setzen sich, je zu vieren

---

*) Richardson, im Anhange zu Backs Reise, XLV.

neben einander, in Bewegung. Die Jäger besteigen ihre Rosse und theilen sich in verschiedene Züge. Der eine reitet vor dem Gepäck, der andere schließt den Zug, der dritte und vierte decken die Flanken. Nach dem dritten Trompetenstoße bricht die ganze Karavane auf, und marschirt bis Mittags zwei Uhr; dann weidet das Vieh. Beim Nachtlager werden sämmtliche Karren in einem Kreise aufgestellt, und innerhalb desselben die Zelte so aufgeschlagen, daß sie regelmäßige Straßen bilden. Den Pferden spannt man die Vorderbeine und läßt sie grasen. Ausgestellte Wachen, die regelmäßig abgelöst werden, überwachen die Sicherheit des Lagers. In dieser Weise schreitet der Zug fort, bis er auf den Weideplätzen der Bisonten anlangt. Dann sendet der Commandant Späher aus, die erforschen müssen, in welcher Gegend die Heerden sich aufhalten. Ist man über diesen wichtigen Punkt im Klaren, so wird das Lager aufgeschlagen; die Jäger besteigen ihre Rennpferde, bilden eine weitausgedehnte, regelmäßige Linie und sprengen im Galop davon. Nicht ein einziger reitet den übrigen auch nur eine Kopflänge voraus. In Schußweite vor der Büffelheerde halten alle an, lassen wie aus einer Kehle den indianischen Kriegsruf erschallen*), und stürmen dann gegen die Büffel ein. Jeder Jäger ersieht sich sein Thier aus und verfolgt es so lange, bis er es mit Gewißheit erlegen kann. Hat er es zu Boden gestreckt, so versieht er es rasch mit einem Zeichen, an welchem man sein Eigenthumsrecht erkennt, ladet sein Gewehr wieder und sucht eine neue Beute. Jäger, die über Renner der besten Art verfügen, tödten oft hintereinander wohl zehn Büffel, die übrigen insgemein vier bis acht. Der Büffel gehört allemal dem, welcher ihm die erste blutige Wunde beibringt. Sobald das Schießen beginnt, fahren die Weiber und Kinder mit den Wagen herbei, zerlegen das Fleisch und bringen es zum Lagerplatze, wo sie es trocknen. Nach etwa drei Tagen setzt der Zug sich abermals in Bewegung, und manchmal giebt ein und dieselbe Heerde einen so reichen Ertrag, daß alle Karren, von denen jeder mit etwa zehn Centnern belastet wird, völlig beladen sind. Die Heerden erscheinen oft so zahlreich, daß man diese große, durch das Gemetzel unter ihnen angestellte Verwüstung nicht einmal bemerkt. Uebrigens ist diese Büffeljagd nicht ohne Gefahren: zuweilen rennt der gehetzte Stier den Pferden seine Hörner in den Leib, und auch der Jäger selbst geht wohl zu Grunde, obwohl es schwerlich keckere und gewandtere Reiter giebt als diese Halbschlächtigen (Bois brulés) vom Red-River. Die Prairie ist an manchen Stellen durch Dachslöcher unterhöhlt; tritt im raschen Laufe das Pferd in diese hinein, so stürzt es mit seinem Reiter zu Boden; auch treffen, vielleicht nicht immer ohne Absicht, hin und wieder Schüsse fehl, und strecken einen Reiter statt des Büffels nieder. Uebrigens hat die Karavane einen Priester bei sich, der an Sonntagen feierliche Messe lieset. Läßt sich aber während des Gottesdienstes die

*) Dieser „Whar-whoop“ lautet: Hih-ihp-hu-ah!

Büffelheerde blicken, so stiebt Alles plötzlich unter dem lauten Rufe: „la vache, la vache!" auseinander, Alt und Jung eilt zu Karren und Rossen, und der Geistliche mag allen vier Winden predigen. Alljährlich werden zwei Ausflüge gemacht; der letzte fällt in den Augustmonat. Diese halbschlächtigen Büffeljäger sind den Indianern als unwillkommene Eindringlinge verhaßt. Sie suchen diese Letzteren zu überfallen, und stecken gern die Prairie in Brand, um die Büffel weiter landeinwärts zu treiben. So kommt es, daß die Karavanenzüge in manchen Jahren ganz vergeblich sind, und daß die Bois Brulés sich dann genöthigt sehen, der bei weitem nicht so ergiebigen Jagd in den Wäldern obzuliegen *).

Von der Südküste Labradors bis zur Behringsstraße leben am Küstenstrande die Polarmenschen, eine eigenthümliche Art, die unter dem Namen der Eskimos bekannt ist. Sie essen Fleisch oder Fisch gewöhnlich roh; deshalb wurden sie von den Krihs- und Sauteur-Indianern „Eschkimai", d. h. Fresser rohen Fleisches genannt. Diese Benennung kam etwas verändert durch die canadischen Pelzjäger nach Europa. Jene, welche im Westen des 140° w. L., vom linken Ufer der Mackenziemündung bis zur Behringsstraße wohnen, unterscheiden sich in einigen Beziehungen von den im Osten wohnenden. Diese westlichen Eskimos leben auch im Süden der Behringsstraße bis in die Nähe des St. Eliasberges, unter 60° n. Br. und 140° w. L.; zu ihnen gehören also die meisten Bewohner des russischen Amerika, z. B. die Tschugatschen, die Bewohner der Aleuten und die Kodjaken, nicht minder die seßhaften Tschuktschen auf der Nordostspitze Asiens. Aber beide Abtheilungen gehören in allem Wesentlichen, insbesondere auch in Sitten, Gebräuchen und in der Sprache, demselben Stamme an. Sie gleichen den stammverwandten europäischen Lappen, noch mehr aber den Grönländern, und die Schilderung, welche wir von diesen entworfen haben, paßt zum großen Theile auch auf die Eskimos von Labrador, der Hudsonsbay und an den Küsten des Polarmeeres. Ihre Sprache besonders bietet nur geringe Abweichungen dar. Der Dolmetscher, welchen Mac Lean in der Ungawabay auf Labrador bei sich hatte, war von der Hudsonsbay gebürtig und Franklins Begleiter am Mackenzie und am Kupfergrubenstrom gewesen, aber er verstand die Eskimos hier wie dort, obwohl beide Gegenden über tausend Stunden weit auseinander liegen.

Die Eskimos haben eine schwärzliche Haut, zum Theil in Folge der häufigen Einreibung mit Fett und des an ihr haftenden Schmutzes; manche Kinder sind dagegen hell wie Europäer, während an der Küste von Labrador Mischlinge von Europäern und Eskimos, die sich durchaus reinlich hielten, wieder sehr dunkel aussahen. Der Eskimo ist klein, aber so wenig ein Zwerg, wie

*) Mac Lean II. 297.

der Patagonier ein Riese. Im Durchschnitt haben die Männer 5 Fuß 5 Zoll englischen Maßes; einzelne erreichen die Höhe von sechs Fuß. Sie sind aber wohlbeleibt und erscheinen wegen ihrer plumpen Kleidung noch dicker als sie in der That sind. Ihr Körper ist sehr stark und kräftig, und auch an Muth fehlt es ihnen nicht im geringsten. Ihre Gesichtsbildung ist in den einzelnen Gegenden verschieden. Manche Frauen werden selbst nach europäischen Begriffen als hübsch geschildert; sie flechten ihr Haar zu einem Knoten zusammen, den sie oben auf dem Kopfe befestigen; sie salben es mit Thran. Ihre runden Augen sind schwarz, die Zähne regelmäßig und weiß; sie tättowiren sich im Gesicht; jene, welche Back an der Mündung des Großen Fischflusses fand, tättowiren auch den mittlern und vierten Finger. Die Männer haben überall einen starken Bart, besonders auf der Lippe und am Kinn. Sie gelten für verschmitzt und verrätherisch; aber ihr Argwohn und ihr Mißtrauen wird erklärlich, wenn man weiß, daß die Indianer zu allen Zeiten den Eskimo verfolgt und ihn wie ein wildes Thier betrachtet haben, das sie ohne Gnade und Barmherzigkeit erschlagen. Gerade die friedlichen Neigungen der Eskimos reizen den Indianer zu Raubzügen und Ueberfällen. Die sogenannten Nördlichen Indianer unternahmen, als Hearne unter ihnen war um den Kupfergrubenfluß aufzusuchen, eine Expedition zu den Eskimos, lediglich um diese zu ermorden, und der Reisende vermochte sie von diesem Vorsatze auf keine Weise abzubringen. Als sie sich am Ufer des Stromes in der Nähe der Eskimos befanden, bemalten sie ihre Schilde mit Bildern der Sonne, des Mondes, der Raubvögel und anderen Symbolen, legten sich in einen Hinterhalt, strichen das Gesicht schwarz und roth an, stürzten Morgens früh ein Uhr über die schlafenden Eskimos und erwürgten sie unter gräßlichem Geschrei, — Männer, Weiber und Kinder ohne allen Unterschied. Jungen Mädchen, die entflohen, stießen sie Speere durch den Leib, und hefteten sie fest an den Boden; während sich die Unglücklichen in Todesqual wanden und krümmten, beleidigten die Indianer noch die halbentseelten Körper in frechster Weise. Dann erhoben sie ein Siegesgeschrei und plünderten die Zelte; sie zerstörten die steinernen Kessel und hölzernen Tröge, nahmen aber Schüsseln, Schöpfkellen und Löffel, aus dem Horne der Bisamochsen, bereitet und die aus Kupfer verfertigten Beile und Waffen mit sich.

Im Winter wohnen die Eskimos überall in ihren Iglus oder Schneehütten, die weit wärmer sind, als Gebäude aus Holz oder Stein es in jenen rauhen Gegenden sein könnten. Die Männer schneiden große Schneeblöcke aus, die sie geschickt in solcher Weise übereinander legen, daß sie nach oben hin verjüngt zulaufen. Nur am Gipfel lassen sie eine schmale Oeffnung, um dieselbe mit einem Stück Eis auszufüllen, das zugleich als Schlußstein des Gewölbes und als Fenster dient. Rings um die Schneemauer wird im Innern eine Bank, gleichfalls aus Schnee verfertigt, mit Häuten bedeckt, und als Sitz und zur

Schlafstätte benutzt. Das Gebäude selbst, in der Mitte acht Fuß hoch und von zehn bis zwölf Fuß im Durchmesser, gleicht einem Dome. Wenn mehre Familien unter demselben Dache wohnen, ist es verhältnißmäßig größer. Der Eingang zur Hütte besteht allemal in einem gewundenen und bedeckten Gange, der bei Tage offen steht, bei Nacht aber durch Eisthüren verstellt wird, so daß die Insassen sich behaglicher Wärme erfreuen. Brennholz gebraucht der Eskimo auch im Winter nicht; der Thran in der steinernen Lampe entwickelt so viel Hitze, daß er auch seine Stiefel und Kleider trocknen und das Seehundsfett wärmen kann, wenn er es nicht kalt genießen will. An Kälte ist er ohnehin von Jugend auf gewöhnt. Im Winter ißt er am liebsten rohes Fleisch und Fische, die ihm am besten munden, wenn sie völlig durchgefroren sind. Sein Magen verschmähet nicht leicht etwas; er füllt ihn gern bis zum Uebermaße an, wie der Indianer, vermag aber auch gleich diesem lange Zeit Hunger zu ertragen. Seine Kleidung ist dem Klima vollkommen angemessen, seine mit Eiderdunen gefüllten Stiefel sind wasserdicht; ein doppeltes Paar von Beinkleidern, deren innere Seite mit Haar bedeckt ist, hält die Beine warm, und die Röcke oder Ueberwürfe sind mit einer Kapuze versehen, die den Kopf schützt. Auch die Weiber tragen Hosen; hinten an ihrem Rocke hängt ein langes Stück Pelz, das sie vor Erkältung bewahrt, wenn sie sich auf Schnee, Eis oder Felsen niedersetzen müssen.

Der Hund ist des Eskimos unzertrennlicher Gefährte. Er bellt nie, sondern kann nur heulen; er leistet als Zugthier große Dienste, indem er die Schlitten zieht, und obwohl er nur mit etwas Seehundsfett und dem Abfall von Fischen gefüttert wird, die größte Ausdauer zeigt. Des Kayaks bedienen sich die Eskimos wie die Grönländer, nur verstehen sie auf Labrador nicht dasselbe wieder aufzurichten, dagegen sind ihre Weiberboote hier im Stande, auch bei stürmischer See zu fahren.

Der Eskimo ist gutmüthig und gern friedlichen Sinnes; wird er aber zum Aeußersten gereizt, so kämpft er bis zum letzten Athemzuge und mit Zähnen und Nägeln. Meist entstehen Streitigkeiten unter ihnen nur der Weiber wegen; Verheirathungen kommen oft bei sehr jungen Leuten vor; es scheint daß die sehr warme Kleidung den Trieb der Geschlechter früh zeitigt; man findet Ehen zwischen vierzehnjährigen Knaben und zwölfjährigen Mädchen. Hochzeitfeierlichkeiten finden nicht statt; Vielweiberei ist erlaubt, und der Mann ist unumschränkter Gebieter in der Familie. Hat er im Herbst Glück beim Seehunds- und Fischfange gehabt, denn Wild auf dem Lande kann er im Winter nicht erlegen, weil er sich der Schneeschuhe nicht bedient, so hält er sich für den glücklichsten Sterblichen. Nun kann er ja den Winter über nach Belieben seinen Magen füllen und schlafen nach Herzenslust, gleichviel ob es Tag oder Nacht ist, manchmal auch, um sich einige Bewegung zu machen, Ball spielen, oder tanzen in seiner Weise und dabei die Achseln zucken, die Schultern heben, während er tiefe Töne aus

Brust und Kehle hervorholt, welche ihm die Musik ersetzen. Auch liebt er das Boxen, aber so, daß nie ein Schlag abgewehrt wird, sondern einer dem andern der Reihe nach mit der Faust hinter das Ohr schlägt. Auch im Ringen übt sich der Eskimo, und stellt sich ihm ein Indianer, so bleibt jener allemal Sieger. Hat er Nahrung genug, so kümmert er sich um weiter nichts, und namentlich das Ueberirdische macht ihm die geringste Sorge; höchstens denkt er an sein künftiges Paradies, wo eine Fülle von Seehundsfett seiner harrt, und glaubt das, was die Zauberer ihm sagen. Stirbt er, so legt man ihn auf einen Felsen und bedeckt ihn mit Eis und Schnee; unter dieser Hülle liegt er, bis Wölfe oder andere Raubthiere ihn verzehren. Sein Kayak, Bogen, Pfeil und Speer stellt man neben ihn, damit er sich aller dieser Geräthe in jener Welt bedienen könne.

Im Osten der Felsengebirge wohnen, auf dem im Anfange dieses Hauptstücks bezeichneten Flächenraume, im Süden der Eskimos, drei große, durch ganz abweichende Sprachen von einander verschiedene Gruppen von Indianervölkern: jene der Athabaskas, der Algonkiner und Sioux oder Dakohtas. Alle Stämme im Norden der großen canadischen Seen, mit Ausnahme der sogenannten Zank-Indianer, am untern Mackenzie, lassen sich unter eine dieser Gruppen einreihen. Diese sogenannten Zänker, Quarrellers, sind ein friedliebendes Volk*), das diesen Namen mit demselben Unrechte führt wie noch einen andern, jenen der Loucheur (Squint-eyes), d. h. Schieler, da derselbe im Munde ihrer Nachbarn nur Männer bedeutet, welche durch einen zur Seite gewandten Blick die Pfeile des Gegners zu vermeiden wissen.

Zunächst den Eskimos, aber nur in seltener und dann allemal feindlicher Berührung mit ihnen, an beiden Seiten der Felsengebirge, im Osten bis an die Hudsonsbay, wohl über das Felsengebirge, doch nicht bis an die Küste des Großen Oceans reichend, hauset die Völker-Gruppe der Athabaskas oder Athapaskas, wie Gallatin, oder der Arctiden, wie Schoolcraft sie nennt. Die Südgränze der zu ihr gehörenden Völker wird vom Missinipi und vom mittlern Arme des Saskatschewan gebildet, wo sie mit Völkern algonkinischen Stammes zusammenstoßen, die sich zum Theil weit nach Norden in ihre Jagdgründe vorgeschoben und die alte Gränze durchbrochen haben. Auf der Westseite des großen Gebirges gehören die Coutaniehs und die Takellis oder Carriers zu den Athabaskas; sie wohnen im Norden einer Linie, welche sich vom 53 bis 58° n. Br. hinaufzieht.

*) So ist die gewöhnliche Angabe. M. Lean, der längere Zeit in den Forts am Liard und untern Mackenzie sich aufhielt, bemerkt, daß sie allerdings in fortwährendem Verkehr mit den Eskimos ständen, indessen häufig mit denselben in Streit geriethen. Aber auch er sagt, daß sie weder mit den Eskimos noch mit den Tschippewäyan-Stämmen in irgend einer Sprachverwandtschaft ständen, sondern eine ganz besondere Sprache reden. Sie besuchen die Handelsposten am Peel-Flusse, und haben ihre Jagdgründe auch innerhalb der Gränzen des Russischen Amerika. Mac Lean II. 243.

Die im östlichen Theile hausenden Athabaskas, welche von der Hudsonsbay westlich bis zum Athabaska-See reichen, und im Norden die Hundsrippen- und Kupferindianer zu Nachbarn haben (59 bis 68° n. Br.), werden auch als **Nördliche Indianer** bezeichnet. Die nordwestlich zwischen dem Athabaska- und Großen Sklaven-See umherstreifenden hat man auch wohl insbesondere als **Tschippewäyans** (Chippewyans oder Chippeyans) bezeichnet, und dieses zumeist aus Wald bestehende Land nach ihnen benannt, obwohl der Name auch im Allgemeinen auf die ganze Stammgruppe ausgedehnt wird und somit auch die „Nördlichen Indianer" begreift. Sie selber nennen sich im Gegensatz zu den westlicher hausenden Stämmen, und weil ihr ursprüngliches Jagdgebiet zwischen dem Athabaska-See, dem Großen Sklaven-See und dem Churchill- (Missinipi-) Flusse liegt, „Männer der aufgehenden Sonne" (Saissah-dinneh). Weiter nördlich wohnen die **Kupfergruben-Indianer**, westlich von ihnen die **Hundsrippen-** und **Sklaven-Indianer**; westlich vom Athabaska-See, am Unjigah, die gastfreien und wackeren **Biber-Indianer**, welche sich rühmen, nie eines weißen Mannes Blut vergossen zu haben; im Norden des Großen Sklaven-Sees die **Starkbogen-** (Strong-bow) **Indianer**. Die **Berg-Indianer** (Gens des Montagnes) und die **Schaf-Indianer** reichen bis an das Felsengebirge; im Westen desselben leben, wie schon bemerkt, die **Carriers**; am untern Mackenzie, südlich von den Loucheur, die **Hasen-Indianer** (Rabbit-skins). Die kleine Horde der **Yellow-Knives** wohnt im Norden des Großen Sklaven-Sees.

Die vier Stämme der Sklaven-, Hundsrippen-, Hasen- und Berg-Indianer bilden eine besondere Abtheilung; ihre Mundarten weichen nur wenig von einander ab, und in Sitten, Gebräuchen, Körperbildung und Tracht sind sie einander sehr ähnlich. Von den meisten übrigen amerikanischen Stämmen, insbesondere von ihren südlichen Nachbarn, unterscheiden sie sich sehr wesentlich durch einen löblichen Zug. Sie behandeln nämlich ihre Frauen mit großer Güte und Nachsicht, und betrachten sie nicht als bloße Lastthiere. Was bei andern Stämmen den Weibern an Arbeit aufgebürdet wird, verrichtet hier der Mann. Er hauet Holz und holt Wasser; er schaufelt den Schnee weg, wenn ein Lagerplatz hergerichtet wird. Besonders die **Hasen-** und **Sklaven-Indianer** sind sanft, harmlos und beinahe schüchtern. Sie kleiden sich in die Felle der Hasen (Rabbits), deren Fleisch ihre Hauptnahrung bildet; mangelt einmal dieses Thier, so leiden sie Hunger, und sind ohne Körperbedeckung. „Ich sah," schreibt Mac Lean, „ein Kind, das drei Tage nach seiner Geburt noch nackt war; die Eltern hatten jeden Zoll ihrer armseligen Kleidung, so viel sie davon entbehren konnten, aufgegessen. Am Ende wurde das Kind in Rabenfelle gewickelt." Beide Stämme halten sich meist am Ufer der großen Ströme auf, leben Sommer und Winter in freier Luft, und hocken sich auf ihren Lagerplätzen dicht neben einander, ohne andern Schutz

vor dem Wetter, als die Zweige einer Tanne. Sie haben nur wenig Bedürfnisse; wenn es ihnen glückt, einige Hirsche zu erlegen und somit Sehnen zu erhalten, aus welchen sie Schlingen zum Hasenfangen bereiten, dann sind sie zufrieden. Ihre ganze Arbeit besteht darin, daß sie diese Schlingen legen, die Beute forttragen, die Thiere kochen, essen und dann schlafen. Die Hundsrippen leben auf den Barren-Grounds am Großen Bären-See bis zum Kupfergrubenstrome, wo überall die Rennthiere häufig weiden. Sie sind ein starkgebauter und kriegerischer Menschenschlag. Alle diese Stämme haben keine erblichen Häuptlinge, wie denn überhaupt die ganze Gruppe der Tschippewäyans, im Osten der Felsengebirge, keinerlei Herrschaft duldet. Am Mackenzie übertragen die Beamten der Hudsonsbay die Häuptlingswürde dem ausgezeichnetsten Jäger. Zum Zeichen derselben schenken sie ihm einen Anzug, insbesondere einen Rock von grobem rothen Wollentuch, und wenn er sich ferner auszeichnet, fügen sie einen Filzhut mit Federschmuck bei. Aber der Rock wird gewöhnlich bald zerschnitten, unter die Freunde vertheilt und meistens bald zu Tabacksbeuteln bearbeitet. Ihre religiösen Ansichten sind höchst dürftig; sie sollen vor Ankunft der Europäer in ihrem Lande überhaupt dergleichen nicht gehabt haben. Um ihnen den Begriff der Gottheit einigermaßen zu verdeutlichen, wurde „Gott" erklärt als: „der Mann der auf dem Wolken himmel sich zurückbeugt", „Engel" sind „Vögel dieses Mannes", der „Teufel" wird als Zauberer bezeichnet. Denn dergleichen hatten und haben sie; es leidet also keinen Zweifel, daß sie an höhere Kräfte glauben. Selten hat ein Mann, zwei Frauen. Er kann kaum eine ernähren, und in Zeiten der Hungersnoth sind Beispiele vorgekommen, daß ein Mann sein Weib und seine Kinder nach und nach ermordet, am Feuer geröstet und verzehrt hat. Solcher Kannibalismus ist auch gar nicht selten; meist sind es Weiber, die das Verbrechen begehen, und wenn sie einmal Menschenfleisch genossen haben, dasselbe jeder anderen Speise vorziehen. Sie begraben ihre Todten in hölzernen Särgen. An Sagen sind sie arm; sie wissen nur von einer großen Fluth, seit welcher sie im Lande wohnen*).

Die „Nördlichen Indianer" hat Hearne ausführlich beschrieben. Sie sind dunkelbraun, haben sehr niedrige Stirn, kleine Augen, hohe Backenknochen, gebogene Nasen, langes breites Kinn und volles Gesicht. Sie tättowiren, gleich den Kupfer- und Hundsrippen-Indianern, das Gesicht mit drei oder vier gleich-

---

*) Mackenzie, der (von S. 131—149 der deutschen Ausgabe) „Einige Nachrichten von den Chepewyan-Indianern" giebt, meint, es lasse sich nicht bezweifeln, daß sie ostwärts gewandert seien. Diese Stelle hatte wohl Mac Lean im Sinne, wenn er II. 249 bemerkt, er habe nie, trotz sorgfältiger Nachforschungen, erfahren können, daß eine solche Tradition bei ihnen vorhanden sei. Sie wissen in ihren Sagen nichts von einem entfernten Lande. Dadurch wäre auch Schoolcrafts Meinung beseitigt, daß ihre Traditionen aus reineren und früheren Quellen, als jene der übrigen Indianer geflossen, und daß diese Arctiden ausnahmsweise von Westen nach Osten vorgedrungen seien, während die südlicheren Indianer ihren Zug sämmtlich gegen Westen und Nordwesten nahmen. The Indian in his Wigwam, 201.

laufenden schwarzen Strichen auf jeder Wange. Sie sind mürrisch, eigennützig, zudringliche Bettler und schlaue Betrüger, aber selten erlauben sie sich eine Gewaltthätigkeit. Der Werth eines Mannes richtet sich lediglich nach der Geschicklichkeit, welche er als Jäger bethätigt. Den Weibern ist ein unglückseliges Loos zu Theil geworden. Der Häuptling Matonabbi sagte zu dem oben genannten Reisenden: „Die Weiber sind zur Arbeit gemacht; eine von ihnen kann so viel tragen oder ziehen als zwei Männer. Sie schlagen außerdem die Zelte auf, bereiten unser Essen, bessern unsere Kleider aus, halten uns in der Nacht warm, und sind auf einer etwas langen Reise unentbehrlich. Außerdem aber, daß sie Alles thun, kosten sie wenig zu unterhalten; denn da sie immer die Küche besorgen, können sie sich in knappen Zeiten zur Noth an den Fingern satt lecken." Dieser Häuptling hatte sieben Weiber. Beständige schwere Arbeit und häufiger Mangel bewirken, daß sie alt aussehen, ehe sie noch dreißig Jahre alt sind. „Wenn man einen nördlichen Wilden fragen sollte, was ist weibliche Schönheit, so würde er antworten: ein breites flaches Gesicht, kleine Augen, hohe Backenknochen, eine plumpe Habichtsnase, gelbe Haut und ein bis auf den Gürtel herabhängender Busen. Der Werth dieser Reize wird noch um Vieles erhöht, wenn die Besitzerin alle Arten von Fellen zu bereiten versteht, Kleider verfertigen, und eine Last von achtzig bis hundert Pfund tragen oder ziehen kann." Selbst die Frauen der Häuptlinge bekommen nicht eher zu essen, als bis alle Männer sich gesättigt haben von demselben Stück Wild, welches die Weiber nach den Zelten schleppen, zerlegen, trocknen, zerstampfen oder braten mußten. Ein Weib, das nascht, wird schwer gezüchtigt; ein naschhaftes Mädchen bleibt ohne Mann. Bringt die Frau auf der Wanderung ein Kind zur Welt, so muß sie es unmittelbar nach der Geburt auf den Rücken nehmen, und dabei ihren Schlitten ziehen oder ihre Last tragen. Sie gilt fünf Wochen lang für unrein, muß in einem abgesonderten Zelte wohnen, und während dieser Zeit sieht der Vater das Kind nicht. Den Knaben legt man Namen von einem Orte, einer Jahreszeit oder einem Thiere bei, den Mädchen hauptsächlich nach irgend einem Theile des Marders, z. B. Marderherz. Wer sich selber nicht ernähren kann oder schwer erkrankt und keine nahen Verwandten bei sich hat, wird in Zeiten, wo die Jagdbeute kärglich ausfällt, erbarmungslos zurückgelassen, „weil es so besser sei, als wenn die ganze Familie bei ihm bleibe und mit ihm verhungere." Man hüllt den Kranken sorgfältig in Felle, setzt ihm etwas Fleisch und Wasser hin, und wendet ihm den Rücken. Hearne meint, daß harte Nothwendigkeit und die Pflicht der Selbsterhaltung mehr Theil an diesem barbarischen Gebrauche habe, als wirklicher Mangel an Menschlichkeit und Mitgefühl*), doch sagt er auch, diese nördlichen

---

*) Mackenzie (S. 144) ist derselben Ansicht; der Gebrauch sei eine „traurige Nothwendigkeit." Auch kommen Ausnahmen vor: „Ich weiß, daß ein durch Schlagfluß hülflos geworde-

Wilden seien die fühllosesten unter allen Geschöpfen; sie könnten ohne das geringste Mitleiden die größten Qualen betrachten, sobald der Leidende nicht einer ihrer nächsten Verwandten sei. Das Alter wird nicht geehrt; wer nicht mehr arbeiten kann, wird auf das Aeußerste vernachlässigt und von den eigenen Kindern mit der größten Geringschätzung behandelt. Die Alten ertragen eine solche Behandlung, ohne eine Klage auszustoßen, und sehen geduldig der traurigen Stunde entgegen, wo man sie zurücklassen wird, um einsam aus Hunger und Mangel umzukommen, sobald sie den Herumstreifenden nicht mehr folgen können. So geht wohl die Hälfte aller alten unvermögenden Leute beiderlei Geschlechts zu Grunde. — Die Nachen der Nördlichen Wilden werden aus Birkenrinde verfertigt, gleichen einem Weberschiffe und sind selten länger als zwölf Fuß; eben so lang sind ihre Schlitten. Im Winter wissen sie sich der Schneeschuhe mit großer Gewandtheit zu bedienen. Ihre religiösen Vorstellungen sind im Allgemeinen roh, sie glauben an eine Art von Elementargeistern und haben Zauberer oder Gaukler, die zugleich ihre Aerzte sind. Mackenzie kennt die Sage der Tschippewäyans von der Weltschöpfung. Die Erde war einst ein ungeheures zusammenhängendes Meer, auf dem kein lebendes Wesen wohnte, außer einem mächtig großen Vogel, dessen Augen aus Feuer, dessen Blicke aus Blitzen bestanden und dessen Schwingen Donner waren. Als er herabflog und das Meer berührte, stieg sogleich die Erde empor, und blieb über der Oberfläche des Wassers. Er rief alle Thiere aus der Erde, die Tschippewäyans aber wurden von einem Hunde erzeugt*). Nachdem er dieses Werk vollendet, verfertigte der große Vogel — die schöpferische Kraft — einen Pfeil, der sorgfältig aufbewahrt und unberührt bleiben sollte. Aber die Tschippewäyans nahmen ihn aus Unverstand weg, und dieser Frevel erzürnte den großen Vogel so sehr, daß er nie wieder erschien. Nach dem Tode kommen sie in der andern Welt an einen Fluß, auf welchem sie sich in einem steinernen Nachen einschiffen; sie gelangen dann zu einem großen See, in welchem eine schöne Insel liegt. Hier wird über sie abgeurtheilt. Die Guten dürfen auf die Insel kommen, und genießen dort Glück, nach ihren Begriffen, in aller Fülle; mit den Bösen sinkt der steinerne Nachen; sie stehen bis zum Kinn im Wasser, und strengen sich

---

ner Mann mit der größten Zärtlichkeit und Sorgfalt getragen wurde, bis er eines natürlichen Todes starb." Begraben kann man die Todten nicht, weil der Boden nicht aufthaut; man bedeckt sie in den Wäldern mit Holz.

*) Daher rührt die Abneigung der Tschippewäyans gegen den Genuß des Hundefleisches und gegen die Indianer, welche dasselbe genießen. Wir haben oben erwähnt, daß die Takellis einen Hund zum Häuptling wählten; sie sind ein Tschippewäyan-Stamm. Richardson erzählt, daß 1815 ein abergläubischer Schwärmer den nördlichen Indianern eindringlich vorstellte, es sei unangemessen, die mit ihnen verwandten Thiere noch ferner für sich arbeiten zu lassen. Das Volk beschloß einmüthig, dem Rathe zu folgen und tödtete alle Hunde. Seitdem ziehen sie ihre Schlitten selbst, und die ohnehin schwer geplagten Weiber haben noch mehr Last. Franklins Reise an die Küsten des Polarmeeres, 191.

ewig fruchtlos an, die gesegnete Insel zu erreichen. Sie haben auch einige schwache Begriffe von der Seelenwanderung.

Im Westen der Felsengebirge gehören, wie schon bemerkt, zur Völkergruppe der Athabaskas die Siccanis und die Takellis oder Carriers, in Neu-Caledonien, deren Sprache mit jener der eigentlichen Tschippewäyans und Nördlichen Indianer weit genauer übereinstimmt, als mit jener der stammverwandten und zwischen beiden mitten inne liegenden Biber-Indianer und Tschekanies. Diese Letzteren verstehen sich unter einander vollkommen, während die Biber-Indianer sich ihren unmittelbaren Nachbarn, den Tschippewäyans, nur mit vieler Mühe deutlich machen können. Die Takellis lieben gesellschaftlichen Verkehr, besuchen einander häufig, und sind außerordentlich gesprächig. Die Europäer, welche mit ihnen verkehren, schildern sie als durch und durch falsch, treulos und unzuverlässig, als Heuchler und eben so schlaue als unverschämte Diebe, welche schlafenden Pelzhändlern die Decken vom Leibe stahlen. Sie fügen aber hinzu, daß andererseits diese Indianer im Abtragen ihrer Schulden die größte Gewissenhaftigkeit bethätigen. Gastfrei sind sie nicht; kommt ein Fremder zu ihnen, so geben sie ihm nur Speise für einen einzigen Tag; bleibt er länger, so muß er bezahlen. Sie lieben den Gesang, und haben sogar Componisten, welche für neue Weisen reichlich bezahlt werden. Beim Tanze drehen Männer und Weiber mit einander sich im Kreise. Bei ihnen stehen die Häuptlinge in großem Ansehen, doch ist ein Theil des Einflusses, welchen sie früher ausübten, nun längst auf die europäischen Pelzhändler übergegangen, welche für die größten und mächtigsten Menschen in der Welt gelten. „Ihr folgt an Würde gleich dem Mann im Himmel", sagte ein Häuptling zu dem Reisenden Dease. Das Volk fürchtet die Häuptlinge ihrer vermeintlichen Zauberkünste wegen, durch welche sie Krankheiten, Unglücksfälle, ja den Tod herbeiheren könnten. So fest glauben sie an diese Zaubermacht, daß sie nicht einmal in der Richtung gehen mögen, wo der Schatten eines Häuptlings oder Medicin-Mannes auf sie fallen könnte, „denn das brächte uns Böses und könnte uns krank machen," sagen sie. Und doch sind diese Zauberer arge Stümper in ihrem Handwerke; sie kennen auch nicht einmal die heilenden Kräfte mancher Pflanzen, durch welche die Gaukler bei den Algonkinern oft überraschende Heilungen bewirken. Sie singen vielmehr nur den Kranken an, und schlagen ihn; außerdem bringen sie ihn in ein Schwitzbad. In dem gesunden Klima Neu-Caledoniens sind übrigens Krankheiten selten. Bei dem höchst ausschweifenden Leben der Takellis ist aber die Siphylis häufig, welche Mac Lean für eine einheimische, nicht durch die Europäer ins Land gebrachte Krankheit hält. Bei ihren Festgelagen essen sie so unmäßig, daß sie immer lange nachher sich unwohl befinden. Vielweiberei ist erlaubt, aber nur eine Frau gilt für die rechte Gemahlin des Mannes; sie lebt mit den übrigen im besten Einvernehmen, und tritt einer glücklichen Nebenbuhlerin ihre Stelle ohne Murren ab; doch

kommt es nicht selten vor, daß eine in solcher Weise zurückgesetzte Frau sich selbst ums Leben bringt. Vor Einführung der Schießgewehre hatten die Männer eine eigenthümliche Art, Zweikämpfe auszufechten. Wer von einem andern Genugthuung verlangte, schoß einen Pfeil auf seinen Gegner ab, der dem Geschosse dadurch auszuweichen suchte, daß er hin und her sprang; die Duelle waren daher selten tödtlich. Gleich andern Indianern, sind die Takellis leidenschaftliche Spieler. Bemerkenswerth erscheint, daß sie auf ihren Jagdzügen sich der Nachen nicht bedienen, und daher alle ihre Lasten auf dem Rücken schleppen müssen. Die Weiber stehen in großem Ansehn; sie dürfen den Berathungen der Männer beiwohnen, und theilweise sogar an festlichen Gelagen theilnehmen. Wahrscheinlich hat diese unter den Indianern seltene Erscheinung ihren Grund darin, daß die Weiber eben so wohl Lebensmittel herbeischaffen als die Männer. Jenseits der Felsengebirge ist nur der Mann Jäger; bei den Takellis, die vorzugsweise von Fischen leben, ist die Frau beim Fangen und der Zubereitung des Lachses nicht minder thätig als der Mann. Er bereitet die Fischergeräthe und geht auf den Fang, sie schneidet die Thiere auf, trocknet sie, sucht Beeren und eßbare Wurzeln und arbeitet ununterbrochen. Die Männer sind bei weitem träger als die auf die Jagd angewiesenen Indianer im Osten. Alle reiben ihren Körper mit Thran ein, und trinken nicht nur diesen, sondern auch das flüssige Fett von vierfüßigen Thieren, und je mehr das Fleisch in Fäulniß übergegangen ist, um so lieber genießen sie es. Den Rogen vom Lachs vergraben sie, damit er Monate lang durchfaule; erst dann hält man ihn für einen Leckerbissen. Kinder gelten für eine Last, und werden häufig vor der Geburt getödtet. Ihre Leichen verbrennen sie. Hat der verstorbene Mann eine Frau, so muß sie sich auf die Leiche legen und auf derselben liegen bleiben, bis die Hitze unerträglich wird. Wenn sie, in früheren Zeiten, zu fliehen suchte, wurde sie von der umherstehenden Menge, insbesondere aber von den Verwandten ihres Mannes, in die Flammen zurückgeworfen, und erlitt dann große Pein. Ist der Körper zu Asche geworden, so sammelt sie dieselbe und thut sie in einen Korb, den sie immer mit sich herumträgt; sie ist nun Magd der Verwandten ihres dahingeschiedenen Mannes, und wird sehr hart behandelt. Dieser Zustand dauert zwei bis drei Jahre. Nach Ablauf derselben wird von allen Angehörigen ein Festmahl veranstaltet, und ein zwanzig Fuß hoher Pfosten errichtet, auf welchem der Aschenkorb in einen Kasten gestellt wird. Dort bleibt er, bis der Pfahl morsch wird und umfällt; die Wittwe aber wird nach dem Festgelage ihrer Dienstbarkeit entlassen und darf wieder heirathen.

Die oben erwähnten Siccanis, mit den Takellis sprachverwandt, führen als Jäger ein Wanderleben. Sie sind ein tapferes und reinliches Volk, gleichen mehr den Indianern im Osten der Felsengebirge und begraben ihre Todten *).

---

*) Die Takellis sind in elf Stämme getheilt, die von 50 bis 300 Personen zählen. Es

Die Gesammtzahl der Athabaskas im Norden der Felsengebirge mag etwa zwanzigtausend Seelen betragen.

Südlich von ihnen finden wir eine weit verbreitete Völkergruppe, welche man unter dem Gesammtnamen der Algonkiner begreift. Die ihr angehörenden Stämme oder Völker, deren man sechsundzwanzig größere gezählt hat, reichten einst vom Missinipi bis südlich von der Chesapeake-Bay und im Innern bis zum Cumberlandflusse und an den Mississippi. Labrador, Neu-Schottland und Neu-Braunschweig, ein großer Theil von Canada, des Gebiets der Hudsonsbay-Gesellschaft und der Vereinigten Staaten war einst oder ist noch von Algonkinern bewohnt. Wir werden an einem andern Orte über diese Völkergruppe ausführlicher reden; hier bemerken wir nur, was sich auf die Stämme bezieht, welche im Norden der von uns angedeuteten Linie hausen.

Die nördliche Gruppe von den hierher gehörenden Völkern umfaßt die Knistinos oder Krihs (Crees), von der Hudsonsbay bis zu den Quellen des Missinipi, und die Odschibwäs (oder Chippeways, die mit den oben geschilderten Tschippewäyans nichts weiter als die Anklänge im Namen gemein haben) vom östlichen Ende des Obern Sees, bis zum Red-River. Die Indianer in Labrador gehören der östlichen Gruppe an; die Schwarzfüße (Blackfeet) im fernen Westen, am obern Saskatschewan, sind gleichfalls algonkinischen Stammes.

Die Krihs sind kräftig und wohlgebaut, ihre Augen sind schwarz und haben einen scharfen durchdringenden Blick; ihre Miene fand Mackenzie offen und angenehm. Es fehlt ihnen, wie den meisten Indianern, an der Ausdauer des Europäers, aber sie sind treffliche Schwimmer, Fußgänger und Ruderer, vortreffliche Jäger und sehr gewandte Fischer. Ihre Stimme ist insgemein kräftig, und Manche singen recht angenehm *). Sie geben viel auf Pelz, besonders auf Haarschmuck, der aus Adler- und Schwansfedern besteht. Auch dienen die Zähne, Hörner und Klauen verschiedener Thiere zu Zierrathen, die am Kopf und Halse hängen. Die Weiber sind für sich selbst in Betreff des Putzes sehr sorglos; sie setzen ihren Stolz darin, daß ihr Mann recht schmuck aussieht; doch tragen sie Armbänder und Ringe und tättowiren sich. Sie gelten unter allen indianischen Weibern des Nordens für die hübschesten, sind im Ganzen wohlgestaltet, nicht sehr unreinlich und haben regelmäßige Züge. Der Mann behandelt sie im Allgemeinen nicht hart, sie dürfen häufig mit ihm essen und sich sogar mit ihm — betrinken; aber bei feierlichen Gelegenheiten und Festen sind sie aus seiner Gegenwart verbannt. Gegen die Kinder sind Vater und Mutter übertrieben zärtlich und nachgiebig und der Vater straft sie niemals; er unterrichtet die Knaben in

sind die Tautin oder Talkotin; Tsilkotin; Naskotin; Theliotin; Tsatsnotin; Nulaáutin; Ntschaáutin; Natliáutin; Nikozliáutin; Tatschiáutin und die Babine-Indianer. Hale, United Stated Exploring Expedition; Ethnography and Philology, Quartausgabe S. 202.

*) Morton, Crania americana. 177.

allen zur Jagd und zur Fehde nöthigen Kenntnissen. Sie sind von Natur mild und leutselig, in ihren Geschäften unter sich und mit den Fremden ehrlich, groß- müthig und gutherzig und ihre Gastfreundschaft hat keine Gränzen. Aber die Tugend der Keuschheit ist unbekannt; Ehebruch gilt nur dann für ein strafbares Verbrechen, wenn die Untreue ohne Vorwissen des Mannes begangen wird. Gegen ein Handgeld verleihet er seine Frau, die er auch aus Höflichkeit seinem Gastfreunde anbietet. Der Krih ist sehr unbeständig und prahlerisch; für den kommenden Morgen sorgt er nicht. Auch ist er ein leidenschaftlicher Spieler und arger Trinker. Durch den häufigen Verkehr mit demoralisirten Europäern haben seine Sitten nicht gewonnen; er ist von diesen abhängig, seit er das Schießge- wehr kennt, und durch sie an das Feuerwasser gewöhnt worden ist. Einst waren die Krihs mächtige und gefürchtete Krieger; jetzt sind sie friedlicher geworden, weil sie ihre Ohnmacht fühlen. Durch Keuchhusten, Masern und Pocken sind ihre ohnehin nicht sehr dichten Reihen stark gelichtet worden, und ihre Zahl wächst nur sehr allmälig wieder an. Zuweilen ermorden die Mütter ihre Töchter, damit sie nicht eine Beute der schweren Lasten und des Elends werden, welche sie selber erdulden; denn obwohl sie, wie bemerkt, von ihren Männern nicht eben barbarisch behan- delt werden, so ist doch das ganze Leben dieser Weiber nur eine ununterbrochene Kette schwerer Arbeiten und Entbehrungen. Die Leichenbegängnisse beginnen mit Tabackrauchen und enden mit einem Schmause. Der Todte wird mit den besten Kleidern angethan, und in ein mit Zweigen bedecktes Grab gelegt. Auf dasselbe setzt man einige Geräthschaften und errichtet eine Art von Baldachin. Dabei werden Wehklagen erhoben; die nächsten Verwandten schneiden auch wohl ihre Haare ab, durchstechen sich die fleischigen Theile ihrer Schenkel und Arme mit Pfeilen oder Messern und schwärzen ihr Gesicht. War der Todte ein Krieger von Auszeichnung, so wurde er auf ein Gerüst gelegt, und zuweilen opferte sich seine Frau. Das ganze Eigenthum des Gestorbenen wurde vernichtet. Am Jah- restage seines Hinscheidens wurden Lobreden auf ihn gehalten, und sein Grab wurde mit seinem Totem, dem Sinnbilde seines Stammes, bezeichnet. Feste sind häufig, denn der Indianer liebt Feierlichkeiten und die damit verbundenen Gast- mähler. Im Frühling und Herbst opfert er. Bei den öffentlichen Gelagen wer- den öffentliche Angelegenheiten verhandelt, die Großthaten der Vorfahren erzählt und die Jünglinge ermuntert, ihrem Beispiele zu folgen. Die Weiber dürfen die zum Feste geheiligten Plätze nicht betreten, tanzen aber um dieselben herum, singen und schlagen den Takt zur Musik der Männer.

Die Odschibwäs benennen den Winter nach dem Schnee; er heißt Pebun, oder die Schneejahreszeit; Segwun, d. h. das fließende Wasser, ist der Frühling; Nebin, das Blatt, ist der Sommer; Tagwagi, die Zeit der Wurzeln, Herbst. Die Monate sind fast in ähnlicher Weise bezeichnet, wie die deutschen durch Karl den Großen; man nimmt die Bezeichnungen von der Eigenthümlichkeit derselben her.

Der Mai heißt Froschmonat; Juni, der in welchem die Vögel ihre Eier zu legen anfangen (Oppinu o Pischim); Juli, in welchem die Vögel ihre Federn verlieren; September, da das Musethier seine Hörner abwirft; October, Brunstmonat; November, Reifmonat oder Eismonat; December, Wirbelwindmonat; Januar, der äußerst kalte Monat (Kuschapawasticanum o Pischim); Februar, der alte oder dicke Monat; März, der Adlermonat; April, der Gänsemonat, weil dann die canadische Gans von Süden nach Norden zieht.

Im Nordwesten wohnen die Satsika oder Schwarzfuß-Indianer (Blackfoot Indians, Blackfeet), die südlich bis an den Missouri reichen. Sie bilden einen Bund, welcher aus fünf Stämmen besteht, und hausen in und an den Felsengebirgen, an den oberen Zuflüssen des Missouri, des Saskatschewan und des Columbia. Diese Stämme sind die Satsika oder eigentlichen Schwarzfüße; die Kena oder Blut-Indianer; die Piekan oder Männer vom schlammigen Flusse; die Atsina oder Fall-Indianer, weil sie früher an den Wasserfällen des Saskatschewan lebten; sie sollen einige Sprachverwandtschaft mit den Sioux haben*), und heißen auch wohl Dickbäuche der Prairien (Gros Ventres of the Prairies); endlich die Sarsis oder Sussees, welche eine mit der Sprache der Takellis verwandte Tschippewäyan-Mundart reden, während die eigentlichen Schwarzfüße unstreitig zu den Algonkinern gehören. Die Union dieser fünf Stämme, welche somit nicht untereinander sprachverwandt sind, ist erst seit Menschengedenken gebildet worden. Die Atsina sind ein und dieselben Leute mit den Arrapahaes oder Arrapahoes**); sie streiften früher in den Ebenen umher, wurden aber von ihren Feinden, den Assiniboins, in die Gebirge gedrängt, und gezwungen, sich mit den Schwarzfüßen zu vereinigen; sie dürfen nicht mit den friedlichen Dickbäuchen am Missouri, den Minnetaris, verwechselt werden, welche die Sprache der Upsarokas oder Krähen-Indianer reden. Dieser Bund der Schwarzfüße, der den Namen Sikskekuanak führt, war eine Zeitlang mächtig, als die Blackfeet noch dreißigtausend Seelen zählten; die Indianer zu beiden Seiten der Gebirge fürchteten dieses Volk, das nicht selten bis dreißig oder vierzig Kriegerbanden ausrüstete, und zu gleicher Zeit die Schoschonis, die Selisch oder Plattköpfe, die Upsarokas und die nördlichen Krihs überfiel. Aber im Jahre 1836 rafften die Pocken zwei Drittel von ihnen hinweg, und sie haben jetzt nur noch höchstens

---

*) Hale, S. 219, sagt nur: they have a language of their own, of which we possess no vocabulary, except the very scanty one given by Umfreville.

**) Gallatin hat auf seiner Map of the sites of the Indian Tribes of North America, when first known to the Europeans about 1600 along the Atlantic, and about 1800 on te Pacific das Land Arrapahoes nicht illuminirt. Es liegt zwischen dem Lande der Assiniboins, Minnetaris und Krähen-Indianer, welche Sioux sind, und jenem der Schwarzfüße: „The Arrapahoes,“ sagt er, „have a distinct language, of which we have as yet but a scanty vocabulary.“

fünfzehnhundert Zelte, mit etwa zehntausend Köpfen. Ihre Feinde sind seitdem kühner geworden, selbst zum Angriffe geschritten und machen nun häufig Einfälle in das Gebiet der fünf Bundesvölker. Noch immer schweifen diese aber weit und breit umher, weil sie vortrefflich beritten sind. Washington Irwing*) schildert sie als die gefährlichsten Banditen der Gebirge und als die erbittertsten Feinde der Biberfänger. „Sie sind Ismaeliten erster Klasse, und mit den Waffen in der Hand immer bereit zum Angriffe. Die jungen Krieger des Stammes, welche noch kein Eigenthum erworben haben, gehen in den Krieg, um Beute zu machen, Pferde zu erobern und die Mittel zu gewinnen, sich eine Hütte aufzuschlagen, eine Familie zu ernähren und zu einer Stelle bei öffentlichen Berathungen befähigt zu werden. Die alten Krieger kämpfen auch aus Liebhaberei, und weil Kriegsthaten ihnen Ansehen im Volke giebt. Unternehmen sie einen Kriegszug, so gehen sie zu Fuß, um das Land auszuspähen und sich im Dickicht verbergen zu können. Ihre Art den Krieg zu führen besteht darin, daß sie sich in den Hinterhalt legen, den Gegner zu überrumpeln suchen und bei Nacht plötzliche Ueberfälle machen. Einige sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, der größere Theil hat jedoch amerikanische Flinten, welche von den Pelzhändlern eingetauscht werden. Diese unterhalten am Mariaflusse einen mit siebenzig Mann besetzten Posten." Im Allgemeinen sind unsere Nachrichten über die Schwarzfüße noch sehr dürftig. In Betreff ihrer Meinung von einem zukünftigen Leben erfuhr Richardson, als er einen gesprächigen alten Mann aus diesem Volke in Carlton House traf, Folgendes: Die abgeschiedenen Seelen müssen einen steilen Berg erklimmen. Auf dem Gipfel desselben haben sie die Aussicht in eine weite Ebene, auf welcher es von Wild aller Art wimmelt. Da und dort stehen schöne neue Zelte. Während sie diese Herrlichkeit überschauen, werden sie von den Bewohnern des glücklichen Landes entdeckt, die sich ihnen in Kleidern von neuen Fellen nähern und Jeden, der auf Erden ein gutes Leben geführt, willkommen heißen. Der Böse aber, welcher sich die Hände mit dem Blute seiner Landsleute befleckt hat, wird zurückgewiesen und den steilen Berg hinabgeworfen. Weiber, welche sich des Kindermordes schuldig gemacht, erreichen den Berg gar nicht; sie müssen, mit Baumzweigen an den Beinen, um den Ort schweifen, wo sie das Verbrechen begangen haben.

Die Indianer von Labrador — die Scheschatapusch und Scoffies oder Naskopies — gehören gleichfalls zur Völkergruppe der Algonkiner. Sie sind gastfrei gegen ihre Landsleute und, aus guten Gründen, eigennützig gegenüber den Europäern, die ohne Bezahlung ihnen auch nicht das Geringste verabfolgen lassen. Je mehr Weiber ein Mann besitzt, um so mehr Sklavinnen hat er, und deshalb ist Polygamie häufig. Die Naskopies tödten ihre bejahrten Verwandten

---

*) Abenteuer des Capitäns Bonneville, oder Scenen jenseits der Felsengebirge im fernen Westen. Frankfurt 1837. I. 79.

und Aeltern, welche nach altem Brauch selbst darum bitten, daß man ihrem Leben ein Ende machen möge. Der Sohn hat die Pflicht, den Vater oder die Mutter zu erwürgen. Alle sind so träge, wie die Natur ihres Landes nur irgend gestattet, und in hohem Grade schmutzig. Beim Essen setzen sie sich um den Kessel herum, schöpfen das Fett mit den Händen aus, und lecken es auf wie die Hunde. Es giebt in ihrer Sprache kein Wort für Verschämtheit oder Scham, weil selbst der Begriff davon ihnen völlig unbekannt ist. Sie opfern dem guten und dem bösen Geiste, welche beide eine Menge von niederen Geistern unter sich haben, die gleichfalls durch Opfer versöhnt werden müssen. In Betreff der Jagdbeute herrscht bei ihnen eine Art Gütergemeinschaft; wer ein Rennthier erlegt, behält nur den Kopf und giebt das Ueberige zum allgemeinen Besten her. Da sie in ihren weiten Einöden keine Nachbarn außer den friedlichen Eskimos haben, so fehlt es ihnen an kriegerischem Geiste.

Die Assiniboins, welche an dem nach ihnen benannten, in den Winnipeg-See fallenden Flusse wohnen, im Westen von den Arrapahoes begränzt werden und nördlich bis an den Saskatschewan reichen, sind ein Stamm der Dakohtas oder Sioux; sie haben sich aber von diesen getrennt und werden von ihnen als Hoha, Abtrünnige, bezeichnet, seit sie mit den Knistinos ein Bündniß eingingen*), von welchen sie Assinipoyteck, d. h. Stein-Indianer genannt werden. Sie selbst nennen sich Jeskep (Easkap). Dieser schöne und kräftig gebaute Menschenschlag gewährt mit seiner malerischen Tracht, den großen und ausdrucksvollen Augen, der hohen Adlernase, der hellkupferfarbenen Haut und dem glänzenden schwarzen Haare, das auf die Schultern herabfällt, einen imponirenden Anblick. Aber diese Stein-Indianer sind gefährliche Diebe; insbesondere stehlen sie Pferde, welche sie als ein gemeinschaftliches Eigenthum aller Menschen betrachten. In Sitten und Gebräuchen stimmen sie mit ihren Stammverwandten überein, die wir an einem andern Orte näher beschreiben.

Alle diese Indianer sind an europäische Waaren gewöhnt, deren sie längst nicht mehr entbehren können. Sie leben in völliger Abhängigkeit von den Pelzhändlern, welche das ganze Land durchziehen. Das gesammte britische Amerika, mit Ausnahme Canadas, der Küstenprovinzen und Neufundlands, steht unter der Hudsonsbay-Compagnie, einer Gesellschaft von Privatleuten, welche

*) Die Trennung des Volkes hatte ihren Grund in dem Raube einer „indianischen Helena". Ozalapaila, Wihanoappas Weib wurde von einem schönen Krieger, Ohatampa, entführt. Er ermordete den Mann und die beiden Brüder der Geraubten, als sie auf Herausgabe der Frau drangen. So waren zwei mächtige Familien in Streit gerathen, und da unter den Indianern Blutrache herrscht, so nahmen die Verwandten und Anhänger beider Theile Partei. Eine Rachethat folgte der andern, und der ganze Völkerbund der Sioux gerieth in Verwirrung. Endlich trennten sich beide, und seitdem leben sie in ewigen Fehden. Des Kentuckiers John Tanner Denkwürdigkeiten über seinen dreißigjährigen Aufenthalt unter den Indianern Nord-Amerikas. Deutsch von Karl Andree. Leipzig 1840. S. 147.

am 16. Mai 1669 von König Karl dem Zweiten einen Freibrief erhielt, dem zufolge sie ausschließlich mit dem Handel in diesem Gebiete und der bürgerlichen Verwaltung desselben beauftragt ist. Derselbe ist neuerdings bis zum Jahre 1863 verlängert worden.

Die Europäer haben die meist unwirthlichen Gegenden lediglich des Pelzhandels wegen besucht, welcher anderthalb Jahrhunderte hindurch einen außerordentlich hohen Gewinn brachte. Wir haben weiter oben erwähnt, wie reich gerade die Waldregion Nord-Amerikas an pelztragenden Thieren ist. Was von dort her an „Peltereien" in den Handel kommt, wird entweder von der Russisch-Amerikanischen Compagnie, die ihre Besitzungen im Nordwesten hat, auf die Weltmärkte geliefert, oder von der Hudsonsbay-Gesellschaft. Auch aus den Vereinigten Staaten gelangen Partien in den Verkehr. Die Russen bringen ihre Ausbeute meist durch Sibirien nach Kiachta an die chinesische Gränze, die Amerikaner nach Neu-York und von da nach London oder Canton, die Agenten der Hudsonsbay-Gesellschaft senden die Waaren über Montreal in Canada oder von der Factorei York aus nach England. London ist ohne Zweifel der bedeutendste Pelzmarkt in der Welt; nach ihm folgen Neu-York, Leipzig, Nischnei-Nowgorod in Rußland, Kiachta in Sibirien und Canton in China. Man berechnet den Werth der in den Handel kommenden Peltereien auch jetzt noch auf vier bis fünf Millionen preußische Thaler jährlich, so lange sie in der ersten Hand sich befinden; bevor sie in den Besitz des einzelnen Verbrauchers gelangen, werden sie indessen immer theurer. Seit länger als vierzig Jahren hat die Anzahl der pelztragenden Thiere sehr beträchtlich abgenommen, ohne daß der Preis gestiegen wäre, doch wirft der Handel fortwährend gute Procente ab.

Das ungeheure Gebiet der Hudsonsbay-Gesellschaft reicht von 60° bis zu 142° w. L. an die Gränze der russischen Besitzungen und vom St. Lorenz-Busen, dem Ottawa-Flusse und den Nordküsten des Obern und Huron-Sees entlang bis zur Gränze der Vereinigten Staaten. Es nimmt einen Raum von 1800 Stunden in der Länge und von 800 Stunden in der Breite ein. Die Compagnie hat dasselbe in vier Departements getheilt, die wieder in Districte zerfallen. An der Spitze eines jeden Departements steht ein Oberfactor, von dem die Beamten in den einzelnen Posten und Forts abhängen; er selber erhält seine Verhaltungsbefehle vom Oberaufseher des Departements. Die Oberleitung der Geschäfte befindet sich in den Händen eines Gouverneurs und eines Rathes in Amerika; die höchste Behörde wird aber von einem zweiten Gouverneur und Rathe gebildet, die in London ihren Sitz haben. Das Departement Montreal begreift alle Districte und Posten am St. Lorenz, am Ottawaflusse und dem Binnenlande in diesen Gegenden. Die Hauptniederlage befindet sich zu La Chine. Das südliche Departement hat seine Hauptniederlage in der Moose-Factorei an der James-Bucht. Zu ihm gehören die Districte Albany,

Rupertshaus, Temiscamingue, der Huron-See und der Obere See, sammt einigen vereinzelt liegenden Posten an der Hudsonsbay. Das nördliche Departement bedeckt einen großen Flächenraum. Es dehnt sich östlich und westlich vom Regen-See aus, in 95° w. L. und 49° n. Br., bis zu den Felsengebirgen, in 115° w. L., und zum nördlichen Eismeere; das Gebirge bildet dann die Westgränze. Es zerfällt in die Districte: Norwayhaus, Regen-See (Rainy Lake), Red-River, Saskatschewan, English-River, Athabaska und Mackenzie-Strom. Die Hauptniederlage ist an der Hudsonsbay, in der Factorei York, wo „der große Rath" vom Gouverneur und den Oberfactoren abgehalten wird. Das Departement Columbia, zwischen den Felsengebirgen und dem Stillen Weltmeere, wird durch eine Linie in 41° 30′ n. Br. von Californien, unter 55° n. Br. von den russischen Besitzungen geschieden. Der District Neu-Caledonia liegt zwischen den Gebirgen. Die Handelsposten sind dem Fraser entlang angelegt, der unter 49° n. Br. in den Golf von Georgia fällt. Am Columbia liegen Vancouver, Colville und mehre andere Posten. Die „Forts" an der Nordwestküste haben jedes ihren besondern Befehlshaber. Die Compagnie unterhält dort mehrere Dampfer und Segelschiffe. Das Capital der Gesellschaft zerfällt in einhundert Antheile, die sich meist in den Händen des Gouverneurs und der Committe befinden; nur vierzig sind den Oberfactoren und Chief-Traders vorbehalten, durch welche die Geschäfte in Amerika geleitet werden. Ein Oberfactor hat zwei Antheile, ein Chief-Trader nur einen. Treten sie aus dem Dienste, so behalten sie den ganzen Zinsenbelauf noch für ein Jahr und den halben für weitere sechs Jahre. Sie haben an der vollziehenden Gewalt keinen Antheil, können aber dagegen auch niemals von den Verlusten betroffen werden, welche die Compagnie etwa erleidet. Man berechnet, daß jeder Antheil durchschnittlich im Jahre die Summe von 350 Pfund Sterling abwirft*).

Lange bevor die Diener und Händler der Hudsonsbay-Gesellschaft ins Innere vordrangen, hatten die Franzosen von Canada aus mit den Indianern Verbindungen angeknüpft und Pelze aus dem Gebiete derselben geholt. Die gewinnsüchtigen Kaufleute und die bekehrungseifrigen Missionäre drangen zu gleicher Zeit in die Wälder ein. Schon 1634 haben die Jesuiten am Huron-See eine Kirche gebaut; 1654 begaben sich zwei Abenteurer ins Innere, und kamen nach Ablauf von zwei Jahren reich mit Pelz beladen zurück. Sie hatten von einem großen Strome im Westen gehört, dem Mississippi, welchen neunzehn Jahre später (1673) Pater Marquette entdeckte. Die Franzosen verstanden es vortrefflich, sich in die Eigenthümlichkeiten der Indianer zu schicken, und bald waren sie mit vielen Stämmen durch enge Familienbande verknüpft. Aus ihren Ehen mit Indianerinnen entstand nach und nach eine zahlreiche Mischlingsrasse, die soge-

*) M. Lean I. 13—20.

nannten Bois brulés, Leute von hellbrauner Hautfarbe, die zum Theil ganz verwilderten und in Sitten und Gebräuchen den Indianern weit ähnlicher wurden als den Europäern. Und wie tief auch unter diesen nicht selten die Sittenlosigkeit eingerissen ist, beweist eine Bemerkung, welche Richardson auf seiner ersten Reise mit Franklin machte. „Es war," sagt er, „unter den canadischen Reisedienern nichts Ungewöhnliches, daß zwei Männer eine indianische Frau auf gemeinschaftliche Kosten hielten, entweder auf ein Jahr oder ein und allemal, und zwar für eine mit ihrer Schönheit und ihren guten Eigenschaften im Verhältniß stehende Geldsumme, die aber nie den Werth eines Hundegespannes erreichte." So bewährte sich auch bei diesen Franzosen der alte Erfahrungssatz, daß civilisirte Menschen weit eher die Sitten und Gewohnheiten eines wilden Lebens annehmen, als die Wilden sich zu einem civilisirten Zustande emporschwingen.

Die Pelzhändler wohnten in den Städten Canadas oder in den verschiedenen kleinen Festungen, welche an geeigneten Plätzen zum Schutze des Landes, allemal an einem Flusse oder See, gegründet worden waren. In ihrem Dienste standen die sogenannten Buschläufer oder Waldgänger (Coureurs des bois), meist aus der Bretagne und der Normandie gebürtig, oder Halbschlächtige, ein rauhes, an Beschwerden, Gefahren und Entbehrungen gewöhntes Geschlecht. Sie handhabten Ruder und Nachen mit derselben Gewandtheit und mit größerer Ausdauer wie die Indianer, wußten eben so gut Fallen zu stellen und noch sicherer zu schießen, denn sie trafen „dem Eichhörnchen ins rechte Auge." Sie sprachen französisch und indianisch. Sie kannten jeden Weg im Walde, jede Stromschnelle und Untiefe in den Flüssen, jede schützende Bucht in den Seen. Ihre Tracht bestand in einem groben Beinkleide, grobem wollenen Rocke (dem sogenannten Moleton) und einer rothen Mütze; war das Wetter kalt und stürmisch, so warfen sie einen wollenen Mantel über, an welchem eine Kapuze befestigt war.

Die canadische Regierung munterte den Pelzhandel in aller Weise auf, da er so großen Gewinn abwarf; und Detroit, Michillimackinack und St. Marie waren die Hauptniederlagen, von welchen aus man europäische Waaren, meist wollene Decken, bunte Kattune, Bänder, Messer, Kramwaaren, Schmucksachen und Schießgewehre zu den Indianern schickte. Insgemein wurde der Handel durch Gesellschaften getrieben, denen der Generalstatthalter von Canada einen Erlaubnißschein gegeben hatte. Jeder Inhaber eines solchen durfte zwei große, je von sechs Personen bemannte Nachen bepacken. Die Ladung eines jeden Canoes schätzte man im Durchschnitt auf tausend Kronenthaler. Diese Waaren wurden den Kleinhändlern auf Credit verkauft; in der Regel verdiente der Unternehmer an denselben nicht weniger als hundert Procent, während der Kleinhändler bei großen Mühseligkeiten und Entbehrungen sich mit sehr geringem Nutzen begnügen mußte. Die Buschläufer waren die eigentlichen Vermittler des Handels mit den Indianern; da sie aber wegen ihrer Sittenlosigkeit als eine

„Schande des Christenthums" betrachtet wurden, bewirkten die Jesuiten, daß eben jene Erlaubnißscheine eingeführt wurden, die man anfangs nur solchen Männern ertheilte, deren Charakter für ihr rechtschaffenes Betragen bürgte. Aber später gab man sie auch an Offiziere, welche aus dem Dienste getreten waren, oder an deren Wittwen, welche die Scheine wieder an Kaufleute überließen; und diese konnten ihrerseits der Buschläufer nicht entbehren. Auf Antrieb der Missionäre war verordnet worden, daß den Indianern kein Branntwein verkauft werden durfte; wer das Verbot übertrat, wurde von den kirchlichen Sakramenten ausgeschlossen. Um die Indianer ohne Gefahr vor Kirchenbußen dennoch mit dem Feuerwasser versorgen zu können, verkaufte man es ihnen nicht mehr, aber man schenkte es ihnen. Sobald der Waldgänger im Indianerlande ankam, öffnete er seine Ballen und tauschte Pelzwerk ein. Von Michillimackinack, dem Hauptposten zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, kamen an einem Tage des Jahres 1688, von dem Großen See her, in Montreal nicht weniger als dreißig mit Biberhäuten beladene Fahrzeuge an; jedes hatte vierzig Packen, je von fünfzig Pfund. Ihnen folgten fünfzig andere Fahrzeuge der Ottawas und Huronen, die alljährlich in Montreal sich einfanden. Sie luden ihre Güter aus, schlugen ihre Zelte auf, und hatten eine Zusammenkunft mit dem Statthalter. Ihre Sklaven mußten die Häute in die Niederlagen der Kaufleute schaffen; der Verkauf von Rum und Branntwein war verboten.

Nach der Eroberung von Canada durch die Engländer erlitt der Handel von dort aus einige Unterbrechung, zum großen Vortheile der Hudsonsbay-Gesellschaft, welche nun ihre Kundschaft auch unter solchen Indianerstämmen fand, die bisher mit europäischen Artikeln durch die Franzosen versorgt worden waren. Nach und nach wagten aber wieder einzelne unternehmende Männer, wir Curry, Finlay, Frobisher und Pond, Züge nach Norden und nach Westen bis zum Saskatschewan und zum Athabaska. Die Franzosen hatten schon früher den Red-River besucht und an der Mündung des Assiniboin das Fort de la Reine gebauet (die ersten englischen Handelsleute kamen 1767 dorthin); sie hatten Posten an der Hudsonsbay, und 1686 die meisten dort den Engländern gehörenden Forts in Besitz genommen, welche sie freilich nachher wieder räumen mußten. Seit der Eroberung Canadas durch die Engländer, 1759, und nach dem Versailler Frieden, 1763, übte die Hudsonsbay-Gesellschaft factisch überall ein Monopol, bis die oben genannten Männer ihr Concurrenz machten. Im Winter von 1783 auf 1784 gründeten einzelne canadische Pelzhändler, meist Schotten aus dem Hochlande, die bisher sechs verschiedene kleine einander feindselige Compagnien gebildet hatten, einen Handelsverein, die Nordwest-Compagnie, zu Montreal. Ohne ein eigentliches Capital einzuschießen, legten sie Waaren zusammen und theilten diese anfangs in sechszehn Actien, an welchen sie Geschäftsfreunde im innern Lande Antheil nehmen ließen. Sie gründeten eine Menge von neuen Posten an den

Strömen und Seen, setzten sich auch in jenen fest, welche einst den Franzosen gehört, hatten Agenten an den Hauptplätzen, und baueten Forts mit Bastionen und Schießscharten, z. B. am Sandy Lake. Ihre Hauptniederlage im frühern Nordwestgebiete hatten sie seit 1803 im Fort William am Kamanatekwoye-Flusse, 48° 23½′ n. Br.; dasselbe war so geräumig, daß es vierzig Partnern und eben so vielen Schreibern sammt Familien Unterkommen gewährte, und ringsum wohnten viele Mestizen und Indianer, welche als Ruderer oder Jäger im Dienste der Gesellschaft standen.

Einige andere Pelzhandelsgesellschaften, z. B. die Mackinaw-Compagnie, bemüheten sich vergeblich, mit der Nordwest-Compagnie zu concurriren; sie löseten sich bald wieder auf oder suchten sich mit der mächtigen Nebenbuhlerin zu vereinigen. Nie hat eine Handelsgesellschaft mehr Umsicht, rastlose Thätigkeit und Energie gezeigt, als diese Nordwest-Compagnie, welche länger als dreißig Jahre im nördlichen Amerika eine sehr bedeutende Rolle spielte. Sie war auf eine höchst verständige Weise organisirt. Als ihr Geschäft gedieh und an Ausdehnung gewann, vermehrte man die Actien von sechszehn auf zwanzig und späterhin auf sechsundvierzig. Eine bestimmte Anzahl derselben blieb in den Händen der in Montreal ansässigen Stammactionäre oder „Agenten", die übrigen waren unter den „Eigenthümern" oder sogenannten Partnern vertheilt, welche das Geschäft an den verschiedenen Posten im Innern leiteten, und an die sogenannten Clerks, Gehülfen, deren Aufgabe es war, unmittelbar mit den Indianern zu handeln. Diese Clerks, meist junge guterzogene Männer aus Schottland, wurden auf fünf bis sieben Jahre in Dienst genommen, und traten als Eigenthümer ein, sobald sie sich als tüchtige und eifrige Geschäftsmänner bewährten. Manchmal erhielten sie schon Actien bevor noch ihre Lehrjahre zu Ende waren, und traten als Theilnehmer ein, wenn sie vertragsmäßig noch als Gehülfen hätten dienen müssen. Diese Art für die jüngern Beamten und deren Beförderung zu sorgen, erweckte in ihnen den Geist der Nacheiferung. Die niedern Beamten der Compagnie bestanden aus Führern oder Wegweisern (sogenannten Guiden), Dolmetschern und Reisedienern. Diese letzteren, die Voyageurs, dienten auf dem Lande als Lastträger, zu Wasser als Bootsleute und Ruderer. Auch diese Diener der Gesellschaft erhielten guten Lohn und im Alter einen angemessenen Ruhegehalt. Die Agenten oder Stammactionäre ließen die zum Handel mit den Indianern bestimmten Waaren aus England nach Montreal kommen, packten dieselben in Colli von etwa neunzig Pfund Gewicht, und besorgten diese nach den verschiedenen Niederlassungen. Dafür erhielten sie Pelzwerk in eben so schweren Ballen, dessen Verschiffung und Verkauf ihnen oblag. Die Waaren nach dem Innern, so wie jene, welche aus den Pelzländern kamen, wurden auf den unzähligen Seen und Flüssen und über die verschiedenen Tragplätze nach Montreal geschafft; die Reisediener trugen die Packen und oft auch die

leichten aus Birkenrinde verfertigten Nachen über Land. So kamen die Güter auf Strecken von tausend und mehr Wegstunden nach Canada, aber manchmal verliefen vier Jahre zwischen der Bestellung der europäischen Waaren und dem Verkaufe des dafür eingetauschten Pelzwerkes. Im Jahre 1788 betrug die zu diesem Handel bestimmte Summe etwa 40,000 Pfund Sterling, nach zehn Jahren war sie um mehr als das Dreifache gestiegen. Die Händler der Compagnie führten ins Indianerland ein: gewalkte Decken, Waffen und Schießbedarf, Taback, Fabrikwaaren aus Manchester, Leinenzeug und grobe Bett-Tücher, Stricke und Bindfaden, allerlei Eisenwaaren, Kessel von Erz und Kupfer, Eisenplatten, Handschuhe, Hüte, Schuhe und Strümpfe, und vielerlei Tand und Kleinigkeiten. Wenige Jahre nach ihrer Begründung bestand das Geschäftspersonal der Nordwest-Compagnie aus 50 Clerks, 71 niederen Schreibern und Dolmetschern, 1120 Canotführern und 35 Wegweisern. Alle wurden reichlich ausgerüstet und sehr gut besoldet. Der Ertrag eines einzigen Jahres, welchen man für europäische Fabrikate eintauschte, war zu jener Zeit ungemein groß*), und warf der Gesellschaft erheblichen Vortheil ab.

Die Nordwest-Compagnie trieb ihren Handel nach jenen Gegenden hin, auf welche sich der Freibrief der Hudsonsbay-Gesellschaft nicht erstreckte, und suchte mit unermüdlichem Eifer neue Absatzquellen. Bevor sie auf den Schauplatz trat, reichten die Handelsposten der Briten nur bis an den Athabaska oder Elk-River, etwa sechshundert Stunden nordwestlich vom Obern See. Das dort von Pond und Frobisher 1778 gebauete Haus war zehn Jahre lang eine bedeutende Niederlage, bis Fort Chipewyan an der Westseite des Athabaska-Sees gebauet wurde. Von Canada aus drangen die Beamten bis an die Felsengebirge, und von Fort Chipewyan trat Mackenzie seine Reisen zum Polarmeere und nach dem Stillen Weltmeere an; Fiedler ging von Fort Buckingham, einem Handelsposten am Saskatschewan, südwestlich in die Rocky-Mountains, und besuchte lange vor Lewis und Clark die Gegenden, durch welche die Quellflüsse des Missouri strömen. Wir wollen hier gleich hinzufügen, daß in den neunziger Jahren Franzosen und Spanier von St. Louis aus den Missouri hinaufruderten und unter Leitung eines Schotten, Todd, den Pelzhandel im Westen ganz in ihre Hände zu bringen bestrebt waren. Sobald die Amerikaner den obern Missouri erforschten und seitdem es verlautete, daß sie am Columbia Niederlassungen zu gründen gedachten, war die Nordwest-Compagnie sogleich in äußerster Thätigkeit, um ihnen den Vorsprung abzugewinnen. Schon 1805 unternahm deshalb

*) Nämlich das Fell von 106,000 Bibern, 21,000 Bären, 1500 Füchsen, 4000 Kitfüchsen (silbergrau), 4600 Fischottern, 17,000 Moschusratten, 32,000 Mardern, 1800 Minxen, 6000 Luchsen, 600 Wolverenen, 1650 sogenannten Zobeln (Baummardern), 100 Waschbären, 3800 Wölfen, 700 Elennthieren, 750 Hirschen; außerdem eine Menge von Büffelhäuten, zubereiteten Hirschhäuten und Bibergeil. Mackenzie 29.

einer ihrer Beamten, Laroque, eine Expedition, die jedoch nur bis an den obern Missouri zum Dorfe der Mandanen gelangte; aber 1806 überschritt Simon Fraser, nachdem er vom Fort Chipewyan bis zum Unjigah vorgedrungen war, das Gebirge und gründete den ersten britischen Handelsposten im Westen desselben, das Fort an dem nach ihm benannten See unter 54° n. Br. Bald wurden mehre Häuser in diesem neuen Lande gebaut, das man seit 1808 Neu-Caledonien nannte; seit 1811 erschienen die Pelzhändler auch am Columbia, wo sie mit anderen Compagnien in feindliche Berührung kamen, von denen bei unserer Schilderung Oregons die Rede sein wird. Die Nordwest-Compagnie verdient den Vorwurf nicht, welchen man bis vor wenigen Jahrzehnten der Hudsonsbay-Compagnie gemacht hat, daß sie nämlich für geographische Entdeckungen keinen Eifer gezeigt habe. Durch die Handelsleute der erstern Gesellschaft sind große, bis dahin unbekannte Landstrecken erforscht, neue Wasserwege und Uebergänge durch das Gebirge entdeckt worden; sie behandelten außerdem die Indianer besser als es bis dahin geschehen war, und sie gaben dem Handel jene Regelmäßigkeit, welche sich auch die Hudsonsbay-Compagnie zur Richtschnur genommen hat. „Diese schlummerte auf ihren Posten an der Hudsonsbay und machte nie den Versuch, über den Saskatschewan hinaus zu dringen, bevor nicht die Northwesters die Wege gebahnt hatten" *).

Diese letzteren wurden von der rivalisirenden Gesellschaft, welche ihr altes Monopol auf so unwillkommene Weise bedroht sah, als unberechtigte Eindringlinge betrachtet. Die gegenseitige Concurrenz führte zu Auftritten der gehässigsten Art; je mehr die Beamten der Nordwest-Compagnie an Boden gewannen, je ausgedehnter ihr Verkehr mit den Indianern wurde, und je größer ihr Profit, um so bitterer wurde auch die Feindschaft. Sie half die Indianer in einer wahrhaft entsetzlichen Weise völlig entsittlichen; sie machte sich in Schlägereien und endlich in Mordthaten und Gefechten Luft. Im Jahre 1814 brach sogar ein regelmäßiger Krieg aus, dessen Schauplatz die Gegend am Red-River und Winnepeig-See war, wo ein Schotte, Lord Selkirk, auf einem von der Hudsonsbay-Gesellschaft ihm verliehenen Gebiete Ackerbaucolonien gründete. Die Nordwest-Compagnie bestritt ihrer Nebenbuhlerin das Recht, über jenes Gebiet, das einen Flächenraum von nicht weniger als hunderttausend englischen Geviertmeilen enthält, willkürlich zu verfügen. Kam dasselbe in den unangefochtenen Besitz jenes Schotten, eines Hauptactionärs der Hudsonsbay-Compagnie, so waren ohne Frage alle Geschäfte der Northwesters lahm gelegt; da alle Straßen aus Canada nach ihren nordwestlichen Niederlassungen gerade durch dieses Gebiet gingen, von welchem aus auch viele Posten mit Lebensmitteln versorgt wurden. Die Regierung in London legte indessen auf die Einreden der Nordwest-Compagnie kein Gewicht; Lord Selkirk

*) Mac Lean II. 220.

siedelte eine Colonie von Hochschotten am Red-River an und nannte seine Niederlassung Assiniboia. Einige Jahre verflossen ohne erhebliche Störungen. Als aber 1814 der Gouverneur Miles Macdonnel ein Verbot erließ, demgemäß im Laufe des Jahres keinerlei Lebensmittel, „weder Fleisch noch Getreide oder Vegetabilien irgend einer Art", über die Gränzen des Gebietes ausgeführt werden sollten, rüsteten sich die Northwesters und mißachteten ein lediglich gegen sie gerichtetes Verbot, welches sie für durchaus unberechtigt hielten, und das offenbar in der Absicht erlassen war, sie zu Grunde zu richten. Viele Einwanderer mißbilligten die Schritte des Gouverneurs, und zogen aus der Colonie fort. Als Selkirk im folgenden Jahre neue Ansiedler nachschickte, begannen die offenbaren Feindseligkeiten. Der Lord durchzog das Land mit Soldaten und nahm Besitz von den Handelsposten der Northwesters. Am 19. Juni 1816 lieferten beide Parteien sich eine Schlacht, in welcher die Colonisten unterlagen. Späterhin suchte die englische Regierung zu vermitteln, und im Jahre 1821 vereinigten sich beide Gesellschaften. Die Nordwest-Compagnie war, wie es scheint, auf die Dauer der bei weitem reichern Nebenbuhlerin nicht gewachsen; ihre Actionäre erhielten Antheile am Vermögen der Hudsonsbay-Compagnie, welche das gesammte Besitzthum und die meisten Beamten der Nordwest-Compagnie übernahm. Diese letztere hatte bis 1812 den Pelzhandel auch innerhalb des Gebiets der Vereinigten Staaten am obern Mississippi betrieben, trat aber ihre dortigen Posten an Johann Jakob Astor in Neu-York ab, als der Congreß zu Washington durch ein Gesetz alle Ausländer vom Handel mit den Indianern auf amerikanischem Gebiete ausgeschlossen hatte.

So ist denn in den britischen Pelzländern die Hudsonsbay-Compagnie allein auf dem Platze geblieben; sie hat ihr altes Monopol gerettet, und übt eine ausgedehnte Gerichtsbarkeit über einen Flächenraum von mindestens 120,000 geographischen Quadratmeilen. Sie ist Gebieterin desselben; nur schwere Criminalfälle sollen vor die Gerichte in Canada gebracht werden. Zum Betriebe des Handels unterhält sie, wie wir schon oben gesagt, eine große Anzahl von Factoreien, sogenannten Häusern, Niederlassungen und Posten. Von diesen aus unternehmen die Händler und Reisediener ihre Handelsfahrten und Züge. Sie führen ein Leben voller Mühsal und Entbehrungen, wie keine andere Klasse auf Erden. Die höheren Beamten sind zu vollen vier Fünftheilen Schotten, die niederen Angestellten meist französische Canadier, die Ruderer zum Theil Mestizen und Indianer, von denen bei vielen Forts einzelne als sogenannte Leibwachen (Home Guards) in regelmäßigem Solde gehalten werden. Wir bemerkten oben, daß der Handel mit den Indianern durch Tausch bewerkstelligt wird, und in welcher Weise die Nordwest-Compagnie ihre europäischen Waaren aus England bezog. Die Schiffe der Hudsonsbay-Compagnie, welche von London aus Waaren und allerlei Vorräthe für die Posten an der Hud-

sonsbay bringen, verlassen Europa am 1. Juni, und sind gegen Ende August, wenn die Schifffahrt völlig offen ist, an ihren Bestimmungsorten, z. B. der Factorei York. Sie laden rasch ihre Güter aus, welche dann bis zum nächsten Jahre im Magazine lagern, nehmen die aus dem Innern angelangten Pelzwaaren ein, und lichten im September wieder ihre Anker. Die nach der Nordwestküste bestimmten Fahrzeuge verlassen die Themse im September, gehen um das Cap Horn, und sind etwa im Mai in der Columbia-Mündung oder am Nutka-Sunde, von wo sie im Spätherbst absegeln und gegen Sommersanfang wieder in London eintreffen. So ist gewöhnlich zugleich ein Schiff auf der Hinreise und ein anderes auf der Rückfahrt.

Jene Posten, welche von Canada aus bequemer zu erreichen sind, erhalten ihre Güter und Vorräthe von dorther zu Wasser. Sie werden in Canots, Nachen, geladen, deren Außenseite aus dicker Birkenrinde besteht; die einzelnen Theile werden mit gespaltenen Tannenwurzeln zusammengenäht, und die Nähte mit Harz überzogen. Das Bord wird aus Fichten- oder Cedernholz gemacht; an der untern Seite sind Rippen eingefügt, die man aus dünnen, gebogenen Stücken Tannenholz bereitet. Zwischen Rippen und Rinde befindet sich eine Bekleidung von Latten, welche dem Fahrzeuge Festigkeit giebt. Diese großen Nachen, welche die canadischen Bootsleute Maître canots nennen, und die von einem „Piloten" gesteuert werden, sind zwischen dreißig und vierzig Fuß lang und nur fünf Fuß breit, wiegen drei bis vier Centner, tragen außer der Bemannung bis zu vierzig Centnern Gewicht und haben nur anderthalb Fuß Tiefgang. In diesen leichten und elastischen Fahrzeugen legen die Bootsleute täglich oft zwanzig Stunden Wegs und mehr zurück. Ist das Wasser seicht, so müssen sie geschleift werden; hört die Schifffahrt an irgend einem Punkte auf, so müssen die Voyageurs Nachen und Ladung über die sogenannten Tragplätze schleppen; hemmen Stromschnellen die Weiterfahrt, so muß das Fahrzeug an Tauen hinauf oder hinab gezogen werden. Außer den größeren Nachen benutzt man auch kleinere, (Canots à lège), und auf diesen ist der Dienst noch schwerer und anstrengender; nur die allerkräftigsten Leute sind demselben gewachsen. Hat die Bemannung auf den großen Canots täglich sechzehn bis achtzehn Stunden zu arbeiten und nur sechs Stunden Ruhezeit, so wird jener der leichten Nachen nur vierstündiger und oft nur zwei- und dreistündiger Aufenthalt am Lande gestattet. Unablässig drängt der „Guide", ununterbrochen wird gerudert. Diese Leute erhalten guten Sold und reichlich Grog, sie bleiben so lange im Dienste, bis ihre Kräfte nicht mehr ausreichen. Ein „light canoe man" hält es unter seiner Würde, auf einem großen Nachen zu dienen. Diese großen Montreal-Canots, welche im Durchschnitt siebenzig Ballen, je von neunzig Pfund, tragen, werden weiter im Lande gegen diese leichten North-Canoes vertauscht, in welche man nur fünf und zwanzig Ballen ladet.

Der Reisediener trägt sich zweckmäßig und bequem. Sein „Capot" gleicht dem des Waldgängers; lederne Hosen und indianische Strümpfe, welche an den Mokassins festgebunden sind, schützen im Winter seine Füße vor Schnee. Die Schneeschuhe verfertigt er aus zwei leichten hölzernen Stäben, welche an ihren Enden vereinigt und durch Querhölzer auseinander gebogen werden. Der Vordertheil ist, wie ein Boot, aufwärts gekrümmt, der Raum zwischen den Stäben durch feines Netzwerk von Riemen ausgefüllt, und nur der Theil hinter dem Hauptstabe, in welchen der Fuß gesetzt wird, wird mit einem dichten starken Netze versehen. Der ganze Schuh ist anderthalb Fuß breit, bis zu sechs Fuß lang und wiegt etwa zwei Pfund. Will der Voyageur ein Winterlager aufschlagen, so löset er seine Schneeschuhe ab, und gebraucht sie als Schaufel, um den Schnee wegzuräumen, bricht Zweige von Nadelholzbäumen ab, mit welchen er den Boden fußhoch bedeckt, und legt trockene Aeste und Klötze zusammen, die er anzündet, damit sie ihm die Füße wärmen. Am Feuer kocht er sein spärliches Mahl, hüllt sich nach dem Essen in seine Decke und schläft nach harter Tagesarbeit unter freiem Himmel bis zum Morgen. Oft muß der Voyageur, ohne Obdach zu finden, dreihundert Stunden Weges auf Schneeschuhen reisen, mitten durch Wälder, offene Einöden oder weite Prairien, ohne längere Rast, und im Sommer peinigen ihn, namentlich in feuchten und morastigen Gegenden, von früh bis Abends, wenn die Sonne untergeht, Moskitos ohne Zahl; nachdem diese Peiniger sich zu Ruhe begeben, erscheinen ganze Schwärme eben so lästiger schwarzer Fliegen. Tanner, dessen wir schon erwähnten, war fünfzehn Monate im Dienste einer amerikanischen Pelzhandel-Gesellschaft; während dieser Zeit war er so unablässig beschäftigt, daß er nur dreizehnmal in seiner Wohnung schlafen konnte. Bei alle dem schätzt sich der Reisediener oder der Gehülfe glücklich, wenn er nur keinen Mangel an Nahrung leidet. Aber er muß zuweilen unglaubliche Qual vom Hunger erdulden. Man versieht ihn hinreichend mit Nahrungsmitteln, um bis zu der Stelle zu gelangen, wo vermuthlich die Indianer sich aufhalten. Oft jedoch fehlt es diesen selbst am Allernothwendigsten, oder sie haben ihren Aufenthaltsort verändert, oder ein frisch gefallener Schnee hat ihre Spuren verwischt. Dann bleibt dem Reisenden nichts übrig, als sie aufs Gerathewohl aufzusuchen. Manchmal muß er seinen letzten Hund schlachten und sich, wenn auch dieser verzehrt ist, spärlich von Moos oder seinen eigenen Pelzkleidern nähren. Daß die Indianer im äußersten Nothfalle ihre eigenen Weiber und Kinder tödten und verzehren, haben wir schon erwähnt, als wir Franklins Landreise schilderten, und wir müssen hinzufügen, daß ein solcher Kannibalismus leider nicht selten ist. Der Indianer hat keinen Begriff von Fürsorge für sich selbst; sein Leben ist ein steter Wechsel zwischen schwelgerischem Ueberflusse und Hungersnoth; er hat auch keinen Begriff von Vorrathshäusern, und mangelt eimnal das Wild, bleiben Rehe, Hirsche, Hasen oder Büffel aus, so ist er ver-

loren. Mac Lean, der fünf und zwanzig Jahre im Dienste der Hudsonsbay-Compagnie stand, und das Gebiet derselben von der Ungawa-Bay in Labrador bis zum Stillen Weltmeere, und von Montreal bis zum Mackenzie durchwanderte, erzählt, daß beim Fort Simpson unter 61° n. Br. in einem Jahre mehre hundert Indianer ganz in der Nähe jener Handelsniederlassung vor Hunger starben. Die Beamten selber leiden oft den größten Mangel; auf den entfernteren Posten leben sie Jahre lang von der schlechtesten Nahrung, oft müssen auch bei ihnen Rennthierhäute aushelfen, und Fische, Kartoffeln und Butter gelten für Leckerbissen; Brot wird allezeit für die größte Delikatesse erachtet. Sobald sie in den Dienst der Compagnie getreten sind, schwindet ihnen für Jahrzehnte alle Aussicht, ihre Familie wieder zu sehen; denn oft werden die Clerks erst nach zwanzig Jahren auf eine höhere Stelle befördert und erhalten erst dann Urlaub zu einer Reise nach Europa. Sie müssen für ein Menschenalter jeder Bequemlichkeit und jedem Genusse des gebildeten Lebens entsagen, erblicken oft viele Jahre lang keine andere menschliche Wohnung, als die Forts und das Wigwam des Indianers und verbringen ihr Leben unter den Rothhäuten, rohen Bootsknechten, verwilderten Mestizen und dann und wann unter ihren Amtsgenossen, die zum Theil selber in dem Maße verwildern, daß sie gleichfalls das Herumstreifen dem civilisirten Leben vorziehen. In solchen Gegenden, wo das Klima den Anbau von Feldfrüchten erlaubt, treiben die Beamten der Colonie einigen Ackerbau, und selbst in der hohen Breite des ebengenannten Forts Simpson gedeihen Gerste und Kartoffeln. Am Athabaska, am Unjigah, am Sklavensee und selbst am Mackenzie ist, in geschützten Lagen, auf einigen Ertrag der Aecker zu rechnen, aber die Küsten der Hudsonsbay sind zu rauh, als daß Feldfrüchte gedeihen könnten. Große „Fleischstationen" sind zu Carlton-Haus, Edmonton, La Montée und Fort Augustus; „Fischstationen" besonders im Westen, wo der Lachs so häufig ist. In dem mildern Klima Oregons, am Puget-Sunde, widmen die Beamten der einzelnen Posten neben dem Ackerbau auch der Viehzucht große Sorgfalt.

Nicht selten droht dem „Clerk" Gefahr von den Indianern, sobald diese berauscht sind. Manche Stämme hegen Haß und Ingrimm gegen die Weißen, welche sie als Eindringlinge betrachten, durch die Mangel und Seuchen in ihr Land kommen. In der That haben sie die Pocken eingeschleppt, von denen die rothen Leute zu Tausenden hinweggerafft worden sind, und welche so fürchterlich unter ihnen aufräumen, daß z. B. im Jahre 1837 von dem einst zahlreichen Volke der Mandanen am Missouri Alle starben, bis auf dreißig Köpfe. Langsamer, aber eben so nachtheilig wirkt der Branntwein, der auf den Indianer physisch und moralisch noch weit verderblichern Einfluß übt, als auf den Europäer, welcher dem Genusse desselben fröhnt. Alle Indianer, wenn sie trunken sind, gerathen in wilde Wuth; ihr melancholisches Temperament macht cholerischen

Wallungen Platz, Freunde und Verwandte liefern in berauschtem Zustande einander blutige Schlachten; und oft schweben die Pelzhändler in größter Lebensgefahr, weil der trunkene Indianer raubsüchtig und rachgierig im höchsten Grade ist. Long hat eine ergreifende Schilderung der Auftritte entworfen, welche sich häufig bei den Handelsniederlassungen ereigneten und vielleicht noch ereignen. Er konnte einst sein und eines andern Pelzhändlers Leben nur dadurch retten, daß er mit gespanntem Hahn sich vor ein geöffnetes Pulverfaß stellte, und das ganze Fort mit den Indianern in die Luft zu sprengen drohete*).

Es war eine Hauptaufgabe der unteren Beamten, im Winter das Land zu durchstreifen und den Indianern die Ausbeute der Jagd abzuhandeln; seit aber die beiden rivalisirenden Compagnien sich vereinigt haben, bringen die Jäger zu bestimmten Zeiten im Jahre ihr Pelzwerk zu den Handelsniederlassungen. Zum Maßstabe für den Tausch dient noch immer ein Biberfell, ein „Abiminikwa", wie die Indianer, ein „Plus" wie die Canadier sich ausdrücken. Geld kommt in diesem Handel selten vor. Es gab eine Zeit, in welcher für sechs Ballen Güter, die einen Werth von etwa 2000 Pfund Sterling hatten, von den Indianern Biberfelle, im Werthe von 35,000 Pfund Sterling geliefert wurden. Am Leech-See wurde 1784 eine Bärenhaut einem „Plus" gleichgerechnet; eine Otter, drei Marder, ein Luchs, fünfzehn Moschusratten galten je ein Plus; ein Rock aus Büffelfell zwei, ein kleines Faß Rum, den man mit Wasser vermischt hatte, dreißig Plus. Eine auf fünfzig Dollars geschätzte Flinte wurde einem Häuptlinge für 120 Pfund Biberfelle im Werthe von 480 Dollars verkauft. Gegenwärtig stehen noch drei Marder, acht Moschusratten, ein Luchs oder ein Wolverenenfell einem Biber gleich; auf einen Silberfuchs, Weißfuchs oder eine Otter rechnet man zwei Biber; ein schwarzer Fuchs oder großer schwarzer Bär gilt vier; aber diese Art zu rechnen stimmt mit dem wahren Werthe der Pelze, nach welchem sie in Europa bezahlt werden, nicht überein. Die Händler setzen ihre Preise für europäische Waaren ganz nach Belieben an; ein ganz gewöhnliches Fleischmesser kostet ein Fell, ein wollenes Laken oder drei Ellen groben Tuches acht, eine gewöhnliche Jagdflinte fünfzehn. Die Indianer erhalten ihren Hauptbedarf an Kleidung, Pulver und Blei im Spätherbst auf Borg, und bezahlen im Frühjahr mit Pelzwerk. Im Allgemeinen bewähren sie sich als ehrliche Schuldner. Die Hudsonsbay-Compagnie hat verboten, den Indianern Branntwein zu verabfolgen; aber die sogenannten freien Trapper in den Vereinigten Staaten betrachten Whiskey und Rum als Hauptartikel und handeln

---

*) J. Longs See- und Landreisen, enthaltend eine Beschreibung der Sitten und Gewohnheiten der Nordamerikanischen Wilden &c. Aus dem Englischen von E. W. A. Zimmermann. Hamburg 1791. S. 93 ff.

mit den Indianern am liebsten, wenn sie berauscht sind, weil man sie alsdann leichter übervortheilen kann*).

Uebrigens wirft der Pelzhandel bei weitem nicht mehr so großen Nutzen ab als in früheren Zeiten. Die Zahl der pelztragenden Thiere, denen bis in die ablegensten Winkel nachgestellt wird, hat sich ganz außerordentlich vermindert, während doch der Preis der Waare nicht steigt. Man benutzt nämlich jetzt in manchen Ländern, z. B. in China, Seide, Wolle und Baumwolle zu Fabrikaten, bei welchen früher das Pelzwerk gar nicht entbehrt werden konnte. Die Compagnie sucht jetzt den Thieren einige Ruhejahre zu verschaffen, damit sie sich wieder vermehren; sie verbietet daher, wie schon gesagt, das Jagen in gewissen fast erschöpften Bezirken. Andererseits hat sie aber, ganz im Geiste ihres Monopols, an der Südgränze ihrer Besitzungen die Pelzthiere mit allem Vorbedacht völlig ausrotten lassen, damit nicht kleine Händler in ihr Gebiet dringen. Aber nun streifen die Indianer, welche an der canadischen Gränze kein Wild mehr finden, weit über die Gränze und treiben Handel und jagen selbst auf dem Grund und Boden der Compagnie. Noch mehr erschöpft ist das Land im Westen der Felsengebirge, namentlich in Oregon, wo den Amerikanern das Jagen nicht verwehrt werden kann; von dort her fällt der Ertrag an Pelzwerk schon jetzt sehr gering aus. Bis zum Jahre 1840 hat indessen eine 85stel Actie der Hudsonsbay-Gesellschaft einen Reingewinn von 400 Pfund Sterling gegeben. Seitdem sind die Dividenden stets schwächer geworden, und sie werden schwerlich jemals ihren früheren Stand wieder erreichen. Je geringer der Vortheil ausfällt, um so mehr sucht die Compagnie an den Ausgaben zu sparen; sie knappt seit einiger Zeit an den sogenannten „Ausrüstungen" (outfits) ab; die Indianer werden mit dem, was ihnen einmal unumgänglich nothwendig geworden, noch kärglicher bedacht als früher. Was soll aus ihnen werden, wenn Pelzthiere, Büffel und Rennthiere sich in dem Verhältnisse mindern, wie bisher? Die rothen Leute werden völlig zu Grunde gehen müssen, denn in der alten Weise können sie bald nicht mehr weiter leben; zum Ackerbau vermögen sie sich, ihrer ganzen Beschaffenheit gemäß, nicht zu bequemen, und ohnehin würde der Feldbau, im Osten der Felsengebirge, immer nur geringen Ertrag liefern. Die Ausrüstung betrug 1835 für das nördliche Departement noch 31,000 Pfund Sterling, aber 1845 nur noch 15,000. Um den Ausfall im Pelzhandel anderweitig zu decken, hat die Compagnie die schon erwähnten Ackerbau-Niederlassungen in Oregon und Neu-Caledonien gegründet, und von dort Häute, Talg und Getreide ausgeführt. Doch läßt sich bei diesem Handel nicht auf erheblichen Gewinn rechnen.

Die Hudsonsbay-Compagnie ist trotz alledem immer noch eine mächtige und

---

*) Tanner, S. 291 ff., wollte sich „nicht zum Werkzeuge so vieler Betrügereien und Ungerechtigkeiten gebrauchen lassen. Ich mochte kein Gift unter den Indianern verbreiten."

reiche Körperschaft. Sie hat es verstanden, zu ihren höheren Beamten umsichtige und energische Männer zu wählen, ihre Berathungen werden streng geheim gehalten und ihre Befehle rasch und pünktlich ausgeführt. Ihr Verfahren gegenüber den Indianern, deren Anzahl im Osten der Felsengebirge wohl zu hoch auf etwa 150,000 Köpfe geschätzt wird, hat manchen Lobredner gefunden, weil es zugleich klug und human sei. Sie habe, sagt man, den Verkauf geistiger Getränke verboten, bei allen größeren Handelsposten Schulen für die Indianer angelegt; sie muntere die Missionäre verschiedener Kirchen auf, die Wilden zum Christenthum zu bekehren, und sie zu den Künsten des gesitteten Lebens anzuleiten. Sie habe Spitäler eingerichtet, habe versucht, umherschweifende Stämme an ein seßhaftes Leben in Dörfern zu gewöhnen, und verwende insbesondere große Sorgfalt auch auf die Erziehung der Mischlinge. Die Indianer seien nun völlig und gänzlich von ihr abhängig geworden, und das letztere ist richtig; denn sie können ohne Decken, Flinten, Schießbedarf, Angelhaken, Messer und andere Stahl- und Eisenwaaren, welche lediglich von der Compagnie zu beziehen sind, nicht mehr existiren *). Andererseits ist aber ihr System bitter getadelt und insbesondere ganz vor Kurzem von Mac Lean einer scharfen Beurtheilung unterworfen worden. „Die Compagnie," sagt er, „hat, so viel ich mich aus meiner vier und zwanzigjährigen Dienstzeit erinnere, nie auch nur einen einzigen Indianer in einer Niederlassung aufgenommen, um ihn ärztlich behandeln zu lassen, wenigstens in jenen des Binnenlandes, denn in den Forts an der Küste sind allerdings Aerzte und Apotheker vorhanden. Sie sorgt nicht einmal dafür, daß die Dolmetscher zum Christenthum bekehrt werden; sie giebt den katholischen Missionären lediglich deshalb vor den protestantischen den Vorzug, weil diese letzteren auf strenge Sonntagsfeier und Sabbatruhe dringen. Sie glaubt ihre Interessen gefährdet, weil die Indianer am Sabbath nicht jagen dürfen, sobald sie Protestanten werden; sie schafft daher auf ihre Kosten selbst nach solchen Stationen katholische Missionäre, wo bereits protestantische Geistliche sind. Ihr ganzes System ist auf platten Eigennutz berechnet; sie unterstützt weder junge noch alte Indianer, weder Kranke noch Schwache. Ihre Beamten verfahren zum Theil mit großer Barbarei gegen die Indianer, welche noch heute mit Dankbarkeit ihrer „Väter" von der Nordwest-Compagnie sich erinnern, von denen sie gütig und großmüthig behandelt wurden. Die Eingeborenen vermindern sich an Zahl von Jahr zu Jahr. Die ganze vielgepriesene Großmuth der Hudsonsbay-Compagnie besteht lediglich darin, daß man den Indianern, wenn sie sich bei der Niederlassung einfinden, etwas Taback und etwa noch einen Fisch giebt; ist ihnen ihr Pelzwerk abgehandelt, so heißt es: Packe dich! Die Sta-

*) Greenhow, the history of Oregon and California, and the other territories on the North-West-Coast of North-America, Boston 1845, p. 397.

tuten der Compagnie schärfen den Beamten ein, die Kinder der Indianer zu unterrichten. Aber sie giebt ihnen dazu keine Mittel an die Hand, nicht einmal Bücher" *).

Die Handelsposten der Hudsonsbay - Gesellschaft.

Wir haben weiter oben (S. 173) bemerkt, in welcher Weise die Hudsonsbay-Compagnie ihr großes Gebiet in vier Hauptverwaltungs-Bezirke getheilt hat. Es bleibt uns übrig, die wichtigsten Niederlassungen näher zu erwähnen. Die bedeutendste von allen, Fort York (57° n. Br., 92° 26′ w. L.), liegt auf einer morastigen Landzunge, zwischen dem Nelson und dem Hayes. Diese Factorei bildet, wie schon bemerkt, die Hauptniederlage für das nördliche Departement; von ihr gehen die Vorräthe nach Norway-House, am Winnipeg-See. Sie steht unter einem Oberfactor, und hat an Gütern und Vorräthen genug, um für zwei Jahre alle Nachfragen zu befriedigen. Die Gebäude sind warm und fest, das Klima ist kalt, aber nicht ungesund, der Erdboden thauet auch im Sommer nur achtzehn Zoll tief auf. Die bei diesem Posten verweilenden Indianer werden Swampies oder Sumpf-Indianer genannt. Fort Severn, Fort Albany und Fort Moose liegen an der Mündung gleichnamiger Ströme in die Hudsonsbay. Von dem letztern (51° 20′ n. Br., 80° 50′ w. L.) sind Brunswick-, Missanabe- und Abbitibbi-House abhängig. Albany liegt am Ausgange einer langen Kette von Wasserverbindungen zwischen dem Obern See — an welchem Fort William die bedeutendste Niederlassung ist — dem Winnipeg-See und Severn-Flusse. Auf der Ostseite der Hudsonsbay, in dem sogenannten East Main, ist Ruperts-House. Am Winnipeg: Fort Alexander, ein Hauptposten, Berens-House und Norway-House, das Depot für die Districte am Athabaska und Mackenzie. Die für letztere bestimmten Lebensmittel kommen vom Saskatschewan oder vom Red-River. In Norway-

---

*) Im Winter von 1836 auf 1837 wurden bei einer Niederlassung Pferde gestohlen. Zwei Clerks, von einer Anzahl anderer Diener begleitet, machten einen Versuch, die Diebe aufzufinden. In der Nähe des Platzes, wo die Pferde gegrast hatten, fanden sie eine Bande von acht Assiniboins, die sich mit ihnen vereinigten, arglos ihre Waffen ablegten, und neben ihnen lagerten. Am andern Morgen hielten die Clerks einen Kriegsgericht über die Indianer, die man ohne irgend welchen Beweis für Pferdediebe hielt. Die acht Assiniboins wurden zum Tode verurtheilt und auf der Stelle abgeschlachtet. Mac Lean II. 222. „The history of commercial rule is well known to the world; the object of that rule, wherever established, or by whom soever exercised, is gain. In our intercourse with the natives of America no other object is discernible, no other object is thought of, no other object is allowed."

House verweilt der Gouverneur jährlich einige Zeit, um mit den übrigen höheren Beamten die vorgeschriebene Berathung abzuhalten. Am Saskatschewan, oder vielmehr am Fichteninsel-See steht Cumberland-House, ein wichtiges, von Hearne erbauetes Fort (53° 57′ 6″ n. Br., 102° 19′ 8″ w. L.), bei welchem ziemlich ausgedehnter Ackerbau und nicht unbeträchtliche Viehzucht getrieben wird. Dasselbe ist der Fall bei dem Posten Isle à la Crosse (55° 25′ 30″ n. Br., 107° 52′ 48″ w. L.), von wo nordwestlich der Handelsweg über das Fort Buffalo am gleichnamigen See zur Portage la Loche oder Methye führt, einem Tragplatze, welcher die Wasserscheide zwischen dem Polarmeere und der Hudsonsbay bildet. Von dort leitet ein nicht bedeutender Fluß, der Clearwater, zum Athabaska oder Elk, an dessen oberm Laufe sich Fort Assiniboin, Jaspers-House und am untern Laufe Pierre au Calumet erheben; seiner Mündung gegenüber, am Athabaska-See, steht Fort Chipewyan (58° 42′ 35″ n. Br., 111° 18′ 40″ w. L.), eine beträchtliche Niederlassung in stattlicher Lage auf einem Felsenvorsprunge des nördlichen Ufers. Hier ist das Hauptdepot für die Posten am Friedensflusse und der Mittelpunkt des Handels mit den Tschippewäyans, der lediglich tauschweise geführt wird. Am Friedensflusse oder Unjigah stehen: — Fort Vermillion in der Prairie, wo die freundlichen Biber-Indianer wohnen; Fort Dunvegan, wo in manchen Jahren Getreide reift; es liegt in gesunder Gegend, doch stellen sich bei den weißen Bewohnern Kröpfe ein. Noch weiter stromauf liegt Rocky-Mountain-House. — Von Fort Chipewyan nach Norden finden wir am Großen Sklaven-See die Forts Resolution (61° 10′ 26″ n. Br., 113° 45′ w. L.), Reliance im N.-O. und Providence im Norden an der Mündung des Yellow-Knife. Sie sind von keiner Erheblichkeit. — Gehen wir nach Süden zurück, so liegen oberhalb Cumberland-House, am Saskatschewan, der mit seinen Verzweigungen einen bequemen Weg für Nachen bildet: — am südlichen Arme Chesterfield-House, am nördlichen Carlton-House, Augustus und Edmonton. — Im Mackenziedistrict liegen sieben Posten, und zwar drei am Turnagain oder Liard, drei am Mackenzie und einer am Peel. Am bedeutendsten ist Fort Simpson, das Depot für diese Gegend, unter 61°, an der Mündung des Liard, in sehr strengem Klima; am Mackenzie stehen Norman und Good Hope, am Turnagain: Liard und Halkett. Dieser District lieferte in der letzten Zeit jährlich für etwa 12,000 Pfund Sterling Pelzwerk. Es ist bemerkenswerth, daß vor einiger Zeit in diesen hohen Breiten von einem Beamten der Compagnie, Campbell, ein Paß durch das Gebirge nach Westen hin gefunden worden ist. — Die Forts in Caledonien führen wir späterhin an.

Die Colonie am Red-River.

Der nördliche Red-River entspringt unter 47° n. Br. im Elbogen- (Elbow-) See, nicht weit von den Quellen des Mississippi, nimmt zuerst eine südliche Richtung, bildet eine Menge von Seen, unter welchen der Ottertail der größte ist, strömt dann gerade nach Norden, und fällt nach einem Laufe von etwa zweihundert Stunden in den Winnipeg-See. Er ist nicht wie der Mississippi von hohen Uferrändern eingeschlossen, sondern fließt, einem künstlich gegrabenen Canale vergleichbar, durch die Prairien, welche sich an beiden Seiten in unabsehbarer Weite ausdehnen, und unterhalb der Mündung des Sioux-Wood-River völlig von Holz entblößt sind, das man nur in der nächsten Nähe des Flusses selbst findet. Der Red-River steigt zur Zeit der Stromschwellungen insgemein bis zu zwanzig Fuß; aber im Jahre 1823 erhob sich das Wasser bis zu sechsundsechszig Fuß, und überschwemmte das Land weit und breit. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar, das Klima ist streng, und jenem im Innern von Canada vergleichbar; der Fluß hat schon im Anfang November eine Eisdecke, die erst im Anfang April verschwindet.

In diesem Lande, in welchem man kürzlich Salzquellen und Kohlenlager gefunden hat, gründete Lord Selkirk eine Ackerbaucolonie. Die Hudsonsbay-Compagnie macht vermöge ihres Freibriefes Anspruch auf alles Gebiet an den Strömen, welche sich in die Hudsonsbay ergießen; sie verlieh dem schottischen Edelmann 1811 eine Strecke, die an Umfang etwa dem halben Deutschland gleich kommt. Er führte nach „Assiniboia" im folgenden Jahre Bergschotten und späterhin auch eine Anzahl von Schweizern. Diese Einwanderer gründeten zunächst zwei Niederlassungen: Pembina, eine Stunde unterhalb der Mündung des gleichnamigen Flusses; und Douglas am Zusammenflusse des Assiniboin mit dem Red-River. Die erstere gehört seit 1822 zum Gebiete der Vereinigten Staaten, weil sie südlich des neunundvierzigsten Breitengrades liegt. Als die Colonie eben anfing zu gedeihen, brach der oben erwähnte Krieg zwischen der Nordwest-Compagnie und Lord Selkirk aus; die Ansiedler wurden 1815 zerstreut, und litten schwer durch Plünderung. Da sie eben ein wenig sich erholt hatten, traten Ueberschwemmungen ein, welche die Ernte vernichteten; auch Raupenfraß und Heuschreckenplage richteten große Verwüstungen an. Seit der Vereinigung der beiden großen Compagnien sind die Colonisten ungestört geblieben; durch ihre kriegerische Haltung haben sie auch den Indianern Achtung eingeflößt. Aber ihre Anzahl ist immer nur gering geblieben; die Zählung von 1835 ergab erst 5000 Köpfe, und übersteigt gegenwärtig bestimmt nicht 7000. Von diesen sind ungefähr 300 Schotten, welche den gebildetsten Theil der Bevölkerung ausmachen;

sie zeichnen sich durch Mäßigkeit und Fleiß aus, und sind ein Gegenstand des Neides für die zahlreichen Mestizen, jene Bois Brulés, welche sich mehr mit der Jagd als mit dem Ackerbau beschäftigen und an Wohlstand hinter ihren betriebsameren Nachbarn weit zurückbleiben. In den letztverflossenen Jahren wanderten manche Schotten nach dem neuen Gebiete Minnisota aus. Die Indianer, etwa 600 Krihs und 100 Odschibwäs, bilden eine besondere Gemeinde; sie sind durch die Bemühungen der Missionäre zu einem seßhaften Leben gebracht worden, und haben ihre Wohnplätze unweit der Mündung des Red-River, während die Mestizen die sogenannte obere Niederlassung inne haben. Die Mischlinge, deren Väter Engländer waren, zeichnen sich vor den französischen Bois Brulés vortheilhaft aus; sie sind weit häuslicher und fleißiger und nehmen sich an den Schotten ein Beispiel. Diese haben für ihre Kinder und jene der Beamten, welche sich in die Colonie zurückzogen, um den Rest ihrer Tage in Ruhe zu verleben, eine höhere Lehranstalt gegründet, in welcher namentlich alte Sprachen und Mathematik gelehrt werden; auch fehlt es nicht an höherm Unterricht für die Mädchen. Außerdem sind sieben Schulen vorhanden und eben so viele Kirchen; vier für die Protestanten (insbesondere zwei für die Indianer) und drei für die Katholiken, welche ihren besondern Bischof (von Julianopolis in partibus infidelium) haben.

Lord Selkirks Sohn hat die Red-River-Colonie 1836 an die Hudsonsbay-Compagnie abgetreten; seitdem übt diese die Verwaltung durch den „Rath von Assiniboia" aus, in dessen Händen sich die richterliche und vollziehende Gewalt befindet. Gouverneur und Rath erlassen Verordnungen und ein Recorder leitet die gerichtlichen Verhandlungen. Schwere Verbrechen sind höchst selten. Der Hauptort der Colonie, Fort Garry (49° 53′ 35″ n. Br., 97° 0′ 50″ w. L.), liegt etwa 25 Stunden vom Winnipeg-See entfernt. Hier, am Sitze des Gouverneurs, befindet sich die eben erwähnte Red-River-Academie, und eine öffentliche Bibliothek. Zur Aufmunterung der Gewerbsamkeit hat die Behörde Preise für diejenigen ausgesetzt, welche das beste Garn und Tuch oder den wohlschmeckendsten Käse liefern. Rings um die weitläufig und zerstreut neben dem eigentlichen Fort liegende Stadt erblickt man eine Menge von Windmühlen. Die Colonisten besitzen reichlich Vieh, und noch weit mehr Getreide; die Ernten sind so ergiebig, daß die Scheuern immer Vorrath für mehre Jahre haben. Es fehlt den Colonisten an Absatzwegen und Märkten in der Nähe; sie wissen mit ihren Producten nicht wohin. Die Hudsonsbay-Compagnie, welche im Fort Garry zwei gut mit Waaren versehene Läden unterhält, und deren Scheine, von einem bis zu zwanzig Schilling, als Geld cursiren, kauft ihnen nur wenig ab. Die Küste der Hudsonsbay ist weit entfernt, die Factorei York liegt 225 Stunden von der Mündung des Red-River; 150 Stunden dieses Weges werden durch Seen gebildet, aber der übrige Theil besteht aus Wasserfällen, Stromschnellen und Un-

tiefen. Deshalb suchen die Ansiedler lieber Absatz am obern Mississippi, sie kommen denselben bis St. Paul in Minnisota herab mit ihren von Ochsen gezogenen Karren, an denen auch nicht ein einziges Stück Eisen befindlich ist. Sie brauchen zur Hinfahrt sechs volle Wochen und zur Rückreise noch weit längere Zeit. Es liegt auf der flachen Hand, daß bei einem Handel mit Getreide, der ein Vierteljahr Zeit in Anspruch nimmt, und bei welchem hunderte von Wegstunden zurückgelegt werden müssen, um das Korn auf den Markt zu bringen, kein erheblicher Vortheil sich erzielen läßt. Ohnehin bauet jetzt schon Minnisota selbst Getreide zur Ausfuhr. Es scheint somit nicht, daß die Colonien am Red-River jemals einen bedeutenden Aufschwung nehmen werden.

Die Halbinsel Labrador und die Insel Neufundland.

Wir kommen „zum frost'gen Strand des wilden Labrador" und zu den nebelumhüllten Küsten Neufundlands. Diese Insel reicht allerdings nur zum Theil über den fünfzigsten Grad hinaus; wir halten es aber für zweckmäßig, sie in diesem Hauptstücke zu schildern, da sie in vielfacher Hinsicht als ein gemildertes Labrador, als eine Fortsetzung der Halbinsel erscheint, mit welcher sie früher ein und denselben Gouverneur hatte.

Labrador, eine von Cabot und Cortereal entdeckte Halbinsel, welche sich vom St. Lorenzbusen und der Straße von Belle Isle im Süden bis zur Hudsons-Straße im Norden erstreckt, wird im Westen von der Hudsonsbay bespült. Sie hat ein dürres, eisendurchwachsenes Ansehen, gewaltige Felshöhen steigen jählings aus dem Meere auf, welches an den Küsten von Klippen und Inseln starrt. Das noch wenig bekannte Innere, ein Hochland von einer Erhebung bis zu etwa 2000 Fuß, hat zahlreiche und für den Fischfang ergiebige Seen und Flüsse. Die offenen Einöden werden von Rennthieren durchstreift, in den waldigen Gegenden sind Marder häufig, aber in der Erwartung, Biber in Menge zu finden, sahen die Beamten der Hudsonsbay-Compagnie sich getäuscht, obwohl das Land im Süden des 56. Grades nicht arm an Bäumen ist. Ihr Hauptposten, die East-Main-Factorei, liegt an der Südostküste der James-Bay, und etwas südlicher Ruperts Haus (S. 187.); beide haben eine Wasserverbindung bis zu dem Mistassinni-See, an welchem gleichfalls ein Posten sich befindet. Das ganze Innere steht durch Wasserstraßen mit einander in Verbindung, die nur durch nicht eben breite Tragplätze geschieden sind; sie reichen von der Eskimobay an der Straße von Belle Isle bis zum Fort Chimo an der Ungawabay, in der Hudsons-Straße. Die dort 1831 gegründete Niederlassung hat man aufgegeben, da

sie keinen Nutzen gewährte. Man fand das Klima äußerst streng, auf die heftige Winterkälte folgte ohne Uebergang starke Hitze; am 21. Juni 1840 stieg der Thermometer von 10° F. unter Null bis auf 76° F. im Schatten. In den zehn Tagen vorher war das Wetter so stürmisch und kalt wie im Januar; die See ist das ganze Jahr hindurch nicht ohne Eis; bei stürmischem Wetter ist die Kälte immer am strengsten*). Im Süden ist sie bei weitem nicht so heftig; an einigen Stellen in der Nähe der Eskimobay gedeihen auch Kartoffeln und andere Gemüse. Das Innere ist nur von Pelzhändlern besucht worden, namentlich 1834 von Erlandson und später von Mac Lean. An der Ostküste haben einige englische Häuser Niederlassungen gegründet, um Lachse und Stockfische zu fangen, und Handel mit den Einwohnern zu treiben. Diese an der Küste zerstreut wohnenden Ansiedler sind meist ehemalige britische Seeleute, die das halb wilde Leben in Gemeinschaft einer indianischen Frau der Strenge des Dienstes und dem Zwange des civilisirten Lebens vorziehen, und zum Theil durch Handel mit Lachs und Fellen einigen Wohlstand erworben haben. Solche „Planters," wie man sie nennt, wohnen oft neben Halbblütigen, die im Allgemeinen ein betriebsamer und den Ausschweifungen abgeneigter Menschenschlag sein sollen; es überrascht, daß diese alle lesen und schreiben können, da es an Schulen völlig mangelt. Die Mütter unterrichten ihre Kinder sorgfältig. Die Mischlinge von Europäern und Eskimos werden als rechtschaffene Leute geschildert, nur fehlt es ihnen an Muth. Auch sie beschäftigen sich vorzugsweise mit der Fischerei, die an der Südostküste, in der Nähe von Neufundland, außerordentlich ergiebig ist. Es geht schon aus der ganzen Beschaffenheit Labradors hervor, daß die einzelnen Wohnplätze nur eine spärliche Bevölkerung haben können; manche werden nur im Sommer besucht, im Winter bleiben wenige Leute zurück, um sich dann mit der Jagd und dem Seehundsfange zu beschäftigen. So hat z. B. Bradorebay in der Regel nur zehn, l'Anse le Blanc nur fünfzig Bewohner. Forteaubay ist unter den verschiedenen Niederlassungen die bedeutendste. Der erste Schiffscapitän, welcher im Frühjahr dort anlangt, führt für das laufende Jahr den Titel eines Admirals der Fischerei und übt einige Befugnisse aus, z. B. die Polizei, um Ordnung unter den Schiffern und Fischern zu erhalten.

Wir haben schon früher bemerkt, daß die Eingeborenen Labradors Naskopies und Mountaineers-Indianer und Eskimos sind. Von diesen letzteren wurden etwa zwölfhundert durch die Herrnhuter zum ansässigen Leben gebracht und zum Christenthume bekehrt; wie es scheint mit mehr Erfolg als in Grönland. Ein Deutscher, Johann Christian Ehrhardt, besuchte 1749 als Steuermann

---

*) Mac Lean wohnte fünf Jahre im Fort Chimo an der Ungawabay. In diesem Zeitraume fiel der Thermometer zweimal auf 53° F. unter Null; sehr oft stand er tagelang zwischen 38 und 48°; die größte Hitze war 100° unter Mittag, im Schatten.

die Westküste von Grönland. Dort vernahm er, daß ein mit den Eskimos verwandter Stamm an der Küste auf der andern Seite der Davis-Straße wohne. Er beschloß, diese Heiden zu bekehren, und wurde von Zinzendorf unterstützt. Also rüsteten 1752 drei Londoner Kaufleute ein Schiff aus, um zugleich mit englischen Fabrikaten das Christenthum nach Labrador zu bringen. Aber Ehrhardt fiel als Opfer seines preiswürdigen Eifers; raubsüchtige Eskimos ermordeten ihn und sechs seiner Gefährten; das Schiff segelte gleich nach England zurück. Ein Zimmermann, Jens Haven, trat in Ehrhardts Fußstapfen. Von Neufundland aus fuhr er nach Labrador, um mit den Heiden Verbindungen anzuknüpfen. Diese aber flohen, sobald nur ein Fahrzeug in Sicht kam; sie fürchteten die Rache der Engländer; erst nach großen Anstrengungen gelang es dem unermüdlichen Haven, einen Eskimo zu einer Unterredung zu vermögen, und durch diesen mit einigen anderen in Verbindung zu treten. Die Aussichten schienen günstiger, aber doch vergingen volle fünf Jahre, bevor ein weiterer Schritt zur Gründung einer Mission geschah. Inzwischen wurden einige gefangene Eskimos nach London gebracht, dort mit großer Fürsorge und liebreichem Wohlwollen behandelt, und von dem glaubenseifrigen Zimmermann in ihre Heimath zurückgeleitet. Man kaufte von den Eingeborenen eine Strecke Landes, und am 19. August 1771 wurde von vierzehn Männern unter 57° 10′ n. Br. (ältere Angabe 56° 36′) an der Ostküste von Labrador die Mission Nain gegründet. Die Herrnhuter baueten ein hölzernes Haus und umgaben dasselbe mit Schanzpfählen; doch die Eingeborenen zeigten friedlichen Sinn und schienen anstellig. Von vorne herein wurde als Grundsatz festgehalten, daß man ihnen kein Geschenk geben wolle; für Alles verlangten die Herrnhuter eine Gegenleistung, um die Eskimos von der Niederlassung abhängig zu machen und sie dadurch an ein ansässiges Leben zu gewöhnen. Durch kluges Verfahren und geduldigste Beharrlichkeit gelang es endlich, etwa achtzig derselben zum Bleiben zu vermögen. Nachdem in solcher Weise ein glücklicher Anfang gemacht war, ging man weiter, und gründete 1778 eine zweite Niederlassung, Okkak, sechszig Stunden im Norden von Nain; 1782 eine dritte, Hoffenthal, und 1828 die neueste, Hebron, dreißig Stunden nördlich von Okkak. In Labrador haben sich die Herrnhuter zur Erreichung ihrer menschenfreundlichen Absichten nicht geringeren Mühseligkeiten unterziehen müssen, als ihre Brüder und die beiden Egede auf Grönland. Die eigennützigen Eskimos, wenn sie ihrem Götzen Tornak absagen und sich zu Jesus Christus bekennen sollten, fragten immer zuerst, ob sie dann besseres Wetter haben würden, und Seehunde oder Walfische leichter fangen könnten. Sie hofften vom Gotte der Christen wirksamen Beistand gegen die Kablunack, d. h. die Europäer, und gegen die Kraler, einen Stamm, mit welchem sie in Fehde lebten. Sie konnten sich von abergläubischen Bräuchen nicht trennen, vermischten das alte Heidenthum mit dem neuen Christenthume, und opferten

auch nachdem sie die Taufe empfangen, Hunde zu geheimnißvollen Zwecken. Am schwersten hielt es, der Vielweiberei zu steuern, weil die Frauen dem Manne als Arbeiterinnen so viel werth sind. Erst 1805, nach länger als dreißig Jahren, nachdem ein neues Geschlecht herangewachsen war, konnten die Herrnhuter sich ihres Wirkens freuen; die ausgestreuete Saat trug endlich Früchte. Die Eskimos bei den vier Missionsplätzen bauen nun bessere Boote und festere Häuser, haben sparen gelernt, und leben im Wohlstande, während ihre heidnischen Brüder oft Hunger leiden. Viele lernten Lesen und Schreiben, und seit 1821 haben sie gedruckte neue Testamente in ihrer Sprache. Bei jeder Station befindet sich eine Kirche, ein Waarenmagazin und ein Wohnhaus für die Missionäre; außerdem sind Werkstätten für die Eingeborenen vorhanden. Diese wohnen in Häusern, welche nach Art ihrer Iglus aufgeführt sind, weil deren Form und Einrichtung sich am besten für jene holzarmen Gegenden eignet; die Missionäre haben jedoch Oefen. Sie walten wie Väter unter Kindern; alle Vorräthe, welche die Eskimos einsammeln, werden zu ihrer Verfügung gestellt, und von ihnen zur geeigneten Zeit und zum allgemeinen Besten vertheilt; und ist Noth vorhanden, so öffnen sie ihre eigenen Vorrathshäuser, die immer gefüllt sind, damit nie völliger Mangel eintreten kann. Die Herrnhuter führen auch Handelsgüter, welche sie mit mäßigem Nutzen verkaufen; der Ertrag wird stets für die Mission verwandt. Aus gutem Vorbedacht suchen sie jeden Europäer von den Missionen entfernt zu halten, weil der Verkehr mit Pelzhändlern oder Matrosen leicht nachtheilig auf die Moralität der Eskimos einwirkt. Sie erlauben Keinem innerhalb des Dorfes zu schlafen; Jedermann wird freundlich und gastlich aufgenommen; aber bei Nacht weist man ihn in eine Hütte, in welcher er sich allein befindet. Den Herrnhutern verdanken wir manche Kunde über die Beschaffenheit und die klimatischen Verhältnisse des Landes. Sie fanden auch 1778 in den Seen einer hochliegenden Gegend, welche die Eingeborenen Kylgapied nennen, eine eigenthümliche Art von Feldspath, den sogenannten Labradorstein. Seine Grundfarbe ist zuweilen hellgrau, zuweilen dunkelgrau, meist aber schwärzlich grau; hält man ihn gegen das Licht, so schillert er in schönen hellen Farben lazurblau, grasgrün, pistaziengrün oder citrongelb; dabei hat er einen Messing- oder Tombackglanz. Einige Steine haben eine Mittelfarbe zwischen kupferroth und grau, andere zwischen grau und violet; alle brechen in wohlgeformten breiten Stücken von dreieckiger Gestalt; der Bruch ist blätterig.

Neufundland (Newfoundland, Terre-neuve, Baccalao), von Labrador durch die Straße von Belle-Isle getrennt, hat einen Flächeninhalt von etwa 2100 deutschen Geviertmeilen. Diese Insel reicht weit nach Osten ins stürmische Meer; von der Insel Cap Breton, mit welcher sie den St. Lorenzbusen einschließt, ist sie durch eine fünf und zwanzig Stunden breite Straße getrennt, welche die Haupteinfahrt nach Canada bildet. Zwischen $46^1/_2$ und $51^1/_2{}^0$ n. Br.,

$52\frac{1}{2}$ und $59\frac{1}{2}$° westl. L. belegen, hat sie doch ein strenges Klima; die Küsten sind rauh und klippig, die vielen und tiefen Einschnitte und Bayen haben zum Theil mit den norwegischen Föhrden Aehnlichkeit. Den südöstlichen Theil bildet die Halbinsel Avalon mit der Trinity- und Placentia-Bay; die erstere wird im Norden von der Bonavista-Bay durch eine ganz schmale Landenge getrennt; an der Südküste liegen die Fortune-Bay und die Bay of Despair, im Westen die St. Georgs-, im Norden die Notre Dame- und die Bay of Exploits. Der Boden besteht zumeist aus Urgestein, ist felsig und dürr, hat viele steile Hügel, die zum Theil mit verkrüppeltem Holze bedeckt sind und mit flachen kahlen Felsenflächen (Barrens) oder weit ausgedehnten Ebenen abwechseln. Von den Höhen rinnen viele Gefließe herab, unter denen nur der Humber und der River of Exploits von einigem Belang sind; in den Niederungen liegen zahlreiche Seen, und große Moore; fruchtbare Landstrecken sind nur strichweise, vorzüglich an den Buchten vorhanden; sie eignen sich mehr für die Viehzucht als zum Ackerbau. An sich hat die Insel nur geringe Hülfsquellen, sie ist aber von der größten Wichtigkeit für den Handel und eine unversiegbare Quelle des Reichthums. Denn in ihrer Nähe liegen die berühmten „Bänke,“ welche des Stockfischfanges wegen schon seit drei Jahrhunderten von europäischen Seefahrern besucht werden, und deren Ertrag sich bis heute nicht im geringsten vermindert hat. Diese „Fischerei-Gründe,“ die „Stockfisch-Wiesen,“ haben eine Ausdehnung von dreihundert Stunden in die Länge und hundert Stunden in die Breite. Die Bänke sind nicht, wie man wohl oft gemeint, Sandmassen, welche der Golfstrom im Meere angehäuft, sondern ein felsiges tafelförmiges Hochland; die Seiten dieser submarinen Erhebung fallen namentlich am Ostrande und an der Südwestgränze sehr steil ab. Am weitesten nach Osten hin liegt die sogenannte Außen- oder Falsche Bank (47° N. 45° W.), auf welcher die Meerestiefe 100 bis 150 Klafter beträgt; die Große Bank hat von Norden nach Süden eine Länge von vollen neun Breitengraden, von Westen nach Osten nimmt sie an manchen Stellen fünf Grade ein. Ihre Tiefe wechselt von 50 Fuß bis zu 60 Klaftern; von ihrem Westrande bis zur Küste beträgt die Tiefe von 20 bis zu 60 Klaftern; um den südlichen Theil der Insel besteht der Grund aus einer ununterbrochenen Reihe von Untiefen bis nach Cap Breton und der Sable-Insel. Nach Westen hin liegen mehre kleinere Bänke, z. B. Porpoise-Bank, Banquereau und Mizen-Bank. Auf ihnen allen, insbesondere aber auf der Großen Bank lagert vielfach ein dichter seit Jahrhunderten sprüchwörtlich gewordener Nebel. Er wird, wie man annimmt, durch den Golfstrom hervorgebracht. Nachdem dieser den mexicanischen Meerbusen verlassen, strömt er der Küste der Vereinigten Staaten entlang nach Nordosten und unterscheidet sich durch seine tiefblaue Farbe und höhere Temperatur von dem übrigen Meereswasser. Er gewinnt an Ausdehnung in die Breite je höher er

nach Norden kommt. Sein wärmeres Wasser sucht der Kabeljau auf; er verweilt vorzugsweise da, wo das Meer am dichtesten von Nebeln bedeckt ist. Die große Anschwellung des Meeres bezeichnet den Ort, wo die Bank liegt; die Wogen sind in steter Bewegung und die Winde heulen über dieselbe hin. Der regellos von Strömungen darauf hingetriebene Meeresschwall, bald auf dieser, bald auf jener Seite brandend, schlägt mit Ungestüm gegen die Ränder der Bank und wird von ihnen mit gleicher Gewalt abgestoßen, während auf der Bank selbst, in einer kleinen Entfernung von dem Rande derselben, das Wasser so ruhig wie in einem Hafen ist, wenn nicht etwa schwere Stürme aus größerer Weite herwehen.

Aber diese kalte und rauhe Gegend hat auch ihren klimatischen Reiz. Gegen Ende August pflegt der Himmel anhaltend klar zu sein. Die Nächte sind ausgezeichnet schön; die Heiterkeit der Luft, der helle Glanz des Mondes und der Sterne sind unübertrefflich, und der Anblick der Conception-Bay auf der Halbinsel Avalon, besonders zur Zeit da der Köderfisch (Capelin) schwärmt, läßt sich kaum beschreiben. Die weite Oberfläche der Bucht ist dann mit Myriaden von Fischen der verschiedensten Größe und Gestalt bedeckt, die einander verfolgen; auch Walfische tauchen auf und nieder und spritzen Wasserströme in die Luft; im Mondlicht spiegelt sich der Stockfisch auf der silberfarbigen Meeresfläche und ungeheure Schaaren des Köderfisches schlüpfen pfeilschnell am Strande hin. Sie suchen Zuflucht vor ihren Verfolgern; jede anbrandende Welle schleudert eine zahllose Menge dieser Thiere aufs Trockene, zur Freude der vielen Weiber und Kinder, welche diesen reichen Strandsegen einherbsten. Der September ist noch warm, aber schon der October rauh, der Winter kalt und stürmisch. Wenn Nordlichter den Himmel mit funkelnden Strahlen röthen, dann pflegt ein Sturm nicht weit entfernt zu sein; und steigen sie im Nordosten auf, so folgt strenge Kälte. Ungeheure Eisfelder und Inseln schwimmen dann aus Norden her, füllen und verdämmen jede Bucht und jeden Hafen, und blockiren die Küste meilenweit ins Meer hinein. Der über die weite Fläche hinblasende Wind treibt gefrorenen Nebel und feine Eistheile weit ins Land. Aber gerade diese Eisfelder sind eine erhebliche Quelle des Gewinnes für die Insel, denn mit ihnen kommen Millionen Seehunde, auf welche man im Frühjahr Jagd macht. Das Meer und die Küste sind zu allen Jahreszeiten von einer muntern Thierwelt belebt, insbesondere von See- und Strandvögeln; im nördlichen Theile der Insel ist immer noch viel Pelzwild vorhanden. Ein sehr nützliches Hausthier ist der Neufundländische Hund. Er zeigt sich äußerst gelehrig, hängt dem Menschen an, und nimmt mit jedem Futter vorlieb, obwohl er größeres Federvieh ganz besonders liebt und als Getränk warmes Schafblut unvergleichlich findet. Seine natürliche Farbe ist vollkommen schwarz; er hat nur sehr wenige weiße Flecken. Sobald der Winter naht, wächst ihm ein zolldickes Kleid

von dichter grober Wolle, die etwas ins Röthliche spielt; die langen, dicken, glänzenden Haare behalten oberhalb dieselbe Farbe, werden aber dann gewöhnlich weiß. Sein Scharfsinn ist bewundernswürdig. Er bellt nur wenn er gereizt wird. In wildem Zustande hat er in seiner ganzen Weise manches Uebereinstimmende mit dem stammverwandten Wolf; er jagt auch in Rudeln seine Beute. Gezähmt ist er sehr arbeitsam; er leistet dieselben Dienste beim Ziehen wie das Pferd, und die europäischen Ansiedler an der Küste von Labrador spannen ihn vor ihre Reiseschlitten. Auf Neufundland fährt man mit ihm Fische und Holz ein. Sein eigentliches Element scheint das Wasser, er verweilt in demselben auch bei sehr strenger Kälte wohl eine Stunde lang, kann vortrefflich tauchen, und springt von den höchsten Klippen hinab. Gegen Menschen ist er so gutmüthig, daß man ihn mit englischen Hunden gepaart hat, um eine etwas weniger gutmüthige und wachsamere Rasse zu erziehen. Was man in Europa als Neufundländer bezeichnet, ist nur eine Abart des ächten Stammes. Diese ächte Rasse ist sehr selten geworden und wird nur noch an den Küsten von Labrador gefunden.

Außer einigen hundert Indianern vom Stamme der Mikmaks, leben nur Menschen von europäischer Abkunft auf Neufundland, Engländer, Irländer und Leute von den Normanischen Inseln, zusammen etwa 82,000 Köpfe. Alles bezieht sich bei ihnen auf den Fischfang, um welchen das ganze Leben und sämmtliche Geschäfte sich drehen. Die Hauptstadt ist St. Johns an der Ostküste; im Winter beträgt die Bewohnerzahl etwa 18,000 Seelen; Placentia, Harbour-Grace und Trinity-Harbour sind kleine Städte mit 3000 bis 4000 Einwohnern.

Der Betrieb der Fischerei von Neufundland bildet eine Hauptpflanzschule für die Seemacht Englands. Sie hat in sehr erheblicher Weise dazu beigetragen, dem Handel und der Gewerbsamkeit Großbritanniens Aufschwung zu geben; sie beschäftigt in jedem Jahre tausende von Seeleuten und wirkt ungemein wohlthätig auf eine beträchtliche Anzahl von Gewerben, welche durch sie in steter Thätigkeit erhalten werden. Schon vor 1500 war die Insel durch Cabot den Engländern bekannt; in diesem Jahre besuchten bereits Portugiesen und Engländer die Küsten, um auf den Bänken zu fischen; schon unter Heinrich dem Achten wurde der Stockfisch ein Handelsartikel von Belang. Ein Versuch 1536 auf Neufundland eine Ansiedelung zu gründen schlug fehl, aber alljährlich segelten Fahrzeuge dorthin, und schon 1549 unter Eduard dem Sechsten faßte das Parlament Beschlüsse zur bessern Aufmunterung der Fischereien. Die englische Handelspolitik hat mit richtigem Instinkte immer leicht erkannt, was dem Aufschwunge der Gewerbe und der Schifffahrt förderlich sein konnte, und was den commerciellen Verkehr zu steigern geeignet ist. Die Londoner Regierung widmete daher dem Stockfischfange unablässige Aufmerksamkeit, gab zu verschiedenen Zeiten zweckmäßige Verordnungen, und ernannte zu Statthaltern der Insel nur er-

probte Seeleute. Im Jahre 1698 verbot sie, bei Strafe von Verlust des Schiffs und der Ladung, in England Fische einzuführen, die von Ausländern in nicht englischen Fahrzeugen gefangen waren. Nur britische Unterthanen aus Europa sollten an der Küste Fische fangen und trocknen dürfen. Dieser Befehl war ungerecht, da er den Ansiedlern im britischen Amerika einen ergiebigen Gewerbszweig verschloß. Damit sich in der trefflichen Schule auf den Bänken immer neue Matrosen heranbilden konnten, wurde verordnet, daß auf allen nach Neufundland segelnden Schiffen unter je fünf Leuten immer einer sein müsse, der noch nie zur See gewesen war. Im Jahre 1775 wurden Prämien ausgesetzt, und zwar 40 Pfund Sterling für jedes der 25 ersten Schiffe, 25 für die 100 nächsten und 10 Pfund für ein weiteres Hundert Schiffe, die eine Ladung Fische vor dem 15. Juli an die Küste von Neufundland brächten, und 1786 wurde diese Prämie auf weitere zehn Jahre erneuert. — Im Jahre 1517 fand ein englisches Fahrzeug 40 Schiffe aus Portugal, Spanien und Frankreich auf der Großen Bank; 1578 gingen 50 englische Schiffe dahin; aber die Spanier hatten 100 hingesandt und dazu noch zwanzig bis dreißig Walfischjäger aus Biscaya, welche gelegentlich auch Kabeljau fingen; die Franzosen 150. Bis in den Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts wurden diese Flotten häufig von Seeräubern heimgesucht, welche nicht nur Geld, sondern auch Matrosen erpreßten. Lord Baltimore gründete 1621 auf Neufundland eine Niederlassung, welche den Fischern zum Anhaltpunkte diente; 1626 kamen schon 150 Fahrzeuge aus Devonshire; 1660 wurde den Franzosen erlaubt, in der Placentiabay sich anzubauen. Die Engländer machten Anspruch auf den Alleinbesitz der Insel, nach welchem auch die Franzosen trachteten. In die Kriege der beiden Völker wurde auch Neufundland verwickelt; die Streitigkeiten kamen erst durch den Frieden von 1763 zum Abschlusse. Während der lang andauernden Feindseligkeiten von 1792 bis 1815 übte England thatsächlich ein Monopol im Kabeljaufang bei Neufundland, und führte im Jahre 1814 für die ungeheure Summe von 2,831,528 Pfund Sterling aus! Nach dem Pariser Frieden mußte dasselbe aufgegeben und die Fischerei auch anderen Nationen frei gelassen werden. Bis zum Frieden von Utrecht, 1713, hatte England fremden Fischern keine Hindernisse in den Weg gelegt; es hatte sogar das Anrecht der Franzosen auf den Besitz einiger Niederlassungen anerkannt; im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts befanden sich diese im Besitz des größten Theils der Insel. Dann aber erwarb England durch Unterhandlungen die besten Küstenstrecken, und 1783 trat Frankreich seine Ansprüche auf den Theil der Ostküste zwischen Cap Bonavista und St. Johns völlig ab, während ihm jene auf die weniger fischreiche Westküste bestätigt wurden.

Eine große Rührigkeit in der Neufundland-Fischerei zeigen die Nord-Amerikaner seit 1783. Sie erwarben das Recht, an allen Küsten Neufundlands

Fische zu fangen und dieselben in unbewohnten Buchten und Ankerstellen Neu-Schottlands und der anderen britischen Besitzungen zu trocknen. Diese Privilegien suchte England ihnen nach dem Kriege von 1812 wieder zu entziehen; nach langen Verhandlungen wurde indessen 1818 eine Uebereinkunft geschlossen, welche den Amerikanern das Recht zugesteht, Fische an den unbesiedelten Theilen der Westküste und der Südküste von Neufundland und auf Labrador zu fangen und zu trocknen; doch dürfen ihre Schiffe den übrigen britischen Niederlassungen sich nur bis auf eine Strecke von drei englischen Meilen nähern. Wie erheblich die Fischerei bei Neufundland ist, ergiebt sich aus folgenden Ziffern. Die Franzosen beschäftigen in derselben durchschnittlich 25,000 Seeleute in 500 Schiffen, und machen eine Ausbeute von 1,000,000 Centner; die Engländer gleichfalls 25,000 Seeleute in 520 Segelschiffen von 100 bis 180 Tonnen und 10,082 offenen Booten; ihr Ertrag beläuft sich auch auf 1,000,000 Centner. Die Amerikaner senden jährlich etwa zweitausend Schooner von 30 bis 120 Tonnen Gehalt nach Neufundland; diese Schiffe sind mit 37,000 Seeleuten bemannt, und bringen durchschnittlich 1,500,000 Centner Stockfisch zurück*).

Dieser ungeheure Ertrag kann nicht befremden, wenn man weiß, daß der Rogen eines einzigen Stockfisches bis zu 9,344,000 Eier enthält. Den Köder für den Stockfisch bildet der schon erwähnte Capelin (Salmo arcticus, Pennant). Er langt etwa den 20. Juni an, und zwar in solcher Menge, daß zwei Menschen binnen einigen Stunden ein ganzes Boot damit anfüllen. Er ist ungemein wohlschmeckend und hält sich etwa sechs Wochen lang an der Küste auf, um seine Eier in den Sand zu legen. Vom Juni bis August ist auch der Lachs häufig**); auch der Häring besucht die Küsten periodisch in ungeheurer Menge; in die Conception-Bay kommt er Anfangs Mai und bleibt bis Ende Juni. Er dient nebst dem Capelin zum besten Köder für den Stockfisch. Auch der Kuttelfisch oder Tintenfisch, welcher das Wasser mit einem schwarzen Safte trübt, um sich seinen Verfolgern zu entziehen, erscheint nebst der Makrele in großer Menge. Der Stockfisch ist selten drei Fuß lang, aber ein höchst gefräßiges Thier. Im Verhältniß zu seiner Größe hat er ein außerordentlich weites Maul. Man lockt ihn leicht an mit dem sogenannten Jigger, einer Angel, an welcher ein Stück Blei in Gestalt und von der Farbe eines Köderfisches

*) Nach den Angaben von Patrik Morris, Hunt in Merchant's Magazine, New-York 1848. Mai, p. 532. Für das Jahr 1839 finde ich die Anzahl der offenen Boote nur auf 6159 angegeben. De Bow, Commercial Review of the South and West, New-Orleans 1848. September, p. 199.

**) Man nennt ihn dort Pooler, wenn er sich längere Zeit in einem Flusse aufgehalten und dort nicht gelaicht hat; Slink, wenn er gelaicht und sich noch nicht durch die Rückkehr ins Meer erholt hat; Spring-Fisch, wenn er sich im vollkommenen Zustande befindet. Anspach S. 198.

befestigt wird. Nicht selten findet man in seinem Bauche Scherben von irdenem Geschirr und Stücke von Glas oder Eisen. Unbequemer Substanzen entledigt er sich dadurch, daß er seinen Magen wie eine Tasche umkehrt. Er phosphorescirt auch nach dem Tode ungemein stark. Der Fang beginnt etwa am 10. Juni. Vorher hat der Küstenfischer am Strande eine Flakke errichtet, ein auf Pfosten ruhendes Gerüst, das möglichst weit ins Meer hinausreicht, damit die Boote bei demselben anlegen können. Bei Tagesanbruch steuern sie nach der ergiebigsten Gegend. Die Fischerei-Gründe liegen zuweilen der Küste nahe, zuweilen entfernt, und nicht selten wechselt auch der Fisch seine Stelle. In jedem Boote befindet sich eine Anzahl von Kästen oder Behältern, die durch flache Zwischenräume von einander getrennt sind; in jedem dieser letzteren steht ein Fischer, der zwei Angelleinen hält, deren jede mit zwei Haken versehen ist, an welchen als Köder ein Capelin oder ein Häring, manchmal auch nur der oben beschriebene bleierne Jigger befestigt wird. Die Netze wirft man auf beiden Seiten des Bootes aus. Sobald eines gefüllt ist, zieht man es auf, thut die Fische in die Kästen und wirft sowohl Köder als Netze abermals aus. Oft ist ein Boot in sehr kurzer Zeit völlig mit Fischen angefüllt; dann rudert man möglichst rasch zu den Flakken hin, auf welche die Fische geworfen werden, nachdem man ihnen den Kopf durchstochen hat. Unmittelbar nachher geht das Boot abermals in See und bringt vielleicht schon nach einigen Stunden wieder eine volle Ladung. Von der Flakke weg tragen die Arbeiter die Fische zur Salzerei, in welcher die eigentliche Zubereitung beginnt. In diesem am Strande errichteten bedeckten Gebäude ragt ein Theil des Gerüstes über das Wasser hinaus. Am vordern Ende steht ein großer Tisch; an diesem arbeiten drei Männer in ledernen Schürzen. Der erste ist der Kehlenabschneider (cut throat), welcher mit einem zweischneidigen, scharf zugespitzten Messer den Fisch der ganzen Länge nach durchschneidet. Zur Rechten steht ihm der Kopfabreißer (header); dieser reißt ihm Leber und Gedärme aus, wirft die erstere in ein unter dem Gerüste stehendes Gefäß, die letzteren ins Meer, trennt den Kopf vom Rumpfe und schiebt den Fisch dem Spalter (splitter) zu, welcher vermittelst zweier Schnitte das Rückgrat ausschneidet. Dazu gehört eben sowohl Kraft, als Uebung und Geschicklichkeit; deshalb erhält auch der Spalter den höchsten Arbeitslohn. Alle drei Operationen gehen sehr rasch von Statten; durchschnittlich sind in einer Minute ein halbes Dutzend Stockfische so weit zubereitet, daß man sie ins Pökelfaß schaffen und einer sehr wichtigen Person, dem Einsalzer, übergeben kann. Er nimmt die einzelnen Fische aus dem Pökelfasse, legt sie auf die eine Seite des Gerüstes, thut auf jeden einzelnen Salz, und schichtet sie dann übereinander, so daß der Rücken nach unten hin liegt. Von der Geschicklichkeit des Einsalzers hängt Alles ab; bekommt der Fisch zu wenig Salz, so hält er sich nicht, giebt man ihm zu viel, so wird er schwarz und feucht, „salzbrandig"; wird er der Sonne ausgesetzt, so

dörrt er und bricht beim Packen. Nachdem die gesalzenen Fische einige Tage gelegen haben, werden sie abgewaschen und so aufgestapelt, daß sie abtröpfeln können; dann sind sie „Wasserpferde.“ Schon nach zwei Tagen breitet man sie auf Flakken in freier Luft in der Art aus, daß die fleischigen Theile nach oben hin liegen, und daß starker Luftdurchzug möglich ist. Nach vieltägiger sorgfältigster Behandlung bringt man sie endlich in die Speicher. Sehr viel hängt von günstigem Wetter zur Zeit des Trocknens ab. Ein einziger Wasser- oder Regentropfen verdirbt nicht nur einen Fisch, sondern vielleicht ganze Bündel und Haufen; hat der Spalter zu viele Gräten stehen lassen, und bleibt etwas Blut im Fische zurück, oder sind zu viele in den Pökelhaufen gelegt, so daß die Masse nicht gehörig durchsalzen kann, oder war die Luft zu heiß und zu ruhig, so geräth die Waare nicht. Sie ist dann madig, salzbrandig oder schleimig, wird bräunlich und heißt Dunfisch. Ist aber der Fisch wohlgerathen und völlig durchgetrocknet, so wird er von Sachverständigen noch einmal einer Prüfung unterworfen und in drei Abtheilungen gesondert. Die sogenannte „marktbare Waare“ ist besonders für Europa bestimmt, namentlich für die katholischen Länder, welche an Fasttagen und in der Fastenzeit eine beträchtliche Menge Stockfisch verbrauchen; die zweite Sorte, „Madeira,“ ist unbeschädigt, aber nicht so fein; die dritte, „West-India,“ kann gleichfalls noch eine Seereise aushalten, ist aber weniger gut wie die beiden andern und vorzugsweise zum Absatz an die Neger in den Colonien bestimmt.

In ähnlicher Weise wie bei dieser Strandfischerei wird auch bei der Bankfischerei verfahren. Der Stockfisch findet sich auf Gründen von 30 bis 40 Klaftern tief in ganz ungeheurer Menge gerade auf der Großen Bank, und man fängt ihn dort an Angelschnüren von verhältnißmäßiger Länge, deren Ende durch ein Stück Blei nach unten gezogen wird. Die Schiffe auf der Bank sind meist größere europäische Fahrzeuge, die mitten auf den Fischereigründen Anker werfen. Sie bauen Flakken und Gerüste über den Schiffsbord hinaus, und spannen über dieselben große getheerte Leinwandlaken. Die Zeit welche erforderlich ist, ein Schiff mit „Bankers,“ Stockfischen, welche auf der Bank gefangen werden, anzufüllen, und welche dann verfließt, bis der Fisch aus der Pökel genommen, gewaschen und am Lande getrocknet werden kann, schmälert die Vortheile dieser Art von Fischerei. Die Bankfische sind bei weitem nicht so werthvoll wie die Strandfische. Die Nordfischerei wird an den nördlichen Küsten Neufundlands und bei Labrador von den „Planters“ betrieben. Sie suchen ergiebige Stellen auf, legen ihre Schooner dort vor Anker, fischen dann mit ihren Booten nahe am Lande, und arbeiten gerade so wie die Strandfischer. Sie machen mehrere Fangzüge hintereinander und sind bis zum Herbst in ununterbrochener Thätigkeit. Wenn sie aus Mangel an Arbeitskräften oder wegen drängender Zeit die Fische nicht selbst völlig zubereiten können, dann bringen sie dieselben in Fässern gesalzen als „grauen Stockfisch“ in ihre Heimath, um ihn erst dort zu trocknen.

Die westliche Fischerei liefert bloß grünen Stockfisch. Wir haben oben den Ertrag des gesammten neufundländischen Stockfischfanges angegeben; derselbe hat sich gegen früher bedeutend gesteigert. Im Jahre 1790 brachten die Engländer etwa 656,000 Centner auf den Markt, 1814 schon 1,245,808, 1825 = 973,000, 1835 = 712,000. Die Preise wechseln; 1814 galt der Centner zwei Pfund Sterling, 1835 nur 10 Schilling; in andern Jahren hob sich derselbe wieder auf 13 und 15 Schilling. Veranschlagt man den Centner Stockfisch auf nur drei Thaler preußisch, und nimmt man viertehalb Millionen Centner als Jahresertrag an, so liefert Neufundland von dieser Waare für etwa zehn Millionen preußische Thaler in den Handel, abgesehen von dem werthvollen Fischthran, welcher aus den Lebern der Stockfische bereitet wird, nachdem der Kopfabreißer sie bei der Zurichtung des Fisches in eine Tonne geworfen hat. Diese wird in ein Faß ausgeleert, dessen Inhalt den Einwirkungen der Sonnenstrahlen ausgesetzt ist. Nach etwa acht Tagen sind die Lebern in Thran zergangen, welchen der Einsalzer abzieht, dann auf ein anderes Faß bringt und später auf Orhöfte füllt.

Neufundland hat außer dem Stockfischfange noch eine andere ergiebige Quelle des Wohlstandes. Vom Februar bis in die Mitte des Mai sind, wie schon bemerkt, die Küsten der Insel bis weit ins Meer hinaus von Eis umlagert, das aus höheren nördlichen Breiten herabschwimmt. Auf und mit demselben kommen Millionen Seehunde. Wenn, gewöhnlich um Lichtmeß, im Anfang Februar, die Kälte am strengsten ist, beginnt der neufundländische Robbenschläger seine Vorbereitungen zum Fange. Man vertheilt die Mannschaft auf die einzelnen Schiffe und legt Mundvorräthe ein. Die Schiffe, welche man zu einem Unternehmen ausrüstet, das an Gefährlichkeit kaum seines Gleichen hat, sind Schooner von 40, 70, auch bis zu 120 Tonnen, und große bedeckte Boote. Die Mannschaft auf den größeren Fahrzeugen besteht aus dreizehn bis achtzehn Köpfen, unter denen einige „Flintenschützen." Um den St. Patrickstag, Mitte März, segeln sie auf den Fang. Nur mit großer Mühe gelingt es ihnen, aus dem Eise in den Bayen hinauszukommen. Sie durchsägen oder durchhauen das Eis, um die „Robbenwiesen" zu erreichen, vertheilen die Mannschaft, und während die Flintenschützen die größeren Seehunde erlegen, werden die übrigen mit Keulen angegriffen, denn jene leisten oft Widerstand; man sucht daher gern die Robben, deren oft viele Hundert neben einander schlafend liegen, zu überraschen und möglichst schnell zu tödten. Die Beute schleppt man über das Eis zum Fahrzeuge und trennt die Haut sammt dem Fette vom Körper; der letztere wird als unbrauchbar über Bord geworfen; nur das Fleisch von jungen Seehunden wird wohl von den Robbenschlägern genossen. Diese fahren von einer Wiese zur andern, bis die Ladung voll ist. Die Fangzeit dauert insgemein vier bis sechs Wochen; glückt indessen der erste Ausflug rasch, so machen sie auch wohl noch eine zweite Fahrt. Am Lande wird der Speck vom Felle getrennt, und zu

Thran bereitet. Im Durchschnitt werden jetzt jährlich bei Neufundland 800,000 Robben geschlagen, welche das Stück an Fett und Thran einen Ertrag von drei bis vier Thalern liefern. Gewöhnlich segeln etwa 150 größere Schiffe von zusammen 11,000 bis 12,000 Tonnen Gehalt, und einer Bemannung von ungefähr 3300 Köpfen aus; rechnet man die kleineren Fahrzeuge mit, so beschäftigt der Robbenfang etwa 400 Segel. Er läuft aber auf eine Lotterie hinaus, weil dabei so viel vom Zufall abhängt. Manche Kaufleute in St. Johns rüsten fünf bis sechs Fahrzeuge zugleich aus, und haben in guten Jahren von jedem Schiffe einen Reingewinn von manchmal bis zu vierzehntausend Thalern, zuweilen aber auch eben so beträchtlichen Verlust gemacht.

Ackerbau und Viehzucht sind unbedeutend auf einer Insel, auf welcher sich alle Thätigkeit der Bewohner um Stockfischfang und Robbenschlag dreht. Im Jahre 1836 waren überhaupt erst 36,000 Acker Landes im Besitz genommen worden, und davon nur 11,000 unter Pflug oder Spaten gebracht. Nur Kartoffeln bauen die Neufundländer, ihr Brotkorn und Mehl beziehen sie aus den Vereinigten Staaten. Die Mehrzahl der Einwohner besteht aus Irländern. Diese Fischer sind ein roher, aber gutmüthiger und sehr fleißiger Menschenschlag mit eigenthümlichen Sitten. Die vollziehende Gewalt übt ein Statthalter; die erste Kammer, der „Rath," wird von der Krone ernannt, und hat eine Negative, ein Einspruchsrecht, gegenüber dem Hause der Repräsentanten, der „Assembly," die aus vierzehn Mitgliedern besteht. Die englische Regierung hält einige hundert Mann Soldaten auf der Insel. Im Ganzen ist Neufundland im Aufschwunge, und der Sinn für Verbesserungen sehr im Wachsen. Die Hauptstadt St. Johns liegt nicht in einer der vielen tiefen Bayen, sondern an der Südostküste, der Großen Bank gegenüber, und sehr bequem für die aus Europa und Amerika heransegelnden Fahrzeuge, welche leicht den geräumigen, sichern Hafen erreichen, der durch Batterien und Forts gegen jeden feindlichen Angriff vollkommen gesichert ist; denn ehe ein Schiff in denselben gelangen könnte, würde es ein Feuer aus den Schlünden von zweihundert Kanonen auszuhalten haben, von denen es vom Wasser aus gewiß nicht eine einzige auch nur sehen könnte. St. Johns besteht eigentlich nur aus einer einzigen Gasse, welche in der Länge von mehr als einer halben Stunde dem Hafen entlang läuft. Ueberall erheben sich Flakken am Strande. Die Handelsgeschäfte sind auf etwa sechs Monate im Jahre beschränkt, drei im Frühjahr und drei im Winter. Der Frühjahrshandel beginnt Mitte März und dauert bis Juni; in dieser Zeit kommen die Leute von den sogenannten Außenhäfen und den kleinen Küsteneilanden, um ihre Sommervorräthe zu kaufen. Es wird ein bedeutender Umsatz gemacht; der Kaufmann von St. Johns handelt mit allen möglichen Waaren; in demselben „Store," d. h. Laden und Magazin, findet der Käufer Tuche und Hüte, Schuhe und Glas, Specereien, Metallwaaren, und dergleichen mehr, eben so führt ein

und derselbe Handelsmann ein: Mehl, Schiffszwieback, Schweinefleich, Rindfleisch, Syrup, Wein, Branntwein, Seilerwaaren, Anker, Ketten rc. Der Hafen von St. Johns sandte 1843 auf den Seehundsfang 106 Fahrzeuge von 9625 Tonnen und 3175 Seeleuten. Seine Ausfuhr betrug 1842: an getrockneten Fischen für 2,809,750 Dollars, an Thran 1,666,565; an Seehundsfellen 116,000; Lachs 68,390; Häringen 35,595; zusammen 4,196,300 Dollars; die Einfuhr in demselben Jahre 3,471,675 Dollars.

An der Südküste Neufundlands vor der Fortunebay liegen drei Eilande welche den Franzosen gehören: Groß-Miquelon, Klein-Miquelon oder Langley und St. Pierre. Auf der letztern wohnt ein französischer Gouverneur; auch hält Frankreich hier gewöhnlich eine Compagnie Soldaten, darf aber vertragsmäßig keine Befestigungen anlegen. Die Inseln sind an sich ohne Belang und nur von einigem Werthe als Fischereistationen.

Die britischen Besitzungen an der Westküste.

Die englischen Seefahrer haben die einzelnen Theile der Westküste, von Obercalifornien bis etwa zum 60° N. mit verschiedenen Namen belegt. Das Gestade im Süden des 45° bezeichnen sie als Neu-Albion; jenes von 45 bis 50° als Neu-Georgien; die Striche weiter nach Norden als Neu-Hannover, Neu-Cornwallis und Neu-Norfolk. Das ganze Land, welches im Süden vom Oregon, im Westen vom Stillen Ocean, im Osten von den Felsengebirgen und im Norden vom Russischen Amerika und dem Eismeere begränzt wird, nennt man das Nordwestgebiet oder Neu-Caledonien. Durch die Juan Fuca-Straße ist dasselbe an der Küste im Süden vom Gebiete der Vereinigten Staaten, im Norden durch den Portland-Canal von den russischen Besitzungen geschieden. Das Innere ist noch wenig bekannt; doch weiß man aus den Berichten der Pelzhändler, daß das ganze Land einen durchaus gebirgigen Charakter trägt. Das Klima ist zu allen Jahreszeiten im höchsten Grade veränderlich; Mac Lean erlebte am Stuarts-See im Monat Juli binnen vier und zwanzig Stunden einen Witterungswechsel von strenger Kälte bis zu senegambischer Gluth; am Morgen Frost, Mittags starke Hitze, nachher Regen, Hagel und Schnee. Der Winter ist eben so wetterwendisch. Die Gletscher der Rocky-Mountains, die hohe Lage und die jeweiligen Winde bestimmen das Klima; selbst mitten im Sommer gefrieren die Teiche. Dagegen erfreuet sich der Küstensaum mit den zahlreichen vorliegenden Inseln eines mildern Himmels. Die bedeutendsten Flüsse sind der Liard und Unjigah, welche nach Osten hin durch das Felsen-

gebirge brechen und dem Mackenzie zuströmen, und der Fraser, dessen beide Arme, der Great Fork und der Stuart, sich unter 54° N. bei Fort George vereinigen. Er ist, wie wir schon früher bemerkten, auch für Nachen nur in seinem obern Laufe schiffbar, und mündet der Südostküste der Insel Quadra-Vancouver gegenüber in den Golf von Georgien *). Der Simpson kommt aus dem Babine-See und mündet in die Observatory-Einfahrt. Der Frances-Fluß ist noch nicht näher bekannt; dagegen wird der nördliche Arm des Columbia häufig von den Pelzhändlern beschifft. Unter den zahlreichen Seen nennen wir den Stuart, mit dem Fort James, dem Depot für die Niederlassungen in Neu-Caledonien, und Mac-Leod-See, an welchem sich ein Posten in einer furchtbar öden Gegend befindet. Er ist rings von so hohen Bergen eingeschlossen, daß ihm helles Tageslicht nur selten zukommt, und der Schnee fällt oft so tief, daß das Haus völlig von demselben bedeckt wird. Dagegen wachsen am Fraser-See Kartoffeln und Rüben, und zuweilen reifen selbst Weizen und Gerste; denn diese Oertlichkeit ist gegen die Nordostwinde geschützt, und der Winter setzt vor December selten scharf ein. Viele Gegenden des Landes bieten großartige oder liebliche Ansichten dar; Alpengebirge, Hügel und Thal, Seen und grüne Ebenen wechseln mit einander ab, und die Landschaft gewinnt insbesondere dadurch, daß sich in den meisten Gegenden ausgedehnte Waldungen befinden. Die Flüsse und Seen sind ungemein reich an Lachs, welcher das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen bildet. Er zieht in ungeheueren Schwärmen aus dem Ocean, bis in dem obern Lauf der Flüsse, legt seinen Laich ab, und treibt dann wieder zurück. Aber nur die wenigsten erreichen das Meer wieder; die meisten sterben, und man hat die Bemerkung gemacht, daß je im vierten Jahre der Salm ausbleibt oder doch nur in geringer Anzahl erscheint. Die Indianer — Takellis — fangen ihn auf die leichteste Weise. Wo der Strom es erlaubt treiben sie Pfähle in die Erde, welche etwa sechs Zoll weit aus einander stehen; diese werden an ein oben laufendes Brett gebunden und in Zwischenräumen von zehn bis zwölf Fuß Stützen in der Weise angebracht, daß die ganze Vorrichtung gegen den Strom hin einen rechten Winkel bildet. Die Lachse fängt man alsdann in zweckmäßig angebrachten Körben von Walzenform, die oben dritthalb Fuß im Durchmesser haben und nach unten hin spitz zulaufen. Man spaltet den Fisch und trocknet ihn. Außer

*) Gouverneur G. Simpson (Reise zu Lande um die Welt in den Jahren 1841 und 1842, deutsche Uebersetzung Dresden 1848, Thl. I. S. 235) schreibt: Den Fraser hatte nie ein Weißer vollständig abwärts befahren, bis ich 1828, um seine Schiffbarkeit zu untersuchen, mit drei Nachen vom Stuarts-See ausfuhr. Ich fand den Strom kaum schiffbar für irgend ein Fahrzeug; nur auf den ersten 25 engl. Meilen von seiner Mündung könnte er größere Schiffe tragen. Er ist daher als Canal zur Verbindung mit dem Innern für England von geringem oder gar keinem Nutzen, und der Handel mit Neu-Caledonien wird über Land nach Fort Okanagan und weiter den Columbia hinab geführt.

dem oben genannten Fort sind noch die Niederlassungen Alexandria und George von einiger Bedeutung; beide liegen am Fraser; eben so Fort Langley; das befestigte Fort Mac Loughlin, im Lande der Ballabolla-Indianer 1837 gegründet, erhebt sich auf einer Insel am Millbank-Sunde. Fort Simpson steht auf einer Insel vor der Mündung des Naas-Flusses am Chaltam-Sund. An der Mündung des Stikine (56° 50′ N. am Fredericks-Sund) hat die Hudsonsbay-Compagnie das gleichnamige Fort von der Russisch-Amerikanischen Handelscompagnie gepachtet. Auch die Niederlassung Taco liegt auf russischem Gebiete am Stephens-Canal.

Von der Fuca-Straße bis zum 58° N. auf einer Strecke von vierthalbhundert Stunden ist die Küste mit Eilandfluren gleichsam besäet; aber keine von diesen Inseln liegt in erheblicher Entfernung vom Festlande. Alle haben eine längliche Gestalt, und bilden eine Fortsetzung des großen Küstengebirges. Ihre Gestade sind, gleich jenen des Continentes, unregelmäßig, zerrissen, zerklüftet, und bieten eine unzählbare Menge von Buchten und Einfahrten dar. Mit Ausnahme einiger wenigen größeren Inseln sind sie kleine felsigen Holmen, weit über tausend an der Zahl, und die einzelnen Canäle wegen ihrer Enge, wegen heftiger Strömungen und dichter Nebel namentlich für Segelschiffe schwierig zu befahren; selbst die Dampfer, deren die Hudsonsbay-Compagnie einige unterhält, können in diesem Wasser- und Felsenlabyrinth nur mit großer Vorsicht gebraucht werden. Aber im Ganzen sind auf diesen Binnengewässern die Schaufelräder den Segeln weit vorzuziehen. Schon gleich nördlich von der Dixon-Straße und dem Portland-Canal, im Russischen Amerika, sind die Thäler oft bis zum Wasserrande mit Gletschern eingefaßt. In der mildern Jahreszeit brechen die Schollen und füllen Canäle und Meeresstraßen so sehr mit Eisfeldern an, daß auch ein Dampfboot nur mit Mühe sich den Weg bahnen kann. Dieses ganze Gewirr von Inseln, Canälen und Einfahrten ist besonders in den Jahren von 1785 bis 1795 von Seefahrern verschiedener Nationen (Cook, La Pérouse, Meares, Kendrick, Gray, Vancouver, Broughton, Ingraham, Martinez, Haro, Galiano und Valdez) genauer erforscht worden. Man hatte Anfangs die Insel Quadra-Vancouver für einen Theil des Festlandes, und den Nutka-Sund wie die Fuca-Straße für Einfahrten gehalten, vermittelst welcher eine Reise aus dem Stillen Weltmeere in den Atlantischen Ocean möglich sei. Insbesondere hat Vancouver mit Geschick und Ausdauer diesen ganzen Archipelagus erforscht und die einzelne Theile desselben benannt. Das Innere der Inseln ist noch wenig bekannt; die kleineren scheinen meist klippig und unfruchtbar zu sein. Das Klima der südlicheren Eilande ist mild, weiter nach Norden hin dauert die Regenzeit länger; an den Küsten findet man überall dichte Wälder.

Das Land im Norden von 54° 40′ gehört vertragsmäßig den Russen;

die zwischen dieser Linie und Oregon liegenden Eilande zerfallen in drei Gruppen. Die südlichsten derselben, zwischen 49 und 51° N. besteht aus vielen kleinen Inseln und einer größern, welche 1792 in Folge einer Uebereinkunft zwischen Vancouver und dem Spanier Quadra, welche beide Anspruch darauf machten den insularischen Charakter dieses Landes entdeckt zu haben, den Namen Quadra und Vancouver erhielt. Sie ist die größte an der amerikanischen Westküste, 125 Stunden lang und bis zu 24 Stunden breit. Der wichtigste Hafenplatz ist der Nutka-Sund am Stillen Ocean, unter 49½°, zwischen den Landspitzen Woody-Point und Point Breakers; eine Bucht, Friendly-Cove, bietet in diesem Sunde einen sichern Hafen dar. Auch die Clyoquotbay wird häufig von Seefahrern besucht, ebenso die Nittinatbay am Eingange der Fuca-Straße. Den Mittelpunkt einer zweiten Gruppe (52 bis 54° N.) bildet die Königin Charlotte- oder Washington-Insel, welche durch einen ziemlich breiten Meeresarm vom Festlande und diesem vorliegenden Inseln getrennt ist; sie wurde 1774 vom Spanier Perez entdeckt, und hat eine Menge trefflicher Häfen. Die dritte Gruppe besteht aus einer Anzahl von Inseln, z. B. Princeß Royal, Burke, Pitt ꝛc., welche dicht neben einander und der Küste ganz nahe liegen.

Wir haben an einem andern Orte darauf aufmerksam gemacht, daß die Indianer im Osten der Felsengebirge große, weit über das Land ausgedehnte Völkergruppen bilden. Neun Zehntel des ganzen Landes vom mexicanischen Meerbusen bis zur Mündung des Mackenzie weisen nur sieben solcher Stammgruppen auf: im hohen Norden die Eskimos und Athabaskas, westlich vom Mississippi die Sioux, im Osten desselben nach Norden hin die Algonkiner und Irokesen, und nach Süden hin die Tschirokis und Tschakta-Muskoghen. Gerade der Gegensatz findet sich im Westen der Rocky-Mountains. Der ganzen Seeküste entlang, vom 32 bis 59° N., und im Innern hauset eine große Anzahl ganz verschiedener Völkerstämme. An den Küsten des Atlantischen Meeres fanden die Entdecker vom 35 bis 50° N. nur algonkinisch redende Menschen. Am Stillen Ocean vom 42 bis 57° dagegen kennt man schon jetzt elf verschiedene Sprachstämme: jene der Koliuschen, Skittiget (auf der Königin Charlotte-Insel), Naas, Wakasch, Tsihailisch, Athabasca, Tschinuk, Nsietschahs, Jakon, Saiustkta, Totutune, und wenige von diesen reichen auch nur fünf und zwanzig Stunden weit ins Innere des Festlandes, über dessen Sprachen man bis jetzt nur mangelhafte Kunde hat.

Als Gouverneur Simpson seine Reise um die Erde machte (1841 und 1842) und von der Mündung des Columbiastromes der Küste entlang bis Sitka fuhr, kam er von Süden nach Norden hin vom Puget-Sund bis zum Croß-Sund mit einer Anzahl von Indianerstämmen in Berührung. Beim Hafen Neville begegneten ihm 50 Schiffe der Komuks, eines körperlich sehr wohl-

gebildeten Stammes; dreißig Stunden weiter nördlich hausen die Quakeolth, am Mac Neills-Hafen, ein listiges Volk, das den Europäern abgelernt hat, im Handel zu betrügen. Sie verstehen es, die Schwänze der Landottern in der Weise lang zu strecken, daß sie jenen der Seeottern gleichen; auch wissen sie schadhafte Felle auszubessern, zu färben und als neue Waare unterzuschieben. Sie lassen ihr Haar nicht frei auf die Schultern herabwallen, sondern bürsten es aufwärts und knüpfen es auf dem Scheitel zusammen. Sie verfertigen leichte Sommerdecken aus den Haaren des Hundes, des Wolfes und der Gebirgsziege; und wissen an ihren Schiffen sehr geschmackvolles Schnitzwerk anzubringen. Mit ihren Nachbarn, namentlich den Sebassas, leben sie in steter Fehde; doch sind sie auch gegen Feinde gastfrei. Bei den Indianern dieser Gegend gelten weiße Muscheln, Hiaguay genannt, die man nur auf der Westseite der Insel Vancouver findet, als Scheidemünze, etwa in ähnlicher Weise wie in Afrika die Kauries. Auch bei den Stämmen im Innern werden sie gern genommen, da sie von den Weibern zum Putz verwandt werden. Im Norden der Insel Calvert und am Millbank-Sunde fand Simpson Ballabolla-Indianer, die eine Mundart der Quakeolth-Sprache reden, ein kühnes Schiffervolk. Beim Fort Mac Loughlin lag eines ihrer größeren Fahrzeuge; es hatte 60 Fuß Länge, 4½ Fuß Tiefe, 6 Fuß Breite, und Vordertheil und Spiegel waren erhaben. Es konnte hundert Menschen fassen, und war mit Ausnahme der erhöheten Theile aus einem einzigen Stamme gemacht. Ihre Weiber tragen, gleich jenen vieler anderer Stämme an der Nordwestküste, das sogenannte Lippenstück, d. h. sie stecken ein eirundes Stück Holz oder Elfenbein von der Größe eines kleinen Knopfes bis zu drei Zoll Länge und anderthalb Zoll Breite in ein Loch der Unterlippe, welche dadurch zurückgezogen wird, so daß das ganze untere Zahnfleisch bloßliegt. Diese Indianer leben gewöhnlich in Fehde mit den Hyda auf der Königin Charlotte-Insel. Im Fort Simpson finden sich zu gewissen Jahreszeiten die Eingeborenen verschiedener Stämme ein, z. B. die Tschimsi, aus dem Lande zwischen dem Douglascanal und dem Naasflusse; 800 derselben sind als Küstenwächter unter den Kanonen des Forts angesiedelt; die oben erwähnten Sebassas kommen von der Banks-Insel. Auch weiter aus Norden finden sich aus dem russischen Gebiete Indianer am Naas ein, um einen Fisch, den Ullatschan, zu fangen, der ein geruchloses Oel giebt. An der Mündung des Stikine fand Simpson die Sicatquonay, welche oft Streifzüge ins innere Festland unternehmen, z. B. zu den Richarni, welche 1837 unter einem weiblichen Häuptlinge standen.

Am bekanntesten sind uns die Bewohner der großen Insel Quadra-Vancouver. Man nennt sie die Wakasch oder Wakas*). Eine ausführliche

*) Die Angabe mancher Schriftsteller, daß diese Indianer sich selbst Wakasch nennen, scheint

Schilderung ihres Lebens und Treibens hat uns ein deutscher Artillerie-Lieutenant, Ignaz Hülswitt, gegeben, der im Jahre 1820 als Supercargo eines Neuyorker Schiffes von den Indianern gefangen genommen wurde, ihre Sprache lernte, des Königs Tochter heirathete und unter die Zahl ihrer Häuptlinge aufgenommen wurde*).

Während die Indianer im Osten nirgend die Obergewalt eines Einzelnen anerkennen, und die Irokesen lange nicht begreifen konnten, was ein König sei oder bedeuten wolle, da der Begriff von Unterwerfung sich nicht mit der Würde eines Mannes vereinige, ist bei den Eingeborenen im Westen der Felsengebirge die Gewalt der Häuptlinge und der „Könige" ziemlich ausgedehnt; der Herrscher hat sogar bei einzelnen Stämmen eine nahezu despotische Gewalt. So erzählt Simpson, daß bei den Ballabollas der oberste Häuptling thun dürfe, was ihm gut dünke. Als er krank war, ließ er einen seiner Leute erschießen, und wurde durch diese „Arzenei" gesund. Zuweilen stellte er sich wahnsinnig, ging in die Wälder und fraß Gras oder nagte auch wohl an den Rippen einer Leiche. Wurde seine „Begeisterung" noch heftiger, so biß er Alle, welche ihm in den Weg kamen. Am Nutka-Sunde ist die Würde des Königs oder ersten Häuptlings (Taye) der Wakasch erblich; sie geht auf den ältesten Sohn über. Der König hat bei festlichen Gelagen den Ehrensitz und zu allen Zeiten seinen besondern Speisetrog, aus welchem nur er allein essen darf. Er hält einen Ceremonienmeister, welcher die Gäste empfängt, ihnen die Plätze anweist, und außerdem die Rolle eines Gauklers und Hofnarren spielt. Der König ist unbeschränkter Anführer im Kriege, und Vorsitzender in der Rathsversammlung, welche er zusammenberuft. Aber er hat durchaus keine Gewalt über das Eigenthum und die persönliche Freiheit Anderer; er kann keine Auflagen erheben, und muß seine Würde hauptsächlich dadurch behaupten, daß er die Krieger oft bei sich bewirthet. Er und die Häuptlinge haben ausschließlich das Recht Sklaven zu halten. Alle Beute, welche im Kriege gemacht wird, fällt dem Könige zu, der sie nach Gunst und Verdienst unter seine Kämpfer vertheilt. Sklaven sind bei den Wakasch häufig; sie werden theils den Nachbarn abgekauft, theils waren sie einst Krieger feindlicher Stämme. Sie leben im Hause ihrer Gebieter und werden gut behandelt. Nur müssen sie angestrengt arbeiten, Holz und Wasser tragen, Häuser und Nachen bauen helfen, jagen und fischen. Bei den Ballabollas dagegen haben sie eine schlimmere Stellung; unter ihnen giebt es auch erbliche Sklaven. Sie müssen,

---

mir zweifelhaft. Bei den meisten Anreden pflegen sie sich des Wortes Wokasch zu bedienen, das in ihrer Sprache „Gut" bedeutet; sie gebrauchen dasselbe oft im gemeinen Leben. Wahrscheinlich haben sie ihren Namen von den Europäern durch ein ähnliches Mißverständniß erhalten, wie z. B. Peru und Yukatan („ich fische", „ich stampfe Mais").

*) Tagebuch einer Reise nach den Vereinigten Staaten und der Nordwestküste von Amerika, von J. Hülswitt. Münster 1828. S. 40 bis 167.

wenn sie von ihrem Herrn Befehl erhalten, einen Indianer oder Weißen zu ermorden, blind gehorchen, oder werden selbst getödtet*).

Die Wakasch sind ein wohlgestalteter Menschenschlag. Die Weiber haben eine weit lichtere Hautfarbe als die Männer. Diese bemalen sich Gesicht und Körper mit kleinen rothen Vierecken, die Augenbrauen färben sie schwarz, Arme und Beine ganz roth; die Frauen schminken die Wangen. Das Volk lebt sehr einfach von Fischen, anderen Seethieren und Beeren; alle Gerichte werden mit Thran reichlich fett gemacht; ihr einziges Getränk ist Wasser. Sie sind bei weitem nicht so geschickte Jäger wie die meisten Indianer auf dem Festlande, aber im Fischen suchen sie ihres Gleichen. Ihre Angel besteht aus hartem Holze; Haken und Widerhaken ist ein zugespitzter Knochen; die Angelschnur wird aus einer Walfischsehne verfertigt. Den Walfisch tödten sie mit einer Knochen-Harpune, an welcher ein etwa dreihundert Fuß langes Seil aus Baumbast befestigt wird. In gewissen Entfernungen ist dieses Seil mit Säcken von Seehundsfellen versehen, die mit Luft angefüllt werden, um den Fisch am Niedertauchen zu verhindern. Die Wakasch verstehen sich trefflich auf das Rudern ihrer Canots, welche sie vor ihrem Verkehr mit den Europäern vermittelst großer aus Feuersteinen bereiteter Meißel herzustellen wußten. Sie höhlten einen Tannenstamm aus, rieben das Fahrzeug mit Binsen glatt und bemalten es dann mit rother und schwarzer Farbe. Ihre Häuser sind von den armseligen Wigwams anderer Indianer sehr verschieden; sie bauen sich Wohnungen aus Balken und Brettern, die im Innern sehr geräumig sind. Das Haus des Königs Makina im Dorfe Nutka fand Hülswitt 150 Fuß lang, 40 breit und 14 hoch. Zuweilen wechselt die Bevölkerung eines ganzen Orts ihren Aufenthalt, nicht etwa aus Eigensinn, sondern aus Bedürfniß. Wie die Jägervölker dem Büffel oder dem Rennthier folgen, so suchen die vorzugsweise auf den Fischfang angewiesenen Wakasch jene Stellen auf, wo sich die Salmen und Häringe in größter Menge einfinden und wo sie auf einen ergiebigen Fang zu rechnen haben. Wenn sie den Wohnort wechseln, nehmen sie alles Eigenthum mit sich, sogar die Bretter von den Häusern,

---

*) Gouverneur Simpson, Reise zu Lande um die Welt I. 310, schildert den Zustand der Sklaven bei den Indianern an der Nordwestküste ausführlich. „Ohne Erlaubniß zu essen mitten unter dem Ueberflusse, den der Sklav durch seine Anstrengungen verschafft hat, könnte ihn sein elendes Leben kosten, und die einzige Erlaubniß, die ihm gewährt wird, ist die, Speiseabfälle aufzulesen, die sein gefühlloser, herrischer Gebieter wegwirft. Die Sklaven werden geschlagen, zerfleischt und verstümmelt; die Verstümmelung von Fingern oder Zehen, das Aufschlitzen der Nasen, das Aushöhlen der Augen sind gewöhnliche Vorfälle. Sie werden niedergemetzelt, um eine Festlichkeit zu erhöhen, und ihre Leichen wirft man ins Meer. Bei einer Ergötzlichkeit in Sitka wurden sechs Sklaven in eine Reihe gelegt, mit dem Halse auf die scharfe Ecke eines Felsens, während ein Balken, auf dessen beiden Enden ein lachender Teufel saß, auf der Rückseite des Halses sich wiegte, bis das Leben erloschen war. Welch ein Beweis für die herabwürdigende Wirkung der Unterdrückung, daß Menschen eine Behandlung sich gefallen lassen, welcher der schwarze Sklav auf Cuba oder in Brasilien sich durch Selbstmord entziehen würde!“

um ihre neuen Wohnungen damit zu bekleiden; das Ständer- und Balkengerüst bleibt stehen, und so bewohnt ein Stamm zu verschiedenen Jahreszeiten verschiedene Ortschaften. Die Reise wird allgemein zu Wasser unternommen; hunderte von Canots steuern neben einander, und die Ruderer stimmen zur Arbeit Gesänge an. Denn die Anwohner des Nutka-Sundes sind nicht ohne musikalische Begabung; ihre Gesangweisen klingen einfach aber harmonisch, meist sanft und klagend. Sie begleiten die Stimme mit drei Arten von Instrumenten, mit Trommel, Klapper und Pfeife. Zum Tanz, den sie sehr lieben, wird ein Instrument von zusammengebundenen Muscheln geschüttelt und mit der Stimme begleitet.

Die Wakasch glauben an ein höchstes Wesen, welches sie Quahutze nennen; dieser ist „ein König aller Könige im Himmel, der ihnen Fische und Seeottern giebt." Ihre Andachtsübungen halten sie gewöhnlich im Wasser; sie baden sich nie ohne ein Gebet zu sprechen. Von einer Fortdauer nach dem Tode scheinen sie nur schwache Begriffe zu haben. Sie glauben an eine Einwirkung böser Geister, welche in den Menschen fahren und Krankheiten verursachen; eine Art von Priestern oder Zauberern singt und betet bei dem Kranken und sucht den bösen Geist wegzublasen. Wenn Zwillinge geboren werden, muß die ganze Familie in einer besonders gebauten Hütte leben und sich zwei Jahre hindurch des Genusses von frischem Fleische und frischen Fischen enthalten. Während dieser Zeit gilt der Vater der Zwillinge für einen heiligen Mann; er trägt zum Zeichen der Andacht und Trauer eine besondere Kleidung und geht täglich mit einer großen Klapper ins Gebirge, um zu singen und zu beten. Alljährlich stellt das Volk große Buß- und Betübungen zu Ehren des Götzen Quahutze an, die immer mit einem außerordentlichen Schauspiele beschlossen werden. Hülswitt sah, daß drei Männer, welche sich Bayonnette durch das Fleisch der Rippen gerannt hatten, singend im Hause des Königs umhergingen und doch keine Spur von Schmerz verriethen. Ein andermal schienen Alle, Männer und Weiber, sehr traurig, und sangen Klagelieder; der König schlug den Takt auf einer Trommel. Alle nahmen täglich nur einmal Nahrung zu sich, und standen schon um Mitternacht auf, um zu singen. Zum Schlusse der Feierlichkeit erschien ein vierzehnjähriger Knabe, dem man sechs Bayonnette durch das Fleisch gestochen hatte, vier durch Arme und Beine und zwei über die Rippen. Auf diesen Bayonnetten wurde er durch sechs Männer im Hause auf- und abgetragen, ohne auch nur einen Laut des Schmerzes auszustoßen. Früher wurde bei den Bußübungen ein Mensch geopfert; an die Stelle dieses Opfers ist nun jener mildere, obwohl immer noch höchst barbarische Brauch getreten, der an die Bußqualen der Minnetaris am Missouri erinnert. Die Andacht endet mit einer Mahlzeit von gekochten Salmen, Seeotterfleisch und Häringen in Thranbrühe. Bei Zusammenkünften verschiedener Stämme suchen oft die jungen Männer einander an Standhaftigkeit im Ertragen

körperlicher Schmerzen zu übertreffen. In Makinas Haus traten einst zwanzig Tapfere, welche sich selbst durch das Fleisch der Rippen und Arme Pfeile gestochen hatten, an denen sie von Anderen hin und her gezogen wurden, als sie singend und tanzend hervortraten. Gleich allen Indianern sind auch die Wakasch sehr umständlich und förmlich, auch dann, wenn sie sich zum Kriege anschicken. Der Beschluß, einen andern Stamm zu befehden, wird in einer Versammlung aller Krieger gefaßt. Von da ab gehen Alle täglich drei- bis viermal zum Baden; sie zerkratzten einst, als sie den Krieg gegen die Aitscharts beginnen wollten, ihre Haut mit Dornen, bis das Blut floß und beteten dabei: „Wakasch Quahutze, d. h. guter Gott, erhalte mein Leben, laß mich gesund bleiben, den Feind finden, ihn nicht fürchten, ihn schlafend finden, und viele tödten!“ Während der Vorbereitungen zum Feldzuge hielten sie sich von ihren Weibern entfernt und sprachen wenig. Sie rückten achthundert Mann stark ins Feld mit vierzig Canots. Sie waren mit europäischen Schießgewehren, Dolchen, Keulen, Bogen und Pfeilen bewaffnet. Als sie in die Nähe eines feindlichen Dorfes gelangt waren, hielten sie an, um den Angriff bis nach Mitternacht zu verschieben. König Makina schlich sich still und behend nebst seinen Kriegern in die Häuser der ruhig Schlafenden. Auf den gellenden Ton seiner Pfeife begann der Angriff. Makina selbst ergriff den König des feindlichen Stammes bei den Haaren und versetzte ihm mit einer Keule den Todesstreich. Fast alle Aitscharts wurden niedergemetzelt, die übrigen zu Sklaven gemacht. Die Wakasch besingen die Thaten ihrer tapfersten Krieger in Liedern, auch haben sie Kriegsgesänge. Mit manchen Nachbarvölkern leben sie in friedlichem Handelsverkehr, z. B. mit den Wickaninis, Klaoquates und den Nutschemas; diese bringen rothen Oker und Pelpet, d. h. eine Silberfarbe; die ersteren handeln mit Hirschfellen und wohlschmeckenden Zwiebeln; sie holen von den Wakasch Thran, Seehunds- und Otterfelle, Walfischspeck, Muscheln, getrocknete Fische und Sklaven. Diese Stämme werden von den Europäern als hinterlistig und verrätherisch geschildert, es ist aber erwiesen, daß alle Schuld der vielen blutigen Auftritte an der Nordwestküste auf die Weißen fällt. Namentlich amerikanische Capitäne beleidigten und plünderten die Eingeborenen bei jeder Gelegenheit, und tödteten Indianer beim geringsten Anlasse. Als einst Makina zu den Wickaninis gezogen war, um sich von dort ein Weib zu holen, überfiel ein Capitän Tavington das Dorf, in welchem nur Weiber und Kinder zurückgeblieben waren, und raubte alle vorhandenen Pelze. Mehrere Frauen der Häuptlinge wurden entehrt, und bald nachher vier Häuptlinge von dem Spanier Martinez ohne den geringsten Vorwand getödtet.

In der neuern Zeit ist der Verkehr zwischen den Indianern der Nordwestküste und den Europäern ein friedlicher geworden; insbesondere haben die Beamten der Hudsonsbay-Compagnie sich bemüht, ihn zu regeln, und das alte Mißtrauen zu beseitigen. Eine nicht geringe Schwierigkeit für sie lag in der großen Man-

nigfaltigkeit von Sprachen, die außerordentlich schwer zu erlernen sind. Aber das gegenseitige Bedürfniß gab ein Mittel der Verständigung an die Hand. Wie sich in der Levante die Lingua franca, ein Gemisch verschiedener Idiome, zu einer Handels- und Verkehrssprache ausgebildet hat, welche der Italiener und Franzose, der Türke wie der Araber und Grieche, überhaupt jeder handeltreibende Levantiner versteht; wie im indischen Ocean überall eine Handelssprache geredet wird, in welcher malayische und chinesische Wörter die Hauptbestandtheile bilden: so ist auch an der Nordwestküste Amerikas der sogenannte Jargon oder die Handelssprache von Oregon entstanden. Als vor etwa sechszig Jahren Schiffer aus England und Nord-Amerika in jenen Gegenden ankamen, wußten sie sich mit den Eingeborenen nur durch Zeichen zu verständigen. Sie fanden, daß das Nutka, das Nasquale, Tschinuk, Tsihailisch rc. nur in sehr kleinen Umkreisen geredet wurden, auch waren alle diese Sprachen ungemein hart. Damals war der Nutka-Sund ein Hauptsammelplatz für die Händler, und allmälig lernten die Wakasch einige Wörter aus der Sprache der Engländer, diese hinwiederum allerlei Ausdrücke aus dem Idiom der Indianer. Für einige Zeit reichte eine so dürftige Kunde aus, bis die Kaufleute und Schiffer auch am Columbiastrom erschienen. Sie versuchten sich dort den Eingeborenen vermittelst derselben Worte deutlich zu machen, welche man am Nutka-Sunde verstanden hatte. Die Tschinuks eigneten sich dieselben auch bald an. Als die Weißen Oregon häufiger zu besuchen anfingen, und der Verkehr mit den Eingeborenen an Ausdehnung gewann, stellte sich das Bedürfniß einer allgemein verständlichen Sprache heraus, in welcher sich alles auf den Verkehr Bezügliche ausdrücken ließ. Man bildete sie, indem man einige dem Tschinuk entlehnte Wörter dem schon vorhandenen Gerippe hinzufügte; so daß nun ein Gemisch aus drei Sprachen (Nutka, Englisch, Tschinuk) vorhanden war. Aus dem letztern eignete man sich namentlich die Zahlwörter an, zwölf Fürwörter (ich, du, er rc.) und zwanzig Adverbia und Präpositionen. Jetzt hatte der „Jargon" eine regelmäßigere Gestalt gewonnen, und leistete im Verkehr wichtige Dienste. Viele Jahre lang lernte kein Europäer das Tschinuk gründlich genug, um als Dolmetscher dienen zu können. Nach und nach erhielt die Mischsprache weitere Zusätze aus dem Französischen durch die canadischen Reisediener, welche mit den Eingeborenen nicht bloß Handel trieben, sondern mit ihnen auf die Jagd gingen, in ihren Hütten aßen, und bald gewissermaßen zur Familie gehörten. Der Jargon bekam nun auch Bezeichnungen für Gegenstände der Nahrung und Bekleidung, für einige Theile des Körpers, und für Laufen, Singen und Tanzen.

Diese Sprache versteht man jetzt in allen Häfen der Nordwestküste, welche von Europäern besucht werden. Ganz allgemein wird sie im Fort Vancouver am Columbia gesprochen. Die Einwohnerzahl besteht aus etwa fünfhundert Köpfen, und diese gehören fünf verschiedenen Völkern an. Engländer, französische

Canadier, Tschinuks, Krihs (Knistinos) und Hawaii-Indianer leben mit und durcheinander. Das Krih sprechen auch die Beamten der Hudsonsbay-Compagnie, welche zum Theil während ihres Aufenthalts an den Handelsposten im Osten der Felsengebirge halbschlächtige Knistinofrauen geheirathet haben. Aus Hawaii sind etwa hundert Arbeiter im Fort beschäftigt. Außer diesen fünf Sprachen hört man gelegentlich auch jene der Tsihailisch, Walawala, Kalapaya und Naskwale. Unter allen Insassen und Ankömmlingen in Fort Vancouver sind nur wenige, welche mehr als zwei Sprachen verstehen; die meisten reden nur ihre eigene, und verständigen sich mit Anderen vermittelst dieser Handelssprache. Canadier und Mischlinge sind mit Tschinukweibern verheirathet, und sie reden mit denselben nur im „Jargon." Merkwürdig ist, daß für die aus solchen Ehen entsprossenen Kinder die Handelssprache gewissermaßen zur Muttersprache wird, in welcher sie sich lieber und geläufiger ausdrücken, als in irgend einer andern. Wenn ein Zustand, wie er gegenwärtig im Fort Vancouver vorhanden ist, auch nur ein Jahrhundert andauerte, so würden sich dort ein Menschenstamm und eine Sprache der eigenthümlichsten und sonderbarsten Art bilden. Aber der Andrang des angelsächsischen Stammes ist schon jetzt so bedeutend, daß binnen wenigen Jahrzehnten alle diese Verschiedenheiten absorbirt sein werden*).

---

*) United States Exploring Expedition, VII. Philology, p. 635 bis 650. Aus der Sprache der Wakasch hat der „Jargon" z. B. Folgendes aufgenommen: haias, groß, sehr; klatawa, gehen; klosch, gut; makuk, handeln, kaufen; patlatsch, geben; taie, Häuptling; tanas, Kind; tschikamin, Eisen; wek oder wik, nein. — Aus dem Englischen: Bostun, Amerikaner; bot, Boot; hakatschum (handkerchief); haus, Haus; klai (to cry), rufen; klas, Glas; Kintschotsch, Engländer; kitl, Kessel; kol, kalt; lehk (lake), See; lum, Rum; man, Mann, Mensch; muhn, Mond; muskit, Muskete; nehm, Name; nohs, Nase; oluman, alter Mann, Vater; pehpa, Papier; pohs (to suppose); samun (salmon); sehl, Segel, Leinwand, Baumwollentuch; schuhs, Schuhe, Mokassins; schut (shirt), Hemde; sick, siech; sno, Schnee; tlay (dry), trocken; wahm, warm; wata, Wasser; win, Wind; tumóla (to morrow), morgen. Aus dem Tschinuk unter andern: a, ja; ematl, Fluß; iahale, Name; iakso, Haar; isik, Ruder; kainutl, Taback; kalákala, Vogel. — Aus dem Französischen: kapo (Capot), Rock; kaset, Cassette, Kasten, Büchse; kuli (courir), laufen; labusch, Mund; lahasch (la hache), Axt; laklehs (la graisse), Fett; lalan (la langue), Zunge; lamontai (la montagne) Berg, Gebirge; lapip, die Pfeife; lasuai (la soie); latapl (la table); latet, Kopf; lawie (la vieille), alte Frau; lemuton, Schaf; lepie Fuß; lilu, Wolf; siapot (le chapeau), Hut; pulali (poudre). — Onomatopöisch hat man folgende gebildet: Hau, hut, hurrah, rasch; hehe, lachen; liplip, sieden, kochen; masch, zerbrechen; po, das Geräusch eines Schusses; tiktik, Uhr; tum, starkes Geräusch; tum wata, Wasserfall; tumtum, Herz.

Das Russische Amerika.

Die Westküste im Norden des 55° war von Behring und Tschirikoff besucht worden. Man wußte seitdem, in Folge ihrer Entdeckungen, daß der östliche Theil Asiens sich bis unter den Polarkreis gegen Amerika hin erstrecke, von welchem er durch eine dreißig Stunden breite Straße getrennt wird; diese Straße sei oft mit Eis belegt, gestatte aber Einfahrt ins Polarmeer. Die russische Regierung legte damals weiter keinen Werth auf die amerikanische Westküste; erst 1766 ließ sie eine neue Expediton ausrüsten. Behrings Gefährten hatten während ihrer Ueberwinterung eine beträchtliche Anzahl von Füchsen und Seeottern erlegt, und später deren Pelze in Kamtschatka theuer verkauft. Seitdem fuhren einzelne Abenteurer vom Peterpaulshafen nach dem gegenüberliegenden Amerika, um gleichfalls Füchse und Ottern zu jagen. Bald nachher schossen mehre sibirische Capitalisten eine größere Summe in einen gemeinschaftlichen Stock; sie wollten die Jagd und den Pelzhandel regelmäßiger als bisher betreiben lassen. So wurden, um 1760, nach und nach die einzelnen Inseln des Archipelagus der Aleuten entdeckt und besucht. Aliaschka galt noch lange für ein Eiland, bis 1778 Cook außer Zweifel stellte, daß es mit dem Festlande im Zusammenhange steht. Die Pelzjäger legten Handelsstationen an, welche zu bestimmten Zeiten im Jahre durch Schiffe aus Sibirien oder Kamtschatka besucht wurden. Diese Fahrzeuge waren von der armseligsten Art, zum Theil bestanden sie nur aus Brettern, die mit Lederstricken und Sehnen an einander befestigt waren, und in manchen befand sich nicht einmal ein Nagel. Sie steuerten den Küsten entlang, z. B. vom Cap Lopatka, der Südspitze von Kamtschatka, nach Osten, zu einer der Aleuten, und dann der ganzen Inselkette entlang. In ähnlicher Weise kehrten sie nach Asien zurück. Aber eine große Anzahl dieser Fahrzeuge ging verloren, und ihre Mannschaft litt häufig große Noth durch Hunger, Kälte, Scharbock oder durch die meist feindlich gesinnten Eingeborenen. Krusenstern nimmt an, daß alljährlich mindestens ein Drittel dieser Schiffe zu Grunde ging*). Die Pelze wurden nach Peterpaulshafen oder nach Ochotsk, und von da nach Irkutsk gebracht. Von hier aus ging und geht noch heute ein Theil der Waare nach Moskau, ein anderer für China bestimmter nach Kiachta, wo die Russen in Folge eines mit dem Pekinger Hofe abgeschlossenen Vertrags von

*) The history of the Russian trade and establishments on the North Pacific, is a series of details of dreadful disasters and sufferings; and whatever opinions may be entertained as to the humanity of the adventurers, or the morality of their proceedings, the courage and perseverance displayed by them, in struggling against such appalling difficulties, must command universal admiration. Greenhow p. 136.

1728, mit den Chinesen handeln dürfen. Für die Otterfelle tauschten sie hauptsächlich Thee, Taback, Reiß, Porzellan, Seidenzeuge und Baumwollenwaaren ein, die in Europa willige Käufer fanden; Exporte zur See kommen in Sibirien erst 1779 vor. Ein Otterfell kostete in Kiachta dreimal zu viel als in Ochotsk.

Die Vortheile eines solchen Handelsverkehres entgingen dem Scharfblicke der Kaiserin Katharina nicht. In ihrem Auftrage erforschte Lieutenant Synd von Kamtschatka aus die Küste dieser Halbinsel und einzelner Theile Amerikas; 1768 wurden Krenitzyn und Levascheff ausgesandt; sie besuchten die Behrings-Insel und die Fuchs-Inseln, und erstatteten genauen Bericht über die Art und Weise des Handelsbetriebes. Man hatte übrigens zu jener Zeit noch durchaus unrichtige Vorstellungen von der Lage und der Ausdehnung dieses Theiles von Amerika. Auf der in St. Petersburg 1774 erschienenen Charte von Stählin ist die Küste des Festlandes durch eine von Californien bis zum 70. Grade N. gerade nach Nordwesten laufende Linie angegeben, zwischen ihr und Asien liegt eine weite See; und auf der Charte von Schmidt und Treschot, von 1776, ist auf fünf und zwanzig Längengraden im Osten von Kamtschatka noch gar kein Land verzeichnet. Auch sind die Breitenangaben meist ganz falsch; erst Cook brachte Licht und Ordnung in dieses geographische Chaos. Die Russen säumten nicht, aus den Entdeckungen dieses großen Seefahrers Nutzen zu ziehen. Schon 1781 bildeten Gregor Schelikoff, Iwan Gollikoff und andere sibirische Kaufleute eine Compagnie, um den Pelzhandel schwungreicher zu betreiben; zwei Jahre später segelten unter Schelikoffs Leitung drei Schiffe von Ochotsk ab. Sie blieben drei Jahre unterwegs, erforschten das Land zwischen dem Südwesten von Aliaschka und dem Prinz Williams-Sund, und gründeten mehre Handelsposten, insbesondere auf der Insel Kodiak. Schelikoff war ein Mann von kühnem Unternehmungsgeiste und großer Ausdauer, aber sein frevelhaftes Verfahren gegen die Eingeborenen, von denen er viele rücksichtslos und ohne allen Anlaß tödtete, zeugen von rohem und grausamem Gemüthe.

Seit einmal die Bahn gebrochen und das Land besser bekannt geworden war, gewann der Verkehr an Ausdehnung. Die Russen legten 1787 auch am Cooks-River Niederlassungen an; Ismailoff und Betschareff drangen nach Osten bis in die Admiralitätsbay, am Fuße des höchsten Berges in Nordamerika, des St. Elias, und schon damals hegten die russischen Pelzhändler den Plan, am Nutka-Sunde einen Posten zu gründen. Im Jahre 1790 trat Billings seine Expedition nach dem nördlichen Stillen Ocean an. Um diese Zeit hatten die Russen acht Niederlassungen in Amerika, (sämmtlich im Osten von Prinz Williams-Sund) mit 252 russischen Bewohnern. An alle dem nahm Spanien Anstoß; es machte Anspruch auf die gesammte Nordwestküste bis zum Prinz Williams-Sunde, und beschwerte sich bei der russischen Regierung wegen der Uebergriffe ihrer Unterthanen. Bis zum Jahre 1789 besaß allerdings kein europäi-

sches Volk an der Westküste irgend eine Niederlassung zwischen San Francisco und Prinz Williams-Sund, also zwischen 38 und 60° n. Br., gegründet. Spanien stützte sein Anrecht auf die Entdeckung Amerikas und auf eine Concession des Papstes von 1493. Auch sind es Spanier gewesen, welche die Küste am Stillen Weltmeer, wenigstens bis zu 56° N., zuerst befahren und entdeckt haben. Allein diese Ansprüche wurden weder von Rußland noch von England oder Nordamerika anerkannt. Die Pelzhandelscompagnie Schelikoffs sah sich vielmehr durch Kaiserin Katharina aufgemuntert, ihre Thätigkeit zu steigern, und erhielt wichtige Privilegien. Unter Kaiser Paul vereinigte sich mit ihr eine andere Gesellschaft, und beide wurden als eine Gesammtcorporation am 8. Juli 1799 als „Russisch-Amerikanische Compagnie" privilegirt. Durch ihren Freibrief ist dieselbe, in ähnlicher Weise wie die Hudsonsbay-Compagnie, Gebieterin über das russische Gebiet in Amerika, vom 55° N. bis zur Behringsstraße, sowohl über die Küste als über die Inseln, mit Einschluß der Aleuten und Kurilen. Ihr zunächst auf zwanzig Jahre ausgestelltes Privilegium ist 1839 bis zu 1859 verlängert worden. Die Compagnie wurde ausdrücklich ermächtigt, Entdeckungsreisen auszurüsten, und solche Gegenden Amerikas, welche nicht zum Gebiete civilisirter Völker gehören, der kaiserlichen Krone zu unterwerfen. Insbesondere machte man ihr zur Pflicht, die Eingeborenen milde zu behandeln und wo möglich zum Glauben der griechischen Kirche zu bekehren. Die Compagnie wurde später durch Kaiser Alexander und den Grafen Romanzoff begünstigt und von beiden mannigfach gefördert. An ihre Spitze traten umsichtige Männer, und sie sah sich im Stande, ihren Geschäftsbetrieb in demselben Maße auszudehnen, als die Regierung die Communicationswege in dem weit ausgedehnten Reiche erleichterte. Bald hatte sie ihre Niederlassungen über den ganzen aleutischen Archipel ausgedehnt; sie rückte mit denselben immer weiter nach Süden vor. Im Jahre 1803 lag ihre östlichste Station am Norfolk-Sunde, 56° N. (dem Guadalupe-Hafen der spanischen Seefahrer), am südlichen Eingange des Canals, welcher den Berg Edgecumbe (San Jacinto) von der größten Insel des König Georgs III.-Archipelagus trennt. Dieser 1799 gegründete Posten wurde 1803 von den Eingeborenen zerstört; dafür gründeten die Russen 1805 Neu-Archangel (Sitka), welches seitdem der Hauptort des Russischen Amerika geblieben ist; die übrigen Stationen lagen auf Unaliaschka und Kodjak, an der Cooks-Einfahrt, dem Prinz Williams-Sunde und der Admiralitätsbay. Im Jahre 1806 dachte die Compagnie sogar daran, an der Mündung des Columbia festen Fuß zu fassen, und sie stellte auf den unter ihrem Einflusse entworfenen Charten das ganze Land im Norden dieses Stroms als russische Besitzung dar. Im Jahre 1808 nahm die russische Regierung in diplomatischen Verhandlungen mit dem Washingtoner Cabinet dasselbe ausdrücklich für sich in Anspruch!

Die Compagnie befolgte in ihren Niederlassungen von Anfang an eine kluge

Politik. Sie schaffte in die einzelnen Stationen Eingeborene, welche verschiedenen Völkern angehörten, so daß zwischen ihnen und den eigentlichen Insassen des Gebiets, in welchem der Posten lag, eine Verständigung schwer war. Die meisten gezwungenen Auswanderer solcher Art lieferten die Aleuten und Kodjak; auch blieben manche Matrosen zurück, und gerade sie fanden willkommene Aufnahme. In Kamtschatka und Sibirien warb man damals wie noch heute sogenannte Promuischlenniks an, die sich auf eine bestimmte Reihe von Jahren zum Dienste als Soldaten, Matrosen, Fischer, Jäger oder Handwerker verpflichten. Sie führen ein hartes Leben voll der schwersten Entbehrungen, gleich den canadischen Ruderknechten und Reisedienern im Gebiete der Hudsonsbay-Compagnie, bilden aber eine weniger achtbare und noch rohere Menschenklasse als diese letzteren. Die Russisch-Amerikanische Compagnie gebietet unumschränkt. Die Oberleitung befindet sich in den Händen des Directoriums zu St. Petersburg, welches endgültige Entscheidungen fällt, sobald das kaiserliche Handelsministerium mit denselben einverstanden ist. Alles auf die örtlichen Angelegenheiten der verschiedenen Posten Bezügliche ordnet der Gouverneur an, der in Neu-Archangel seinen Sitz hat, und von welchem die Aufseher der einzelnen Posten zunächst abhängen. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Grundsätze, nach welchen in den Niederlassungen verfahren werden soll, vortrefflich sind. Aber aus weiter Ferne ist keine strenge Controle möglich, und Gouverneur Baranoff konnte zwanzig Jahre lang eine Despotie der gehässigsten Art ausüben.

Mit ihrer gewöhnlichen Spürkraft fanden die neuengländischen Yankees bald heraus, daß mit den russischen Niederlassungen ein vortheilhafter Handelsverkehr anzuknüpfen sei. Sie versorgten dieselben mit Branntwein und Wein, Taback, Zucker und europäischen Fabrikaten, zum großen Mißvergnügen der Compagnie, welche so rührige Nebenbuhler von jenen Meeresgegenden auszuschließen trachtete, sowohl um ihr Monopol im gewinnreichen Pelzhandel zu behaupten, als auch die Eingeborenen vom Verkehr mit einem Volke abzuhalten, das ihnen Waffen und Schießbedarf lieferte. Aber es fehlte den Russen an Kriegsschiffen im Stillen Ocean. In St. Petersburg fand man es nöthig, einmal die russische Flagge in jenem Meere zu zeigen und über den Zustand der Niederlassungen sichere Kunde einzuziehen. Im Jahre 1803 unternahm deshalb Krusenstern mit dem Naturforscher Langsdorf seine berühmte Expedition in der „Nadeschda"; der in der „Newa" ihn begleitende Capitän Lisiansky besuchte Sitka, Kodjak und andere Posten; und beide steuerten nach Canton, um wo möglich dort auf dem Seewege den Pelzhandel mit den Chinesen zu eröffnen. Diese Seereise war von großer Bedeutung für die Schifffahrt im Stillen Weltmeere, weil Krusenstern eine Menge von Irrthümern der älteren Charten berichtigt hat; auch wurden in Folge seiner Bemühungen in der Verwaltung der Compagnie viele Mißbräuche abgeschafft. Die sämmtlichen Niederlassungen liegen in Gegenden, welche

keinen ausgedehnten Ackerbau gestatten; sie hängen in Betreff ihrer Lebensmittel von fremder Zufuhr ab, und 1806 wären sämmtliche Bewohner von Sitka dem Hungertode erlegen, wenn nicht ein nordamerikanisches Schiff aus Rhode Island sie mit Vorräthen versorgt hätte. Die Russiche Compagnie faßte den Plan künftig alle ihre Posten mit Lebensmitteln aus Californien her zu versehen. Der spanische Statthalter dieses Landes gestattete 1812 auf geziemende Bitte einigen Russen den Aufbau etlicher Häuser im Norden von San Francisco an der Bodega-Bay. Sie nannten diese Niederlassung Roß, in Hinblick auf das gleichnamige Volk, von welchem die Russen ihre Abstammung herleiten. Anfangs hielten sie sich bescheiden innerhalb der ihnen gesteckten Gränzen, baueten Weizen, und trockneten Fleisch, um damit Sitka zu bespeisen. Nach wenigen Jahren vermehrte sich indessen ihre Zahl, aus den wenigen Häusern erwuchs ein Fort. Der Statthalter sah sich genöthigt die Russen auszuweisen. Sie widersetzten sich, und der Agent Kuskoff erklärte, Spanien habe gar kein Anrecht auf das Gebiet Californien! Inzwischen brach die Revolution in Mexico aus, und die Russen behaupteten ihr Fort bis 1841. In diesem Jahre verkauften sie es für 30,000 Dollars an den bekannten Capitän Sutter, den Gründer von Neu-Helvetia; denn seit sie vertragsmäßig die nöthigen Vorräthe an Mehl und Lebensmitteln von der Hudsonsbay-Compagnie erhalten, ist ihnen dieser weit entlegene Posten überflüssig geworden; auch würden die Vereinigten Staaten nach der Eroberung und Abtretung Californiens ohne Zweifel ihre Rechte geltend gemacht haben. Die Russen hat es zur Zeit ihrer Besetzung von Roß auch nach den Sandwich-Inseln (der Hawaii-Gruppe) gelüstet. Auf Antrieb Baranoffs segelte Dr. Schäffer, ein Deutscher, mit etwa hundert Russen und Bewohnern der Aleuten nach Hawaii, besuchte Oahu und blieb ein Jahr auf Atui, in der Absicht dort eine dauernde Niederlassung zu gründen; doch mißlang der Plan.

Seit 1814 Lieutenant Lazareff von Sitka nach Kronstadt mit einer Ladung Pelzwerk im Werthe von mehr als einer Million Silberrubel zurückkehrte, hat die Compagnie eine regelmäßige Verbindung zur See zwischen St. Petersburg und Neu-Archangel unterhalten. Im Jahre 1817 besuchte Capitän Golownin die Niederlassungen im Auftrage der kaiserlichen Regierung. Bei Verlängerung des Freibriefs, 1819, wurden wichtige Reformen eingeführt, und seit Baranoffs Tode ist das wichtige Amt eines Statthalters von Männern bekleidet worden, welche wie z. B. Wrangell und Etholin ihrer Aufgabe völlig gewachsen waren. Die Verwaltung wurde regelmäßiger und humaner geleitet. — Ein Ukas vom 4. September 1821 erklärte die ganze Westküste Amerikas im Norden des 51° N., also vom Königin Charlotten-Sund an, so wie die ganze Ostküste Asiens im Norden von 45° 30′ sammt allen um- und nebenliegenden Inseln für ausschließliches Besitzthum des Kaisers von Rußland; er verbot ferner allen Fremden, unter Androhung schwerer Strafen, diesen Küsten sich auf weni-

ger als fünfzig Stunden zu nähern, es sei denn im Falle dringender Noth. Gegen diesen Ukas legte das amerikanische Cabinet um so mehr Protest ein, da der russische Gesandte in Washington für seinen Kaiser auch die volle Souverainetät über den ganzen Stillen Ocean im Norden jenes 51° Grades in Anspruch nahm, und diesen Theil der See für ein mare clausum ausgab! Diese exorbitanten Ansprüche wurden nachdrücklich zurückgewiesen; auch England erklärte sich gegen dieselben und protestirte ausdrücklich auf dem Congresse von Verona. Die Regierung der Vereinigten Staaten betrieb Unterhandlungen zwischen den drei Mächten; ihre Vorschläge gingen auf den Abschluß einer Uebereinkunft, der zufolge in den nächsten zehn Jahren an der Nordwestküste die Russen keine Niederlassung im Süden des 55°, die Bürger der Vereinigten Staaten keine solche im Norden des 51° und die Engländer keine im Süden des 51° oder im Norden des 55° der Breite sollten gründen dürfen. Allein der Vorschlag zu einer solchen gemeinsamen Uebereinkunft wurde weder von Rußland noch England angenommen. Denn Präsident Monroe hatte 1823 in seiner Botschaft bei Eröffnung des Congresses zu Washington in Bezug auf obige Streitigkeiten den seitdem zur Staatsmarime der Vereinigten Staaten gewordenen Satz aufgestellt, daß fortan in beiden Hälften Amerikas europäische Mächte nicht ferner Colonien anlegen sollten; der neue Continent müsse sich selber bestimmen, und dürfe nicht von auswärtigen Staaten abhängen *). Gegen diese unter den obwaltenden Umständen ohne Zweifel voreilige Aufstellung protestirten ihrerseits Rußland und Großbritannien. Die ferneren diplomatischen Streitigkeiten zwischen dem russischen Cabinet und der Regierung zu Washington haben jede Bedeutung verloren, seit Oregon von England an die Vereinigten Staaten abgetreten und die Gränze geregelt worden ist. Rußland schließt jedoch die Amerikaner von seinen Niederlassungen, überhaupt von der Küste des Stillen Oceans im Norden von 54° 40′ N. aus. Den Engländern machte es das Recht streitig die Flüsse zu befahren, welche aus dem Innern durch die russische Gränzlinie hindurch ins Meer fallen. Als die Hudsonsbay-Compagnie 1834 an der Mündung des Flusses Stikine, der in den Prinz Friedrichs-Sund fällt (56° 50′), einen Handelsposten anlegen wollte, errichtete Gouverneur Wrangell sogleich ein russisches Blockhaus am Stikine, legte eine Kriegsslup vor dasselbe und wies die Engländer zurück. Nach weitläufigen Verhandlungen zwischen beiden Cabinetten und beiden Handels-Compagnien kam man überein, daß jener Theil der Küste des Festlandes von 54° 40′ nordwärts bis zum Cap

*) Monroe (Botschaft vom 2. Decbr. 1823) hält die Gelegenheit für geeignet „for asserting as a principle, in which the rights and interests of the United States are involved, that the American continents, by the free and independent condition, which they have assumed and maintain, are henceforth not to be considered as subjects for colonization by any European power."

Spenser, unter 58° N., welcher 1825 vertragsmäßig als russisches Gebiet anerkannt worden war, von der Russisch-Amerikanischen Compagnie, der Hudsonsbay-Compagnie pachtweise auf zehn Jahre, vom 1. Juni 1840 an, überlassen werden solle, und zwar gegen eine jährliche Abgabe von 2000 Seeotterfellen *).

Der continentale Theil des Russischen Amerika bietet überall einen wilden und abschreckenden Anblick dar. Bis dicht an die Küste treten Hügel vor, hinter denen nackte, eisbedeckte Berge sich emporthürmen; in den höheren Breiten rücken Gletschermassen bis ans Meer. Das Innere ist auch den Russen nur theilweise bekannt. An der Nordküste erheben sich Verzweigungen und Ausläufer der Rocky-Mountains; Aliaschka wird von einer schneebedeckten vulkanischen Bergkette durchzogen, die sich in zwei Kegelbergen bis zu 11,270 und 12,066 engl. Fuß aufgipfelt. Im Osten der Cooks-Einfahrt läuft das Küstengebirge — die Jakutat-Kette — bis zum St. Eliasberge. Die bedeutendsten Flüsse nördlich von Aliaschka, das eine scharfe Gränzscheide in klimatischer Beziehung bildet, sind: der Kwichpak, der an der Südküste des Nortons-Sundes ein breites Delta aufweist, und der Kuskokwin mit langem streckenweit schiffbaren Laufe; der Ilgajak, an welchem Fort Alexander steht, fällt in die Bristolbay. Im Osten von Aliaschka mündet die Suschitna in die Cooks-Einfahrt, die Mednaja oder der Kupferfluß, auch Atna genannt, in die Comptrollersbay, und der Stikine oder Pelly unter 57° N. Die Bristolbay wurde 1819 näher untersucht; man entdeckte damals den Kuskokwin; 1829 drang Fähndrich Wassiljew ins Innere und fand, daß der Kuskokwin mit dem Nuschagak, welcher in die genannte Bay fällt, eine Wasserverbindung hat. Durch Sagoskins Reisen in den Jahren 1842 bis 1844 ist der erstgenannte Fluß genauer bekannt geworden; Gouverneur Wrangell ließ an demselben Handelsposten anlegen, namentlich die Redoute St. Michael (63° 28′ 45″ N., 161° 45′ 20″ w. L.) und die Redoute Kolmakow. Von diesen Punkten aus wurden Entdeckungen im Innern gemacht. Zwischen 63 und 65° N. und 150 bis 154° W. soll sich ein großer Binnensee befinden, welchen die Eingeborenen Mynkchatoch nennen **).

Die Niederlassungen der Compagnie liegen theils auf dem Festlande, theils auf den Inseln zerstreut. Der Archipel der Aleuten reicht in weitem Bogen von Aliaschka bis Kamtschatka, und bildet gleichsam die Pfeiler einer Verbindungsbrücke zwischen den beiden großen Continenten. Zu den eigentlichen Aleuten gehören Attu, Agattu und Semitsch; weiter östlich liegt die Gruppe

---

*) Greenhow S. 332. 341. 362 ff.

**) Denkschriften der russisch-geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg, Weimar 1849 I. S. 308: Auszug aus dem Tagebuche des Lieutenants Sagoskin über seine Expedition auf dem festen Lande des nordwestlichen Amerika.

der Andreanoff-Inseln, und von dieser nach Morgen jene der Fuchs-Inseln, unter denen Umnak, Unimak und Unaliaschka die größten sind. Südlich von der Küste der Halbinsel Aliaschka finden wir die von Behring 1741 entdeckte Schumagin-Gruppe. Kodjak ist von der Halbinsel durch die Schelikoff-Straße getrennt. Alle diese Inseln gleichen einander in der Gestaltung ihrer Oberfläche; sie sind hoch, felsig und zeigen noch Spuren von großer Thätigkeit der Vulkane, deren Zahl man im Russischen Amerika auf nicht weniger als 84 angeschlagen hat; auf den Aleuten findet man neun erloschene Feuerberge; nur auf Unimak brennt noch von Zeit zu Zeit der Schischalden. Im Behrings-Meer liegen die Pribyloff-Inseln; in der Behrings-Straße die drei oder vier Diomedes-Inseln.

Alle diese Eilande sind nur schwach bevölkert. Einst lebten auf den Aleuten viel mehr Menschen; sie haben jedoch in Folge des Druckes von Seiten der russischen Jäger und durch Krankheiten bedeutend an Zahl abgenommen. Kodjak, 35 Stunden lang und 20 breit, wird von den Koniägen, etwa 4000, bewohnt. Auf derselben ist St. Paul eine Hauptniederlassung der Russen, von welchen die stark und kräftig gebauten Einwohner als Fischer, Jäger und Ruderknechte verwandt werden.

Dicht vor den Küsten des Festlandes, vom Croß-Sunde bis zur Dixon-Straße liegen: der Archipel Georgs des Dritten mit der Admiralitäts-Insel, des Herzogs von York Archipel und die Prinz Wales-Gruppe. Auf diesen Inseln und der gegenüberliegenden Küste wohnen die streitbaren Koluschen. Unter diesem Gesammtnamen pflegt man auch wohl überhaupt alle Küstenbewohner indianischer Abstammung im continentalen Russischen Amerika zu begreifen. Das Festland an der Küste haben sie bis zum 60° N. hinauf inne, und weiter landeinwärts reichen sie bis in noch höhere Breiten. Sie zerfallen in eine große Menge von Stämmen, welche sich durch Sinnbilder, eine Art von Totems, von einander unterscheiden. Schabelski, welcher in den Jahren 1821 bis 1823 die russischen Niederlassungen besuchte, fand einen Stamm des Adlers, des Wolfes, des Raben, des Bären &c. Wer in ein Dorf tritt, findet auf der Hütte des Häuptlings sogleich das gemalte Symbol des Stammes, welches zugleich als Kriegsfahne dient. Der Häuptling hat große Gewalt, seine Würde ist erblich, geht aber nicht auf den Sohn, sondern auf den Neffen über. Die Zauberer, welche von den Russen mit den Schamanen Sibiriens verglichen werden, stehen in Ansehen. Alle Koluschen-Stämme haben Geschick für Handarbeiten; sie sind gute Schmiede, liefern sorgfältig gearbeitetes Schnitzwerk und feine Korb- und Flechtarbeit; sie sind diebisch, rachsüchtig, grausam und schmutzig. Auf den Halbinseln und Küsten im Norden des Prinz Wilhelms-Sundes wohnen Stämme, die zur Familie der westlichen Eskimos gehören (S. 158). Sie sind hier, wie überall, ein Rand- und Küstenvolk, das sich nirgends weit vom Meere

entfernt. Zu ihnen gehören die Anwohner der Barrow-Spitze, die Kitegnen am Eiscap, in dem sogenannten West-Georgien; die Koniägen, im östlichen Theile der Halbinsel Aliaschka und auf Kodjak; die Tschugatschen am Prinz Wilhelms-Sunde; die Kenaizen, an der Cooks-Einfahrt, scheinen einer Mischlingsrasse anzugehören. Die Ethnographie des Russischen Amerika bedarf noch mancher Aufklärungen, auch nach Wrangell's statistischen und ethnographischen Nachrichten. Ueber die Gesammtzahl der Bewohner mangelt sichere Kunde; man hat sie auf 40,000 Köpfe geschätzt, von denen etwa 5000 den Russen unmittelbar unterworfen sind. Die Anzahl dieser letzteren beläuft sich auf etwa tausend. Die Bewohner der Kurilen, Aleuten und von Kodjak gelten für Unterthanen der Compagnie; jedes männliche Individuum zwischen dem achtzehnten und fünfzigsten Jahre muß derselben mindestens drei Jahre lang Dienste leisten. Die Anwohner der Cooks-Einfahrt und des Prinz Wilhelms-Sundes sind insofern abhängig, als sie eine Steuer in Pelzwerk zu erlegen haben; alle anderen Völkerschaften unterliegen keinem andern Zwange als dem Handelsmonopol der Compagnie.

Die Anzahl der verschiedenen russischen Handelsposten beläuft sich auf sechs und zwanzig; man unterhält außer diesen auch sogenannte wandernde Stationen auf den Aleuten und Kurilen, und viele einzelne Agenten, welche die Fortschaffung der Waaren besorgen und Leute anwerben. Die Jäger kommen meist von den Aleuten, deren Bewohner indessen an Kriegsmuth und Tapferkeit weit hinter den Koliuschen zurückstehen und für feig gelten. Sie schlagen Robben und fangen Seeottern, welche in der neuern Zeit wieder geschont werden und sich beträchtlich vermehrt haben. Im Jahre 1841 führte, nach Simpson, die Compagnie aus: etwa 10,000 Seehundsfelle, 1000 Seeotterfelle, 12,000 Biberfelle, 2000 Felle von Landottern, Füchsen und Mardern, und etwa 20,000 Walroßzähne*). Die Haupthandelsniederlage und der Sitz des Gouverneurs befindet sich zu Neu-Archangel (57° 2′ 57″ N., 135° 29′ 8″ W.), auf der Westküste der Insel Baranoff, am Sitka- oder Norfolk-Sunde. Sie hat kaum 1200 Bewohner, und ist durch Batterien und die im Hafen liegenden bewaffneten Schiffe gegen etwaige Ueberfälle der streitbaren Koliuschen geschützt, welche in der Nähe ein großes Dorf bewohnen. Hinter der Bucht steigen mächtige Kegelberge empor und seewärts erhebt sich der ausgebrannte Vulkan Edgecumbe. Die Compagnie hat in

*) Nach Wrangell führte die Compagnie in den Jahren 1826 bis 1833 nach Rußland aus: 9853 Stück Seeottern, 8751 Seeotterschwänze, 39,981 Flußbiber, 6242 Landottern, 5243 schwarze Füchse, 7759 schwarzbäuchige Füchse, 16,336 rothe Füchse, 24,189 Polarfüchse, 1093 Luchse, 539 Vielfraße, 2976 Zobelmarder, 4335 Sumpfottern, 69 Wölfe, 1261 Bären, 505 Moschusratten, 132,160 Seebären, 830 Pfund Fischbein, 1490 Pfund Walroßzähne, 7122 Paar Säckchen Bibergeil. In denselben Jahren betrugen die Ausgaben der Compagnie 6,608,077 Rubel Silber. Sie hatte 1025 Personen im Dienste, unter denen 556 Russen. Ihr Gesammtcapital betrug 1833 etwa 3,658,577 Rubel. 1838 besaß sie zwölf Schiffe von zusammen 1556 Tonnen.

Neu=Archangel, das man auch gewöhnlich Sitka nennt, Schulen und ein Spital gegründet, sie hat ferner Schiffswerfte, Marineschule und Zeughaus, eine Sternwarte und eine Bibliothek. Die Lutheraner, meist aus Finnland gebürtig, haben ihre Prediger, die Bekenner der griechischen Kirche ihren Bischof, dessen Sprengel das ganze Russische Amerika, die Aleuten, den ochotskischen Meerbusen und Kamtschatka umfaßt. Die Beamten der Compagnie in Sitka bilden zwei Abtheilungen. Der Hafencapitän, die Secretäre, zwei Schiffscapitäne, der Handelsagent, zwei Aerzte und der lutherische Geistliche gehören zur ersten Klasse; die Schreiber, Capitäne der Handelsschiffe, Aufseher und Ingenieure in die zweite; unter den sogenannten Dienern giebt es gewandte Handwerker; die meisten sind aber dem Trunke ergeben. Gouverneur Simpson schreibt: „Von allen schmutzigen und elenden Orten, die ich je gesehen habe, ist Sitka der elendeste und schmutzigste. Die Wohnhäuser sind lediglich hölzerne Hütten, ohne Ordnung und Plan in häßlichen kleinen Gassen zusammengehäuft und verpestet in Folge größter Unreinlichkeit." Einige Stunden nördlich von Sitka liegen warme Heilquellen; bis in diese hohen Breiten wohnt an der Nordwestküste der Colibri.

Von den fünf Bezirken, in welche die Compagnie ihr Gebiet eingetheilt hat, bildet Sitka den ersten, den zweiten Kodjak, mit dem schon erwähnten Hafen St. Paul, den dritten Unaliaschka, den vierten Atcha, den fünften bildet der Norden, mit den Redouten Michael und Kolmakoff. Bei den Küstenbewohnern dieses Bezirks, insbesondere bei den Asiagmiuten, Kwichpaken und Maleimiuten bemerkte Sagoskin einen eigenthümlichen Festgebrauch. Sie nennen ihn das „Versenken der Blasen in das Meer." Das Fest wird am 1. Januar neuen Styls begangen. An der Vorderseite eines Kaschim, d. h. einer Winterhütte, werden auf Riemen von Walroß= oder Seehundshaut bis zu hundert Blasen aufgehängt, die mit verschiedenen phantastischen Gestalten solcher Thiere bemalt sind, welche mit dem Pfeile erlegt werden. Vor den Blasen hängen auf der einen Seite ein Uhu mit menschlichem Kopfe und eine Möwe, aus Holz geschnitzt; auf der andern zwei Repphühner. Zieht man an Fäden, welche über den Querbalken gezogen sind, so schlägt der Uhu mit den Flügeln und dreht den Kopf um; die Möwe stößt mit ihrem eisernen Schnabel auf den Boden als finge sie Fische, die Repphühner laufen gegen einander, als wollten sie sich küssen. Vor dem Kaschim steht ein vier Fuß langer mit Stroh umwundener Pfahl. Groß und Klein beschäftigt sich den ganzen Tag hindurch mit diesen Spielsachen; sie tanzen vor denselben herum, alle sind geputzt, die Männer tragen leichte tschukotische Torbassen (Staatsschuhe der Kamtschadalen), die Weiber Hosen aus Rennthierfellen und bemalte, mit Glasperlen und Ringen geschmückte Rennthierdecken. Nach Beendigung des Tanzes zupft jeder etwas Stroh von dem Pfahle ab, zündet es an, und setzt, nachdem er mit dem Rauche die Blasen und die Vögel beräuchert hat, den Pfahl auf die Seite. Diese Feierlichkeit findet zu

Ehren des Meergeistes statt, welchen man Jug-jak nennt. Gründe für die einzelnen Theile der Ceremonie und deren Bedeutung wissen die Eingeborenen nicht mehr anzugeben; sie sagen nur: „wir haben die Sitte von unseren Vätern überkommen.“

An der Behrings-Straße wohnen Tschuktschen in zwei Stämmen. Die ansässigen sind gewandte Fischer und legen Vorräthe für den Winter ein, die sogenannten Rennthier-Tschuktschen führen ein Wanderleben, und sehen mit Verachtung auf ihre in festen Wohnsitzen angesiedelten Landsleute herab. Von der Gesammtzahl der Eingeborenen des Russischen Amerika sollen etwa 12,000, wenigstens dem Namen nach, Christen geworden sein.

Viertes Hauptstück.

Die Indianer

in Canada, und in den Vereinigten Staaten

östlich vom Mississippi.

Als die Europäer an der Ostküste landeten, fanden sie die eingeborene Bevölkerung in eine große Anzahl kleiner Stämme getheilt, die politisch vollkommen unabhängig von einander waren, aber in Sprache, Sitten und Gebräuchen große Aehnlichkeit hatten. Das ganze ausgedehnte Gestadeland vom Sanct Lorenzbusen bis südlich zum 35. Grade nördlicher Breite war im Besitz von Völkern algonkinischen Stammes. Man fand später, daß sie etwa unter dem 50. Breitengrade über den weiten Continent, von Labrador bis an die Felsengebirge reichten; im Norden trennt der Missinipi sie von den Athabaskas. Rings von ihnen umschlossen hauseten die mächtigen Irokesen, im Osten des Huron-Sees, westlich bis in den heutigen Staat Neu-York und südlich bis an den Ohio.

Wann und auf welche Weise die heutigen Indianer in das Land gekommen sind, bleibt im Dunkel. Ihre Ueberlieferungen sind reich und mannichfach; aber bei Nationen ohne eigentliche Geschichte, in deren Sagen überdies offenbar fremdartige Bestandtheile eingemischt wurden, und denen die Schreibekunst mangelt, fehlt es für die sichtende Kritik an festen Anhaltpunkten. Sicher ist nur, daß dem Geschlechte, welches vor dreihundert Jahren jenen Boden bewohnte, andere Völker von einer höhern Cultur vorausgingen, die im Westen der Alleghannigebirge bis über den Mississippi hinaus wohnten. Aber von ihnen sind keine anderen Spuren übrig geblieben, als Erdhügel, Festungswerke und Begräbnißplätze, mit welchen insbesondere das mittlere Mississippithal gleichsam übersaet erscheint. Jenem räthselhaften und unbekannten Urvolke folgten andere Menschen, welche über diese alten Denkmäler sich keine Rechenschaft zu geben wissen. Die „rothen Leute," die „Indianer," mit denen die Franzosen und Engländer, Holländer und Schweden in Berührung kamen, waren lediglich Jäger; sie schweiften mit Pfeil und Bogen bewaffnet über weite Strecken Landes; ihre Hauptbeschäftigung neben der Jagd war lediglich der Krieg. Sie hatten keine Schreibekunst, kaum

rohe Bilderzeichen; ihre Zeitrechnung war mangelhaft, die Künste und Fertigkeiten, welche ein ansässiges Leben in seinem Gefolge hat, gingen ihnen ab, und über ihre Herkunft mangelte ihnen jede nähere und sichere Kunde. Der große Geist, sagten sie, habe ihre Vorfahren aus dem Boden entstehen lassen; nur wenige Stämme hatten eine dunkle Sage von einem Ursprunge in einem fernen, jenseit des Meeres gelegenen Lande, und es ist noch nicht ausgemacht, ob gerade diese Tradition unverfälscht ist.

Der Inhalt indianischer Ueberlieferungen über die früheren Bewohner des Landes ist im Wesentlichen folgender. In alten Zeiten hausete in den südlichen Theilen des Alleghannigebirges, den sogenannten Appalachen, ein mächtiges Volk, welches die älteren Schriftsteller Appalachiten nennen. Sie hatten die Thäler der Ströme inne, welche in den mexicanischen Meerbusen münden. Einige ihrer Abkömmlinge seien im Süden zurückgeblieben, andere aber nach den caraibischen Inseln gewandert. Im nördlichen Theile der langen Gebirgskette, welche die atlantische Küste vom Mississippithale trennt, hätten die Allighewi oder Talligewy gewohnt. Diese seien auf ihrer Wanderung über den Mississippi her nach Osten gekommen, und nach ihnen viel später zwei andere Völkerstämme, Menschen mit verschiedener Sprache. Sie schlossen, heißt es weiter, einen Bund, um die Allighewi zu unterjochen. Einen dieser Stämme bezeichnet man mit dem Namen Mingos; sie sind aber bekannter unter der Benennung Irokesen, welche die Franzosen ihnen beilegten. Sie selber nannten sich seit etwa 1600 Akwinuschioni oder die Vereinigten Stämme, nachdem ihre einzelnen Abtheilungen einen Bund geschlossen hatten, der später in der Geschichte der Colonien von großer Bedeutung geworden ist. Der zweite, den Allighewis feindliche Stamm ist jener der Algonkiner, oder genauer ausgedrückt eine Abtheilung derselben, jener der Lenno-Lenappis. Die Allighewi werden überwunden, ziehen den Ohio hinab, und verschwinden. So die Traditionen. Manche Sagen sind ausdrücklich und nachweisbar in neueren Zeiten von den Indianern erfunden worden. Sie pflegen „den Leuten nach dem Munde zu sprechen," und errathen mit vielem Takt, was der weiße Mann gern hört. Einzelnes in ihren historischen Ueberlieferungen ist allerdings echt, z. B. jene Behauptung der Delawaren, daß ihre Vorfahren von jenseit des Mississippi gekommen seien; dafür spricht unter andern die nahe Verwandtschaft der Sprache der Delawaren mit jener der Schwarzfüße. Die Angabe dagegen, daß sie mit den Irokesen gekommen seien, und Alles was sie über spätere Kriege mit diesen erzählen, ist offenbar von ihnen selbst aus der Luft gegriffen. Glaubwürdiges liegt allemal dann in den Ueberlieferungen, wenn dieselben ausdrücklich behaupten, daß das Volk von Westen her, oder von irgend einer mit Bestimmtheit bezeichneten Oertlichkeit gekommen sei. Wenn sie sich aber, wie die Osagen, von einem Biber herleiten, oder, wie die Mandanen, ihre Urheimath ins Innere der Erde ver-

setzen, so liegt darin der Beweis, daß ein Volk jede Kunde von seinen früheren Wohnsitzen verloren hat. Bei vielen Stämmen erhielt sich eine Tradition von einer großen Ueberschwemmung. Wir wissen aber nicht, in wie weit da oder dort die Lehren christlicher Missionäre in dieser Beziehung eingewirkt haben. Die Algonkiner lassen die Erde sich aus dem Wasser emporheben. Die Irokesen nehmen gleichfalls eine allgemeine Sintfluth an, in welcher alle Menschen umkamen. Damit die Erde wieder bevölkert werde, verwandelte der große Geist die Thiere in Menschen. Einer Sage der Pahnis zufolge schuf der große Geist ursprünglich acht Menschen, von welchen alle übrigen abstammten. Andere Stämme glaubten an ein Zeitalter des Feuers. In einer allgemeinen Gluth wurde Alles zerstört; nur Ein Mann und Ein Weib, die sich in eine Höhle geflüchtet, wurden gerettet. Die südlichen Indianer haben Ueberlieferungen, denen zufolge ihre Vorfahren bei ihrer Ankunft von Westen her die vielen Erdhügel und Befestigungswerke schon in Trümmern und von Menschen verlassen fanden; auch habe das Volk, welches von den Vätern der heutigen Krihks und Tschirokis bezwungen wurde, jene Erdhügel nicht erbauet, sie seien vielmehr Werke unbekannter Menschen, die im grauesten Alterthume das Land bewohnten. Die Geschichte findet die Irokesen und Algonkiner im Besitze ihres Landes, und zwar so, daß die ersteren überall die Quellbezirke der Ströme und das Innere eingenommen haben, und nirgends an die Seekante reichen. Sie bildeten eine mächtige Scheidewand zwischen den Algonkinern auf der ganzen Strecke von Nord-Carolina bis zum obern Hudson, und bezwangen weit und breit ihre Nachbarn.

In das Völker- und Stämmegewirr der Indianer Nordamerikas ist seit den Forschungen Gallatins, Schoolcrafts und einiger anderen Schriftsteller, Klarheit und Uebersichtlichkeit gebracht worden; insbesondere hat die nähere Kenntniß der verschiedenen Sprachen und Mundarten wesentlich dazu beigetragen, Licht über bisher dunkle Verhältnisse, namentlich über die Stammverwandtschaft zu verbreiten. Die mächtigsten Völkergruppen im Osten des Mississippi waren jene Algonkiner und Irokesen, beide in den nördlichen Theilen; in den südlichen finden wir die Catabas, Tschirokis, Tschakta-Muskogh, Oetschis und Natschez und im Westen des Mississippi die Sioux und Arrapahoes im Norden, die Adaizen, Tschetimatschas, Attacapas, Caddos und Pahnis im Süden.

Die große Gruppe der Algonkiner wird von Gallatin in folgender Weise eingetheilt:

Oestliche Algonkiner.

Scheschatapusch und **Scoffies**, an der Nordküste des St. Lorenzbusens.

Mikmaks in Neu-Schottland, und der Westküste und den Zuflüssen des St. Lorenzbusens. Jetzt noch Reste auf Neufundland.

Etschemins oder **Canoemen**, am St. John und zwischen diesem und dem Penobscot.

Abenakis, am Kennebec und Androscoggin.

Algonkiner am Atlantischen Meere.

Massachusetts, Narragansetts und Mohikaner, vom Sako bis zum Hudson; alle drei waren sehr nahe mit einander sprachverwandt. Die Narragansetts, in Connecticut und Rhode Island, galten für die am meisten civilisirten unter den Algonkinern. Zu den Mohikanern gehörten die vielgenannten Pequods im östlichen Theile von Connecticut und einem Theile von Long Island.

Montaks, auf Long Island.

Minsi und Delawaren bildeten früher eine Nation, zwischen Hudson und Susquehannah; in Neu-Jersey, den Delaware aufwärts bis zu dessen Quellen und im Thalbecken des Schuylkill.

Nanticokes, an der Ostküste der Chesapeake-Bay, mit den Accomac.

Susquehannoks, am Susquehannah.

Powhattans in Virginien.

Pamlicoes, in Nord-Carolina südlich bis zum Cap Hatteras, und die Coramines, im Süden des Neuse, bis zum Cap Fear, der Südgränze der algonkinischen Sprachen.

Nördliche Algonkiner.

Knistinos oder Krihs, im Süden der Athabaskas, von der Hudsonsbay bis zu den Quellen des Missinipi.

Montagnards, am St. Lorenz, von Montreal bis zur Mündung.

Ottáwas, früher an dem gleichnamigen Flusse in Canada, später in Michigan.

Odschibwäs vom östlichen Ende des Obern-Sees bis zum nördlichen Red-River.

Potawatomies, am Michigan-See, eng verwandt mit den vorigen.

Missinsig, am Nordostende des Ontario.

Westliche Algonkiner.

Menomenies an der Green-Bay am Obern See.

Miamis, Piankschas und Illinois an den Flüssen Ohio, Illinois, Wabasch und Miami. Ihre Sprachen waren kaum dialektisch geschieden.

Sahkies und Foxes mit den Kickapus; am obern Mississippi; alle drei reden ein und dieselbe Sprache.

Schahnis (Shawnoes), ursprünglich am Cumberland; sie schweiften weit und breit umher, im Norden bis an den Susquehannah und Scioto, im Süden bis in das Gebiet der Krihks.

Blackfeet, am Saskatschewan.

Schaiennes (Shyennes) im Westen des Mississippi, am Platte und Shyenne, die sich in den Missouri ergießen.

Die Irokesen zerfielen geographisch in zwei besondere Gruppen, die durch einige längst erloschene Algonkinerstämme von einander getrennt waren. Sie wohnten am Jamesflusse südlich bis zum Neuse; die Meherrins und Nottowäs an den gleichnamigen Flüssen in Virginien, die Tuscaroras in Nord-Carolina. Diese letzteren führten Krieg mit den weißen Ansiedlern, wurden besiegt und zogen in den Jahren 1714 und 1715 zu ihren Stammverwandten im Norden, oder den sogenannten Fünf Nationen, von denen sie als sechstes Glied in den Bund aufgenommen wurden. Die nördliche Gruppe der Irokesen zerfiel in zwei Abtheilungen. Die östliche, jene der Fünf Nationen, wurde von den Mohawks, Oneidas, Onondagoes, Cayugas und Senecas gebildet. Die westliche bestand aus Vier Nationen. Die Wyandotten oder Huronen, an der Ostküste des Huron-Sees herrschten südlich bis zum Ohio. Die Attionandarons oder das neutrale Volk, wohnte östlich von jenen. Die Erigas hatten ihre Jagdgründe südlich vom Erie-See, und die Andastes

oder Guandastogues (Guyandottes) am Alleghanny und Ohio. Diese drei letztgenannten Völker wurden von den Fünf Nationen besiegt, und verschwanden in denselben. Das Land zwischen den Seen Huron, Erie und Ontario gehörte den Wyandotten; auch sie wurden von jenen bezwungen, und zum Theil einverleibt, oder sie zogen weiter ins Innere von Canada, wo in der Nähe von Quebec noch einige Reste von ihnen erhalten sind. Das Land der Irokesen reichte, genauer bestimmt, von den Gränzen Vermonts bis ins westliche Neu-York, von den großen Seen bis zu den Quellwassern des Ohio, dem Susquehannah und Delaware. Sie zählten 1660 etwa 2200 Krieger, und machten Anspruch auf Oberherrschaft über einen Theil von Neu-England; die Lenapen waren von ihnen besiegt; auch die Halbinsel Obercanadas war ihr Jagdgrund.

Im Süden der Tuscaroras, im mittlern und westlichen Carolina, hauseten die Catawbas mit den stammverwandten Wekkons. Sie redeten eine eigenthümliche Sprache, die heute nur noch von etwa 100 Menschen am Santee gebraucht wird. Sie waren Erbfeinde der Irokesen, denen sie erlagen. Sie konnten nie mehr als 1250 Krieger aufbieten, von welchen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nur etwa 400 übrig waren.

Die Tschirokis (Cherokees) waren ein Gebirgsvolk, im obern Thale des Tennessee und im Hochlande von Carolina, Georgia und Alabama. Sie bewohnten, in mildem Klima, den schönsten und gesundesten Theil der Vereinigten Staaten. Südöstlich von ihnen hauseten die Oetschis (Uchees) in Georgia, im Gebiete um Augusta und am Chattahoochee; sie rühmten sich, die ältesten Bewohner des Landes zu sein, und redeten eine harte und rauhe mit Kehllauten überladene Sprache. Dieser kleine Stamm schloß sich dem Bunde der Krihks an, in welchen auch die Natchez traten, ein Volk, das mit den gleichfalls wenig zahlreichen Taensas ein Gemeinwesen bildete, und dessen Sprache gleichfalls durchaus eigenthümlich für sich da stand, ohne Zusammenhang mit den Idiomen der umwohnenden Indianer.

Das ganze Land im Südosten, Süden und Westen der Tschirokis, bis zum Atlantischen Ocean und dem Golf von Merico, bis zum Mississippi nordwärts zur Mündung des Tennessee und Ohio war, von den eingesprengten Uchees und Natchez abgesehen, im Besitze einer großen Völkerfamilie, der sogenannten Mobilianer oder Muskoghee-Choctа. Sie zerfiel in drei verschiedene Gruppen oder Stammbündnisse, die noch heute, wenn auch auf anderm Grund und Boden und in anderen Verhältnissen, vorhanden sind. In dem Striche, welchen im Norden der Ohio, im Westen der Mississippi und im Osten eine Linie begränzt, die von der Biegung des Cumberland bis zu dem Muscle-Shoals am Tennessee reicht, und nach Süden hin bis in das Gebiet des heutigen Staates Mississippi, wohnten, vorzugsweise gern in den höher liegenden Gegenden, von welchen der Yazoo und der Tombighbee herabströmen, die streitbaren Tschikasas. Zwischen

dem Mississippi und Tombighbee lagen die zahlreichen Dörfer der mit ihnen nahe verwandten Tschaktas (Choktaws); sie konnten bis zu 4000 Krieger aufbieten. Der Höhenzug, welcher den Tombighbee vom Alabama scheitet, bildete die Gränze zwischen den Tschaktas und den Krihks (Creeks) oder Muskoghen. Ihr Gebiet umschloß ganz Florida innerhalb der alten Gränzlinien; es reichte im Norden bis zu den Tschirokis, im Nordosten und Osten bis zum Savannah in Georgia und zum Atlantischen Meere nördlich bis zum Santee. Sie waren ein ackerbautreibendes Volk; die Männer halfen den Weibern das Feld bestellen, ehe sie in den Krieg zogen; sie hauseten in festen Wohnsitzen. Wegen ihrer Lage inmitten der Engländer in Carolina, der Franzosen in Louisiana und der Spanier in Florida, hatten sie große politische Bedeutung. Zu ihnen gehörten die Yamassis am Savannah.

Auch die Seminolen auf der Halbinsel Florida sind ursprünglich Creeks. Ihre Dörfer lagen einst am Chattahoochee in Georgia. In Folge langdauernder Streitigkeiten unter den Häuptlingen trennte sich der Stamm; 1750 brach ein angesehener Krieger, Secoffi, an der Spitze einer zahlreichen Gefolgschaft aus der alten Heimath auf, und zog nach der Halbinsel Florida. In der Mitte derselben nahm er den fruchtbaren Bezirk Alachua in Besitz. Er war ein tapferer Streiter, gewaltiger Redner, in hohem Grade gewandt, und ein erbitterter Gegner der Spanier. Dieser Begründer oder Stifter der Seminolen, der sechs und achtzig Feinde mit eigener Hand erlegt hatte, starb im Jahre 1784. Eine andere Bande Krihks kam unter dem Miko Hadjo 1808 nach Florida, und ließ sich in der Nähe von Tallahassee nieder. Der Name Seminolen bedeutet Entlaufene oder Flüchtlinge. Die eigentlichen Inhaber des von ihnen besetzten Bodens waren bisher die Mickasukies, ein schwacher Stamm, der sich gezwungen sah, mit den Eindringlingen gemeinschaftliche Sache zu machen. Die Gesammtzahl der Florida-Indianer belief sich 1822 auf 3899, wovon 1594 Krieger. Diese Handvoll muthiger Kämpfer hat ein volles Jahrzehnt hindurch alle Angriffe einer amerikanischen Armee abgewehrt, bis sie endlich der großen Uebermacht erlag. Der größte Theil der Seminolen wurde über den Mississippi geschafft; in Florida sind nur wenige zurückgeblieben, aber selbst diese führen einen erbitterten Streit bis auf den heutigen Tag fort.

Wir haben noch einer großen Völkergruppe zu erwähnen, jener der Sioux oder Dakotas, von denen die meisten Stämme im Westen des Mississippi wohnen. Sie reichen in ununterbrochener Kette vom Arkansas bis zum Saskatschewan, und theilen sich in zahlreiche Banden. Sie sind ein echtes Prairievolk. Zu ihnen gehören die Assiniboins, die schon früher ausführlich geschildert worden sind, und, ringsum von Algonkinerstämmen umgeben, die Winnebagos, die sich selbst Hochuagorah nennen, am Michigan-See in Wisconsin. Am obern Mississippi schwärmen die Vier Dakota-Banden umher. Zwischen

dem Mississippi und Missouri die Yanktons, Yanktoanans und Tetons; in Jowa die Eiowäs, und südlicher die Quappas, Osagen und Kanzas, die Missouri-Sioux, Omahas und Pankas, zwischen dem Missouri und Arkansas. Am obern Missouri und Yellowstone wohnen die Mandanen, die ansässigen Minnetaris und die Upsarokas oder Krähen-Indianer*).

Man nimmt an, daß im Jahre 1849 im Osten des Mississippi noch 31,000 Indianer wohnten. Wie hoch sich einst ihre Zahl belief, kann nicht mit Sicherheit bestimmt werden. Beträchtlich war ihre Zahl niemals. In Nord-Amerika kennen wir, Mexico ausgenommen, kein Volk, das auch nur fünftausend Krieger hätte ins Feld stellen können. Die sämmtlichen Stämme der Algonkiner haben kaum 90,000 Seelen gezählt, die Irokesen keine 20,000, die östlichen Sioux 3000, die Catawbas eben so viel, die Tschirokis 12,000; die Tschikasahs nebst den übrigen Muskoghee-Völkern höchstens 50,000, die Uchees 1000, die Natchez 4000, — im Ganzen noch nicht 200,000 Seelen. Das Jägerleben war vorherrschend; weite Strecken waren völlig unbewohnt; man weiß, daß bei Ankunft der Europäer unter Anderm Vermont, das westliche Massachusetts und ein großer Theil von Neu-Hampshire bloße Einöden, und daß Ohio, ein Theil von Indiana, so wie der größte Theil von Michigan unbewohnt waren. Im Gebiete der heutigen Staaten Ohio, Michigan, Indiana, Illinois und Kentucky lebten sicherlich keine 20,000 Indianer. So erklärt es sich, daß die Krieger der Fünf Nationen, die zusammen wenig über 10,000 Köpfe zählten, als Eroberer das ganze weite Land von den großen Seen bis Carolina und vom Kennebec bis zum Tennessee durchziehen konnten.

Auf der ausgedehnten Landstrecke von der Hudsonsbay bis zum Mexicanischen Meerbusen herrschen, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, nur fünf große Sprachenfamilien (S. 207). Jene der Dakotas reicht weit über den Mississippi hinaus bis an die Felsengebirge; im Osten des großen Stromes finden wir nördlich die Sprache der Algonkiner und Irokesen; im Süden jene der Tschirokis und Tschakta-Muskoghen. Sie allesammt haben, wie die amerikanischen Sprachen im Großen und Ganzen überhaupt, große Aehnlichkeit und innere Verwandtschaft im Bau, wie weit auch sonst die einzelnen Wörter im Laut von einander abweichen mögen. Die Sprachforscher sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß im Britischen Amerika und im Gebiete der Vereinigten Staaten die Sprachen von ein und sechszig

*) Gallatin, in den Transactions of the American Ethnological Society, II. 99. Bancroft, History of the United States, Boston 1846. III. 235 bis 251. A. Bradford, American Antiquities and Researches into the Origin and History of the red Race. New-York. 1841. p. 190. 209. Schoolcraft, Algic Researches, New-York 1839. I. 9 seqq. Die Notiz über die Seminolen nehme ich aus J. T. Sprague, the Origin, Progress and Conclusion of the Florida War etc. New-York 1848, p. 18 bis 22.

Indianerstämmen sich auf acht von einander gänzlich verschiedene große Sprachenfamilien zurückführen lassen, wenn man die Eskimos, Athabaskas und Pahnis (Pawnees) mit berücksichtigt. Die Aneignung derselben ist für den Europäer außerordentlich schwierig; in vielen Fällen haben die Indianer weit eher geläufig Französisch oder Englisch gelernt, ehe die Missionäre Algonkinisch oder Irokesisch verstanden. Bei weitem die meisten amerikanischen Sprachen haben einen transpositiven und alle einen polysynthetischen Charakter. Der Ausdruck des Tons ist bei verschiedenen Stämmen verschieden. Die Oneidas veränderten allemal den Buchstaben R, die übrigen Irokesen verwerfen das L, die Algonkiner haben kein F; die ganze irokesische Familie bedient sich nie des M, und hat gar keine Lippenbuchstaben; das letztere ist auch bei den Tschirokis der Fall. Unter den Irokesen haben allein die Oneidas das L; ihre Sprache ist sanft, die der Senceas dagegen rauh. Die Algonkiner, namentlich die Abenakis, häuften Consonanten bis zur äußersten Härte, die Irokesen stellen viele Selbstlauter neben einander; im Tschirokesischen endet jede Sylbe mit einem Vokal, und die Combinationen mit den Consonanten sind in ihr so einfach, und so gering an Zahl, daß diese Sprache ein Sylbenalphabet möglich machte, für welches fünf und achtzig Zeichen, wie sie der Tschiroki Sequoah erfunden hat, vollkommen ausreichen. Aber vor der Bekanntschaft mit den Europäern hatten die Indianer keine Ahnung von einem Alphabet. An einer rohen Abbildung eines Thiers auf einem Stück Birkenrinde oder auf der glatten Fläche eines Steins, erkannte der rothe Mann das Sinnbild seines Stammes, und die daneben gezeichneten Figuren verstand er so gut, wie der weiße Mann den Inhalt eines Briefes. Solche *Schriftgemälde* hatten alle diese Völker; sie ahmen sichtbare Gegenstände nach, und auch ihre Sprache ist vorzugsweise materialistisch, unendlich reichhaltig für alle sichtbaren und handgreiflichen Gegenstände, aber arm für alles Geistige und Abstracte. Sie hat z. B. keine Bezeichnung für die Begriffe *Enthaltsamkeit*, *Gerechtigkeit*, *Dankbarkeit*, *Frömmigkeit*. Dagegen kennen und gebrauchen die Tschirokis dreizehn verschiedene Ausdrücke für die Handlung des *Waschens*. Der Herrnhuter Loskiel bemerkt, daß er mehrer Jahre bedurfte, um in der Mundart der Delawaren abstracte Wahrheiten einigermaßen verständlich machen zu können, und es gelang ihm erst, als er aus den vorhandenen Wörtern mit Hülfe von Umschreibungen und sinnreichen Combinationen gewissermaßen eine neue Sprache gebildet hatte. Dieser Materialismus trägt dagegen wesentlich zu dem malerischen Glanze und pomphafter Fülle in der Rede des Indianers bei. Glück bezeichnet er durch Sonnenglanz oder wolkenlosen Himmel; *Frieden stiften* nennt er einen Waldbaum pflanzen oder die Streitart begraben; Leidtragenden Geschenke darbringen um sie zu trösten, heißt: das Grab des Verstorbenen bedecken. Und wenn er Beschwerlichkeiten und Mühsal der Indianer auf den Prairien andeuten will, so sagt er: die Stacheln der Cactuspflanze sind durch

meine Mokassins gedrungen. Namentlich ist die Sprache der Sechs Nationen reich an großartigen Metaphern und Allegorien.

Der Indianer analysirt in seiner Rede die Ausdrücke nicht; er läßt seine Gedanken massenweise und in Haufen hervorbrechen; er reflectirt nicht, und kennt keine logische Zergliederung der Gedanken; er drückt jeden Zusammenhang von Ideen in einer Gruppe aus; Alles ist in seiner Sprache synthetisch. Der Irokese so wenig wie der Algonkiner kann einfach: Vater sagen; für diesen Begriff bedient er sich bezeichnender Ausdrücke; eben so wenig kann er einfach sagen: Baum, Haus; er muß das dafür bestimmte Wort mit einer Vorsatzsylbe versehen, welche die Anwendung desselben bezeichnet. Ferner kann der Indianer nicht verallgemeinern; er hat keine Ausdrücke um zu generalisiren. In den amerikanischen Wäldern wachsen verschiedene Arten von Eichen; für jede einzelne haben die Algonkiner allerdings Benennungen, aber kein Wort für die Eiche im Allgemeinen. Ueberhaupt wird keine Thätigkeit generalisirt; daher kommt es, daß eine Menge von Wörtern vorhanden sind, welche ein und dieselbe Handlung in ihren verschiedenen Modificationen bezeichnen. Es giebt kein Nomen, welches einfach die Idee des Daseins, der Existenz, ausdrückte; die Idee wird allemal mit einer Oertlichkeit in Verbindung gebracht, und das Zeitwort sein nie abstract gebraucht. Aus alle dem entspringt die wunderbare Fülle und Mannigfaltigkeit im Ausdruck und eine eben so große Genauigkeit; aber dennoch ist die ganze Ausdrucksweise mangelhaft, weil jede Reflection und alle Analyse fehlt.

In der Wortbildung zeigt sich derselbe synthetische Charakter. Das Hauptwort nimmt Zusätze in sich auf, welche zugleich eine Beziehung andeuten und eine Eigenschaft ausdrücken. Hauptwort, Beiwort und Fürwort werden zu einem Ganzen verschmolzen. Der Indianer kann seine Wörter bis ins Unbegränzte combiniren; stellt sich ihm ein neuer Gegenstand dar, so wird er erst nach dem Gebrauche desselben fragen, und ihm dann einen Namen beilegen, der vielleicht eine erschöpfende Definition einschließt. Der Indianer kniet nicht; als der Bibelübersetzer Elliot das einfache Wort Knien übersetzen wollte, bedurfte er dazu eines umschreibenden Wortes von nicht weniger als elf Sylben. Bei der Wortanhäufung der Indianer wird eine einfache Wortwurzel von dem was vor und hinter ihr steht, oft völlig begraben; die Raschheit der Bewegung geht auch dadurch in der Sprache eben sowohl verloren, wie die Anmuth des Ausdrucks. Die einzelnen Wörter, welche in die Wortanhäufung gezogen werden, verschmelzen nicht in einander; das zusammengesetzte Wort gleicht einer Mosaik, die einzelnen Bestandtheile bleiben einander fremdartig, die Verbindung ist lediglich mechanisch. Der Indianer prägt keine Idee aus, sondern nur Wörter. Das Zeitwort ist der herrschende Redetheil, es schlürft Hauptwort, Fürwort und Beiwort in sich auf; Declination, Casus und Artikel fehlen, aber Alles wird conjugirt. Das Adjectiv nimmt eine Verbalendung an; der Begriff, welcher durch

ein Nomen ausgedrückt wird, erhält verbale Form. Der Algonkiner kann nicht einfach sagen: ich liebe, ich hasse; er muß zugleich den Gegenstand seiner Liebe oder seines Hasses bezeichnen. Eigentliche Declinationen sind in manchen Mundarten nicht vorhanden, dagegen aber die Verba regelmäßig, genau und vollständig ausgebildet*).

Mit Recht konnte Wilhelm von Humboldt sagen, daß die Zusammenhäufung oder Zusammenleimung, Agglomeration oder Agglutination, einen Hauptcharakterzug der amerikanischen Sprachen bilde. Die Inflection, die Coalescenz und Agglomeration ist vorwaltend. Die Inflection geht durch die ganze Sprache; beim Nomen bezeichnet sie Numerus und Genus, beim Zeitworte das Tempus rc. Im Odschibwä z. B. Pinai, Feldhuhn; Plural: Pinai-wug; Assir, Stein; Plural: Assin-in (davon Assiniboins, Steinindianer). Im Delaware: Okhqua, Frau; Plural: Okhquewak; Akhsin, Stein; Plural: Acksinall. Im Onondago (Irokesischen) Hudaguhoneh, Häuptling; Plural: Hudaguhoneh-suh. Auch wird in dieser Mundart der Plural durch die Endsylben nnie und agu bezeichnet, oft aber auch das Pluralzeichen eingefügt; z. B. nah jenah, ein Mann, hah da jenah, Männer. Der irokesische Sprachstamm ist der einzige unter jenen der nördlichen Indianer, in welchem Masculinum und Femininum deutlich von einander unterschieden werden. Man schaltet einen Buchstaben ein; z. B. im Onondago: Sajadat, männlich, sgajadat, weiblich; im Wyandot: Ihaton, er sagt, Isaton, sie sagt. Im Dakota wird der Plural durch die Endung pi bezeichnet; Wata, ein Kahn; Plural: Watapi. Im Tschakta und Kribk hat das Nomen keine Pluralform; diesem Mangel hilft man dadurch ab, daß man dasselbe mit der Pluralform des Pronomen possessivum verbindet. Auch haben einige Adjectiva Pluralform. In manchen Fällen wird die Mehrzahl durch Anfügung der Sylbe okta, im Tschakta, ulgy, im Kribk, bezeichnet; beides bedeutet eine Mehrheit oder Vielheit. In den meisten amerikanischen Sprachen hat das Nomen keinen Casus obliquus.

Wir haben weiter oben bemerkt, daß die Unterscheidungen in diesen Sprachen außerordentlich genau sind. Dies gilt namentlich von der Bezeichnung der Verwandtschaftsgrade. In dieser Beziehung bedienen sich die Weiber anderer Ausdrücke und Bezeichnungen als die Männer. Alle Benennungen von Plätzen, Flüssen, Gebirgen und dergleichen, so wie die meisten Eigennamen sind significativ. Wir werden später eine Menge von Beispielen anführen. Monongahela, der Name für einen der beiden Hauptarme des Ohio bedeutet, nach Gallatin, einen Fluß, dessen Ufer einstürzen. Die Algonkiner kürzen mehre Wörter ab, und machen ein einziges daraus. Manche Composita sind von Wörtern abgeleitet, die niemals allein gebraucht werden. Im Tschakta hat ischt die Bedeutung

*) Bancroft, III. 255 bis 266

einer Ursache oder eines Werkzeuges; a oder i bedeutet einen Platz wo; usche einen Ursprung; uppe einen Stamm, davon nusse eine Eichel, nussuppe, Baum mit Eicheln. Im Odschibwä bedeutet abo eine Flüssigkeit; es kommt aber nie einfach, sondern nur in Zusammensetzungen vor, z. B. schominabo, Wein, von schomin, Beere, totoschabo, Milch, von totosch, die weibliche Brust. Die Länge der Wörter erscheint in der Schreibart nach europäischer Weise uns sehr beträchtlich. Aber die Anzahl derer, welche mehr als sechs Sylben haben, ist doch nur gering, wenn sie richtig geschrieben und getrennt werden*).

Schoolcraft hebt hervor, daß in der Syntax der amerikanischen Sprachen jedes Verbum, welches einen belebten Gegenstand bezeichnet, auch ein solches Substantiv verlange; dasselbe sei der Fall, wenn es sich von unbelebten Gegenständen handelt. Die Wörter werden gleichsam verdichtet durch die Einverleibung ideographischer Wurzeln, denen man auf mehrfache Weise Pronomina und Tempora hinzufügt. Man sieht aus den unten angeführten Beispielen, daß die einzelnen Bestandtheile der Composita eine Bedeutung haben. Das Princip dabei ist, wie wir schon oben erwähnten, dasselbe wie bei der Bilderschrift. Symbole bezeichnen Ideen, oder eine Reihenfolge von Ideen. In den zusammengesetzten Wörtern oder concreten Derivativen wird die ideographische Sylbe oder Partikel, welche man einfügt, von der Wurzel des disjunctiven Nomen oder Verbum genommen; sie ist dann mit der ganzen und vollen Bedeutung des Wortes bekleidet. Die bei weitem größte Anzahl der primitiven Wörter ist, wenn man sie ihrer Zuthaten entledigt, nur ein- oder zweisylbig. Jede eingeschobene Zuthat wird, nach indianischem Ohr, dem Wohlklange angepaßt; man beseitigt davon, was diesen beeinträchtigt. Wo zwei Selbstlauter oder Mitlauter zusammen kommen, wird dann der eine weggeworfen. Bei dieser Verkürzung der Sylben und dem Einschieben neuer Wurzeln, bleibt bei dem Compositum oft nur ein einziger Buchstabe von dem eingeschobenen Worte, aber dieser eine Buchstaben ist ein ideographisches Zeichen, und behält seine volle Bedeutung bei. Die beiden Vocale io in den irokesischen Wörtern Ohio und Ontario, welche eine Wasserlandschaft bezeichnen, stammen von derselben Wurzel. Oh ist schön, on Hügel oder

---

*) Von der Art, wie die Odschibwäs Wörter zusammensetzen, geben folgende Beispiele einen Begriff. Monganebajegun, Schneeschaufel, von monga, erweitern; neba, schlafen, und jegun, ein Werkzeug. Der Sinn ist: ein Werkzeug, mit dem man die Schlafstätte größer macht, dadurch, daß man den Schnee hinwegschaufelt. — Das folgende ist ein seit der Bekanntschaft mit den Europäern neugebildetes Wort: Wassakonainjegun, Kerze, von Wassau, ein heller Gegenstand; kona, von biskona, Brand oder skut Feuer, und jegun, Werkzeug. — Kischkekudjegun, Lichtputze, von kihschk, abschneiden, kud, von biskona, Brand, und jegun. Oneyutah (Oneida) bedeutet einen stehenden Stein; Onondaya (Onondaga), auf den Hügeln; Chiondaroga (Ticonderoga), geräuschvoll, weil dort die Wellen tosend gegen unterhöhlte Felsen schlagen; Ni-a-ga-ra, quer über den Hals; Schohari, Treibholz; Genhishiyo (Genessee), das anmuthige Thal. Gallatin, Transactions II. 119 ff. I. 2 und 33.

Berge, tar Felsen oder Klippen. Ontario ist ein Wort aus der Sprache der Wyandots. Das Irokesische hat, wie schon gesagt, keine Labialen; es rollt von der Zunge und aus der Kehle bei ungeschlossenen Lippen. Es hat viele Gutturalen, aber auch viele lange und offene Vokale, und klingt stark, fest und männlich. Die Nasenlaute und Diphthongen, die im Oneida und Onondaga häufig sind, lauten sanft und melodisch *).

Wir erwähnten schon oben, daß die Indianer Alphabet und Schreibekunst nicht kannten. Wohl aber hatten sie Bilderschrift oder Schriftgemälde. Bei den Mexicanern war diese Art Gedanken durch Bilder mitzutheilen sehr entwickelt. In der Malerei hatten auch manche südamerikanische Völker, z. B. jene auf dem Hochlande von Quito und die Peruaner beträchtliche Fortschritte gemacht; in der Quichua-Sprache, d. h. jener der Incas, bedeutet das Wort quellccanni zugleich Schreiben und Malen. Die Natchez malten symbolische Figuren auf ihre Leichengewänder; und daß die mehr nördlichen Stämme sich conventioneller Zeichen und Malereien, als einer Art von Ersatzmittel für das ihnen mangelnde Alphabet, bedienten und heute noch bedienen, ist außer allem Zweifel. Sie zeichnen oder malen die Figuren auf Häute, Baumstämme, manchmal aber selten auf Steinflächen, am meisten auf Birkenrinde, die sich auch dadurch empfiehlt, daß sie zusammengerollt werden kann. In früheren Zeiten fanden die Missionäre solche Zeichenschrift besonders häufig an Bäumen, welche zu diesem Zwecke der Rinde beraubt und angebrannt worden waren; diese Art der Gedankenmittheilung kam öfter an den alten Indianerpfaden und auf den Uebergängen und Tragplätzen vor, die von den Quellen der zum Atlantischen

---

*) Schoolcraft, Notes on the Iroquois p. 382 bis 400, wo sich ein Vocabularium der sieben irokesischen Stämme findet. Das Erlernen dieser Dialekte muß für die Missionäre ganz außerordentliche Schwierigkeiten gehabt haben. Ungemein hart erscheint uns die Sprache der Tuscaroras. Ein Indianer heißt im Mohawk: Ongwehowe, Oneida: Ongwahonwe, Onondaga: Ungwahongwa; Cayuga: Ongwehowe; Seneca: Ongweongwe; Tuscarora: Reukhwehhehnwe; Wyandot: Jomwhen. Im Tuscarora heißt das Haar: Trahwuhnruh rahwehrahwuhn; das Antlitz: Trawuhnruh rakeuseukeh; ein Skalp (Schädelhaut): Trawunruh ranuhreh; Finger: Trahwuhnruhrukweh; Hand: Trawuhnruhrahnnunhkeh; Schulter: Trahwunruhneuhcheuhkeuh. Und so fort. Nach und nach ist eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Erbauungsbüchern in den Indianersprachen, insbesondere auf Betrieb der Methodisten und anderer kirchlichen Vereine gedruckt worden. Im Mohawk z. B. das Evangelium Matthäi von H. A. Hill und J. A. Wilkes, Neu-York 1836, die Epistel an die Korinther, von W. Heß und J. A. Wilkes; ibid. eodem; die Episteln an die Philipper, Kolosser, Thessalonicher, an den Timotheus, Titus und Philemon, von den beiden Letztgenannten; ebenso das Evangelium Johannis, die Apostelgeschichte und der Brief Pauli an die Römer. In der Senecasprache, ein Gesangbuch und Jugendschriften. Zu Boston erschien 1840: Abinoji aki tibajimouin; a Geography in the Ojibwa Language. Auch für manche Siouxstämme, z. B. für die Osagen sind einzelne Bücher gedruckt worden. Zu Boston kamen 1835 die vier Evangelien in der Tschakta-Sprache heraus; Katechismen und Jugendschriften folgten in beträchtlicher Anzahl. Die Briefe des Johannes sind von von einem Deutschen, C. F. Deucker, ins Delaware übersetzt worden, Neu-York 1828.

Meere fließenden Ströme ins innere Land führten; eben so war sie im Stromgebiete des St. Lorenz nicht selten. Gegenwärtig findet man sie nur noch im Westen des Alleghannies und der großen Seen, am obern Mississippi, in den Prairien und am Missouri. Zur Zeit der Entdeckung war die Bilderschrift bei allen Völkergruppen von Florida bis zur Hudsonsbay allgemein; am meisten bedienten sich ihrer damals wie noch jetzt die Algonkiner, z. B. an den Begräbnißpfosten, mit welchen die Indianer im Westen und Norden die Todtenstätten zu bezeichnen pflegen. Nördlich vom 42. Grade benutzen sie vorzugsweise die Birkenrinde; die Zauberer aber pflegen ihre Bilderschrift, welche einen heiligen und mystischen Charakter hat, auf Holztafeln zu zeichnen oder in diese einzuschneiden. Am Susquehannah hat man auch eine indianische Landcharte gefunden; sie war in einen Stein gezeichnet und hatte auch sinnbildliche Zeichen; man hält sie für ein Werk der Lennapis. Die Rikkaris am obern Missouri stellten ihre Schlachten bildlich auf Büffelhäuten dar, und bezeichneten die Tagereisen durch Fußstapfen. Es ist bei den Indianern ein ganz allgemeiner Brauch, auf Kriegs- oder Jagdzügen an gewissen Stellen Zeichen an hervorragenden Stellen und dort meist an Bäumen, anzubringen. Als 1696 die Franzosen mit den Fünf Nationen Krieg führten, und der Graf von Frontenac mit einem regelmäßigen Heere und schwerem Geschütz ins Feld rückte, fand er am Ufer des Onondaga einen Stamm, auf welchem die französische Armee abgezeichnet war; am Boden lagen zwei Bündel mit Stecken; zusammen 1434. Das Ganze sollte eine Art von Herausforderung sein und durch die 1434 Stecken angedeutet werden, wie hoch sich die Anzahl der irokesischen Krieger belaufe. Die Mohawks pflegten mit rother Farbe Symbole auf Baumstämme zu malen, um den Zweck ihres Zuges zu bezeichnen. Pike traf während seiner interessanten Entdeckungsreise *)

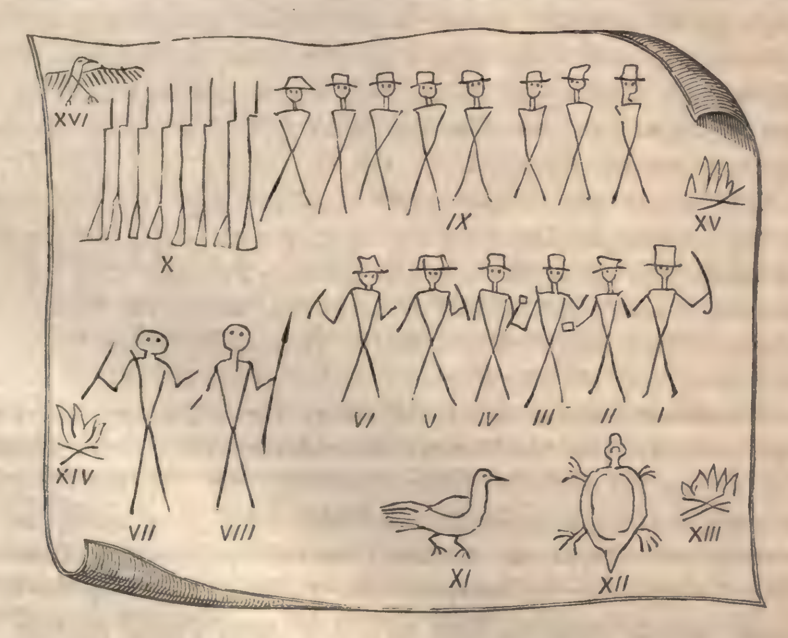
*) Im Sommer des Jahres 1820 besuchte Schoolcraft den Obern See. An der Mündung des kleinen Flusses Huron gewahrte er ein mit jungen Bäumen umpflanztes, sorgfältig geschütztes Grab. Am obern Ende befand sich ein mit einer Tafel versehener Pfahl, und auf derselben eine Figur eines Thieres, welches sinnbildlich andeutete, zu welcher Sippe der Verstorbene gehörte. Rothe Striche bezeichneten die Anzahl der Kriegszüge, an denen er Theil genommen hatte, oder die Anzahl der Schädelhäute, welche er seinen Feinden abgenommen. Die Wasserscheide zwischen Fond du Lac und dem Mississippi führt durch sumpfiges oder dichtbewaldetes Land. Schoolcrafts Zug bestand aus sechszehn Männern; zwei davon waren indianische Wegweiser, die jedoch bei dem nebeligen Wetter einen ganzen Tag über den rechten Weg nicht finden konnten. Am andern Morgen gewahrte man unweit der Lagerstätte ein Stück Birkenrinde auf einem etwa zehn Fuß hohen Baumstamme. Bei näherer Untersuchung fand sich, daß die darauf gezeichneten Figuren eine sinnbildliche Erzählung aller der Umstände gaben, unter denen der Zug über die Landhöhe gegangen war. Jede Person war angemessen bezeichnet; die gemeinen Soldaten waren vom Offizier, und der letztere von den Gelehrten unterschieden. Die Indianer waren ohne Hut dargestellt, denn der Hut gilt für ein Abzeichen des weißen Mannes oder Europäers. Nebenstehend folgt eine genaue Abbildung dieses indianischen Briefes.

Figur 1 bezeichnet den Offizier, welcher die amerikanischen Soldaten anführte; sein Rang ist durch das Schwert angedeutet. Nr. 2 ist sein Secretär; er hat ein Buch in der Hand. Nr. 3

zum obern Mississippi ein verlassenes Lager der Odschibwäs und in demselben Bilderzeichen, aus welchen sich abnehmen ließ, daß eine Bande von fünfzig Kriegern gegen die Sioux ausgezogen war, und vier Feinde erlegt hatte. Tanner, der von den Indianern geraubte Kentuckier, welcher dreißig Jahre unter den Odschibwäs lebte, besuchte am Assiniboinflusse einst „den Ort wo man den grauen Adler schießt" (Kenjukanische wäboant). Dort pflegen die Indianer auf ihren Zügen nicht selten Halt zu machen. Als er vorüber kam, bemerkte er kleine in die Erde gesteckte Stäbe und an denselben Stückchen Birkenrinde; auf zweien derselben waren die Gestalten von Bären abgezeichnet; auf den übrigen die Figuren anderer Thiere. Seine Begleiter erkannten auf den ersten Blick die Totems ihrer nahe

---

der Geologe und Mineraloge des Zuges (Schoolcraft selbst); er hält einen Hammer. Nr. 4 und 5 sind ihm beigegebene Beamte. Nr. 6 ist der Dolmetscher. Die mit Nr. 9 bezeichnete Gruppe stellt acht Infanteriesoldaten dar, von denen jeder, wie Nr. 10 andeutet, eine Muskete trug. Nr. 15 will sagen, daß sie ein besonderes Feuer hatten und für sich allein ihr Essen einnahmen. Nr. 7 und 8 sind die beiden Odschibwä-Führer, von welchen der eine, Namens Schamis (d. h.



der mit den Krallen packende Habicht), den Zug über die öde Landhöhe führte. Beide sind, als Indianer, ohne Kopfbedeckung. Nr. 11 und 12 ein Prairiehuhn und eine grüne Schildkröte, die am Tage vorher den ganzen Ertrag der Jagdbeute abgaben und am Abend auf dem Lagerplatze gegessen wurden. Eine an den Pfahl gelehnte Stange sollte die Richtung angeben, in welcher sich der Zug weiter bewegen wollte. Dreimal war in die Stange mit einem Beile eingehauen worden, um die Entfernungen und Anhaltpunkte zu bezeichnen. Diese Reisebeschreibung war von den Führern entworfen worden; sie wollten dadurch ihre Landsleute, welche etwa des Weges kamen, von Allem benachrichtigen, was sich ereignet hatte. The Indian in his Wigwam, 296.

verwandten Freunde; die Zeichen waren bestimmt, der Bande mit welcher Tanner zog Nachricht zu geben, daß jene dort vorübergekommen seien, zugleich wurde angedeutet, wo man sie finden werde. Ein aus dem Feldzuge zurückkehrender Krieger malt wohl auch seine Erlebnisse und Abenteuer auf Birkenrinde oder Baumstämme. Er zeichnet so gut er eben kann seine eigene Gestalt, und fügt andere Zeichen und Bilder als Erläuterung bei. Sein Stammeszeichen bringt er bei seiner Figur an, über seinem Kopfe den Gegenstand, nach welchem er benannt wird, zur Seite die Thiere, welche die Symbole seiner Familie und seines Stammes sind. Das Symbol seiner Nation setzt er über das des Stammes; darauf folgen Zeichen, welche andeuten, wie viel Gefährten mit ihm zogen und wie viele Feinde gefangen genommen oder erschlagen wurden. Die Krieger werden entweder mit ihren Waffen dargestellt oder nur durch Linien bezeichnet, die Gefangenen erkennt man an einem Stabe mit Federn, die Erschlagenen sind ohne Kopf abgebildet.

Am obern Mississippi ist es, eben so wie einst bei den Natchez bräuchlich, daß auch die Hüllen, in welche man die Todten einwickelt, wenn man sie auf hohe Gerüste legt, mit sinnbildlichen Figuren bemalt werden; auch bringt man diese auf Streitkeulen, Schiffen und wie schon oben bemerkt, auf den Grabpfählen an. Unter den Dakotas am obern Mississippi ist die Bilderschrift eben so allgemein verbreitet, wie bei den Algonkinern.

Diese letzteren haben Gesänge, welche sie bei ihren Festen und Feierlichkeiten anstimmen, und die zum Theil aus früheren Zeiten stammen. Dergleichen bewahren sie vermittelst einer Zeichenschrift auf Holztafeln. Die Figur eines Hirsches, Bären und Kranichs, einer Schildkröte ꝛc. bedeutet allemal den Namen eines Menschen. Andere Zeichen, Kreise, Punkte, Flecken zum Beispiel, deuten die Kriegszüge an, aber die Bilderschrift wird von den Zauberern oder, wenn man sich des Ausdrucks bedienen darf, den Priestern, Medas, noch in anderer Weise benutzt; sie ist von ihnen weiter ausgebildet worden, als von den Kriegern, die sich nur auf das Exoterische derselben, nicht auf das Esoterische verstehen. Schoolcraft, dem es gelang das Vertrauen dieser Leute zu gewinnen, und in ihren Bund als Mitglied der Wabeno-Gesellschaft aufgenommen zu werden, lernte als Eingeweihter die Bedeutung aller Figuren kennen, welche auf jenen Holztafeln verzeichnet sind, von denen der Priester seinen Gesang gleichsam abliest. Die Sinnbilder auf diesen Tafeln sind mnemonisch, so daß Jeder absingen kann, was er gelernt hat; die Zeichen kommen dem Gedächtnisse sehr gut zu Hülfe. Alle Figuren beziehen sich auf die heiligen Tänze, deren wir später noch erwähnen. Auch giebt es allerlei ähnliche Symbole für die Kriegs- und Jagdtänze, die gleichfalls einen religiösen Charakter tragen.

Der namentlich in Mexico und Peru weit verbreitete Gebrauch von Knotenschnüren als Erinnerungszeichen, findet sich auch bei den nord-

amerikanischen Stämmen; der Wampum war unter ihnen allgemein gebräuchlich. Die Delawaren zogen jedes Jahr eine Glas- oder Muschelkoralle auf eine besonders dazu bestimmte Schnur. Manche Stämme tauschten mit einander Gürtel aus, welche zum Zeichen der Erinnerung auf die beim Abschluß von Verträgen gehaltenen Reden und die einzelnen Bestimmungen deuten, über welche man sich geeinigt hatte. Bei den Huronen und Irokesen waren dergleichen Gürtel zugleich öffentliche Urkunden. Die einzelnen Glas- oder Muschelperlen, welche auf dieselben gezogen wurden, hatten verschiedene Farbe, und waren in solcher Weise durchbohrt und neben einandergefügt, daß sie eine Menge von Figuren und Zeichen bildeten, auf deren Bedeutung sich die Männer verstanden, welchen man diese Wampumgürtel zum Aufbewahren anvertraut hatte. Die einzelnen Farben trugen jede eine besondere Bedeutung. Braun oder dunkelviolet ward am höchsten geschätzt; man benutzte dasselbe zur Bezeichnung sehr wichtiger Vorgänge; weiß war die Farbe des Friedens; roth bedeutete Krieg. Wer einen Andern vor einer herannahenden Gefahr warnen oder ihm eindringliche Vorstellungen machen wollte, übersandte ihm einen schwarzen Wampumgürtel; ein rother Gürtel mit der Figur einer Streitart in Weiß war eine Kriegserklärung; ein schwarzer Gürtel mit zwei weißen zusammengelegten Händen bedeutete Frieden. Die Indianer betrachten noch heute dergleichen Wampums als öffentliche Urkunden, welche man von Zeit zu Zeit öffentlich in Gegenwart der jungen Männer des Stammes erklärt und erläutert, damit ihr Inhalt nicht vergessen werde.

Der Indianer ist, in seiner Weise, ein durch und durch religiöser Mensch. Die Religion beherrscht und bestimmt sein ganzes Leben, sie ist der Urquell seiner Ansichten und Handlungen, sie bildet die Hauptgrundlagen seines Charakters. Sie macht ihn zu dem, was er ist; sie ist in sein ganzes Dasein verflochten, und er hört auf ein rechter Indianer zu sein, sobald er sich zum Christenthum bekehrt hat. Seine Religion erscheint als ein eigenthümliches und ganz wunderbares Gemisch von Glaubensmeinungen, Lehren und Gebräuchen, welche von Vater und Mutter auf die Kinder vererben, und sorgfältig eingeprägt werden. Der Indianer thut nichts, ohne sich seiner Abhängigkeit von einer höhern Macht bewußt zu sein; er beginnt Krieg, schließt Frieden und geht auf die Jagd unter gottesdienstlichen Feierlichkeiten, welche auch seinen Belustigungen und Spielen eine eigenthümliche Färbung geben. Man muß sich wohl hüten bei der Beurtheilung der religiösen Ansichten der Indianer einen christlichen Maßstab anzulegen, oder zu generalisiren. Durch häufigen Verkehr mit den Europäern, insbesondere mit den Missionären, kam nach und nach allerlei Fremdartiges in das Leben der Indianer, und es ist in vielen Fällen schwer oder ganz unmöglich in ihren Ansichten und Gebräuchen das Alteigenthümliche von dem Neuhinzugekommenen zu unterscheiden. Die Indianer selbst vermögen es nicht; sie wissen nicht

nachzuweisen, ob ein Brauch oder eine Meinung vor sechs und neun Menschenaltern bei ihren Vorfahren herrschte oder ob er etwa den drei letzten Generationen angehört. Gerade in Bezug auf die Religion und namentlich auf die Begriffe vom höchsten Wesen hat man ihnen manche Ansicht zugeschrieben, die ihnen ursprünglich fremd war. Sie glaubten aber an eine Hierarchie von Geistern, sie nahmen einen höchsten Geist an, ein Begriff jedoch, welcher unserm Gott entspräche, war ihnen fremd; sie haben auch keinen Ausdruck dafür in ihren Sprachen, der nicht zugleich umschrieben wäre. Ihre Legenden und Sagen sind in historischer Beziehung von keiner großen Erheblichkeit, wohl aber zeigen sie, welche Vorstellungen das jetzt lebende Geschlecht hat. Wir wollen uns in der nachfolgenden Darstellung alles Generalisirens enthalten.

Der Indianer denkt sich das höchste Wesen nur in Verbindung mit Zeit und Raum; er hat keine rechte Vorstellung von einem unendlichen und ewigen Wesen. Sein höchster Gott ist belebt und beseelt; diese Substanz hat ihre Emanationen; in jeder Kraft ist eine Gottheit thätig. In dem Schießgewehr, das Feuer giebt, steckt ein Geist; im Räderwerk der Uhr, im Compaß, in einem Diamant, in einem Insekte ist ein Geist; wenn die Geister der Abgeschiedenen tanzen, entsteht das Nordlicht. Jede verborgene Thätigkeit, jeder geheimnißvolle Einfluß wird personificirt. Ein Gott wohnt in der Sonne, im Monde, im ganzen Himmelsgezelt; aber auch der Lufthimmel ist von Geistern belebt, und die Gottheit in eine unendliche Menge von Fragmenten zerstückelt. Der Indianer verehrt was sein Erstaunen und seine Bewunderung erregt; nie aber seines Gleichen, sondern nur was außer ihm ist. Deshalb kennt er keine zu Göttern erhobenen Priester, und hat überhaupt keinen Heroencultus. Im Vogel, im Fisch, im Bären und Büffel verehrt er Geister, aber nicht im Menschen; nur das was er nicht näher kennt und nicht ergründen kann, was ihm geheimnißvoll erscheint, hat Anspruch auf seine Verehrung. Die unabhängigen Geister sind theils böse, theils wohlwollend, und üben auf den Menschen großen Einfluß; man muß sie gewinnen, versöhnen oder vertreiben. Die ganze sichtbare und unsichtbare Welt ist belebt, Erde und Himmel sind vom Käfer bis zur Sonne mit einer thätigen, belebten Intelligenz erfüllt, nur daß man den allezeit sichtbaren Himmelskörpern, deren Einfluß auf die Erde und den Menschen von ununterbrochener Dauer ist, die meiste Beachtung schenkt. Der höchste Geist ist der „Gebieter und Herr des Lebens“; über die Eigenschaften, welche ihm ursprünglich beigelegt wurden, und sein eigentliches Wesen sind die Ansichten verschieden. Man hat zu häufig abendländische Begriffe mit indianischen Vorstellungen vermischt, und den „großen Geist“ auch wohl als „Schöpfer Himmels und der Erden“ dargestellt. Bei den Irokesen war er Kriegsgott, Areskui. Das vielgebrauchte Wort Manito, oder nach der Aussprache der Odschibwäs Monédo, bedeutet ganz einfach einen Geist, ohne gute oder böse Nebenbedeutung;

dem Indianer ist überhaupt das was er nicht begreifen oder ergründen kann: Manito. Dieses Unbekannte sucht er sich geneigt zu machen, es mit sich zu versöhnen, und für seine Interessen zu gewinnen. Deshalb betet er und bringt Opfer dar. Er sieht die Einwirkung des Manito, wenn die Jagd gute Ausbeute, das Welschkorn oder der Sumpfreiß reichlichen Ertrag giebt. Unglücksfälle sind gleichfalls Wirkungen der Geister, und deshalb betete ein Indianer, dem ein Kind gestorben war: „O Manito, Du zürnest mir; wende Deinen Zorn von mir ab, und verschone meine übrigen Kinder!" Er bringt Opfer an Seen und Stromschnellen, auf den Wegen, die er beschreitet wenn er auf die Jagd oder in den Krieg zieht, um den Genius einer Oertlichkeit sich gewogen zu machen. Er wirft Taback ins Feuer, denn der Taback ist eine geheiligte Pflanze; an diesem „Uppwoc" haben die Götter Wohlgefallen. Im Sturm auf dem See streuet der Schiffer ihn in die Luft und ins Wasser, wenn er um ruhiges Wetter betet; Taback opfert er auch, wenn er der Gefahr entgangen ist. Am Eingange zum Obern See erhebt sich ein hoher Felsen, welcher einige Aehnlichkeit mit der Gestalt eines Menschen hat; die Odschibwäs nennen ihn Kitschen Monedo, Herrn des Lebens. Auf ihren Zügen halten sie an diesem Orte still, und werfen als Opfer Taback und andere Gegenstände ins Wasser. „Dies thun sie, sagt Long, um dem Felsen als dem Stellvertreter des höchsten Wesens, für das genossene Gute zu danken, und deshalb opfern sie ihm willig ihren Schmuck und ihre größten Kostbarkeiten." Man bringt auch dem Geiste der Sonne Brandopfer dar, indem man den Rauch des Tabacks emporsteigen läßt. Aber der böse Geist des Krieges wird nur durch Handlungen der Grausamkeit gesühnt. Die Irokesen opferten einst ein algonkinisches Weib zu Ehren Areskui's, und riefen dabei: „Areskui, für Dich verbrennen wir dieses Opfer; ergötze Dich am Fleische desselben und verleihe uns fernere Siege." Und darauf verzehrten sie das Menschenfleisch; denn so wollte es der religiöse Brauch. Aber ihre Kinder oder ihre Stammesgenossen opferten die Indianer niemals.

Wir schildern weiter unten, von wie großer Bedeutung Fasten und Träume im Leben des Indianers sind; durch sie gewinnt er seinen besondern Schutzgeist. Der junge Odschibwä, wenn er in das Alter der Mannbarkeit tritt und Krieger wird, trachtet vor Allem danach, sich seinen Gott zu erwerben. Er schwärzt sein Gesicht, zieht sich in eine einsame Hütte zurück und fastet manchen Tag, bis ihm sein Schutzgeist sichtbar wird, gleichviel ob in der Gestalt einer Thierhaut, einer Feder, eines Kieselsteins oder in irgend einer andern Form. Den auf diese Art gewonnenen Fetisch trägt er bei sich; dieser ist aber nicht der Schutzgeist selbst, sondern ein Zeichen der Gunst, und ein Pfand für die Nähe desselben, wenn der Jäger oder Krieger in Gefahr schwebt.

Einen eigentlichen Priesterstand, eine besondere Klasse, welcher die Be-

sorgung und Verwaltung der religiösen Feierlichkeiten oblag, haben die nordamerikanischen Indianer nicht, und man kann allerdings sagen, daß Jeder sein eigener Priester war; im Wigwam verrichtete der Familienvater, bei öffentlichen Feierlichkeiten ein Häuptling oder ein bejahrter Mann das Opfer, nur bei den südlichen Stämmen, welche eine Art von Sonnencultus hatten, scheint etwas dem Priesteramt Aehnliches, wiewohl in schwachen Umrissen, vorhanden gewesen zu sein. Der Indianer weiß, daß der Mensch bis auf einen gewissen Punkt fähig ist, die Kräfte der Natur zu bewältigen und zu beherrschen. Alle Stämme haben darum ihre Zauberer (Jongleurs, Jugglers) oder Medicin-Männer. Wer für seine Wunderthaten Glauben fand, konnte und kann noch heute als Zauberer auftreten, aber sein Treiben hat mit den gottesdienstlichen Gebräuchen und Opfern des Volkes oder Stammes nichts zu schaffen. Jeder zaubert auf eigene Hand. Der Zauberer ist auch Wahrsager und Prophet; er befragt seine guten Geister und sie verkünden ihm was in weiter Ferne vorgeht, oder was in Zukunft sich ereignen wird; sie offenbaren ihm die körperlichen Leiden Anderer und die Heilmittel, vermittelst deren die Krankheit gehoben werden mag. Sie vertreiben die Dürre und locken Regen herab, geben den Blitzen eine beliebige Richtung, beschwören Wild in die Schußweite und Fische ins Netz, lenken durch Zaubergesänge der Weiber Herzen, offenbaren Geheimnisse und treiben böse Geister von dannen. Diese Zauberer üben großen Einfluß. Nicht minder die Propheten, deren bei den Algonkinern viele auftauchen, theils überspannte hirnverbrannte Köpfe, theils schlaue Betrüger. Sie erwerben die Gabe der Weissagung plötzlich und unvermuthet. Als Tanner unter den Odschibwäs lebte, rief ein Mann, Aiskwabis, die Häuptlinge zusammen und verkündete auf feierliche Weise, vom großen Geiste sei er mit einer neuen Offenbarung begnadigt worden. Als Beweis dafür zeigte er eine irdene rothbemalte Kugel von etwa fünf Zoll im Durchmesser. „Der große Geist," sprach er, „hat gesehen, daß ich alle Tage schrie, betete und in meinem Wigwam sang. Da hat er mir zugerufen und gesagt: Aiskwabis, ich habe deine Bitten erhört; habe gesehen wie du die Matten deiner Hütte mit Thränen befeuchtet hast; ich beachte dein Flehen. Ich gebe dir diese Kugel; sie ist rein und neu; ich gebe sie dir, damit du die ganze Welt derselben ähnlich machest, so wie sie aus den Händen Nanabusch's hervorgegangen. Alle alten Dinge müssen zerstört und zerstreut, Alles muß neugeschaffen werden und deinen Händen vertraue ich dieses große Werk an." Als er fortgegangen war, bemerkte Tanner, welcher in dem Propheten einen Betrüger witterte, und an dem etwas von der Zweifelsucht der Weißen haften geblieben war: „Es ist sehr gut, daß wir den Willen und die Absicht des großen Geistes so wohlfeil erfahren, jetzt treten ja die Verkündiger seiner Gebote sehr häufig bei uns auf; wir haben an ihnen keinen Mangel, und zufällig sind es immer Leute, die sonst zu weiter gar nichts taugen. Jetzt haben wir da einen

Gesellen, der zu faul, träg und erbärmlich ist, um seine Familie ernähren zu können, und der wäre also, wenn wir ihm glauben, ein Werkzeug des großen Geistes, auserwählt, um der Welt eine andere Gestalt zu geben!" Aber viele Indianer glaubten an die Eingebungen dieses Propheten, der keine andere Absicht hatte, als sie zu betrügen und sich auf ihre Kosten dem Wohlleben zu ergeben.

Die Indianer haben weder fest bestimmte Feiertage noch Tempel; nur bei den Natchez und Taensas fand man eine bestimmte Hütte, in welcher sie das ewige Feuer unterhielten. Große allgemeine Feierlichkeiten für ganze Stämme wurden nur nach großen Siegen im Kampfe, bei Begräbnißfeierlichkeiten und wohl auch nach der Erntezeit im Herbst begangen. Dabei waren die Schmausereien allemal eine Hauptsache. Einzelne Völker begruben in gewissen Fristen ihre Todten gemeinschaftlich; bei den Tschaktas befand sich in jedem Dorfe ein geweihetes Haus, in welchem die Gebeine eine Zeitlang ruheten, bevor sie der eigentlichen Grabstätte anvertraut wurden. Die Irokesen hatten allemal nach Ablauf von acht Jahren ein großes Todtenfest. Alle Familien, welche innerhalb dieses Zeitraumes Angehörige verloren hatten, sammelten die Gebeine und brachten dieselben unter großen Feierlichkeiten in eine dazu bestimmte Grube. Mehre Tage hintereinander fanden Umzüge statt, und alle Anwesenden sangen und tanzten. Man machte den Todten Geschenke, und legte Schmucksachen, Geräthe und Waffen mit in die Grube. Unlängst sind einige solcher Schädelstätten bei Pentanqueshine in West-Canada untersucht worden. Man fand die Geschenke für die Todten auch in Kreuzesform geordnet*). Manche Gruben, z. B. jene bei Cambria im Niagara-Bezirke, Staat Neu-York, enthalten Hunderte, ja Tausende von Gerippen.

Der Indianer glaubt an eine Unsterblichkeit und an ein zukünftiges Leben. Aber er hat eine ganz eigenthümliche Vorstellung von der menschlichen Seele. Er nimmt an, sie sei schon vorhanden gewesen, ehe er selber Mensch wurde. Der Ausdruck: „Heraufkommen," ist ihm gleichbedeutend mit: Geboren werden. Die „Schatten der Menschen," ihre „Geister," existiren also irgendwo vor der Geburt. Diese Annahme von der Präexistenz einer Seele findet sich sowohl bei den algonkinischen Stämmen wie bei den Irokesen. Dr. James sprach mit einem Indianer von einem verstorbenen Freunde, über dessen Aufenthalt in einer andern Welt: „Kunkotow naiponit otahchuk," d. h. „zu keiner Zeit wird sein Schatten sterben," war die Antwort. Otahchuk ist der Aus-

*) Darin sieht E. G. Squier den Einfluß, welchen die Jesuiten auf die Gebräuche der Indianer ausübten; derselbe läßt sich allerdings in verschiedenen Modificationen nachweisen, welche die religiösen Ansichten und Feierlichkeiten durch jene Priester erlitten haben. Report upon the Aboriginal Monuments of Western New-York, in Proceedings of the New-York Historical Society, New-York 1849, p. 53.

druck für den Schatten, welchen die Sonne wirft; aber er hat auch dieselbe Bedeutung wie πνεῦμα der Griechen, anima der Römer; er bedeutet auch Seele. Diese gilt für immateriell; nichts kann sie hemmen, wenn sie den Körper verlassen will; nur meinen die Dakotas, sie müsse irgend eine bestimmte Oeffnung des Körpers wählen, wenn sie sich von demselben trenne. Die Seele hat aber einen zwiefachen Charakter, sie ist von doppelter Art. Der Odschibwä bekleidet die Gräber mit einem Dache, das er aus der Rinde des Cedernbaums verfertigt. In das eine Giebelende wird ein Loch geschnitten, „damit die Seele hinaus kann, denn es giebt zwei Seelen." Ein Odschibwä gab darüber folgende Erklärung: „In unseren Träumen ziehen wir durch weite Strecken, und erblicken Hügel, Seen und noch vieles Andere mit unsern Augen. Aber zu gleicher Zeit bleibt doch eine Seele in unserm Körper zurück; sonst würde dieser todt sein. Es muß also eine zweite Seele sein, die uns in unseren Träumen begleitet." Die Huronen bezeichnen die Körper längst Verstorbener mit dem Ausdrucke Eskenn, einem Pluralis, welcher Seelen bedeutet: denn die eine Seele trennt sich beim Tode des Menschen vom Körper, bleibt aber an der Grabstätte bis zu dem oben erwähnten Todtenfest; dann wird sie in eine Turteltaube verwandelt oder begiebt sich auch wohl unmittelbar in die Heimath der Geister. Die zweite Seele ist dem Körper gleichsam anhaftend, und bleibt im Grabe, bis irgend Jemand sie als Kind reproducirt. Daß solches geschieht, folgert man aus der Aehnlichkeit zwischen jungen Leuten und längst verstorbenen Menschen*).

Die vom Körper geschiedene Seele bewahrt dieselben Neigungen und Eigenschaften wie im irdischen Leben; deshalb legt man in oder auf ein Grab, was dem Verstorbenen lieb gewesen. Seine Tabackspfeife, seine Streitart, sein Manito, sein Köcher und sein Bogen gewinnen dieselbe Eigenschaft, welche die Seele selbst besitzt; sie folgen derselben ins Land der Geister. Bei den Festlichkeiten zu Ehren des Abgeschiedenen muß etwas Mais ins Feuer geworfen werden; er dient der Seele während des Wanderns zur Nahrung. Die Leichen, welche man auf hohe Gerüste legt, sind in ein aus Rinde bereitetes Leichentuch und in Pelzkleider gehüllt. Die Mutter wickelt ihr verstorbenes Kind in Rinde und Biberfelle, und legt ihm eine Wiege, eine Klapper, Glasperlen und Spielsachen neben das Grab, das sich meist an einem vielbetretenen Pfade befindet, damit die Seele des Kindes von irgend einem Vorübergehenden aufgenommen werde. Ehe sie von dem Säugling scheidet, schüttet sie von ihrer Muttermilch in eine Schaale, und gießt es ins Feuer, damit dem Kinde auf der einsamen Wanderung ins Land der Geister die Nahrung nicht fehle. Bei den Odschibwäs fügt sie noch Mokassins, Schneeschuhe und ein Ruder hinzu.

Die Vorstellung vom Paradiese ist der Lage, den Neigungen, den Bedürf-

*) The Literary World; New-York, 7. August 1847. p. 6.

nissen, Wünschen und Gedanken der einzelnen Völkerstämme entsprechend, aber allemal von durchaus sinnlicher Beschaffenheit. Der Gute wird für seine guten Thaten belohnt, der Schlechte wird von den Freuden des Paradieses ausgeschlossen. An eine Auferstehung glaubten die Indianer nicht; auch scheint in den Ansichten von einer Wiedervergeltung europäische Zuthat enthalten zu sein. Die Heimath der Seligen liegt nach Südwesten hin, und Manchem verleihet es der große Geist den Pfad zum Paradiese schon bei Leibzeiten zu wandeln. Zu dem fernen Lande führt der Geisterpfad (die Milchstraße). Ehe aber die Seelen der Abgeschiedenen zu den glückseligen Inseln gelangen, auf welchen die Dörfer der Gestorbenen liegen, müssen sie sich großer Mühsal unterziehen; sie haben in steinernen Nachen über breite und reißende Ströme zu setzen, grundlose Schluchten auf dem schlüpfrigen Rücken einer ungeheuern Schlange zu überschreiten, und auf einem wankenden Baumstamme über einen andern tiefen und breiten Fluß zu gehen, — ein um so gefährlicheres Wagniß, da jene schmale Brücke unaufhörlich schwankt. Wer in den Abgrund stürzt, wird flugs in einen Fisch, oder eine Schildkröte verwandelt. Und wer hinübergelangt, ist deshalb noch nicht aller Gefahren überhoben. Denn am Ufer bellen Hunde von riesenhafter Gestalt gegen den Ankömmling ein, der vielleicht in den Hütten seiner Verwandten kalt und gleichgültig empfangen wird. Doch pflegen sie meist sich um ihn zu drängen, und, wie die Schatten in der Odyssee, nach Neuigkeiten aus der Erdenwelt zu fragen. Die Dörfer der Seligen sind so groß und ausgedehnt, wie man sie auf Erden niemals findet, und die Bewohner tanzen den Medicintanz, jagen, fischen und rauchen in ungestörtem Glück. Die aber das Leben gewaltsam verloren haben, müssen auf dem Kopfe tanzen, auch heißt es, sie hätten mit den Uebrigen keine Gemeinschaft; doch scheinen diese Angaben ungenau. Der Indianer kennt das Wesen und die Beschaffenheit seines Paradieses schon auf Erden. „Träume sind von Gott," sagten die Griechen, und so denken auch die Algonkiner. Im Jahre 1825 erzählte eine Frau aus dem Stamme der Menomenies, was sie gesehen hatte, als sie einst in jungen Jahren zwei Tage todt gewesen war. Es war ihr gelungen, auf dem Geisterpfade zu wandeln, und bis zum Paradiese vorzudringen. An dem schlüpfrigen Baume gewahrte sie viele Kinder, welche den gefährlichen Uebergang nicht wagten; das jammerte sie, denn sie selber war Mutter. Das eine Kind nahm sie an die Hand, ein anderes wickelte sie in ihre Decke, und beschritt den Baumstamm. Aber er schwankte so gewaltig, daß sie beide Kleinen nicht festhalten konnte; sie fielen ins Wasser und wurden sogleich zu Schildkröten. Sie selbst kam hinüber, wich auch den Hunden aus, und erreichte ein Dorf, in welchem ihre Verwandten hauseten. Ihr Vater machte ihr Vorwürfe, daß sie schon sobald anlange, und befahl ihr zurückzugehen; dasselbe that ihre Mutter, welche ihr indessen Rehfleisch, Bärenfleisch und Beeren gab. Also ging sie wieder fort, fand aber, daß sie in ihrer Decke statt des Wildprets

nur Holzspäne, statt des Bärenfleisches ein Stück Holz und statt der Beeren nur Kohlen hatte. Auf der Erde beseelte sie ihren Leichnam wieder, und galt seitdem unter ihrem Stamme für eine „große Medicin," denn „Medicin" ist Alles, was dem Indianer wunderbar erscheint, und dessen Ursprung er sich nicht zu erklären vermag.

Wir fügen diesen allgemeinen Bemerkungen über die religiösen Verhältnisse der Indianer die nachfolgenden Einzelnheiten hinzu, welche dazu dienen können, das innere Leben näher zu erläutern. Schoolcraft, dem wir hier folgen, hat insbesondere über die Algonkiner und Irokesen viele bisher unbekannte Thatsachen mitgetheilt. Die Odschibwäs glauben, der große Geist habe alles Körperliche durch seinen Willen erschaffen. Er machte Menschen und Thiere und einen großen Geist des Bösen, der seinerseits untergebene Geister hat, welche seinen Willen vollziehen. Zwei einander entgegenwirkende Kräfte streiten unablässig um die Oberherrschaft in der Welt; von ihnen sind die Menschen abhängig*). Die Thiere wurden früher geschaffen als die Menschen, und geboten einst über die ganze Erde. Durch Zauberkunst wurden einige von ihnen in Menschen verwandelt; sie traten sogleich als Jäger auf und verfolgten die Thiere. Diese letzteren nehmen aber in jenem Leben menschliche Gestalten an; deshalb bittet der Jäger das erlegte Wild um Verzeihung für seine mörderische That. Alle vierfüßigen Thiere, Vögel, Reptilien und selbst die Insekten haben Seelen und Vernunft. Zwischen dieser letztern und dem bloßen Instinkt macht der Indianer keinen Unterschied. Die Vorfahren der Odschibwäs verehrten die Sonne; einer ihrer Medas, d. h. Priester, betrachtete sie als Sinnbild der göttlichen Intelligenz, und in der Bilderschrift bedeutet die Figur der Sonne den großen Geist. Sie kommt auch oft in ihren Bilderzeichen des Medicintanzes vor. Auch sie nehmen den Dualismus der Seelen an, ebenso eine Belohnung nach dem Tode, aber keine Bestrafung. Ein starker und allgemeiner Glaube an die Güte und Gnade des großen Geistes absorbirt alle anderen Eigenschaften desselben, nur nicht seine Allmacht und Allgegenwart. Er wird deshalb am häufigsten Gezha Monedo, d. h. der gnadenvolle Geist genannt; der Ausdruck Waze'haud, d. h. „der da macht," bedeutet den Schöpfer, wenn von dessen beseelten Werken geredet wird. Auch sprechen sie wohl vom Waosemigoyan, dem „allgemeinen Vater." Der Matschi-Monedo, der große Geist des Bösen, ist ein geschaffenes und nicht ein präeristirendes Wesen.

Die Odschibwäs haben eine Sage von einer großen Fluth, welche den ganzen Erdboden mit Wasser überdeckte, und nur einen Baum nicht erreichte, auf welchen

---

*) Schoolcraft erklärt dieses für das „groundwork of their religion, sacrifices and worship." The Indian in his Wigwam, p. 203. Wir müssen dahin gestellt sein lassen, ob oder wie viel von abendländischen Ansichten in die Mythologie der Odschibwäs eingeflossen oder hineingetragen worden ist.

ein Mann kletterte; dieser wurde erhalten. Sie nennen ihn Manabozho. Er gebot dem Wasser Stillstand und schuf die Erde wieder; verschiedene Thiere mußten auf sein Geheiß untertauchen; ein Biber (bei den nördlich wohnenden Stämmen eine Bisamratte) brachte ein wenig von der in der Fluth untergegangenen Erde herauf, und aus diesem Stückchen wurde unser Planet wieder hergestellt. Die Fluth war durch den großen bösen Geist verursacht worden, welchen man sich unter dem Symbol einer großen Schlange denkt.

Dem Feuer legen sie einen geheimnißvollen und geheiligten Charakter bei, es gilt ihnen als Sinnbild der Reinheit. Bei ihren Opfern bedienen sie sich einer Flamme, welche aus dem Feuerstein hervorgelockt wird. An dieser zünden sie bei feierlichen Gelegenheiten die Pfeife an. Die Erstlinge der Jagd werden im Feuer geopfert.

Wir haben schon weiter oben der Zauberer erwähnt. Einer dieser „Pauaus" unter den Ottawas, welcher sich zum Christenthume bekehrt, hat freiwillig offene Geständnisse über das Treiben dieser einflußreichen Männer gemacht. Sie gründen ihre Ansprüche auf Fasten, Kasteiungen, Träume und manchmal auf wirklichen oder erheuchelten Wahnsinn. Daß manche von ihnen selbst an ihre Zauberkraft glauben, unterliegt keinem Zweifel; die meisten jedoch sind lediglich schlaue Betrüger. Sie verrichten ihre Wunder mit Hülfe des sogenannten Medicinbeutels, der gewöhnlich aus Otter- oder Biberfell verfertigt und zierlich ausgeschmückt wird. Ein solches Säckchen enthält allerlei Gegenstände, welche für wirksame Amulete gelten. Jene der Zauberer sind kräftiger als die der übrigen Indianer, obwohl sie nur in Gänseknochen, geschnitzten Figuren, Muscheln und derartigen Gegenständen bestehen. Jener Chusco, Zauberer unter den Ottawas, war in das Meta, das Jisukan und das Wabeno, die „drei abergläubischen Bräuche" seines Stammes eingeweiht. Der erstere bezieht sich auf die Heilung von Krankheiten durch Zauberformeln, der zweite auf das Wahrsagen, die dritte „Teufelei" soll erst vor einigen Menschenaltern unter den Pottawatomis durch einen mondsüchtigen Mann aufgebracht und in Schwung gekommen sein, und keine besondere Bedeutung haben. Als Chusco in seiner Jugend beschloß Pauau zu werden, träumte ihm während seiner Fasten von einer Schildkröte, einem Schwan, einem Specht und einer Krähe. Die Geister dieser Thiere waren ihm behülflich, wenn er in seiner Hütte zauberte. Diese glich einer zugespitzten, oben offenen Pyramide; die Pfosten waren mit Häuten umzogen. Der Zauberer findet nur Glauben, wenn diese Hütte sich wie durch eine übernatürliche Kraft heftig bewegt und hin und her schwankt, sobald er seine magische Klapper und Trommel rührt. Dann ist ihm sein Geist, dessen er bedarf, gegenwärtig; er kann seine Beschwörungen beginnen und orakelhafte Antworten ertheilen. Kranke heilte Chusco mit wirksamen Arzeneien, mit einem weißen und grünen Stäbchen, zwei kleinen steinernen Bildern und durch Saugen an einzelnen Theilen des

siechen Körpers, „in dessen Inneres er durch das Fleisch blickte." Er glaubte fest, daß ihm eine höhere Kraft inwohnte, und meinte nach seiner Bekehrung, der „Teufel" habe ihm dieselbe verliehen.

Durch die Träume wird der Indianer in unmittelbare Verbindung mit der Geisterwelt versetzt; sie üben auf ihn, als Enthüllungen und Offenbarungen der höheren Mächte, eine große Gewalt. In allen schwierigen Lebenslagen fastet und träumt er. Was er im Traume sieht, gilt ihm für einen freundlichen Wink seines besondern Schutzgeistes. Eine in den Krieg gezogene Horde wird sogleich umkehren, wenn ein Seher, in welchen sie Vertrauen setzt, einen ungünstigen Traum hatte; eine Familie verläßt selbst um Mitternacht ihre Hütte, wenn einem Mitgliede derselben Gesichte von Blut und Streitärten kamen. Der Indianer nimmt, sobald er in Folge mangelnden Wildes Hunger leidet, seine Zuflucht zu einer Jagdmedicin. Tanner sang und betete einst die halbe Nacht; dann erst legte er sich schlafen. „Da sah ich im Traume wie ein schöner junger Mann durch die Giebelöffnung meiner Hütte herabstieg. Er sprach: Weshalb das Geräusch, welches ich vernehme? Weiß ich etwa nicht, wann Dich hungert und dürstet? Ich halte stets meine Augen auf Dich gerichtet, und Du brauchst mich nicht mit lautem Schreien herbeizurufen. — Dann wies er nach Osten hin, und sprach weiter: Siehst Du dort nicht jene Spuren? Ich antwortete: Ja, es sind die zweier Musethiere. — Ich gebe Dir diese beiden Musethiere zu essen. — Darauf ging er aus der Thür meiner Hütte, und als er diese öffnete, sah ich den Schnee in dichten Flocken herabfallen. Da rief ich meinen Gefährten, daß er mit mir rauchen sollte, und bereitete das Muzinnehninsuk, d. h. die Darstellung der Thiere, welche mir im Traume gezeigt worden waren. Bei Tagesanbruch verließ ich meine Hütte; der Schnee lag schon hoch, ich folgte der mir angedeuteten Richtung, und schon vor Mittag gewahrte ich zwei Musethiere, welche ich beide geschossen habe *)."

Tanner fand also Wild vermittelst der Offenbarung im Traume und der Jagdmedicin. Die zum Behufe derselben angestimmten Gesänge haben allemal religiöse Beziehungen und werden sehr häufig an Nanabuscho gerichtet. Man bittet ihn, beim höchsten Wesen als Dolmetscher zu dienen; oft betet man auch zu Mesukkummikokwi, d. h. der Erde, der Urmutter Aller. In den Gesängen wird erzählt, wie Nanabuscho die Erde geschaffen hat, um den Befehlen des großen Geistes zu gehorchen, und wie alle den Vettern und Muhmen Nanabuschos, d. h. den Männern und Frauen, nothwendigen Dinge, der Obhut jener Urmutter anvertraut sind. Nanabuscho, stets ein wohlwollender Vermittler, wirkt beim großen Geiste zum Besten der Menschen. Zum Nutzen dieser letzteren ließ er Thiere werden, deren Fleisch ihnen zur Nahrung, deren Fell zur Kleidung

*) Tanner, S. 202.

dient. Er schuf Wurzeln und heilende Kräuter, wirksam gegen Siechthum; mit ihrer Hülfe kann man in Zeiten der Hungersnoth Wild tödten. Gute Indianer legen immer ein Opfer für die Urmutter Erde auf den Boden, wenn sie heilkräftige Wurzeln sammeln. Man besingt auch in den Jagdmedicingesängen, wie der große Geist einst den Bruder Nanabuschos tödtete, worauf der letztere zornig ward und sich empörte und immer mächtiger wurde, und beinahe über Gischt-e-Manito den Sieg davon getragen hätte. Da überreichte ihm dieser den Metai. Das versöhnte ihn, und er brachte diese Kraft auf die Erde herab zu seinen Vettern und Muhmen, — den Menschen. So steht die Jagd mit der Religion im innigsten Zusammenhange. Der Jäger ruft seine Schutzgeister an. Nicht selten schnitzt er Bildnisse der Thiere, welche er zu erlegen wünscht, in Holz, oder läßt sie von den Metas auf Täfelchen zeichnen. Durch diese geheimnißvolle Medicin werden die Thiere „in des Jägers Pfad gezogen*).“ Bei den Jagd-

*) Wir theilen hier den berühmtesten „Gesang für die Jagdmedicin“ mit, der bei den Odschibwäs in hoher Ehre steht. Sie stimmen ihn bei ihren Tänzen an, und er mag zeigen, von welcher Beschaffenheit ihre Poesie ist:

Ich wünschte geboren zu werden, und ward geboren. Und als ich erzeugt war, schuf ich alle Geister.

Ich habe die Geister erschaffen.

Nanabusch setzte sich auf die Erde; sein Feuer brennt ewiglich.

Obgleich ihr Böses von mir sagt, meine Freunde sind doch von oben, meine Freunde.

Ich kann mich vielerlei Arten von Holz bedienen, um einen Bären unfähig zum Gehen zu machen.

Ich denke von euch, daß ihr euch der Wenissebuggone (ein Baum) bedient; das denke ich von euch.

Was ich nehme ist Blut, was ich nehme.

Jetzt habe ich etwas zu essen.

Geister, ich verhülle mein Haupt, wenn ich mich zum Schlafen niederlege.

Ich fülle meine Kessel für den Geist.

Es ist schon lange Zeit her, daß ihr Geister seid; seit ich herabgestiegen bin auf die Erde in alter Zeit.

Ich bereite für euch einen Bären; ich bereite ihn für euch.

Es ist ein Geist, welcher zugleich vom Himmel und von der Erde kommt.

(Nun beginnt der Tanz.)

Ich bin es, der Erfolg giebt, weil alle Geister mir beistehen.

Die Feder, die Feder, diese habe ich nöthig, die Feder.

Wer ist Geist? Wer gegangen ist mit der Schlange, gegangen auf der Erde. Der ist ein Geist.

Jetzt werden sie etwas essen, meine Weiber; jetzt sag' ich es ihnen.

Diesen gelben Oker, ihn will ich reinigen.

Jetzt will ich meinen Vogel zubereiten; schon oft bereitete ich ihn zu, und oft war er belebt.

Es giebt kein Thier, das ich nicht tödten könnte, weil der Donner mir mit starker Stimme zu Hülfe kommt.

Es ist kein Thier, das ich nicht tödten könnte

Ich nehme einen Bären, ich nehme dessen Herz.

Eine Klapperschlange macht Geräusch auf dem Giebel meiner Hütte, sie macht Geräusch.

Die vier Stäbe, welcher ich mich bedient habe, gehörten einem Schahni; als ich sie zusammenschlug, dehnten sie sich aus im ganzen Lande.

Ich erhebe mich von der Erde, ich steige herab vom Himmel; ich sehe den Geist, ich sehe die Biber.

Ich kann einen Ostwind kommen, und ihn über die Erde wehen lassen.

(Das Folgende wird viermal gesungen.)

Ich habe mich niedergesetzt, und die Erde unter und über mir hat mich betrachtet.

Ich kann einen Bären tödten, ich kann ihn tödten.

medicinen wird getanzt, gesungen, mit Trommeln und Klappern gelärmt. Aber Liebesgesänge kommen nur beim verbrüdernden Wabenotanze vor, und niemals bei Medicin- und Kriegstänzen.

Mit dem Medicinbeutel thut der Zauberer sehr geheimnißvoll; der geheiligte Inhalt darf den Augen eines Ungeweihten niemals sichtbar werden; auf Reisen wird er immer so aufgehängt, daß man ihn auf allen Seiten erblicken kann, und eine Verletzung desselben gilt für das höchste Verbrechen. Das Fasten wird oft unglaublich lange fortgesetzt. Durch dasselbe werden die Indianer in die Religion gleichsam eingeweiht, es ist wie eine Art von Taufe, hängt aber völlig vom Belieben des Einzelnen ab.

In allen ihren Sagen und Legenden spielen religiöse Vorstellungen eine große Rolle; ihre „Erzähler" haben einen reichen Schatz derselben in Vorrath und finden aufmerksame Zuhörer unter Jung und Alt, welche den Wundergeschichten lauschen. Den Sagen zufolge waren viele nun seelenlose Dinge einst belebt, und Männer oder Weiber; viele Thiere hatten vormals andere Gestalten, welche sie durch Zauberei und Verwandlung verloren. So war der Abendstern ursprünglich eine Frau; ein ehrgeiziger Jüngling wurde in einen Planeten umgeschaffen; drei Brüder, welche in einem Kahne eine Reise machten, sind nun eine Sternengruppe. In der Astronomie der Indianer sind der Fuchs, der Luchs, der Hase, das Rothkehlchen, der Adler und viele andere Vögel von Bedeutung. Die Maus kroch in den Himmel auf einem Regenbogen, und dieser ist eine Masse von glänzenden aus Wolle gesponnenen Fäden, welche die Maus abnagte, und dadurch einen Gefangenen aus dem Wolkenhimmel befreiete. Der große Bär wird auch von den Indianern als Bär bezeichnet. Die Erde hat gleichfalls ihre verwandelten Geschöpfe. So war der Wolf ein Knabe, den seine Eltern im Stiche ließen; eine Muschel wurde in einen Waschbär umgeschaffen, und das Gehirn einer Ehebrecherin in einen Weißfisch. Große Zauberkräfte hatten Abo, Manabozho und Mischoscha. Der letztere besitzt einen Zaubernachen, der, schneller als der Wind weht, durch das Wasser fährt, und in kurzer Zeit Hunderte von Meilen zurücklegt. Sein Zauberspruch besteht in einem Buchstaben, der sich in keiner Sprache findet, und der auch keine erklärbare Bedeutung hat.

Wald und Ebene und Seen und Ströme sind mit Riesen und Feen bevölkert. Die Windigos sind Riesen, welche Weiber, Kinder und Männer fressen. Die Feen, welche auf dem Lande wohnen, halten sich gern an Vorgebirgen, Wasserfällen und in ruhigen Hainen auf. Im Wasser leben die Nibanbas, Wassernixen männlichen Geschlechts. Die Geister können im Feuer leben, es vermag ihnen nichts anzuhaben.

An den Gestaden der großen canadischen Seen liegen große Massen von mächtigem Steingeröll aufgehäuft. Einzelne dieser Steine haben eine entfernte Aehnlichkeit mit der Gestalt des menschlichen Körpers, oder weisen sonst eigen-

thümliche Formen auf. Dem Indianer erscheinen sie wunderbar, er nimmt an, sie seien das Werk von Geistern, und von diesen einst verwandelt worden. Diese Schingaba-wossins oder Bildersteine sind ihm ein Gegenstand der Verehrung. Wo die Aehnlichkeit mit der menschlichen Gestalt ihm nicht deutlich genug zu sein scheint, hilft er durch Striche und Farbe, auch wohl mit dem Messer nach; er schmückt sie gern mit rothem Oker, und nimmt sie mit sich, wenn ihr Umfang es erlaubt, um sie in der Nähe seiner Hütte zu verbergen. Größere Massen dieser Art werden gewöhnlich in einer Bucht am See aufgestellt, wo man ihnen, oder vielmehr durch sie, dem großen Geiste Opfer an Taback oder anderen Kleinigkeiten darbringt*).



Der nordamerikanische Indianer fügt sich nur mit äußerster Mühe dem Joche europäischer Gesittung. Es fehlt ihm, wir möchten sagen an jeder Formel für ein civilisirtes Leben, er hat, so lange er im Walde und auf der Prairie lebt, keine Neigung und beinahe keine Begabung für ein solches. Doch sind, wie wir weiter unten sehen werden, einzelne Stämme zu einem seßhaften Leben gebracht worden, und haben den Ackerbau in Dörfern mit der Büffeljagd auf der Prairie oder dem Herumstreifen im Walde vertauscht. Sie sind in der Schärfe der Sinne dem Weißen überlegen, stehen ihm aber an Ausdauer nach, und unterliegen allemal, wo die moralische Spannkraft den Ausschlag giebt. Es fehlt ihnen nicht an Nachahmungstrieb und Geschick, aber sie scheinen arm an Erfindung und begreifen nur schwer die Gründe und Ursachen, welche den Arbeitstrieb des weißen Mannes rege halten. Es fehlt ihnen überhaupt an der Fähigkeit, in höherm Sinne zu combiniren; und wenn sie ihnen von Hause aus auch nicht etwa völlig mangelt, so ist sie doch bisher nicht entwickelt worden.

*) Die Abbildung zeigt einige dieser Bildersteine. Nr. II. wurde am Huron-See, Nr. III. am obern Missisippi, unweit des Travers-See, gefunden. Die übrigen sind aus der Gegend von Michillimackinak.

Der Indianer hat keine allgemeinen Principien; er mag und kann sich nicht unterordnen und brachte es darum nicht zu einem eigentlichen Staatsleben. Von allen diesen nordamerikanischen Indianervölkern erreichte nicht ein einziges jene Stufe der Entwickelung, auf welcher die Bildung eines Staates zur Nothwendigkeit wird, denn auch den Bund der Fünf Nationen kann man nicht eigentlich als Staat bezeichnen. Ueberall schlägt der Individualismus vor, der Einzelne ist völlig ungebunden; nur allein dem Stamme ordnet er sich ein. Aber in Bezug auf alle Dinge, die er fassen, begreifen und sich zurechtlegen kann, bethätigt er allemal Scharfsinn und richtiges Urtheil, und wer ihn nicht falsch auffassen will, muß sich hüten, bei ihm einen europäischen Maßstab anzulegen. Man kann den Indianer nur aus ihm selber und aus seiner innersten Eigenthümlichkeit heraus erklären.

Vor allen Dingen hält er fest an seinem Stamme und seinen Blutsverwandten. Das häusliche Leben ist selbst bei diesen Jägervölkern nicht so farblos und einförmig, als man glauben sollte. Freilich befanden sich die Stämme im milden Süden, welche zum Theil ausgedehnten Ackerbau trieben, wie die Krihks, Tschirokis und Tschaktas in Georgien, Tennessee und Alabama in einer weit glücklichern Lage als die weiter nördlich wohnenden Irokesen und Algonkiner, oder die Dakotastämme auf den Prairien. Doch haben sie, von dem abgesehen was die Oertlichkeit bedingt, in Sitten und Bräuchen ungemein viel Uebereinstimmendes. Sie alle waren mehr oder weniger Jäger und trieben einigen Ackerbau; sie kannten keine Viehzucht, führten meist ein herumschweifendes Leben, und liebten Kampf und Krieg; sie hatten Bogen, Pfeile und Speere, übereinstimmende religiöse Glaubensmeinungen und Bräuche, und bedienten sich kupferner und steinerner Werkzeuge. Alle baueten Taback, den sie ihren Göttern oder Geistern opferten; bei ihren Ceremonien schlugen sie die Klapper und eine Art Tamburin; sie hatten Wampum und Bilderzeichen, glaubten an Verwandlung, Seelenwanderung und doppelte Beschaffenheit der Seele. Im Wesentlichen sind sie heute noch dieselben; nur wo sie sich den Einwirkungen der europäischen Gesittung und des Christenthums nicht entziehen können, hat ihr Wesen einige Modificationen erlitten. Nur schwer lassen sie die Meinung fahren, daß die Erde eine viereckige Fläche und der atmosphärische Himmel eine Halbkugel aus irgend einem festen Stoffe sei, durch welchen die Sterne scheinen und um den sich Sonne und Mond drehen. Der große Geist aber gilt ihnen Allen für allmächtig und allgegenwärtig.

Die Frau hat bei den südlichen wie bei den nördlichen Indianern im Allgemeinen dieselbe Stellung. Der Mann heirathet aus Neigung oder aus Eigennutz, ganz wie in der „civilisirten" Gesellschaft bräuchlich ist. Er lebt, sobald seine Bewerbung angenommen und die Ehe vollzogen ist, eine Zeit lang mit seiner Neuvermählten in der Hütte seiner Schwiegermutter, und verläßt

diese nicht eher bis er selber Kinder gezeugt hat, oder aus irgend einem andern Grunde ein eigenes Hauswesen einrichten will. Besondere Heirathsfeierlichkeiten finden nicht statt, nur weist man dem Bräutigam ein Abbinos an, d. h. einen festbestimmten Platz in der Hütte, wodurch er als Mitglied der Familie anerkannt wird. Denn wer ein Recht hat bei der Braut zu sitzen ist eben dadurch ihr Mann. Vielweiberei ist erlaubt. Wir haben bei der Schilderung der nördlichen Indianer erwähnt, daß ein Häuptling nicht weniger als sieben Frauen hatte. Bei den Algonkinern ist sie seltener; zu allen Zeiten gab es unter ihnen Leute, welche Doppelheirathen mißbilligten. Aber diese wurden durch den Krieg befördert, weil man einem Krieger, der sich durch ganz besondere Tapferkeit ausgezeichnet hatte, gern zum Zeichen der Anerkennung ein zweites Weib gab.

Im Wigwam gebietet die Frau. Sie weist jedem Familienmitgliede einen Platz zum Sitzen und Schlafen an, welcher ohne ihre ausdrückliche Einwilligung nicht gewechselt werden darf. Dadurch wird Ordnung in einem Gebäude von so beschränktem Raum erhalten; der Mann hat über die innere Einrichtung der Hütte keine Stimme und maßt sich auch niemals eine solche an; ihm gehören dagegen der Wald oder die Prairie. Er kann sich von seinem Weibe scheiden, wenn es ihm beliebt; doch wird das Band der Ehe nur selten getrennt. Die Zahl der Kinder ist gering; ein Ehepaar bringt meist nur zwei bis ins mannbare Alter. Denn in dem unstäten Wanderleben durch die Wälder und bei der namentlich im Winter oft spärlichen Nahrung, bei dem Mangel an Aerzten und Heilmitteln, sterben viele Kinder in der Jugend weg. Unter günstigen Umständen zeugen und erziehen die Indianer nicht weniger Sprößlinge als die Weißen; man weiß z. B., daß ein Häuptling am Obern See deren nicht weniger als vierzehn aufbrachte, und somit den Beweis lieferte, daß die Zeugungskraft der rothen Leute bei weitem nicht so schwach ist, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt.

Das Weib hat allerdings schwer zu arbeiten und große Lasten zu übernehmen, aber man muß wohl berücksichtigen, daß dem Manne eine zum mindesten eben so schwere Bürde zu Theil wird. Die Arbeit ist zwischen beiden in einer keineswegs unangemessenen Weise vertheilt, und damit ein Verhältniß hergestellt, wie es im Leben eines Jägervolkes natürlich erscheint. Dem Manne liegt die Pflicht ob, Lebensmittel herbeizuschaffen, die Frau hat dieselben in das Wigwam zu schaffen und die Küche zu besorgen. Im civilisirten Leben findet ein ähnliches Verhältniß statt. Der Mann muß jagen, also Nahrung schaffen; er muß auch Feinde und Eindringlinge abhalten oder bekämpfen; also zugleich Krieger sein; er ist auch Schiffer, rudert den Nachen, und verfertigt Waffen. Kochen, Nähen, Kindererziehen, die Hütte aufschlagen, sie abschlagen, fortschaffen und im Innern derselben Ordnung erhalten, fällt naturgemäß der Haus-

frau zur Last. Sie sorgt, daß Alles möglichst sauber bleibe, und fegt mit einem aus Cedernzweigen verfertigten Besen die Erde um den Herd rein. Das Wigwam besteht in seinem Pfahlwerk nicht aus dicken Balken, sondern aus leichten Stangen, die auch ein Kind heben kann. Nachdem man sie in den Boden gesteckt, bekleidet man das Gerüst mit Fellen und Rinde, die sich leicht zusammenrollen lassen und auf Schlitten und in Nachen ohne große Beschwerlichkeit fortgeschafft werden können. Die Pfähle selber läßt man gewöhnlich stehen, weil im ganzen Waldlande dergleichen überall zur Hand sind.

Das Wigwam aller Stämme im Norden des 42° N. bildet eine Art von Halbkugel und gleicht gewissermaßen einem umgestülpten Vogelneste. Den Boden bedeckt die Hausfrau gern mit Matten, welche sie aus Binsen und Hanf bereitet; den letztern erhält sie von den weißen Handelsleuten, und sie versteht es, ihn schön zu färben und zu weben. Die Frau eines Landmannes hat weit mehr Arbeiten und Obliegenheiten als die Indianerin, welche weder Kühe melkt noch Butter zubereitet, oder spinnt, liest und ihre Kinder eigentlich erzieht. Ihr Hauswesen ist leicht besorgt, sie säet etwas Welschkorn aus, und bereitet ganz nach ihrer Bequemlichkeit Häute zu, während der Mann oft lange Zeit entfernt ist. Dann sucht sie Vorräthe trockenen Holzes zusammen, und sorgt dafür, daß Alles im Wigwam in bester Ordnung sei. Das Holzschleppen ist keineswegs mühsam, weil meist nur kleine Stäbe und Reisig gesammelt werden. Die Arbeiten auf dem Felde sind kaum der Rede werth, denn selten wird mehr als etwa ein halber Morgen mit Mais bepflanzt.

Unter den Genossen ein und desselben Stammes herrscht insgemein das beste Einvernehmen; Zank und Streit sind selten; man behandelt einander freundlich und die Gastfreundschaft ist unbegränzt. Ein Jäger der gute Beute heimbringt, ladet allemal seine Freunde zum Schmause; sie kommen zur bestimmten Zeit und bringen Schüssel und Löffel mit. Der Wirth sieht darauf, daß jeder Einzelne ein Stück vom besten Fleische erhält. Das Mahl dauert lange, weil der Indianer bei demselben mittheilsam wird, und gern Abenteuer und Sagen erzählt, welchen auch Weiber und Kinder aufmerksam lauschen. Die jüngeren Leute erlauben sich nur selten eine Bemerkung; allemal führen die bejahrten Männer das Wort. Jagd, Kriegszüge, persönliche Abenteuer und Neuigkeiten, welche der Eine oder Andere erfahren, werden sehr lebhaft besprochen, denn der Indianer ist nicht unter allen Umständen schweigsam. Von Geschäften ist beim Gelage nie die Rede; diese werden nur bei förmlichen Berathungen abgemacht, welche man mit Tabackrauchen eröffnet. Mit großem Takte wird stets Alles vermieden, was den einen oder andern Gast unangenehm berühren könnte. So leben die Indianer, welche den Branntwein von sich fern gehalten haben, noch heute; wo dieses unheilvolle Geschenk der „civilisirten" Weißen ihnen zum Be-

dürfnisse geworden, ist an die Stelle glücklicher Nüchternheit, die ärgste Bestialität getreten.

Von religiösen Angelegenheiten ist beim Gastmahl nie die Rede, wie denn überhaupt in dieser Beziehung der Indianer sich am verschlossensten zeigt. Die Weiber gehen in ihre Hütten, sobald die Männer nach dem Essen zu rauchen anfangen. Zu Schmäusen dieser Art werden alle Freunde ohne Unterschied eingeladen, denn eine Verschiedenheit von Stand und Rang kennt der Indianer nicht. Es giebt aber noch eine andere Art Gelage bloß für die jüngeren Leute, welchen der Gastgeber, dessen Weib, und zwei ältere Männer beiwohnen, die eine Art von Ordneramt ausüben. Vor Anbeginn des Mahles nimmt einer der letzteren das Wort und giebt den Jünglingen gute Lehren. Er ermahnt sie, die Alten ehrfurchtsvoll zu behandeln, und ihrem guten Rathe Folge zu leisten, keinen mißgestalteten oder blinden Mann zu höhnen, gastfrei zu sein, den Aeltern zu gehorchen und immer des großen Geistes zu gedenken, welchem am Schlusse der meist sehr ausführlichen Rede für seine Gaben gedankt wird.

Aber im Winter folgt auf den Festschmaus oft ein langes gezwungenes Fasten, und manchmal, bei den höher nach Norden wohnenden Stämmen, auch der Hungertod. Fischfang und Jagd sind nicht selten unergiebig; der Jäger wandert von einer Stätte zur andern, die Weiber schleppen Hütte und Hausgeräth auf Schlitten und Rücken nach, müssen den Schnee wegkehren, das Wigwam aufschlagen, den Männern die Mokassins trocknen. Tagelang hält das Darben an, aber kein Klagelaut kommt über die Lippen, und selbst den Kindern wird Schweigen geboten. In dieser Lage ist die Pfeife des Jägers einziger Trost. Er ladet seine Freunde ein: „Komm zu mir, wir wollen rauchen; zu essen habe ich nichts." Der Indianer ist ein Fatalist. Hunger und Noth sind im Augenblick vergessen, sobald er ein Stück Wild erlegt hat.

Vom Frühling bis zum Spätherbst hat der Indianer sorgenfreie Zeit. Die Frau hat die Matten geflochten, den Ahornzucker eingekocht, und die Felle zubereitet. Das Wetter wird warm, und die Zeit zum Einsäen des Welschkorns ist gekommen. Der Mais gilt für eine Gottesgabe; die Odschibwäs nennen ihn Mondamin, d. h. das Korn oder die Beere des Geistes. Eine Sage weiß, daß er mit vollen Aehren in der Gestalt eines schönen Jünglings vom Himmel herabkam, als ein junger Krieger seine ersten Fasten hielt. Beim Bestellen des kleinen Ackers helfen Kinder und alte Leute der Frau, welche den Boden mit der Pemidschag-akwut, der leichten Hacke, auflockert. Die Schritte und Fußstapfen des Weibes gelten für geheimnißvoll; es heftet sich mancher Aberglaube an dieselben. Die „Wewun," die Ehefrau, die „Equa," das Weib, die „Equazas" oder Jungfrau, die „Danis" oder Tochter, die „Schema" oder Schwester, üben alle Einfluß auf das Glück oder Unglück eines Mannes. Kein Weib darf vor einem Manne hergehen; es bedeutet Unglück, und er kann auf keine

Jagdbeute rechnen, wenn eine Frau ihm den Weg kreuzt. Zur Zeit ihrer Reinigung darf sie nicht in seinem Wigwam bleiben und kein Geschirr anrühren. Auch über die Pflanzen und Insekten haben die Schritte und Tritte der Weiber eine geheimnißvolle Gewalt. Nachdem das Korn der Erde anvertraut worden, geht des Jägers Weib an einem dunkeln bewölkten Abend insgeheim und unbekleidet um das Feld, und zieht ihre Maschekota, die Hauptbekleidung, hinter sich her. Dadurch sichert sie das Getreide vor dem Fraße der Insekten, welche die mit jenem Rocke gezogene Linie nicht überschreiten können; man darf nun eine ergiebige Ernte erwarten. Diese wird unter Lustbarkeit und Gesang eingethan, und die Männer nehmen Theil an der Fröhlichkeit, wenn auch nicht an der Arbeit. Eine Jungfrau die eine rothe Aehre findet, erfährt dadurch, daß ein tapferer Krieger ihr gewogen sei, und sie schenkt ihm dieselbe. Ein schiefer Kolben bedeutet einen Dieb im Korn, Alle rufen, wenn er gefunden wird, laut auf: Wa-ge-min! und es beginnt ein heiterer Wechselgesang. Ueberhaupt liebt der Indianer den Gesang, und schon die Kinder besingen Abends die Feuerfliege; die Mutter lullt den Säugling mit Wiegenliedern in den Schlaf, und singt ihm vor von der kleinen Eule, und vom Hasen, und daß die Mutter wache, wenn das Kindlein schlafe. Den übrigen Kleinen erzählt sie Mährchen vom Wolf und vom Adler, vom Luchs und vom Spechte, und von anderen Thieren des Waldes. Die Jungfrau singt an einem einsamen Orte, am Ufer des Sees oder unter schattigem Baume Liebeslieder aus dem Stegreife *).

Der Indianer hat keinen eigentlichen Reim oder ein wahres Versmaß; aber sein Ausdruck ist poetisch und er hält viel auf den Wohlklang. Er singt auch zum Tanze und begleitet diesen mit der Trommel oder mit den Pibbegwon, einer einfachen Pfeife oder Flöte, die man aus halbwalzenförmigen Stücken Cedernholz bereitet; diese werden mit Fischleim zusammengeklebt, und mit Schlangenhaut überzogen. Sie hat acht Löcher und wird wie ein Flageolet geblasen. Die Trommel, oder besser das Tamburin, Taywáegun, besteht in einem über einen hohlen Baum gespannten Felle. Das Mitigwukik, d. h. „Holzkesseltrommel" ist nur ein größeres Tamburin, giebt einen tiefern Ton und wird besonders bei religiösen Feierlichkeiten geschlagen. Das Scheschegwon ist eine

*) Eine Odschibwä-Jungfrau liebte einen Algonkiner. Sie sang am Ottáwastrom folgendes Lied: — Ach, wenn ich an ihn denke, wenn ich an ihn denke, meinen Geliebten, meinen Algonkiner! — Als ich in den Kahn stieg, um zurückzukehren, that er mir den weißen Wampum um den Hals, ein Pfand der Treue, mein Geliebter, mein Algonkiner. -- Ich gehe mit Dir, so hat er gesagt, in Dein Heimathland. Ich gehe mit Dir, mein Geliebter, mein Algonkiner. — Ach! sprach ich zu ihm; fern ist mein Heimathland, sehr fern, mein Geliebter, mein Algonkiner. — Als ich blickte zurück, da die Trennung war, schaute er noch lange nach mir, mein Geliebter, mein Algonkiner. — Lang stand er auf einem umgefallenen Baume, der ins Wasser gestürzt war, mein Geliebter, mein Algonkiner. — Ach, wenn ich an ihn denke, wenn ich an ihn denke, wenn ich an ihn denke, an meinen Algonkiner!

Klapper. Ohne Tanz und Gesang ist kein Schmaus, keine religiöse Feierlichkeit. Der Indianer tanzt wenn er seine Freude über Glück auf der Jagd oder Sieg im Kampfe ausdrücken will; der Tanz ist mit seinem ganzen Leben und Treiben aufs Innigste verflochten; ohne ihn sind nur Klagegesänge um die Todten, Kinder- und Liebeslieder *). Am beliebtesten sind der Medicintanz und der Kriegstanz. Von dem erstern ist im Sommer 1849 E. S. Seymour unter den Winnebagos Zeuge gewesen. Sie führten ihn eine halbe Stunde oberhalb St. Pauls in Minnisota, am obern Mississippi auf. Antheil dürfen nur die nehmen, welche in die Medicin-Gesellschaft, eine Art von Geheimbund, eingeweiht sind. „Auf dem Lagerplatze standen viele geräumige Hütten. Das große Zelt, in welchem der Tanz stattfinden sollte, war etwa einhundert Fuß lang und zwanzig Fuß breit. Es bildete oben eine Wölbung und war mit grober Leinwand überspannt. Auf beiden Seiten befand sich eine besondere Abtheilung für die Zuschauer. Im innern Raume sah ich mehr als hundert Indianer, Männer und Weiber, welche unter vielen Förmlichkeiten und Ceremonien einem jungen Burschen und dessen Schwester die Weihe gaben, während ihr Vater dem Medicinmanne, der Hauptperson des Festes, Geschenke im Werthe von mehren hundert Thalern überreichte. Fünf Spielleute hatten ihre Instrumente zur Hand; der eine schlug mit einem Stabe auf ein über ein Faß gespanntes Fell, und die übrigen schüttelten hohle, mit Muscheln angefüllte Kürbisse. Diese Musik, in Verbindung mit dem Hem, Hum! womit die Männer sie begleiteten, und die dazwischen tönende schrille Stimme einer alten Frau, thaten meinen Ohren weh. Das Gesicht Aller war in widerwärtiger Weise bemalt, und Jeder hatte sein Antlitz nach Belieben anders gefärbt als die Uebrigen. Ein Auge war grün, ein anderes gelb angepinselt, die eine Wange roth, die andere blau gefärbt, der obere Theil des Gesichtes schwarz, der untere gelb. Als der Tanz begann setzten sich die Spielleute, und die Darsteller bildeten einen Halbkreis. Man kann ihre Bewegungen nicht eigentlich als Tanz in unserm Sinne bezeichnen, es war mehr ein Auf- und Niederhüpfen, bei welchem man die Füße dicht aneinander, die Hände bewegungslos am Körper hielt, und die Augen auf den Boden heftete. Manche junge Leute hoben kaum die Füße empor. Mir fiel besonders ein bildschönes, lebhaftes und reich gekleidetes Mädchen auf. Sie war vom Kopf bis zu Fuß mit Wampumsträngen behängt, trug breite silberne Armringe,

*) Long, See- und Landreisen rc. Hamburg 1791 S. 50: „Der indianischen Tänze giebt es viel und mancherlei, und zu jedem von ihnen ist ein besonderer Gesang. 1. Der Kalumet- oder Friedenspfeifetanz. 2. Der Kriegstanz. 3. Der Oberhauptstanz. 4. Der Ausrücketanz. 5. Der Skalpirtanz. 6. Der Todtentanz. 7. Der Gefangenentanz. 8. Der Rückkehrtanz. 9. Der Lanzentanz. 10. Der Hochzeitstanz. 11. Der Opfertanz." — Es giebt auch noch andere Tänze. In den Notes on the Iroquois finde ich (S. 464 und 466) den Korntanz und den Fischtanz beschrieben.

Ohrgehänge und noch andern Schmuck; über die Schultern wallte ein kostbarer Shawl, und sowohl an ihren hirschledernen Beinkleidern wie am Medicinbeutel hingen viele kleine Schellen. Sie hüpfte so gewandt wie ein Eichhörnchen und war bemüht, mit ihrem Schmuck so viel Musik als möglich zu machen. Die Einzuweihenden standen inzwischen regungslos da und verzogen keine Miene. Nachdem der Tanz eine kleine Weile gedauert hatte, setzten sich Alle auf den Boden nieder; zwei bejahrte Männer ergriffen nach einander das Wort und sprachen jeder wohl eine Viertelstunde lang. Dann folgte das „Nehmen der Medicin." Jeder der aus dem Zuge trat, nachdem er mit den Uebrigen ringsherum im Zelte gleichsam marschirt war, erhielt eine Medicin. Der, welcher sie ihm gab, nahm, wenn er noch etwa einen Schritt entfernt war, den Medicinbeutel an seinen Mund, blies hinein, lief in kurzem Schritte rasch vorwärts, stieß einen zitternden Schrei aus, und hielt ihn dem Andern vor den Mund. Die wirksame Kraft der Medicin zeigte sich so rasch, daß der „Patient" sogleich mit dem Gesichte zur Erde fiel, gleichsam als wäre er von einem elektrischen Schlage getroffen worden. Nachdem er einige Augenblicke unbeweglich liegen geblieben war, sprang er auf und schloß sich dem Zuge wieder an. Mehre Indianer fielen dicht neben mir zu Boden; ihre Glieder zitterten, ich sah wie die Muskeln ihrer entblößten Beine zuckten. Alle nach einander versuchten die Kraft der Medicin. Hochbejahrte Männer nahmen gleichfalls am Feste Theil und schienen sich noch lebhafter an demselben zu betheiligen als selbst die jüngeren Leute. Diese Tänze werden gewöhnlich zwei bis drei Tage und Nächte ohne Unterbrechung fortgesetzt und sind sehr mannigfaltig *)."

Viel leidenschaftlicher sind die Kriegsgesänge und Kriegstänze. Auf seinen Zügen beobachtet der Indianer sorgfältig den Flug der Raubvögel. Sie gelten ihm für Symbole des Muths und der Tapferkeit, und Federn aus ihrem Schweife trägt der Krieger als ehrenvolle Auszeichnung. Deshalb spielten diese Vögel in den Kriegsgesängen eine solche Rolle **). Der Ausdruck derselben hat immer etwas Erhabenes; man beschreibt den Kampf, und eine heldenmüthige That, aber selten oder nie blutige Einzelnheiten aus dem Streite. Die Sangweise ist gezogen und gedehnt, namentlich im Anfange, und endet in hohen Tönen. Der Eindruck wird insbesondere durch die Mitwirkung des Chors erhöht. Der Vor-

---

*) Sketches of Minnesota, the New-England of the West. By E. S. Seymour. New-York 1850 p. 165 seqq.

**) Manche derselben erinnern an die altnordischen Gesänge, z. B. ein Gesang der Odschibwäs:

> Hoch in den Lüften schreien die Adler;
> Sie wetzen ihre krummen Schnäbel;
> Steig empor, erhebe dich, Kriegsruf!
> Ruhm sucht unser Führer.

trag ist im Ganzen mehr einem Recitative ähnlich als ein eigentlicher Gesang. Des Sängers Auge flammt; sobald er den Tanz beginnt regen sich alle seine Muskeln, seine Bewegungen werden heftiger, wenn er den Kriegsruf ertönen läßt, seine ganze Gestalt zeigt etwas Wild-Heroisches. Man sieht wie er im Hinterhalte liegt, wie er den Feind angreift, ihn besiegt, den Fuß auf seinen Nacken setzt und die Schädelhaut abtrennt. Hoch in den Lüften kreist ein Adler, um den Feind zu zerfleischen, sobald der Sieger die Wahlstatt verläßt. Der Kriegsgesang ist allemal abgerissen, er besteht aus kurzen, aufregenden Sätzen *).

Ehe der Jüngling zum Krieger wird, hat er sich allerlei Ceremonien zu unterwerfen, und während seiner ersten drei Feldzüge manche lästige Bräuche zu beobachten, deren die älteren Krieger überhoben sind. Er muß stets sein Gesicht schwarz bemalen, eine Kopfbedeckung tragen, und den alten Kriegern auf dem Fuße folgen. Nie darf er vor ihnen her gehen, ihm ist verboten sich den Kopf oder irgend einen andern Theil des Körpers mit den Fingern zu kratzen, er muß dazu ein Stückchen Holz nehmen. Seine Geräthe und sein Messer darf außer ihm Niemand anrühren. Am Tage darf er weder essen, noch trinken,

---

*) Hier mag ein Kriegsgesang seine Stelle finden, den Schoolcraft (The Indian in his Wigwam p. 411) tief im Walde, unfern der Quellen des Mississippi aus dem Munde eines Odschibwä-Kriegers, Chechegwyneg, vernahm. Dieser Stamm lebt in erblicher Fehde mit den Dakotas:

Im Anfang des Gesanges richtet der Krieger seinen Blick nach den Wolken:
„Von der Stelle des Südens kommen sie, kommen sie, die Kriegsvögel; höre den Ton, wie sie schreien in den Lüften! Ich möchte mich verwandeln können, möchte ein Vogel sein; sein wie der schnelle Leib, ihm ähnlich sein."

Der Krieger zeigt durch Tanz und Gebehrde, daß er jeden Gedanken an Furcht verbannt:
„Ich werfe sie von mir. Weg mit meinem Leibe! Ne-wa-be-na!" (Dieses Wort, welches ein Ausruf persönlicher Tapferkeit ist, wird wiederholt.)

Nun ruft der Krieger den großen Geist an:
„Am vordern Theile der Erde scheint zuerst das Licht. Solche Kraft, Monedo, verleihe mir in deiner Gnade."

Nun, da die Sonne scheint, entdeckt er seine Feinde. Er wendet sich mit Vorwürfen an Jene seines Stammes, welche nicht tanzen, was so viel sagen will, als keinen Theil am Kriege nehmen.
„Warum handelt ihr so, Krieger? Was bleibt ihr zurück, die ihr das Totem (Sinnbild, Familienzeichen) des Fisches tragt?"

Wenn aber auch Andere zurück bleiben, er selbst will in den Krieg ziehen:
„Ich gehe an den Ort, auf den Kriegspfad! Ich gehe auf den Kriegspfad! Mein Himmel ist schön und rein!" (Diese Worte deuten Glück an.) „Mögen Andere zaudern! Vorwärts! Monedo! Mein Recht."

In der prosaischen Uebersetzung büßt natürlich die Rede an Kraft viel ein. Die letzte Strophe: „Ich gehe an den Ort ꝛc.," lautet z. B. im Odschibwä:

Ne ma je, e yeh!
Ne ma je, e yeh!
Ne me kun ah, e yeh!
Ge zhig nihn wa tin;
Ho! Ne Monedo, netai buatun o win.

Auch für den Krieg werden Medicinen bereitet. Ein Gesang für eine Kriegsmedicin (Tanner S. 327) lautet:

Ich stehe auf,
Ich nehme den Himmel; den nehme ich.
Ich nehme die Erde; die nehme ich.
Ich gehe durch den Himmel, ich gehe.
Das Weib des Ostens ruft mich.

noch sich setzen; wenn er einen Augenblick Halt macht um auszuruhen, wendet er sein Antlitz der Heimath zu, damit der große Geist erfahre, daß er wieder in seine Hütte zurückzukehren wünscht. Auf dem Lagerplatze, der mit Baumzweigen oder in der offenen Prairie mit kleinen Stäben oder Stengeln rings umsteckt wird, hat der Anführer seinen Platz unweit vom Eingange; in seiner Nähe schlafen die alten Krieger; Alle ohne Ausnahme liegen so, daß ihr Gesicht der Heimath zugewandt ist. Nie dürfen zwei auf oder unter derselben Decke ruhen. Während des Zuges setzt der Krieger sich nie auf die nackte Erde; er muß wenigstens etwas Rasen oder einen Zweig unter sich legen, und dahin trachten, daß ihm nie die Füße naß werden. Nie gehen sie auf einem schon betretenen Pfade, wenn sie es irgend vermeiden können; Niemand darf über einen Gegenstand hinwegschreiten, der einem Krieger zugehört, z. B. über ein Gewehr, eine Decke, eine Streitart oder ein Messer; auch nicht über die Beine, die Hände oder überhaupt den Körper eines liegenden oder sitzenden Mannes. Der, welcher dieses Gebot unvorsichtigerweise übertritt, wird von dem Entweiheten gepackt und zu Boden geworfen. Dadurch lassen die übeln Folgen des Vergehens sich abwenden. Ueberhaupt beobachtet der Indianer gerade während eines Kriegszuges eine große Menge von Förmlichkeiten. Er setzt auf dem Hinwege seinen Mund nur an die eine Seite seines Bechers, auf der Heimkehr aber an die andere. Der Anführer sendet junge Krieger voraus, die das Puschkwagumme-genaghun bereiten, das heißt einen Fleck Landes von Gras und Gestrüpp reinigen. Auf diesem vollzieht man den Zauber, durch welchen die Stellung des Feindes ausgemittelt wird. Man sticht zu diesem Behuf den Rasen ab, durchwühlt die Erde und bezeichnet den Platz mit kleinen Zweigen. Der Häuptling setzt sich an das Ende, welches dem Lande des Feindes gegenüber liegt, singt und betet, legt an den Rand zwei kleine runde Steine, flehet noch einmal den großen Geist an, damit er ihm den rechten Pfad zeige, und ruft dann die bedeutendsten Krieger zu sich, mit den Worten: „Kommt und raucht!" Inzwischen sind die Steine herabgefallen und von der Beschaffenheit des Eindrucks, den sie in der weichen Erde zurückgelassen haben, hängt es ab, welche Richtung man einschlägt. Auf dieser geweiheten Stätte werden allnächtlich Opfer an einem Pfahle aufgehängt, und mit denselben auch Jebiugs, d. h. Andenken von verstorbenen Freunden. Diese letzteren müssen auf das Schlachtfeld geworfen, und wo möglich in den zerrissenen Eingeweiden der im Kampfe erschlagenen Feinde verborgen werden *).

Keinem Indianer kann geboten werden, sich bei einem Kriegszuge zu betheiligen; er ist allemal und unter allen Umständen ein Freiwilliger. Wer den Kriegsgesang anstimmt, den Kriegstanz aufführt, und eine Gefolgschaft zusammenbringt, welche sich ihm anschließt, ist Anführer. Bevor die Bande sich in Be-

*) Tanner S. 119 ff.

wegung setzt, fastet sie; in den Kriegsgesängen rühmt sich der Anführer, daß die Geister in der Höhe bald seinen Namen mit Ruhm nennen werden. Als Kriegserklärung übersendet man dem Feinde einen rothen Wampum oder ein Bündel in Blut getränkter Stäbe. Beim Abzuge stimmen Alle den Abschiedsgesang des Krieges an. „Weinet nicht, Weiber um mich, der ich sterben werde. Wenn sich ein Mann für einen großen Krieger hält, so halte ich mich für einen solchen.“ Oder: „Weine nicht um mich, Weib, wenn ich sterbe. Weine um Dich allein. Ich räche unsere erschlagenen Freunde. Unsere Feinde sollen, gleich ihnen, niedergestreckt werden. Ich gehe und strecke sie nieder!“

Von der Vorsicht, welche der Indianer anwenden muß, um nicht überfallen zu werden, hat der Europäer kaum einen Begriff. Ein abgebrochener Zweig, die leiseste Spur eines Fußtrittes erregt Besorgnisse und ist von Bedeutung; nicht minder sind es Zeichen am Himmel, Vogelflug, und die Träume des Jossakid, des Medicinmannes, welcher den geheiligten Beutel trägt. Der Indianer trachtet vor allen Dingen dahin, den Feind von einem Hinterhalte aus zu überraschen, und ihn ohne Gefahr für sich selbst zu erlegen. Der Anführer einer Bande kennt jedes Gefließ und Thal, jeden Hügel und Felsen, und die Beschaffenheit des Waldes oder der Prairie ganz genau. Große Gefechte sind selten, Scharmützel und Ueberfälle desto häufiger. Der Krieger, oder wie er sich selber ausdrückt, der „Starkmuthige“ (der „Brave,“ wie die Canadier schreiben), trachtet danach einige Feinde zu tödten, ihnen in aller Eile die Schädelhaut abzulösen, und daheim mit diesem Siegeszeichen beim Skalptanz zu prunken. Der durch die Kugel oder mit der Streitart Erlegte sinkt zu Boden; mit der einen Hand packt der Starkmuthige ihm in die Haare, drehet sie dicht zusammen, um die Haut vom Schädel zu trennen, setzt ihm das Knie auf die Brust, zieht mit der andern Hand das Skalpirmesser aus der Scheide, löst die Haut rund um die Stirn los und reißt sie mit den Zähnen ab. Binnen wenigen Minuten ist Alles geschehen; die abgezogene Schädelhaut wird über drei Reifen ausgebreitet, an der Sonne getrocknet und mit rothem Oker eingerieben!

Oft besteht eine Kriegsbande nur aus dreißig, zwanzig, zehn und weniger Männern. Es giebt Beispiele, daß nicht einmal so viel ausziehen. Einst machten sich zwei Irokesen auf, gingen durch Pennsylvanien, Virginien und noch weiter nach Süden ins Land der Tschirokis, streiften längere Zeit in demselben umher, und kamen erst nach manchen Monden, reich mit Skalpen beladen, in ihre Heimath zurück. In wirklichen Kriegen, wo ein ganzes Volk dem andern gegenüberstand, rückten allerdings kleine Heere ins Feld. Die Besiegten wurden erschlagen oder auch der triumphirenden Nation völlig einverleibt. So nahmen die Krihks Feinde und Freunde*), und die Irokesen stammverwandte Huronen

*) „Immer nehmen sie die besiegten Stämme mit in ihre Verbindung auf, und die letzteren genießen alsdann sogleich alle Rechte freier Bürger ohne Ausnahme, und sind eine mit jenen

in ihre Nation auf. Aber fürchterlich war das Loos der zum Kriegsopfer bestimmten Gefangenen*). Es scheint als ob die Qualen, mit welchen man dieselben peinigte, in irgend einem religiösen Aberglauben ihre Veranlassung haben. Wenigstens spricht ein grauenvoller Vorgang aus dem Jahre 1838 für diese Ansicht. Zu jener Zeit waren die Pahnis, im Westen des Mississippi, mit den Sioux in eine blutige Fehde verwickelt. Ein vierzehnjähriges Siouxmädchen gerieth in Gefangenschaft. Sie wurde weder getödtet noch, wie sonst bräuchlich, zur Sklavin gemacht, sondern wohl gepflegt und gut gehalten. Im April, nachdem siebenzig Tage verlaufen waren, hielten die Häuptlinge der Pahnis Rath und beschlossen, die Gefangene dem Geiste des Welschkorns zu opfern. Man brachte sie in die Versammlung, und führte sie von einer Hütte zur andern. Sie mußte etwas Holz und allerlei Farben in die Hand nehmen; dann setzten sich die Krieger und Häuptlinge, einen Kreis bildend. Das Siouxmädchen gab Holzstücke und Farben dem angesehensten Manne; dieser that seinerseits Holz und Farben, offenbar als Opfer, hinzu, und reichte Alles seinem Nebenmanne, der ein Gleiches that. Und so durch den ganzen Kreis. Alsdann führte man die Unglückliche, welche ihr Schicksal noch immer nicht ahnte, auf eine Wiese. Neben derselben befand sich ein mit Mais bestelltes Feld, an welchem einige Bäume standen. Zwischen zweien derselben wurde mit jenem Opferholze ein Feuer angezündet. Das Mädchen mußte auf ein über dem Feuer angebrachtes Gerüst steigen; zu beiden Seiten stand ein Krieger, und hielt ihr eine brennende Holzfackel unter die Achselhöhle. Nachdem sie eine Zeitlang diese Marter erduldet, schoß jeder der anwesenden Krieger ihr einen Pfeil in den Leib. Rasch wurde der noch nicht entseelte Körper in kleine Theile zerschnitten, und in Körbe gethan. Jeder nahm ein Stückchen, und besprengte mit dem herausgedrückten Blute das Maisfeld. Ein Weißer war Augenzeuge, konnte aber die Barbarei nicht hindern. Acht Wochen später verfuhren die Sioux mit einem gefangenen Pahni ganz in derselben Weise**).

Abgesehen etwa von den Krihks und den Irokesen, finden wir bei den Indianern *keine eigentliche Regierung*, und bei allen ohne Ausnahme hing Alles ab von Sitte und Brauch, von Herkommen und Meinung. Es gab *kein Gesetz* in unserm europäischen Sinne; die Sprachen haben für diesen Begriff nicht einmal einen Ausdruck. Der Instinkt waltet vor. Schon die frühesten Reisenden machten

---

verbrüderte Gesellschaft." W. *Bartram's* Reisen durch Nord- und Süd-Carolina rc., deutsch von *Zimmermann*. Berlin, 1793. S. 463.

*) Wir verweisen auf ein später folgendes Hauptstück: „*Die ersten Ansiedler im Westen*." Der Leser findet in demselben Nachrichten über die Gränzkriege zwischen Weißen und Indianern und die Art und Weise der Kriegführung.

**) *Bancroft*, III. p. 284. The Indian in his Wigwam, p. 402.

diese Bemerkung. Die Jägervölker waren ohne Handel oder Münzen; sie kannten keine Dienstbarkeit oder Verpflichtungen gegen einander. Jeder stand auf sich selbst und hing lediglich von sich allein ab. Auch Gerichte gab es nicht; wer sich beeinträchtigt glaubte, schaffte sich selbst Genugthuung. Die Blutsverwandten eines Erschlagenen übten Wiedervergeltung aus. Sie gingen im Nothfalle fünfhundert Stunden weit, über Hügel und Thal, durch Sümpfe und Gestrüpp und Flüsse, und ertrugen Hunger und Kälte, um diese Wiedervergeltung auszuüben. So kam oft Familie mit Familie, Stamm mit Stamm, Volk mit Volk in Streit, und die seit Jahrhunderten dauernde Erbfeindschaft zwischen den Odschibwäs und Sioux am obern Mississippi ist eine Folge dieser Blutrache. Doch sind oft die Hinterbliebenen zur Versöhnung geneigt, wenn das Grab des Getödteten genugsam mit Sühnegeschenken bedeckt wird.

Schon weiter oben wurde darauf hingewiesen, daß bei den Indianern die Familien- und Stammverhältnisse von hervorragender Bedeutung sind. Jeder Stamm theilt sich in eine Anzahl von Sippen, Genossenschaften, welche man oft mit dem Clans der Schotten verglichen hat. Jede einzelne Sippe hat ihren eigenen Namen und ein besonderes Sinnbild. Dieses Symbol wird irgend einem Thiere entlehnt; bei den Algonkinern heißt es Totem; auch bei den Irokesen ist es vorhanden. Bei den ersteren bezeichnet es nur Blutsverwandtschaft und Familienbande, bei den letzteren wurde die Sippe zur eigentlichen Unterlage der politischen und Stammes-Verbrüderung, und noch heute dauert dieses Verhältniß in ungeschwächter Kraft fort. Die Senecas zum Beispiel, welche jetzt noch etwa 2400 Köpfe zählen, bestehen aus acht Sippen oder Clans, welche je den Wolf, den Bären, die Schildkröte, den Hirsch, den Biber, den Falken, den Kranich und den Regenpfeifer zum Totem haben. Diese Sippen betrachten sich als untereinander verbrüdert. Ein alter Brauch verbietet Ehen unter Angehörigen eines und desselben Totems; jeder muß in eine Sippe heirathen, die einen andern Totem hat; kein Mann aus dem Totem des Wolfes kann eine Frau aus demselben nehmen. Die Erbfolge geht in der Linie des Weibes. Des Häuptlings Sohn kann dem Vater nicht in der Würde nachfolgen, denn das Recht der Nachfolge ruht in der Mutter des Häuptlings, und deshalb folgt dort wo überhaupt ein solches Recht herkömmlich ist, der Bruder, und ist ein solcher nicht vorhanden, der Sohn einer Schwester oder irgend ein in gerader Linie von mütterlicher Seite abstammender Mann. Hierin liegt ein Hauptgrund, warum sich keine Familiendynastien unter den Indianern bilden konnten*). Man erkennt das Anspruchsrecht eines Häuptlings, der einer Häuptlingstochter Sohn ist, willig an; er hat aber weder Kraft noch irgend eine Gel-

*) Es ist bemerkenswerth, daß die Indianer, so kriegerisch sie sind und so viele tapfere Häuptlinge auch unter ihnen auftraten, doch keine eigentlichen Heldensagen und Heldengedichte haben. Das Epos fehlt ihnen eben sowohl wie die Idylle.

tung, bevor es nicht in einer allgemeinen Versammlung ausdrücklich bestätigt wurde. Die übrigen Irokesenvölker haben dieselben Totems, wie die Senecas; einer von der Sippe des Wolfes oder Hirsches wird von denjenigen, welche z. B. bei den Onondagas den gleichen Totem haben, als Verwandter und gleichsam als Familienglied empfangen. Insgemein ist der geachtetste Mann in der Sippe dessen politisches Oberhaupt, der Sachem. Die bürgerliche Einrichtung ist von allem was sich auf den Krieg bezieht, völlig getrennt. Der Anführer eines Kriegszuges verdankt seine Stellung und Würde, die gewöhnlich nur vorübergehend ist, lediglich dem guten Willen derer, welche sich ihm anschließen; die Bundesverfassung der Irokesen, wenn wir uns eines sochen Ausdrucks bedienen dürfen, weiß nichts von ihm; sie kennt wohl einen Thadodahoh, den Obersachem des Völkerbündnisses, aber keinen Tokarihogea oder Oberfeldherrn. Es ist schon weiter oben gesagt worden, daß jeder Krieger freiwillig dient; er wird Krieger, weil es Brauch ist, und weil der Name eines Roskiaragehte als ein Ehrentitel gelt; Zwang kennt man nicht. Ein Knabe wird nach zurückgelegtem vierzehnten Jahr für fähig erachtet, „auf dem Kriegspfade zu wandeln."

Bei den Krihks im Süden führte der oberste Häuptling, welcher in der Rathsversammlung des Volkes den Vorsitz führte, den Titel Miko, ein Wort, das, nach Bartram, eine „Magistratsperson oder ersten Regierer bedeutet. Er zeichnet sich durch keine Art von Pracht oder Glanz aus, und seine Wohnung ist von jener der andern Krihks nicht zu unterscheiden." Bei Verhandlungen gilt seine Stimme nicht mehr, als die eines jeden andern Oberhaupts oder Aeltesten, und sein Rath ward nur geachtet, insofern er der weiseste war. Der Miko konnte eine Versammlung berufen, und hatte über die öffentlichen Getreidespeicher zu verfügen.

Die einzelnen Völker der algonkinischen Familien haben so wenig als jene der Dakotas und Muskoghen das Bewußtsein nationaler und sprachverwandter Gemeinsamkeit; viele von ihnen kennen nicht einaml die innere Verwandtschaft, in welcher sie zu Völkern derselben Sprachfamilie stehen. Bei allen aber steht fest, daß der Häuptling nur so viel gilt, als er persönlich werth ist, und in so weit er sich geltend zu machen versteht. Sein Ansehen hat, je nachdem die öffentliche Meinung gestimmt ist, weitere oder engere Gränzen. Bei den Odschibwäs führt der Kitschi-Okima oder Oberhäuptling den Vorsitz, und leitet die Verhandlungen; die Unterhäuptlinge, Okimas, nehmen der Reihe und dem Alter nach das Wort. Jeder Mann, gleichviel ob er Häuptling ist oder nicht, hat das Recht, zur Versammlung zu reden. Jedes Dorf ist unabhängig. Der Sachem vertritt gewissermaßen das monarchische Princip; die Volksversammlung, an welcher jeder Mann theilnimmt, das demokratische; der Einfluß einzelner hervorragender Männer fällt gleichsam oligarchisch ins Gewicht. Aber allemal giebt die öffentliche Meinung den Ausschlag. Der Indianer liebt Versamm-

lungen, hält gern öffentlich Reden und hört dergleichen eben so gern an. Es kommt niemals vor, daß ein Redner unterbrochen oder die Ordnung gestört würde; jede leidenschaftliche Aufwallung wird zurückgedrängt. Jeder Stamm hat Männer, welche sich auf die Erklärung der einzelnen Stränge des Wampums verstehen, und aus denselben die einzelnen Punkte der mit anderen Völkern geschlossenen Verträge erläutern, also die öffentlichen Urkunden lesen. Gleichermaßen hat jede Gemeinde eine festliche Friedenspfeife, Kalumet, welche der Häuptling mit Adlerfedern schmückt, wenn sie in der Volksversammlung feierlich eingeweiht wird. Ein Sendbote kann unangefochten in Feindesland sich begeben, wenn er die Friedenspfeife trägt; er ist eine unantastbare Person, und zugleich wie der Ausleger des Wampum, auch ein guter Redner. Im gemeinen Leben drückt der Indianer sich nicht eben gewählt aus, er vermeidet jedes überflüssige Pathos. Aber bei öffentlichen Vorträgen wählt er den Ausdruck auf das Sorgfältigste; er rundet den Satzbau mit großer Genauigkeit ab, legt auf Tonfall, Gesticulation und Gebehrdenspiel das größte Gewicht, und weiß seine Gedanken, in wir möchten sagen schul- und kunstgerechter Weise zu ordnen. Deshalb machen seine Reden jedesmal auch auf den Europäer Eindruck, wennschon derselbe die Sprache nicht versteht.

Durch ununterbrochene Berührung mit den europäischen Ansiedlern haben die Indianer, so unbeugsam sie auch sind, und wie fest sie auch an ihren alten Ansichten und Bräuchen hangen, doch viel von ihrer frühern Eigenthümlichkeit verloren. Mit Ausnahme der Prairie- und Gebirgsstämme im fernen Westen, die noch völlig nach der Väter Weise leben, befinden sie sich in einem Zustande des Uebergangs. Von dem Alten haben sie sich noch nicht völlig abgelöst, und das fremde Neue ist, als ihrem innersten Wesen widerstrebend, noch nicht im mindesten in ihr Fleisch und Blut übergegangen. Die Indianer im Gebiete der Vereinigten Staaten befinden sich somit immer noch theils im Zustande der Barbarei, theils in jenem einer ganz eigenthümlichen Halbgesittung.

Die spanischen Missionäre in Florida, die französischen Jesuiten in Canada, die Puritaner in Neu-England, die Geistlichen der anglikanischen Kirche in Virginien und Carolina, die Quäker und die deutschen Herrnhuter in Pennsylvanien und Neu-York, haben es nicht an Eifer fehlen lassen, um die „Wilden" zum Christenthum zu bekehren, und durch die Lehren des Evangeliums auf ihren Charakter und ihre Sitten einzuwirken. Sie alle, gleichviel ob Katholiken oder Protestanten, vermochten indessen nur Resultate zu erreichen, die im Vergleich zu der aufgewandten Mühe von sehr geringem Belang erscheinen. Nur an einzelnen Oertlichkeiten wurden einigermaßen günstige Erfolge erzielt, es bleibt aber noch dahingestellt, ob sie von Dauer sein werden. Vor allen haben die Herrnhuter mit einer nicht genug zu preisenden, wahrhaft bewundernswürdigen Ausdauer und Menschenliebe, und mit großem praktischen Verstande sich die Bekehrung

und moralische Umwandelung der Indianer angelegen sein lassen; allen Schwierigkeiten setzten sie eine beispiellose Geduld entgegen, und doch blieben ihre Anstrengungen, wenn man das Große und Ganze betrachtet, ohne Früchte. Der Indianer auf der Hochebene von Mexico unterwarf sich den Spaniern, nachdem er einmal besiegt war; er nahm den Glauben an, welchen die Fremdlinge ihm aufzwangen, und wurde dem Namen und den äußeren Gebräuchen nach ein katholischer Christ. Die Dominikaner aus Castilien vermochten den Neubekehrten zu überwachen, da er ein in Dörfern oder Städten seßhafter Mensch war, aber bis auf den heutigen Tag sind auch in Neuspanien alle jene Indianer, welche dem Ackerbau fremd blieben, noch nicht zum Christenthume bekehrt; sie verharren bei ihrem alten Wesen, und sind nur dem Namen nach Unterthanen der mexicanischen Republik. Den Jägervölkern bleibt unter den Verhältnissen, wie dieselben sich im Gebiete der Vereinigten Staaten entwickelten, keine andere Wahl, als unterzugehen, oder sich zu einer ganz veränderten Lebensweise zu bequemen und ein neues Dasein zu beginnen. Die meisten von den Stämmen, mit welchen die ersten Ansiedler in freundliche oder feindliche Berührung kamen, sind längst zu Grunde gegangen und bis auf die letzte Spur verschwunden. Unter den noch übrig gebliebenen Indianern ist selbst der Name jener Völker in Vergessenheit gerathen, und keine Erinnerung von so manchen tapfern Kriegern übrig geblieben, welche einst die jungen Ansiedelungen der Europäer in die äußerste Gefahr brachten.

In Amerika erfüllt sich ein Naturgebot. Ein Volk kann nicht stets auf der Stufe des Jägerlebens verharren. Wo immer kräftige, ackerbautreibende Stämme auf demselben Grund und Boden mit Nomaden oder Jägern in Berührung kommen, müssen die letzteren allemal, wenn auch manchmal erst nach langen Kämpfen, unterliegen. Wer den Acker bestellt und Gewerbe treibt, lichtet auch die Wälder, bricht die Wiesenflächen zu Kornfeldern um, und verscheucht das Wild, von dessen Dasein der Jäger unbedingt abhängig bleibt. So ist es gekommen, daß zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Mississippi nur noch etwa dreißig tausend Indianer übrig blieben, und auch diese sich zum größten Theil ganz neuen Verhältnissen anbequemen mußten. In Canada sind sie noch am wenigsten von der europäischen Gesittung gestreift worden; man hat sie zum Theil ungestört auf ihren alten Jagdgründen gelassen. Aber in den Vereinigten Staaten zwang man sie in ganz neue Verhältnisse hinein. Die frisch und üppig sich entwickelnde Civilisation der weißen Nordamerikaner ist kräftiger als die zähe Barbarei der rothen Leute; die heidnischen Götter verschwinden vor dem Christenthum; die Trägheit des Jägers unterliegt dem stetigen Fleiße des Ackerbauers, die rohe Zeichen- und Bilderschrift weicht dem Alphabete. Aber individuell befindet sich der Indianer in einer günstigern Lage als früher; er hat das Schießgewehr statt des Bogens und der Pfeile; er besitzt Decken und Messer, Aexte und Feuerzeug, er kennt hundert kleine Bequemlichkeiten, von welchen er früher auch nicht

einmal eine Ahnung hatte. Es hängt nur von ihm ab, ein Dasein zu führen, um welches Millionen Europäer ihn beneiden würden. Er kann in materiellem Ueberflusse leben, — wenn anders sein Naturell ihm gestattet, die dazu nöthigen Vorbedingungen zu erfüllen. Seit länger als einem Vierteljahrhundert bemüht sich die Regierung der Vereinigten Staaten, die Indianer an das Neue zu gewöhnen und ihnen ihre gänzlich veränderte Lage erträglich und genehm zu machen.

In den Kriegen zwischen den Indianern und den Weißen mußte zuletzt die Ueberzahl und die europäische Mannszucht den Sieg über die rohe und wilde Tapferkeit behaupten. Die Eingebornen unterlagen völlig, und kamen endlich auch zum Bewußtsein ihrer Ohnmacht. Je mehr Ansiedelungen weißer Menschen gegründet wurden, um so mehr verengten sich die Jagdgründe der Indianer. Diese mußten sich einhegen lassen; man beschränkte sie auf ein abgemarktes Gebiet, eine sogenannte „Reserve," welches man ihnen zum Aufenthalt anwies. Rings von einer thätigen, betriebsamen Bevölkerung umgeben, fühlen sie sich unbehaglich, obwohl sie in Frieden und in Fülle leben. Aber auch aus den meisten dieser „Reserven" hat man sie mit Gewalt verdrängt oder dadurch entfernt, daß man sie zum Verkauf ihrer Ländereien beredete oder gar zwang. Ihre letzte Zuflucht blieb der ferne Westen.

Jefferson hat einmal gesagt: „Mich schaudert, wenn ich denke, daß einst die Sünden, welche von den Weißen gegen die Indianer verübt wurden, an unseren Nachkommen vergolten oder gerächt werden könnten." In der That ist das Sündenregister der Europäer unendlich lang. Aber seit einiger Zeit hat die Regierung der Vereinigten Staaten Alles aufgeboten, um die Verbrechen zu sühnen. Gleich nach der Erklärung der Unabhängigkeit wurde das Eigenthumsrecht der Indianer auf den Grund und Boden, welchen sie inne hatten, ausdrücklich ausgesprochen, und alles Land von ihnen durch Verträge erworben, bei welchen freilich nicht allemal strenge Rechtlichkeit beobachtet wurde. Der Congreß gab für die Indianergebiete besondere Gesetze, und erklärte die rothen Männer für berechtigt, nach ihren Bräuchen und ihrem Herkommen zu leben. Aber in dem bloßen Vorhandensein der Indianer in Staaten, deren weiße Ackerbau und Gewerbe treibende Bevölkerung in unerhört rascher Weise zunimmt, lag ein Uebelstand, der über kurz oder lang beseitigt werden mußte. Man konnte und wollte keine Staaten im Staate dulden; das indianische und das amerikanische Wesen vertrugen sich nicht mit einander. Reibungen und Streitigkeiten blieben nicht aus, und es war vorauszusehen, daß bei etwa ausbrechenden Kämpfen die Indianer vernichtet werden würden. Deshalb beschloß man, theils aus Wohlwollen gegen die Indianer und theils aus Eigennutz, die rothen Männer zum Abzuge aus dem Lande zwischen den Alleghannies und dem Mississippi zu überreden oder zu zwingen, und ihnen im Westen des großen Stromes neue Wohnsitze anzuweisen.

Schon zu der Zeit, da Monroe Präsident der Vereinigten Staaten war (1817 bis 1825), stellte sich deutlich heraus, wie unverträglich große indianische Reserven mit der Habsucht und Ländergier der weißen Colonisten sind. Im Staate Georgia besaßen die Krihks und Tschirokis nicht weniger als zehn Millionen Acker Landes. Georgia hatte früher eine Ausdehnung vom Atlantischen Ocean bis an den Mississippi; aus dem von ihm an die Bundesregierung abgetretenen Gebiete waren die Staaten Alabama, Tennessee und Mississippi hauptsächlich gebildet worden. Diese Abtretung war nur unter der Bedingung erfolgt, daß die Bundesregierung den Georgiern das Eigenthumsrecht auf alles innerhalb ihrer Staatsgränze liegende unbewohnte Gebiet gewährleistete, und sich verpflichtete, alle Ansprüche der Indianer zu beseitigen, sobald dieses „friedlich und unter angemessenen Bedingungen" geschehen könne. Aber dieselbe Centralregierung hatte auch gegen die auf Reserven beschränkten Krihks und Tschirokis die Verpflichtung übernommen, sie gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen und in der Behauptung ihrer Vorbehalte zu unterstützen. Hier lag ein Widerspruch vor, und eine Entscheidung mußte getroffen werden. Georgia war zu jener Zeit ein sehr schlecht verwalteter Staat. Er verkaufte nicht etwa die Ländereien, auf welche er Anspruch hatte oder machte, sondern vertheilte jährlich einen Theil derselben unter seine jungen, volljährig gewordenen Bürger durch das Loos, und beförderte dadurch die ohnehin schon große Gier nach Ländereien noch mehr. Zuletzt blieben nur die den Indianern gewährleisteten Vorbehalte, und diese nahm, in Folge des Vertrags mit der Bundesregierung, Georgien für sich in Anspruch, während die Indianer sich gleichfalls auf feierlich abgeschlossene Verträge beriefen.

Die Bundesregierung glaubte für diesen Fall und ähnlichen, in anderen Staaten vorauszusehenden Zwiespalt, ein Auskunftsmittel darin zu finden, daß sie die Indianer aus ihren bisherigen Wohnsitzen nach Westen und Norden zu übersiedeln beschloß. Monroe entwickelte den zu solchem Behufe entworfenen Plan in seinen Botschaften an den Congreß (7. December 1824 und 25. Januar 1825); er legte insbesondere Gewicht darauf, daß es unmöglich erscheine, die Indianer in großer Masse dem amerikanischen Staatensysteme einzuverleiben, und daß sie ganz unvermeidlich ausgerottet werden oder in die unglücklichste Lage gerathen würden, falls man nicht rasch Hand anlege, um sie zu retten. Man schätzte damals die Zahl der nach Westen zu schaffenden Indianer, mit Ausschluß jener im Westen und Norden des Michigan-See's und des St. Marien-Wasserfalles, auf 97,000 Köpfe, und ihr Gebiet auf 77,000,000 Acker Landes. Das Land jenseits des Mississippi, in welchem sie sich eine neue Heimath gründen sollten, lag im Westen der Staaten Missouri und Arkansas; es wird von Abend nach Morgen vom Arkansasflusse durchströmt. Es reicht im Norden bis an den Missouri, stößt im Süden an den Red-River, und hat fruchtbaren Acker-

boden, weite Wiesenflächen, hie und da auch ausgedehnte Wälder und ein gesundes Klima. Die Indianer wollte man auf Kosten der Bundesregierung dorthin übersiedeln, ihnen alle Mittel zu einer tüchtigen Ausbildung an die Hand geben, insbesondere Schullehrer und Handwerker ihnen zur Verfügung stellen, und sie zum Betriebe des Ackerbaues aufmuntern. Die Stämme sollten jeder nach Belieben und nach Bedürfniß, in voller Souverainetät sich ihre Verfassung geben, und regieren wie es ihnen gut dünke; nur wollte die amerikanische Regierung keinen Krieg unter ihnen gestatten und zu diesem Behufe ihrem Agenten für das Indianergebiet eine bewaffnete Streitmacht zur Verfügung stellen. Das neue Land sollte ausdrücklich und feierlich durch eine Congreßacte den Indianern für alle Zeiten gewährleistet werden. Für die im Norden, westlich vom Michigan hausenden Indianer, etwa 32,000 Köpfe, wollte man in ähnlicher Weise Fürsorge treffen. Der Congreß genehmigte alle diese Vorschläge.

Die Indianer wurden in der That überredet, oder mit Gewalt gezwungen, das Land ihrer Väter zu räumen. Aber einige Stämme leisteten Widerstand mit den Waffen; die Seminolen in Florida wehrten sich länger als ein Jahrzehnt, um ihr Land zu behaupten. Auch sie unterlagen nach heldenmüthigem Kampfe der Uebermacht, und wurden in das Land westlich vom Mississippi geschafft. Ihr Schicksal ist in hohem Grade tragisch, noch mehr aber jenes der Tschirokis, deren Vertreibung aus Georgien wir umständlicher zu erzählen nicht umhinkönnen.

Im ganzen Gebiete der Vereinigten Staaten giebt es kein schöneres Land als die alte Heimath der Tschirokis. Sie liegt südlich vom 35. Grade nördlicher Breite, wird im Norden und Westen von Tennessee, im Süden von Alabama, im Osten von Georgia und Carolina begränzt, und hatte zu Anfang unseres Jahrhunderts etwa 11,000 englische Quadratmeilen, von denen 3000 an den Staat Georgia abgetreten wurden. Dieses Land bietet Hügel und weite, fruchtbare Ebenen dar; es ist überall vortrefflich bewässert. Diese Indianer, die bildungsfähigsten unter allen Stämmen, hatten sich mit Eifer der Viehzucht zugewandt und besaßen zahlreiche Heerden. Sie baueten Mais, Weizen, Indigo, Taback, besonders aber Baumwolle, welche sie seit 1825 auf eigenen Schiffen nach Neu-Orleans hinabführten. Die Tschirokis, unter denen sich manche Mischlinge befanden, hatten auch Landstraßen gebauet, blühende Dörfer angelegt, und sich mit Eifer den Handwerken gewidmet. Sie befanden sich in einer glücklichen Lage, und gewannen die Civilisation lieb. Ihre Anzahl belief sich im Jahre 1819 nur auf 10,000 Seelen, und war schon 1825 auf 13,563, zehn Jahre später auf 18,000 Köpfe gestiegen. Die Tschirokis hielten, wie es im Süden Brauch ist, Negersklaven, welche die Weißen ihnen verkauften, aber unähnlich den letzteren, vermischten sie sich nie mit dem Neger. Als souveraines Volk, gaben sie sich ihre besonderen Gesetze. Die Weißen, deren einige Hundert

im Lande verheirathet waren, nahmen Theil an allen Rechten der übrigen Bürger, nur konnten sie nicht mitstimmen und keine Aemter bekleiden. Im Jahre 1820 theilte die Nationalversammlung der Tschirokis das Land in acht Bezirke, deren jeder vier Mitglieder in die gesetzgebende Versammlung schickte. Der Abgeordnete erhielt einen Dollar, der Sprecher anderthalb Dollars Tagegeld, die obersten Häuptlinge bekamen jährlich hundert und fünfzig Dollars. Die Gesetzgebung beschämte durch einige von ihr ausgehende Verordnungen die Kammern und Regierungen civilisirter Völker; sie verbot zum Beispiel die Einfuhr geistiger Getränke. Ein Mann der eine Tschirokesin heirathete, mußte dabei die Landesgesetze beobachten, die Vielweiberei war untersagt. Jeder Bezirk hatte seinen Richter, Marschall, Scheriff und zwei Konstabler. Das Veruntreuen, Unterschlagen oder Oeffnen von Briefen wurde mit einer Strafe von hundert Dollars und hundert Peitschenhieben auf den nackten Rücken belegt. Am Sonntage durften keine Geschäfte gemacht, alle Felder mußten eingezäunt werden. Sie hatten zweckmäßige Verordnungen über Erbrecht und letztwillige Verfügungen. Besonderes Gewicht legte man auf ein Gesetz, demgemäß kein Land an einen Weißen verkauft werden durfte, es sei denn mit ausdrücklicher Genehmigung der Mehrheit des Volkes. Wer dieses Gebot übertrat, sollte mit dem Tode bestraft werden.

Die Georgier waren nach dem Besitze des Tschiroki-Landes um so begieriger, weil dasselbe reich an Gold ist. Sie wandten alle erlaubten und unerlaubten Mittel auf, um die Indianer zu verdrängen. Die Bundesregierung ließ sich zu keinen gewaltthätigen Schritten herbei, aber die Gesetzgebung von Georgien bot die Hand zu einem wahrhaft schmachvollen Verfahren, denn sie verordnete und befahl, ohne irgend eine Rechtsbefugniß für sich geltend machen zu können, daß nach dem ersten Juni 1830 alle Tschirokis unbedingt denjenigen Verfügungen nachzuleben hätten, welche der Staat Georgien für angemessen erachte; sie erklärte ausdrücklich alle Gesetze, welche die Tschirokis sich selbst gegeben, für null und nichtig, und sprach jedem Indianer und Mestizen, sei er Krihk oder Tschiroki oder Abkömmling derselben, die Eigenschaft ab, ein gerichtliches Zeugniß abzulegen, w e n n d e r B e k l a g t e e i n W e i ß e r s e i! Damit war jeder Ungerechtigkeit und Willkür Thür und Thor geöffnet; und namentlich die Verfassung der Vereinigten Staaten auf eine schreiende Weise verletzt. Die Georgier hatten es ganz offen darauf abgesehen, den Tschirokis durch Ausübung einer ganz rücksichtslosen Willkür das Verbleiben innerhalb ihres eigenen Landes unmöglich zu machen. Nachdem alle Vorstellungen der Bedrängten in Georgien selbst fruchtlos geblieben, wandten sie sich an die berühmtesten Rechtsgelehrten Amerikas. Männer wie Clay und Webster gaben Gutachten ab, welche entschieden zu ihren Gunsten lauteten, und auf diese gestützt brachten die schwer Bedrängten ihre Sache vor das Obergericht der Vereinigten Staaten, das seine

Entscheidung in ähnlichem Sinne fällte, und den Georgiern durchaus und vollkommen Unrecht gab. Einer der Vertheidiger, Wilhelm Wirt, stellte den streitigen Punkt in helles Licht; namentlich fand er es auffallend, daß der Staat Georgien nichts gegen die Regierung der Tschirokis eingewandt habe, so lange sie Barbaren gewesen, und ihnen nun das Recht sich selbst zu regieren bestreite, nachdem sie civilisirte Leute geworden! *)

Zu ihrem größten Mißgeschicke waren die Tschirokis in zwei Parteien getrennt; sie theilten sich in Männer des Fortschrittes, welche die Nothwendigkeit begriffen, auf der einmal eingeschlagenen Bahn der europäischen Gesittung weiter vorwärts zu gehen, und in jene der Mißvergnügten. Die meisten unter diesen tranken Branntwein, während jene sich entschieden gegen den Genuß desselben erklärt hatten. An der Spitze beider Parteien standen halbblütige Männer, Mestizen. Die ersteren wurden von John Roß geleitet, einem fein und tüchtig gebildeten Manne von scharfem Geiste und praktischem Verstande; die zweite erkannte einen Herrn Ridge als ihren Führer. Der oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten entschied: Georgien dürfe seine grundverderblichen Gesetze über das Tschirokiland in demselben nicht vollziehen. Aber Georgien machte dem Rechtsspruche zum Trotz Anstalt, seinen Willen durchzusetzen. Die Tschirokis wichen nicht. Man versuchte durch List und Bestechung ans Ziel zu gelangen, kaufte die Stim-

---

*) Wir wollen hier ein Musterstück gerichtlicher Beredtsamkeit ausheben, welches zugleich das im Text Gesagte näher erläutert. W. Wirt sprach vor dem Obergerichte zu Washington unter Anderm: „Die, welche von der einst so großen und mächtigen Nation übrig geblieben, stehen hier als Märtyrer, und dieser Gerichtshof hat zu entscheiden, ob sie durch völlige Nichtachtung aller mit ihnen von unserer Seite abgeschlossenen Verträge aus der Welt vertilgt werden sollen. Sie stehen hier in der alleräußersten Noth und Bedrängniß. Gehen sie zu Grunde, so schwindet mit ihnen für alle Zeiten die Ehre und Ehrenhaftigkeit des amerikanischen Namens: Treue und Glauben unseres eigenen Volkes ist aufs Innigste mit ihrem Dasein verknüpft, und der Schlag, welcher sie zerstört, verlöscht auf immer auch unsern Ruhm. Denn auf welchen Ruhm könnte ein Patriot noch stolz sein, nachdem der gute Name seines Vaterlandes von dannen gewichen? Wir mögen Lorbeern auf dem Schlachtfelde und Trophäen auf dem Ocean gewinnen, — diesen Schandfleck auf unserm Wappenschilde könnten sie nimmer verdecken! Auf wie stolzen Ruhm wir auch jemals Anspruch machen, die Worte: Gedenkt des Volkes der Tschirokesen! werden allezeit eine Antwort darauf sein. Es giebt möglicher Weise Menschen, die sich ihrer eigenen Schmach rühmen; ihrer aber sind, dem Himmel sei gedankt, nur wenige. Die überwiegende Mehrzahl des amerikanischen Volkes betrachtet diesen Gegenstand in seinem wahren Lichte. Und ich kann nicht glauben, daß dieser hochachtbare Gerichtshof, der das Recht zu wahren und aufrecht zu erhalten hat, ruhig zusehen könne, und mit ansehen werde, daß man diesem Volke sein Eigenthum raube und es ausrotte auf Erden, während es sich auf feierlich geschlossene Verträge beruft und uns an die Erfüllung eingegangener Verpflichtungen mahnt. Wenn Treue und Glauben, Ehre und Gerechtigkeit aus jedem andern Theile unseres Landes geflohen sind, so soll man sie doch hier nicht vermissen. Wäre dem aber anders, dann wäre im Angesichte der ganzen Welt die Sonne unserer Freiheit in Verrätherei, Blut und Verbrechen untergegangen. Und weit entfernt, stolz zu sein auf unser Vaterland, sollten wir Felsen und Gebirge anflehen, unsere Schmach vor Himmel und Erde zu verbergen.“ The Book of the Indians; by Samuel G. Drake. Boston 1845. Book IV. cap. XIII. p. 99.

men einiger Häuptlinge, und schloß mit diesen einen Vertrag, dem zufolge die Nation auszuwandern verpflichtet war. Auf diesen gestützt drängte dann Georgien bei der Bundesregierung auf Wegschaffung der Tschirokis. Der Präsident schickte einen Unterhändler, einen Geistlichen, Schermerhorn, dem jedoch die Volksversammlung erklärte, die Nation wolle ihr Land nicht verkaufen. Schermerhorn suchte durch „Geldgeschenke" an Einzelne die Uebrigen zu binden, er schloß mit einigen wenigen Tschirokis, die er für einen „Nationalrath" ausgab (es waren 70 Männer!), einen Vertrag, dem zufolge das ganze Land, zwei Jahre nach erfolgter Ratification durch den Senat, den Weißen überantwortet werden mußte. Nicht weniger als 15,000 Tschirokis protestirten in Washington gegen den von einer Handvoll bethörter und bestochener Menschen erschlichenen oder erzwungenen Vertrag; aber trotz aller Gegenvorstellungen wurde derselbe am 14. März 1836 für bindend und gültig erklärt.

Die Tschirokis, auf eine so schmachvolle Weise hingeopfert, begriffen, daß man sie auf alle Fälle aus dem Lande ihrer Väter vertreiben werde, und suchten jetzt noch möglichst günstige Bedingungen zu erhalten. Die Regierung der Vereinigten Staaten verstand sich indessen nur zu einer Summe von fünf Millionen Dollars; sie nahm den sogenannten Vertrag von New-Echota, welchen Schermerhorn mit 600 Tschirokis (von welchen, wie gesagt, 70 Männer, das übrige Weiber und Kinder) abgeschlossen hatte, als gültig an; Präsident Jackson bot Alles auf, ihn durchzusetzen, der Senat hatte ihn genehmigt, und im Repräsentantenhause ging er, mit 102 gegen 97 Stimmen durch, nicht weil er ehrlich und gerecht, sondern zu einer „Nothwendigkeit" geworden sei und den Indianern „zum Nutzen gereiche!" General Scott mußte 1838 mit 2000 Mann Truppen ins Land der Tschirokis einrücken. Er fand keinen Widerstand. Im Jahre 1839 wurde General Carrol beauftragt, die Räumung des Landes und die Uebersiedelung der Indianer zu bewerkstelligen *). Sie mußten die von ihnen gegründeten blühenden Städte, z. B. New-Echota, und ihre Dörfer räumen; sie durften sich der freien Presse gegen ihre Dränger nicht mehr bedienen, denn die Georgier erlegten dem „Cherokee Phönix" Schweigen auf, nachdem diese Zeitung nachgewiesen, daß das Land, mit dem die Weißen sich bereicherten, einen

*) Die Verwaltung des Präsidenten van Buren lieferte in dieser Angelegenheit den Beweis, daß man in dem republikanischen Amerika keine Scheu trug, die sprüchwörtlich gewordene Unsittlichkeit europäischer Diplomaten zum Muster zu nehmen. General Carrols Instructionen nehmen an, daß in ehrlicher und offener Verhandlung mit dem gesammten Volke wohl nichts auszurichten sein werde. Deshalb „he must go to them not as a negociator, but as *a friend*; appeal to the chiefs and influential men, *not together*, *but apart*; make offers to them *of extensive reservations* in fee simple, and other rewards; *secure*, even from the chiefs, *your official character;* move upon them in the line of their *prejudices;* tell them, unless the remove, *their law will be trodden under foot;* enlarge upon the *advantages* of their condition in the west."

Werth von mehr als hundert Millionen Dollars habe, indem es die Hauptgoldregion im östlichen Nordamerika bilde. Gegen Ende des Jahres 1838 war das Volk der Tschirokis über den Mississippi gebracht worden, um in einem neuen Lande neue Wohnsitze zu begründen. Aber sie konnten die Heimath nicht vergessen. Der Haß der Nation verfolgte diejenigen, welche den Vertrag von New-Echota abgeschlossen, trotzdem gerade diese Partei späterhin zur Einsicht gekommen war und sich bemüht hatte, das Geschehene rückgängig zu machen. Ein oben von uns angeführtes Gesetz bestimmt Todesstrafe für Jeden, welcher ohne Zustimmung der Mehrheit der Nation Land an Weiße verkauft. Ridges Partei hatte sich dieses für Hochverrath erachteten Verbrechens schuldig gemacht. Am 22. Juni 1839 traten vierzig tschirokesische Männer zusammen, um das Gesetz auf eigene Faust zu vollstrecken. Sie drangen in Ridges Haus, und ermordeten ihn, sammt seinem Sohne und einigen anderen Unterzeichnern jenes Vertrages. Einem Häuptlinge der Krihks, Mac Intosh, war einige Jahre früher ein ähnliches Schicksal zu Theil geworden. Er hatte gleichfalls mit dem Staate Georgien einen Vertrag wegen Abtretung des Landes der Krihks unterzeichnet. Dafür zogen die Krieger gegen ihn, umzingelten sein Haus, und schossen dreihundert Kugeln in dasselbe, als „Belohnung für den Vertrag."

Es gereicht zu einigem Troste, daß sowohl die Tschirokis wie die Krihks in ihrer neuen westlichen Heimath sich in günstigen Verhältnissen befinden. Jene sind auch dort betriebsam; sie haben acht Freischulen und zwei höhere Erziehungsanstalten für Knaben und Mädchen, und ihr Ackerbau gedeihet. Noch weiter sind die Krihks fortgeschritten, welche im Jahre 1847 schon 100,000 Bushels Getreide nach Neu-Orleans verschifften, von wo dasselbe nach Europa ging; und die Viehzucht wird von ihnen so eifrig betrieben, daß sie den Ueberschuß ihrer Heerden an die Händler aus Missouri, Indiana und Illinois verkaufen.

Im Jahre 1836 waren bereits 40,000 Indianer in das westlich vom Mississippi liegende Gebiet übersiedelt worden, nämlich: 18,000 Krihks, 15,000 Tschaktas, 6000 sogenannte westliche Tschirokis, 2000 Odschibwäs, Ottawas und Pottawatomis, 1300 Schahnis, 800 Delawaren, 500 Quapas, 400 Seminolen, 600 Kickapus, 400 Senecas, und einige hundert Appalachicolas, Weas, Piankschas, Peorias und Kaskaskias. Das Indianergebiet ist für die einzelnen Stämme und Völker in siebenzehn verschiedene Abtheilungen getheilt worden. Auch die Miamis vom Wabasch, und die früher bei Sandusky ansässigen Wyandots haben Reserven erhalten. Die Tschikasas wohnen neben den stammverwandten Tschaktas; an der Südseite des Missouri haben sich Irokesen und Mohikaner niedergelassen; so daß im Jahre 1844 schon 77,000 Indianer angesiedelt waren, deren Zahl sich seitdem noch vermehrt hatte. Es darf nicht verschwiegen werden, daß die Regierung der Vereinigten Staaten bei dem Trans-

porte derselben vom Osten nach dem Westen sich mehr als einmal der strafbarsten Nachlässigkeit schuldig gemacht hat. Sie überwachte die Geschäftsmänner nicht, welche es übernommen hatten, die Ausgekauften oder Verbannten aus dem einen Lande ins andere zu führen. Am 31. October 1837 waren auf dem Mississippi im Dampfer Monmouth eine Masse von 600 indianischen Auswanderern zusammengedrängt. Dieses Schiff stieß mit einem andern zusammen, und nicht weniger als 311 von jenen 600 fanden ihren Tod in den Wellen. Der Dampfer war längst für untauglich erklärt worden, aber für die Rothhäute mochte er noch gut genug sein!

Die Regierung der Vereinigten Staaten hat den Indianern einen Theil der Kaufsumme für die von ihnen abgetretenen Ländereien baar bezahlt, einen andern Theil aber vertragsmäßig als ein Capital zurückbehalten, dessen Zinsen, der getroffenen Uebereinkunft gemäß, zu bestimmten Zwecken verwandt werden müssen, z. B. für Erziehung und Unterricht, für Waisen und andere Hülfsbedürftige &c. Im Jahre 1847 betrug das Capital 2,181,821 Dollars, es wurde mit 114,118 Dollars verzinset. Außerdem zahlt aber die Regierung den Indianern noch Jahrgelder (Annuitäten), gleichfalls für abgetretene Ländereien, im Belaufe von 265,655 Dollars, für einen Capitalbestand von 5,273,100 Dollars.

Der Versuch, die Indianer in ihrer neuen Heimath zu civilisiren, ihnen die volle Souveränetät zu lassen und sie doch zu leiten und zu überwachen, ist in jedem Falle der Aufmerksamkeit würdig. Wir wollen zeigen, wie sich bis jetzt die Dinge gestaltet haben; ein sicheres Urtheil wird sich erst nach Ablauf einiger Menschenalter fällen lassen. Die Anfänge scheinen theilweise einen gedeihlichen Fortgang zu versprechen, und an Raum zu freier Bewegung ist kein Mangel. Bei der staatlichen Einrichtung haben die Indianer sich theilweise nach dem amerikanischen Muster gerichtet. Die Regierung zu Washington hält für die indianischen Angelegenheiten „Superintendenten" zu St. Louis in Missouri, zu Fort Gibson in Arkansas, zu Detroit in Michigan und in Oregon; Agenten zu Fort Leavenworth, zu Santa Fe, am Salz-See im Utahgebiete, am Osageflusse, zu Winnebago, am obern Platte, und bei den Tschirokis, Krihks und Tschikasas. Außer diesen hat sie noch eine Anzahl Unteragenten bestellt. Alle diese Beamten sind verpflichtet, insbesondere auf strenge Beobachtung der Verträge zu halten, und die Indianer gegen jeden etwaigen Uebergriff in Schutz zu nehmen.

Wir wollen in Nachstehendem die gegenwärtigen Verhältnisse der Indianer in ihrem westlichen Lande schildern.

Den Süden desselben, zwischen dem Red-River und dem untern Arkansas, auf einer Strecke von etwa 75 Stunden in der Breite und 100 Stunden in der Länge haben die Tschaktas (Choctaws) inne. Der nördliche Theil eignet

sich zum Getreide-, der Süden auch zum Baumwollenbau. Säge- und Griesmühlen und Cotton-gins, d. h. Maschinen, um die Baumwolle von den Samenkörnern zu reinigen, sind mehrfach vorhanden; eben so ein Salzwerk. Die Tschaktas haben geschriebene Verfassung und Gesetze; ihr Gebiet ist in drei Bezirke getheilt; jeder derselben wählt, allemal nach Ablauf von vier Jahren, einen regierenden Häuptling und zehn Abgeordnete. Der in solcher Weise zusammengesetzte allgemeine Rath, die höchste Landesbehörde, versammelt sich jährlich am ersten Montag im October. Die drei Häuptlinge haben zusammengenommen ein Einspruchsrecht, dasselbe ist aber ohne Gültigkeit, sobald zwei Drittel des allgemeinen Raths wiederholt ein beschlossenes Gesetz für nothwendig erklären. Das Haus, in welchem die Volksvertreter ihre Berathungen halten, ist groß und geräumig, und hat Zimmer für die Ausschüsse; die Sitzungen dauern gewöhnlich zehn Tage lang und sind öffentlich. Der Abgeordnete erhält zwei Dollars Taggeld. Alle Angeklagten werden von Geschwornen gerichtet, können aber Berufung an das Obergericht einlegen. Alle Männer sind wehrpflichtig. Geistige Getränke dürfen nicht verkauft werden*). Die Tschaktas haben etwa ein Dutzend Schulen; eine höhere Lehranstalt in Scotts County, im Staate Kentucky, welche 1840 von 125 Zöglingen besucht wurde, ist nun in ihr eigenes Gebiet verlegt worden. Im Jahre 1843 verwandten die Tschaktas, unter denen mehre Missionäre leben, von ihren Jahrgeldern die Summe von 18,000 Dollars für den öffentlichen Unterricht.

Die Tschikasas (Chicasaws) leben unter und neben ihren Stammverwandten, den Tschaktas. Sie haben das Recht, einen vierten Bezirk zu bilden, und zehn Volksvertreter zur Landesversammlung zu wählen. Sie bauen viel Korn, ziehen eine Menge Hühner, und versorgen das Fort Washita in Arkansas mit Butter, Kartoffeln und andern Lebensmitteln.

Die Krihks (Creeks) oder Muskoghen haben, nördlich von den Tschaktas, einen 75 Stunden langen und 45 Stunden breiten Landstrich inne. Nach Westen hin bildet das neue Gebiet der Seminolen die Südgränze. Derselbe ist theilweise ungenügend bewässert, aber sehr gesund. Die Krihks fanden hier eine ähnliche Gegend wie in der alten Heimath am Chattahoochee und in den Ebenen Georgiens. Jede einzelne Häuptlingschaft hat ihre besondere Gerichtsbarkeit; jedes Dorf seinen Häuptling. Sie besitzen noch keine geschriebene Verfassung; eine zu bestimmtem Behufe einberufene Landesversammlung entscheidet über allgemeine Angelegenheiten. Der Ackerbau wird von jeder Dorfgemeinde gemeinschaftlich betrieben; alle Gemeindeangehörigen müssen beim Umackern, Säen und Ernten Hand anlegen. Manche Landbesitzer lassen jedoch daneben ihre besonderen Aecker durch Sklaven bebauen. Auch ihre alte Eintheilung in Obere

*) Die südlichen Indianer haben stets die Branntweinpest von sich fern zu halten gesucht. Schon vor sechszig Jahren schlugen sie die Rumfässer, welche man in ihr Land brachte, mit Streitäxten entzwei. Bartrams Reisen, S. 468.

und Untere Krihks ist beibehalten worden. Sie dulden keine Missionäre in ihrem Lande, sorgen aber für den Unterricht ihrer Jugend, und haben 1843 ein Gesetz gegeben, dem gemäß alle weißen Männer, welche Karten spielen, aus dem Lande verbannt werden sollen.

Die Seminolen gränzen im Süden an den Canadian, einen Zufluß des Arkansas, und an die Tschaktas und Tschikasas. Ihr Gebiet hat eine Länge von etwa 35 Stunden, und reicht vollkommen für ihre Bedürfnisse aus. Sie fügen sich aber nur mit Widerstreben. Ihre alte Heimath in Florida war ein Land mit beinahe tropischem Charakter; es lieferte ihnen mit leichter Mühe Pfeilwurz und Fische in Menge; am Canadian sind sie auf Viehzucht und Ackerbau angewiesen, lassen aber beide vorzugsweise durch ihre Sklaven betreiben.

Das neue Gebiet der Tschirokis liegt zwischen jenem der Krihks und Osagen, ist gut bewässert, vom Arkansas durchströmt, und eignet sich vortrefflich zum Getreidebau. Das Volk lebt in gedeihlichen Verhältnissen, wohnt in bequemen Häusern, hat zahlreiche Heerden, zieht Pferde, und die Frauen spinnen und weben. Fast jeder Tschiroki kann schreiben und lesen; die meisten zeigen Anstelligkeit für die Gewerbe; ihr Land ist reich an Salz, Kohlen und Gips. Sie sind, wie wir schon oben nachwiesen, am weitesten vorgeschritten, und hatten auch in ihren alten Wohnsitzen weniger dem Kriege als dem Frieden obgelegen. Ein Theil derselben, die „westlichen" Tschirokis, war schon 1812 über den Mississippi gegangen.

Die Osagen waren einst Besitzer des Gebietes, welches nun zum großen Theil anderen Völkern angewiesen worden ist. Alle Bemühungen, sie von ihrem unstäten Leben zu entwöhnen, wollten bisher noch wenig fruchten. Man hat ihnen Handwerker, Viehzüchter und Ackerbauer als Lehrmeister ins Land geschickt, aber sie ziehen das Herumschweifen auf den Prairien vor, obwohl die Jagd von Jahr zu Jahr spärlichere Ausbeute giebt.

Außer diesen sechs Völkern sind noch neunzehn andere weniger zahlreiche Stämme in das Westgebiet übersiedelt worden. Nordöstlich von den Tschirokis, an der Westgränze des Staates Missouri, wohnen Senecas mit einigen Schahnis vermischt, zusammen etwa 500 Köpfe, ein fleißiger, ordentlicher Menschenschlag, der mehre Hundert Acker Landes mit Getreide bestellt, und gutes Vieh züchtet. Ihre Nachbarn, die Quapas, wohnen am Neoscho oder Grand-River; ihnen gehörte früher das Land im Süden des Arkansas bis zur Mündung des Canadian. Sie sind Branntweintrinker und führen ein unstätes Leben. Die Piankschas und Weas gehören zum Stamme der Miamis, und kamen vom Wabasch, aus Illinois, gleich den westlich neben ihnen hausenden Peorias und Kaskaskias. Alle vier Stämme zählen noch nicht tausend Köpfe; die Ottawas aus Ohio nur 200, eine Bande aus Michigan herüber gekommener Odschibwäs, sämmtlich am obern Osageflusse, nur 60 Köpfe. Etwa 1300

Schahnis haben Land an der Mündung des Kanzas in den Missouri erhalten, sich willig feste Wohnsitze gebaut, dem Jägerleben völlig abgesagt, und alle Arbeitsscheu überwunden. Sie pflügen mit Ochsen, zäunen ihre Felder ein, besitzen gut eingerichtete Wohnhäuser und Scheunen, haben stets Vorrath von überjährigem Getreide, legen sich mit Erfolg auf Pferdezucht, und bieten gastfrei dem Reisenden ein schmackhaftes Mahl und ein reinliches Bett. Die Methodisten haben unter ihnen Arbeitsschulen gegründet, welche von mehr als 100 Lehrlingen, Schuhmachern, Schmieden, Stellmachern ꝛc. besucht werden; die Mädchen lernen Kochen, Spinnen, Weben, Stricken und Alles was zu einem bürgerlichen Haushalte gehört. Die neben ihnen wohnenden Delawaren aus Pennsylvanien besitzen 2,208,000 Acker, zählen etwa 1000 Köpfe und eifern ihren Nachbarn rühmlich nach. Einige hundert Monsihs oder Minsis, deren Vorfahren am Hudson wohnten, und eine kleine Zahl Stockbridge-Indianer Ueberreste der Mohikaner, haben sich mit ihnen vereinigt. Nördlich von den Delawaren, hart am rechten Ufer des Missouri, haben die Kickapus 768,000 Acker fruchtbarsten Bodens inne; einige hundert Mischlinge aus den Stämmen der Eioäs (Jowas), Otus und Missouris, am Großen und Kleinen Namaha, scheiden alle die genannten halbcivilisirten Stämme von den noch völlig in alter Indianerweise lebenden Otus, Pahnis, Omahas und Sioux. Auch die zwischen den Delawaren und Schahnis eingehegten Kanzas sind noch Jäger geblieben.

Im Allgemeinen ergiebt sich als Resultat, daß die südlichen Stämme, welche schon in ihrer alten Heimath mehr Ackerbauer als Jäger waren, leichter für ein seßhaftes Leben und die davon unzertrennlichen Arbeiten gewonnen werden, als die nördlichen Völker. Doch bequemen sich, wie aus den Berichten der Agenten in den Indianerländern hervorgeht, auch diese zum Theil, und meist mit Hülfe der Missionäre, ihre Aecker zu bebauen. Die Algonkiner in Michigan verkaufen Getreide und trinken keinen Branntwein, die Odschibwäs in Wisconsin haben die Gütergemeinschaft aufgehoben und besitzen nun Privateigenthum; die an den Osagefluß verpflanzten Wyandots haben es sogar bis zum Klavierspielen gebracht. Dagegen verharren die Sioux, namentlich auch jene in Minnisota, am obern Mississippi, steifnackig bei ihren alten Gewohnheiten, und bisher haben Agenten und Missionäre alle ihre Mühe vergeblich bei ihnen angewandt, während diejenigen von den Stockbridges, welche nach Wisconsin übersiedelten und die sogenannten Brothertons, in jenem Staate volles Bürgerrecht erhielten, und sich desselben würdig zeigen.

Die eigentlichen Prairiestämme sind noch am weitesten zurückgeblieben. Ueber neun derselben führt ein Agent am obern Missouri die Aufsicht. Im Jahre 1847 betrug ihre Zahl 45,946, die in 5587 Zelthütten wohnten *).

---

*) Im Staate Neu-York und Ohio besitzen die Indianer noch Reserven, auch in einzelnen

Die Indianer im Westgebiete befinden sich, wie aus obigen Mittheilungen hervorgeht, in günstiger Lage, und es steht ganz bei ihnen, was sie aus sich machen wollen. Die Anfänge scheinen, wie schon gesagt, versprechend; ein sicheres Gedeihen und weitere Fortschritte sind indessen nur möglich, wenn diese Stämme sich zu einem Gefühle der Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit erheben, und eine für Alle gemeinschaftliche Bundesregierung bilden. Aber bisher sind alle darauf hinzielende Vorschläge der amerikanischen Präsidenten nicht in ihrer Bedeutung verstanden und daher abgelehnt worden. Die alte Unbändigkeit, der Hang nach vereinzeltem Dasein schlägt noch immer vor, obwohl sie bereits einzusehen angefangen, daß eine Bundesverfassung ihnen mannichfachen Nutzen bringen würde. Im Jahre 1843 hielten die Abgeordneten der meisten Stämme des Westgebietes eine allgemeine Berathung zu Tahlequah im Tschirokilande, und schlossen einen Vertrag folgenden Inhalts: 1) Alle Stämme halten Frieden untereinander. 2) Es soll keine Wiedervergeltung und Blutrache für Beleidigungen und Verbrechen stattfinden. 3) Es soll für Verbesserungen in Ackerbau, Gewerbe und Künste gesorgt werden. 4) Es soll kein Stück Landes, gleichviel unter welcher Form, wieder abgetreten werden. 5) Die Verbrechen, welche Angehörige des einen Stammes im Gebiete eines andern begehen, sollen bestraft werden. 6) Es soll ein allgemeines indianisches Bürgerrecht festgestellt werden. 7) Die Einfuhr geistiger Getränke soll nicht gestattet werden. — Der Wille ist löblich, aber es fehlt an einer Behörde, welche die Ausführung sicherte. Der Indianer ist seinem ganzen Wesen nach mißtrauisch; dieses Mißtrauen „hat ihm sein Herz ausgefressen," und darin liegt ein Hauptinderniß für das Gedeihen des Repräsentativsystems, weil dieses Vertrauen in die Redlichkeit und Fähigkeit der Abgeordneten voraussetzt, welchen jeder Bürger eine gewisse Summe von Machtvollkommenheit überträgt.

Es fragt sich auch, wie lange die Indianer ungestört in diesen neuen Wohnsitzen bleiben werden. Der Zug der Auswanderung aus den älteren Staaten geht nach Westen. Vor fünf und zwanzig Jahren war Oregon fast noch unbekannt,

---

andern Staaten östlich vom Mississippi leben hin und wieder noch „rothe Leute," eben so, wie wir schon angeführt, in Canada. In Neu-York schätzt man ihre Zahl auf 4270. Westliche Stämme:

Sioux	. in 2230	Zelthütten, ...	19,660 Seelen.
Rikkaris . .	„ 240	„	1800 „
Dickbäuche .	„ 150	„	1350 „
Mandanen .	„ 40	„	360 „
Ponkas . . .	„ 200	„	1600 „
Schavennes .	„ 317	„	2536 „
Kräbenindianer	„ 530	„	5300 „
Schwarzfüße .	„ 870	„	6480 „
Steinindianer	„ 980	„	6860 „

Neu-Mexico und Californien gehörten zum Staatenbunde der mexicanischen Republik. Diese drei Länder sind nun Theile der großen Union, und Zielpunkte für Hunderttausende von Auswanderern geworden. Die große Straße zu ihnen führt aber mitten durch das westliche Indianergebiet. Jene nach Oregon geht von Independence in Missouri in nordwestlicher Richtung durch das Land der Schahnis, der Kanzas und der Delawaren; die Karawanenstraße nach Santa Fe südwestlich gleichfalls durch Indianergebiete, und eine Eisenbahn vom Mississippi zum Stillen Meere, mit einem Anfangspunkte bei Memphis in Tennessee oder zu St. Louis, würde immer das ganze Gebiet durchschneiden müssen, und mit Nothwendigkeit zahlreiche Ansiedelungen weißer Männer im Gefolge haben. Es steht also anzunehmen, daß neue Störungen und Beeinträchtigungen nicht ausbleiben.

Ueberhaupt ist das Schicksal der Indianer ein ungewisses, und ihre Zukunft unsicher, auch im Westlande, und wenn sie sich auch der europäischen Gesittung völlig zuwenden, die doch innerlich ihrem ganzen Wesen widerstreitet. Die Stämme, welche sich der amerikanischen Union unterwarfen, sind vor einer Ausrottung durch Waffengewalt gesichert; ob sie aber einer langsamen Einwirkung der ihnen aufgedrungenen Civilisation in so weit gewachsen sind, daß sie dieselbe verdauen und mit sich amalgamiren, muß die Zeit lehren. Die Völker im hohen Norden sterben sicherlich ab, darüber kann kein Zweifel sein; auch die Prairiestämme haben keine Zukunft, und heute um so weniger, da sie mit den Vereinigten Staaten einen Vernichtungskrieg begonnen haben, dessen Ende mit Sicherheit vorauszusehen ist. Sie werden den Waffen der Weißen erliegen, und Blattern und Branntwein thun das Uebrige. Während jene Indianervölker, welche zu einem seßhaften Leben sich bequemen, an Seelenzahl wachsen, räumt der Tod unter den fernen Prairiestämmen in einer grauenhaften Weise auf. Die Blattern und andere Seuchen raffen Tausende hinweg. „Im Jahre 1837 kam dieser Würgengel über die unglücklichen Söhne der Wildniß wie noch nie zuvor; er verwandelte die weiten Jagdgründe wie die stillen Ansiedelungen jener Stämme in unabsehbare, öde Leichenäcker. Binnen wenigen Monaten starben 30,000 Menschen. Die Krieger, einst so muthig, sind nun ein Raub gieriger Wölfe auf der Prairie, und die wenigen Ueberlebenden unterwerfen ihr Loos in dumpfer Verzweiflung der Barmherzigkeit der Weißen. Die Todesfackel, welche der Rothhaut zum weiten wüsten Grabe leuchtet, ist zum Glücksstern geworden für den vorwärtsdringenden Ansiedler und den Handelsmann des weißen Stammes. Die einst so mächtigen Mandanen starben bis auf etwa dreihundert Köpfe dahin; von den Gros-Ventres, Rikkaris mehr als die Hälfte; auch die Assiniboins und Schwarzfüße wurden entsetzlich heimgesucht; bei dem letztgenannten Volke starben binnen wenigen Wochen mehr als tausend Zelte aus." Damals erlagen 60,000 Indianer der rasch dahinraffenden Seuche. Nicht geringere, wenn auch langsamere Verwüstungen richtete das Feuerwasser an,

dem gerade die nördlichen Indianer und die Stämme der Prairien in unmäßigster Weise fröhnen*).

---

*) Die nordamerikanischen Indianer wurden schon 1535, als Cartier den St. Lorenzstrom hinaufschiffte, mit geistigen Getränken bekannt gemacht. Die Franzosen reichten dem irokesischen Häuptling Donnaconna zum Zeichen der Freundschaft Brot und Wein. Die Völker in Mexico hatten das noch heute so beliebte Pulque und andere berauschende Getränke, welche den Stämmen am Atlantischen Meere und im Stromgebiete des Mississippi völlig unbekannt blieben. Diese tranken nur Wasser. Dem Reize, welchen häufiges Verzehren des ungesalzenen Fleisches hervorbrachte, suchten sie durch Genuß von Beeren, Holzäpfeln, namentlich auch durch wilde Trauben und andere saure und sehr bitter schmeckende Früchte zu steuern. Sie schälten auch die säuerlich schmeckende Rinde mancher Baumarten ab, und leckten an derselben. Als sie den Essig kennen lernten, tranken sie davon im Uebermaß, und als man ihnen Salz gab, verschluckten sie dasselbe löffelweise. Mit derselben Hast tranken sie den Branntwein, welchen die Franzosen ihnen brachten, den Rum, welchen sie durch die Engländer, und den Whiskey, den sie von den Amerikanern erhielten. Den Algonkinern wurde der Branntwein an dem Tage bekannt, da Hudson bei der Insel Manhattan, dem heutigen Neu-York, Anker warf. Heckewelder, dessen Werk eine wahre Fundgrube wichtiger Nachrichten über die Indianer ist, erzählt eine Tradition über die erste Ankunft der Europäer im Hudson, wie sie ihm von alten Delawaren, Monceys und Mohikanern mitgetheilt wurde. Als das fremde Schiff in Sicht kam, versammelten sich die Oberhäupter und Aeltesten am Strande und empfingen den weißen Mann, welcher rothe mit goldenen Tressen besetzte Kleider trug, und von zwei anderen begleitet war, sehr zuvorkommend. Sie hielten ihn für einen Manito. Einer seiner Diener bringt eine große Flasche, gießt aus derselben eine Flüssigkeit in einen kleinen Becher und überreicht ihn dem Manito. Dieser trinkt, läßt den Becher aufs Neue füllen und reicht ihn dem zunächst stehenden Häuptling. Der nimmt ihn auch, riecht aber nur hinein, giebt ihn weiter, und so geht er im Kreise herum, zurück an den rothgekleideten Manito. Doch plötzlich tritt ein tapferer Krieger hervor und erklärt es für unschicklich, den Becher ungeleert zurück zu geben, welchen ein Manito ihnen gereicht, der doch selber getrunken habe. Man müsse seinem Beispiele folgen, damit er ihnen nicht zürne und vielleicht den Untergang bereite. Da kein Anderer trinken wolle, so werde er den Becher ausleeren, was auch die Folge sein möge; es wäre besser, daß ein Mensch zu Grunde gehe, als die ganze Nation. Darauf ergriff er den Becher, nahm feierlich Abschied von den Anwesenden, und leerte ihn völlig aus. Bald fing er an zu wanken und fiel der Länge nach zu Boden. Die Anwesenden beklagen sein Schicksal, denn da er in Schlaf versinkt, meinen sie, er werde nie wieder erwachen. Aber nach einiger Zeit schlägt er die Augen auf, erhebt sich, und erklärt, noch nie im Leben habe er so angenehme Empfindungen gehabt, und sich so glücklich gefühlt, als nachdem er aus dem Becher getrunken. Er bittet den Manito noch um ein Geschirr voll, sein Wunsch wird gewährt, alle Anwesenden folgen seinem Beispiel und werden berauscht. — Als die Puritaner 1620 bei Plymouth gelandet waren und mit Massasoit, dem Häuptling der Pokanokets, in Berührung kamen, begrüßten sie ihn mit einem „pot of strong water.“ Von höchst nachtheiliger Wirkung war die Ausdehnung des Pelzhandels. Der Indianer wurde durch Branntwein zur Jagd aufgemuntert, und mit Branntwein bezahlte man ihm die Waare, welche er einlieferte. So wurden die Thiere, welche seine Nahrung bildeten, immer seltener, und sein Körper wie sein Geist geschwächt. Mit dem Branntwein kam auch die Lustseuche sammt den Blattern und anderen Krankheiten unter die Indianer. Mord und Todtschlag wurden häufig, da starke Getränke auf das cholerisch-melancholische Temperament der rothen Leute eine entsetzliche Wirkung üben. Alle Bekehrungsversuche der Missionäre mußten an Barbaren scheitern, die man zum Trunk verleitete und durch denselben noch mehr verwilderte. Wie wenig die Bemühungen fruchteten, durch sogenannte Licenzen für den Pelzhandel dem Branntweinverkaufe zu steuern, haben wir in einem frühern Hauptstück berichtet. Das Feuerwasser kam mit den Pelzhändlern und den Krämern, welche das innere Land durchziehen, vom St. Lorenz, Hudson und Delaware bis in die nordi-

Das alte Indianerthum schwindet dahin und hat keine Zukunft mehr. Das Feuer, um welches einst die Stämme sich sammelten, wenn sie Berathung hielten, ist erloschen, das Wild verschwunden oder selten geworden; über die Jagdgründe geht der Pflug, in den Wäldern erklingt der Schall der Axt, und auf den einst einsamen Strömen peitscht das dampfgetriebene Schaufelrad die Wellen. Auf den Gräbern der Krieger und Helden, welche einst muthig die Streitaxt geschwungen, erheben sich volkreiche Städte oder Dörfer, und die Zeit nahet heran, wo auf dieser Seite des großen Vaters der Gewässer auch nicht ein einziger rother Mann mehr sein Gebet zum großen Geiste erheben wird!

Die Konoschioni oder Irokesen.

Nachdem wir die Verhältnisse der Indianer im Allgemeinen geschildert, wird es angemessen sein, einen Völkerbund näher ins Auge zu fassen, der hauptsächlich in den Kriegen, welche die Weißen gegen einander führten, eine so hervorragende Bedeutung gewann. Auch schon deshalb verdient er eine besondere Berücksichtigung, weil er allein unter den Indianern sich zu einer Art von staatlichem Gemeinwesen emporgearbeitet hat. Als die Europäer Nordamerika entdeckten, hatten die irokesichen Stämme ihren Hauptsitz im westlichen Neu-York; sie reichten westlich bis an den Ohio, nördlich zum St. Lorenzstrom und Champlain-See, östlich

---

schen Einöden, in die westlichen Wälder und Prairien, in die Thäler der Felsengebirge, bis zur Mündung des Columbia, und hat überall dieselben vernichtenden Wirkungen geübt. In den Streitigkeiten zwischen den Franzosen und Engländern, und zwischen diesen und den Amerikanern, wurde Branntwein benützt, um die Indianer zur Parteinahme am blutigen Kampfe zu bewegen. 1774 entstand zwischen den Schahnis und den Mingos in Virginien in Folge einiger im Rausche verübten Mordthaten ein sehr blutiger Krieg. Häufig wurden von weißen Bösewichtern Indianer, welche reiche Jagdbeute bei sich führten, betrunken gemacht und ermordet. Um dem Rausche das Gefährliche für den weißen Handelsmann zu benehmen, mischte man Opium und spanische Fliegen-Tinktur in den Rum. Heckewelder traf bei Pittsburg einen Indianer, der ihm sagte: „Ich heiße der schwarze Fisch. Zu Hause bei meinem Volke bin ich ein tüchtiger Kerl, und wenn ich hier bin, ein Schwein!“ Er konnte, wenn er unter den Weißen war, dem „Teufelsblut“ nicht widerstehen. — Loskiel, Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter die Indianer in Nord-Amerika, Barby, 1789, an vielen Stellen; ebenso: Longs See- und Landreisen; Johann Heckewelders Nachricht von der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen der indianischen Völkerschaften, welche ehemals Pennsylvanien und die benachbarten Staaten bewohnten. Aus dem Englischen von Fr. Hesse, Göttingen, 1821. Die Sage über Hudsons Ankunft auf Manhattan steht auch in: Collections of the New-York Historical Society, Second Series, Vol. I. New-York, 1841: Indian tradition of the first arrival of the Dutch at Manhattan Island, now New-York, p. 71. Schoolcraft, the influence of ardent spirits on the condition of the North-American Indians, in Wigwam, p. 353.

bis in die Gegend, wo nun Albany am Hudson liegt. Zur Zeit ihrer größten Macht erschallte ihr Kriegsruf auch am Obern See, und unter den Mauern von Quebec. Sie hatten das Stammesfeuer der nun längst verschollenen Eries ausgelöscht, die Susquehannocks von der Erde vertilgt, die Lenapen, Nantikokes und Monsis (Monceys, Munsees) unterjocht, die Metoacks und Manhattans zinspflichtig gemacht und waren in ganz Neu-England gefürchtet. Sie zogen nach Süden bis ins Land der Katabas und Tschirokis; sie kämpften mit ihrer Streitart in Virginien wie in Illinois, und weit und breit zitterten Indianer und Europäer vor dem Namen dieser Konoschioni.

Das westliche Neu-York, gleichsam das Kernland der Irokesen, ein schöner Landstrich mit zahlreichen Gefließen und Binnenseen, war einst reich an Wild, ist ergiebig an Fischen, und für den Maisbau trefflich geeignet. Aus diesem „Paradiese im Norden," wie das Land der Tschirokis mit Recht für ein Paradies im Süden gilt, waren zu allen Zeiten das Ohiothal, das Meer und die großen Seen mit leichter Mühe zu erreichen. Ueberlieferungen und eine große Zahl alter Denkmäler deuten an, daß in früheren Zeiten verschiedene Völker heftige Kämpfe um den Besitz desselben geführt. Die Irokesen blieben Sieger. Diesen Namen erhielten sie von den Franzosen *); bei den Engländern hießen sie die Fünf Nationen, bis 1714 die stammverwandten Tuscaroras in ihren Bund traten, und die sechste Nation bildeten. Sie selbst nannten sich auch Ongwe Honwe oder „das Volk, welches alle anderen übertrifft" **). Als die fünf Nationen ihren Bund schlossen, nahmen sie die Benennung Konoschioni an, d. h. buchstäblich: Volk des langen Hauses, bildlich: ein vereinigtes Volk, und mit diesem Worte bezeichnen sie noch heute ihre Gesammtheit. Das „lange Haus" dehnte sich nach Osten und Westen über eine Strecke von mehr als hundert und fünfzig Stunden aus. Ueber ihre frü-

*) Charlevoix schreibt: Le nom *d'Iroquois* est purement françois, et a été formé du terme *Hiro*, qui signifie: *j'ai dit*, et par quel ces sauvages finissent tous leurs discours, comme les Latins faisaient autrefois par leur *Dixi;* — et de *Koué*, qui est un cri, tantôt de tristesse, lorsqu'on le prononce en trainant, et tantôt de joye quand on le prononce plus court. Leur nom propre est *Agonnonsionni* (Konoschioni), qui veut dire *Faiseurs de Cabannes;* parce qu'ils les batissent beaucoup plus solides, que la plupart des autres Sauvages. — Schoolcraft sagt: the word is founded on an exclamation or response, made by the Sachems and warriors on the delivery to them of adress. (Siehe oben.)

**) The word *Honwe* means *man*. By the prefixed term *ongwe* it is qualified to mean *real*, as contradistinguished from shame men, or cowards; it may also mean strong, wise or expert men, and by ellipsis, men excelling others in manliness. But is was in no other sense distinctive of them. It was *the common term for the red race of this continent*, which the would appear by the phrase to acknowledge as a unity, and is, the word as I found it, used at this day, as the equivalent tor our term *Indian*. *Notes on the Iroquois*, p. 47.

heren Sitze ist schwerlich etwas Gewisses festzustellen; eine Sage behauptet, sie seien vom Inhaber des Himmels, Tarenyawagon, aus dem Innern eines Berges hervorgerufen worden. Ausdrücklich behaupten sie ihren einheimischen Ursprung. Sie sind Aoneo, d. h. Amerika, ihrer eigenen großen Erdhälfte entsprossen, welche sie sich als eine Insel denken; auch glauben sie sich unter dem besondern Schutze der höchsten Macht, welche Himmel und Erde schuf. Sie hatten in alten Zeiten mit Ungeheuern, Riesen und Schlangen zu kämpfen, und bestanden viele und lange Kriege mit feindlichen Menschen. Auch stritten sie untereinander, bis endlich weise Männer die Zwistigkeiten beilegten und die gemeinsame Kraft gegen die Alleghans, Adirondaks und Eries lenkten. Der Bund wurde am Ufer des Onondaga-See's geschlossen; er bildete die „lange Hütte." An der „östlichen Thür" standen die Mohawks, an der westlichen die Senecas. Das Gebiet der Mohawks, welche für die tapfersten Krieger Amerikas galten, reichte vom obern Susquehanna und Delaware bis zum Champlain-See. Die Oneidas, die sich selbst Oniota-aug, d. h. aus dem Stein Entsprungene nennen (nach einer Felsenmasse bei Stockbridge, Madison County, Neu-York), heißen bei den übrigen Irokesen „jüngere Brüder," und standen, seit die Mohawks 1776 nach Canada hinübergeflüchtet waren, am östlichen Eingange des langen Hauses. Sie sind jetzt zum großen Theil nach Wisconsin übergesiedelt. Die Onondagas hatten das Recht, den obersten Häuptling des Bundes zu stellen, den Atotarho, während die Mohawks den Kriegs-Hauptmann, den Tekarahogea, lieferten. Die Cayugas waren nicht zahlreich, aber besonders aus ihren Reihen sind große Krieger und berühmte Redner hervorgegangen; die Senecas, oder wie sie sich selbst nennen, Nundowaga, „Volk des Hügels," zählten doppelt so viele Seelen als die Mohawks. Die Tuscaroras kamen, wie schon früher erzählt worden ist, aus Carolina, und wurden als sechste Nation in den Bund aufgenommen. Neun Jahre später traten die Necariages, d. h. die früher von den Irokesen vertriebenen Quatoghies oder Huronen als siebente Nation hinzu. Einen Zweig der Irokesen bilden die Indianer in der Colonie St. Regis, nämlich einige hundert Mohawks und Oneidas, welche in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts von französischen Missionären bekehrt wurden, und in den Kriegen gegen die Engländer erhebliche Dienste geleistet haben. Aber dem Völkerbunde der Irokesen gehörten sie nie an.

Einst ragte unter allen Kriegern der Onondagas durch Tapferkeit und Verstand Atotarho hervor. Als die lange unter einander uneinigen irokesischen Stämme Frieden machten und Bündniß abschließen wollten, suchten sie nach diesem Manne, wie einst die Römer nach Cincinnatus. Die von den Mohawks abgeschickten Boten fanden ihn endlich auf. Er saß in einem Sumpfe, und rauchte seine Pfeife. Sein Körper war von Schlangen umwunden, die ihre Köpfe weit vorausstreckten, den Gesandten entgegen züngelten, und ihn selbst unverwundbar

machten. Seine Schüsseln und Löffel waren aus den Schädeln der von ihm getödteten Feinde bereitet. Diesen Mann, dem sie Geschenke dargebracht und mit dem die Gesandten aus der Tabackspfeife geraucht hatten, stellten die Völker als obersten Befehlshaber an die Spitze ihres Bundes, und schmückten ihn mit einem mächtigen Wampumgürtel. Seitdem war immer ein Onondaga oberster Beamter des Bundes. Ob der Abschluß desselben ins Jahr 1414, 1539 oder später fällt, wird schwerlich jemals mit Sicherheit ausgemacht werden können, da es an jedem festen chronologischen Anhaltspunkte fehlt. Aber ausgemacht bleibt, daß seit der Verbündung die Irokesen allen anderen Indianerstämmen überlegen waren, denn sie faßten ihre Macht zusammen, und setzten den übrigen Völkern, die nach wie vor zersplittert blieben, gemeinsame Kräfte entgegen. Dadurch wurden sie das mächtigste Volk weit und breit. Atotarho gilt für eine Art von Verkörperung aller hervorstechenden Eigenschaften der Irokesen, an welchen noch heute Energie des Charakters, Liebe zur Unabhängigkeit und schönstes Ebenmaß des Körpers gerühmt wird. Er ragte an Muth, Verstand und Tapferkeit über Alle hervor; weit und breit erzählten die Stämme von seinen Heldenthaten, und sein Name, Atotarho, wurde, wie einst jener Cäsars in Rom, Bezeichnung für die amtliche Würde des irokesischen Bundeshauptes. Als die Conföderation abgeschlossen wurde, versammelten sich nicht die Rakowanas, d. h. die an der Spitze jedes der fünf Stämme befindlichen obersten Häuptlinge, sondern jedes Volk übertrug die Regelung der Bundesangelegenheiten einem besonders zu diesem Zwecke gewählten Manne; nur die Senecas, als die zahlreichsten, durften zwei Bevollmächtigte senden. Sechs Männer also schlossen den Bund, wie die Sage behauptet zu Onondaga, wo fortan auch das geheiligte Raths- und Bundesfeuer blieb. Man bezweckte aber nicht etwa eine völlige staatliche Union der fünf Stämme, sondern lediglich eine Conföderation zu Schutz und Trutz. Jedes Volk blieb im übrigen unabhängig, und was in Bezug auf Bundesverhältnisse auszumachen und festzustellen war, geschah durch die Sachems. Diese bevollmächtigten Häuptlinge versammelten sich, und faßten Beschlüsse, nachdem sie vorher mit den Kriegern und Aeltesten ihres Stammes über die zu verhandelnden Gegenstände Rath gehalten. Oder sie mußten nachträglich deren Genehmigung einholen, und durften unter allen Umständen nur thun, was das Volk billigte und gut hieß. Sie beriethen, ohne bindende Beschlüsse über Angelegenheiten fassen zu können, für welche sie nicht ausdrücklich bevollmächtigt waren. Es gab keine Gewalt, außer jener der Uebermacht im Kriege, welche einen irokesischen Stamm irgendwie zu Gehorsam oder Folgeleistung hätte zwingen können; deshalb war allemal bei den allgemeinen Versammlungen des Bundesrathes, in welchem einer der sechs angesehensten Sachems den Vorsitz führte, Einstimmigkeit erforderlich. Der Atotarho war Vorsteher auf Lebenszeit und somit bürgerliches Oberhaupt des Bundes. Ihm stand das Recht zu, das ge-

heiligte Berathungsfeuer anzuzünden, d. h. er konnte Boten aussenden, und durch sie Versammlungen anberaumen.

Zur Zeit der Gründung des Bundes wurden fünfzig Vorsteherschaften gestiftet; jede derselben erhielt eine besondere Benennung, welche bis auf den heutigen Tag fortdauert; außerdem gab es fünfzig Untervorsteher oder Gehülfen. Aber diese Aemter und Würden sind nur auf die fünf Nationen beschränkt (denn den Tuscaroras wurden sie nicht zugestanden), und ungleich vertheilt, da z. B. auf die Onondagas allein deren fünfzehn kommen. Manche Sippe war ganz ohne einen Sachem, d. h. Vorsteher, andere hatten deren zwei oder drei. Man nahm an, daß der Sachem nicht etwa Vorsteher einer besondern Sippe sei, sondern daß sie insgesammt die Vorsteherschaft einer Nation bildeten; und so galten zum Beispiel die neun Sachems der Oneidas für Vorsteher der ganzen Nation. Der Bund als solcher erkannte keine andere Häupter an, als die fünfzig Sachems. Die Untervorsteher und Häuptlinge hatten im Bundesrathe nichts zu beschließen. Unter jenen fünfzig mußte jedoch ein Beschluß, wenn er zur Geltung kommen sollte, einstimmig gefaßt sein. Der erste Vorsteher, dessen wir oben erwähnten, eröffnete und leitete die Versammlung, er hatte das Recht, seine eigenen Haryardoah oder Pfeifenträger, und außerdem noch Boten zu ernennen. Sobald aber die Berathungen vorüber waren, stand ihm nicht mehr Gewalt zu als jedem andern. Nur empfing er die Boten, welche die übrigen Vorsteher an ihn schickten, und die „Läufer", welche Meldungen von den Gränzen brachten. Wir haben schon früher auf den unantastbaren Charakter der Boten hingewiesen. Solche Herolde fanden auch unter den Feinden ihres Stammes Schutz, gute Aufnahme und im Nothfalle sicheres Geleit; sie wurden unter die „Flügel und Achsel gestellt," und waren vollkommen sicher. Denn der Friedensbote befand sich unter dem besondern Schirm des großen Geistes; wer ihn antastete, durfte auf kein Glück im Kriege rechnen; er trägt die Friedenspfeife, Kalumet, vor sich her, deren rother Kopf, um die Farbe des Bluts zu verdecken, mit weißem Thon oder mit Kreide überzogen wird.

Die Vorsteherschaft im Kriege war, wie wir schon bemerkt, von der bürgerlichen Vorsteherschaft völlig getrennt; aber weder der Atotarho noch der Feldherr vermochten irgend etwas ohne Zustimmung und Einwilligung des ganzen Volkes, in welchem jeder erwachsene Mann auch Krieger war. Diese konnten sich zu jeder beliebigen Zeit versammeln, berathschlagen, und eine Maßregel billigen oder verwerfen. Deshalb faßten die Vorsteher nie einen Beschluß ohne der Zustimmung der Landesgemeinde sicher zu sein. Außer dieser gab es aber noch eine ganz eigenthümliche Gewalt, — den Einfluß, welchen bejahrte Frauen ausübten. Sie bildeten das „conservative Element." Sie hatten das Recht, im Kriege einen Waffenstillstand zu beantragen, und waren „Friedemacher." Der Krieger selbst hielt es für schimpflich und unter seiner Würde, seinen Feind um Einstellung

oder Unterbrechung des Kampfes zu bitten, aber die Frauen konnten es, ohne daß die Schmach der Feigheit über ihre Männer gekommen wäre; deswegen hatten die Matronen auch ihre besondere Rednerin, und hielten eben sowohl Berathungen wie die Männer.

Von den Irokesen sind heute noch etwa 7000 Seelen übrig geblieben. Sie leben fast zur Hälfte in Reserven, welche der Staat Neu-York ihnen vorbehalten hat. Ihr Bund besteht nach wie vor, und von Zeit zu Zeit halten die Stämme große Berathung. Die letzte fand statt am 1. October 1845 im indischen Rathhause, in der Tonawanda-Reserve, Bezirk Genesee, welche den Senecas gehört; Vertreter aller sechs Nationen hatten sich dort eingefunden; am schwächsten waren die in Canada wohnenden Mohawks vertreten. Stattlich zogen die Onondagas mit dem obersten Vorsteher herbei; auch die Tuscaroras gewährten einen prächtigen Anblick. Ehrwürdig erschien, als eine Art von Oberpriester, ein sechs und neunzigjähriger Greis. Der Zweck der Versammlung war, zwei Vorsteherstellen unter den Senecas wieder zu besetzen. Zuerst wurden Klagen für die Todten angestimmt, darauf die Gesetze des Bundes vorgetragen, und die üblichen Förmlichkeiten und Feierlichkeiten beobachtet. Gegen Abend begann der Schmaus, und später der Tanz. Am folgenden Tage fanden die Ernennungen statt, und die Lustbarkeiten dauerten, ganz in der altindianischen früher von uns beschriebenen Weise. Besonders häufig tanzten die Irokesen den Fischtanz; der alte „Priester" hielt eine Predigt, nach welcher der Korntanz begann. Von ihm erfuhren die zur Festlichkeit geladenen Amerikaner, daß Washington der einzige weiße Mann sei, der jemals im Himmel Zulaß gefunden habe und dort auch bis ans Ende der Welt bleiben werde.

Schoolcraft hebt „als eine ganz besondere Eigenthümlichkeit im alten religiösen System der Irokesen" den Umstand hervor, daß „alljährlich einmal die Priesterschaft dem Volke das geheiligte Feuer gab." Wir wissen nicht, in wie weit von einer „Priesterschaft" die Rede sein kann, und vermissen über eine solche jeden sichern Nachweis. Zu dem Zwecke des Feueranzündens sei für eine bestimmte Zeit der Besuch des „leitenden Priesters" angekündigt worden. Sogleich wurde jedes Feuer ausgelöscht, und die Asche verstreut. Der Priester kam, rief den Herrn und Meister des Lebens an, schlug Feuer aus einem Steine und es brannte wieder auf dem Herde. Ob diese Feierlichkeit Bezug auf die Sonnenwende hatte oder mit dem Mondjahre in Verbindung stand, welches sowohl die Irokesen wie die Algonkiner haben, muß dahin gestellt bleiben.

Die Irokesen glauben an Hexen, männliche und weibliche, welche, wie das Volk wähnte, einen Geheimbund bildeten, dessen Mitglieder die ihnen anvertrauten Geheimnisse niemals offenbaren durften. Dieser Bund soll unter den Nantikokes entstanden sein. Hexen und Hexenmeister konnten sich in einen Wolf oder Fuchs verwandeln, und im Laufen Funken aussprühen; auch vermochten sie

die Gestalt eines Truthahns oder einer großen Eule anzunehmen, sehr rasch zu fliegen und wenn man sie verfolgte, sich in einen Stein oder einen Holzstamm umzuzaubern. Sie herten mit Hülfe des Schlangengiftes und giftiger Wurzeln und konnten dem Menschen Haare und Würmer in den Körper blasen. Ein alter Onondaga erzählte, einst sei er beim Hinaustreten aus seiner Hütte in die Erde gesunken, und habe sich dann in einem großen Raum befunden, in welchem etwa dreihundert Hexen und Hexenmeister ihre Berathung hielten. Am folgenden Tage erzählte er, was er gesehen. Die Vorsteher gingen mit ihm von einem Wigwam zum andern, er bezeichnete die Theilnehmer am Hexensabbath und diese wurden verbrannt. Der Wahnsinn der Hexenverfolgungen zeigte sich auch bei den übrigen Stämmen, und man sieht also, daß er bei den heidnischen Irokesen wie bei den christlichen Europäern gleichsehr im Schwange ging. Auch ein Glauben an Vampyre herrscht bei ihnen; bei Nacht kommen Geister, fressen Leichen an, und saugen Lebendigen das Blut aus.

Die Anzahl der noch im Staate Neu-York lebenden Irokesen beträgt gegenwärtig 3843; im Ganzen leben in den Vereinigten Staaten 4836; in diesen und Canada zusammen 6942 Köpfe. Ihre Anzahl ist im Wachsen. Schoolcraft giebt folgende Ziffern für den Staat Neu-York (in welchem sich „Reserven" befinden in den Counties: Cattaraugus, Erie, Alleghanny, Genesee, Onondaga, Niagara und Oneida): Senecas 2441, Onondagas 398, Tuscaroras 287, Oneidas 210, Cayugas 123, Mohawks 20; die Bewohner von St. Regis, außer Canada, 260. In Wisconsin waren 722 Oneidas angesiedelt; aus Ohio 125 Senecas in das indianische Westgebiet gezogen; eben dorthin 211 Senecas mit Schahnis vermischt. In Pennsylvanien bewohnen 51 Senecas das Dorf Cornplanter.

In Neu-York sind manche Irokesen Ackerbauer, andere Handwerker geworden; einige besitzen Sägemühlen, noch andere treiben Viehzucht. Sie bauen jetzt Getreide für ihren Bedarf, im Ganzen aber bequemten sie sich nur schwer zum civilisirten Leben. Merkwürdig ist ihre Neigung zur Obstbaumzucht; besonders lieben sie den Apfel, den sie gleich in großer Menge anpflanzten, nachdem er ihnen durch die Europäer bekannt geworden war.

Diese irokesischen Nationen, einst berühmt durch Redner und Krieger wie den Mohawk König Heinrich (Soiengarahta), den Seneca Red Jacket, den Cayuga Logan, durch Garangula und viele andere hervorragende Häuptlinge, „deren Durst nach Ruhm nicht gelöscht werden wird, so lange noch eine Brust säugt, und die vor keiner Gefahr zittern," haben nun längst ihre Streitart begraben, und werden sie niemals wieder aus der Erde nehmen *).

---

*) Schoolcraft, Notes on the Iroquois, Albany 1847. The Book of the Indians Book V. Thatchers Indian Biography, New-York 1848, Vol. II. cap. 3. 4. 11. Hecke-

Amerikanische Alterthümer

im Stromgebiete des Mississippi.



Vor jenen Indianern, welche die europäischen Ansiedler im Westen der Alleghannygebirge als herumschweifende Jägerhorden kennen lernten, und vor den Stämmen im Süden, welche wir beschrieben, hat ein anderes Geschlecht den schönsten und fruchtbarsten Theil Nord-Amerikas bewohnt. Aber nicht einmal eine dunkle Sage deutet an, von wannen dieses alte Volk gekommen und wo es geblieben; nur eine ungeheure Menge von Erdhügeln und Umwallungen, deren Zahl hoch in die Tausende reicht, sammt Schmucksachen und Geräthen, die man aus dem Schacht der Erde gräbt, legen Zeugniß ab vom Dasein einer zahlreichen Menschenmenge, die in Gesittung weit über die heutigen Algonkiner, Irokesen und Muskoghen unserer Zeit hervorragte.

Vor nun hundert Jahren erhielt das gebildete Europa die ersten zuverlässigen

---

welder, Nachricht von den indianischen Völkerschaften ꝛc. S. 103 ff. Der ehrwürdige Herrnhuter bemerkt, daß der deutsche Missionär Zeisberger ein Wörterbuch der „Irokesen-Sprache" in drei Quartbänden, deutsch-irokesisch, verfaßt habe. Vom Prediger Pyrläus ist in der Bibliothek der Brüdergemeinde zu Bethlehem eine Handschrift, welche Nachrichten über die Irokesen, insbesondere über die Mohawks enthält. Es scheint, daß Schoolcraft dieselbe, namentlich in Bezug auf alte Traditionen eben sowohl benutzt habe, wie Heckewelder.

Nachrichten über amerikanische Alterthümer im Gebiete des damals britischen Amerika durch den schwedischen Naturforscher Kalm. Seitdem begannen eifrige Forschungen, insbesondere nach 1776, und sie sind namentlich während der letzten dreißig Jahre mit einem Eifer und einer Ausdauer fortgesetzt worden, welche den Amerikanern zur Ehre gereicht und in wissenschaftlicher Beziehung herrliche Früchte getragen hat. Aber die Palme gebührt vor allen dem eben so fleißigen als besonnenen und genauen Alterthumsforscher E. G. Squier aus Chillicothe in Ohio, der mit seinem Landsmann Davis in den Jahren 1845 bis 1847 eine große Anzahl alter Erdhügel im Stromgebiete des Mississippi untersuchte und beschrieb. Sein Werk*) hat die Arbeiten aller seiner Vorgänger übertroffen und viele derselben vollkommen überflüssig gemacht. Wir nehmen es bei unserer nachfolgenden Darstellung zum Leitfaden.

Zum bei weitem größten Theil bestehen die alten Denkmäler aus Erdaufwürfen und Umwallungen aus Erde und Stein. Bei ihrer Anlage haben die alten „Moundbuilders," d. h. Hügelbauer, offenbar ein durchaus planmäßiges Verfahren beobachtet. Man findet eine große Anzahl von Schmucksachen und Geräthen aus Metall, Stein, Knochen und Muscheln, welche gleichfalls von jenem längst verschwundenen Volke herrühren. Diese Alterthümer sind über eine weite Landstrecke verbreitet. Man findet sie nach Osten hin bis zu den Quellen des Alleghannyflusses im westlichen Neu-York**), in Michigan und Wisconsin bis nach Jowa und dem Nebraskagebiet nach Westen. Lewis und Clarke sahen dergleichen am Missouri, fünfhundert Stunden oberhalb der Mündung desselben; auch hat man sie am Kanzas, am Platte und an noch weiter entfernten Strömen entdeckt. Sie sind über das ganze Mississippithal bis an den mexicanischen Meerbusen zerstreut; an der Küste des letztern kann man sie von Texas bis Florida verfolgen, und sie reichen, obwohl nicht in großer Menge, bis nach Süd-Carolina. Am häufigsten erscheinen sie in Ohio, Indiana, Illinois, Wisconsin, Missouri, Arkansas, Kentucky, Tennessee, Louisiana, Mississippi, Alabama, Georgia, Florida und Texas; weniger häufig im westlichen Neu-York, Pennsylvanien, Virginien und beiden Carolina, sodann auch in Michigan, Jowa und auf dem rechten Ufer des Rio Grande del Norte. Sie kommen also im ganzen Mississippibecken und in den fruchtbaren Landstrichen am mexicanischen

---

*) Ancient Monuments of the Mississippi Valley; comprising the Results of extensive original surveys and explorations. By E. G. Squier and E. H. Davis. Washington 1848. Dieses prächtig gedruckte, mit vielen den Text bildlich erläuternden Holzschnitten und Steindrücken versehene Buch ist vom Smithson-Institute herausgegeben worden.

**) Aber nicht, wie Squier in seinem Werke annahm, am südlichen Gestade des Erie-Sees. Er hat diese irrige Ansicht in einem Vortrage in der Neu-Yorker historischen Gesellschaft 1849 berichtigt. North American Review, April 1849, S. 467 und Proceedings of the New-York Historical Society, Januarheft von 1849, S. 41 ff. Die dort befindlichen Erdwerke sind von jüngerm Datum, und rühren muthmaßlich von den Irokesen her.

Golf vor. Vor einigen Jahren hat man auch entdeckt, daß eine Menge künstlicher Erdhügel, jedoch von geringem Umfange und unbeträchtlicher Höhe auch in Oregon vorhanden sind; nicht minder sind Mounds am westlichen Colorado gefunden worden.

Diese alten Erdwerke liegen vorzugsweise in den Stromthälern und nur selten in anderen Oertlichkeiten. Allesammt haben sie, wenn der Ausdruck erlaubt ist, eine Art von Familienähnlichkeit, lassen sich aber dennoch drei großen geographischen Regionen unterordnen. Im westlichen Neu-York, Michigan, Jowa und Missouri, insbesondere aber in Wisconsin, zeigen diese Alterthümer ganz besondere Formen, und weichen von den übrigen mannigfach ab. Man findet nämlich in jenen Gebieten Erdwerke, welche die Gestalt von vierfüßigen Thieren, Vögeln, Reptilien, auch von Menschen haben. Nicht selten zeigen sie riesenhafte Dimensionen; sie sind Basreliefs auf der Oberfläche des Bodens, und kommen zahlreich und offenbar in zusammenhängender Reihe vor. In Verbindung und Zusammengehörigkeit mit ihnen gewahrt man viele kegelförmige Hügel, und manchmal auch kurze Strecken wallartiger Aufwürfe, aber nur selten Einhegungen oder eigentliche Umwallungen. Diese Thiergestalten sind besonders in Wisconsin häufig, reichen von dort von Fond du Lac gegen Südwesten, steigen den Fox-Fluß hinan, und folgen dann dem Laufe des Rockflusses und des Wisconsin bis zum Mississippi. Diese wundersamen Denkmäler liegen in Reihen, wie die Gebäude einer modernen Stadt und bedecken manchmal ganze Morgen Landes.

Weiter nach Süden, im Flußgebiete des Ohio, sind die alten Werke größer und massenhafter; man sieht auf den ersten Blick, zu welchem Zwecke sie dienten. Die Thiergestalten erscheinen nur noch selten, desto häufiger dagegen kegelförmige und pyramidale Erdhügel, manchmal von großen Verhältnissen. Die pyramidenförmigen sind allemal abgestumpft, manchmal terrassirt und insgemein mit Stufen versehen, die zum Gipfel hinaufführen. Sie zeigen große Aehnlichkeit mit den bekannten Teocallis der Mexicaner, und haben wahrscheinlich auch zu ähnlichen Zwecken gedient. Neben diesen Tumuli und zuweilen in innigster Verbindung mit denselben, liegen viele, oft sehr große und meist ganz regelmäßige Umwallungen von Erde und Stein. In den Staaten am mexicanischen Meerbusen sind die Hügel noch größer und regelmäßiger; die Kegelform wird seltener, die Teocalli-Pyramide häufiger, die Umwallung weniger zahlreich und nicht mehr von solcher Ausdehnung wie weiter nach Norden hin. Wohl aber sind im Süden zuerst Spuren von Backsteinen in den Hügeln und in den Mauern der Umwallungen anzutreffen.

Allein im Bezirk Roß, Staat Ohio, sieht man noch heute nahe an hundert Umwallungen und fünfhundert Tumuli, und lediglich für das Gebiet des genannten Staates berechnet man die Zahl dieser letzteren auf mindestens zehntausend, jene der ersteren auf reichlich fünfzehnhundert. Kaum seltener

als am Miami und Scioto findet man sie in Virginien am Kenhawa; ferner am White River und Wabash, am Kentucky, Cumberland und Tennessee. Man erblickt lange Linien von Wällen, deren Höhe zwischen fünf bis dreißig Fuß wechselt; sie umschließen häufig Flächen bis zu fünfzig, nicht selten bis zu einhundert oder zweihundert Acker Landes; in einzelnen Fällen sogar bis zu vierhundert und mehr. Die Mounds (Tumuli, Hügel) sind gleichfalls in den verschiedensten Dimensionen vorhanden; theils haben sie nur wenige Fuß Höhe und ein paar Ellen im Durchmesser, theils erheben sie sich, wie der berühmte Tumulus am Grave-Creek in Virginien, bis zu siebenzig Fuß, und haben am Boden tausend Fuß Umfang. Der große Hügel bei Miamisburg, Montgommery-Bezirk, Ohio, mißt in senkrechter Höhe 68 Fuß, hat am Boden 852 Fuß im Umfang, und enthält 311,353 Kubikfuß. Die abgestumpfte Pyramide zu Cahokia in Illinois hat 90 Fuß Höhe und beinahe 2000 Fuß Umfang; der große Mound bei Selsertown in Mississippi bedeckt sechs Acker Landes; und im Süden findet man viele andere von solcher Ausdehnung. Durchschnittlich haben jedoch die Hügel nur von sechs bis zu dreißig Fuß senkrechte Höhe und an der Basis einen Durchmesser von 40 bis zu 100 Fuß.

Alle diese Bauwerke bestehen aus Erde oder Stein, und oft aus beiden Stoffen zusammen. Wo im Innern der Umwallung oder außerhalb derselben Gräben fehlen, gewahrt man in der Regel in der Nähe Gruben, aus welchen das Material zum Bau genommen worden ist. Zuweilen sind sie sehr breit und tief und manchmal von vollkommen regelmäßiger Gestalt. Insbesondere findet man dergleichen Gruben bei den großen Mounds. Doch ist die zum Bau benutzte Erde oder der Stein zuweilen der Oertlichkeit, auf welcher das Werk steht, ganz fremd und ohne Zweifel weit hergeholt worden.

Die meisten Umwallungen haben eine durchaus regelmäßige Gestalt; das Viereck und der Kreis herrschen vor; aber auch das Parallelogramm, die Ellipse und das Polygon mangeln nicht. Die regelmäßigen Werke stehen allemal auf flachen, sorgfältig ausgewählten Flußterrassen, die unregelmäßigen, denen man auf den ersten Blick ansieht, daß sie zur Vertheidigung dienten, sind der Beschaffenheit des Grund und Bodens angepaßt, und laufen den Hügelabhängen entlang oder sichern Punkte, welche dem Feinde das Eindringen erleichtern könnten. Kreis und Viereck sind oftmals mit einander combinirt, und stehen unter sich und mit den unregelmäßigen Werken entweder unmittelbar oder durch Gänge, die zu beiden Seiten eine Erdmauer haben, in Verbindung. Auch abgesondert liegende Parallelen sind häufig. Meist hat der Hügel seine volle Kegelgestalt; manchmal ist er abgestumpft, und zuweilen terrassirt; zum Gipfel führen Stufen oder ein geschlängelter Pfad. Einige sind elliptisch, andere birnenförmig, noch andere bilden ein Viereck oder ein Parallelogramm mit Terrassen an den Seiten. Der Thiergestalten ist schon weiter oben erwähnt worden. Straßen und Stu-

fenwege, welche zu einem Flusse hinableiten, oder eine Terrasse mit einer andern verbinden, sind gleichfalls vorhanden.

Die „Moundbuilders" legten ihre Werke vorzugsweise auf den Terrassen an Flüssen an, auf angeschwemmtem Erdreiche, das die Amerikaner als river bottoms bezeichnen. Die bedeutendsten dieser alten Denkmäler liegen in Gegenden, wo der Bottom eine weite Ausdehnung hat, und wo der Boden fruchtbar und leicht zu bebauen ist. Die größten und eigenthümlichsten Werke findet man an der Vereinigung zweier Flüsse, z. B. bei Marietta; an der Mündung des Muskingum in den Ohio, am Grave-Creek; an der Mündung des Scioto bei Portsmouth. Hin und wieder liegen Vertheidigungswerke auch auf den Gipfeln von Hügeln. Bemerkenswerth bleibt, daß die weißen Ansiedler besonders gern und vorzugsweise in denselben Oertlichkeiten Städte gegründet haben, wo auch das untergegangene Geschlecht, von welchem doch die Colonisten nicht einmal eine Ahnung hatten, am dichtesten gewohnt haben muß. Zum Belege dienen Marietta, Newark, Portsmouth, Chillicothe, Circleville und Cincinnati in Ohio, Frankfurt in Kentucky und St. Louis in Missouri.

Die Erd- und Steinwerke lassen sich in zwei Abtheilungen sondern: die Umwallungen (enclosures) und die einfachen Hügel (mounds, tumuli). Es giebt Umwallungen zum Behuf der Vertheidigung, zu religiösen und verschiedenen anderen Zwecken; Opferhügel, Tempelhügel, Begräbnißhügel und verschiedene andere Tumuli.

Vertheidigungswerke. — Viereckige und kreisrunde Werke, einzeln oder mit einander verbunden, sind besonders häufig am Scioto und auch sonst in Ohio; die cirkelförmigen haben meist nur 250 bis 300 Fuß im Durchmesser, manche aber auch mehr als eine englische Meile im Umfang. Bald stehen sie allein, bald in Verbindung mit anderen Hügeln oder complicirten Werken. Hat das Kreiswerk eine Grube oder einen Graben, so befinden diese sich allemal im Innern, bei den viereckigen und unregelmäßigen Werken dagegen stets außerhalb der Brustwehr. Hier machen nur die befestigten Hügel eine Ausnahme, weil bei diesen aus einleuchtenden Gründen die Erde von Innen aufgeworfen wurde. Die meisten Cirkelwerke bilden einen vollkommenen Kreis, und sehr viele rechtwinkelige ein ganz genaues Viereck. Die zur Vertheidigung angelegten Werke findet man immer in einer durch die Oertlichkeit gleichsam dazu geschaffenen Gegend. Die westlichen Gewässer wühlten sich überall ein tiefes Bett in der großen Ebene und ließen beim allmäligen Zurückweichen in ihre gegenwärtigen Ufer verschiedene breite Terrassen zurück. Der an das alte Bett stoßende Uferrand des Tafellandes ist durch tausende von tiefen Schluchten zerklüftet, welche als Landvorsprünge *) und hohe Hügel mit flachem Gipfel

*) Bluff headlands. Die Eigenthümlichkeit der Uferbildung am Mississippi wird in einem folgenden Hauptstück geschildert werden.

hervortreten, und zuweilen durch einen schmalen Isthmus mit dem übrigen Lande zusammenhangen, zuweilen aber auch ganz isolirt stehen. Der Abfall dieser Erhebungen ist immer jäh und steil; manchmal durchaus unzugängig, und auf ihnen legten die Hügelbauer ihre Citadellen an, die niemals von anderen Höhen beherrscht werden. Sie baueten, wo es nöthig schien, mehre Wälle und Hügel, die vielleicht zu einer Warte oder Luginsland dienten, gewöhnlich aber nur einen einfachen Wall. Andere Vertheidigungswerke liegen auf den Halbinseln an den Flüssen und den Landengen. Auf der Terrasse, welche die Flüsse bei ihrem letzten Zurückweichen trocken legten, kommen keine Vertheidigungswerke vor, sondern stets auf den älteren Bottoms. Dieser Umstand deutet auf ein hohes Alterthum.

Es fehlt uns an Raum, auch nur alle die wichtigsten und größten Werke der Hügelbauer einzeln aufzuführen; wir müssen uns begnügen, einige wenige zu beschreiben, welche die Eigenthümlichkeiten dieser merkwürdigen Denkmäler zur Anschauung bringen. Im Bezirke Highland, etwa fünfzehn Stunden von Chillicothe, liegt Fort Hill. Der mit alten Befestigungswerken versehene Hügel erhebt sich etwa fünfhundert Fuß über den Brush-Creek, steht ganz vereinzelt, und ist wegen seiner sehr steilen Abhänge nur mit Mühe zu ersteigen. Die ebene Oberfläche hält etwa fünfzig Acker und ist mit Urwald bestanden. In diesem Forste findet man Nußbäume von 21 und Eichen von 23 Fuß im Umfange. Ueberall liegen mächtige Stämme am Boden, und zwar in jedem Stadium der Verwesung. Am Rande des Hügels läuft ein Wall von Erde und Steinen. In Zwischenräumen ist er durch Oeffnungen — Thorwege — unterbrochen. Seine Länge beträgt 8224 englische Fuß; seine Höhe von sechs bis zehn, an einzelnen Stellen auch bis zu fünfzehn Fuß; seine mittlere Basis 35 bis 40 Fuß, und sein äußerer Abhang ist steiler als der des Hügels selbst. Der Graben hat etwa 50 Fuß Breite, und seine innere Böschung scheint terrassirt gewesen zu sein. Die Zahl der Oeffnungen, welche den Wall unterbrechen, beträgt 33; die meisten sind oben an 15 bis 20 Fuß breit; bloß 11 von ihnen haben correspondirende Wege über den Graben. Die Zwischenräume kehren nicht in regelmäßigen Entfernungen wieder; einige scheinen mehr zum Ablassen des im Graben sich ansammelnden Wassers als zu Pforten gedient zu haben; ohnehin liegen sie an Stellen, zu welchen von Außen platterdings nicht zu gelangen war. An den nördlichen und südlichen Vorsprüngen des Hügels sind die Oeffnungen am weitesten, und an diesen Punkten ist auch der Graben unterbrochen. Innerhalb der Umwallungen befinden sich drei Vertiefungen oder Teiche. Das Werk selbst zerfällt in drei Theile. Der eine steht mit dem Hauptkörper durch einen nur 100 Fuß breiten Streifen in Verbindung, und läuft an einer Hügelkuppe aus, die sich zwanzig Fuß über den Wall erhebt, und den höchsten Punkt bildet. Man gewahrt hier an Steinen und Felsen Spuren von Feuer. Die beiden

Hauptabtheilungen des ganzen Werkes sind durch einen gleichfalls nur schmalen Zwischenraum verbunden. Der Hügel, schon von Natur eine natürliche Festung, muß durch so sorgfältige Bauten ganz uneinnehmbar geworden sein, und sowohl das Geschick, mit welchem die Hügelbauer zu Werke gingen, als die Arbeit, welche sie aufzuwenden hatten, um große Schwierigkeiten zu überwinden, erregen in der That Bewunderung. Manche Bäume in dem Urwalde, welcher nun den Hügel bedeckt, haben ohne allen Zweifel ein Alter von reichlich 600 Jahren; sie konnten erst wachsen, nachdem das Werk längst verlassen war und öde stand. Dieses reicht also mindestens tausend Jahre hinauf.

Weit großartiger als die Befestigungswerke auf Fort Hill, sind jene, welche am kleinen Miami, Bezirk Warren, Staat Ohio, liegen, und als „Fort ancient" bezeichnet werden. Unter allen Denkmälern dieser Art nehmen sie die größte Ausdehnung ein. Sie liegen auf einer Terrasse 230 Fuß über dem Wasserspiegel. Die Halbinsel wird oberhalb und unterhalb durch zwei von Bächen ausgefüllte Schluchten unzugängig gemacht, und durch einen querüber gezogenen Wall vertheidigt. Der Umfang des ganzen Werkes beträgt zwischen vier und fünf englische Meilen; die Menge der ausgegrabenen Erde annäherungsweise 628,800 Kubikyards. Der Wall hat an manchen Stellen zwanzig Fuß senkrechte Höhe, und Außenböschungen von 35 bis 43 Grad. Ein fortlaufender Graben ist nicht vorhanden, aber die Wälle reichen theilweise hundert Fuß tief bis in die Schluchten hinab, theilweise laufen sie parallel. Wo der Zugang von Außen am leichtesten erscheint, sind allemal die Befestigungswerke am stärksten und haben bis zu zwanzig Fuß Höhe, während sie im Uebrigen nur etwa zehn Fuß hoch sind. Fort ancient hat mehr als 70 Oeffnungen, vor denen, wie Squier vermuthet, einst eine Art von Blockhäusern oder aus Holz gebaueten Bastionen gelegen haben. Auch bei diesem Werke ist der Verbindungsgang zwischen den beiden Hauptheilen nur schmal, und obendrein mit einem querüber laufenden Walle versehen, offenbar zu dem Zwecke, um den Feind aufzuhalten, falls etwa der eine oder andere Haupttheil von ihm eingenommen worden war. Die Gruben, aus welchen die zum Aufführen der Wälle erforderliche Erde genommen war, bildeten Wasserbecken, und auf dem Hügel selbst sind mehre Quellen vorhanden.

Als ganz besonders merkwürdig erscheinen die Werke am Nordarme des Paint-Creek im Sciotothale, weil die große Umwallung kleinere Werke einschließt, in deren einem sich sieben Hügel erheben. In diesen hat man Altäre gefunden, welche beweisen, daß hier einst Opferstätten gewesen. Vielleicht lag innerhalb der großen Umwallung eine Ortschaft.

Es giebt auch im Süden Vertheidigungswerke, die im Wesentlichen mit denen in anderen Gegenden übereinstimmen. Im Norden reichen sie östlich bis zum Genesee, und bis zu den Quellflüssen des Susquehannah in Pennsylvanien;

aber über diese hinaus sind die Hügelbauer nach jener Richtung hin nicht gegangen. Aus allem was von ihnen herrührt geht unwiderlegbar hervor, daß sie sich auf die Anlage solcher Werke weit besser verstanden, als die heutigen Indianer, und unendlich viel zahlreicher waren als diese. Theilweise haben die Anlagen, wie schon gesagt, eine große Ausdehnung; sie umfaßten Getreidefelder, und die Belagerten konnten nicht ausgehungert werden, sicherlich aber tausende von Menschen hinter den Wällen Schutz finden. Erdwälle sind für sich allein kein unüberwindliches Hinderniß für Belagerer; die steinernen Werke bestanden nicht aus regelmäßig neben und über einander gelegten Steinen. Wahrscheinlich war deshalb die Umwallung außerhalb noch durch eingerammtes Pfahlwerk verstärkt, etwa in der Weise, wie noch heute bei den E'Pas oder verschanzten und verpallisadirten Hügeln der Neuseeländer. Die Eingänge zu den Umwallungen sind manchmal durch überhängende und concentrische Wälle, Hornwerke und dergleichen geschützt, und man darf mit Sicherheit annehmen, daß die Eingänge auf irgend eine Weise geschlossen wurden, falls die Noth es erforderte. Daß sich innerhalb der Umwallungen auch Hügel befanden, welche, so viel sich nach dem bisherigen Stande der Untersuchungen beurtheilen läßt, zu Schauwarten gedient haben, von denen herab man auch Feuerzeichen gab, ist schon bemerkt worden. Wo im Innern Quellen oder Bäche mangeln, sind ausgegrabene Wasserbehälter vorhanden. Die meisten dieser Werke haben offenbar so viel Zeit und Arbeit erfordert, daß sie nicht bloß für den Augenblick, sondern für die Dauer bestimmt waren. Squier nimmt an, daß ein förmliches System von Vertheidigungswerken vorhanden gewesen sei, welches sich von den Quellen des Alleghanny und Susquehannah in Neu-York, quer durch das Land und namentlich durch das mittlere und nördliche Ohio bis an den Wabash erstreckt habe. Gerade innerhalb dieser Reihe findet man die meisten und ausgedehntesten Bauten zur Abwehr von Feinden, die allem Anschein nach von Nordosten her andrangen, oder, falls sie von Süden kamen, sich an diesen Bollwerken brechen sollten. Man hat mehrfach die Ansicht aufgestellt, im Mississippithale sei eine Halbcivilisation entstanden, welche sich allmälig nach Süden hin ausgebreitet, im Fortgange der Zeit mehr und mehr entwickelt und zuletzt in Mexico ihren Höhenpunkt erreicht habe. Läßt man diese Annahme gelten, so kann man weiter vermuthen, daß von Norden her jene kriegerischen Horden heranstürmten, vor welchen die weniger streitbaren Hügelbauer allmälig zurückwichen, oder von denen die Gränzbewohner so völlig ausgerottet wurden, daß nur jene stummen Denkmäler übrig blieben. Aber die Moundbuilders waren zahlreich und hatten treffliche Festungswerke, die Jägerhorden dagegen roh und gewiß nur sehr schwach an Zahl. Doch welcher Meinung man auch beipflichte, so viel ist nicht zu bezweifeln, daß der Kampf sehr lange gewährt haben muß und das alte, verschwundene Volk häufigen Angriffen ausgesetzt war. Denn immer treffen wir da, wo allem Anschein

nach die Volksmenge am dichtesten war, Vertheidigungswerke, hinter welchen die Bedrängten Schutz suchen konnten. Squier meint, die Hügelbauer könnten sich etwa in ähnlicher Lage befunden haben, wie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die ersten europäischen Ansiedler im Westlande, welche gleichfalls zum Schutze gegen die Indianer Festungswerke, wenn auch von anderer Art, anlegten. Der gesellschaftliche Zustand scheint in mancher Beziehung mit jenem der späteren Indianer Aehnlichkeit gehabt zu haben. Jeder Stamm hatte sein besonderes Gebiet, war von den übrigen unabhängig, führte Krieg mit seinen Nachbarn und besaß seine eigene „Burg." Alle diese Stämme zeigten wohl in ihrer Gesittung viel Uebereinstimmendes, sowohl in Ackerbau und Künsten, als in Religion und Bräuchen. Als Masse genommen erscheinen sie daher zusammengehörig und müssen als ein großes Ganzes betrachtet werden. Die Vertheidigungswerke der Indianer haben mit jenen der Hügelbauer keine Aehnlichkeit, wohl aber jene der Mexicaner und Peruaner, nur daß diese letzteren in den Künsten viel weiter vorgeschritten waren.

Umwallungen zu religiösen Zwecken. — Die ganze Bauart, Gestalt und Lage vieler Werke zeigt auf den ersten Blick, daß sie nicht zum Behufe der Abwehr eines Feindes aufgeführt worden sind. Viele Kreise haben nur geringen Umfang, der Graben liegt im Innern der Werke, welche überdies zum großen Theile von benachbarten Höhen beherrscht werden. Auch ergiebt sich aus der ganzen Beschaffenheit der Lage und Gruppirung der Hügel, daß sie zu religiösen Zwecken dienten. Jedenfalls scheint die Anlage dieser Werke darauf hinzudeuten, daß die Hügelbauer ein ausgebildetes religiöses System und einen einflußreichen Priesterstand besaßen, weil ohne einen solchen schwerlich das Volk zum Bauen weitschichtiger Werke geschritten wäre. Ferner scheint klar, daß sie alle (lediglich mit Ausnahme derer, welche sich auf den ersten Blick als Vertheidigungswerke ausweisen) irgend einen Bezug auf die religiösen Meinungen und Gebräuche der Moundbuilder gehabt haben. Wir deuteten schon weiter oben an, daß ihr Bau meist sehr regelmäßig ist, und daß sie nur selten auf dem Tafellande oder auf unebenem Gelände, sondern vorzugsweise auf breiten und flachen Uferterrassen angetroffen werden. Gewöhnlich sind sie viereckig oder rund, zuweilen auch wohl etwas länglichrund; bald liegen sie einzeln, bald in Gruppen; die Kreise haben insgemein einen Durchmesser von nicht mehr als 250 bis 300 Fuß, und nur eine einzige, gewöhnlich gegen Osten befindliche Oeffnung, obschon dies nicht strenge Regel ist. Innerhalb des Walles kommen auch wohl mehre Hügel vor; wo zahlreiche kleinere Kreise von 30 bis 50 Fuß Durchmesser sich finden, liegen sie allemal in der Nähe größerer Werke; sie bestehen nur in niedrigen Erdaufwürfen, haben keine Ausgänge, und sind vielleicht die Stätten, auf welchen die Wohngebäude standen. Wenigstens lassen heute noch die Dörfer mancher Indianerstämme, z. B. der Mandanen, ähnliche Spuren zurück. Die

größeren Kreise sieht man zumeist in unmittelbarer Verbindung mit rechtwinkeligen Werken, oder sie stehen durch Wege mit denselben im Zusammenhange. Gräben sind selten, und wo sie doch vorkommen, allemal innerhalb des Walles. Offenbar suchte man die Oberfläche möglichst eben zu erhalten, auch sind die Umwallungen dieser Werke verhältnißmäßig niedrig, von drei bis sieben Fuß hoch; nur einige wenige machen in dieser Hinsicht eine Ausnahme, z. B. der große Kreis bei Newark, Bezirk Licking, Ohio, wo der Wall am Eingange eine senkrechte Höhe von 30 Fuß hat.

Eine andere Klasse von Werken, welche vielleicht zu ähnlichem Behufe diente, sind die Parallelen, niedrige Wälle von sieben- bis achthundert Fuß Länge mit einem Zwischenraume von sechszig bis achtzig Fuß. Die Mannigfaltigkeit aller dieser Erd- und Steinbauten mit ihren verschiedenen Combinationen ist sehr groß, und wir müssen darauf verzichten, sie im Einzelnen zu beschreiben oder auch nur zu verzeichnen. Jenes bei Newark besteht aus einer Menge von Gruppen, die eine Fläche von etwa zwei englischen Geviertmeilen bedecken; in einem der niedrigsten Mounds hat man vier Fuß unter der Oberfläche vierzehn menschliche Gerippe gefunden. Bei Portsmouth, an der Mündung des Scioto in den Ohio, liegen drei Gruppen eines Werkes, das sich acht englische Meilen dem Ufer des Ohio entlang erstreckt; sie sind durch parallele Linien von Erdaufwürfen verbunden, und haben zwanzig Fuß Breite am Boden und vier Fuß Höhe; die Wälle der Hauptwerke 12 Fuß Höhe bei 35 bis 40 Fuß Breite. Im Ganzen liegen dort in einer Länge von beinahe zwanzig englischen Meilen wallartige Erdaufwürfe.

Eigenthümlich sind die im Westen nicht selten vorkommenden abgestuften, gebahnten Wege. Sie führen von einer Flußterrasse zur andern, oder auch von den Terrassen zum Flußufer. Der Weg bei Piketon in Ohio zum Beispiel, steigt allmälig von der zweiten zur dritten Terrasse auf, welche siebenzehn Fuß höher liegt; er ist 1050 Fuß lang, und an dem einen Ende 215, am andern 203 Fuß breit. Die Einhegung oder Einfriedigung auf der äußern Seite wechselt zwischen 5 bis 11 Fuß, und beträgt am untern Ende der innern Seite 22 Fuß Höhe. Der Weg ist so bequem, daß er jetzt einen Theil der Landstraße bildet. Von dem einen Ende des Walles auf der dritten Terrasse dehnt sich eine aus niedrigen Erdaufwürfen bestehende Linie von 2580 Fuß Länge bis zu einer Gruppe künstlicher Hügel, und steht zugleich mit einem kürzern Walle in Verbindung. Daß diese Wege angelegt wurden, um die Verbindung zwischen den verschiedenen Terrassen zu erleichtern, liegt auf der flachen Hand; ob sie auch noch einen andern Zweck hatten, ist uns unbekannt.

Auch in Ohio giebt es Erdwerke, welche mit den schon angeführten Aufwürfen in Gestalt von Thieren Aehnlichkeit aufweisen; doch geht aus Lage, Zubehör und anderen Umständen hervor, daß sie einen andern Ursprung und

eine ganz andere Bestimmung hatten. Daß sie eine vorzugsweise religiöse war, wird sich nicht in Abrede stellen lassen. Am merkwürdigsten erscheint die sogenannte große Schlange, im Bezirke Adams. Sie liegt am Brush-Creek, auf einem Hügel 150 Fuß über dem Wasserspiegel. Die Schlange liegt mit ihrem Kopfe an einem Ende, ihr in gefälligen Schlangenlinien gewundener Körper hat eine Länge von 700 Fuß und das Ende des Schwanzes ist dreifach geringelt. Das Maul ist weit geöffnet, vor und theilweise in demselben liegt eine länglich runde, einem Ei gleichende Figur. Die Schlange hat bekanntlich noch heute große Bedeutung im Aberglauben der Indianer, und spielt namentlich in der Religion der Mexicaner als ein Symbol der Gottheit eine bedeutende Rolle. Im Bezirke Licking, Ohio, befindet sich ein Werk von ähnlichem Charakter: die Gestalt einer Eidechse von 240 Fuß Länge und 40 Fuß Breite; die Beine auf jeder Seite haben 36 Fuß. Das Gerüst dieses Erdwerks besteht aus ziemlich großen Steinen, die Ueberlage aus feinem Thon.

Die beträchtliche Ausdehnung der Umwallungen und zu religiösen Zwecken eingehegten Stätten, schließt die Annahme aus, daß auf ihnen Tempel im gewöhnlichen Sinne des Wortes gestanden hätten. Vielleicht befanden sich in diesen umfriedigten Räumen Altäre und Götzenbilder; vielleicht wohnten innerhalb derselben auch Priester. Ferner ist es möglich, daß sie im Nothfalle zur Vertheidigung gegen Feinde benutzt wurden, wie denn Gomara ausdrücklich hervorhebt, die Mexicaner hätten sich zu diesem Behufe ihrer Tempel bedient. Die meisten Völker alter wie neuer Zeit, haben die Stätten ihrer Gottesdienstes mit einer schützenden Umfriedigung versehen. Von den alten Altären, auf welchen geopfert wurde, sind innerhalb der Umwallungen noch Spuren vorhanden. Bei Portsmouth, Marietta und in anderen Gegenden erheben sich noch heute pyramidenförmige Werke, welche jenen in Mexico und Mittel-Amerika entsprechen; nur sind sie nicht von Stein, sondern von Erde, und statt der verschiedenen Abstufungen von Treppen, abgestufte Wege und gewundene Pfade vorhanden, welche zum Gipfel führen. Standen auf demselben Gebäude, welche den Teocallis glichen, so waren sie ohne Zweifel nur von Holz. Daraus erklärt sich auch, weshalb keine Spur mehr von ihnen übrig ist.

Denkmäler im Süden. — Der Charakter der alten Denkmäler in den südlicheren Gegenden ist von den bisher beschriebenen verschieden. Sie sind weit regelmäßiger als jene am Ohio, Missouri und obern Mississippi und von viel größeren Dimensionen. Von Florida bis Texas findet man Hügel mit mehren Geschossen oder Absätzen, und an Größe wie an Gestalt den mexicanischen Teocallis vergleichbar, breite Terrassen von verschiedener Höhe, und hochliegende Gänge und Straßen. Die Hügel sind gleichsam systematisch vertheilt, so daß kleinere Tumuli in regelmäßigen Zwischenräumen rund um die größeren herumliegen. Einige haben gewundene Pfade, die zum Gipfel führen, andere abgestufte Wege,

jenen bei Marietta vergleichbar. Während aber Mounds in großer Anzahl vorhanden sind, kommen Einfriedigungen verhältnißmäßig selten vor, namentlich solche, die zum Zwecke der Vertheidigung hätten dienen können.

Da die Alterthümer im Süden in der neuern Zeit nicht sorgfältig untersucht, oder wenigstens nicht mit der Genauigkeit beschrieben worden sind, wie jene am Ohio, so bleibt, bis Dr. Dickeson in Philadelphia das Resultat seiner Untersuchungen veröffentlicht, das von Wilhelm Bartram vor mehr als sechszig Jahren Mitgetheilte noch immer von Werth. Er schrieb während seiner von uns mehrfach angeführten Reise unter Anderm*): „Die einzigen bemerkenswerthen Denkmäler von Fleiß, Erfindungskraft und Großartigkeit sind die pyramidenartigen künstlich verfertigten Hügel, und die Landstraßen oder Gänge, welche von denselben zu Seen oder Teichen hinführen, die von Menschenhänden gegraben wurden; ferner die großen viereckigen Terrassen, die „Chunk-Yards"**) und hölzerne Obelisken oder Pfeiler. In Betreff dieser hohen kegelförmigen Hügel, viereckigen Terrassen rc. ist die Gegend zwischen den Flüssen Savannah und Oakmulgee, östlich und westlich, am bemerkenswerthesten; eben so jene von der Meeresküste bis zu den tschirokesischen oder appalachischen Gebirgen, nördlich und südlich. Bei Ankunft der Europäer waren die Tschirokis im Besitz dieser Gegend, sie wurden aber später von den Muskogulgen (Krihks) daraus vertrieben. Wahrscheinlich ist das ganze Gebiet viele Menschenalter vor der Besetzung durch die Tschirokis von einer Nation oder einem Völkerbunde von einerlei Gesetzen, Bräuchen und Sprache bewohnt gewesen; aber dieses Volk reicht so hoch ins Alterthum hinauf, daß die Tschirokis und Krihks, oder die von ihnen besiegte Nation keine Kunde zu geben vermochten, zu welchem Behuf diese Denkmäler errichtet worden waren. Die Mounds und die bei denselben liegenden eingefriedigten Plätze scheinen auch der Verschönerung halber und zu Belustigungen angelegt worden zu sein, auch zu anderen öffentlichen Zwecken gedient zu haben; denn sie haben allemal eine solche Lage, daß man von ihnen eine sehr ausgedehnte Aussicht über das umliegende Land gewinnt. Die viereckigen Terrassen scheinen Grundlagen für Festungswerke (??) gebildet; die großen pyramidenförmigen Mounds aber als Warten und zu hochliegenden Opferstätten gedient zu haben. Die vertiefte Fläche, welche die weißen Handelsleute Chunk-Yard nennen, hatten wohl dieselbe Bestimmung wie bei den heutigen Indianern und waren die Stätte, auf

---

*) Bartram Reisen durch Nord- und Süd-Carolina rc. S. 491. Die von Zimmermann herausgegebene deutsche Ausgabe leidet in obigen Stellen an kleinen Unvollständigkeiten. Ich halte mich an den von Squier mitgetheilten Text.

**) Chunk-Yard nannten die weißen Handelsleute die länglich viereckigen etwas vertieften Plätze, welche neben den Hügeln und Rotunden der neueren Indianer liegen. In der Mitte derselben steht der Obelisk, und an jedem Ende ein dicker Pfahl, woran man die Gefangenen band, wenn sie lebendig verbrannt werden sollten.

welcher die zum Tode bestimmten Gefangenen verbrannt oder auf andere Weise gemartert wurden. Ein solcher Platz ist von einer Bank, manchmal von zwei Sitzreihen umgeben, die hinter und über einander liegen, damit die Zuschauer bei solchen tragischen Auftritten, oder bei Spielen, Tänzen und anderen Lustbarkeiten überhaupt bequem Platz nehmen konnten. Vom San Juanflusse (St. Johns) nach Süden hin bis zur Spitze der Halbinsel Florida liegen hohe pyramidenartige Hügel mit ausgedehnten und breiten Zugängen, die von denselben, aus der Stadt zu einem von Menschenhänden gegrabenen Teiche oder See hinführen. Sie waren augenscheinlich zur Verschönerung bestimmt, oder Prachtdenkmäler, um die Macht und Größe der Nation zu verewigen, und gewiß sind sie von Belang, denn sie zeugen von Macht und Größe und waren unbedingt öffentliche Bauwerke."

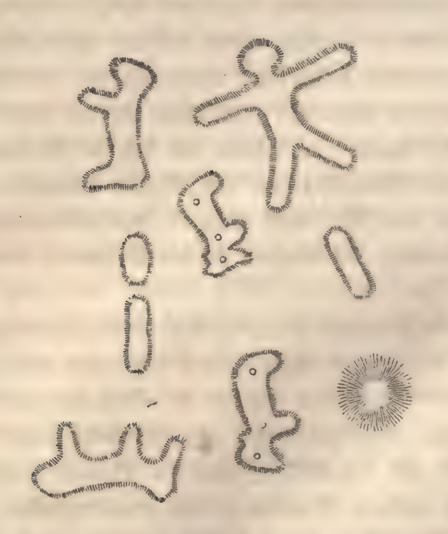
In dem allemal ein längliches Viereck bildenden Chunk-Yard stand die „Rotunda," das große Winter-Berathungshaus, an einem Ende, eine viereckige Terrasse am andern Ende; in der Mitte des Platzes erhob sich ein niedriger, kreisrunder Hügel, und in diesem stand der „Chunk-Pfahl," eine hohe viereckige Säule mit abgestumpfter Spitze. Er war von Holz, etwa dreißig bis vierzig Fuß hoch; oben war irgend ein Gegenstand befestigt, welcher bei den Schießübungen zum Zielpunkte der Pfeile oder Kugeln diente. Nahe den beiden Ecken der einen Seite standen zwei kleinere Pfosten von etwa zwölf Fuß Höhe, die sogenannten Sklaven-Pfähle, weil die zum Feuertode bestimmten Gefangenen an ihnen verbrannt wurden. Diese Pfähle waren gewöhnlich mit Skalps oder auch wohl mit Schädeln verziert. Bei den Tschirokis fand Bartram nur Ruinen von Chunk-Yards, diese selbst hält er für sehr alt. Neben den Ueberbleibseln der Wohnstätten des untergegangenen Geschlechts erhebt sich in Carolina und dem westlichen Georgien allemal ein großer, kegelförmiger Mound, den er als „pyramidenartig" bezeichnet; nicht aber südlich und westlich vom Altamaha, im Lande der Krihks, wo statt desselben flache Kreiswerke oder viereckige Bauten vorkommen. Auch die Hügel in Florida, z. B. am San Juan, Alachua und Musquitoflusse sind von denen im Tschirokilande verschieden, haben andern Zubehör, insbesondere vertiefte Zugänge, die von ihnen aus in die Savanne oder zu einem künstlichen Teiche führen.

Aus allen diesen Angaben ergiebt sich, daß noch vor hundert Jahren die alten Denkmäler im Süden von den Indianern theilweise benutzt wurden, obwohl diese in völliger Unkunde über die Erbauer derselben sich befanden. Bartram meint, und Squier ist geneigt, ihm beizuflichten, daß das untergegangene Volk jener Bauwerke sich zu ähnlichen Zwecken bedient habe, wie die jetzt lebenden Stämme. Gewiß ist, daß die Krihks bei den von ihnen selbst aufgeführten Bauwerken eine große Vorliebe für Kreis und Viereck zeigen. Ursprünglich haben diese Formen gewiß eine tiefer liegende Beziehung gehabt. Das ewige Feuer

wurde nur in einem kreisförmigen Werke unterhalten, der sogenannten Rotunda; ohne Zweifel hatte es eine symbolische Bedeutung und bezog sich auf die Sonne. Daß namentlich die südlichen Stämme die Sonne verehrten, ist bekannt. Vollkommene Pyramiden kommen im Süden nicht vor; alle kegelförmigen Hügel, außerdem von anderen höchst merkwürdigen Bauten umgeben, sind am Gipfel abgestumpft und haben meist abgestufte Aufgänge. Alles weist auf religiöse, nicht auf militärische Zwecke hin; es mangelt ihnen an gedeckter Lage und an Wasser, die bei den Denkmälern am Ohio nie fehlen. Manche Werke im Süden zeigen abwechselnd Lagen von Erde und von gebranntem Thon, und zwar von der Basis bis hinauf zum Gipfel; andere haben Lagen von Erde und Schichten menschlicher Gebeine; noch andere verschiedene horizontale Schichten von Erde und Sand, und in diesen an verschiedenen Stellen menschliche Gerippe, allerlei Geräthe, Schmucksachen und Töpferwaaren. Es ist nun mit Sicherheit ausgemacht, daß in Louisiana, am Walnut-Bayou, ein Hügel auch Mauerwerk enthält, zu welchem an der Sonne getrocknete Backsteine benutzt wurden. Vielleicht waren die Mounds im Süden Grabstätten, in welchen die Gebeine ganzer Generationen aufbewahrt wurden; die übrigen Werke mochten als Tempel und zum „Hochgericht“ dienen, im Nothfalle wohl auch zur Vertheidigung. Die Untersuchung ist noch nicht so weit gediehen, daß man bestimmen könnte, ob diese südlichen Denkmäler mit jenen im Norden gleichzeitig und Werke desselben Volkes sind, oder ob diese letzteren von einem rohen und kriegerischen Volke herrühren, oder ihr Dasein einer Colonie verdanken, welche sich von ihren Feinden schwer bedrängt sah. Genauere Forschungen hellen auch wohl noch auf, ob einst Wanderungen von Süden nach Norden oder umgekehrt stattfanden, und ob am Ohio und Mississippi die Anfänge einer Civilisation erwuchsen, die sich in Mexico weiter entwickelte; oder endlich, ob von Mittel-Amerika und Mexico Colonien ausgingen, welche sich im Stromgebiete des Mississippi längere Zeit behaupteten, am Ende verschwanden und nur einige Ueberbleibsel in den Stämmen am mexicanischen Golf zurück ließen.

Denkmäler im Nordwesten. — Die alten Denkmäler im Norden und Nordwesten sind in Gestalt und Beschaffenheit von jenen am Ohio und im Süden so durchaus abweichend, daß man geneigt ist, einen ganz verschiedenen Ursprung derselben anzunehmen. Einfriedigungen oder Vertheidigungswerke sind im Nordwesten eben so selten wie im Süden, aber die Mounds nicht etwa kegelförmig und pyramidenartig, sondern sie treten in den wunderlichsten Formen und Combinationen, insbesondere aber, wie wir schon weiter oben anführten, in jenen von Thiergestalten auf. Diese aus Erde aufgeführten Bildnisse liegen auf Ebenen oder wellenförmigen Prairien, mit und neben ihnen kommen auch kegelförmige Mounds und hin und wieder Wälle vor, aber diese letzteren sind der Art, daß man nicht absieht, wozu sie dienen sollten. Man hat seit 1838 dergleichen

Denkmäler häufig in den unteren Bezirken von Wisconsin gefunden, von Prairie du Chien am Mississippi, am Wisconsin- und Rockflusse, ostwärts bis Fond du Lac am Winnebago-See und bis Milwaukee am Michigan-See, also auf einer Strecke von 75 Stunden in der Länge und 25 Stunden in der Breite. Durch diese Kette von Denkmälern geht der große indianische Kriegspfad vom Michigan-See bei Milwaukee bis zum Mississippi oberhalb Prairie du Chien, und die heutige große Heerstraße folgt ganz demselben Zuge. Diese Erdwerke liegen meist in der Nähe größerer Flüsse und allemal so hoch, daß bis zu ihnen keine Ueberschwemmung hinan reicht. Daß sie meist Thiergestalten zeigen, haben wir hervorgehoben, aber auch Menschengestalten sind vorhanden. Die runden Tumuli sind klein und selten höher als 15 Fuß; die länglichrunden Erdwerke aber mehr Terrassen als Hügel. Alle diese Werke kommen zumeist in Gruppen und Ketten vor, und ein und dieselbe Gruppe weist die größte Mannigfaltigkeit an Formen auf. Kreise, Vierecke, Thiere und andere Gegenstände, meist in einer Höhe von nur 1, 4, höchstens 6 Fuß. Im Bezirk Dade, Wisconsin, sind in einer solchen Gruppe viele Thiere und ein Mensch abgebildet; die Figur des letztern zeichnet sich allemal durch unnatürlich lange Arme aus. In anderen Gruppen findet man Vögel, Frösche, Schildkröten und dergleichen mehr dargestellt. Nur allein am Rock-River, im Milwaukee-Landbezirke, liegt ein Erdwerk, das zur Vertheidigung bestimmt gewesen zu sein scheint, und mit jenen am Ohio Aehnlichkeit hat.



In manchen dieser Erdwerke hat man menschliche Gebeine, in anderen nichts gefunden. Aber aus der Lage der Gerippe scheint hervorzugehen, daß sie von den heutigen Indianern herrühren, welche gern in den alten Monumenten, vor welchen sie ehrfurchtsvolle Scheu hegen, ihre Todten begraben. Wären die Denk-

mäler auch von dem untergegangenen Geschlechte zu Begräbnißstätten bestimmt gewesen, so könnte man annehmen, daß etwa jeder Stamm oder jede Sippe die Gestalt ihres respectiven Totem gewählt habe, um in einem ihr entsprechenden Erdwerke die Todten beizusetzen. Diese Annahme ist sinnreich genug; nur steht ihr entgegen, daß die heutigen Indianer, welche das Sippenverhältniß so scharf ausgebildet haben, weder den Ursprung der alten Monumente kennen, noch selbst dergleichen aufführen. Wie weit sich die geographische Verbreitung der Bilderhügel erstreckt, kann erst ausgemacht werden, wenn die Forschungen weiter gediehen sind; in Michigan sollen sie gleichfalls vorhanden sein.

Im Südwesten, namentlich in dem Landstriche zwischen dem Missouri und Arkansas, liegen wieder andere Denkmäler von eigenthümlicher Art. Man giebt sie für Ruinen alter Städte aus, die regelmäßige Straßen gehabt haben sollen. Im Bezirk Gasconade, Staat Missouri, will man noch die steinernen Grundlagen der Häuser, sodann auch Steinmauern, und sogar Spuren von Bogenwölbungen erkennen. Die Richtigkeit und Genauigkeit dieser Angaben ist indessen nicht im mindesten verbürgt. Gleichfalls in Missouri liegen viele kleine Erdhügel beisammen, meist einem Wasser entlang; aus den in und neben denselben gefundenen Töpferwaaren, Pfeilspitzen rc. ergiebt sich, daß man sie als Ueberbleibsel von Häusern zu betrachten hat, die aus Erde und Schlamm aufgeführt wurden. Aehnliche Reste sind auch in Peru nicht selten. Jene in Missouri rühren wohl von Indianern, nicht von dem alten verschwundenen Volke her.

Die Erdhügel enthalten eine Menge von interessanten Denkmälern der alten Kunst. Die Völker errichteten in der alten wie der neuen Welt, ehe sie eine höhere Gesittungsstufe erreicht haben, auf Stätten, denen sie eine besondere Bedeutung beilegten, Haufen aus Erde oder Steinen; die Pyramiden, der Bogen und die Spitzsäulen zeugen schon von einer weiter vorgerückten Civilisation. Während Monumente der letztern Art gewöhnlich im langen Laufe der Zeit Beschädigungen erleiden, hält sich der durch Waldbäume, Gebüsch oder Rasen geschützte Hügel länger, und bietet dem Wetter Trotz, welches den Marmor zernagt. In Amerika finden wir die Tumuli von den großen Seen im Norden, durch das Stromgebiet des Mississippi bis nach Mexico, Mittel-Amerika, Peru und selbst bis zum La Platastrom; am Stillen Ocean, und wie wir schon früher andeuteten, auch an der Mündung des Columbia und am Colorado. Ihre Menge ist nicht zu berechnen, im Mississippilande und namentlich in Ohio steigt sie in die Zehntausende. Viele sind von Stein, die bei weitem überwiegende Mehrzahl besteht aus Erde und zwar meist aus solchen Bodenarten, die den Erbauern nahe zur Hand lagen; Stein nahmen sie besonders an Oertlichkeiten, wo der Boden sich durch große Härte auszeichnet. Im Ohiolande liegen die Hügel meist innerhalb der Umwallungen oder doch ganz in der Nähe derselben, manchmal in Gruppen, noch öfter vereinzelt, und ohne Regelmäßigkeit in Beziehung zu einander. Manche

Gruppen bestehen aus zwanzig und mehr Hügeln. Je nach Lage, Gestalt, Bauart und den im Innern gefundenen Gegenständen lassen sie sich in verschiedene Klassen theilen. Längst weiß man, daß sie nicht alle zu Begräbnißstätten dienten, also nicht etwa, um einen volksthümlichen Ausdruck zu gebrauchen, amerikanische Hünenbetten waren. Von einhundert Hügeln, welche Squier und Davis in Ohio untersuchten, waren 60 Altar- oder Tempelhügel, 20 Begräbnißhügel, und die übrigen von verschiedener Art. Doch ist dieses Resultat nicht für die Vertheilung der Tumuli überhaupt maßgebend, da die beiden Alterthumsforscher besonders solche Hügel auswählten, welche ihnen die meiste Ausbeute zu versprechen schienen.

Die Opferhügel kommen beinahe alle in oder dicht bei den Umwallungen geheiligter Plätze vor, sind immer geschichtet, enthalten symmetrische Altäre von gebranntem Thon oder von Stein und auf denselben verschiedene Ueberbleibsel, an welchen stets die Einwirkung des Feuers sichtbar ist. Die Erdschichten laufen nicht wagerecht, sondern entsprechen den converen Umrissen des Hügels. Jede Schicht sondert sich von den übrigen genau ab; offenbar wurde beim Legen derselben große Sorgfalt beobachtet. Die Altäre sind fast alle von gebranntem Thon; man hat nur einige wenige von Stein gefunden. Sie sind ferner symmetrisch, aber von verschiedener Größe und Gestalt, kreisrund, länglichrund, viereckig und länglichviereckig, von zwei Fuß im Durchmesser bis zu einer Länge von 50 und einer Breite von 12 bis 15 Fuß; die gewöhnliche Dimension beträgt von 5 bis zu 8 Fuß; immer liegen sie platt auf der Bodenfläche, und haben manchmal bis zu acht verschiedenen Erdschichten über sich liegen. Bei einigen hat man in einer Höhlung des Altars feine Asche und irdene Geschirre gefunden, und außerhalb halbverbrannte Menschenknochen. Wo dergleichen auf dem Altare selbst vorkommen, darf man mit Sicherheit annehmen, daß sie aus den Zeiten der Hügelbauer herrühren, während die Skelette, welche man in den oberen, und dann allemal in Unordnung gebrachten, Schichten vorfindet, eben so unzweifelhaft den neueren Indianern angehören, wie sich auch schon aus der Beschaffenheit der oft neben diesen modernen Gerippen befindlichen Geräthe und Schmucksachen deutlich ergiebt. Alle diese Opferhügel gleichen einander von Außen, aber in den Einzelnheiten ist keiner mit dem andern völlig übereinstimmend. Auf keinen Fall waren sie Begräbnißhügel, da man in den meisten gar keine Spur von menschlichen Gebeinen antrifft. Merkwürdig bleibt, daß die einzelnen Tumuli dieser Art meist Gegenstände von einerlei Art und zwar in Menge umschließen, der eine zum Beispiel nur Pfeifen, ein anderer irdene Geschirre, ein dritter nur Galen, ein vierter nur Lanzenspitzen, manche auch gar nichts. Hin und wieder findet man auch Altäre, sogenannte „Backsteinherde,“ die unbedeckt geblieben sind, und die man wohl mit Recht als Anfänge zu Opferhügeln betrachtet, die nicht vollendet wurden.

Begräbnißhügel sind in großer Menge vorhanden. Sie haben von 6 bis zu 80 Fuß Höhe; durchschnittlich beträgt dieselbe von 15 bis 20 und 25 Fuß. Sie stehen **außerhalb** der Einhegungen, mehr oder weniger von denselben entfernt, zum Theil auch ganz vereinzelt, haben weder Altäre noch die Regelmäßigkeit der Tempelhügel, und meistentheils eine Kegelform. Sie bedecken nur **ein** Menschengeripp, das zur Zeit des Begräbnisses in Rinde oder eine grobe Matte gehüllt oder in einen rohen Sarg von Holz gelegt war; manchmal hatte man die Todtenkammer auch aus unbehauenen Steinen verfertigt, und Mörtel dabei nicht angewandt, denn dieser scheint den Hügelerbauern nicht bekannt gewesen zu sein. Neben den Gerippen findet man vielerlei Geräthe und Schmucksachen. Häufig liegt in den Mounds dieser Art eine Lage Holzkohlen, die vielleicht von Brandopfern für den Todten herrühren. Man ist zu einer solchen Annahme berechtigt, da zwischen und mit den Kohlen Bruchstücke von Knochen und Steingeräthe gefunden werden. Das Feuer brannte immer nur kurze Zeit; man überschüttete die noch glühenden Kohlen rasch mit Erde. Die Begräbnißfeierlichkeiten scheinen feierlich und regelmäßig gewesen zu sein. Im Ohiogebiete scheint man keine Gebeine in **Urnen** niedergelegt zu haben, wohl aber kommen **Todtenurnen** im Süden vor. In den Hügeln am Wateree-Flusse bei Canada in Süd-Carolina sind ganze Reihen von Gefäßen entdeckt worden, die mit menschlichen Ueberresten angefüllt waren, ferner ganze Friedhöfe, die lediglich Todtenurnen enthielten, z. B. auf der St. Catherine-Insel an der Küste von Georgien.

Die Begräbnißhügel enthalten eine Menge verschiedener Schmucksachen, z. B. Armbänder, durchlöcherte Blättchen Kupfer, Kugeln aus Knochen, Muscheln und Metall, sodann Lanzen- und Pfeilspitzen, Steinplatten von Glimmer in verschiedener Gestalt und irdene Gefäße.

Im hohen Grade merkwürdig bleibt der berühmte **Mound am Grave-Creek**, an der Mündung dieses Baches in den Ohio, sechs Stunden unterhalb Wheeling in Virginien. Er ist 70 Fuß hoch, und enthält **zwei Todtenkammern**, von denen die eine unten auf der Basis, die zweite dreißig Fuß über derselben liegt. Diese Kammern waren aus Baumstämmen gemacht und mit Steinen bedeckt. In der untern lagen zwei Gerippe, in der obern nur eins. Neben ihnen fand man mehr als dreitausend Muschelperlen, kupferne Armbänder und steinerne Schmucksachen*). Grabhügel dieser Art waren aber nicht die einzigen

*) Als man 1838 den Grave-Creek-Mound öffnete und die Gerippe sammt den Schmucksachen zu Tage förderte, kam ein bejahrter Tschirokihäuptling hinzu, der eben mit seinem Stamme die gezwungene Wanderung nach Westen angetreten hatte. Die Entweihung der Grabstätte versetzte ihn in Wuth, er wollte die Arbeiter mit seiner Streitaxt erschlagen. Man hatte große Mühe ihn zu bändigen und zu entfernen. Seinen Grimm und Kummer ertränkte er im Feuerwasser; man fand ihn bald nachher seiner Sinne beraubt am Grabhügel. Amerikanische Dichter haben diesen poetischen Stoff mehrfach aufgegriffen und benutzt. Schoolcraft in Lettres on the Antiquities of the Western country, Wigwam, p. 313.

Begräbnißstätten der Moundbuilders, sondern wahrscheinlich nur für die Leichen der Häuptlinge und Priester bestimmt. Wo die Asche der großen Masse des Volkes liegt, ist weniger bekannt. Aber von Zeit zu Zeit werden durch die Wellen der reißenden Ströme im Westen Friedhöfe bloßgelegt, zum Theil von solchem Umfang, daß man die Oertlichkeiten nach ihnen benannt hat; am Wabash z. B. zwei Stellen: Die „Big Bone-Bank" und die „Little Bone-Bank," wo der Fluß alljährlich viele Menschengerippe und Geräthe hinwegspült. In den Staaten nördlich vom Ohio sollten tausende reihenweis geordneter Gräber vorkommen, und ausgedehnte Grabstätten auch in Tennessee und Missouri liegen. Manche vermuthen, daß in den Höhlen von Kentucky und Ohio einst Leichen beigesetzt wurden. Höchst wahrscheinlich kam Verbrennen der Todten häufig vor; man mag wohl die Asche Vieler zusammengehäuft und einen Hügel über derselben aufgeworfen haben. Die Lage der Gerippe ist sehr mannigfach, die meisten sind lang ausgestreckt und die Arme sorgfältig den Seiten entlang gelegt. Skelette in sitzender Positur sind allemal aus späterer Zeit. Aber auch die neueren Indianer begraben nicht etwa alle ihre Todten in sitzender Stellung; manche, z. B. am obern Mississippi legen die Leichen auf ein Gerüst oder auf Baumstämme; im Süden ließ man sie verwesen, sammelte dann unter allerlei Feierlichkeit die Knochen, und brachte sie in die Hütten der Angehörigen oder in die „Medicinhäuser," die Tempel des Stammes. Die Mexicaner gaben allerdings denjenigen Todten, welche sie begruben, eine sitzende Stellung; dasselbe war in Mittel-Amerika und Peru der Fall.

Die Tempelhügel. Sie zeichnen sich durch große Regelmäßigkeit und beträchtlichen Umfang vor den übrigen Tumuli aus, liegen zumeist innerhalb der Einfriedigungen, haben gewöhnlich die Gestalt einer abgestumpften Pyramide, und zu ihrem Gipfel führen abgestufte Zugänge. Manchmal sind sie auch terrassirt in mehreren Absätzen. Aber gleichviel ob sie eine runde, ovale, eine achteckige, viereckige oder längliche Gestalt haben, der Gipfel ist allemal flach und platt. Die Hügel dieser Klasse sind in Ohio nicht zahlreich, bilden aber im Süden die bei weitem überwiegende Mehrzahl. Je näher dem mexicanischen Meerbusen, um so häufiger und größer werden sie. Manche Tempelhügel sind rund; auf dem Gipfel vieler anderen erheben sich kleinere Tempelhügel, insbesondere wenn jene große Pyramiden bilden, wie bei Seltzertown in Mississippi.

Anomale Hügel. Unter dieser Benennung faßt Squier jene Mounds zusammen, die sich nicht in eine der drei obigen Klassen reihen lassen. In manchen derselben hat man Aschenhaufen oder Gebeine gefunden; andere bestehen aus aufgehäuften losen, etwa faustdicken Kieseln. Bei vielen ist ihre Bestimmung klar; sie dienten als Warten, und ihre Lage so wie die häufigen Spuren des Feuers beweisen, daß sie häufig zu diesem Zwecke benutzt wurden. Ob die vielen Steinhaufen, welche man hin und wieder im Lande zerstreut antrifft, von den

alten Moundbuilders herrühren, ist wenigstens unbestimmt. Die Wahrscheinlichkeit spricht nicht dafür.

Die alten von Menschenhänden aufgeworfenen Hügel umschließen eine große Menge von Geräthen und Schmucksachen, welche ganz unzweifelhaft von den Moundbuilders herrühren. Gleich anderen barbarischen oder halbcivilisirten Völkern gaben sie dergleichen dem Todten mit ins Grab. Man findet daher noch jetzt irdene Geschirre, und Gegenstände aus Knochen, Muscheln, Stein und Metall. Wo irgend im Westen eine größere Wohnstätte der Indianer vorhanden gewesen, liegen noch heute allemal Bruchstücke irdener Geschirre umher, namentlich dort, wo die Todten begraben wurden. Die Töpferarbeit wurde von den Weibern gethan, und sie hatten es, namentlich jene im Süden, zu großer Geschicklichkeit gebracht. Sie kneteten den Thon über Modellen, z. B. über einem Kürbis, und härteten die Gefäße in besonderen Oefen. Für größere Geschirre verfertigten sie Modelle aus Flechtwerk in zierlichen Formen, die sich im Thon abdruckten und auf demselben Verzierungen bildeten. Aber viele Geschirre sind Werke der heutigen Indianer, bei denen übrigens die Töpferkunst ungemein schnell in Abgang kam, seit die europäischen Ansiedler ihnen Metallgeschirre verkauften. Die alten Hügelbauer waren in der Bereitung irdener Gefäße den Indianern bei weitem überlegen; manche noch jetzt vorhandene Proben ihrer Geschicklichkeit und ihres Geschmacks lassen in Betreff der Zierlichkeit, des Musters und der feinen Ausführung auch nicht das Mindeste zu wünschen übrig. Man fand sie allemal in den Altar- oder Opferhügeln, und leider nicht ein einziges Stück in völlig unversehrtem Zustande. Einige wenige haben auch die Gestalt eines Menschenhauptes, namentlich findet man ein Gefäß mit drei Köpfen, welches wohl als „Dreieinigkeits-Gefäß" bezeichnet worden ist. Es ist lediglich ein Phantasiestück eines alten amerikanischen Künstlers, hat aber nichtsdestoweniger zur Grundlage einer Menge wunderlicher Speculationen dienen müssen, weil man aus den drei Menschengesichtern folgern wollte, daß den Hügelerbauern die göttliche Dreieinigkeit bekannt gewesen sei. Im Süden findet man in den Tumuli auch Terracotten in Thierformen, und überall Pfeifenköpfe von mannigfacher Gestalt. Im hohen Grade merkwürdig erscheint ein Bruchstück, das den Kopf eines Vogels darstellt, und zwar des Tucan oder sogenannten Pfefferfressers. Dieses Thier lebt bekanntlich nur in den eigentlichen Tropenländern. Wie kam es, daß die Hügelbauer am Ohio dasselbe abbildeten? Die Töpferscheibe war denselben eben so unbekannt, wie das Verglasen. In den südlichen Staaten sollen hin und wieder noch die alten Brennöfen vorhanden sein*).

---

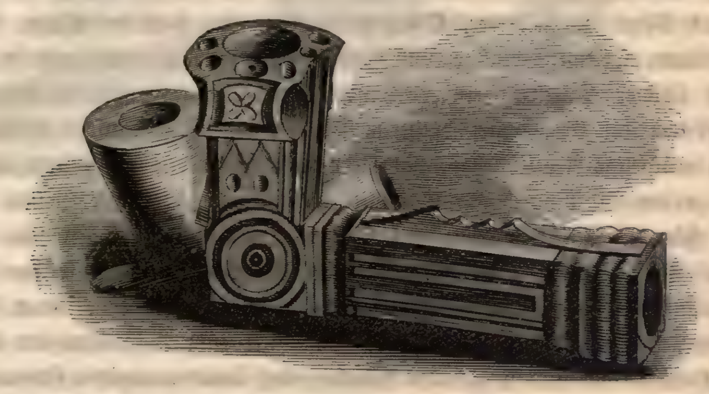
*) Squier S. 195. Die Alterthumsforscher in Amerika haben darüber gestritten, ob die Töpferscheibe den Hügelbauern bekannt gewesen sei. Ein Herr Hitchcock wollte am Flints-River in Georgien ein noch nicht fertiges Geschirr auf der Drehscheibe gefunden haben. Schoolcraft meinte 1846 (in einem Vortrage in der Neu-Yorker historischen Gesellschaft), man sehe

Metall- und Stein-Geräthschaften. Von Metallen scheinen die Hügelbauer nur Kupfer und Silber bearbeitet zu haben. Das letztere kommt nur selten vor, ist immer außerordentlich dünn, und wurde benutzt, um das Kupfer zu plattiren, aber nicht etwa durch irgend eine chemische Combination, sondern lediglich in der Weise, daß die dünnen Silberblättchen um das Kupfer herumgeschlagen wurden, und so demselben als Ueberzug dienten. Denn auf das Metallschmelzen war man nie gekommen, wußte auch nichts von Legiren, von Zusammenschweißen oder von Metallguß in Formen. Man härtete das Kupfer, welches offenbar aus den Gruben am Obern-See stammt. Dort hat man in unseren Tagen deutliche Spuren gefunden, die keinen Zweifel darüber lassen, daß aus ihnen in sehr früher Zeit Metall geholt wurde, und zwar gewiß von den Hügelbauern. Das beweisen eben sowohl die Beschaffenheit und die eigenthümliche Zusammensetzung des Metalls, wie die daraus verfertigten Werkzeuge und Geräthe, von denen die in längst verlassenen Kupfergruben wieder aufgefundenen völlig jenen gleichen, die man aus den Hügeln aufgegraben hat. Man findet Messer, Aexte, Meißel, Drillbohrer und Lanzenspitzen von Kupfer, zum Theil von vortrefflicher Arbeit, nicht minder eine große Menge von Schmucksachen, insbesondere Armbänder, Halsbänder, runde Scheiben und kleine Kugeln, und zwar letztere in ganz außerordentlicher Zahl, zum Beweise daß die Moundbuilders in dieser Beziehung denselben Geschmack mit den heutigen Indianern theilten. Es fehlt uns an Raum, alle die einzelnen Gegenstände, welche aus den Erdhügeln zu Tage gefördert worden sind, zu beschreiben oder nur aufzuzählen. Die meisten zeugen von einem Sinne für, wir möchten sagen, altkeltische Zierlichkeit. Auch steinerne Waffen und Pfeilspitzen, Messer und Aexte hat man, nebst Geräthschaften aus Knochen, aus den Hauzähnen verschiedener Thiere (sogenanntem Elfenbein, aber nicht vom Elephanten, sondern vom Strombus gigas), und aus Muscheln gefunden, sodann Schnitzwerk in Stein, den man vortrefflich zu glätten verstand. Auffallend erscheinen Pfeilspitzen aus Obsidian, der bis jetzt nördlich von der vulkanischen Region Mexicos weiter nicht angetroffen worden ist. Bleierz findet man in den Hügeln vielfach, niemals aber Eisen oder irgend etwas, wor-

---

zwar an keinem jener alten Gefäße die Streifen, welche durch die Bewegung der Töpferscheibe hervorgebracht werden; es sei aber doch kaum anzunehmen, daß man ohne jenes Werkzeug so vollendete Arbeit habe liefern können (Proceedings 1846 p. 129). In den ein Jahr später erschienenen Notes on the Iroquois hat er diese Ansicht fallen lassen; er sagt S. 223: „there is no evidence in the structure of any of this species of pottery, at least in these latitudes (am Ohio und im westlichen Neu-York), that it had been raised or formed on a potters wheel." Die Akiks oder Kessel der neueren Indianer haben keine Beine; man stellte sie nicht Auf das Feuer, sondern in dasselbe, indem man die Gluth ringsum häufte, möglicherweise auch das Geschirr über derselben aufhängte. Auch die Hügelbauer scheinen solche Beine nicht gekannt zu haben, wenigstens finde ich dergleichen nicht an den Geschirren, welche ich bildlich dargestellt gesehen habe.

aus man auf eine Bekanntschaft des alten Volkes mit diesem Metall schließen dürfte. Wo es vorkommt, rührt es nachweislich aus der Zeit nach der Entdeckung her. Ob die vielen steinernen Röhren aus den Mounds als Pfeifenröhre oder zum Blasen, zur Erzeugung eines stärkern Luftzuges benutzt worden sind, muß dahin gestellt bleiben. Pfeifenköpfe kommen in mannigfachen oft sehr geschmackvollen Formen vor. Gerade an der Pfeife übten die alten Künstler vorzugsweise ihr Talent, und die bei weitem überwiegende Mehrzahl der noch vorhandenen Sculpturen sind eben Pfeifenköpfe.



Die Sculpturen erscheinen von allen Ueberbleibseln aus dem amerikanischen Alterthum als die bei weitem interessantesten. Gerade sie beweisen, daß die Hügelbauer über die ersten Anfänge der Kunst weit hinaus waren. Die Zeichnungen sind einfach aber genau, und das Verhältniß der einzelnen Theile zu einander ist richtig; sie zeugen von sehr aufmerksamer Beobachtung; die Natur wird möglichst treu wiedergegeben, und die Ausführung, welche im Vergleich zu den besten Sculpturen selbst griechischer Künstler oft nichts zu wünschen übrig läßt, ist um so bewundernswürdiger, da jene Bildschnitzer nur über sehr mangelhafte Werkzeuge verfügten. Aus den Darstellungen des menschlichen Hauptes



geht klar hervor, daß die Hügelbauer ihr Gesicht tättowirten und Ringe in den Ohren, und Perlenbänder um den Kopf trugen*). Diese letztere Art, die Stirn zu schmücken, weist auf irgend eine Weise nach Mexico. Nach Süden deuten gleichfalls die Darstellungen des Manati (der Seekuh, Lamantin, Manitus senigalensis, Desm.), deren man in den Hügeln am Ohio nicht weniger als sieben gefunden hat. Dieses Seethier kommt nach Norden hin nur bis zu den Küsten Floridas vor, und auch dort nicht häufig, während es bei den Antillen sich in Menge aufhält. Die im Gebiete der Vereinigten Staaten lebenden vierfüßigen Thiere und Vögel, z. B. Biber, Otter, wilde Katze, der Kopf des Elenn, Reiher, Gänse, Enten, sodann Schlangen und Kröten sind in einer großen Menge so außerordentlich schöner Darstellungen vorhanden, daß sie sich mit den hübschesten Broncearbeiten der Gegenwart dreist messen dürfen. Die Künstler müssen eine unendlich mühselige Arbeit gehabt haben; man sieht es den Sculpturen an, daß sie zum großen Theil durch Reibung mit einem Sandpulver ihre Gestalt erhielten; die feineren Linien wurden mit scharfen Werkzeugen gezogen und eingeschnitten. Viele Figuren bestehen aus rothem Porphyr von einer solchen Härte, daß sich auf ihm das beste Stahlmesser umbiegt. Vielleicht bedienten sich die Hügelbauer, gleich den Mexicanern, des Obsidians zum Schneiden der Steine. Daß auf diese Sculpturen großer Werth gelegt wurde, ergiebt sich aus der Sorgfalt, mit welcher man sie, z. B. mit Holzpflöcken und Kupferdraht oder Kupferplatten ausbesserte, wenn sie zerbrachen oder sonst Schaden litten.

---

*) Squier hat, S. 244, ein Haupt abgebildet, welches ein Stirnband von Perlen trägt. Er findet in demselben große Aehnlichkeit mit der von Humboldt beschriebenen „Statue einer aztekischen Priesterin.“ The manner of its adjustment is in both instances substantially the same, and indicates a common mode of wearing those ornaments among both the moundbuilders and the Mexicans.







Steinplatten mit Sculpturen hat man nur einige wenige in den Hügeln gefunden, aber in Betreff derselben sich theilweise in sehr abenteuerliche Phantasien verloren. Man witterte Hieroglyphen und Alphabete, obwohl es nicht dem geringsten Zweifel unterliegt, daß die Hügelbauer weder die einen noch die anderen kannten. Kein Jahr vergeht, in welchem nicht amerikanische Blätter die Entdeckung irgend einer alten großen Ruinenstadt, oder einer Inschrift melden, aber bei näherer Forschung stellt dieselbe sich allemal als das heraus, was man auf der andern Seite des großen Wassers einen „Humbug" zu nennen pflegt. Vor einiger Zeit wollte man in einem Hügel bei Kinderhook, Bezirk Pike, im Staate Illinois, sechs mit Inschriften versehene Kupferplatten gefunden haben, von welchen auch ein Facsimile veröffentlicht wurde. Bald indessen erfuhr man, daß der Schmied des Dorfes auf Kosten Leichtgläubiger sich eine Mystification erlaubt hatte. Angeblich aus dem berühmten Mound am Grave-Creek, und zwar aus dem obern Grabgewölbe desselben, rührt ein Stein mit einer Inschrift in drei parallelen Linien her, an welcher die Gelehrten ganz überflüssiger Weise ihren Scharfsinn abgemüht haben. Schoolcraft hielt zwei und zwanzig Charaktere derselben für entschieden alphabetisch, Andere meinten, 4 Buchstaben seien griechisch, 4 etruskisch, 5 runisch, 6 altgallisch, 7 altersisch, 10 phönicisch, 14 altbritisch, 16 celtiberisch ꝛc.; der dänische Alterthumsforscher Rafn pflichtete dieser Ansicht bei, Jomard in Paris und Hodgson fanden sogar Spuren afrikanischer Alphabete. Squier weist diesen Stein als untergeschoben nach, und erinnert bei diesen Bemühungen, Alphabete zu erklären welche das Werk eines Betrügers sind, ganz geeignet an das bekannte Gespräch zwischen Polonius und Hamlet über die Wolke, welche aussieht wie ein Kameel, oder wie ein Wiesel, oder wie ein Walfisch *). Echt ist dagegen eine Steinplatte

*) In den Transactions of the American Ethnological Society, II. S. 200 ff. Der

mit Figuren, die in einem Hügel bei Cincinnati im December 1841 gefunden wurde. Sie besteht aus feinkörnigem, hellbraunem Sandstein, ist 5 Zoll lang, drei Zoll breit und einen halben Zoll dick. Die Figuren sind arabeskenartig; sie erinnern, obwohl entfernt, an Figuren, die man in Ruinen Mittelamerikas findet; aber die Linien wurden nur etwa ein Zwanzigstel eines Zolls tief eingegraben. Squier hält das Ganze für eine Schablone, für eine Platte, vermittelst welcher man auf Kleidungsstücke und Leder Figuren zum Schmuck preßte. Auch in Mexico und in den Hügeln am Golf hat man dergleichen Stempel, aber aus gebranntem Thon, gefunden. Aus einem der Hügel am Paint-Creek am Ohio wurden mehrere Steinplatten von etwas über sechs Zoll Länge zu Tage gefördert, auf welchen eine zusammengelegte Klapperschlange sehr fein eingeschnitten ist. Die Platten müssen einst bemalt gewesen sein, da man noch jetzt in den vertieften Linien Spuren von dunklem Roth und tiefem Schwarz antrifft. Wahrscheinlich beziehen sich diese Darstellungen auf den alten Cultus. Wir wissen, daß auch später die Natchez eine Schlange als Sinnbild der Gottheit auf den Altar stellten, und daß dieses Thier auch auf den Gemälden der Mexicaner und in den Ruinen von Mittel-Amerika häufig vorkommt. Immer aber ist es nur die Klapperschlange. Bei den Mexicanern war sie ein Sinnbild der königlichen Macht und Herrschaft, und als solches erscheint sie in der Krone Tezcatlipocas, den man den Brahma des aztekischen Pantheons genannt hat, und auf den Helmen der Kriegerpriester dieser Gottheit. Die Klapperschlange mit befiedertem Kopfe war in Mexico das Sinnbild Tezcatlipocas, den man auch als Sonne symbolisirte.

Auch Schädel, die von den Moundbuilders herrühren, hat man in den Hügeln gefunden. Squier grub nur einen, aber unbestreitbar alten und echten aus. Nach Mortons genauen Untersuchungen gehört derselbe, gleich anderen aus den Mounds, zu der von ihm sogenannten toltekischen Familie, d. h. jener Abtheilung der Amerikaner, welche eine höhere Gesittungsstufe erreicht hatten, als die rohen Jägervölker der Gegenwart.

Endlich giebt Squier in seinem vortrefflichen Werke noch Abbildungen von verschiedenen Figuren, die im Westen wie im Osten der Alleghannies hin und wieder in Stein und auf Felsen eingegraben und zum Theil recht hübsch gezeichnet sind. Sie rühren indessen nicht von den alten Moundbuilders her, sondern sind Werke der Indianer, und haben eine unverkennbare Familienähnlichkeit mit den Bilderschriften, von welchen wir früher eine Beschreibung und Abbildung gaben.

Aus alle dem bisher Gesagten ergiebt sich ganz unwiderlegbar, daß die

---

Stein befindet sich jetzt im Besitze eines Privatmannes zu Richmond in Virginien, und es ist kaum noch von ihm die Rede, da man allgemein weiß, daß es sich nur um einen handgreiflichen Betrug handelt.

Hügelbauer sehr zahlreich und ein vorzugsweise ackerbautreibendes Volk mit festen Wohnsitzen waren. Ihre ganze Lebensweise war von jener der späteren Indianer, welche die Europäer auf dem einst von dem verschwundenen Geschlechte bewohnten Boden fanden, durchaus verschieden. Die Moundbuilders müssen ein in Sitten, Bräuchen und Religion eng verwandtes Volk gewesen sein, bei welchem in vielem Wesentlichen eine völlige Uebereinstimmung herrschte; die Gleichartigkeit zwischen denen im Norden und denen im Süden überwog sichtlich das Abweichende. Die Denkmäler, welche von ihnen übrig geblieben, stehen allerdings an Großartigkeit weit hinter jenen der Azteken, Mittel-Amerikas und der alten Peruaner zurück, erregen aber nichts desto weniger unsere Bewunderung, wenn wir bedenken, wie unvollkommen die Hülfsmittel waren, über welche die Hügelbauer geboten. Selbst für unsere Zeit würden so ausgedehnte Erdwerke nur mit großer Mühe und vielen Kosten herzustellen sein, und auf jeden Fall können sie nur von einem Volke herrühren, das dicht beisammen wohnte, und nicht nach Art der Jäger das Land durchstreifte. Dasselbe verstand sich auf den Krieg, wie die große Menge der Vertheidigungswerke beweisen; daß es auch einen ziemlich ausgebildeten Cultus hatte, und bürgerliche Einrichtungen besaß, die schon durch das Vorwalten des Ackerbaues bedingt wurden, scheint uns keinem Zweifel zu unterliegen. Ob es von Süden nach Norden vordrang, oder in umgekehrter Richtung, ist nicht auszumachen. Das uramerikanische Getreide, der Mais, mag aus der Gegend zwischen den Wendekreisen stammen; gewiß ist, daß er in keiner andern Gegend üppiger gedeiht, als in den fruchtbaren Landstrichen des Mississippi-Stromgebietes. Wann die Hügelbauer ihre Blüthezeit gehabt, wird schwerlich jemals ausgemacht werden; daß sie aber weit zurückliegt, ergiebt sich namentlich aus zwei Umständen. Die Urwälder, welche sich innerhalb mancher Umwallungen und Einfriedigungen und auf vielen Mounds erheben, weisen auf mindestens tausend Jahr zurück. Ferner liegen die alten Denkmäler, wie schon weiter oben hervorgehoben wurde, niemals auf den jüngsten Flußterrassen, sondern auf den älteren. Die Hügelbauer führten offenbar dieselben auf, ehe die Gesließe im Westen sich ihr gegenwärtiges Strombett gegraben hatten. Man hat gemeint, sie seien Nachkommen von Ansiedlern gewesen, die einst aus Mexico herüberkamen; andrerseits aber auch die Behauptung aufgestellt, daß die Moundbuilders der eigentliche Urstamm und Grundstock der toltekischen Familie waren. Gewiß weisen alle Ueberlieferungen darauf hin, daß einst die Tolteken aus Norden auf die mexicanische Hochebene zogen; aber bisher hat man angenommen, sie seien von Nordwesten her gekommen, während sie vom Mississippi her aus Nordosten in ihre neue Heimath, auf der Hochebene von Tenochtitlan, hätten ziehen müssen. Wer jener Ansicht beipflichtet, kann nicht umhin, den alten Umwallungen und von Menschenhänden bereiteten Hügeln, sammt den in ihnen gefundenen Schmucksachen und Geräthen ein höheres

Alter beizulegen, als den Monumenten in Mexico und Mittel-Amerika selbst. Wir unsrerseits sind der Ansicht, daß bei weitem noch nicht Thatsachen und Forschungen genug vorliegen, um diese Frage mit Bestimmtheit zu entscheiden.

Also ruhet noch ein geheimnißvolles Dunkel auf dem Ursprunge und dem Verschwinden dieser Hügelbauer. Erwägen wir alle Umstände genau, so stellt sich als sicher und ausgemacht für uns Folgendes heraus: Sie waren in dem weiten Gebiete von Wisconsin bis Florida heimisch und bildeten eine gleichartige Bevölkerung, wohnten als Ackerbauer dicht beisammen, kannten Silber, Kupfer und Blei, verstanden sich auf die Sculptur, waren geschickte Töpfer, kannten und genossen Salz, baueten Festungswerke mit großem Geschick und hatten einen ziemlich ausgebildeten religiösen Cultus. Aber sie waren nicht etwa auf einer hohen Civilisationsstufe angelangt, standen vielmehr hinter jener weit zurück, zu welcher die Mexicaner und Peruaner sich emporgearbeitet hatten. Ihr Ackerbau muß gleichfalls von höchst mangelhafter Beschaffenheit gewesen sein, denn sie besaßen keine Lastthiere. Sie verstanden nicht einmal das Metall zu schmelzen und hatten keine Buchstabenschrift, keine Töpferscheibe und zum größten Theil nicht einmal Backsteine, geschweige denn, daß sie massive Bauwerke aufzuführen oder Steine zu behauen gewußt hätten. Sie waren nur Halbbarbaren, standen aber allerdings weit über den meisten heutigen Indianerstämmen der Waldregion wie der Prairien.

Wir können nicht umhin, gerade hier einer Ansicht zu erwähnen, welche einer der geistreichsten deutschen Naturforscher, Martius in München, in Betreff der Vergangenheit der amerikanischen Menschheit aufstellt. Ganz richtig bemerkt er, daß der Zustand der rothen Menschen, wie er jetzt noch sich darzustellen pflegt, wohl nicht ihr erster sei. An einem Christabend lag Martius in Brasilien in einer von mehren indianischen Familien bewohnten Hütte, in welcher man ihn gastfreundlich aufgenommen hatte. Als Mütter und Kinder eingeschlafen waren, erhob sich in einem Winkel eine fast gespenstische Erscheinung, ein altes Weib, nackt, von Staub und Asche bedeckt, das schmerzlichste Bild des Hungers und äußerster Verkommniß. Es war die von einem andern Stamme geraubte Sklavin seiner Gastfreunde. Behutsam und leise kroch sie an die Feuerstelle, blies die Gluth wieder an, brachte einige Kräuter und Menschenhaare hervor, richtete unter eifrigem Gemurmel grinsende Blicke auf die Kinder ihrer Herren und machte allerlei seltsame Gebehrden. Sie zerkratzte den Schädel und warf Kräuter und zu Kugeln geballte Haare in's Feuer. Martius überraschte sie, und erkannte aus ihrer Verrichtung, aus ihrem Schrecken und aus den Zeichen, womit sie bat nicht verrathen zu werden, daß sie Hexenwerk getrieben hatte, und vermittelst desselben die Kinder ihrer Feinde und Bedrücker zu verderben meinte. „Wenn ich nun überlegte, welche Täuschungen, welche Verdüsterungen sich im menschlichen Gemüthe zugetragen haben mußten, bis es dahin kommt, dunkle,

ihm unbekannte Mächte zu fürchten und heraufzubeschwören, um Anderen zu schaden; — wenn ich dachte, daß ein so complicirter Aberglaube nur das Ueberbleibsel eines ursprünglich reinen Naturdienstes sei, und welche Kette von Verwickelungen einer solchen Degradation vorausgegangen sein mochte, — da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen!" Er meint seitdem, die Indianer Brasiliens seien einst ganz anders gewesen, im Verlaufe dunkler Jahrhunderte seien manche Katastrophen über sie hereingebrochen, durch welche sie zu ihrem dermaligen Zustande, zu einer ganz eigenthümlichen Verkümmerung und Entartung herabgekommen wären. „Die Amerikaner sind nicht ein wildes, sie sind ein verwildertes, herabgekommenes Geschlecht. Auch die Mexicaner, welche kein so trauriges Bild darstellen, sind die degradirten Reste einer vollkommnern Vergangenheit, und schon lange vor der Entdeckung befanden sie sich auf dem Wege der Entartung. Auch sie werden dem allgemeinen Fluche eines frühzeitigen Hinwegsterbens von diesem irdischen Schauplatze eben so wenig entrinnen, als die übrigen noch tiefer entarteten Stämme und Völker." Die Gründe für seine Ansicht leitet Martius ab: aus dem dermaligen gesellschaftlichen Zustande der amerikanischen Urbewohner; aus der großen Zahl ihrer Sprachen und Dialekte und aus deren Beschaffenheit; — aus der sie zunächst umgebenden Natur; — aus den Resten von Bauwerken.

Ueberall, meint Martius weiter, begegnet man Ueberbleibseln von hierarchischen und monarchischen Verhältnissen, obwohl oft in so undeutlichen und verwischten Spuren, daß es gegenwärtig unmöglich wird, auf den Ursprung der einzelnen Verhältnisse zurückzukommen, und sie mit einander in genetische Verbindung zu bringen. Er nimmt an, daß alle ihre gesellschaftlichen Zustände sich ursprünglich auf ein Priesterthum basirten, das in seiner bessern Bedeutung gänzlich verloren gegangen sei; heute finde man nur Zauberdienst, Hexenwerk, Arztthum und die roheste Demagogie des Aberglaubens. Doch gehe auch jetzt noch ein theokratisches Element durch das Leben der Indianer. Schon vor der Eroberung von Peru und Mexico, und ehe Xolotl, Manco Capac und Bochica erschienen, sei schon eine allgemeine Verwilderung und Entsittlichung eingetreten. Die Gesittung jener Staaten reiche nicht über das Jahr 800 n. C. hinaus. „Ist nun die amerikanische Bevölkerung von ihrem Ursprunge bis zur Erscheinung jener Reformatoren in dem wilden Zustande gewesen, woraus diese sie erhoben haben, oder ging der Barbarei schon ein anderer, besserer Zustand voraus? Wer immer die Katastrophen, welche unser Geschlecht durchlebt, auch nur flüchtig betrachtet, wird sich für die letztere Annahme entscheiden. Die Geschichte ist lang und alt, aber die Vorgeschichte ist noch länger." Columbus habe auf den Antillen theils milde und sanfte Völker gefunden, bei denen auch Frauenregiment und erbliche Dynastenwürde galt, theils wilde Karaiben, welche Kannibalen gewesen seien, und doch beide neben einander wohnend. „Können so verschiedenartige Ausgangs-

punkte in der Bildung der Völker der Geschichte weniger Jahrhunderte angehören? Sicherlich nicht, sondern sie sind die letzte Frucht vieler und langandauernder Katastrophen. Dies Resultat gewinnt man um so zuversichtlicher, wenn man die historischen Zustände der amerikanischen Völker, welche eine Geschichte haben, wie eben z. B. der Mexicaner, mit gewissen Baudenkmälern in ihrem Lande vergleicht, und an diesen einen Culturzustand findet, der mit jenem der Völker zur Zeit der Conquista in schreiendem Contraste steht. Die amerikanische Menschheit hat mehre große Oscillationen vor- und rückwärts in ihrer Bildung gemacht; manche sogenannte wilde Völker Amerikas haben wohl ohne Zweifel schon die zweite Verwilderung aus einem ursprünglichen Zustande, die zweite Verdüsterung eines edlern Bewußtseins erlitten. Unter den brasilianischen Wilden fand Martius mancherlei Rechtssymbole, z. B. in Beziehung auf das Eigenthum der Person oder des Stammes, auf die Wahl eines Heerführers ꝛc., welche, nach ihm, schlechterdings nur als Trümmer eines höhern, verloren gegangenen bürgerlichen Zustandes betrachtet werden können, und die oft gar nicht in innerm Zusammenhange mit dem Leben und der Gesinnung der einzelnen Völker stehen; sie finden sich in einer unerklärlichen Unordnung, mehr oder minder entwickelt, sie sind gleichsam wie die Glieder einer zerrissenen Kette über den ganzen Erdtheil ausgestreut, sind Bruchstücke eines uralten, ausgedehnten Gebäudes das gleichsam durch dämonische Kräfte zersprengt und in weite Fernen auseinander geschleudert worden. „Staunend verliere ich mich oft in diesen seltsamen Anblick; — zerfallene Sitten und bürgerliche Zustände, und von dem Allem keine Geschichte!"

Martius legt weiter Gewicht darauf, daß die ganze amerikanische Urbevölkerung in zahllose Stämme, Horden, Unterhorden, ja isolirte Familien aufgelöst, und diese seltsame Menschenmasse in einer fortwährenden unregelmäßigen Fusion begriffen sei. Nicht in Jahrhunderten könne die amerikanische Menschheit in mehr als vierzehnhundert Völker, Stämme und Horden auseinander gefallen sein. Dies sei ein Zersetzungsprozeß, der Jahrtausende erfordere. Man werde versucht, sich die ganze Bevölkerung des Erdtheils wie im Bilde eines fortwährenden Aufsiedens zu denken, wobei beständig andere Theile an die Oberfläche kommen. Allerdings ist es wunderbar, daß wir in ganz Amerika kein einziges Volk von der Zahl des schwächsten Volkes in Europa finden; nicht minder auffallend erscheint die große Menge und Verschiedenheit der Sprachen. „Gleichsam jedes Dorf spricht eine andere Sprache, ja es giebt Idiome, die auf einige wenige Familien beschränkt sind." Sie seien einer ewigen Umbeugung und Verschmelzung, Zersetzung und Wiederzusammensetzung ihrer Elemente, einem Wechsel der Bedeutung der Worte und des Lautes unterworfen, sie unterliegen einem fortdauernden Anfang und Ende. Ein solcher Zustand müsse eine antisociale Wirkung haben; auch bemerke man als allgemeinsten Charakter der amerikani-

schen Sprachen, daß sie in ihrem ganzen Wesen und in ihrer Armuth die Spuren einer schon lange dauernden Entartung tragen. Für gewisse Ideen, welche eine höhere Geistescultur bekunden: Gott, Seele, Unsterblichkeit, fehlen die Ausdrücke nicht, aber Alles was sich auf Zauberei, Hexenwerk und einen Dämonencultus bezieht, ist in diesen Sprachen viel reichlicher repräsentirt. Dieser Cultus sei aber doch schwerlich anders als aus einem vormaligen höhern Naturverständniß, als aus einer früher herrschenden, nun getrübten und mißbildeten Naturweisheit zu erklären. „Der grammatikalische Charakter der Sprachen ist ungelenk und starr; ursprünglich sind wohl die jetzt sehr häufigen Adverbial- und Participialconstructionen nicht vorhanden gewesen. Auch sogenannte Stammsprachen, z. B. die Lenapi, die Aztekische, die Guarani, Quichua und chilesische sind schon das Resultat jenes allgemeinen geistigen und leiblichen Zersetzungsprocesses, welchem die amerikanische Menschheit seit Jahrtausenden unterliegt. Wäre die Conquista ein paar hundert Jahre früher oder später eingetreten, so hätte sie wahrscheinlich ganz andere Sprachen oder Dialekte als herrschend vorgefunden."

Amerika, meint Martius, auf amerikanische Mythen sich stützend, scheine seine früheste Geistescultur, so wie seine dermalige Bodencultur von Außen her empfangen zu haben; die Mandiocawurzel, die süße Yuca, der Mais, die Quinoa, die Kartoffel, mehre Arten mehliger Knollengewächse und die Baumwollenstaude seien bei der Entdeckung durch das ganze tropische Amerika in Anbau und Gebrauch gewesen; aber noch kein Botaniker habe die beiden Arten der Mandioca, die Quinoa und die Paradiesfeige wild vorgefunden. Aus den vielerlei Varietäten der amerikanischen Nutzpflanzen wird gefolgert, daß die amerikanische Menschheit schon vor sehr langer Zeit in Beziehung zu gewissen Gewächsen getreten sein müsse. In Betreff der peruanischen und mexicanischen Denkmäler wird bemerkt, daß sie in keiner Weise denjenigen Völkern zugeschrieben werden können, die man als ihre Urheber zu betrachten pflegt, sondern daß sie vielmehr früheren, vom Nebel der Mythe umhüllten, uns unbekannten Völkern angehört haben müssen. Auf den alten Bildwerken könne man wohl drei oder vier verschiedene Typen der menschlichen Gestalt in der Zeichnung und dem Ausdrucke der steinernen und gemalten Figuren unterscheiden. Die Mexicaner hätten ihre Zeitrechnung nicht nach astronomischen Kenntnissen und Prinzipien ausgebildet und unter sich festgestellt; ihr System erscheine vielmehr als „der zerbröckelte Rest einer übelverstandenen Naturweisheit." Unter den Wilden am Amazonenstrom und in Matto Grosso finden sich, wiewohl gegenwärtig nur selten, Bilderwerke von zwei bis acht Zoll Länge, aus dem sogenannten Amazonenstein mit großer Kunst geschnitten und polirt. Sie gehen als Zierrathen und Amulete von Geschlecht zu Geschlecht, aber Niemand weiß, wo sie hergekommen. Die Amerikaner sind ein Geschlecht, über welches schon mehrfach dunkle Katastrophen gewaltet. Was aber hier vorgegangen, ist von der Nacht verschwiege-

ner Jahrtausende bedeckt. „Ist jemals die ganze amerikanische Menschheit auf einer gemeinsamen Bildungsstufe mit jenen mythischen Völkern in Peru und Mexico gestanden? Oder gab es hier seit Jahrtausenden schon so große Verschiedenheiten in der Bildung? Wie und von wo aus hatte sich ehemals ein besserer Zustand der Dinge und Menschen über den großen Continent und seine zahlreichen Inseln ausgebreitet? Wie und von wo aus hat sich der entgegengesetzte Gang entwickelt, der jenen bessern Zustand allmälig besiegt, den ganzen Welttheil zu Falle gebracht und in ein Vaterland unmenschlicher Gräuel und schrecklicher Entartung umgewandelt hat?"

Bedeutungsvoll sei die Mythe vom Untergange der Atlantis. Man werde versucht, der Vermuthung Raum zu geben, daß jene theilweise so hochgebildeten Völker der amerikanischen Urzeit sich nicht etwa nach und nach in die gegenwärtigen rohen Horden verändert haben, sondern daß sie, wenigstens theilweise, durch große elementarische, ja kosmische Einflüsse plötzlich vertilgt worden wären. In Ländern, welche sich auf so ausgedehnten Systemen gewaltiger Vulkane ausbreiten, konnten Naturwirkungen eintreten, welche den Menschen vernichteten, indem sie seine Monumente unversehrt übrig ließen. „Unter den Zuckungen eines weit verbreiteten Erdbebens konnte sich der Boden öffnen und aus tausend Zuglöchern schwefelige Dämpfe oder Kohlensäure in solcher Menge und Schnelligkeit ausstoßen, daß die gesammte Bevölkerung der unheilvollen Katastrophe unterlag. Da gab es keine Flucht auf die Höhen oder in die Tiefen, welche den Menschen vom sichern Tode gerettet hätte, und eine halbe Stunde, während welcher die pestbringende Luft auf der Erde lag, reichte hin, das Opfer zu vollenden. Wenn dann die Winde den Himmel reinigten und die Sonne mit altem Glanze am Firmamente wieder aufstieg, fand sie zwar die Landschaft wieder und alle todten Zeugen menschlicher Thätigkeit waren unverändert stehen geblieben; der Mensch aber, vom gemeinsamen Hauche des Todes berührt, deckte nur als Leiche die Erde." Die Amerikaner in allen Breiten des ausgedehnten Welttheils kommen in eigenthümlicher Beengung und Erstarrung des Gemüthslebens mit einander überein. Sie ermangeln aller jener höhern Beweglichkeit des Geistes, jener frischen, unbefangenen Lebendigkeit, jenes phantasievollen Untergrundes, welchen wir nicht bloß bei Völkern von hoher Cultur, sondern auch bei vielen ungebildeten Völkern finden. Sie haben keine Geschichte und damit fehlt ihnen ein geistiges Leben. Ist es nicht, als wenn der Geist des rothen Menschen unter dem Bann ungeheurer, allgemeiner Unglücksfälle jede höhere Elasticität verloren hätte? Nicht bloß die Grausamkeiten der Zwingherren und das Unverhältniß der auferlegten Arbeiten, sondern auch die eigenthümliche Gemüthsanlage, die tiefeingewurzelte, ererbte Verdüsterung des Geistes, die Abspannung für alle Regungen, welche bei cultivirten Nationen die Triebfedern moralischer Würde und Erhebung werden, führt sie einem so schnel-

len Untergange entgegen. So werden denn wenige Jahrhunderte vergehen, und der letzte Amerikaner wird sich niederlegen und sterben. Die amerikanische Menschheit hat keine Zukunft mehr. Vor unseren Augen soll sie schwinden und vergehen. In der geistigen Entwickelungsgeschichte der gesammten Menschheit hat die amerikanische keine positive Bedeutung; was sie war, ist für die übrige Menschheit verloren gegangen."

Wir können nicht umhin, gegen manche Hypothesen des ausgezeichneten Münchener Naturforschers einige bescheidene Einwürfe zu machen.

Es erscheint gewagt, eine allgemeine Versprengung und Verwilderung anzunehmen, und diese aus dem Vorhandensein von Beschwörungen und Zauberei herzuleiten. Der Polarmensch, der Eskimo, ist sicherlich kein von einem einst höher gebildeten Urvolke versprengtes Wesen, sondern für sein eisiges, schneebedecktes Land und die Küsten des Polarmeeres besonders geschaffen. Auch er kennt Zauberei, wie der Kamtschadale, wie der Jakute, wie einst der feingebildete Grieche, und wie noch heute der ungebildete und abergläubische Mensch in allen Erdtheilen sich von dem Glauben an Hexerei, Beschwörung und Zauber nicht frei machen kann. Die Hexenprocesse reichen im germanischen Europa bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts und im slavischen Gebiete kommen Ermordungen angeblicher Hexen bis ins Jahr 1846 vor. Ueberall hegt der weniger Gebildete ein Grauen vor dunkeln Mächten und den Wunsch, durch sie seinen Feinden Böses zugefügt zu sehen. Warf man doch vor etwa dreißig Jahren einer europäischen Königin vor, sie habe durch ein von Nadeln durchbohrtes Wachsbild ihren Gemahl zu Tode zaubern wollen! Jene Zauberhandlung der Hexe in der brasilianischen Hütte trägt daher kein specifisch-amerikanisches Gepräge. Und wo wäre denn, so weit unsere Kunde reicht, jemals ein „ursprünglich reiner Naturdienst" vorhanden gewesen? Zu allen Zeiten hat sich ein Ahriman neben einem Ormudz geltend gemacht, und die Entwickelung des Priesterthums finden wir in den verschiedenen Zeiten und Ländern auf den allerverschiedensten Stufen, von leisen Anfängen, wie bei den Indianern Nord-Amerikas, bis zu der straff ausgebildeten Priesterhierarchie der Azteken. Wäre eine solche ein Merkmal hoher Gesittung, so würden eben die Mexicaner auf die letztere unbestreitbaren Anspruch zu erheben vermögen.

Schwerlich hat in den weiten Ebenen im Osten der Cordillere sich eine urthümliche Cultur entwickeln können. Die ganze Beschaffenheit des Geländes scheint sich nicht dafür zu eignen, weder die Hyläa am Orinoco und Amazonenstrome noch die windgepeitschten Pampas. Auch fehlt es an Spuren und Denkmälern, welche jener Annahme eine irgend sichere Unterlage geben könnten. Und was sich etwa von schwachen Spuren am Orinoco findet, ist von keiner Bedeutung und weist in keinem Fall auf eine irgend belangreiche Entwickelung hin. So lange der Meeresstrand oder der Fluß, der Wald oder die Savanne und einige

Anfänge eines müheloſen Ackerbaues die Bedürfniſſe des Menſchen befriedigen, fehlt ihm jedes Reizmittel zu höherer Thätigkeit, durch welche alle Geiſtescultur bedingt wird. Das Zerfallen in viele Horden hat insbeſondere in Süd-Amerika ſeinen Grund in der Bodengeſtaltung und erklärt ſich von ſelbſt. Zu allen Zeiten iſt Amerika ſchwach bevölkert geweſen; volkreiche Staaten finden wir lediglich nur auf den Hochebenen und in dem ihnen zunächſt liegenden Lande. Den Zuſtand der Indianer in der Umgegend des Incagebietes hat noch jüngſt Tſchudi vortrefflich erläutert. Von Mexico reichte die höhere Cultur allerdings bis in die Tiefebene, weil hier der Continent ſchmal iſt und die Beſchaffenheit des Bodens eine Ausbreitung begünſtigt; ſie ging im Norden vom Panuco, ſich nach und nach abſchwächend, durch Texas zum Miſſiſſippigebiete im Oſten, in der Mitte des Landes bis Neu-Mexico, und im Weſten bis Culiacan. Qualmend heiße, tropiſche Niederungen, wir wiederholen es, können nicht die Urheimath hoher Geſittung ſein. Auch im Gangesdelta iſt eine ſolche nicht etwa erwachſen, ſondern ſie wurde dorthin verpflanzt. Und auch dort wohnen, faſt unmittelbar an die dichtbevölkerten hinduſtaniſchen Wohnorte reichend, im Weſten des Hugly noch heute dunkelfarbige wilde, nicht etwa verwilderte Menſchen, die gleich Affen auf den Bäumen leben. Und wären auch die Negritos auf Neu-Holland ein „verwildertes, herabgekommenes" Geſchlecht? Bei ihnen iſt die große Verſchiedenheit der Idiome und die Zerklüftung in Horden gleichfalls vorhanden, ohne daß man annehmen könnte, ſie ſeien das Ergebniß eines Zerſetzungsproceſſes. Sollte man nicht vielmehr annehmen müſſen, daß in einem ſo ausgedehnten, in ſeinen klimatiſchen Verhältniſſen und Bodengeſtaltungen ſo mannigfache Verſchiedenheiten darbietenden Erdtheile wie Amerika, zu allen Zeiten höhere Cultur und Barbarei in derſelben Weiſe vorhanden waren, wie ſtets und noch heute in Aſien und Afrika? Und doch ſtanden dieſe Continente ſeit Jahrtauſenden in Verkehr mit anderen, während Amerika auf ſich ſelbſt beſchränkt blieb, und erſt vor ein paar Jahrhunderten in die Wellenſchläge des großen Weltgetriebes gezogen wurde!

Die amerikaniſchen Sprachen ohne Ausnahme tragen im Weſentlichen einen gleichartigen Charakter. Ganz richtig hat Bancroft darauf Gewicht gelegt, daß die grammatikaliſchen Formen, welche die Organiſation einer Sprache ausmachen, nicht das Werk der Civiliſation, ſondern der Natur ſind. Gerade auf die Beſchaffenheit und das Weſen der amerikaniſchen Sprachen ſich ſtützend, gelangt er zu dem Schluſſe, daß die Vorfahren der heutigen Indianerſtämme nicht höher geſittet geweſen ſeien wie dieſe ſelber, und macht darauf aufmerkſam, daß die Sprachen mancher Indianer in Folge häufigen Verkehrs mit den Europäern theilweiſe ſchon in ein Stadium der Entwickelung und weiterer Ausbildung getreten ſeien.

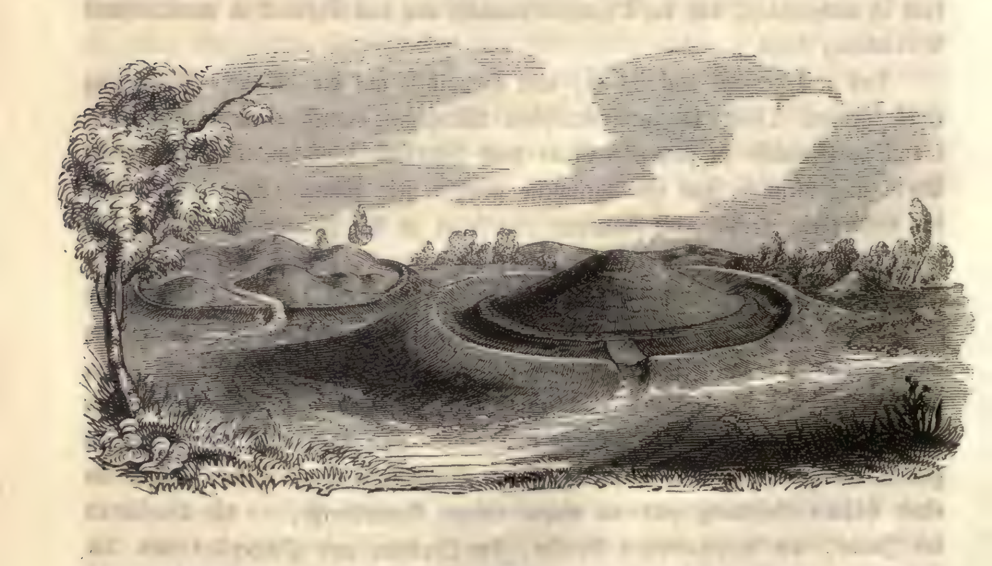
Die Annahme, daß Amerika eine früheſte Geiſtescultur von Außen empfan-

gen habe, rechtfertigt sich durch nichts, und könnte höchstens den Nebel der Mythe für sich geltend machen. Wenn auf alten Denkmälern in verschiedenen Gegenden, welche durch weite Räume von einander getrennt sind, drei oder vier Typen des menschlichen Gesichts etwas verschieden sich darstellen, so wird doch heute nicht mehr bezweifelt, einmal daß bei ihnen schwerlich eine Porträtähnlichkeit bei Zeichnern und Steinhauern angenommen werden kann, welche keine Fertigkeit in Darstellung des Ebenmaßes hatten, und ferner, daß sie doch allesammt ein wesentlich amerikanisches Gepräge tragen. Morton weist nach, daß auch die Schädel der Hügelbauer im Stromgebiete des Mississippi specifisch dem amerikanischen Menschen angehören. Und Gallatin hat erst vor wenigen Jahren auf das Allergründlichste dargethan, daß die Astronomie der Azteken das Resultat langdauernder, ununterbrochen fortgesetzter, sorgfältiger Beobachtungen war. Damit fällt die Behauptung zusammen, welche in einem so ausgebildeten System nur den „zerbröckelten Rest einer übelverstandenen Naturweisheit" finden will. Geschnitzte Bilder mögen, gleichviel woher, ob aus Cundinamarca oder aus Cuzco, in die Hände der Wilden am Amazonas gelangt sein und von Geschlecht zu Geschlecht vererbt werden. Es liegt darin nichts, das irgend befremden oder die Ansicht begründen könnte, diese Wilden seien Reste eines hochgebildeten Volkes. In den Mounds am Ohio findet man Muscheln in den Todtenkammern, welche nur das Stille Weltmeer an den Strand von Oregon wirft, und eben dieselben Muscheln kamen als Schmuck bei den Stämmen der Atlantischen Küste vor. Und doch ist ausgemacht, daß der Delaware niemals mit dem Tschinuk in unmittelbarer Verbindung stand.

Und wie gewagt erscheint es, eine Hypothese auf die plötzliche Vertilgung eines großen Theils der amerikanischen Menschheit durch elementarische oder kosmische Einflüsse zu stützen! Giebt doch Martius selbst zu, daß eine solche Vertilgung vielmehr nur eine theilweise gewesen sein könne. Aber gesteht man das Letztere ein, so fällt die Annahme von selbst in sich zusammen. Das ganze weite Flachland im Osten der Cordillere ist nirgends vulcanisch. Ausbrüche, Feuerspeien der Berge und Erdbeben hätten nur die Menschen der Gebirge und Hochebenen vernichten können. Und wenn nun ein anderes Geschlecht dem höher gebildeten, durch kosmische oder elementarische Einwirkungen vernichteten, in die verödeten Wohnstätten nachrückte, so war jenes auf jeden Fall minder gebildet, etwa den heutigen Indianern ähnlich. Wie will man also den Satz genehm machen, daß einst ursprünglich alle Amerikaner Theil gehabt hätten an einer höhern Gesittung und an einem reinen Naturdienste, — die Vorfahren der Incas, der mexicanischen Azteken, der Irokesen und Pescherähs und der Karaiben! Und was die alten Ruinenstädte anbelangt, so ist ein scharfblickender Forscher wie Stephens vollkommen überzeugt, daß jene in Yucatan ꝛc. noch zur Zeit der Eroberung durch die Spanier, und noch eine Zeit lang nach derselben

bewohnt waren von Leuten, deren unmittelbare Vorfahren er für die Erbauer hält. Namentlich war Urmal im sechszehnten Jahrhundert noch nicht verödet, während Copan allerdings vor der Conquista verlassen zu sein scheint.

Ganz entschieden kann man zugeben, daß im Laufe von Jahrtausenden, im Leben der amerikanischen Menschheit, wie in jenem der asiatischen und europäischen, manche Oscillationen stattfanden. Gewiß bewegte sich einst auch auf der westlichen Erdhälfte die Civilisation in Ebben und Fluthen, aber man hat keine überzeugend triftigen Gründe anzunehmen, daß sie etwa absolut oder gleichzeitig für alle Völker gewesen seien, die von der Mündung des Mackenzie bis zum Feuerlande, von Quito oder von Callao bis zur Mündung des Orinoco und Amazonenstroms, von der Chesapeake-Bay bis zum Ausflusse des Columbia, wohnten, also allgemeine amerikanische waren. Die Vergangenheit wie die Gegenwart der amerikanischen Menschheit erklärt sich zwangloser aus der Analogie mit den Schicksalen der Völker und Staaten in anderen Erdtheilen, und aus den Bodenverhältnissen des so verschiedenartig gestalteten großen Continents. Das eigenthümliche Naturell des amerikanischen Menschen kann auch im fernsten Alterthum kein anderes gewesen sein, als noch heute, und wir möchten nur die Ansicht für begründet halten, welche sich dahin ausspricht, daß es „in Amerika schon seit Jahrtausenden große Verschiedenheiten in der Bildung gab“ *).



*) Man vergleiche außer Squiers oben angeführtem Werke, desselben Verfassers Aufsatz Aboriginal Monuments of the Mississippi Valley, im zweiten Bande der Transactions of

Fünftes Hauptstück.

Die britischen Colonien
in Nord-Amerika.

Canada. Neu-Braunschweig. Neu-Schottland. Die Bermudas.

Der hohe Norden Amerikas, vom Sanct Lorenzstrom bis zum Eismeere, ist englisches Gebiet, mit alleiniger Ausnahme jenes Theils der Nordwestküste, welchen die Russen für sich in Anspruch genommen haben. Dieses „amerikanische Sibirien," wie man die Besitzungen der Hudsonsbay-Compagnie auch wohl nennt, um den Charakter und das Klima jener weiten Einöden zu bezeichnen, macht im Süden des 50° n. Br. allmälig einem fruchtbaren und mildern Lande Platz, dessen üppiger, zum Theil mit stolzen Wäldern dicht bedeckter Boden zu Ackerbau und Viehzucht einladet, und schon jetzt eine ansässige Bevölkerung von etwa zwei Millionen Seelen zählt. Canada, Neu-Schottland und Neu-Braun-

---

the American Ethnological Society, S. 133 bis 207. Caleb Atwater, Description of the Antiquities, discovered in the State of Ohio, and other Western States, im ersten Bande der Archaeologia Americana, Worcester, Massachusetts, 1820, S. 109 bis 267. Bradford, American Antiquities, S. 1 bis 71. Einen Aufsatz über die Ancient Monuments in America, im North American Review, April 1849, S. 466 bis 496. Schoolcraft, in the Notes on the Iroquois, das siebente Capitel: Ancient State of Indian Art in North America, S. 219, und Relics found in the antique graves and tumuli of western New-York, ibid. S. 231 bis 248, auch in einzelnen Aufsätzen im Wigwam, und in den Verhandlungen der Neu-Yorker historischen Gesellschaft, z. B. von 1846, S. 124 bis 136. Eine Aufzählung vieler einzelnen Alterthümer steht im ersten Bande des großen Prachtwerks: Antiquités Mexicaines, Paris 1834; nebst einer Dissertation sur l'origine de l'ancienne population des deux Ameriques et sur les diverses antiquités de ce continent, par Warden; sie bildet die deuxième partie des Bandes. Huot, Coup d'oeil sur les monuments d'une antique civilisation, observés sur le territoire des Etats Unis, in Malte Brun, Précis de la Géographie universelle, Paris 1835, S. 311 bis 326. Ueber die Schädel in den Mounds: Morton, Crania S. 217 ff; über die Mounds im Süden Bartrams Reisen an vielen Stellen; über jene in Florida eine, wie es scheint, bisher auch in Amerika nicht beachtete Notiz in Sketch of the Seminole War, and Sketches during a Campaign. By a Lieutenant of the left Wing. Charleston 1836, S. 275. Martius, die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit; in der Deutschen Vierteljahrsschrift, 1839, Thl. II. S. 235 bis 270.

schweig, die letzten Colonien, welche Großbritannien auf dem Festlande Nord-Amerikas behaupten konnte, sind für das Mutterland von erheblichem Belang. Sie bieten eine Menge trefflicher Häfen dar, sind reich an Erzeugnissen des Ackerbaues, an Fischen und an Holz; sie gewähren den englischen Fabrikaten einen ausgedehnten und vortheilhaften Markt, nehmen alljährlich manches Tausend britischer Einwanderer auf, die nach kurzer Zeit werthvolle Consumenten von Industrieprodukten werden, und sichern der englischen Regierung in Nord-Amerika auch militärischen Einfluß. So lästig und kostspielig daher in mancher Hinsicht der Besitz dieser Colonien für Großbritannien sein mag, in politischer und commercieller Beziehung bleiben sie demselben von großem Werthe. Besonders in der neuern Zeit hat man sich in London bestrebt, den Wünschen der Canadier gerecht zu werden, um sich im Besitze des wichtigen Landes nach Kräften zu befestigen. Es liegt jedoch in der Beschaffenheit der Dinge, daß Colonien, sobald sie einen gewissen Höhepunkt und gleichsam die Reife zur Selbständigkeit erlangt haben, vom Mutterlande abfallen, wie die Frucht vom Baume. Die britischen Ansiedelungen werden von dieser Regel keine Ausnahme machen, sobald sie in ihrer Entwickelung weiter fortgeschritten sind und sich kräftig genug fühlen, um auf eigenen Füßen zu stehen. Ohnehin lockt das Beispiel der Nachbarn im Süden.

Das Gebiet der Hudsonsbay-Compagnie und die Insel Neufundland haben wir in einem frühern Hauptstücke geschildert; hier folgen Canada, Neu-Schottland und Neu-Braunschweig, sammt Cap Breton und die Prinz Eduards-Insel.

Canada.

Diese britische Colonie wird im Norden durch die schon früher bezeichnete Landhöhe und Wasserscheide von den Besitzungen der Hudsonsbay-Compagnie getrennt; im Osten bilden Labrador, der St. Lorenzbusen und Neu-Braunschweig die Gränze; im Süden liegen die Vereinigten Staaten. Die Westgränze ist unbestimmt; insgemein nimmt man an, daß sie nicht über den Obern See hinausreicht. So liegt die Colonie zwischen 42 und 52° n. Br. und 57° 50′ bis 90° w. L. Ihr Flächeninhalt wird auf etwa 140 bis 150,000 englische Geviertmeilen angegeben. Sie trägt wesentlich den Charakter eines Flachlandes; nur im Osten, nach Neu-Braunschweig hin, ist gebirgiger Charakter vorhanden. Ein Höhenzug von nicht unbeträchtlicher Erhebung, welcher von dem acadischen Gebirge in Maine ausgeht, läuft nach Norden bis zum St. Lorenz und streicht dem rechten Ufer desselben entlang von Quebec abwärts nach Nordosten, in einer Länge von mehr als 150 Stunden bis zur Ostspitze der Halbinsel Gaspé. Er

bildet für das gewaltige Stromthal gewissermaßen eine östliche Ufermauer, welche an einzelnen Stellen eine Höhe von zwei- bis dreitausend Fuß erreicht. Dieses Höhenland, rauh, steil und vielfach durchbrochen, hat in jeder Hinsicht ein skandinavisches Gepräge; auch ist es stark mit Nadelholz bestanden. Die große obercanadische Ebene endet am Norduser des Huron- und Obern Sees in rauhem und steilem Klippengelände.

Die großen canadischen Seen geben dem Lande ein ganz eigenthümliches Gepräge. Sie bilden die größte Süßwasser-Ansammlung auf Erden; denn der Kaspische See in Asien, welcher allerdings einen größern Flächenraum einnimmt als der Obere See, enthält bekanntlich salziges Wasser; er steht an Ausdehnung wie an Wassermasse zurück, wenn man zum Obern See die übrigen Becken hinzurechnet, welchen insgesammt der St. Lorenzstrom zum Abzugscanale dient. Man hat diese Seen mit Recht als ein Süßwassermeer bezeichnet; bei Stürmen schlägt es Wellen von der Höhe der Wogen auf dem Atlantischen Ocean. Der Obere See hat eine Tiefe bis zu 900 und 1200 Fuß; sein Wasser ist, gleich jenem der übrigen, klar und durchsichtig wie Krystall. Er empfängt nicht, wie so viele andere Seen, einen großen Strom, sondern wird von vielen Bächen und etwa vierzig kleineren Flüssen gespeist, unter welchen der St. Louis, mit einem Laufe von etwa 70 Stunden der längste ist. Sein Küstenland ist mit dichten Wäldern bedeckt; der lang andauernde Frost hemmt die Verdunstung des Wassers. Am Südostende öffnet sich der Obere See und fließt durch die schmale St. Mary-Straße in den Huron-See ab. In der Mitte jenes etwa zwanzig Stunden langen Canals, liegen die St. Marienfälle; sie bilden gewissermaßen nur eine ununterbrochene Reihe von Stromschnellen und Kataraften, über welche der Strom rauschend hinabstürzt, und gestatten keine Schifffahrt. Der Huron-See, ein Becken von sehr unregelmäßiger Bildung, liegt nur 32 Fuß niedriger als der Obere See, und hat gleichfalls eine Tiefe bis zu 1000 Fuß. Seiner Nordküste entlang läuft eine Reihe von Inseln, welche den sogenannten Nordcanal und die Georgian-Bay vom südlichen Theile gleichsam abschneiden. Die größte dieser Inseln, Manitulin, gilt bei den Indianern für einen Lieblingsaufenthalt des großen Geistes. Am Ausfluß der St. Mary-Straße haben die Vereinigten Staaten auf der Insel Drummond, die Engländer auf dem Eilande St. Jakob Gränzbefestigungen angelegt. Im Nordwesten steht der Huron durch die Straße von Mackinaw mit dem Michigan-See in Verbindung, welcher rings vom Gebiete der Vereinigten Staaten umschlossen ist. Man hat den Flächeninhalt dieser drei Seen auf etwa 73,000 englische Geviertmeilen berechnet; ihre Oberfläche ist etwa 640 Fuß über den Meeresspiegel erhaben, ihr Boden aber tief unter demselben, so daß sie eine bemerkenswerthe Depression bilden. Die ganze Wassermasse dieser Seen liegt etwa 300 Fuß höher als das Becken des obern Mississippi. In seinem südlichen

Theile bildet der Huron-See, dem es an guten Häfen fehlt, zwei Buchten. Die westliche oder Saginaw-Bay, schneidet tief in den Staat Michigan ein, die zweite bildet nach Süden hin eine etwa fünfzehn Stunden lange Straße — den sogenannten St. Clairfluß — zum St. Clairsee, aus welchem der Detroit-Fluß zum Erie-See strömt, der noch 565 Fuß über dem Spiegel des Atlantischen Meeres liegt, und dessen Tiefe 270 Fuß beträgt. Bis zum Erie-See hat der Strom der großen Süßwasseransammlung eine vorzugsweise südliche Richtung; von nun an geht dieselbe bis zur St. Lorenzmündung nach Nordosten. Der Erie-See bildet den Mittelpunkt für die Binnenschifffahrt auf den Seen; er steht mit Canada, dem Hudson und dem Mississippi durch Canäle und Eisenbahnen in Verbindung. Von diesen wird später, wenn wir im nächsten Hauptstücke den Handel auf den Seen und im Mississippithale beschreiben, die Rede sein. An der Nordostecke strömt der Niagarafluß aus dem Erie-See, und ergießt sich nach einem etwa sechszehn Stunden langen Laufe zum Ontario. Auf dieser Strecke hat das Wasser ein Gefäll von etwa 334 Fuß; der Spiegel des Ontario liegt nur noch 231 Fuß über jenem des Atlantischen Meeres. Dieser letztgenannte See ist unter den fünf großen Wasserbecken das kleinste; seine Tiefe wechselt von 156 bis 300 Fuß, doch hat man in der Mitte auch auf 300 Faden noch keinen Grund getroffen. Den Gesammtflächeninhalt aller fünf großen Seen nimmt man zu etwa 80,000 englischen Geviertmeilen an.

Der Wasserfall des Niagara liegt dem Ontario näher als dem Erie. Wenn man sich ihm von der Seite des letztern nähert, deutet nichts auf jenes wunderbare Naturschauspiel hin, welchem an Großartigkeit kein anderes gleichkommt. Man hat eine weite Hochebene vor sich, welche allmälig ansteigt. Durch diese bricht sich der Strom in einer Breite von etwa einer halben Stunde seine Bahn. Bald hört man dumpfes Getöse aus der Ferne, das allmälig stärker wird, und in der Nähe des Falles „das Toben von zehntausend Donnern übertönt". Doch fließt der Strom vergleichsweise noch ruhig bis etwa eine halbe Stunde oberhalb des Falls. Dann beginnt er sich zu kräuseln; bald folgt eine Reihe von heftigen Stromschnellen, auf diese abermals eine glatte Wasserfläche, die jedoch bis zum Rande des Abgrundes mit einer ungeheuren Schnelligkeit sich weiter drängt. Die Wasserfülle von vier mächtigen Binnenseen stürzt in Thurmeshöhe nicht in einer Menge getheilter Cascaden, sondern wie ein Meeresstrom in einer einzigen Masse hinab, und ist nur durch eine kleine Insel von 75 Acker Flächeninhalt, Goats- oder Iris-Island, in zwei Theile gesondert. Wir geben keine in's Einzelne gehende Schilderung dieses oft beschriebenen und doch nicht würdig zu beschreibenden Niagarafalles. Seine Umgebungen sind ansprechend, aber nicht großartig; er wirkt lediglich durch sich selber, und bedarf auch keiner Staffage. Man hat ihn wohl mit einem schönen und ergreifenden Gemälde in einem schmalen, unscheinbaren Rahmen verglichen. Ringsum erdröhnt ohne

Unterlaß die Erde; das Getöse hört man bei Südwind bis nach Toronto an der Nordküste des Ontario-Sees, in einer Entfernung von 46 englischen Meilen. Die Hauptabtheilung des Falles, welche auf der canadischen Seite liegt, wird das „Hufeisen" (Horseshoe) genannt; sie ist etwa 2100 Fuß breit und 149 Fuß 9 Zoll englisch (nach Anderen 158) hoch. Jenseits der Ziegeninsel, welche ungefähr ein Viertel der gesammten Strombreite einnimmt (984 Fuß), und zu der man auf einer hölzernen Brücke gelangt, liegt der 1140 Fuß breite „amerikanische Fall," über den sich eine weit geringere Wassermasse herabstürzt; er hat eine Höhe von 164 Fuß. Von dem sogenannten Tafelfelsen (Table Rock), der bis dicht zum Wasser hinanreicht, hat der Beschauer einen Gesammtüberblick über den ganzen Wasserfall. Bis dicht an den Katarakt fährt täglich mehrmals ein Dampfboot und zwar so nahe, daß die Fahrgäste vom Schaume des Falles bespritzt werden.

Weiter unterhalb, nahe dem Ontario-See, liegen auf canadischer Seite Queenstown, auf amerikanischer Lewistown, beide am Fuße des steilen Höhenabfalls, welcher, einer Hügelkette vergleichbar, dem einen wie dem andern Ufer des Stromes entlang zieht. Diese Kette bildet eine Hochebene etwa in gleichem Niveau mit dem Erie-See. Die 164 Fuß, welche der Niagarafall hinabstürzt, betragen aber nicht etwa die gesammte Höhe des Stromgefälls, denn auch die Stromschnellen oberhalb und unterhalb haben ein starkes Gesenk. Die letzteren reichen bis in die Nähe von Queenstown, wo der Strom die Hügelkette verläßt und gleichsam durch ein kolossales Thor in reißendem Laufe ein breites und sanftes Bett findet, in welchem er zum Ontario eilt. Die Fahrt vom Niagarafalle bis Montreal, 440 englische Meilen, wird auf Dampfbooten binnen 48 Stunden zurückgelegt.

Die berühmte Hängebrücke über den Niagarafluß liegt unterhalb des großen Falles, zwischen diesem und dem sogenannten Strudel (the Whirlpool), den man mit dem Maelstrom bei den Lofodden verglichen hat. Sie liegt 230 Fuß über dem Wasserspiegel, hat eine Spannung von 800 Fuß, ist 40 Fuß breit, und wird von 16 Drahttauen gehalten, die 1100 Fuß lang sind. Ueber dieses kühne Werk, daß seit 1849 dem Verkehr offen steht, führt eine Eisenbahn.

Man stellt vielfach die Behauptung auf, der Niagara habe einst seine Fälle dort gehabt, wo das Land plötzlich bis zum Niveau des Ontario sinkt; sie seien von Queenstown ab allmälig zurückgewichen. Noch heute, fügt man hinzu, nage das Wasser beim großen Falle die Felsen unten an, indem häufig von oben gewaltige Massen hinab stürzen. Das Rückweichen betrage alljährlich einen Fuß; von Queenstown aus sei es bis dahin, wo wir heute den Katarakt finden, in etwa vierzigtausend Jahren bewerkstelligt worden; binnen 100,000 Jahren werde es die achtzehn englische Meilen bis zum Erie vollendet haben. Andere

behaupten, dieses Rückweichen betrage binnen dreißig Jahren etwa achtzehn Fuß, wieder Andere sagen, 150 Fuß binnen fünfzig Jahren. Dagegen macht man geltend, daß in bildlichen Darstellungen und Beschreibungen, welche 1679 und 1721 den Niagarafall schildern, namentlich in jenen von Hennepin und Charlevoir, der große Fall im Wesentlichen denselben Anblick darbietet, wie heute; auch die Ziegeninsel, an welcher überhaupt noch keine Veränderung bemerkt worden ist, war schon in derselben Weise vorhanden. Ohnehin werde durch die lange Wirkung des Wassers nach und nach das Gestein gleichsam spiegelglatt polirt, und durch diese Glätte gegen zerstörende Einwirkung des Stromes geschützt. Wenn einzelne Theile der Felsenmassen einstürzen, wie namentlich 1818 am Tafelfelsen und 1828 am Hufeisen, so habe dieses lediglich seinen Grund darin, daß der weiche Schieferthon hinweggespült worden sei, auf welchem jene Massen lagern; die Felswand selber, über welche der Niagara hinabfällt, sei jedoch im Wesentlichen durch jene Einstürze so wenig verändert worden, als durch einen später erfolgten. Wir müssen die Entscheidung dieser Controversen den Geologen von Fach überlassen*).

Am östlichen Ende des Ontario-Sees erhält der Strom, welcher dem großen Süßwasserbecken zum Abzuge dient, den Namen St. Lorenz (einst Fluß der Irokesen oder auch Cataraqui genannt). Dort ist sein Bett so breit, daß man ihn den See der Tausend Inseln nennt. Die merkwürdige Gruppe dieser 1692 Eilande beginnt etwa sechs Stunden unterhalb Kingston und reicht bis nach Brockville, dreißig Stunden weiter abwärts. Sie erheben sich in verschiedenem Umfange theils von der Größe einer englischen Geviertmeile bis zu einem Durchmesser von nur einigen Ellen, wenige Fuß über den Wasserspiegel, sind theils mit dichtem Hochwald, theils mit Gesträuch bewachsen, oder ganz kahl. Man hält sie für Ueberbleibsel einer frühern Erd- und Felsenerhebung, welche durch die Gewalt des Stromes in diese anderthalb tausend Inseln zertrümmert worden ist. Weiter abwärts liegen abermals Eilande im St. Lorenz, der hier wieder Stromschnellen bildet — den Long Sault und den Big Pitch —, über welche ein Schiff pfeilschnell hinwegfliegt. Aber unterhalb Cornwall breitet sich der St. Lorenz zu dem beinahe drei Stunden breiten St. Francis-See aus, an dessen Ende noch einmal Stromschnellen beginnen, namentlich der Coteau du Lac, die Cedern, der Split Rock und die Cascades,

*) Man schätzt die Küstenlinie der großen Seen auf etwa 5000 englische Meilen; 2000 davon kommen auf Canada. Länge und Breite finden wir in folgender Weise angegeben:

Obere See. . .	Länge	420.	Größte	Breite	135.	Durchschnittliche	Breite	100	engl. M.
Huron-See. .	„	270.	„	„	105.	„	„	70	„
Michigan-See.	„	340.	„	„	83.	„	„	58	„
St. Clair-See.	„	18.	„	„	25.	„	„	12	„
Erie-See. . . .	„	240.	„	„	57.	„	„	38	„
Ontario-See. .	„	180.	„	„	52.	„	„	40	„

welche auf einer Strecke von vier bis fünf Stunden die Schifffahrt für größere Fahrzeuge unterbrechen. Abermals dehnt sich dann der Strom in die Breite und bildet den St. Louis-See, dessen Wasserfall durch den La Chine-Canal umgangen wird. Gleich nachher mündet der aus einer Entfernung von mehr als zweihundert Stunden aus der canadischen Einöde herströmende Ottawafluß, und bildet mit dem St. Lorenz mehre Inseln, auf deren einer die Stadt Montreal sich erhebt. Von nun an erscheint der große Strom als ein prächtiges nicht ferner gehemmtes Wasser, das auch für Schiffe von 600 Tonnen Gehalt fahrbar ist. Die eben genannte Stadt, obwohl 560 englische Meilen oder ungefähr dritthalb hundert Stunden vom Ocean entfernt, gewinnt dadurch alle Vortheile eines Seeplatzes. Zwanzig Stunden abwärts bildet der Strom den St. Peters-See und nach weiteren vierzig Stunden seines Laufes die Richelieu-Stromschnelle. Nachdem er Quebec berührt, mischt sich zehn Stunden unterhalb sein Wasser mit jenem des Meeres, wird brakig, und nach weiteren sechs und dreißig Stunden seines Laufes, bei Kamuraska, durchaus salzig. Als äußerste Endpunkte des St. Lorenz bezeichnet man Cap Rosier im Süden und die Ansiedelung Mingan auf der Nordseite. Nimmt man an, daß er seinen Ursprung in der Quelle des längsten von den Zuflüssen des Obern Sees habe, so beträgt sein Lauf etwa neunhundert Stunden, vom Ausflusse des Ontario-Sees jedoch nur etwas mehr als dreihundert Stunden. Unter seinen Zuflüssen sind der Ottawa und der Saguenay, welche beide vom Norden her münden, am bedeutendsten; vom Süden bildet der Richelieu, auch Sorel oder St. John genannt, einen Abzugskanal des innerhalb der Vereinigten Staaten liegenden Champlain-Sees.

Canada ist noch zum großen Theil mit Wald bedeckt. Das Klima erscheint bei weitem kälter und strenger als in Europa unter gleichen Breiten. Quebec hat ziemlich dieselbe Breite mit Nantes an der Loire (etwa 47° N.) und doch beträgt der Unterschied der mittlern Jahrestemperatur nahezu 13° F. (respective 41·74° und 54·68°). Edinburgh und Kopenhagen liegen reichlich neun Grade weiter nach Norden als Quebec, und haben doch eine um respective 6° und 4° höhere mittlere Jahreswärme. Der Winter ist namentlich in Unter-Canada sehr kalt und streng, und man hat ihn nicht selten als „sibirisch“ bezeichnet, der Sommer ist heiß, wie zwischen den Wendekreisen; kein milder Frühling liegt vermittelnd zwischen beiden Jahreszeiten. Aber der Herbst ist warm und angenehm, und das Klima, so extrem es auch erscheint, bei der durchgängig reinen Luft sehr gesund. Die kalte Jahreszeit dauert von Ende Novembers bis zum Ausgange des Aprilmonates. Der Ackerbau wird indessen durch dieselbe so wenig beeinträchtigt, daß die Umgegend von Quebec, dessen mittlere Jahrestemperatur etwa jener von Christiania in Norwegen gleichkommt, die vortrefflichsten Weizenernten liefert; denn der Boden ist fruchtbar, und die Som-

merwärme so stark, daß das Getreide in sehr kurzer Zeit reift. Dieser Umstand hat freilich für den Landmann seine großen Unbequemlichkeiten auch schon deshalb, weil seine Hauptarbeiten allesammt im Laufe weniger Monate abgethan sein müssen. Ober-Canada ist bei weitem milder als der östliche Theil der Provinz, es hat selbst vor manchen Theilen des Staates Neu-York klimatische Vorzüge voraus, und der Winter dauert in den meisten Theilen nur dritthalb Monat.

Unter- oder Ost-Canada gränzt nördlich und östlich an den St. Lorenzbusen, Labrador und die Landhöhe, welche die Gewässer des St. Lorenz von jenen der Hudsonsbay scheidet; die Nordgränze reicht etwa bis zum 80° w. L. wo eine gerade nach Süden zum Temiscaming-See am Ottawa reichende Linie den westlichen Theil der Provinz vom östlichen trennt. Dieser Fluß bildet die Westgränze bis eine Strecke oberhalb von Montreal; sie überspringt dann den St. Lorenz, indem sie durch den St. Francis-See geht. Die Südgränze läuft dem rechten Ufer des großen Stromes parallel, von dem sie sich auf manchen Strecken bis auf 65 Stunden entfernt. Zwischen 45 und 52° n. Br. und 57° 50′ und 80° 6′ w. L. gelegen, hat Ost-Canada eine Länge von 950 und eine Breite von 490 englischen Meilen (also, wenn man 4 englische Meilen auf die Stunde rechnet, 475 und 245 Stunden). Je nachdem die Gränze gezogen wird, giebt man den Flächeninhalt auf 205,800 oder 194,000 englische Geviertmeilen an. Der nördliche Theil, ein felsenzerklüftetes, von zahlreichen Gießbächen und Seen durchbrochenes Gebiet, ist gleichsam noch halbsibirisch und halbskandinavisch, rauh und unfruchtbar bis auf einige Strecken an den Flußufern; dieser Theil wird noch lange Zeit ohne Anbau bleiben. Ost-Canada liegt auf beiden Seiten des untern St. Lorenz, und zerfällt in drei große Districte: Quebec, Trois Rivieres und Montreal, und in zwei kleinere: St. François oder Francis und Gaspé.

Der District Quebec reicht stromaufwärts bis zu der Mündung des St. Anne, bildet ein Chaos von Hügeln, Einöden und Flüssen, und gewinnt erst beim Cap Tourment einen freundlichern Anblick; das Land wird dort fruchtbar, schön und romantisch. In dieser Gegend erhebt sich die Stadt Quebec (46° 49′ 12″ n. Br., 71° 16′ w. L.) auf einem in den Fluß hineinragenden Vorgebirge. Der St. Lorenz ist durch dieses letztere und die gegenüberliegende Levi-Spitze in ein nur drei Viertel einer englischen Meile breites Bett eingezwängt, dehnt sich aber gleich unterhalb wieder zu beträchtlicher Breite aus. Der höchste Punkt der Stadt, Cape Diamond, steigt bis zu 345 Fuß an; etwa hundert Fuß tiefer, auf einer Hochebene liegen die Oberstadt und die Festungswerke. Der Boden fällt steil um etwa 200 Fuß bis zum St. Lorenz ab; auf dem schmalen Raume zwischen diesem Abfall und dem Strome ist die Unterstadt mit ihren engen schmutzigen Straßen zusammengedrängt; mit der Oberstadt steht sie durch eine steile Gasse, die Mountain-Street, in Verbindung. Jene bildet den Mittelpunkt für das Handels- und Geschäftsleben, diese ist ruhiger und „vornehmer.“ Die Häuser, etwa

4000, sind meist von Stein und mit Zinn oder Zink bedeckt, die Straßen gepflastert oder macadamisirt. Zur Oberstadt gehören die Vorstädte St. Jean und St. Louis, an die untere schließt sich St. Roch. Das schönste Gebäude nächst dem Parlamentshause ist das Schloß St. Louis, welches einst befestigt war. Die Altstadt besonders trägt das Gepräge der Städte in der Normandie. Quebec ist die stärkste Festung des britischen Amerika und wird als ein Hauptbollwerk desselben betrachtet. Auf Cape Diamond erhebt sich die Citadelle; etwa vierzig Acker Landes sind mit Werken bedeckt, die man bis an den Rand des steilen Abhanges geführt und durch starke Mauern und Batterien mit den übrigen Vertheidigungswerken in Verbindung gesetzt hat. Den Mittelpunkt derselben bildet die Oberstadt, deren Fortificationen einen Raum von beinahe drei englischen Meilen umschließen. Der Hügel fällt nach dem Strome hin so jäh ab, daß zu seinem Schutze eine gewöhnliche Mauer ausreicht. Doch stehen an allen geeigneten Punkten Geschütze von schwerem Kaliber; überhaupt sind etwa 400 Feuerschlünde in Bereitschaft. Nach dem innern Lande und der Abrahamsebene hin fällt der Boden nicht steil, sondern in Terrassen ab; deshalb sind auf dieser Seite zum Schutze der Stadt regelmäßige Werke angelegt worden. Zur Vertheidigung sämmtlicher Fortificationen ist eine Besatzung von mindestens 10,000 Mann erforderlich; im Zeughause ist stets vollständiges Material zur Ausrüstung von 20,000 Mann vorhanden.

Der Handel der Stadt ist von großer Erheblichkeit; der Hafen hat durchschnittlich eine Tiefe von 28 Faden. Im Jahre 1848 waren folgende große von Quebec auslaufende Verbindungslinien theils vermessen, theils schon im Bau: 1) Eisenbahn von Quebec nach Toronto und von dort nach Hamilton, wo sie sich an die Great-Western-Bahn anschließt, welche Detroit gegenüber ausläuft. 2) Bahn von Quebec nach Südwesten, zum Anschluß an die St. Lawrence and Atlantic Railroad, welche Montreal mit Portland in Maine verbinden soll. 3) Die Bahn von Quebec nach Halifax durch Neu-Braunschweig und Neu-Schottland. Unter-Canada wird überhaupt in mehrfache Straßenverbindungen mit Neu-England treten. Die Bahn von Portland aus wird bei Canaan in Vermont mit der Bahn von St. Lorenz her zusammenstoßen. Diese letztere ist freilich erst auf einer Strecke von 30 engl. Meilen, und zwar von Montreal bis St. Hyacinthe vollendet; sie wird im Ganzen 156 Meilen lang. Auch mit Concord in Neu-Hampshire ist die Verbindung im Plane.

Die Mehrzahl der 40,000 Bewohner von Quebec ist französischer Abstammung und katholisch; ihre Kathedrale ist groß aber einfach gebauet; das frühere Jesuitenkloster ist in eine Kaserne umgewandelt worden. Die englischen und französischen Bestandtheile leben mehr neben als in und mit einander; dasselbe ist auch in den übrigen Städten Unter-Canadas der Fall, noch mehr aber auf dem platten Lande.

Die Umgebungen von Quebec werden von allen Reisenden als unübertrefflich schön und großartig geschildert. Wer den St. Lorenz hinaufschifft, passirt erst die Insel Orleans, welche den Strom in zwei Arme theilt, gelangt dann auf einen schönen breiten Wasserspiegel und erblickt Quebec. Hoch oben ragt die Citadelle empor, an den Abhängen liegt eine Fortification neben der andern, der St. Lorenz wird durch zahlreiche Fahrzeuge jeder Größe belebt, in der Ferne glänzt der schöne Montmorency-Wasserfall und ringsum liegt fruchtbares, angebauetes Land. Von der höchsten Spitze

des Cape Diamond gewinnt man einen Ueberblick des St. Lorenz auf eine Strecke von zwanzig Stunden, im Norden strömt der St. Charles, dessen gewundene Ufer mit Dörfern wie besäet sind, im fernen Hintergrunde schließen Berge die Aussicht, welche schöner sein soll als selbst jene von Edinburgh. Westlich von Quebec liegt die schon erwähnte Abrahamsebene, auf welcher einst durch den englischen Feldherrn Wolfe das Schicksal Canadas entschieden wurde. Nach Osten liegen die oben erwähnten Wasserfälle des Montmorency, die zu den malerischsten in Amerika gehören; sie stürzen in einer Höhe von 240 Fuß herab und bilden einen ununterbrochenen Silberstrom. Weiter östlich erhebt sich am St. Lorenz das Cap Tourment, 1890 Fuß hoch, unterhalb desselben folgen einander viele ähnliche Höhen, welche man insgemein als die „Caps" bezeichnet. Mitten in einer rauhen und wilden Gegend mündet von Norden her der Saguenay, der in seinem untern Laufe auch für große Fahrzeuge schiffbar ist, und bei seiner Mündung in den nur 240 Fuß tiefen St. Lorenz eine Tiefe von 1000 Fuß hat. Unterhalb dieses Flusses dehnt sich Canada noch zweihundert Stunden lang aus, ehe das Meer seine Küste bespült. Das Ufergestade ist sumpfig, das Innere wild, felsig, öde und nur zum Theil bewaldet.

Oberhalb Quebec bietet dagegen das Land eine fruchtbare reichbewässerte Ebene dar, in welcher die Ansiedelungen der Franzosen den Flüssen entlang gleichsam eine ununterbrochene Dorfschaft bilden. Im Districte Trois Rivieres oder Three Rivers liegt die gleichnamige Hauptstadt an der Mündung des St. Maurice; sie mag bis zu 6000 Einwohner haben.

Der District Montreal bildet den fruchtbarsten Theil von Ost-Canada und ist in commercieller Beziehung bei weitem der wichtigste. Hier wird die Bevölkerung englischen Stammes zahlreicher, das Leben rühriger, der Geschäftsverkehr lebhafter. Montreal, dem Stromlaufe entlang 180 Meilen von Quebec (45° 31′ n. Br., 73° 35′ w. L.), ist die eigentliche Hauptstadt von ganz Canada. Es verdankt seine Blüthe zu nicht geringem Theile seiner vortrefflichen Lage, und wird stets ein wichtiger Stapelplatz bleiben, da es, wie schon gesagt, an dem Punkte erbauet worden ist, wo der St. Lorenz oberhalb für Seeschiffe fahrbar zu sein aufhört. Man hat diese Vortheile wohl erkannt, und deshalb keine Kosten gespart, um den Hafen zu verbessern. Der Strom theilt sich hier, indem er den Ottawa aufnimmt, in zwei Arme und bildet eine 32 engl. Meilen lange, mehr als 10 Meilen breite Insel, welche jetzt einem lieblichen Garten gleicht. Die Stadt liegt am südlichen Ende dieses Eilandes. Sie ist nicht wie Quebec auf einen engen Raum zusammengedrängt, sondern durch nichts gehindert, sich auf das bequemste auszudehnen. Deshalb sind die Straßen meist breit, besonders die in der neuern Zeit gebaueten; die Notre-Damestraße ist die längste; in ihr liegen die meisten öffentlichen Gebäude. Die Oberstadt ist auch in Montreal schöner als die Unterstadt; die sieben Vorstädte stehen mit den beiden Haupttheilen in unmittelbarer Verbindung. Das schönste Bauwerk im britischen Amerika, und nächst der Kathedrale in Mexico die großartigste Kirche in der neuen Welt, ist ohne Zweifel der prächtige 255 Fuß lange katholische Dom, welcher erst 1829 vollendet wurde; der Styl ist gothisch; im Innern finden reichlich 10,000 Menschen Platz. Die Stadt hat mehre höhere Lehranstalten, seit 1821 auch eine englische Universität.

Die Bevölkerung von Montreal beträgt mit den Vorstädten 1850 schon mehr als 60,000 Seelen. Die Rhederei von Quebec bestand 1844 aus 509 Fahrzeugen von 45,351 Tonnen, jene von Montreal aus 60 Fahrzeugen von 10,097. Die letztere ist aber seitdem beträchtlich gestiegen. Die Einfuhr im Hafen von Montreal betrug 1841 — 1,699,837 Pf. St.; 1844 — 2,034,315; 1845 — 2,153,631; in dem unruhigen Jahre 1848 fiel sie auf 1,217,604 Pf. St.; sie hat wahrscheinlich im Jahre 1850 eine höhere Ziffer als je zuvor erreicht. Die Ausfuhr stellte sich 1847 auf 697,794 Pf. St. Die erstere besteht meist in englischen Fabrikaten, die letztere in Landesprodukten, namentlich in Pelzwerk, Potasche, Perlasche, Weizen, Gerste, Hafer, Mais, Erbsen, Bohnen, Mehl (1847 — 281,099 Barrels), Schweinfleisch, Butter, Honig und Fischen: von letzteren für 70 bis 80,000 Pf. St., die meist nach Westindien verführt werden. Von größter Erheblichkeit ist, insbesondere für Quebec, der Holzhandel. Noch heute bildet der Ertrag der Waldungen den wichtigsten Ausfuhrzweig, und die britisch-amerikanischen Colonien lieferten 1835 an Eichen-, Fichten- und Tannenholz, Lärchen 2c. für 1,249,387 Pf. St. zum Export; Quebec allein 1846 nicht weniger als 24,504,375 Fuß Weißtannen, 5,247,754 Rothtannen, nahe an dritthalb Millionen Fuß Eichen-, vierthalb Millionen Fuß Ulmenholz, meist zu Brettern, Pfählen 2c. zersägt. Zwischen den beiden Hauptstädten wird ein lebhafter Verkehr durch Dampfschiffe unterhalten. Von Montreal läuft die schon bei Quebec erwähnte St. Lawrence and Atlantic Railroad aus, die bis St. Hyacinthe vollendet ist und bis zur Gränze Canadas fortgeführt wird, wo sie sich an die Atlantic and St. Lawrence-Bahn anschließen soll, die von Portland in Maine herkommt. Die ganze Strecke beträgt 280 Meilen, wovon 130 auf Canada kommen; die Gesammtkosten sind für die ganze Linie auf 1,750,000 Pf. St. veranschlagt worden. Von Montreal, das mehrfach durch Bahnen mit dem übrigen Canada und den Vereinigten Staaten in Verbindung gesetzt wird, geht auch ein Eisenweg nach La Chine, 9 Meilen.

Von Buffalo am Erie-See beträgt die Entfernung nach Montreal 477 Meilen. Von der erstgenannten Stadt geht ein Dampfer bis Chippewa, von dort zu den Niagarafällen und Queenstown eine Eisenbahn; ein Dampfer über Toronto und Kingston stromabwärts. Die Entfernung von Montreal bis Neu-York beträgt 397 Meilen. Der Weg geht mit dem Dampfer bis La Prairie über den Champlain-See nach Saratoga, dann nach Troy und weiter nach Neu-York.

Der am St. Lorenz liegende Theil des Districts Montreal reicht aufwärts bis zu Pointe au Baudet. — Bei La Chine wird die Schifffahrt durch die St. Louis-Stromschnellen unterbrochen, welche der Canal von La Chine umgeht. Es liegt acht englische Meilen oberhalb Montreal. Zum District Montreal gehört eine beträchtliche Landstrecke am nördlichen Ufer des Ottawa.

Jener Theil Ost-Canadas, welcher südlich vom St. Lorenz liegt, ist in manchen Theilen sehr fruchtbar und wohl angebauet, namentlich in den Gegenden, welche zum District Montreal gehören. Er bildet ein ebenes Land, und wird vom Sorel (auch Richelieu oder Chambly) bewässert, der aus dem Champlain-See abfließt und von kleinen Dampfschiffen befahren werden kann, welche eine lebhafte Verbindung mit Neu-England unterhalten. In dem zu Trois Rivieres gehörenden Theile mündet der Ri-

colet in den großen Strom; der Becancourt bildet schöne Wasserfälle. Die Ansiedelungen liegen hier meist den Flußufern entlang. Das Innere hat erst in der neuesten Zeit hin und wieder Anbauer gefunden, welche das gesunde, fieberfreie Klima rühmen. Das mit dem District Quebec vereinigte Land im Süden des großen Stroms wird von vielen Flüssen durchzogen, z. B. von Chaudiere, Du Sud, St. Anne, Ouelle, Green River, Rimouski, dem großen Mitis und Matane. Die Gegend an der durch ihren 130 Fuß hohen Wasserfall berühmten Chaudiere ist am sorgfältigsten angebaut; nicht minder die kornreiche Ebene am Du Sud. Kamuraska, ein wegen seiner schönen Gegend, gesunden Luft und heilkräftigen Quellen vielbesuchter Platz, liegt etwa neunzig englische Meilen unterhalb Quebec. Weiter abwärts ist das Land nur spärlich bevölkert. Gaspé, der östliche Theil von Unter-Canada, bildet eine ausgedehnte Halbinsel, welche im Norden vom St. Lorenz, im Süden von der Chaleur-Bay begränzt, und durch diese von Neu-Braunschweig getrennt wird. Die Küste bietet mehre treffliche Hafenplätze dar, der Boden eignet sich an sehr vielen Stellen so gut zum Weizenbau, daß dritthalb Acker schon 103 Bushel Weizen, zu 62 Pfund, Ertrag gegeben haben. Die Chaleur-Bay ist eine ganz ausgezeichnete Station für den Stockfisch- und Makrelenfang. Die hier gefangenen Fische machen auf den Märkten im Mittelmeere und in Süd-Amerika die besten Preise. Die Bewohner von Gaspé beschäftigen im Fischfange jährlich 600 bis 700 Boote und verkaufen etwa 130 bis 150,000 Centner. In der neuern Zeit sind in diesem Districte mehre Straßen gebaut worden; auch bearbeitet man die Kohlengruben.

Ober- oder West-Canada. Dieses schöne, rasch aufblühende Land bildet zum größten Theil eine so flache Ebene, daß auf Strecken von hundert Meilen sich keine Bodenerhebung zeigt, die auch nur einem ansehnlichen Hügel gliche. Sie wird fast in ihrer ganzen Länge von Südost nach Nordwest von einem Höhenzuge durchschnitten, welcher die in den Ottawa fallenden Gewässer von denen des St. Lorenz scheidet. Der höchste Punkt liegt 290 Fuß über dem Ottawa bei Bytown. Dieser Zug steht etwas nördlich vom Balsam-See mit einer etwas höhern Kette in Verbindung, welche den Küsten des Huron- und Obern Sees entlang zieht. Der zweite Höhenzug beginnt am Ostende des Ontario, läuft mit demselben beinahe parallel, scheidet im Nordwesten von Toronto die Zuflüsse des Huron von jenen des Ontario, zieht dann gen Südosten zwischen dem Erie und Ontario über den Niagara und endet am Genesee im westlichen Neu-York. West-Canadas Flächeninhalt wird auf etwa 150,000 englische Geviertmeilen geschätzt; es ist somit reichlich dreimal so groß als England, aber bis jetzt fast nur an den Ufern der Flüsse und Seen im Süden und Südwesten besiedelt, und erst zum geringsten Theile vermessen worden. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts war es eine nur von Indianern, Pelzhändlern und wilden Thieren durchstreifte Einöde; allein an den Ufern des Detroit erhob sich eine europäische Niederlassung; im übrigen Lande lagen nur einige wenige Posten. Die eigentliche Besiedelung begann nicht vor 1783, also erst nachdem England

mit den Vereinigten Staaten Frieden geschlossen hatte. Viele entlassene Soldaten baueten sich in Ober=Canada an; zu ihnen kamen manche Loyalisten, welche die neue Republik mieden. Für sie wurde das Land am St. Lorenz oberhalb der französischen Niederlassungen vermessen und ausgelegt; dasselbe geschah am Ontario bis zur Bay von Quinte. Diese Anhänger Großbritanniens wurden „United Empire Loyalists" genannt, und von der Regierung des Mutterlandes vielfach begünstigt. Sie erhielten außer Grund und Boden auch Wirthschaftsgeräthe, Baustoffe und Unterstützung für zwei Jahre; jedem ein und zwanzigjährigen Sohn eines Loyalisten wurden gleichfalls 200 Acker angewiesen. Bald gewann das Land einen andern Anblick. Da wo Fort Frontenac gestanden, bauete man die Stadt Kingston; schon 1791 wurde das Gebiet zur Provinz Ober=Canada erhoben, und 1794 der Grund zur Stadt York, jetzt Toronto, gelegt; doch betrug damals die Bewohnerzahl kaum 15,000 Seelen. Erst 1803 begann die Einwanderung aus Europa, 1811 zahlten 9623 Personen Steuer. Im Jahre 1824 war die Bevölkerung schon auf 151,097, im Jahre 1828 auf 185,000, 1832 auf 296,000 angewachsen, und gegenwärtig schätzt man sie auf mehr als 700,000 Seelen.

Wir haben schon bemerkt, daß West=Canada ein weit milderes Klima hat als der untere, östliche Theil der Provinz. Dasselbe gestattet den Anbau von Wintergetreide, und die eigentlich kalte Jahreszeit dauert nur etwa zwei Monate. Schon Ende März beginnt die Vegetation; der Sommer ist heiß und trocken. Dagegen werden die neuen Ansiedelungen von allerdings nicht lebensgefährlichen aber langanhaltenden und den Körper für einige Zeit schwächenden Fiebern heimgesucht. Im Nord=Osten und Westen sind viele Sümpfe vorhanden, namentlich am Obern See, und am Huron.

West=Canada ist politisch in siebenzehn Districte eingetheilt: Eastern, Ottawa, Johnston, Bathurst, Midland, Victoria, New=Castle, Simcoe, Home, Wellington, Gore, Niagara, Talbot, Brock, London, Western und Huron. Naturgemäß zerfällt es in drei große Abtheilungen: die östliche, mittlere und westliche. Die erstere begreift das Gebiet zwischen dem St. Lorenz und dem Ottawa, die mittlere hat ihre Basis am Ontario=See und reicht nordwärts bis zum Ottawa, die westliche wird durch die große, von den Seen bespülte Halbinsel gebildet.

In der östlichen Abtheilung ist der Boden nicht so fruchtbar als in der westlichen, da viele Strecken sandig, felsig oder sumpfig sind; auch gleicht das weniger milde Klima dem untercanadischen, aber die Ansiedler haben den Vortheil, daß ihnen ein Absatzmarkt in Montreal nahe und allezeit sicher ist. In dieser Abtheilung, so wie in der centralen, ist der größte Theil des Bodens mit Wald bedeckt; aber in der letztern dagegen das Land an vielen Stellen so ergiebig, daß man ein und zwanzig Ernten, die eine besser als die andere, gemacht hat, ohne daß der Boden gedüngt worden wäre. Deshalb strömt der Zug der Einwanderung namentlich in diese Gegenden. Auch an

Wasser ist kein Mangel. Der Trent steht mit einer Seenkette in Verbindung, deren oberes Becken der Simcoe bildet.

Kingston, 215 Meilen von Montreal, im Midland-Districte war einst die Hauptstadt von Ober-Canada; es liegt am Ontario-See, da wo der St. Lorenz aus demselben abfließt (44° 8′ n. Br., 76° 40′ w. L.). Es hat einen sehr guten, geschützten Hafen, ist Endpunkt einer lebhaften Dampfschifffahrt, Sitz einer nicht unbeträchtlichen eignen Rhederei, und zählt jetzt etwa 10,000 Einwohner, 1833 erst 4200. Unweit der Stadt, zwischen Point Frederic und Point Henry liegt die Navy-Bay, der Haupthafen für die britische Kriegsmacht auf dem See. Auf den Werften von Kingston werden auch große Kriegsschiffe gebaut. Bei der Stadt beginnt der Rideau-Canal. — Am Ottawa ist die Gegend um Bytown, wo der Rideau-Canal ausmündet, am wenigsten dünn bevölkert.

Toronto, die eigentliche Hauptstadt von Ober-Canada (43° 39′ 35″ n. Br., 79° 21′ 30″ w. L.), 175 Meilen von Kingston, hieß früher York, liegt an der Mündung des kleinen Flusses Don in den Ontario und gehört zu den schönsten Städten Amerikas. Im Jahre 1793 war das Land weit und breit mit Urwald bedeckt; am Don standen einige Wigwams. Im Jahre 1817 hatte „Little York" erst 1200 Einwohner, in der Umgegend lagen weit umher zerstreut einige Meierhöfe. Damals war von steinernen Häusern, Zinndächern und Pflaster keine Rede; in den Straßen ragten die Wurzeln der Bäume, welche man nur abgehauen, nicht ausgerodet hatte, fußhoch aus dem Schlamme hervor; es gab keine Werfte, keine Märkte und keine Abzugscanäle; nur hin und wieder legte ein kleiner Schooner im Hafen an. Aber 1835 hatte Toronto schon 20,000 Einwohner, schöne gepflasterte Straßen von beträchtlicher Länge, mit zinngedeckten Dächern, hübsch gebaueten Kirchen, Bankgebäuden, schwimmenden Dampfpalästen, Lesecabinetten, Bibliothek, Parlamentshaus, Gouvernementspalast, öffentliche Bäder, schöne Spaziergänge, Universität, Rathhaus, Gasbeleuchtung, Wasserleitung, einen ausgedehnten Handel, und die ganze Umgegend glich weit und breit einem schönen Garten. Die Zählung von 1846 ergab 20,560 Seelen, von denen 8577 Anglikaner, 4307 Katholiken waren. Sie wird 1850 auf nahe an 30,000 Köpfe gestiegen sein. In dem erstgenannten Jahre betrug die Einfuhr von verzollten Waaren 842,385 Dollars außer 523,000 Dollars an baarem Gelde. Die Ausfuhr 1,505,000 Dollars, alles Landesprodukte, besonders Holz, Weizen und Mehl. Toronto liegt im Districte Home, der, wie bemerkt, vor dreißig Jahren noch eine Einöde war. Aber 1845 exportirte derselbe 296,396 Barrels Mehl und 190,176 Bushels Weizen. Es gab in dem Districte, sammt der Hauptstadt: 87 Mahlmühlen, im Werthe von 800,000 Dollars; 196 Sägemühlen, 276,250 Dollars; 12 Hafergrützmühlen, 16,500 Dollars; 14 Gießereien, 100,000 Dollars; 18 Wollmanufacturen, 125,000 Dollars; 50 Krämpelmaschinen, 15,000 Dollars; ferner: 3 Stärkefabriken, 28 Branntweinbrennereien, 6 Seifen- und Lichtefabriken, 3 Kunstschreinereien, 2 Papiermühlen, 36 Gerbereien, 1 Tabacksfabrik, 23 Brauereien, zusammen im Werthe von 1,613,875 Dollars!

Die westliche Abtheilung Ober-Canadas gehört zu den fruchtbarsten Gegenden Amerikas; sie besonders bietet den Ansiedlern eine große Menge von Vortheilen dar. Sie ist durchgängig flach, und steigt nirgends höher als 350 Fuß an. Ihr wichtigster

Fluß, die in den St. Clair-See fallende Themse, ist für Boote auf ihrem ganzen Laufe schiffbar; die Ouse fällt in den Erie-See, der Welland oder Chipeway in den Niagara. Auch in diesem Districte ist der Alluvialboden mit dichten Wäldern bedeckt, welche mit natürlichen Prairien abwechseln. Städte von hervorragender Bedeutung sind noch nicht vorhanden.

Canada hat besonders im letztverflossenen Jahrzehnt in seiner materiellen Entwickelung beträchtlichen Aufschwung genommen. Im untern Theile der Provinz waren bis zum Jahre 1848 schon 18,871,040 Acker Landes vermessen worden; davon waren 3,377,733 sogenannte Clergy Reserves, Vorbehalte für die Geistlichkeit, und 3,424,213 zu gemeinnützigen Zwecken angewiesen. Ein großer Theil dieser letzteren gehörte früher den Jesuiten. In der obern Provinz waren 15,902,066 Acker vermessen worden. In beiden Theilen zusammen waren 1848 noch etwa 7 Millionen Acker von Seiten der Regierung verkäuflich. Der Ertrag dieses Kronlandes ist bis zu der Summe von 1,000,000 Pfund Sterling zur Gründung eines Schulfonds bestimmt. Im Durchschnitt wurde der Acker zu 11 bis 12 Schilling verkauft. Ein beträchtlicher Theil des Landes ist noch unvermessen.

Die Bevölkerung von Ost-Canada beträgt für 1848 schon 768,334, für West-Canada 723,292 Seelen; Gesammtbevölkerung für die vereinigte Provinz 1,491,626 *). Das erstere hatte 1825 erst 423,630 Seelen, die 1848 auf obige Ziffer gestiegen, also in 23 Jahren um 334,704 Köpfe; sie würde sich demgemäß binnen dreißig Jahren verdoppeln. West-Canada hatte 1825 erst 158,027 Seelen, aber im Jahre 1848 schon 723,292, also Zuwachs in 23 Jahren 565,265 Seelen, so daß die Volkszahl sich in ungefähr elf Jahren verdoppelte. In dieser Provinz stieg die Zahl der öffentlichen Schulen von 927 in 1842 auf 2464 in 1848. In kirchlicher Beziehung waren 166,000 Anglikaner, 148,000 Presbyterianer, 138,000 Methodisten, 120,000 Katholiken, 30,000 Baptisten, 8000 Lutheraner (allesammt Deutsche); von 116,000 war das kirchliche Bekenntniß nicht ermittelt worden. In der untern Provinz bilden Katholiken die überwiegende Mehrzahl. Der Werth des Grundeigenthums war in West-Canada von 2,256,874 Pf. Sterling im Jahre 1825 auf 8,567,001 in 1848 gestiegen; die Zahl der Mahlmühlen hob sich in derselben Zeit von 232 auf 527, der Sägemühlen von 394 auf 1489; der bebauten Acker von 535,212 auf 2,673,820. Die Zahl der Luxuswagen betrug 1825 in den ganzen obern Provinz nur 587, und 1847 schon 4685; sie hatte sich verachtfacht, in einer Zeit da die Volksmenge sich verdreifachte.

Die Ernte in Ober-Canada lieferte 1847 an Busheln: Weizen 7,558,723; Gerste 515,727; Hafer 7,055,730; Roggen 446,293; Mais 1,137,555; Buchweizen 432,573; Erbsen 1,753,846 und Kartoffeln 4,751,331; im Werthe von etwa 2,676,000 Pf. Sterling Courant. Die Angaben für Unter-Canada sind nicht so genau, man veranschlagte dort den Ertrag der Ernte für das genannte Jahr auf etwa

*) Nach Crofton, dem Secretär des statistischen Bureau's für Canada. Der North American Almanac für 1850 giebt für Ost-Canada nur 693,649, für West-Canada 506,055 Seelen an.

21,300,000 Bushel. Bemerkenswerth ist der bedeutende Zuckerertrag in West-Canada. Man bereitete dort 1848 nicht weniger als 4,160,000 Pfund Ahornzucker, so daß auf den Kopf etwa 6 Pfund kamen. Wolle wurde 1848 schon 2,339,756 Pfund producirt, etwa 50 Procent mehr als sechs Jahre vorher.

Die Rhederei von Ober-Canada hat sich gleichfalls beträchtlich vermehrt. Die alten Barken sind in Abgang gekommen, und das Mehl wird jetzt beinahe ausschließlich in Canal-Dampfbooten verfahren, die bis zu 3000 Fässern laden und von Chicago in Illinois bis nach Quebec fahren, ohne daß Umladen nöthig wäre. Für Canäle, Leuchtthürme, Brücken- und Straßenbau sind von Seiten der Provinzialregierung nach und nach binnen einem Jahrzehnt mehr als zwanzig Millionen preußischer Thaler verwilligt worden. Die Schwierigkeiten, welche die Stromschnellen des St. Lorenz der Schifffahrt entgegensetzen, werden durch den Rideau-Canal umgangen. Er ist 135 engl. Meilen lang, für große Boote fahrbar, und führt von Kingston am Ontario-See zum Ottawa nach Bytown, von wo die Fahrzeuge nach Montreal gehen. Er hat etwa 5 Millionen Dollars gekostet und enthält 47 Schleusen. Der 42 engl. Meilen lange Welland-Canal umgeht den Wasserfall des Niagara. Auf 330 Fuß Gefäll hat er 37 Schleusen. Auch er kostet etwa 5 Millionen Dollars. Des La Chine-Canals ist schon oben erwähnt worden. Der Grenville-Canal umgeht die Stromschnellen des Ottawa.

Das Netto-Einkommen der Provinz betrug 1842 nur 365,505 Pf. Sterling, und stieg 1847 auf 506,826. In demselben Jahre stellte sich der Zins der öffentlichen Schuld beider Canada auf 148,264 Pf. St., wovon 42,557 Pf. St. durch den Ertrag der öffentlichen Werke, insbesondere der Canäle gedeckt wurden, während zugleich 31,307 für Ausbesserung der letzteren angewiesen werden konnten. Die Ausfuhr über See stellte sich 1848 auf 1,749,167 Pf. St. (831,125 weniger als im Jahre vorher); jene nach den Vereinigten Staaten im Jahre 1848 — 464,591 Pf. St. Die Einfuhr zur See im letztgenannten Jahre 2,107,264 Pf. St. Courant*). Großbritanniens und Irlands Einfuhr in die britischen Colonien Nord-Amerikas, die Länder der Hudsonsbay-Compagnie mit eingeschlossen, betrug 1840 — 2,847,963 Pf. St., 1846 — 3,308,059. Davon kamen in dem letztern Jahre auf Apothekerwaaren 16,300 Pf. St. (wir geben die runde Summe); Kleidungsstücke, Bandwaaren ꝛc. 390,000; Waffen 14,100; Hüte 40,000; Eisen und Stahl 275,000; Blei und Schrot 9200; Leder 76,000; Sattlerwaaren 4000; Leinwand und leinen Garn 142,500; Bücher 20,000; Kupfer- und Messinggeräthe 26,000; Tischler- und Tapezirerwaaren 6034; Seilerwaaren 75,000; Farben 30,800; plattirte Waaren, Uhren, Juwelen ꝛc. 19,200; Seidenwaaren 130,200; Seife und Lichte 40,500; Papiere und

---

*) Man rechnet in Canada im Allgemeinen seit 1808 nach Münzen, Maß und Gewicht wie in England: Buch und Rechnung führt man nach Pfunden zu 20 Schilling, je zu 12 Pence Courant. Dieses sogenannte „Halifax Courant“ steht an Werth um ein Zehntel hinter der englischen Sterlingvaluta zurück, da 100 Pf. St. Courant nur so viel sind, als 90 Pf. St. englisch Courant. Die Franzosen rechnen wohl auch noch nach Livres zu 10 Sous, je zu 12 Deniers; von diesem „alten Courantgelde“ gehen 24 Livres auf ein Pfund Courant. Im Getreidehandel bedient man sich des Minot, eines Maßes, von welchem 90 so viel sind wie 98 englische Bushel.

Buchbinderwaaren 48,000; Baumwollenzeug und Twist 642,000; irdene Waaren aller Art 63,000; Fischereigeräthe 42,000; Glas 32,000; Stahl- und Eisenwaaren, Messer rc. 194,000; Zinngeschirr rc. 38,500; Regen- und Sonnenschirme 14,000; Wollenwaaren und Garn 640,000 Pf. St.

Im Allgemeinen steht fest, daß Ober-Canada an Raschheit des materiellen Gedeihens hinter den Vereinigten Staaten nicht nur nicht zurückbleibt, sondern daß es selbst dem Staate Neu-York in dieser Beziehung vorausgeschritten ist. Auf einer im September 1850 veranstalteten Ausstellung landwirthschaftlicher Erzeugnisse trugen die Ober-Canadier bei weitem die meisten Preise davon. Die hart an die Union gränzenden Strecken sind bis jetzt noch nicht in so großer Blüthe wie die Bezirke am Norduser des Erie- und Ontario-Sees, wo die ackerbautreibende Klasse sich in höchst günstigen Verhältnissen befindet. Im Durchschnitt stellt sich der Zucker und Syrupverbrauch jährlich für den Kopf auf 18¼ Pfund und von Thee auf 2 Pfund 4 Unzen.

Die Anzahl der besteuerten Gemeinden (Townships) West-Canadas betrug in den Jahren 1825 bis 1846 einschließlich: 191, 226, 251, 258, 283, 284, 290, 304, 306, 312, 314, 329. Und die Zahl der bebauten Acker Landes stieg in denselben Jahren von 579,078 auf 916,143, 1,306,304, 1,511,066, 1,723,149, 1,748 109, 1,918,005, 2,025,372, 2,171,382, 2,277,562 und 2,458,056. Das besteuerte Grundeigenthum für die Bezirkstaxen stieg von 2,311,156 Pf. St. in 1825 auf 8,194,667 Pf. St. 1846; die Zahl der Pferde von 23,537 auf 106,163; jene der Milchkühe von 58,111 auf 212,590; die der Mahlmühlen von 238 in 1825 auf 511 der Sägemühlen von 411 auf 1400, und die Ausfuhr von Holz, Brettern rc. auf 200,000,000 Fuß.

Canada ist mit der elektro-magnetischen Telegraphenlinie der Vereinigten Staaten mehrfach in Verbindung gesetzt und kann mit allen Punkten der atlantischen Küstenstaaten wie des Mississippithales bis Neu-Orleans correspondiren. Es steht in directer Telegraphenverbindung mit Buffalo über Hamilton, Toronto, Kingston, Montreal und Quebec; von Montreal aus durch Vermont mit Neu-York. Dem Ostufer des St. Lorenz entlang laufen die Drähte bis zum Mitisflusse und Father-Point, um von dort bis Halifax fortgeführt zu werden.

Unter-Canada ist durch Franzosen besiedelt worden, aber nur langsam und in sehr mangelhafter Weise. Im Laufe der ersten anderthalb Jahrhunderte nach der Entdeckung des Landes kamen nur wenig eigentliche Anbauer aus Frankreich, und die Volkszählung von 1679 ergab nicht mehr als 8550 Weiße, von denen eine beträchtliche Zahl den Pelzhandel betrieb und sich um den Ackerbau nicht kümmerte. Quebec wurde erst 1608, Montreal 1644 gegründet; vor 1665 waren noch nicht einmal Pferde aus Europa nach Canada gebracht worden! Die meisten Ansiedler gehörten ursprünglich dem Soldatenstande an; sie blieben in der neuen Welt zurück, weil sie in der alten nichts hätten anfangen können, und wurden Anbauer nicht aus innerm Trieb und Drang, sondern mehr aus Noth. Den Meisten sagte das unstäte Leben der Waldgänger mehr zu, als die ruhige Beschäftigung des Landmannes. Uebrigens kamen nach und nach

auch französische Bauern, meist aus der Normandie, an den St. Lorenz. Diese „Habitans" baueten sich auf den fruchtbarsten Landstrichen zwischen Quebec und Montreal dem Stromufer entlang an, manche auch am Richelieu, an der Chaudiere, der Yamaska und dem St. Maurice, wo Grund und Boden in großen Strecken theils Offizieren, theils Günstlingen des französischen Hofes zu Lehen gegeben worden war. Jene waren meist nachgeborene Söhne des Adels, welche als Seigneurs ihre Lehen an Soldaten und Bauern wieder gegen Lehnsabgaben abtraten und nicht selber arbeiteten. Der Erbenzins, welchen sie vom Ansiedler verlangten, war allerdings von keinem erheblichen Belang; auch die Lehenabgabe, z. B. einige Hühner und ein Antheil an der Weizenernte war nicht drückend. Aber der Seigneur nahm auch den Fischzehnten in Anspruch, hielt auf den Mühlenbann, und erhielt bei Uebertragungen und Verkäufen von Lehen den fünften Preis des Kaufschillings. Freie Ansiedelungen, wie in den benachbarten englischen Colonien, waren in Canada nicht möglich, seit Colbert verboten hatte, die Niederlassungen auf einem weiten Flächenraume zu zerstreuen; er wollte, daß die Weißen möglichst dicht beisammen wohnten, um sich besser gegen die Indianer schützen zu können. So drängte sich die französische Bevölkerung an den Stromufern zusammen, die noch heute ihrer Länge nach mit Meierhöfen besetzt sind. Uebrigens gab es neben den Seigneuries oder Adelslehen auch Bauerlehen, von welchen bei Uebertragungen, ausgenommen jene, welche durch Erbfolge stattfinden, die Krone den fünften Theil der Kaufsumme erhielt und noch erhält. Denn der Habitant hält noch jetzt steif an dem alten Lehenwesen fest, obgleich die englische Regierung mehr als einmal ihn dieser Bürde zu entheben versuchte. Obigen Leistungen gegenüber ist der Seigneur verpflichtet, für Straßen, Mühlen und Backöfen zu sorgen.

Der französische Canadier klebt an der Scholle. Er bebaut sein Land mit Fleiß, aber ohne Schwung und geht nicht vom alten Herkommen ab. Seine „Terre" hat insgemein eine Front von drei Arpents dem Stromufer entlang, und nach hinten eine Ausdehnung von dreißig Arpents. Die Front der Rückseite heißt Cordon. Auf seiner Terre zieht der Habitant Alles, dessen er bedarf; es liegt ihm wenig daran, ob seine Aecker einen größern oder geringern Ertrag liefern. Er lebt wohlgemuth und zufrieden in seinem einstöckigen Hause, denn er kennt keine Dürftigkeit und macht nur geringe Ansprüche. Im Sommer wird ihm auch die härteste noch so anhaltende Arbeit nicht zu viel, im Winter, der „lustigen Jahreszeit," entschädigt er sich durch Schmausereien, Schlittenfahrten und Tänze. Er ist ein kräftiger und ausdauernder Mensch, obwohl meist von hagerm, aber knochigem Körper; höflich, zuvorkommend, abergläubisch und friedfertig, dabei jedoch prozeßsüchtig in hohem Grade. Die katholische Geistlichkeit hat für den Volksunterricht so wenig gethan, daß früher, bevor durch die englischen Colonisten neues Leben in die versumpfte Existenz der Habitans kam,

selbst manche französische Mitglieder des Parlaments weder lesen noch schreiben konnten. Seit 1829 hat übrigens jede Pfarrei ihre öffentliche Unterrichtsanstalt; die Gemeinde muß Schulgebäude und Wohnung für den Lehrer beschaffen, welcher aus der Provinzialkasse mindestens 20 Louisd'or jährlich erhält. Die französischen Canadier, obwohl sie in der untern Provinz nahezu zwei Drittel der Volksmenge bilden, sind von den Ansiedlern englischen Stammes in jeder Beziehung überflügelt worden.

In Ober-Canada ist britisches Element durchaus überwiegend, das Leben und Treiben weit regsamer und vom Lehenwesen keine Spur vorhanden. Die Krone überließ dort früher Land in Antheilen (lots) von 200 Ackern an Ansiedler gegen einen Erbenzins (quitrent); seit 1826 verkauft sie Grund und Boden um einen Durchschnittspreis und gestattet dem Käufer billige Zinsfristen zum Abtragen der Summe. Keinem Einzelnen wird mehr als 10,000 Morgen Land überlassen; dagegen werden tüchtigen Colonisten bis zu 1200 Acker ohne Kaufgeld anvertraut, falls der Käufer einen jährlichen Erbenzins von 5 Procent entrichtet, der jedoch innerhalb der ersten 25 Jahre durch den zwanzigfachen Jahresbetrag des Erbenzinses abgelöst werden kann. Ueberhaupt sucht die Regierung den Ansiedlern ihre Niederlassung möglichst zu erleichtern. Wer neu in's Land kommt, bauet mit Hülfe seiner Nachbarn ein Blockhaus, fällt Bäume und macht eine Strecke Landes urbar, die er mit Getreide und Kartoffeln bestellt. Nach und nach dehnt er die Cultur des Bodens weiter aus und ringelt alle Bäume, die er nicht stehen lassen will. Bald bauet er neben dem Getreide auch Obst und Gartenfrüchte, die in dem gesegneten Ober-Canada trefflich gedeihen. Da dasselbe sich auch für die Viehzucht eignet, so hat man es mit vollem Rechte den europäischen Ansiedlern zur Niederlassung dringend empfohlen. Selbst in sehr guten Strichen kann ein Landgut von 200 Ackern, deren schon etwa 70 gerodet sind, mit Blockhaus und Scheune für etwa 800 Dollars erstanden werden. Auf einer solchen „Farm" sind bei einigermaßen verständiger Bewirthschaftung und bei 550 Dollars Auslagen, für etwa 1050 Dollars Produkte zu erzielen, so daß sich ein Reinertrag von nahezu 500 Dollars ergeben würde. Unter solchen Umständen und bei der ungemein günstigen Handelslage Ober-Canadas erklärt sich das außerordentlich rasche Aufblühen „des Landes der Fülle," dessen Bewohner mit allem Recht von sich rühmen, daß sie sich in einer höchst beneidenswerthen Lage befinden. Man hält übrigens jene Landestheile für die allerfruchtbarsten, in welchen weiße Walnußbäume und andere sehr harte Holzarten vorherrschend sind; in zweiter Reihe kommen die mit Kirschen, Buchen und Ahorn bestandenen Waldgegenden. Ueberall wo man Eschen, Eichen und Ulmen findet, gedeihet der Weizen vortrefflich.

Deutsche sind schon seit einem halben Jahrhundert in Ober-Canada angesiedelt, im sogenannten Huron-Tract und zwischen dem Erie und Ontario.

Die ersten kamen 1801 aus Pennsylvanien in den Hamilton-Bezirk. Nach fünf Jahren folgten ihnen andere, welche sich im Bezirke Woolwich und Markham niederließen. Doch stammt der erste Deutsche, Erhardt, mit mehren Familien aus Sachsen; er ließ sich etwa achtzehn englische Meilen von Toronto entfernt nieder.

Hin und wieder leben in Canada noch Indianer zerstreut, die meist in Dörfern angesiedelt sind. Ihre Gesammtzahl soll sich auf etwa 16,000 Köpfe belaufen. Viele von ihnen sind, wenigstens dem Namen nach, zum katholischen Glauben bekehrt. Etwas nördlich von Quebec liegt die Indianerniederlassung Loretto, in welcher eine kleine Anzahl Huronen sich aufhält; bei Trois Rivieres hausen einige Algonkiner; bei St. François und Beçancourt einige hundert Abenakis; in Ober-Canada noch Ueberbleibsel der Missisaguas, an der Quintebay Mohawks, am Simcoe-See Tschippewäs. Im westlichen Theile der Provinz entfalten die methodistischen Missionäre unter diesen rothen Leuten eine große Thätigkeit. Im Dorfe Caughnawaga, am südlichen Ufer des St. Lorenz, 10 englische Meilen oberhalb Montreal, sollen ungefähr 1300 Indianer angesiedelt sein; es will aber, den neuesten Nachrichten zufolge, mit ihrer Gesittung nicht vorwärts.

Wir haben schon früher (S. 70) der Reisen Verazzano's und Cartiers erwähnt. Durch den Letztern gelangte in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts Kunde vom St. Lorenz nach Europa. Die Küstenstrecken Unter-Canadas waren jedoch schon seit 1504 von baskischen und bretagnischen Stockfischfängern besucht worden. Späterhin zogen viele Abenteurer des gewinnreichen Pelzhandels wegen nach Canada, in welchem die früheſten schwachen Versuche zur eigentlichen Colonisation sich erst vom Jahre 1598 herschreiben. Unter König Heinrich dem Vierten trieben die Kaufleute von St. Malo, Dieppe, Rouen und La Rochelle bereits ziemlich lebhaften Verkehr mit „Neu-Frankreich," Edelleute ließen sich Patente auf Ländereien, Handelsgesellschaften Monopole ertheilen, und an der Mündung des Saguenay, zu Tadoussac, war der Pelzhandel schwungreich geworden. Die wirkliche Besiedelung des Landes beginnt jedoch erst mit der Gründung Quebecs durch den kühnen und unternehmenden Samuel Champlain, welcher als Statthalter Canadas bis 1635, den Ackerbau zu fördern und die Indianer durch Missionäre — Bernhardiner seit 1614, Jesuiten seit 1629 — zu bekehren suchte. Auf seinen Reisen in's innere Land kam er in vielfache Berührung mit algonkinischen Stämmen, die er im Kriege gegen die Irokesen wirksam unterstützte. Aber eben dadurch sah er sich in die ewigen Streitigkeiten der Indianer unter einander verwickelt, und zur Befolgung eines Systemes genöthigt, durch welches ein ruhiges und friedliches Gedeihen der Colonie unmöglich wurde. Ohnehin ist der Aufschwung durch Monopole gehindert worden, und das früher geschilderte Lehenwesen war gleichfalls nicht geeig-

net, die Blüthe Neu-Frankreichs zu befördern. An der Spitze der Verwaltung stand ein Generalstatthalter, dessen Person in den früheren Zeiten oft wechselte. Ueberdies wurde die Colonie vom Mutterlande durchaus vernachlässigt; in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts ließ man sogar das ganze, von Weißen nur schwach bevölkerte Land bis auf die drei Forts Quebec, Trois Rivieres und Montreal in die Gewalt der Irokesen fallen, welche von den Holländern am Hudson mit Feuerwaffen und Schießbedarf reichlich versorgt wurden. Die Gränzstreitigkeiten mit den englischen Colonien wirkten gleichfalls im hohen Grade nachtheilig. Canada war 1714 noch in solchem Grade unbedeutend, daß die gesammte männliche Bevölkerung zwischen dem vierzehnten und sechszehnten Jahre sich damals auf nur 4484 Köpfe belief. Um die Menschenzahl zu vermehren, schaffte man aus Frankreich nicht etwa fleißige Bauern, sondern Galeerensträflinge an den St. Lorenz. In der seit 1713 lang anhaltenden Friedenszeit gewannen indessen die Dinge in Canada eine günstigere Gestalt. Die Indianer verhielten sich ruhig, die Einwanderung wurde stärker, und 1753 zählte die Colonie schon 90,000 weiße Bewohner. Die Regierung hatte dem Mangel an baarer Münze durch Ausgabe von Papiergeld abzuhelfen gesucht, das eine Zeit lang treffliche Dienste leistete, zuletzt aber, als man die Summe desselben bis auf 80 Millionen Livres gesteigert hatte und sich in Frankreich zur Einlösung derselben nicht verstehen wollte, dem Wohlstande der Canadier die schwersten Schläge versetzte. Nur ein Theil der Summe wurde auf Englands Betrieb späterhin gedeckt und ersetzt. Für 38 Millionen Papier, denn auf diese Ziffer war die Summe „aus Rücksichten der Billigkeit" reducirt worden, zahlte man nur 250,000 Pf. St. baar und 126,000 Pf. St. in Scheinen, die jedoch niemals effectiv wurden. Dem Mutterlande war Canada eine kostspielige Bürde; die Ausfuhr der Provinz betrug, die Pelzwaaren mit eingerechnet, höchstens dritthalb Millionen Livres; in den Bauern, welche den Acker bestellten, war kein Schwung, und im sogenannten Oberlande, d. h. stromaufwärts von Montreal streiften nur Jäger und Hausirer umher, welche mit den Indianern handelten.

Die französischen Statthalter benutzten den langen Frieden, um eine Reihe von Festungswerken anzulegen, durch welche sie sich den Besitz ihrer Colonien zu sichern und die Engländer von dem Gebiete im Westen der Alleghannies, vom ganzen Stromthale des Mississippi, auszuschließen trachteten. Die englischen Niederlassungen reichten damals noch nicht weit ins Innere, sondern lagen zumeist der Meeresküste entlang. Aber die Franzosen hatten befestigte Plätze auf Cap Breton, in Montreal und Quebec; zu Crown-Point am Champlain-See, am Ausflusse des Ontario-Sees, am Niagara und zu Michillimackinack. Im Süden besaßen sie Neu-Orleans und mehre Posten am Mississippi; Fort Crevecoeur hatten sie schon 1680 am Illinois gebaut. Für alle diese Plätze war die Oertlichkeit sehr günstig gewählt worden. Frankreich gründete seine Ansprüche an das Mis-

sissippiland darauf, daß der große Strom 1673 von Joliet und Marquette entdeckt worden sei, und La Salle ihn bis zur Mündung befahren habe. Einige der Zuflüsse des Mississippi entspringen ganz in der Nähe der großen canadischen Seen; deshalb lag der Gedanke nahe, die Ansiedelungen im Norden mit denen im Süden durch eine Kette von Forts, vom Ontario-See bis zum Ohio, und diesen Strom entlang bis zum Mississippi, mit den Niederlassungen im Süden zu verbinden. Führten die Franzosen diesen Plan durch, so konnten die Engländer allerdings nicht mehr daran denken, auf der Westseite des Gebirges sich festzusetzen. Diese aber bestritten die Anrechte der Franzosen auf jenes Gebiet. Eine aus Engländern und Virginiern bestehende Gesellschaft hatte vom englischen Hofe eine Landbewilligung von 600,000 Ackern am Ohio und die Erlaubniß erhalten, am Ufer jenes Flusses Handelsposten zu gründen. Die Franzosen bemächtigten sich jedoch der an den Ohio gekommenen Engländer und brachten sie als Gefangene nach Canada. Die Compagnie führte über diese Gewaltthätigkeit Beschwerde beim Gouverneur von Virginien, welcher 1753 den ein und zwanzigjährigen Landwehrobersten Georg Washington an den französischen General sandte, um Beschwerde zu führen. Diese blieb erfolglos. Der Statthalter hob, „um die Rechte der britischen Krone zu schützen,“ Truppen aus, und übertrug dem nun zum Oberstlieutenant ernannten Washington den Befehl. Der Krieg brach aus. In dem bestrittenen Gebiete wurden die Franzosen geschlagen, und Washington drang bis in die Nähe von Fort Du Quesne vor, das sich dort erhob, wo nun Pittsburg steht. Als von dort aus die Franzosen unter De Villier ihm entgegen rückten, warf er in aller Eile das Fort Necessity auf, und erlangte eine ehrenvolle Capitulation mit freiem Abzuge. Im folgenden Jahre traten die Bevollmächtigten von sieben englischen Colonien zu Albany am Hudson zusammen, um sich für folgende Kämpfe mit den Franzosen des Beistandes der Irokesen zu versichern. Schon zu jener Zeit entwarf Benjamin Franklin, als Bevollmächtigter von Pennsylvanien, einen Plan zur Union der Colonien, den jedoch das englische Parlament verwarf, weil derselbe die Bestimmung enthielt, daß die Delegaten von den Volsvertretern gewählt werden sollten; auch fürchtete man bereits 1754 in London die wachsende Macht der Colonien.

Zunächst handelte es sich darum, den Franzosen, welche rücksichtslos ihre Absichten verfolgten, einen Damm entgegen zu setzen. Auch begriff man schon damals in Philadelphia wie in London, daß die Colonien sich in ihrer Entwickelung in unerträglicher Weise gehemmt sehen würden, so lange Canada und das Land am Ohio im Besitze einer fremden Macht sich befände. Man verlangte daher laut die Vertreibung des Feindes aus Amerika. Aber dieser Feind war kriegslustig, verfügte über eine bedeutende Streitmacht regelmäßiger Truppen und lehnte sich an eine beträchtliche Anzahl fester Plätze, unter denen sich Quebec, das „Gibraltar der neuen Welt,“ befand. Für die Engländer kam

Alles darauf an, die Gegner zugleich am Ohio und an den großen Seen zu schwächen, und ihnen insbesondere auch Louisburg auf Cap Breton zu nehmen. Aber 1755 wurde General Braddock, als er gegen Fort Du Quesne anrückte, aufs Haupt geschlagen; er blieb, nachdem fünf Pferde unter ihm gefallen waren, todt auf der Wahlstatt; im folgenden Jahre ging Fort Oswego, 1757 Fort Georg an die Franzosen verloren, und Lord Loudons Unternehmung gegen Louisburg mißlang gleichfalls. Gerade auf die Eroberung dieser wichtigen Festung legte man, wie gesagt, den höchsten Werth, weil die französische Streitmacht in Canada von Europa abgeschnitten war, sobald Cap Breton sich in der Gewalt der Engländer befand. Das Unternehmen gelang. Auf anderthalb hundert Transportschiffen wurden 14,000 Mann Liniensoldaten und amerikanische Landwehr unter dem Befehl des General Amherst, als dessen Brigadier General Wolfe diente, nach Cap Breton übergeschifft. Die Belagerung begann am 12. Juli, schon am 26. desselben Monats capitulirte die 3000 Mann starke französische Besatzung.

Den Ausschlag über das Schicksal Canadas gab jedoch der Feldzug von 1759. Zu gleicher Zeit rückten drei starke Heereszüge gegen die drei stärksten Punkte der Franzosen: Niagara, Ticonderoga und Quebec. In diesem letztern befehligte ein ausgezeichneter Feldherr, General Montcalm. Quebec steht, wie wir schon früher bemerkten, auf dem rechten Ufer des St. Lorenz; die untere Stadt liegt zwischen dem Strome und einem hohen Felsen, der nach Westen hin sich erstreckt, und auf welchem die obere Stadt sich erhebt. Oestlich von der Stadt liegt der St. Charlesfluß mit seinen steilen Ufern, etwas weiter abwärts der Montmorency. Zwischen diesen beiden Flüssen war die französische Armee hinter starken Verschanzungen aufgestellt. General Wolfe, an der Spitze der Engländer, nahm von Point Levi am linken Ufer Besitz, beschoß von dort aus die Stadt ohne Erfolg, verließ jedoch diese Stellung wieder, um unterhalb Montmorency zu landen, und die Verschanzungen anzugreifen. Es gelang ihm seine Truppen zu landen, aber die Franzosen wehrten den Angriff ab. Auch der Versuch, die Schiffe und Magazine des Feindes in Brand zu stecken, schlug fehl. Inzwischen traf im englischen Lager die Nachricht ein, daß Niagara, Ticonderoga und Crown-Point in die Gewalt der Engländer gefallen seien. Wolfe begriff, daß er unterhalb der Stadt keine Aussicht auf Erfolg habe, schaffte einen Theil seines Heeres wieder nach Point Levi, einen andern noch weiter stromaufwärts und überzeugte sich, daß dort die Festungswerke weniger stark seien, als auf den anderen Punkten. Er faßte den kühnen Plan, einen steilen Abhang zu erklimmen, täuschte die Franzosen durch eine Kriegslist, setzte vor Tagesanbruch über den Strom, zerstreute einen französischen Wachtposten und stand bei Sonnenaufgang mit seinem Heere auf der Abrahamsebene. Rasch verließ der in solcher Weise umgangene Montcalm sein Lager bei Montmorency, um gegen die Engländer anzurücken, welche in vollständiger Schlachtordnung seiner harrten. Gleich

im Anfang des Gefechts wurde Wolfe verwundet, eine zweite Kugel traf ihn in den Unterleib, eine dritte war tödtlich. Als man ihn aus dem Getümmel brachte, erschallte der Ruf: „Sie fliehen! sie fliehen!“ — „Wer flieht?“ rief der dem Tode nahe General. „Die Franzosen!“ war die Antwort. „Dann sterbe ich zufrieden,“ waren seine letzten Worte. Auch General Moncton, welcher an seiner Statt den Befehl übernahm, wurde verwundet. Nachdem auch Montcalm als Leiche auf dem Schlachtfelde lag, flohen die Franzosen. Fünf Tage später erhielt Quebec eine englische Besatzung. Als im September 1760 auch Montreal geräumt werden mußte, war ganz Canada für die Franzosen verloren; es wurde sammt den übrigen Colonien in Nord-Amerika 1763 definitiv an England abgetreten. Canada, oder wie man sich ausdrückte die Provinz Quebec, zählte damals 69,275 Einwohner.

Seit jener Zeit hat das Land sich eines andauernden, nur einige Male auf kurze Zeit unterbrochenen Friedens erfreut, und selbst vom amerikanischen Unabhängigkeitskriege und von den Kämpfen von 1812 bis 1814 ist es nicht wesentlich oder tief berührt worden. Die Engländer waren als Eroberer gekommen, und benahmen sich anfangs hochfahrend gegen die Habitans, auf welche sie mit verwundendem Stolze vornehm herabblickten. Die Regierung schaffte das den Canadiern lieb gewordene französische Recht ab, und setzte englische Gerichtshöfe ein. Als aber England mit seinen älteren Colonien in Zerwürfniß gerieth, gebot die Staatsklugheit ein milderes und umsichtigeres Verfahren gegen die neuerworbene Provinz. Deshalb wurde 1774 durch die Quebecakte das französische bürgerliche Recht wieder für gültig erklärt, während das englische peinliche Recht sammt den Geschwornengerichten in Kraft blieb. Zu gleicher Zeit ließ man die Lehenverhältnisse, an welchen die Habitans mit Vorliebe hingen, bestehen, hütete sich vor jeder Beeinträchtigung der katholischen Kirche, setzte ein mildes Steuersystem an die Stelle des frühern, und verfügte, daß sämmtliche Einkünfte lediglich zum Nutzen der Provinz verwandt werden sollten. Unter diesen Umständen schien es den Canadiern zweckmäßig, fest und treu an England zu halten; auch war ohnehin die ganze Bewegung in den Vereinigten Staaten ihrem innersten Wesen völlig fremd. Die englischen Colonisten waren ein politisches Volk, die Habitans dagegen hatten damals nur Verständniß für ihre alten patriarchalischen Verhältnisse. Durch England wurden sie allmälig zu einem freiern Staatswesen angeleitet; erhielten 1784 eine Habeas-Corpusakte und 1791 eine Verfassung. Die Provinz wurde in Ober- und Unter-Canada getheilt; jedes bekam eine eigene Verfassung, einen besondern Gouverneur, einen vollziehenden und einen gesetzgebenden Rath. Dem Volke wurde das Recht zuerkannt, sich selbst zu besteuern, und die Verwendung der Einnahmen zu controliren. Diese Einrichtungen, dem englischen Staatswesen nachgebildet, waren ein Fortschritt gegen die alten Zustände; sie trugen aber den Keim zu unaufhörlichen Streitig-

keiten in sich, da im Grunde keine verantwortliche Regierung vorhanden war. Der Statthalter, welchen die Krone ernannte, erwählte seinerseits nach Gutdünken die Mitglieder des vollziehenden Rathes, und auch der gesetzgebende Rath, welcher eine Art Oberhaus sein sollte, war vom Statthalter abhängig. Allmälig trat ein immer schrofferer Gegensatz zwischen dem englischen und französischen Elemente hervor, und seit 1810 bis in die neueste Zeit haben die Streitigkeiten zwischen Volk und vollziehender Gewalt unter der einen oder andern Gestalt sich unablässig erneuert. Man war uneinig über die Gränzen der Befugnisse, welche das Unterhaus — die Assembly — anzusprechen hatte, und über jene, welche dem Gouverneur zustehen; auch die verschiedenen Ansichten über das Recht der Verwendung der Steuern und der Controle über die Einkünfte gaben alljährlich Stoff zu neuen Zerwürfnissen. Die Volksvertretung rügte grobe Unterschleife, die hohen Besoldungen und Ruhegehalte der Angestellten, und verlangte daß ihr auch die ständigen Kroneinkünfte zur Verfügung gestellt werden sollten, während die Regierung eine Civilliste, d. h. eine bestimmte Summe, auf einen längern Zeitraum bewilligt sehen wollte, um die Regierungskosten, insbesondere die Besoldungen der Beamten, bestreiten zu können. Die Statthalter schlossen sich fest an die englische Torypartei an, während das französische Versammlungshaus und der liberale Bestandtheil der englischen Colonisten für demokatische Grundsätze in die Schranken traten. Schon 1820 erreichte die gegenseitige Erbitterung einen hohen Grad, und als sich um dieselbe Zeit auch Zwistigkeiten über die Vertheilung der Gränzzölle zwischen beiden Provinzen erhoben, wurde im Parlamente zu London 1822 der Antrag gestellt, beide Theile Canadas wieder zu vereinigen. Man sah ein, daß die von Pitt 1791 durchgeführte Theilung Canadas das französische Element in der untern Provinz bedeutend verstärkt hatte, da die englische Bevölkerung vorzugsweise die oberen Strecken des Landes zur Ansiedelung wählte, und die alte Absonderung und Abneigung beider Nationalitäten durch ein Nebeneinanderwohnen derselben nicht ausgeglichen oder gemildert wurde. Ober-Canada war zu jener Zeit noch überwiegend loyal; man hoffte deshalb, durch eine Wiedervereinigung des französischen Elements Herr zu werden. Allein die Ober-Canadier, einer Vermischung mit den französischen Bewohnern der untern Provinz abgeneigt, remonstrirten eben so wohl wie die letzteren, und der Plan mußte damals unausgeführt bleiben. Die Streitigkeiten über die Verwendung der Finanzen dauerten inzwischen fort; und als 1826 der Generalstatthalter, Lord Dalhousie, das alte französische Lehenverhältniß aufhob und die neue „Canada-Lehenakte" an dessen Stelle setzte, stieg die Erbitterung der Franzosen auf den höchsten Grad. In Papineau fanden sie einen beredten Vertheidiger, dem es nicht schwer fiel, nachzuweisen, wie wenig die englische Regierung geneigt sei, den Wünschen der Volksvertretung gerecht zu werden. Im Jahre 1827 waren z. B. nicht weniger als 21 Gesetzentwürfe, welche das Versammlungs-

haus angenommen hatte, von dem gesetzgebenden Rathe verworfen worden, unter dessen 27 Mitgliedern nicht weniger als 18 in Abhängigkeit vom Statthalter sich befanden. Die Aufregung in der Colonie stieg immer höher, und Bittschriften an das Londoner Parlament zählten eine lange Reihe von Beschwerden auf, deren Abstellung dringend verlangt wurde. Man tadelte die Zusammensetzung des gesetzgebenden Rathes, die hohen Besoldungen, die schlechte Finanzverwaltung, den Druck der ganzen Administration und die Bevorzugung der englischen Hochkirche in einem wesentlich katholischen Landestheile. Allerdings erhielt der gesetzgebende Rath 1832 eine zweckmäßigere Einrichtung, und auch französische Canadier bekamen endlich Sitz und Stimme in demselben. Aber die Spannung der Gemüther blieb; man verlangte einen aus Volkswahlen hervorgegangenen legislativen Rath und eine völlige, gründliche Reform der Colonialverfassung.

In Ober-Canada hatten die Verhältnisse eine wesentlich andere Gestalt gewonnen, seit dort, in Folge des häufigen Verkehrs mit den Vereinigten Staaten, eine republikanische Partei entstanden war, welche dieselben Beschwerden wie Unter-Canada erhob, wo das Unterhaus 1836 energisch gegen den Statthalter auftrat und die Steuern nur auf sechs Monate bewilligte. Selbst der Beschluß der englischen Regierung, die Canada-Lehenakte zurückzunehmen, war bei der Spannung der Gemüther ohne beruhigende Wirkung. Das Volk übte sich in den Waffen, in Montreal organisirte ein Ausschuß eine über das ganze Land verbreitete Verbindung, die „Söhne der Freiheit," während die englisch-aristokratische Partei einen conservativen Verein, den „dorischen Club," bildete. Das Volk machte sich mit dem Gedanken an eine Trennung von England und einen Anschluß an die Vereinigten Staaten vertraut; in Montreal stießen die Anhänger beider Parteien feindlich zusammen, sechs Grafschaften am östlichen Ufer des St. Lorenz bildeten eine „patriotische Conföderation," und der Bürgerkrieg loderte in hellen Flammen auf. Indessen gelang es, mit Hülfe der englischen Streitmacht und der Dorier die Aufständischen zu zerstreuen. Aber zu gleicher Zeit hatten die Liberalen Ober-Canadas der britischen Oberherrschaft einen Absagebrief geschrieben, und sich bei Toronto in Waffen erhoben. Auch sie wurden auseinander gesprengt, und flohen ins Gebiet der Vereinigten Staaten, von wo aus der Schotte Mackenzie den Plan zur Bildung einer canadischen Republik veröffentlichte. Im Staate Neu-York fanden die Flüchtlinge große Theilnahme und Anhang; die „Sympathyzers" machten mit ihnen gemeinschaftliche Sache, und suchten von einer Insel im Niagara aus, dem Mary-Island, Ober-Canada zu beunruhigen*). Inzwischen lenkte man in England ein, stellte alle dringenden

*) Ein kleines Dampfboot, die Caroline, führte von Fort Schlosser, das an der amerikanischen Seite liegt, den Aufständischen Truppen und Vorräthe zu. Der englische Capitain Drew erhielt vom Befehlshaber der Loyalisten, Mac Nab, die Weisung, das Schiff um jeden Preis zu zerstören. In der Nacht vom 29. auf den 30. December lag die Caroline vor Schlosser auf

Beschwerden der Canadier ab, verbesserte die Verfassung in durchgreifender Weise, vereinigte 1840 beide Provinzen zu einem Gesammtkörper, und gab ihnen ein Parlament, in welchem jeder Theil durch 42 Abgeordnete vertreten ist.

In den übrigen nordamerikanischen Colonien Englands, hat die politische Entwicklung einen weniger gewaltsamen Verlauf genommen. Auch in Neu-Schottland und Neu-Braunschweig steht nun als Grundsatz fest, daß die Regierung durchaus parlamentarisch sein müsse, und ein Colonialministerium in Uebereinstimmung mit der Majorität des Versammlungshauses die Verwaltung zu führen habe. Auch in diesen beiden Provinzen verlangt man, wie in Canada, daß die öffentlichen Aemter nicht ferner von Engländern, sondern von Männern bekleidet werden, welche in der Colonie ansässig sind. An der Spitze der liberalen Opposition standen und stehen Söhne der alten Loyalisten, welche einst die neue Republik mieden, um der englischen Krone treu zu bleiben, und der Herrschaft der amerikanischen Whigs von 1776 zu entrinnen. Die Liberalen sind in den Colonien in ganz entschiedener Mehrheit. Die nächsten Jahrzehnte müssen beweisen, ob eine Colonie zugleich von einem einheimischen Parlamente und der Regierung des Mutterlandes verwaltet werden könne, und ob ein Statthalter, bei belangreichen Conflicten zugleich den Verhaltungsbefehlen der britischen Minister und den Forderungen eines Colonialparlamentes Folge zu leisten im Stande ist.

So viel scheint klar: eine Colonie kann nicht zugleich einen unabhängigen Staat bilden; und doch hat die Abhängigkeit von England für diese nordamerikanischen Pflanzungen auch manche Uebelstände. Großbritannien besitzt in verschiedenen Erdtheilen etwa 60 Colonien, von denen ungefähr vierzig eine freie Verfassung mit einem Parlamente haben. Es ist kaum möglich, daß ein einziges Colonialamt eine solche Masse verschiedener Colonien mit ganz verschiedenen Interessen genau übersehen und überwachen könne. Ueberdies wechselt gerade das Colonialministerium am häufigsten; binnen vierzig Jahren ist es durch zwanzig verschiedene Personen bekleidet worden. Ein Theil der Colonisten dringt in der neuesten Zeit mit größerm Nachdruck auf eine Vertretung der nordamerikanischen Provinzen im britischen Reichsparlamente, verlangt also dasselbe, was schon 1754 Benjamin Franklin als recht und billig in Anspruch nahm. Wären Canada,

amerikanischem Gebiete. Drew, mit fünf bewaffneten Booten, näherte sich in der Dunkelheit. Auf die Frage nach dem Losungswort, entgegnete er, dasselbe werde er sagen, wenn er auf dem Deck der Caroline sei. Diese gab darauf Feuer, die Engländer aber stiegen an Bord, bemächtigten sich des Schiffes, schossen Alle nieder, welche sich zur Wehr setzten, und steckten das Schiff in Brand, das den Niagara hinabtrieb und in Flammen über den Katarakt stürzte. So erzählen die Engländer. Die Amerikaner behaupten zuversichtlich, das Boot sei unbewaffnet gewesen, und von ihm aus keine Ursache zum Blutvergießen gegeben worden. Ohne Frage begingen die Loyalisten eine völkerrechtswidrige Handlung, welche in den Vereinigten Staaten eine so große Erbitterung erregte, daß man eine Zeitlang den Krieg für unvermeidlich hielt.

Neu-Braunschweig und Neu-Schottland Theile der großen Nachbarrepublik, so würden ihre Vertreter im Congresse zu Washington allerdings Sitz und Stimme haben. Aber durch eine Vertretung im Parlamente zu London würde ihnen jetzt wenig genützt werden, nachdem sie thatsächlich so gut wie unabhängig sind, und im Grunde kaum noch eine wesentliche Beschwerde geltend machen können. Andere wünschen eine enge Conföderation der verschiedenen Colonien mit einem gemeinschaftlichen Parlament für dieselben. Aber dagegen würde England sich sperren, weil ein solcher Provinzenbund einer völligen Unabhängigkeit vom Mutterlande nahezu gleich käme. Ueberdies hatte die Wiedervereinigung beider Canada nicht alle die günstigen Folgen, welche man erwartete, und die französischen Bewohner sprachen schon wiederholt den Wunsch aus, abermals von Ober-Canada getrennt zu werden.

Der ganze Zug der Dinge geht in den britisch-amerikanischen Colonien am St. Lorenz auf endliche Unabhängigkeit vom Mutterlande. Der natürliche Verlauf wird eine Trennung mehr und mehr anbahnen, und das Beispiel der Vereinigten Staaten lockt in verführerischer Weise. Schon jetzt sind allem Anschein nach diejenigen, welche einen Anschluß an die Nachbarrepublik wünschen, in der Mehrheit; die freundschaftlichen Besuche in Masse, welche man in den Gränzgegenden hinüber und herüber macht, knüpfen die durch den Handelsverkehr geschlungenen Bande immer enger und machen den Wunsch nach staatlicher Vereinigung nur um so lebhafter. Vielleicht werden Canada, Neu-Schottland und Neu-Braunschweig einst Bestandtheile der Vereinigten Staaten bilden, und der Mississippi wie der St. Lorenz durch das Gebiet einer und derselben Conföderation strömen. Doch giebt es in Amerika auf beiden Seiten des Erie und Ontario auch Politiker, welche die Bildung einer besondern Conföderation aus den jetzigen englischen Colonien einem Anschlusse an die große Union vorziehen.

Neu-Braunschweig und die Prinz Eduards-Insel.

Diese britische Colonie bildet ein unregelmäßiges Viereck zwischen 45 und 48° n. Br., 63° 47′ und 67° 53′ w. L., und wird im Norden von Canada, im Osten vom St. Lorenzbusen, im Westen von Maine, im Süden von der Fundybay begränzt. Man berechnet den Flächeninhalt auf 27,700 Geviertmeilen, die Bewohnerzahl auf 180,000. Im Jahre 1848 waren 6,077,960 Acker in den Händen von Eigenthümern, 10,129,400 noch verkäuflich. Um die Ansiedelung zu befördern, hatte die „Nova Scotia und New-Brunswick Land Company“ 500,000 Acker zwischen dem Nashwash und Miramichi vermessen lassen, welche sie den Acker zu 1 D. 50 Cents ausbot, in Antheilen von 100 Acker,

das Kaufgeld zinsfrei und zahlbar in elf Jahresfristen. Die Provinz hat allerdings untercanadisches Klima mit beinahe halbjährigem Winter, bietet aber dem Ansiedler aus Nord-Europa manche erhebliche Vortheile; sie besitzt gute Häfen und wird von schiffbaren Strömen durchzogen, unter welchen der St. John der bedeutendste ist. Er trägt bis Frederickton aufwärts Schiffe von 50 und weiter aufwärts Barken von 20 Tonnen. Der Miramichi durchzieht einen großen Theil des Landes und fällt in die nach ihm benannte Bay, der Ristigouche, Gränzfluß gegen Canada, mündet in die Chaleursbay. Das Land ist im Allgemeinen wellenförmig; nur einzelne Punkte erheben sich bis zu 1200 bis 1500 Fuß, z. B. der Bear Mount. Fast ganz Neu-Braunschweig ist mit Wäldern bedeckt, welche unbestritten für die schönsten in Nord-Amerika gelten. Deshalb bildet Holz das Haupterzeugniß und der Holzhandel den bedeutendsten Erwerbzweig dieser Colonie. Die Fichten werden den canadischen vorgezogen, namentlich jene aus der Miramichigegend.

Die Holzfäller sind eine eigenthümliche, äußerst rohe Menschenklasse. Sie theilen sich in Rotten, welche insgemein unter der Leitung eines Mannes arbeiten, der sie gegen festen Lohn in Arbeit nimmt. In Canada führen die „Master-Lumberers" das Geschäft gewöhnlich auf eigene Rechnung und Gefahr, und verkaufen das von ihren Leuten geschlagene Holz an die Exporteure in den Hafenplätzen; in Neu-Braunschweig, wo Capitalien noch selten sind, giebt der Kaufmann Vorschüsse an Arbeitsgeräth, Lebensmitteln, Taback, Syrup und Rum an die Holzfäller, die im Spätherbst einen Strom hinanfahren und im tiefen Walde passende Oertlichkeiten aufsuchen. An einem Bache fällen sie zunächst etliche Bäume, errichten eine „Shanty" oder Blockhütte, welche sie mit Birkenrinde bedachen; sie ist in der Regel kaum mannshoch, dient aber auch so zum Schutze gegen allzu ungestümes Wetter. Am Boden sind Baumzweige ausgebreitet, auf dem Herde brennen Klötze, und die Schläfer hüllen sich in warme Decken. Bei Tagesanbruch stehen sie auf und gehen in drei Abtheilungen an die Arbeit. Die eine fällt die Bäume, die andere richtet dieselben zu, die dritte schleppt die Stämme mit den Jochochsen an den nächsten Fluß oder zur Landstraße. Diese Arbeit währt den ganzen Winter hindurch, und im April ist insgemein eine große Menge Holz an dem Wasser aufgehäuft, das nun in Folge des Thauwetters hoch anschwellt und die Vorräthe abwärts treibt.

Waldbrände sind in Neu-Braunschweig nicht selten. Jene vom October 1828, welche das Land am Miramichi verheerten, hat man noch heute nicht vergessen. Der Sommer war ungewöhnlich heiß und trocken gewesen. Einige geringe Feuersbrünste hatten nur kleine Strecken verheert; aber am 7. October erhob sich ein Orkan aus Westen, welcher die Flammen zur wildesten Gluth anfachte. Die Waldbewohner vernahmen aus weiter Ferne das Geräusch wie von ununterbrochenem Donner, ohne sich die Ursache eines solchen Getöses erklä-

ren zu können. Plötzlich jedoch schlug eine gewaltige Lohe zweihundert Fuß über die höchsten Tannen empor. Und nun rollte ein Feuermeer gegen die Ortschaften Douglas und New=Castle hin, welche binnen wenigen Minuten in Asche verwandelt wurden. Die Einwohner suchten Rettung auf dem Wasser und flüchteten in Booten, Nachen oder auf Flößen, ja auf Baumstämmen nach Chatham hinab; aber einige hundert wurden eine Beute des Todes. Damals glich das Land weit und breit einem Aschenfeld, prachtvolle Wälder verschwanden, viele Heerden gingen zu Grunde, und selbst das Wild war nicht schnell genug, den Flammen zu entrinnen. Die genannten Städte sind seit jener Zeit wieder aufgebaut worden.

Neu=Braunschweig war bis 1783, da es zu einer besondern Provinz erhoben wurde, eine wilde Einöde; die Franzosen betrachteten es als einen Theil von Neu=Frankreich, später galt es als Zubehör von Acadien. Seit dem Frieden von 1763 ist der Besitz den Engländern nicht mehr streitig gemacht worden. Um diese Zeit kamen die ersten Familien von englischer Abkunft ins Land, deren Zahl sich jedoch 1783 erst auf etwa 800 belief, als nach dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege einige tausend verabschiedete Soldaten bei Frederickton angesiedelt wurden. Ihnen folgten, gleichwie in Ober=Canada, manche Loyalisten. Das Land verdankt seinen Aufschwung den hohen Eingangszöllen, welche England 1809 auf baltisches Holz legte; dieses mußte 2 Pf. St. 14 Sch. 8 Pence für die Last zahlen, während jenes aus den Colonien frei einging. Seitdem steigerte sich der Holzhandel von Jahr zu Jahr, und selbst die Krisis von 1825 hat ihm nur geringen Eintrag gethan. Ueberdem ist das Land reich an Kohlen, Eisen, Kalk und Gyps, und der Ertrag der Fischereien beläuft sich im Durchschnitt auf 200 bis 300,000 Dollars. In den sieben Einfuhrhäfen: St. John, Miramichi, Dalhousie, Bathurst, Caraquet, Richibucto und Dorchester betrug 1844 die Einfuhr 4,083,710 Dollars. Die Rhederei bestand 1844 in 672 Schiffen von 92,210 Tonnen mit 3917 Köpfen Bemannung. Der Gesammthandel der Provinz beschäftigt im Durchschnitt jährlich an 3000 Schiffe; auch nimmt sie am Walfischfange Theil. Die Zahl der Sägemühlen hat sich auch in den letzten Jahren erheblich vermehrt, und wenn der Weizen auch nicht besonders gedeiht, so geben doch Roggen, Gerste und Hafer sehr guten Ertrag, und die Viehzucht gewinnt eine immer größere Ausdehnung.

Die Provinz ist in zwölf Bezirke getheilt. Die bedeutendste Handelsstadt, St. John (60 Meilen von Eastport in Maine entfernt), an der Mündung des gleichnamigen Flusses in die Fundybay, in welcher die Fluth hier bis zu 24 Fuß Höhe steigt, hat einen vortrefflichen Hafen, ist hübsch gebaut und zählt 14,000 Einwohner. Sie unterhält regelmäßigen Dampfschifffahrtsverkehr mit Portland in Maine. — In der Hauptstadt Frederickton (46° 3′ n. Br., 66° 45′ w. L.), 85 engl. Meilen von der Mündung des St. Johnstromes, wohnt der Statthalter. Sie mag bis zu 5000 Einwohner

zählen und gleicht äußerlich noch einem Dorfe. Das Kings-College, die höchste Lehranstalt der Provinz, welche etwa 500 Schulen für Elementarunterricht und 9 Gymnasien besitzt, hat ein Jahreseinkommen von 10,000 Dollars. Die übrigen Städte des Landes z. B. Dalhousie an der Mündung des Ristigouche, Chatham am untern Miramichi und Liverpool am Richibucto verdanken ihr Entstehen dem Holzhandel, und sind bis jetzt noch von keiner erheblichen Bedeutung. St. Andrews, auf einer vom St. Croixflusse und der Passamaquoddybay gebildeten Landzunge, hat einen der besten Häfen in Amerika und scheint sich zu einer bedeutenden Handelsstadt emporheben zu wollen. Von dort aus beginnt die St. Andrews-, Woodstock- und Quebec-Eisenbahn, welche die Fundybay mit dem St. Lorenz verbinden wird. Auch ist eine Bahn vermessen worden, durch welche man jenen Schienenweg mit Halifax in Verbindung setzen wird.

In Neu-Braunschweig leben etwa 2000 Indianer, Algonkiner vom Stamme der Mikmaks und Milikates, denen 61,000 Acker Landes vorbehalten worden sind. Auch sie bequemen sich nur ungern zu einem ansässigen Leben, und ihre Zahl vermindert sich alljährlich.

Die **Prinz Eduards-Insel**, welche 1799 nach dem Herzoge von Kent benannt wurde (früher hieß sie St. John oder St. Jean), liegt im südlichen Theile des St. Lorenzbusens vor der Küste von Neu-Braunschweig, von welchem sie durch die Northumberlandstraße geschieden wird, zwischen 45° 50′ und 47° 7′ n. Br. und 62 und 64½° w. L., und ist vielfach vom Meere so völlig ausgezackt, daß eine Landzunge, welche den östlichen Theil mit dem westlichen verbindet, zwischen der Hillsboro- und St. Petersbay nur etwa eine halbe Stunde breit ist. Das ganze halbmondförmige Eiland enthält etwa 1,380,000 Acker Landes, ist flach oder wellenförmig, hat ein ziemlich nebelfreies, sehr gesundes Klima, und so fruchtbaren Boden, daß man es einst als eine Kornkammer für Canada bezeichnete. Die Mehrzahl der etwa auf 50,000 Köpfe angewachsenen Bevölkerung besteht aus Schotten, etwa 5000 sind Acadier von französischer Abstammung. Die Hauptgewerbszweige sind Fischfang, Schifffahrt, Holzhandel und Getreidebau.

Neu-Schottland mit Cap Breton.

Neu-Schottland, zwischen 43° 25′ und 46° n. Br. und 61 bis 66½° w. L. bildet eine weit ins Meer hineinragende Halbinsel, welche vom Festlande durch die Fundybay und der zu dieser gehörenden Chignectobucht einerseits, durch die Baie Verte andrerseits getrennt ist, und mit Neu-Braunschweig nur durch eine schmale Landenge zusammenhängt. Durch die Meeresenge (Gut) von Canso ist sie von der Insel Cap Breton beschieden. Das Meer, welches die

ganz in norwegischer Weise tief von Föhrden eingeschnittene Küste bespült, steigt in der Fundybay, insbesondere in der Minas-Bay (Basin of Minas) bis zu 60 und 70 Fuß; die ganze Oberfläche des Landes ist uneben, hebt sich aber nicht über 600 bis 800 Fuß empor; auch die Steilklippen an den wilden und malerischen Küsten erreichen nirgends eine Höhe von mehr als 500 Fuß. Neu-Schottland hat eine große Anzahl ganz vortrefflicher Häfen, und ist sehr reichlich bewässert durch Flüsse wie durch Seen; aber die ganze Küste am Atlantischen Ocean ist mit Ausnahme einiger Bezirke, z. B. Lüneburg, und des angeschwemmten Bodens in den Stromthälern wenig fruchtbar. Das gesunde Klima ist bei weitem milder als jenes in Canada; auch die feinsten Obstarten gedeihen, Getreide, Weizen ausgenommen, liefert reichlichen Ertrag, nicht weniger die Hülsenfrucht, und die Viehzucht gewinnt auch hier von Jahr zu Jahr an Ausdehnung. An Kohlen ist kein Mangel, Holzhandel und Schiffbau werden in schwunghafter Weise betrieben, und der Fischfang beschäftigt eine beträchtliche Anzahl von Fahrzeugen. Auf den 15,617 englischen Geviertmeilen, welche die Insel enthält, wohnen gegenwärtig mehr als 350,000 Seelen.

Hauptstadt der Provinz ist Halifax (44° 39′ 20″ n. Br., 63° 36′ 40″ w. L.; 936 engl. Meilen von Washington entfernt), mit einem der schönsten Häfen in der Welt. Eine etwa acht Stunden tiefe Bucht wird in der Mitte durch eine Insel verengt, oberhalb welcher die Bay sich zu einem weiten Becken, dem Bedford-Basin ausdehnt, das zehn englische Meilen Flächeninhalt hat und bequem tausend große Schiffe zugleich aufnehmen kann. Es gilt für einen der „Seebollwerke" des Atlantischen Oceans, und kann in Kriegszeiten den Kreuzern wie den Kauffahrern um so mehr zur sichern Zuflucht dienen, da die Einfahrt sehr zweckmäßig befestigt worden ist. Die Stadt liegt an der Südwestseite der Bay am Abhange eines Hügels, der sich bis zu etwa 250 Fuß emporhebt. Sie litt mehrfach durch verheerende Feuersbrünste, ist aber jedesmal schöner aus der Asche erstanden, hat eine bedeutende Zukunft und schon jetzt etwa 30,000 Einwohner. Da der in jeder Jahreszeit zugängige Hafen auch nach Europa zu eine so treffliche Lage hat, so hat man ihn zur Station für die überseeischen Dampfschiffe gewählt, und der Handel hat sich dadurch beträchtlich erweitert. Der Hafen von Halifax steht durch einen Canal mit der Cobequid- und der Fundybay in Verbindung. Der Dockyard nimmt einen Raum von 14 Ackern ein und bildet die Hauptmarineniederlage für die Colonien. — Die übrigen Städte Neuschottlands, z. B. Annapolis, ehemals Port Royal, an der Digbybay, Pictou, Dorchester und andere mehr sind noch von keinem Belang. Erwähnung verdient der Bezirk Lüneburg, der vorzugsweise von achtbaren und fleißigen Deutschen bewohnt wird. Im Jahre 1836 liefen 3404 Schiffe mit 381,133 Tonnen in den Häfen der Halbinsel aus, 4574 mit 294,520 Tonnen ein. Die Ausfuhren betrugen in dem genannten Jahre 2,230,485 Dollars, und bestanden in Stockfischen, 786,000 D.; Thran und Spermaceti, 145,000 D.; Fleisch, 86,000; Getreide und Mehl, 96,000; Gyps, 70,000; Holz, 578,000 D.; Kohlen, 194,000 Dollars. Diese letzteren, deren Ausbeute sich im letztverflossenen Jahrzehnt bedeutend gesteigert hat,

sind in sehr werthvoller Beschaffenheit und in großer Menge namentlich an der Nordküste bei Pictou, nicht minder auf dem benachbarten Cap Breton vorhanden.

Vor der Nordostküste Neu-Schottlands liegt **Cap Breton**, 45° 27′ und 47° 5′ n. Br., ein in physischer Hinsicht dieser Halbinsel ähnliches Eiland; auch gehört es politisch zu demselben. Es mag etwa fünfzig Stunden lang sein, und ist durch eine schmale Landenge in zwei Theile gesondert. Das Cap Enfumé (Smoky Cape) an der Nordostseite ragt weit und hoch ins Meer hinein; Cap Breton, nach welchem die Insel benannt wird, bildet den östlichsten Punkt derselben. Von den etwa zwei Millionen Ackern, welche sie enthält, sollen 800,000 von Seen, Teichen und unfruchtbaren Strecken eingenommen werden. Die Franzosen legten einst auf Cap Breton großen Werth, weil sie es als den Schlüssel zu Canada und Acadien betrachteten. Sie hatten deshalb Louisbourg an der Ostküste, mit einem herrlichen Hafen, stark befestigt. Als die Engländer Herren der Insel wurden, schleiften sie die Fortificationen, sprengten die Wälle und benutzten die Steine zum Bau von Halifax. Jetzt wohnen nur einige Fischer in dem einst so berühmten Orte. Die Mehrzahl der Bewohner, im Ganzen etwas mehr als 30,000, besteht aus Schotten, welche aus den Hochlanden stammen, Acadiern und amerikanischen Loyalisten. Sie wohnen zumeist an den Küsten, fällen Holz, fangen Fische und versorgen Neufundland und zum Theil auch Halifax mit Kohlen, die in großer Menge und Güte besonders in Sydneybezirke vorhanden sind.

Etwas nördlich von Cap Breton liegen die von einigen Fischern bewohnten Magdalenen-Inseln. Das 45 Stunden lange und etwa 12 Stunden breite Eiland Anticosti dehnt sich vor der Mündung des St. Lorenz aus. Es wurde 1534 von Cartier entdeckt, Assomption genannt, und ist ohne ständige Bewohner.

Die Franzosen begriffen unter dem Namen „Acadie" nicht nur die Halbinsel, welche jetzt Neu-Schottland heißt, sondern auch das seit 1783 eine eigene Provinz bildende Neu-Braunschweig und den Landstrich, welcher südwestlich bis zum Penobscot reicht. Keine andere Colonie hat so häufig die Herrschaft gewechselt, als Acadien, das in den Händen Frankreichs und Englands wie ein politischer Fangball betrachtet wurde. Das letztere gründete seine Ansprüche auf die Entdeckungen Cabots, der 1497 einen Theil der Küste Neu-Schottlands gesehen haben soll, während das erstere sich darauf berief, daß das Land durch Franzosen besiedelt worden sei. Seit dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts dauerten die Zwistigkeiten fast ununterbrochen, und hörten auch dann nicht auf als Karl der Erste von England alle seine Ansprüche auf Neu-Schottland, Cap Breton und Canada an die Franzosen abtrat. Cromwell sandte eine Expedition zur Eroberung des erstern aus. Im Frieden von Breda 1667 wurde es abermals dem französischen Hofe überlassen, nachher wieder von den Colonisten in Massachusetts in Anspruch genommen, bis es endlich 1713 im Utrechter Frieden definitiv an

England fiel, das unverzüglich eine Provinzialregierung einsetzte. Die französischen Ansiedler wollten der englischen Krone den Unterthaneneid nur unter der Bedingung leisten, daß man sie niemals zwinge, ihren vormaligen Gebieter mit den Waffen in der Hand zu bekämpfen, während die damals noch zahlreicheren Indianer ihre Feindseligkeiten gegen die Engländer fortsetzten. Die englischen Ansiedelungen nahmen bis zum Aachener Frieden von 1748 nur geringen Fortgang, gewannen aber Aufschwung als eine Anzahl von verabschiedeten Soldaten, 3760 Mann, sich an der Ostküste niederließ. Damals, 1749, wurde Halifax gegründet, und das britische Parlament unterstützte die Ansiedler so reichlich, daß 1755 schon die beträchtliche Summe von 415,000 Pf. St. für dieselben verwilligt worden war. Die Gränzstreitigkeiten mit den Franzosen, welche sich noch im Besitze von Canada befanden, dauerten inzwischen fort. Die Engländer glaubten sich im Besitze von Neu-Schottland um so weniger sicher, da die Anhänglichkeit der canadischen „Habitans“ an die französische Krone sich nicht im geringsten vermindert hatte. Der harte Gouverneur Cornwallis verlangte von ihnen einen unbedingten Huldigungseid, welchen die sogenannten neutralen Acadier zu leisten verweigerten. Der französische Hof nahm alles Land im Westen der Chignecto-Bay, also Neu-Braunschweig für sich in Anspruch, während England ein Eigenthumsrecht auf alles canadische Gebiet bis zum St. Lorenz behaupten wollte. Die Franzosen unternahmen Streifzüge und legten auf dem streitigen Gebiet befestigte Posten an, z. B. Fort Beau Sejour. Der Krieg brach 1755 in helle Flammen aus; die englischen Colonisten in Massachusetts betheiligten sich auch jetzt wieder mit großer Lebhaftigkeit an demselben. Nachdem General Braddock in Canada eine empfindliche Niederlage erlitten, befürchteten die Engländer einen Einfall in Neu-Schottland. Die Zahl der dort lebenden „Habitans“ betrug damals nahe an 18,000; einige Hundert von ihnen hatten mit den Indianern und Franzosen gemeinschaftliche Sache gemacht und waren mit den Waffen in der Hand gefangen genommen worden, während die übrigen sich streng neutral hielten. Nichts destoweniger beschloß Gouverneur Lawrence, in Gemeinschaft mit den Admiralen Boscawen und Mostyn, sämmtliche Acadier aus Neu-Schottland zu vertreiben, und sie einzeln in den älteren englischen Colonien unterzubringen. Als die Franzosen 1755 Fort Beau Sejour übergaben, war in der Capitulation ausdrücklich zugestanden worden, daß die Acadier in jeder Hinsicht unbehelligt bleiben sollten. Diese in der Mehrzahl höchst friedlichen Menschen, welche im Allgemeinen ein völlig harmloses Leben führten, hatten ihre Waffen den Engländern willig abgeliefert. Man berief die jungen Leute auf verschiedenen Punkten zu Versammlungen ein und nahm sie gefangen. Zu Grand Pré an der Minas-Bay trieb man am 2. September alle bejahrten und jungen Männer, sammt den Knaben bis hinab zum zehnten Jahre in das „Gebäude, in welchem Messe gelesen wird,“

d. h. in die Kirche; 418 waren der Eröffnungen des Obersten Winslow gewärtig. Er erklärte ihnen: „es sei Sr. Majestät unwandelbarer Entschluß, daß alle diesen Acadiern zugehörende Habe, gleichviel ob liegende oder fahrende, verwirkt sei und der Krone anheimfalle; auch sollten die Bewohner aus der Provinz fort- und abgeführt werden; außerdem seien alle zu Grand Pré versammelten Personen Sr. Majestät Gefangene." Gouverneur Lawrence hatte dem Obersten Verhaltungsbefehle gegeben, die nicht roher und grausamer sein konnten*). Und sie wurden mit rücksichtsloser Strenge befolgt. Am 10. September begann die Einschiffung der Unglücklichen, welche sich nicht von ihren Familien trennen wollten. Man trieb sie unter schweren Mißhandlungen mit Bayonnetten an die Küste; sie weinten und stimmten religiöse Gesänge an, während ihre Weiber und Kinder am Wege knieten und ihnen das letzte Lebewohl zuriefen. In dieser Weise wurden fünf Transportschiffe gefüllt; die übrigen Acadier blieben unter strenger Bewachung, bis weitere Schiffe eintrafen. Bald waren etwa 7000 Köpfe aus ihrem Vaterlande ins Elend geschafft worden. Viele der Zurückgebliebenen flohen nach Canada, oder in die Wälder zu den Indianern, von denen sie brüderlich aufgenommen wurden. Die Mischlingsbevölkerung am Madawaska verdankt den damals geflüchteten Acadiern ihren Ursprung. Inzwischen verheerten die Engländer alle Ansiedelungen mit Feuer und Schwert; in einem einzigen Districte brannten einst 263 Häuser zu gleicher Zeit! Die in den Wald geflüchteten Acadier sahen ruhig mit an, wie ihre Wohnungen in Asche gelegt wurden; als aber die Soldateska auch die Kirche in Brand steckte, stürzten sie wüthend hervor, erschlugen einige dreißig Mordbrenner und eilten wieder in ihre Schlupfwinkel zurück. Für die über See hinweg Geführten, welche man nach Massachusetts, Neu-York, Maryland und Carolina, ja südlich bis nach Georgien brachte, waren nirgends Vorkehrungen getroffen. Die Engländer hatten ihnen ihre Aecker genommen, ihre Häuser verwüstet oder niedergebrannt, ihre Kirchen zerstört, hatten sie von ihren Familien getrennt, dann in enge dumpfe Schiffsräume geworfen, allen Unbilden einer stürmischen Witterung ausgesetzt, und bettelarm in die Colonien geworfen, wo alle auf die Mildthätigkeit Einzelner sich angewiesen sahen, und viele am Heimweh starben. Man verweigerte ihnen alles Bürgerrecht, und vertheilte sie. Manche wurden Jäger, Fallensteller oder Waldgänger im Westen, einzelne kehrten später in ihre Heimath zurück ohne ihr Eigenthum wieder zu erhalten, oder irgend für ihre schweren Verluste entschädigt zu werden. Auf alle Vorstellungen, alle Berufungen auf

*) „If you find, that fair means will not do with them, you must proceed by *the most rigorous measures possible*, not only in compelling them to embark, but in depriving those who shall escape of all means of shelter and support, *by burning their houses* and destroying every thing that may afford them the means of subsistence in the country."

feierliche Verträge, welche England so schmachvoll gebrochen hatte, wurde in London keine Rücksicht genommen, nicht einmal eine Antwort erfolgte. Eine Anzahl jener unglücklichen Acadier hat sich in den großen atlantischen Städten eine ehrenvolle Stellung zu erringen gewußt; andere flohen an den Mississippi und ließen sich unter den Spaniern in Louisiana nieder*).

Wir haben diese Vertreibung der 7000 Acadier geschildert, weil sie einen Beweis für die unbarmherzige Rücksichtslosigkeit jener Politik liefert, welche England zu befolgen keinen Anstand nimmt, wo es seine Interessen gefährdet glaubt. Dieses schmachvolle Verfahren, diese „heidnische Grausamkeit" gegen ein friedliches Volk steht auf gleicher Linie mit der Verwüstung der Pfalz durch Ludwig den Vierzehnten, ist schlimmer wie der Frevel der Theilung Polens, und platterdings in keiner Weise zu rechtfertigen oder gar zu entschuldigen**).

Neu-Schottland wurde von dem Unabhängigkeitskampfe der dreizehn Colonien

---

*) Sie scheinen dort verkümmert zu sein. Wenigstens schilderte 1802 ein Franzose sie in folgender Weise: „Man hat den Acadiern Ländereien gegeben, Ackergeräthe unter sie ausgetheilt, und sie in den ersten Zeiten ihrer Versetzung in dieses Land und ihres Wohnens darinnen genährt und gekleidet. Uebrigens aber ist es der spanischen Regierung nicht möglich gewesen, die faule Sinnesart dieser Leute zu ändern; sie aus ihrer tiefen Unempfindlichkeit zu wecken und ihnen Thätigkeit einzuflößen. Es sind ungehobelte Menschen, jedoch übrigens ehrliche Leute, langsam, ohne Feuer zur Arbeit, kurzsichtig, unbemittelt, leben elendiglich in ihren Plantagen, bauen Korn, ziehen Ferkel und zeugen Kinder. Daher sieht man auch rings um ihre armseligen bäuerischen Wohnungen überall nichts als zerlumpte bettelhafte Kinder und Schweine, Alles untereinander und die einen so unsauber wie die anderen." Schilderung von Louisiana. Aus dem Französischen. Weimar 1804. S. 245.

**) Die Vertreibung der Acadier hat einem der begabtesten unter den amerikanischen Dichtern, Henry Wadsworth Longfellow, einem Freunde Freiligraths, den Stoff zu seiner „Evangeline, a tale of Acadie" geliefert. Offenbar diente dem mit der deutschen Literatur vertrauten Poeten Göthes Hermann und Dorothea zum Vorbilde. Evangeline, welche seit der oben geschilderten Katastrophe zu Grand Pré von ihrem Geliebten Gabriel getrennt worden ist, sucht denselben überall auf, und erfährt endlich von Landsleuten in Louisiana, daß er als Jäger in das Ozark-Gebirge und dann auf die westlichen Prairien gegangen sei. Auch in den Missionen der Jesuiten findet sie ihn nicht mehr. Nachdem sie lange Jahre ihn vergeblich gesucht, wird sie barmherzige Schwester in Philadelphia und widmet sich der Krankenpflege in einem Spital, in welchem einst nach Verlauf vieler Jahre Gabriel, dem Tode nahe, aufgenommen wird. Evangeline erkennt ihn, und er stirbt in ihren Armen. Longfellows Werk ist reich an poetischen Schönheiten, aber der Hexameter läßt sich in der englischen Sprache kaum mit der Leichtigkeit und Anmuth behandeln, wie im Griechischen und Deutschen. Wir wollen den Schluß des Gedichtes hersetzen:

Still stands the forest primeval; but under the shade of its branches
Dwells another race, with other customs and language.
Only along the shore of the mournful and misty Atlantic
Linger a few Acadian peasants, whose fathers from exile
Wandered back to their native land to die in its bosom.
In the fisherman's cot the wheel and the loom are still busy;
Maidens still wear their Norman caps and their kirtles of homespun,
And by the evening fire repeat Evangelines story,
While from its rocky caverns the deep voiced neighbouring ocean
Speaks, and in accents disconsolate answers the wail of the forest.

nur unerheblich berührt; nach Vertreibung der Acadier belief sich die Bevölkerung nur auf 12,000 Köpfe, aber nach dem Frieden von 1783 strömten in einem einzigen Jahre nahezu 20,000 Loyalisten ins Land, und brachten mancherlei Habe mit sich. Shelburne erhob sich rasch zu einer Stadt von 10,000 Einwohnern; Einwanderer aus Nantucket trieben von Dartmouth aus Walfischfang, andere Neu-Engländer baueten Mühlen, und schon 1785 wurde eine Linie von Packetschiffen von Halifax nach Plymouth eingerichtet. So gedieh die Colonie; Halifax hob sich rasch, seit es auch Kriegsstation für die englische Seemacht wurde. Die Vortheile, welche die Halbinsel Neu-Schottland darbietet, locken alljährlich eine größere Zahl von Auswanderern an. Diese Colonie hat eine verhältnißmäßig dichtere Bevölkerung als die übrigen Pflanzungen Großbritanniens in Nord-Amerika.

Die Bermudas-Inseln.

Diese aus mehr als 400 Eilanden bestehende Inselgruppe liegt weit von der amerikanischen Küste entfernt, im Atlantischen Ocean. Nächst St. Helena giebt es kaum einen andern Fleck auf Erden, der in so großem Abstande von jedem andern Lande sich befände; Cap Hatteras in Nord-Carolina ist 580, Attwood Keys, zu den Bahamas gehörig, 645 englische Meilen entfernt. Die meisten Inseln sind eigentlich nur Korallenklippen, und bloß die fünf größten: St. Georg, St. David, Long-Island, das auch vorzugsweise den Namen Bermuda führt, Somerset und Ireland nennenswerth. Die Gruppe bildet eine Anzahl von Sunden und Buchten, in deren einer sich der Hafen von St. Georg befindet; sie ist höchstens 20 engl. Meilen lang, nirgend über 3 breit und hat einen Flächeninhalt von nicht mehr als 12,500 Ackern. Man kennt keinen vom Aequator weiter nach Norden liegenden Punkt, wo die Korallen Felsenriffe und Inseln bilden (Fort Catherine auf St. Georg: in 32° 24′ 47″ n. B., 64° 37′ 49″ westlicher Länge). Die Bermudas sind auf allen Seiten von Korallenriffen umgeben; im Norden liegen dieselben bis in eine Entfernung von zehn Meilen; überall machen sie den Zugang für Schiffe sehr gefährlich.

Im Jahre 1552 wurden diese Inseln vom Capitän Bermudez, der das spanische Fahrzeug La Garza befehligte, zuerst gesehen, und später wahrscheinlich von anderen Schiffen besucht, die auf der Rückkehr aus Westindien bis in diese Breiten hinauffuhren, um die ihnen ungünstigen Passatwinde zu vermeiden. Den Engländern wurden sie bekannt, als 1593 May an ihnen Schiffbruch litt, und 1609 Sir George Summers ein gleiches Schicksal erfuhr*). In den

*) Man hat die Bermudas auch wohl Summers Inseln genannt. Der Name Sommer-

folgenden Jahren brachte er Ansiedler aus Virginien hinüber; man bauete Kirchen und, da die Spanier mit einem Angriffe droheten, auch Festungswerke. 1613 pflanzte man zwei Kartoffeln, die ein Schiffer mitgebracht, und sie gediehen vortrefflich; aber zu gleicher Zeit waren Ratten eingeschleppt worden, welche manches Jahr die Ernten so völlig vernichteten, daß die Colonisten zwei Jahre lang ohne Brot sich behelfen mußten. Mais, Wein, Indigo, Orangen, Citronen und Gemüse gaben reichen Ertrag, nicht minder sagte das milde und warme Klima dem Zuckerrohr und dem Kaffe zu. Indessen blieb der Ackerbau unbedeutend; auch heute werden die Bewohner mit Mehl von der Küste des Festlandes, mit Stockfischen aus Neu-Schottland oder Neu-Fundland versorgt; nur der Anbau der Arrowroot und der spanischen Zwiebeln ist von Erheblichkeit; von der erstern führen sie im Durchschnitt für 20,000 Dollars, von den letzteren bis zu 400,000 Pfund aus. Der Schiffbau, das Frachtfahren mit den aus vortrefflichem einheimischen Cedernholze gezimmerten, raschen und dauerhaften Schiffer und der Handel erscheinen vortheilhafter. Die Bermudas bilden eine Hauptschiffsstation für ein englisches Kriegsgeschwader, seit im amerikanischen Unabhängigkeitskriege Washington den Plan gefaßt hatte, sich derselben zu bemächtigen. Auf den fünf größeren Inseln wurden starke Festungswerke und Wasserbauten, namentlich auf Ireland, unternommen, das seit 1837 für einen Kriegshafen ersten Ranges gilt. Die englische Regierung unterhält auf den Inseln stets einige Compagnien Soldaten.

Die beiden Ortschaften auf den Bermudas sind St. Georg und Hamilton; jede derselben zählt etwa 1200 Bewohner. Die übrigen Wohnstätten liegen einzeln über die Inseln zerstreut. Der Hafen von St. Georg ist am leichtesten zugängig, tief, sicher und ein willkommener Zufluchtsort für die Kauffahrer, wie denn auch für die Kriegsschiffe beträchtliche Vorräthe und Werfte zur Ausbesserung angelegt worden sind. Eine feindliche Flotte kann die Bermudas jetzt nicht nehmen; die Fahrt durch den North Rock Channel ist schwierig und die übrigen Passagen sind für größere Schiffe zu gefährlich, wenn überhaupt thunlich.

Die Inseln sind in 9 Kirchsprengel eingetheilt; 1841 zählten sie 8624 Bewohner, wovon die Hälfte Neger und Mulatten. Die Verfassung ist jener der übrigen britischen Colonien gleich; an der Spitze der Regierung steht ein von der Krone eingesetzter Statthalter, welcher die Mitglieder des legislativen Rathes (des Oberhauses) ernennt; das Unterhaus, die „Assembly," wird von 36, durch das Volk gewählten Mitgliedern gebildet. Zu St. Georg befindet sich eine Bibliothek und ein Museum und selbst die Neger sorgen eifrig für den Unterhalt von Bildungs- und Unterrichtsanstalten. Im Jahre 1846 belief sich die Einfuhr auf 672,072 Dollars; sie bestand in Lebensmitteln aus Amerika und Manufacturwaaren aus England, und war in 194 Schiffen gekommen. Zwölf- bis fünfzehnhundert Sträflinge arbeiteten an den Festungswerken. Das Leben auf den Bermudas ist kostspielig, Arbeiter erhalten hohe Löhne.

---

inseln, welche der französische Geograph Delisle einführen wollte, ist unrichtig. Die Matrosen nennen sie der heftigen Stürme wegen wohl die Teufelsinseln, los Diabolos.

Sechstes Hauptstück.

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

„Die Vereinigten Staaten von Amerika bilden einen wesentlichen Bestandtheil eines großen politischen Systems, das alle gesitteten Völker der Erde umfaßt. In einem Zeitabschnitte, in welchem die Macht einer moralischen Meinung rasch im Anwachsen ist, schreiten sie voran in der Ausübuug und Vertheidigung gleicher Menschenrechte. Hier ist die Souverainetät des Volkes ein anerkannter Grundsatz, und die auf solcher Grundlage ruhenden Gesetze werden mit aufrichtigem Patriotismus geliebt. Während die Nationen Europas nach Veränderungen trachten, erregt unsere Verfassung die tiefe Bewunderung des Volks. Dem Vollzuge einer für Alle gleichen Justiz folgt Segen und Gedeihen. Der Erfindungsgeist wird durch volle Freiheit des Mitbewerbs angefeuert, und die Arbeit mit sicherm und anderwärts beispiellosem Ertrage belohnt. Der Frieden im Innern wird ohne Beihülfe einer Soldatenmacht aufrecht erhalten; die öffentliche Meinung duldet nur wenige stehende Truppen, und auch diese nur an den Gränzen und an der Meeresküste. Eine tapfere Flotte schützt unsern Handel, der seinen Unternehmungsgeist über alle Himmelsstriche ausdehnt, und seine Flagge auf allen Meeren wehen läßt. Mit den mächtigsten Staaten der Welt stehen wir durch diplomatische Verbindungen in einem Verhältnisse der Gleichheit und aufrichtigen, guten Einvernehmens, während wir es vermeiden, an ihren Intriguen, Leidenschaften und Kriegen uns irgendwie zu betheiligen. Die Hülfsquellen unseres Staates werden durch emsige und eifrige Pflege der Künste des Friedens entwickelt. Hier kann Jeder die Früchte seiner Betriebsamkeit genießen. Keinem ist es verwehrt, seine Ansichten und Ueberzeugungen öffentlich auszusprechen. Unsere Regierung ist vermöge ihrer ganzen Organisation nothwendig und durchaus mit den Interessen des Volks identificirt, und beruht ausschließlich auf der Anhänglichkeit desselben, wenn sie von Dauer sein und sich unterstützt sehen will. Sollten etwa Feinde des Staates unter uns sein, so genießen auch sie die ungestörte Freiheit ihre Ansichten auszusprechen; man begnügt sich ihre Irrthümer zu widerlegen. Bei uns ist die Verfassung kein todter, unabänderlich festgestellter Buchstabe; sie ist der Verbesserungen fähig, nimmt in sich auf was Zeit und Volk für nöthig erachten, und ist vor dem Verfall gesichert, so lange

der Volkswille seine Energie behält. Neue Staaten bildeten sich in der Wildniß, Canäle durchschneiden unser Flachland, sind über unsere Gebirge geführt, und eröffnen unserm Binnenhandel zahlreiche Verkehrsbahnen. Unseren Wasserstraßen entlang gedeihen Manufacturen; der Dampf auf unseren Strömen und Eisenbahnen vernichtet gleichsam Zeit und Raum. Durch Reichthum und Volkszahl sind wir bereits in die vorderste Reihe der Nationen getreten, und beide sind in so raschem Anwachsen, daß im Laufe eines Zeitabschnitts von etwa drei und zwanzig Jahren der erstere um das Vierfache, die letztere um das Doppelte anwächst. Wir haben keine Nationalschuld; das gemeine Wesen ist wohlhabend, die Regierung haushälterisch, der Staatsschatz gefüllt. Die Religion wird vom Staate weder bezahlt noch verfolgt; sie wird durch Rücksicht für die öffentliche Moral und die Ueberzeugung der Gläubigen aufrecht erhalten. Alles was wissenswürdig erscheint, wird so allgemein und weit verbreitet, wie in keinem andern Lande; und eine freie Presse stellt der Nation die besten Geisteserzeugnisse aller Völker und Zeiten zur Verfügung. Die Vereinigten Staaten haben mehr Zeitungen und Zeitschriften als die übrige Welt zusammengenommen. Oeffentliche Documente von allgemeinem Interesse sind binnen Monatsfrist in mindestens einer Million Abdrücken verbreitet, und jedem freien Mann im Lande unter die Augen gekommen. Fortwährend steigert sich der Andrang von Einwandrern verschiedener Abkunft, und die Grundsätze der Freiheit, welche durch die Wirkungen gleicher Gesetze alle Interessen vereinigt, verschmelzen die verschiedenen Elemente in eine harmonische Vereinigung. Andere Regierungen werden durch Neuerungen und die Reformen in benachbarten Staaten zerrüttet; aber unsere Verfassung stützt sich auf die Liebe und Billigung des Volks; sie verdankt ihren Ursprung der freien Wahl der Nation, neutralisirt den Einfluß ausländischer Grundsätze, und gewährt ohne irgend welche Furcht den Tugendhaften, Unglücklichen und Bedrängten aller Länder eine Zuflucht. Und doch sind erst wenig mehr als zweihundert Jahre verflossen, seit der älteste unter unseren Staaten seine ersten Ansiedler erhielt. Vor dieser Zeit war das ganze Gebiet eine uncivilisirte Einöde!"

Diese Worte schrieb vor fünfzehn Jahren Bancroft, in der Einleitung zu seiner Geschichte der Vereinigten Staaten, und sie gelten noch heute. Das Land welches wir jetzt in Umrissen zu schildern versuchen, hat in Bezug auf sein beispielloses Wachsthum und sein Gedeihen kein Gegenstück in alter oder neuer Zeit. Und wenn nicht Alles täuscht, wird die Zukunft noch weit großartiger und glänzender sein als die Gegenwart. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts bedeckten die damaligen englischen Colonien nur den schmalen Ufersaum dem Atlantischen Meere entlang; dreißig Jahre später hatten die dreizehn atlantischen Staaten, mit Vermont, einen Flächeninhalt von etwa 370,000 englischen Geviertmeilen; Florida und Louisiana waren noch in der Gewalt europäischer

Könige, und der ferne Westen begann eben erst aus seinem Dunkel hervorzutauchen. Gegenwärtig besteht die große amerikanische Union aus dreißig Staaten diesseits der Felsengebirge mit einem Flächeninhalt von 1,450,000 Geviertmeilen, und rechnen wir den noch unbesiedelten Westen, Neu-Mexico, Oregon und Californien hinzu, so steigert sich diese Ziffer auf 3,311,000! Die Bewohnerzahl wuchs von dritthalb auf mehr als zwei und zwanzig Millionen Seelen an, und das unbewegliche und bewegliche Vermögen wurde schon 1840 auf reichlich 8298 Millionen Dollars geschätzt.

Die große Republik gränzt im Norden an die britischen Besitzungen, im Osten wird ihr Gebiet vom Atlantischen Ocean, im Westen vom Stillen Weltmeere bespült; im Süden brandet der mexicanische Golf, im Südwesten liegt Mexico. Das Gezimmer dieses Landes bilden im Westen die Felsengebirge, im Osten die Alleghannies; die große Strom- und Hauptverkehrsader, der Mississippi, theilt das weite Gebiet diesseits der Rocky-Mountains in zwei große Halben; den Norden bespülen die großen canadischen Seen. Die atlantische Küste ist vielfach gegliedert. Im Süd-Westen der zwischen Neu-Schottland und Neu-Braunschweig tief einschneidenden Fundy-Bay wird der Staat Maine von der Passamaquoddy-Bay bis nach Portland gleichsam skandinavisch eingezackt; zwischen dem 43. und 42. Breitengrade dringt die Massachusetts-Bay ins Land, unter 41° liegt der Long Island-Sund, 39° die Delaware-, einen Grad südlicher die Chesapeake-Bay. Unterhalb Cap Henry beginnt, an der Küste von Nord-Carolina, innerhalb einer Anzahl lang vorliegender südlich bis über das Cap Fear hinausreichender Düneninseln mit Strandlagunen, eine Reihe von „Sunden," von welchen der Albemarle- und der Pamlico-Sund am tiefsten ins Land dringen und die Binnenschifffahrt begünstigen, während die weiter nördlich in Menge vorhandenen guten Häfen von nun ab mangeln. Von einer der Laguneninseln vor dem Pamlico-Sunde springt das gefährliche Cap Hatteras ins Meer hinaus. Diese von den Seefahrern gefürchtete „Sturm- und Wetterscheide" an der atlantischen Küste weist hier, Nord-Carolina entlang, eine Anzahl von Morästen und Sümpfen auf, von denen der große Dismal-Swamp 234, der große Alligator-Dismal-Swamp an 600 Geviertmeilen bedeckt. Auf der weiten Landstrecke am mexicanischen Meerbusen, von der Südspitze Floridas bis zum Rio Grande fehlen tiefe Buchten; denn auch die Appallachee-Bay und die Mobile-Bay reichen nicht weit ins Land; die Matagorda-Bay gleicht den Sunden vor Nord-Carolina; wie denn überhaupt in Texas in ähnlicher Weise wie dort Strandlagunen vor der Küste liegen. Californien am Stillen Weltmeere hat die Buchten de Todos los Santos unter 32°, etwas nördlicher jene von San Pedro und von Monterey, sodann die herrliche Bay von San Francisco, 37¾° n. B. Oregon stößt im Norden an den Puget-Sund.

Die atlantische Abdachung des Landes erhält ihren Charakter durch das

von Alabama bis Maine von Südwest nach Nordost streichende Alleghanny-gebirge. Dasselbe beginnt etwa unter 50° n. B. und 85° w. L., reicht bis über 47° n. B. hinaus, und zieht in mehreren parallellaufenden Ketten; diese haben eine mittlere Kammhöhe von etwa 2700 Fuß, einer ihrer höchsten Gipfel, der Black Mountain in Carolina, erreicht 6070 pariser oder 6476 engl. Fuß. Das Gebirge führt auch wohl den Namen des appallachischen, und tritt in seinem Laufe nach Nordosten immer näher an die Küsten heran; die Zahl der Ketten beträgt oft sechs und häufig mehr. Zwischen denselben liegen lange, fruchtbare, wohlbewässerte Thäler. Die äußeren Reihen der Ketten, besonders der östlichen, sind mehrfach von Querspalten durchbrochen; dadurch wird es auch manchen im Innern des Gebirges entspringenden Strömen möglich, zum westlichen oder östlichen Abfalle zu gelangen und zum Mississippi oder zum Atlantischen Meere zu fließen. Die Ströme benutzen zu ihrem Durchbruche theils die Längenthäler der Bergketten, theils auch höher liegende, den Viaducten der Eisenbahnen vergleichbare Querthäler, welche ein Längenthal rechtwinkelig durchschneiden. Wenn aber diese fehlen und nicht ausreichen, erfolgt der Durchbruch an den Stellen, wo sich eine unausgefüllte oder schlecht verwahrte Lücke der entgegenstehenden Bergreihen darbietet. So wird endlich, trotz aller Hindernisse, den aus scheinbar ganz anderen Stromgebieten stammenden Flüssen der gesuchte Weg zum Atlantischen Meere eröffnet. Auf diese Weise sind z. B. Hudson, Susquehannah, Delaware durch sämmtliche Bergreihen von Westen hergedrungen, während die zwischen den verschiedenen Ketten entspringenden Flüsse, z. B. Juniata, Shenandoah, Potomac, Paturent und James sich nur durch einige jener Ketten Bahn zu brechen nöthig hatten. Diese meist allmälig sich senkenden Durchbrüche, deren die Susquehannah auf einer Strecke von zwölf deutschen Meilen unterhalb Pennsborough sechs bis sieben durch verschiedene Bergreihen macht, bilden die herrlichen Bergthore (Gap's), welche den Fernsichten der amerikanischen Gebirge einen so eigenthümlichen Reiz geben; und längs der sie durchströmenden Wasserfälle hat man Landstraßen, Canäle und Eisenbahnen gezogen*). Die östliche Parallelkette der Alleghannies führt den Namen Blaue Berge; die westlichen, in Kentucky und Tennessee, jenen der Cumberland-Berge; Alleghannies im engern Sinne heißen jene zwischen dem Kenhawa in Virginien und der Susquehannah in Pennsylvanien. Zwischen diesen und der blauen Kette liegt das uneigentlich sogenannte appallachische Tafelland. Die Catskill-Berge erheben sich am obern Hudson. Neu-England wird von dem sogenannten acadischen Gebirge durchzogen, welches im Kathadin, Staat Maine, eine Höhe von 5335 englischen Fuß erreicht. Der Washington, in den Weißen Bergen, Neu-Hampshire, steigt bis zu 6240 par. Fuß.

*) Julius, Nord-Amerikas sittliche Zustände. Leipzig, 1839. I. S. 25.

Die Alleghannies senden dem Atlantischen Ocean eine große Menge kleinerer und größerer Ströme zu. Von jenen in Maine, Massachusetts und Neu-Hampshire haben jedoch manche ihren Ursprung in Teichen und Seen. Im Norden von Maine fließt der Passamaquoddy; südlicher in demselben Staate der Penobscot, welcher Bangor berührt, und der Kennebec mit dem Androscoggin; die Piscataqua ist Gränzfluß zwischen Maine und Neu-Hampshire. Dieses letztere wird von dem in den Weißen Bergen entspringenden Merrimack oder Störfluß bewässert; er mündet in Massachusetts; der Connecticut ist der Hauptstrom des gleichnamigen Staates, wie der Hudson jener des Staates Neu-York. Der Delaware, welcher den Lehigh und Schuylkill aufnimmt, bildet die nach ihm benannte prächtige Bay; der Elk bewässert den östlichen Theil von Maryland; die Susquehannah, der Hauptstrom Pennsylvaniens, fällt in die Chesapeakebay, gleich dem Patapsco und dem Potomak, welcher die Gränze zwischen Maryland und Virginien zieht und durch den Bundesdistrict Columbia fließt. Südlicher mündet der James in Virginien; der Roanoke fällt in den Albemarle, der Pamlico in den nach ihm benannten Sund, welchem auch der Neuse zufließt. Der Cape Fear ergießt sich gleich dem Pedee oder Yadkin, und in Süd-Carolina der Santee in den freien Ocean. Der Savannah und die Altamaha sind die Hauptflüsse Georgiens; aus Florida mündet der St. Johns in das Atlantische Meer.

Der mexicanische Meerbusen nimmt den Appallachicola auf, welcher auf einem großen Theile seines Laufes Georgien von Alabama scheidet und West-Florida von Norden nach Süden durchströmt. Der Mobile fällt in die nach ihm benannte Bay; der Pearl kommt aus dem Staate Mississippi. Im Westen des Mississippi trennt der Sabine die Staaten Louisiana und Texas. Der Trinidad und der San Yacinto fallen in die Galvestonbay; außer diesen münden in Texas der Brazos, Colorado, Lavacca, San Antonio, Nueces und der Rio del Norte.

Der Mississippi ist die Hauptpulsader des westlichen Landes. Vom Westen her empfängt er unter Anderm den St. Peters und des Moines, den Missouri und Arkansas; auf seiner linken Seite den Wisconsin, Illinois und Ohio.

Zum großen Ocean fließen der Columbia in Oregon; der San Sacramento und San Joaquim, der westliche Colorado und der Gila in Californien. Wir werden diese Ströme am geeigneten Orte näher erwähnen.

Des Klimas der Vereinigten Staaten ist schon in der Einleitung zu diesem Werke gedacht worden. Auf einem so weiten Raume, in einem Gebiete, das von der nordischen Seenplatte bis nahe an den Wendekreis reicht, müssen die klimatischen Verhältnisse sehr mannigfaltig sein. Ihre Eigenthümlichkeit erhalten sie vorzugsweise durch den Umstand, daß keine quer von Osten nach

Westen laufende Gebirgskette als Wetterscheide aufsteigt, und die beträchtlichste Erhebung zwischen dem mexicanischen Meerbusen und dem Eismeere 2000 Fuß nicht übersteigt. Kein anderes Land hat so veränderliche Witterung, senegambische Hitze wechselt rasch mit grönländischer Kälte, holländische Feuchtigkeit mit castilianischer Trockenheit. Ein Temperaturwechsel von 10 Grad Reaumur im Laufe eines Tages gehört keineswegs zu den Seltenheiten, binnen vier und zwanzig Stunden schlägt das Wetter oft drei-, auch wohl viermal um. Der Nordwestwind ist kalt und trocken; der Nordost feucht und kalt; der Südost bringt an der Atlantischen Küste Wirkungen hervor, welche einigermaßen an jene des Sirocco erinnern; der Südwest tritt in ziemlich derselben Weise in den östlich von den Alleghannies liegenden Ebenen auf, und bringt im Frühjahr Schnee, Hagel und Regen, im Sommer eine drückende Hitze. Das Klima ist in Wärme wie in Kälte weit excessiver als das europäische; doch werden einst beim Fortgange des Anbaues ohne Zweifel in dieser Beziehung einige Modificationen eintreten. Auch der feuchte Niederschlag ist in den Vereinigten Staaten beträchtlicher als in unserm Erdtheile. Dieser Witterungswechsel, welcher selbst den Indianern empfindlich wird, hat insbesondere für Neueingewanderte seine Nachtheile; Gallenfieber, kalte Fieber und Ruhren kommen häufig vor; im Allgemeinen erscheint indessen das Klima Nord-Amerikas nicht ungesunder als jenes in Europa. Dort wie hier bedingt die besondere Oertlichkeit Vieles; am mexicanischen Meerbusen ist das gelbe Fieber einheimisch; die Sümpfe, Moräste und feuchten Niederungen in Carolina hauchen verderbliche Miasmen aus; im Bottomlande und neuumbrochenen Waldboden sind Fieber häufig. Aber an und in den Gebirgen ist das Klima gemäßigter und gesund, zum Theil selbst „paradiesisch." Der unerhört rasche Anwachs der einheimischen Bevölkerung beweiset aufs Deutlichste, daß die klimatischen Verhältnisse im Allgemeinen auf die Körperbeschaffenheit des Menschen nicht nachtheilig wirken.

Einst war das ganze Land vom Atlantischen Meere bis zum Mississippi, einzelne Zwischenräume abgerechnet, dicht mit Wald bedeckt. In den Thälern zwischen der Hauptkette der Alleghannies lagen einige waldlosen Strecken, die sogenannten Lichtungen, Glades. Im Süden des Ohio dehnen sich die Kentucky-Barrens*) aus. Nach Nordwesten hin und in der Nähe der großen

*) Barren, ein unfruchtbarer oder wenigstens unangebauter Landstrich, bedeutet hier nur „von Wald entblößt." Die Kentuckier nennen diese Strecken Barrens, weil sie nicht so fruchtbar sind als das fette Erdreich des Bottoms. „Sie machen es wie die Holländer in der Mitte des 17. Jahrhunderts am Mohawk. Ein Holländer sagte: er habe so und so viel Morgen „Land" und eine Meile „Berg"; aber die „Hügel" galten ihm nicht der Benennung Land für werth." Jene Kentucky-Barrens however have tolerably good timber upon them." Featherstonehaugh, Excursion through the Slave States. New-York, 1844. cap. 16. p. 58.

Seen erscheinen die baumlosen Prairien, welche weiter nach Westen hin an Ausdehnung zunehmen. Diese Physiognomie des Landes zeigt sich bis etwa zweihundert Stunden westlich vom Mississippi; die weiten Strecken im Norden des 40 und 41° werden zu einer offenen, völlig baumlosen Prairie; nur an den Flußufern wächst die Populus angulosa. Diese Einöden sind wegen des Mangels an Holz, des scharfen Klimas und der Dürre des Bodens für den Anbau nicht geeignet. Ganz anders verhält es sich mit den Prairien in den Staaten am Mississippi und dessen Zuflüssen. Sie liegen in Alabama und Mississippi, in einzelnen Theilen von Louisiana, Arkansas, Missouri, Jowa, Illinois und Indiana, in Kentucky und Tennessee. Am häufigsten und ausgedehntesten erscheinen sie aber im Westen des großen Stromes, und im Norden des Ohio, insbesondere in Illinois, einem eigentlichen Prairienstaate. Jene in der Nähe von St. Louis, obwohl nicht eben ausgedehnt, gelten für eine Art von Musterprairien. Die Fläche reicht so weit das Auge trägt; man erblickt nichts als langes im Winde wallendes Gras, und nur selten eine bewaldete Strecke oder einzelne Baumgruppen, welche dann der Landschaft, namentlich jener nördlich vom Missouri, einen malerischen Anblick verleihen. Häufig sind die Prairien im Sommer mit Blumen bedeckt, aber diese haben meist keinen Geruch, wie es denn auch den schöngefiederten Vögeln Amerikas an eigentlichem Gesange fehlt.

Man hat die Vegetation der Vereinigten Staaten häufig in fünf verschiedene Regionen eingetheilt. In der nordöstlichen, welche südlich bis zum Mohawk und der Mündung des Connecticut läuft, walten gleichwie in Canada, Neu-Schottland und Neu-Braunschweig, Tannen und Fichten vor; in jener der Alleghannies die Eichen, von denen die Wälder der Vereinigten Staaten etwa dreißig Gattungen aufweisen, die Buchen und Balsampappeln. In der Region der östlichen Hügel, im obern Alluviallande, von den Bergen bis hinab zu den ersten Stromschnellen und Wasserfällen der Flüsse wachsen insbesondere Ahorn, Esche, Nußbäume, Sycomoren, Acacien und Kastanien; im Süden neben jenen auch Magnolien, Lorbeer- und Orangenbäume. Dem Ocean entlang liegt wieder eine Region der Fichten, die sogenannten Pine-Barrens, welche den ganzen Saum von der Küste bis zu den ersten Hügelreihen einnehmen. Diese Fichten-, Cedern- und Cypressenwälder reichen bis zum Roanoke und theilweise bis zur Chesapeake-Bay; weiter nördlich folgen Weißfichten, Tannen und der Lebensbaum. Als fünfte Region hat man, sehr unbestimmt und allgemein, den Westen bezeichnet, der theils mit Wäldern bedeckt ist, theils aus Prairieland besteht.

Wir wollen die geographische Verbreitung einiger Bäume näher andeuten. Der amerikanische Lindenbaum, Tilia americana, bei den Canadiern Basswood oder White Wood, in Kentucky Linden, sonst allgemein in den Vereinigten Staaten Lime tree genannt, kommt in fünf Varietäten vor (T. a. laxiflora, pubescens, pubes-

cens leptophylla, alba und alba glabra), und ist am häufigsten in Canada, in den nördlichen Staaten der Union, insbesondere am Erie und Ontario und auf den Alleghannies bis Georgien. Die Varietät pubescens ist den südlichen Staaten eigenthümlich. Der amerikanische Lindenbaum wächst am besten da wo der Zuckerahorn, die weiße Esche und die Schierlingstanne stehen, die pubescens neben der Magnolia grandiflora, die alba neben Platanus und Tulpenbaum. Das Holz wird vielfach zu Brettern zersägt, aus der Rinde machten die Lenni Lenapes Dächer für ihre Wigwams; in strengen Wintern dient sie dem Vieh in Maine auch als Futter. — Die amerikanische Esche, Fraxinus americana, einer der hübschesten Waldbäume, kommt in nicht weniger als 23 Varietäten vor, und wächst von Labrador bis Carolina, am häufigsten in Canada, Neu-Braunschweig und in den Staaten nördlich vom Hudson, in diesen letzteren meist neben der amerikanischen Ulme, der Betula excelsa, dem Acer eriocarpum und der Schierlingstanne, auch wohl neben und mit Acer rubrum, Carya alba und Platanus occidentalis, meist an Flußufern und Erhöhungen, welche von Sümpfen ansteigen, in fruchtbarem Boden. — Die amerikanische Rüster, Ulmus americana, in 14 Varietäten, reicht von Neu-Schottland bis Louisiana und erscheint am stattlichsten zwischen 41 und 46° n. Br.; weiter nach Süden kommt sie nicht so häufig vor, in großer Fülle aber steht sie im Westen der Alleghannies, auf den Bottoms der Flüsse, welche sich in den Ohio und Mississippi ergießen und im Frühjahr austreten. Diese Ulme ist bei Pyrmont in Westfalen schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts gepflanzt worden, nach England kam sie erst 1752. Unter einer Ulme schloß Penn seinen weltberühmten Vertrag mit den Indianern ab; die Ulme war der Freiheitsbaum in der amerikanischen Revolution. Die Freiheitsbäume entstanden in England. Als dort eine dem Volke mißliebige Abgabe auf Obstwein gelegt wurde, versammelten sich die Unzufriedenen bei einem Apfelbaume bei Honiton in Devonshire und tödteten unter demselben einen verhaßten Minister, welcher jene Abgabe vorgeschlagen hatte, im Bildniß. Im Beginn der Revolution hatten auch die Nord-Amerikaner ihre Freiheitsbäume. Am berühmtesten waren jene zu Boston, Providence, Newport und Neu-York, und allemal wurde eine Ulme dazu gewählt. Jene in Boston war ein prächtiger Baum an der Ecke der Essex- und Washington-Straße, und Lafayette äußerte, als er 1824 die Wiege der amerikanischen Freiheit besuchte: die Welt möge nie die Stelle vergessen, auf welcher einst jener Baum sich erhoben. Am 14. August 1765 wählten die „Söhne der Freiheit“ diesen Baum, um an ihm die Männer im Bildniß aufzuknüpfen welche den Erlaß der bekannten Stempelacte am eifrigsten betrieben hatten; am 11. September desselben Jahres hefteten sie an diese Ulme eine Kupferplatte mit der Inschrift: the tree of liberty, August 14. 1765. Seitdem hielten die „Söhne der Freiheit“ häufig politische Versammlungen unter dem Baume. Die Engländer verspotteten ihn, ließen gefangene Amerikaner, nachdem sie dieselben betheert und befiedert, unter der Ulme Parademärsche machen, und hieben sie dann um. Die Idee der Freiheitsbäume ist von den Franzosen den Amerikanern entlehnt worden.

Unter den verschiedenen Ahornarten ist der Zuckerahorn, Acer saccharinum, der Iniawtig der Odschibwäs, am wichtigsten, und einer der stattlichsten Waldbäume Amerikas. An günstigen Standorten erreicht er eine Höhe bis zu 80 Fuß; der Durch-

messer seines Stammes beträgt oft bis zu 4 Fuß. Nach Norden hin kommt er bis etwa über den St. John-See in Canada vor, wo der Winter schon so streng ist wie in Europa unter 68° n. Br.; am häufigsten steht er zwischen 43 und 46°, also in Canada, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland, Maine, Neu-Hampshire, Vermont und Neu-York. Diese Gegend ist seine eigentliche Heimath; doch gedeihet er in den meisten Staaten der Union, insbesondere auf den Abhängen der Alleghannies bis zu ihren Ausläufern in Georgien. Im Jahre 1734 kam er durch Collinson nach England und wird seitdem auch in Europa häufig angepflanzt; ein Exemplar im Wörlitz bei Dessau ist ausgezeichnet schön; sechszig Jahr nachdem man es gepflanzt hatte, war es schon 50 Fuß hoch. Der Zuckerahorn liebt steile und schattige Flußufer und hohe Lagen mit kaltem, tiefem, fruchtbarem Boden, der mit Feuchtigkeit nicht gerade überladen ist. Er wird nicht leicht älter als 200 Jahre. Sein starkes, schweres Holz ist nicht sehr dauerhaft, giebt guten Brennstoff und nimmt eine schöne Politur an. Man schätzt den Baum, besonders in Gegenden, welche erst besiedelt werden, hauptsächlich seines Zuckerertrages wegen. Doch kann in bevölkerten Landstrichen der Ahornzucker auf die Dauer den Mitbewerb gegen Rüben- und Rohrzucker nicht aushalten. Der Baum, wenn man ihm alljährlich Saft abzapft und ihm nicht lange Ruhe gönnt, beginnt zu kränkeln und stirbt bald ab. Ende Februar oder im Anfang März beginnt der Saft auf fünf bis sechs Wochen lang zu fließen, späterhin enthält er weniger Zuckerstoff und krystallisirt nicht mehr. Der Ahornzucker steht hinter jenem, welchen man aus Rohr oder Rüben gewinnt, an Güte nicht zurück, hat aber einen eigenthümlichen, sehr angenehmen Geschmack. Nach einem kalten und trockenen Winter giebt der Baum mehr Saft, als nach einem feuchten und veränderlichen. Wenn ein trockener, sonnenheller Tag auf eine kalte Nacht folgt, liefert ein Stamm oft zwei bis drei Gallonen Saft binnen vierundzwanzig Stunden. Der Zuckerertrag ist verschieden, von zwei bis vier Pfund; Bäume in niedrigen und feuchten Lagen geben den meisten Saft. Derselbe ist jedoch nicht so zuckerhaltig als jener von einzeln in den Feldern stehenden. In den Vereinigten Staaten und den britischen Provinzen gewinnt man jährlich von sieben bis zu zwölf Millionen Pfund Ahornzucker.

In den Atlantischen Staaten zieht man häufig des Schmuckes wegen den Dreidörnigen Honigdorn, Gleditschia triacanthos, der eine Höhe bis zu 80 Fuß erreicht; er wächst, aber nicht in großer Menge, von Pennsylvanien bis nach Georgien und Louisiana; seine rechte Heimath scheint er im Westen der Alleghannies zu haben, wo er auf den fruchtbarsten Bottoms wild vorkommt. Im Garten von Sanssouci befindet sich ein schönes Exemplar. Für eine „Hauptpracht" unter den amerikanischen Bäumen gelten aber vor allen die Magnolien (Bieberbäume, Gurkenbäume), und unter ihnen die großblumige Magnolie, M. grandiflora, wegen ihrer majestätischen Gestalt, ihres vollen Blätterschmuckes und ihrer schönen Blumen. Sie gehört zu den größten Waldbäumen, da sie oft bis über 100 Fuß erreicht. Oft bildet ihre Spitze einen vollkommenen Kegel, der sich auf einem kerzengeraden, säulengleichen Stamme erhebt; mitten in der dunklen Blätterfülle prangen die milchweißen Blüthen. Man zählt in Nord-Amerika acht Varietäten. Die großblumige Magnolia hat ihre eigentliche Heimath in einer Landstrecke, welche sich von den niedrig gelegenen Theile Nord-Carolinas, unter etwa 35½° n. Br., dem Gestadelande der südlichen Staaten und Floridas entlang hin-

ab erstreckt, und am Mississippi bis nach Natchez hinauf reicht. Auch am Brazos in Texas wächst sie, und zwar überall am liebsten an kühlen, schattigen Plätzen, in tiefem, losem und fruchtbarem Erdreich, unweit von den Sümpfen in der Nähe der Küsten und den Morästen in den Pine-Barrens. Die Magnolia glauca, grauer Bieberbaum, welche man in den südlichen Staaten oft mit immergrünen Blättern findet, wird nicht höher als 20 Fuß; sie hat meist gekrümmten Stamm und reicht über eine weite Landstrecke von Massachusetts bis Louisiana und Missouri. Auch sie liebt Moräste und feuchten Grund. Sehr verbreitet sind auch die dreiblätterigen, großblätterigen, zugespitzten und andere Varietäten der Magnolia. — Einen schönen Anblick gewähren die drei Varietäten des virginischen Tulpenbaumes, Liriodendron tulipifera, welche nach Norden hin bis zum Südende des Champlain-Sees gedeihen, ihre volle Entwicklung aber erst im Süden des 43 ° erreichen. Sie sind häufig in den mittleren Staaten, in den oberen Theilen von Carolina und Georgia, am schönsten im Westen, namentlich in Kentucky. Sie verlangen Schutz vor starkem Winde und dabei viel Licht und Luft. Das Holz liefert eine sehr gute Kohle. — Der Trompetenbaum, Catalpa syringaefolia, wird häufig über 50 Fuß hoch und hat seine Heimath an der Atlantischen Küste, an den Ufern des Savannah und im Westen des Gebirges am Cumberland, zwischen 35 und 36 ° n. Br. Auch weiter südlich ist die Catalpa häufig, und von Neu-Orleans bis Massachusetts eine Lieblingspflanze, die man auch in den Gärten cultivirt; im Norden schrumpft aber der Baum zu einem Strauche zusammen. Sie wurde 1726 durch Catesby nach England gebracht und ist seitdem in Europa vielfach gezogen worden.

Der canadische Kirschbaum, Cerasus borealis, mit seinen kleinen rothen, sehr sauern Früchten wächst von Neufundland bis zu den nördlichen Theilen des Felsengebirges, und kommt südlich bis Virginien fort. Der virginische Kirschbaum, C. virginiana, wird im Süden der Chesapeake-Bay oft bis 100, am St. Lorenz bis zu 30, am Großen Sklavensee unter 62 ° n. Br. kaum fünf Fuß hoch. Er wächst zumeist im Küstenlande von Mexico bis zur Hudsons-Bay, insbesondere im westlichen Canada und im Mississippithale; der carolinische Kirschbaum, C. caroliniana, findet sich auf den Bahamas und den Inseln vor den Küsten von Carolina, Georgia und Florida; auf dem Festlande trifft man ihn nur sehr selten wild. Seine Frucht ist ganz ungenießbar. — Vom Geschlecht Prunus sind P. americana und einige andere Arten einheimisch, wie die sogenannte Strandpflaume (beach plum) an sandigen Strecken der Küste von Maine bis Alabama, und die Moospflaume an den Stromufern von Canada bis Texas. Der Aprikosenbaum, Prunus armeniaca, der schon sehr früh mit den europäischen Ansiedlern nach Amerika kam, giebt reichen Ertrag; zu Augusta in Georgien blühet er gewöhnlich am 20. Februar. Von der gemeinen Pflaume, Prunus domestica, sind in Nord-Amerika einige Varietäten entstanden, unter welchen die Bolmar- oder Washington-Pflaume Ruf erlangt hat. Der Chicasaw-Pflaumenbaum, P. chicasa, ein dorniger Strauch von 3 bis 6 Fuß Höhe, ist in Arkansas, dem westlichen Louisiana und Texas einheimisch und hat eine kleine gelbröthliche Frucht. — Die europäischen Obstarten gedeihen allesammt gut in angemessenem Boden und Klima, vorzüglich aber die Aepfel, von welchen auch die Atlantischen Staaten große Massen nach Europa ausführen. Amerika hat in Canada und in den Alleghannies die

schwarze Kirsche, Cerasus nigra, C. mollis, am Columbia, und emarginata, borealis, virginiana und caroliniana. Der Pfirsichbaum, Amygdalus persica, kam schon zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts nach Nord-Amerika. In Neu-Jersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland und Virginien, wo man große Sorgfalt auf den Anbau wendet, bildet er Wälder und liefert ganz ausgezeichnete Früchte. Manche Grundeigenthümer haben in ihren Pfirsichgärten mehr als tausend Stück Bäume. In den mittleren Staaten ist die Frucht am wohlschmeckendsten; in günstigen Jahren wird sie auch bis zum Niagara und bis nach Maine hinauf im Freien reif. In Carolina, Georgien und Florida schießt der Baum zu stark ins Blatt und giebt keine guten Früchte. Der Feigenbaum, Ficus carica, wird in den südlichen Staaten häufig gebaut, ebenso in einzelnen Gegenden die Mandel*).

Die sogenannten Südfrüchte werden in den südlichen Staaten vielfach cultivirt. Der Orangenbaum, Citrus aurantium, hat in Ostflorida gleichsam eine zweite Heimath gefunden. Bartram im Jahre 1791 und Audubon 1832 hielten den Baum dort für einheimisch; gewiß ist, daß eine wilde Frucht, die „bittersüße Orange" vorkommt. Browne meint, die großen Orangenwälder Floridas verdanken ihr Dasein den früheren spanischen Ansiedlern, oder einer Colonie von Griechen und Minorcanern, welche 1769 das bald wieder verödete Neu-Smyrna gründeten. Am St. Johnflusse, auf der Halbinsel Florida besitzen manche Pflanzer nun ausgedehnte Orangenhaine. Schon vor 1835 erntete allein die Stadt St. Augustin durchschnittlich zwei bis dritthalb Millionen Früchte, welche nach den großen Hafenstädten versandt wurden, und das Hundert 1 bis 3 Dollars einbrachten. Im Jahre 1829 gab dort ein einziger Baum, der einem Herrn Alvarez gehörte, 6500 Früchte. Man bauet den Baum auch viel in Carolina, Georgien und Louisiana. In diesem letztern Lande erfroren im strengen Winter von 1748 alle Orangenbäume. Jene von St. Augustin liefern eine Frucht, welche in Betreff der Größe wie des Geschmacks jene aus der Levante und von Cuba übertrifft. Der Olivenbaum, Olea europaea, hat bisher in den Vereinigten Staaten noch nicht gedeihen wollen; bei Charleston in Süd-Carolina leidet er alljährlich durch Früh-

*) Nachstehende Uebersicht zeigt, wann durchschnittlich die Pfirsiche, Kirschen und Aepfel in verschiedenen Theilen der Union zur Blüthe gelangen. Die Angaben beziehen sich auf das Jahr 1849.

Standort.	Pfirsich.	Kirsche.	Apfel.
Biddeford, Maine.	. . .	Mai 22.	Mai 7.
Cambridge, Mass.	Mai 10.	Mai 4.	Mai 25.
Montpellier, Vermt.	. . .	Mai 10.	Mai 20.
New-Haven, Conn.	Mai 4.	Mai 4.	Mai 19.
Lambertville, N. Jers.	April 11.	April 21.	April 29.
Port Amboy, N. Jers.	April 23.	April 29.	Mai 4.
Philadelphia.	April 30.	Mai 7.	Mai 10.
King George C. H., Virg.	April 7.	April 11.	April 19—22.
Natchez, Miss.	Januar 6.	März 3.	März 4.
Little Rock, Ark.	März 1.	März 1.	April 1.
Bloomington, Iowa.	Mai 5.	Mai 20.	Mai 3.
Sandusky, Ohio.	April 25.	April 28.	Mai 7.
Madison, Wisc.	. .	Mai 12.	Mai 16.

lingsfröste und bringt deshalb keine Früchte, in den südlichen Theilen von Florida und Louisiana schadet ihm die schwüle Sommerhitze, auch fehlen ihm die erfrischenden Winde, welche am Mittelmeere dieses Gewächs kräftigen. Doch scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß er in richtig gewählten Oertlichkeiten guten Erfolg geben würde. Am Stillen Weltmeere, in Neu-Californien, am Canal Santa Barbara, gedeihet er sehr gut. Die Olea americana, ein baumartiger Strauch, dessen kleine purpurfarbene Beeren kein Oel liefern, wächst im Gestadelande, südlich von Norfolk, Virginien. Der Laurus nobilis, Lorbeerbaum, wird im Süden vielfach angepflanzt; der carolinische Lorbeer, L. carolinensis, ist in den südlichen Staaten einheimisch*). Von den Reben und dem amerikanischen Weinbau reden wir späterhin.

Vermöge der Beschaffenheit seines Bodens, welcher namentlich im Stromgebiete des Mississippi eine beispiellose Fruchtbarkeit besitzt, — wir werden späterhin Beispiele dafür anführen — ist ein großer Theil der Vereinigten Staaten ein eigentliches Agriculturland. Alle europäischen Getreidearten gedeihen, nebst Mais, Reiß und Kartoffeln, Baumwolle, Zucker und Indigo, Flachs, Hanf, Futterkräutern und Gräsern. In Bezug auf den Ackerbau läßt das Land sich in fünf große Abtheilungen sondern: in Weideland, Getreideland, Tabacksland, Reiß- und Baumwollenland und Zuckerland. Die Viehzucht wird am ausgedehntesten und sorgfältigsten im Nordosten betrieben. Zwar auch Ohio und andere westliche Staaten eignen sich vortrefflich für dieselbe, aber in Neu-England legt man um so größere Bedeutung auf diesen Zweig der Landwirthschaft, da hier ein nicht geringer Theil des Bodens für den Ackerbau ungeeignet erscheint. Denn er ist im Allgemeinen leicht und steinig, und obwohl an den Flußufern, insbesondere in Connecticut, auch Weizen gebaut wird, so ist doch der Ertrag der Brotstoffe oder Handelsgewächse in Neu-England von keiner Erheblichkeit, und die Viehzucht liefert bei weitem bessern Ertrag; das Hornvieh und die Pferde Neu-Englands werden allgemein geschätzt. Auf den Höhen weiden zahlreiche Schafheerden, welche man durch Stähre und Mutterschafe aus Deutschland veredelt hat; auch die Schweinezucht ist beträchtlich, obwohl sie mit jener von Ohio, Kentucky und Tennessee sich nicht messen kann.

Von den fünf Agriculturabtheilungen ist die Getreideregion bei weitem die ausgedehnteste, da sie reichlich die Hälfte des Gebiets der Vereinigten Staaten, diesseits der westlichen Einöden und Gebirge, begreift. Zu ihr gehören die Staaten Neu-York, Pennsylvanien, Neu-Jersey, Delaware, Maryland, Ohio, Kentucky, Virginien, Tennessee, Indiana, Illinois, Michigan, Iowa, Minnisota, und Wisconsin. So umfaßt das eigentliche Weizenland volle zehn Breitengrade, zwischen 45 und 35° N., denn im Süden des letztern ist im Allgemei-

*) The trees of America native and foreign, pictorially and botanically delineated, and scientifically and popularly described. By D. J. Browne. Neu-York 1846.

nen der Anbau des Weizens nicht mehr lohnend. Allein zwischen jenen Breiten wächst diese Getreideart, auf welche man verhältnißmäßig geringe Mühe zu verwenden braucht, in üppigster Fülle von der Meeresküste bis zur Ostgränze der großen Einöde. In vielen Gegenden dieser Abtheilung, namentlich in Kentucky und Tennessee, ist jedoch der Anbau des Mais noch weit vortheilhafter und deshalb auch ausgedehnter; hier wie in Ohio dient er nicht bloß den Menschen zur Nahrung, sondern giebt insbesondere auch Futter für die Millionen Schweine, welche in diesen Staaten in ungeheurer Menge geschlachtet, gesalzen und nach allen Erdtheilen ausgeführt werden. Roggen und Gerste gedeihen gleichfalls, Hafer artet leicht aus und muß nach einigen Ernten wieder durch Aussaat europäischen Samenkorns erneuert werden. In Betreff des Weizenbaues nimmt Ohio den vordersten Platz ein; darauf folgten bisher Pennsylvanien, Neu-York und Virginien; aber Wisconsin scheint diese drei letzteren Staaten beinahe überflügeln zu wollen. Tennessee ist ein rechtes Land für den Mais, der gleichfalls in den südlichen Staaten gebaut wird, wenigstens für den Bedarf der Neger, deren Hauptnahrungsmittel er bildet. Die Amerikaner haben sich längst überzeugt, daß Mehlausfuhr weit vortheilhafter ist als Getreideausfuhr, und deshalb eine große Menge Mühlen angelegt; insbesondere Rochester in Neu-York, unweit der Mündung des Genessee, und Richmond in Virginien führen beträchtliche Quantitäten aus. Das virginische Mehl geht zumeist nach Brasilien, da es sich besser für Versendung in die tropischen Gegenden eignet, als jenes aus Ohio und Neu-York.

Taback wird beinahe in allen Staaten der Union gepflanzt, sogar in Ober-Canada gedeihet er, und selbst das nördlich liegende Connecticut liefert ein ausgezeichnetes Blatt. Die eigentliche Region des ausgedehnten Tabacksbaues liegt indessen zwischen 34 und 40° n. Br.; fünf Sechstel derselben fallen mit der Getreideregion zusammen. Den meisten Taback bringen die Gegenden im Süden des 35°; die eigentliche Cultur dieser Pflanze im Großen ist somit auf etwa drei Breitengrade beschränkt. Virginien liefert eine große Menge, und Richmond ist der bedeutendste Tabacksmarkt in der Union; der Reihe nach folgen Kentucky, Tennessee, Maryland, Süd-Carolina, Missouri und Ohio. Auch Florida und Texas haben sich in den letzten Jahren dem Tabacksbau mit Erfolge zugewandt.

Die Baumwollenregion liegt hauptsächlich im Süden des 34° n. Br.; sie reicht vom Atlantischen Ocean bis über den Mississippi hinaus und hat im Durchschnitt eine Breite von etwa vier Graden, südlich bis zum mexicanischen Meerbusen. Aber weiter südwestlich liefert auch Texas treffliche Baumwolle, und nach Norden hin nehmen Virginien, Nord-Carolina, Tennessee und Arkansas an der Cultur dieser Pflanze Theil. Am bedeutendsten ist dieselbe in Mississippi, Alabama, Georgien und Süd-Carolina. Für diese vier Staaten bildet Baumwolle das eigentliche Stapelproduct, das auch in Louisiana und Florida gebaut

wird. In beiden Carolina und Georgien eignen sich die sumpfigen Küstenstrecken vorzugsweise zum Anbau des Reißes, von welchem auch Florida, Alabama, Mississippi und Louisiana eine beträchtliche Menge erzeugen; Reiß ist eine Hauptausfuhrwaare des Südens geworden.

Das Zuckerrohr wird vorzugsweise in Louisiana angebaut. Von 126 Millionen Pfund, welche 1844 die Vereinigten Staaten lieferten, kamen 79 Millionen allein auf diesen Staat. Das übrige wurde in Florida und Georgien erzeugt, welche, nebst Texas, mit Louisiana zu wetteifern beginnen.

Schon diese kurzen Andeutungen, die später ihre weitere Ausführung finden, zeigen deutlich, welche unerschöpfliche Quelle des Reichthums die Vereinigten Staaten in dieser Mannigfaltigkeit des Klimas und ihrer Erzeugnisse besitzen. Das ganze Land von den großen Seen bis zum Golf, vom Meeresstrande bis über den Mississippi hinaus, erfreuet sich einer ganz ausgezeichneten Fruchtbarkeit, mit Ausnahme der felsigen Theile Neu-Englands und der sandigen Ebenen von Neu-Jersey; selbst die salzigen Marschstrecken an den Küsten geben bedeutenden Ertrag. Das höher liegende nicht schwere und fette Land bedarf, nachdem es einige Ernten gegeben, allerdings des Düngers, aber in dem Bottomlande, dem Marschboden der großen Ströme und in gutbewässerten Thälern ist keine künstliche Nachhülfe erforderlich, um dem Acker den höchsten Ertrag abzugewinnen, insbesondere nicht im Stromthale des Mississippi, wo in manchen Gegenden die üppigste schwarze Dammerde bis zu hundert Fuß tief liegt, und so fein und frei von ungehöriger Beimischung ist wie reiner Schnee. Hier hat sich alle die Dammerde abgelagert, welche einst die nun dürre, sanft nach dem Mississippi abfallende Einöde bedeckt hat*).

Ein beträchtlicher Theil der Wälder ist gelichtet, große Strecken der Prairie sind angebaut worden, und die Jäger finden ihre rechte Waidmannslust nur noch im fernen Westen und in den fernen Felsengebirgen, wo das Wild bis jetzt in größerer Menge angetroffen wird, als auf der Ostseite des Mississippi, wo sich nun längst keine Bisonten mehr finden. Auch das Musethier ist bereits selten geworden. Aber auf den Wiesenfluren am Mississippi und Missouri weiden Rothwild und Dammhirsche noch in zahlreichen Rudeln; Bären, Luchse und Unzen meiden die angebauten Landstrecken, und der Biber gehört schon zu den Seltenheiten. Ueberall in jenen Theilen wo die Wälder unangetastet blieben, sind Eichhörnchen, Waschbären und Opossums in großer Menge vorhanden; der Truthahn kommt häufig vor, und die Wandertaube durchzieht das Land in wahrhaft ungeheuren Schwärmen. In den Vereinigten Staaten ist die Jagd mehr eine

*) The Western World, or travels in the United States in 1846—1847, exhibiting them in their latest development social, political and industrial. By Alex. Mackay. London, 1849. III. 56.

Belustigung als ein zum Lebensunterhalt nöthiges Gewerbe und erscheint gegenüber dem Ackerbau von gar keiner Erheblichkeit, während sie nördlich des fünfzigsten Breitengrades die Hauptbeschäftigung des Menschen bildet.

Dagegen sind die mineralischen Schätze in den Vereinigten Staaten von großer Erheblichkeit. Das Urgebirge reicht von Nordost nach Südwest beinahe durch das ganze Land. Ostwärts vom Hudson ist das Gestein fast durchaus primitiv, und hat das Atlantische Meer zur Ostgränze. Von jenem Flusse bis zum Tombighbee ist die sichtbare Gränze desselben im Südosten beinahe überall eine breite aufgeschwemmte Strecke. Seine Nordwestgränze liegt etwa zwölf Stunden östlich vom Champlain-See; unweit von Poughkeepsie in Neu-York geht sie südwestlich, setzt über den Hudson und reicht südlich bis Alabama. Bemerkenswerth ist namentlich die Granitkette, welche die Gränze zwischen der primitiven und der Alluvial-Region bildet. Sie scheint insbesondere in den mittleren und südlichen Staaten einst die Küste des Meeres gebildet zu haben, beginnt in Georgien und zieht von Südwesten nach Nordosten. Der Roanoke durchbricht sie bei Halifax, der James bei Richmond, der Rappahannock bei Fredericksburg, der Potomac bei Georgetown und der Patapsco etwa sechs Stunden oberhalb seiner Mündung in die Chesapeake-Bay. Manchmal verschwindet sie unter der Oberfläche, steigt aber da wo die Susquehannah sich durch sie zwängt, höher an. Sie springt bei Trenton über den Delaware und erstreckt sich bis Stonington in Connecticut. Der größte Theil des Uebergangsgebirges liegt nordwestlich vom Urgestein und bildet einen langen schmalen Gürtel, der von etwas im Nordosten des Hudson südlich bis zum Alabamaflusse reicht. Die Breite desselben beträgt von etwa zehn bis gegen fünfzig Stunden. Die große secundäre Ablagerung findet sich nordwestlich vom Uebergangsgebirge, und breitet sich von diesem bis zu den großen Seen und vom Hudson bis über den Mississippi aus. Sie ist insbesondere bemerkenswerth sowohl wegen ihrer weiten Ausdehnung, welche von Osten nach Westen auf 1500 und von Norden nach Süden auf 1200 englische Meilen geschätzt wird, als wegen der Gleichförmigkeit ihrer Bildung, welche aus Kalkstein und Sandstein in meist beinahe wagerechten Schichten besteht, auf welchen die mächtige Kohlenformation ruhet. Man meint, daß diese ganze secundäre Ablagerung einst den Boden eines großen Sees gebildet habe, dessen Wasser allmälig vermittelst des Mississippi, Hudson und St. Lorenz abgeflossen sei. Diese sind die einzigen Ströme, von denen das Gebirge völlig durchbrochen wurde, welches einst dieses gewaltige Becken einschloß. Die alluvialen Ablagerungen nehmen ausgedehnte Landstrecken ein, insbesondere zwischen dem Atlantischen Ocean und den Alleghannies. Ihr nördliches Ende liegt auf Long Island, im Osten und Südosten bildet das Atlantische Meer die Gränze, im Süden der mexicanische Meerbusen bis über den Mississippi und durch Texas. Schon in der Einleitung haben wir darauf aufmerksam gemacht, wie ungeheuer

der Reichthum an Kohlen in den Vereinigten Staaten ist, und wir werden späterhin auf diesen Gegenstand wieder zurückkommen. Gold ist nicht bloß in Neu-Mexico und Californien, sondern auch in den älteren Staaten, namentlich in Carolina und Georgien häufig; außer dem ist das Land unerschöpflich reich an Eisen, Kupfer und Blei.

Wir haben (S. 36 ff.) hervorgehoben, daß Nord-Amerika vorzugsweise germanisch geworden sei, und das Wachsthum und das Gedeihen der dreizehn englischen Colonien am Atlantischen Ocean in Umrissen geschildert. Hier mag dargestellt werden, wie die Besiedlung des Landes vor sich ging, die Pflanzungen ihre Unabhängigkeit errangen und ein neues Staatsgebäude errichteten.

Der Hauptbeweggrund, welcher die Spanier bewog, in ganzen Schaaren das Küstenland wie das Innere Amerikas zu durchziehen, war die Sucht nach Gold; die Engländer wollten zunächst nur einen kürzern Seeweg nach Indien finden, die Franzosen kamen schon in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, um dauernde Niederlassungen zu gründen. Die in ihrer Heimath verfolgten Hugenotten versuchten 1562 in Carolina eine Ansiedlung. Sie gedieh ebenso wenig als eine zweite am St. Johannflusse in Florida, welche von den Spaniern zerstört wurde. Glücklicher waren die Franzosen später am St. Lorenz, wo sie ihr „Neu-Frankreich" ungefähr zu derselben Zeit gründeten, als die Engländer sich in Virginien und Massachusetts niederließen. Etwa einhundert und zwanzig Jahre nach der Entdeckung kam man in Europa mehr und mehr ins Klare über die eigentliche Beschaffenheit Nord-Amerikas, und dachte weder in England noch in Frankreich ferner daran, Gold von dort zu holen. Man hatte diesen Theil des Continents wenigstens der Küste entlang allmälig näher kennen gelernt; auf das Zeitalter der Entdeckung folgte jenes der Besiedlung. Smith, der Begründer der ersten Colonie in Virginien, hatte begriffen, worauf es hauptsächlich ankam, als er sagte: „es sei in Amerika nur durch Mühe und Arbeit etwas zu erlangen." Und dieser Ausspruch aus dem Jahre 1609 gilt auch heute noch in unverminderter Stärke.

England befolgte bei der Gründung der Colonien in Nord-Amerika keinen im voraus durchdachten oder zusammenhängenden Plan, vielmehr war Alles was in dieser Beziehung geschah durchaus fragmentarisch, stand in keinem innern Zusammenhange und hatte sehr verschiedene Beweggründe. Deshalb ist auch die Geschichte der einzelnen Pflanzungen, obwohl diese ein und demselben Volke ihr Entstehen verdanken, anfangs so verschiedenartig. Die eine Colonie wurde von Vereinen, Corporationen, gegründet, die ihren Sitz in England hatten und von dort aus die Ansiedlungen regieren und verwalten zu können glaubten; die andere sollte Edelleuten Reichthümer verschaffen und ein Musterbild feudalistischer Einrichtungen werden, die dritte sollte lediglich von der Krone abhängen, die vierte entstand ohne Zuthun der Krone, der Edelleute oder irgend eines Vereins

und gedieh, während die übrigen zurückblieben. Bis zum Jahre 1732 waren im britischen Amerika die sogenannten dreizehn alten Colonien oder Provinzen gegründet worden, nämlich: Virginien, Massachusetts, Neu-Hampshire, Rhode Island, Connecticut, Neu-York, Neu-Jersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Nord-Carolina, Süd-Carolina und Georgien.

Das Bestreben der Franzosen, in Nord-Amerika ein großes vom Mutterlande abhängiges Reich durch Colonisation ins Leben zu rufen, scheint im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts in England zur Nachahmung gereizt zu haben. Walter Raleighs mißlungene Versuche in Virginien schreckten nicht zurück, und es traten Vereine zusammen, um Amerika auszubeuten. König Jakob der Erste ertheilte dem Sir Thomas Gates und anderen „loyalen und getreuen Unterthanen" einen Freibrief, vermittelst dessen er einer durch diese Männer gebildeten Compagnie den Besitz und die Oberherrlichkeit über das Land vom 34. bis zum 45. Grade nördlicher Breite zusprach, und zwar in der ganzen Ausdehnung des Festlandes vom Atlantischen bis zum Stillen Meere. Das Recht zu einer solchen Verleihung leitete er aus der Entdeckung der Küste durch englische Fahrzeuge her, und das Parlament fragte er nicht um Einwilligung, weil er denselben Satz geltend machte, welchen anderthalb Jahrhundert später die amerikanischen Colonisten hervorhoben, daß nämlich das Parlament nur über Gegenstände zu verfügen habe, welche unmittelbar das Königreich in Europa beträfen. Jener Corporation verdankt die erste englische Colonie in Nord-Amerika ihr Entstehen. Der Verein theilte sich in zwei Gesellschaften; die eine wollte den nördlichen, die andere, die „London-Compagnie," den südlichen Theil colonisiren, und diese letztere begann unverzüglich ihre Thätigkeit. Ein von ihr ausgerüstetes Schiff lief 1607 in die Chesapeake-Bay ein, segelte den Jamesfluß hinauf und man gründete Jamestown. Die Ansiedlung hatte, wie so viele vor und nach ihr, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Aber nach und nach überwand sie dieselben. Die Compagnie war Selbstherrscherin, die Ansiedler waren gewissermaßen ihre Diener, hatten kein Eigenthumsrecht an den Grund und Boden, welche sie bebauen sollten; sie mußten nach einem communistischen Principe arbeiten, und den Ertrag ihrer Thätigkeit in die Vorrathshäuser der Compagnie abliefern. Dabei gewannen weder die Colonisten noch die Unternehmer, welche nach Verlauf einiger Zeit jenen auch Strecken Landes als Privateigenthum überließen. Sogleich gewann Alles eine bessere Gestalt, aus England kam Verstärkung und die Volksmenge wuchs an. Die Leitung des Ganzen befand sich in den Händen eines Statthalters, welchen die Compagnie einsetzte; er war Gesetzgeber, Richter und vollziehende Gewalt in einer Person. Aber schon im Jahre 1619 wählten die Colonisten mit seiner Zustimmung Abgeordnete aus ihrer Mitte und bekamen Theil an der Regierung. Die Corporation in London, ohne deren Wissen und Willen der Statthalter Yearley gehandelt zu haben scheint, gab nachträglich ihre

Zustimmung, und 1621 erhielt die Colonie eine geschriebene Verfassung, welche späterhin als Muster für manche anderen Niederlassungen gedient hat. Sie verordnete, daß die Corporation den Statthalter und einen demselben beigegebenen Rath — eine Art von Oberhaus — ernennen, das Volk aber jährlich seine gesetzgebende Versammlung wählen solle, in welcher man den Mitgliedern des Raths einen Sitz einzuräumen habe. Der Statthalter konnte sein Veto einlegen, und die Corporation in England sämmtlichen Beschlüssen der Versammlung die Genehmigung verweigern. Dagegen sollte aber auch keine vom Statthalter oder der Corporation erlassene Verfügung ohne Genehmigung der Volksvertreter Gültigkeit haben. Die Compagnie gerieth bald in Zwist mit König Jakob und wurde 1624 von demselben aufgelöst. In Virginien trat die Krone an die Stelle derselben. Die gesetzgebende Versammlung zeigte sich als eifrige Hüterin der Freiheiten, und vertheidigte dieselben in beinahe unaufhörlichen Streitigkeiten mit den Statthaltern bis zum Ausbruche der amerikanischen Revolution. Der mittelalterlichen Romantik trat das prosaische Interesse und der nüchterne Gedanke entgegen.

Der eigentliche Vorläufer, oder wie die Amerikaner zu sagen pflegen, der wahre Pionier der Colonisation war Capitän John Smith, eine romanhafte Erscheinung, zugleich Gelehrter, Soldat und Seemann, ein Held, der ein so wechselvolles Leben geführt hat, wie Wenige selbst in jener an Abenteuern und Abenteurern so reichen Zeit. Er war in England geboren, trat in holländische Kriegsdienste, durchreisete Frankreich und Italien, und focht unter des deutschen Kaisers Fahnen in Ungarn gegen die Türken, die ihn gefangen nahmen und als Sklaven in Konstantinopol an einen Tataren verkauften, der ihm ein eisernes Halsband umlegte und ihn in der Krim Getreide dreschen ließ. Smith erschlug den Mohamedaner, entfloh in die Wildniß, und gelangte nach Rußland. Kaum frei, erscheint er wieder an der Nordküste von Afrika im Kampfe gegen die Baresken, und bald nachher in England, wo man sich eben mit dem Plane zu einer Ansiedlung in Virginien trug, welchen Smith mit großer Wärme erfaßte. Er führte die ersten Auswanderer an den Jamesfluß, eine Masse unbotmäßiger Gesellen, die selbst ein solcher Mann nur mit Mühe im Zaume hielt. Es zeugt für seine Einsicht, daß er der Compagnie rieth, mehr Zimmerleute zu schicken, und Schmiede, Fischer, Maurer und Leute, welche Wurzeln auszugraben verständen. Die Compagnie gab ihm die Weisung, irgendwie einen Weg nach Indien zu suchen, und Smith fuhr in die Susquehannah, die Chesapeake-Bay und den Potomac, welche erst durch ihn bekannt wurden. Auch weiter nördlich besuchte er den Hafen, an welchem später Boston erbaut wurde, den Merrimac und die Piscataqua. Er entwarf von diesem Lande eine so günstige Schilderung, daß der britische König dasselbe Neu-England nannte. Diesem Manne hat die Londoner Compagnie mit Undank gelohnt.

Diejenige Abtheilung der großen Londoner Compagnie, welche die nördlichen Gegenden zu colonisiren beabsichtigte, scheint freiwillig auf ihre Pläne verzichtet zu haben. König Jakob verlieh daher das Land zwischen 40 und 48° n. B., das er im Freibriefe als Neu-England bezeichnete, einer andern, der sogenannten Plymouth-Compagnie, welcher auch das ausschließliche Recht des Fischfangs zugesprochen wurde. Ueber diese Bestimmung gerieth der König in Streitigkeiten mit dem Parlament, welche nachtheilig auf die Compagnie einwirkten. Sie überließ ihrerseits das ihr zugesprochene Gebiet an andere Vereine oder an Privatleute, sie gab z. B. Maine an Mason und Gorges, Massachusetts an Rosewell und Andere, Connecticut und Rhode Island dem Grafen von Warwick, an Mason noch Neu-Hampshire, und den puritanischen Pilgrimen verlieh sie gleichfalls eine Landstrecke. Im Jahre 1639 wurde ihr Freibrief für erloschen erklärt; das von ihr noch nicht vertheilte Land, welches das nachherige Pennsylvanien, Neu-York und Neu-Jersey, sammt dem ganzen Westen bis zum Stillen Ocean umfaßte, fiel der Krone wieder anheim.

Gustav Adolf, König von Schweden, wollte zum Nutzen aller unterdrückten Christen und zum Vortheil des schwedischen Handels eine Ansiedlung in Nord-Amerika gründen. Sein Plan wurde erst nach der Schlacht bei Lützen durch Orenstjerna vermittelst einer Handelscompagnie ausgeführt, welche 1638 eine Anzahl Colonisten nach der Delaware-Bay sandte. Sie kaufte von den Eingebornen Land am westlichen Ufer des Delaware, vom Meere bis zu den Wasserfällen bei Trenton, und nannte dasselbe Neu-Schweden. Es begriff den heutigen Staat Delaware und einen Theil des südöstlichen Pennsylvanien. Die Ansiedler, meist Deutsche, waren fleißig und fromm. Aber die Compagnie, welche ihre Hoffnung auf reichen Handelsgewinn nicht verwirklicht sah, ließ Neu-Schweden 1655 in die Hände der Holländer fallen, welche es mit ihrer Colonie Neu-Niederland vereinigten. Diese letzteren leiteten ihr Anspruchsrecht auf das Land am Delaware und am Hudsonstrom von den Entdeckungen her, welche der englische Seefahrer Heinrich Hudson in jenen Gewässern gemacht, als er im Dienste der Vereinigten Niederlande stand. Diese ertheilten 1621 der holländisch-westindischen Compagnie ein Privilegium, in welchem unter Anderm bestimmt wird, daß diese Körperschaft ausschließlich das Recht haben solle, Colonien an der Küste Amerikas von Grönland bis Cap Horn zu gründen; auch dürfe kein Holländer ohne ausdrückliche Genehmigung der Compagnie an dieser Küste sich niederlassen oder Handel treiben. Diese Handelsgesellschaft begann nach Neu-Niederland, d. h. in den Landstrich zwischen der Delaware-Bay und dem Connecticut, Colonisten zu schaffen, über welche die Niederlande als Staat keine Controle zu üben hatten. Die Compagnie war in Amerika völlig souverän. Sie ertheilte Jedem, welcher eine aus fünfzig Personen bestehende Niederlassung anlegte, einen Landstrich von etwa sechszehn bis zwanzig Meilen ins Gevierte

erb- und eigenthümlich; er wurde „Patron" desselben, und hatte das Recht seine Ländereien gegen Erbenzins und andere Leistungen nach Gutdünken Anderen zu überlassen. Die Compagnie gab Gesetze und ernannte Statthalter, unter denen sich van Twiller und Stuyvesant als tüchtige Männer auszeichneten. Aber die Ansiedler, dem patriarchalischen Regiment nicht gewogen, verlangten politische Rechte, gleich ihren Nachbarn in Virginien, wählten Abgeordnete aus jeder Dorfgemeinde und forderten Antheil an der Regierung. Stuyvesant entgegnete: er, der Statthalter, leite sein Recht und seine Befugniß, Neu-Niederland zu regieren „von Gott und der westindischen Compagnie ab, nicht aber von einigen wenigen unwissenden Unterthanen." Er befahl den Deputirten, ruhig nach Hause zu gehen. Das Volk murrte und stellte die Behauptung auf, daß Gott auch ihm gewisse Rechte gegeben habe, die es aufrecht erhalten müsse. Die Weigerung des Gouverneurs, den Ansiedlern politische Freiheiten zu gewähren, welche in Massachusetts und Virginien in voller Geltung standen, wurde verhängnißvoll. Die Engländer, mit Holland im Streit, versprachen den Mißvergnügten gleiche Rechte mit den Bewohnern der britischen Colonien. Massachusetts und Connecticut konnten sich, kraft ihres Freibriefs, bis zum Stillen Weltmeere ausdehnen, mußten aber, wenn sie dieses Recht ausüben wollten, nothwendig mit der holländischen Compagnie zusammenstoßen, die ein Gleiches für sich in Anspruch nahm. In dem Zerwürfnisse weigerten sich die holländischen Ansiedler Leben und Habe für einen Kaufmannsverein zu wagen, der ihnen politische Rechte verweigerte, und am Ende auch nicht stark genug war, die Colonie zu behaupten. Neu-Niederland fiel in die Hände Englands und erhielt 1664 eine der virginischen nachgebildete Verfassung.

Der letzte Colonisirungsversuch von Seiten einer ausländischen Corporation fand in Georgien statt. Aber diesmal war keine Gewinnsucht, kein Eigennutz im Spiele, sondern Nächstenliebe und christliche Theilnahme. König Georg der Zweite verlieh einem Vereine, an dessen Spitze der würdige Oglethorpe stand, das Recht eine Colonie zwischen den Flüssen Savannah und Altamaha zu gründen. Sie sollte namentlich verarmten Schuldnern und anderen Bedrängten als Zufluchtstätte dienen und zugleich für die nördlicher liegenden Colonien eine Art von Bollwerk gegen die Spanier bilden, in deren Besitz Florida sich befand. Allein aus den englischen Gefängnissen kamen wohl bedrängte Gemüther, doch keine tüchtigen, allen Anstrengungen gewachsene Arbeiter. Man sah sich deshalb genöthigt, Einwanderer eines ganz andern Schlages zur Niederlassung nach Georgien einzuladen. Es gelang fleißige Deutsche, methodistische Engländer und Hochschotten zu gewinnen. Durch sie kam das neue Land rasch zur Blüthe, und Oglethorpe, welcher die Einführung von Negersklaven verbot, konnte den Angriffen der Spanier wie der Indianer mit Erfolg Widerstand leisten. Der Eifer der Londoner Compagnie erkaltete indessen nach und nach; und 1752 gab

sie ihren Freibrief der Krone zurück, welche der Colonie sogleich Volksvertretung und Verfassung bewilligte.

So waren alle Bemühungen von Europa aus durch Vereine Colonien zu gründen und dauernd zu verwalten nach einander gescheitert. Handelscompagnien sind lediglich darauf berechnet, Geld zu erwerben; alle übrigen Rücksichten treten gegen dieses Hauptmotiv in den Hintergrund. Die Erfahrung lehrt jedoch, daß der Eigennutz sich selber im Wege steht. Die englisch-ostindische Compagnie hat freilich eine Ausnahmestellung und ist, als politische Großmacht, mit dem Staatsinteresse Großbritanniens wesentlich verwachsen; die große niederländische Maatschappy saugt Java aus und betrachtet die Eingebornen als Heloten; die Hudsonsbay-Gesellschaft ist eine lediglich handeltreibende Compagnie. Wo immer Handelsvereine des Vortheils halber überseeische Colonien begründen wollten, ist am Ende ihr Unternehmen allemal gescheitert. Der Verein zum Schutze der Ansiedlungen in Texas, und die Guatemala-Compagnie in Brüssel würden sich viele Täuschungen erspart haben, wenn sie mit der Colonialgeschichte einigermaßen bekannt gewesen wären. In Berlin betreibt man eben jetzt ähnliche Unternehmungen, welche ohne Zweifel, falls sie wirklich zur Ausführung gelangen, denselben unglücklichen Ausgang nehmen.

Auch jene Niederlassungen, welche in Amerika nach feudalistischen Grundsätzen begründet und eingerichtet wurden, konnten nicht gedeihen; nur in Canada hat sich das Lehenwesen bei den französischen Ansiedlern zu fristen vermocht, weil diese aus einem willkürlich regierten Lande kamen, in welchem jeder Freiheitstrieb gleichsam erloschen war. Aber bei Colonisten, welche aus England und Schottland die Liebe zur bürgerlichen und religiösen Freiheit mit in die neue Welt hinüber brachten, und zu nicht geringem Theil ihr Vaterland gerade deshalb verließen, um sich freier und ohne Zwang bewegen zu können, bei solchen Männern mußte Alles was an das Lehenwesen erinnerte auf entschiedene Abneigung treffen. In der That eignete sich dasselbe auch so ganz und gar nicht für das Land auf der andern Seite des Weltmeeres, daß es rasch sein eigenthümliches europäisches Gepräge verlor und der Demokratie die Wege bahnte.

Nach Auflösung der großen Londoner Compagnie war die englische Krone wieder zum vollen Besitz des Landes gelangt, welches der Verein hatte colonisiren wollen. Im Jahre 1632 bewilligte König Karl der Erste dem Sir George Calvert, nachherigem Lord Baltimore, das Land zwischen dem Potomac und dem vierzigsten Breitengrade. Nach der Königin Henriette Marie nannte man es Maryland. Calvert beabsichtigte, sich am Potomac ein Fürstenthum zu gründen, als dessen Oberlehnsherrn er den König von England anerkannte; zum Zeichen seiner Lehenspflicht sollte er jährlich zwei indianische Pfeile an das Hoflager in London senden. Im Uebrigen war er Souverän des Landes. Aber

neben seinen politischen Zwecken verfolgte er auch ein kirchliches Ziel. In dem zu jener Zeit durch den dreißigjährigen Krieg zerrütteten Europa fand die religiöse Freiheit kaum irgendwo ein friedliches Asyl. Lord Baltimore, aus niederländischem Geschlechte stammend, aber in England erzogen und gebildet, hatte die englische Hochkirche verlassen und auf alle seine hohen Würden und Aemter verzichtet, als er zur katholischen Kirche übertrat. Um eine Zufluchtstätte für seine in England bedrängten Glaubensgenossen zu finden, hatte er erst das kalte und rauhe Neufundland, darauf das mildere Virginien besucht. Hier verweigerte man einem Manne die Aufnahme, welcher als Katholik den vorschriftsmäßigen Eid nicht leisten konnte. In dem von ihm für seine Colonie Maryland erwirkten und von ihm selbst entworfenen Freibriefe verbürgten zwei Bestimmungen den Ansiedlern für alle Zeiten sowohl die religiöse wie die politische Freiheit. Denn kein Christ sollte wegen seiner Glaubensmeinungen irgendwie beeinträchtigt oder zurückgesetzt werden, der Unterschied des kirchlichen Bekenntnisses auf den Genuß und die Ausübung politischer Rechte ohne allen Einfluß sein. Lord Baltimore verwarf den unheilvollen und tyrannischen Gedanken einer Staatskirche, welcher so grauenvolles Unheil und eine unberechenbare Menge von Jammer über die Menschheit gebracht hat, ganz und gar; er brachte zuerst einen Grundsatz zu praktischer Geltung, ohne welchen innerer Frieden und gesicherte Freiheit im Staate gar nicht gedacht werden können. Die Bewohner von Maryland erhielten von Anfang an eine Volksvertretung und eine Verfassung, in welcher die Schranken für die vollziehende Gewalt und die Rechte der Bürger genau bezeichnet waren. Ohne die Bewilligung der gesetzgebenden Versammlung durfte keine Steuer aufgelegt, ohne ihre Zustimmung kein Gesetz erlassen werden. Lord Baltimore oder ein von ihm Bevollmächtigter sollte das Amt des Statthalters ausüben, und ein von dem letztern aus der Zahl der Colonisten ernannter Rath eine Art von Oberhaus bilden. So enthielt die Verfassung die Grundlagen, ohne welche kein wahrhaft freier Staat möglich ist. Maryland schritt gleich bei seiner Begründung weit vorwärts; es ging von einem Ziele aus, welches in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts viele europäische Staaten noch nicht einmal annäherungsweise erreicht haben. Mit Recht preist Bancroft den edlen Lord Baltimore als den Ersten in der Geschichte der christlichen Welt, welcher religiöse Sicherheit und Frieden in der Ausübung der Gerechtigkeit, nicht aber im Gebrauche der Macht suchte. „Er zuerst erdachte die Verschmelzung volksthümlicher Einrichtungen mit dem Genusse der Gewissensfreiheit und dem Fortschritte der Gesittung, indem er die Rechtsgleichheit aller christlichen Glaubensparteien anerkannte. Die Freistätte der Papisten war der Ort, an welchem, in einem abgelegenen Winkel der Erde, an den Ufern damals kaum erforschter Ströme, die milde Duldsamkeit eines Erbeigenthümers Glaubensfreiheit zur Grundlage des Staates machte."

Lord Baltimore selbst hat Maryland nicht gesehen; er starb schon bevor noch ein Auswanderer das neue Land betrat. Aber sein Sohn blieb dem Geiste des Vaters treu, und Maryland gedieh. Der Feudalismus, obwohl in jedem Betracht wohlwollend ausgeübt, schwächte sich in Maryland nach und nach ab, der innere Frieden wurde nur durch die barsche und unduldsame Strenge eingewanderter Puritaner und die Anmaßungen der dem Lande aufgedrungenen bischöflichen Kirche gestört. Der in Europa zu allen Zeiten unduldsame Katholicismus war hier einmal nicht Hammer, sondern Ambos, und erlitt später gleiche Verfolgung mit den friedlichen Quäkern.

Ein zweiter Versuch eine Colonie auf feudalistischer Grundlage zu errichten, wurde in den heutigen Staaten Neu-Jersey und Neu-York gemacht, dem Neu-Niederland der Holländer, welches der König von England seinem Bruder, dem Herzoge von York, nachmaligem Jakob dem Zweiten, zu Lehen gab. Der neue Gebieter behielt Neu-York sich selber vor; mit dem Lande zwischen Hudson und Delaware belehnte er zwei Edelleute, Lord Berkeley und Sir George Carteret. Der letztere, früher Statthalter der Insel Jersey im Canal, hatte diese während des englischen Bürgerkrieges für König Karl behauptet, und nannte deshalb seine Colonie Neu-Jersey. Somit war Neu-Niederland getheilt. Es bekam eine freisinnige Verfassung; allen christlichen Sekten wurde Gewissensfreiheit gewährleistet, das Volk war durch eine von ihm gewählte gesetzgebende Versammlung vertreten. Ansiedler strömten in Menge herbei: Puritaner aus Neu-England, Quäker aus Alt-England, Calvinisten aus Holland, Republikaner aus Schottland. Eine eigenthümliche Verordnung Carterets bestimmte Jedem, der einen gesunden, kräftig gebauten Sklaven einführe, eine Prämie von fünf und siebenzig Acker Landes. Aber die Colonisten von Neu-Jersey waren selbst an Arbeit gewöhnt und nur wenige mochten jene Prämie verdienen. Die Ansiedlungen wuchsen empor und der Frieden blieb ungetrübt, bis die Lehnsherren die von ihnen in die Verfassung aufgenommenen Artikel feudalistischen Inhalts zur Geltung zu bringen trachteten. Noch bevor Neu-Niederland dem Herzoge von York als Eigenthum zugesprochen worden, waren von Nichols, dem Befehlshaber der englischen Expedition, welcher von dem Lande Besitz nahm und in demselben das Amt eines Statthalters verwaltete, Colonisten aus Neu-England und von Long Island zur Einwanderung aufgemuntert worden. Er hatte ihnen ausdrücklich erlaubt, Land von den Indianern zu kaufen, und ihre Rechtsansprüche durch ein Patent bestätigt. Diese Ansiedler weigerten sich, wie billig, den Lehnsherren Abgaben zu zahlen. Nach vielen Streitigkeiten verkauften die letzteren ihre Ansprüche an mehrere Quäker. Allein bevor noch die eigentliche Uebertragung stattfand, eroberten die Holländer das Land abermals und blieben im Besitze desselben bis 1674. Dem Herzoge von York wurde sodann ein neuer Lehnsbrief ertheilt. Sein Statthalter Andros behauptete, in Folge der holländischen Eroberung seien alle früheren Rechte der Eigen-

thümer an den von ihnen erkauften oder bebaueten Grund und Boden erloschen; er legte willkürlich Abgaben auf, und führte alle Beamten, welche seine Maßregeln nicht als rechtlich begründet anerkannten, gewaltsam nach Neu-York ab, wo er sie ins Gefängniß werfen ließ. Die Ansiedler wandten ein, der Herzog von York habe in rechtsgültiger Weise das Land an Berkeley und Carteret überlassen, von welchen es an die dermaligen Eigenthümer übergegangen sei. Ihre öffentliche Erklärung ist bezeichnend für den Geist, welcher schon damals die amerikanischen Colonien beseelte. Sie heben hervor, daß sie ihr Land gekauft, und sicherlich ihre alte Heimath nicht verlassen hätten, um sich wohlerworbenes Gut rauben zu lassen: „Der Grund liegt klar vor: für jeden besonnenen Mann hat die Regierung eines Ortes mehr Anziehungskraft als der Boden; denn zu was nützt gutes Land ohne gute Gesetze? Was anderes hätte uns bewegen können ein angebauetes Land zu verlassen und in eine düstere Einöde zu kommen, als die Gewißheit, hier der bürgerlichen und religiösen Freiheit zu genießen? Was gewönnen wir, wenn wir, die in dieser Wildniß viele tausende von Pfunden verausgabten, doch noch nach dem bloßen Willen und Belieben eines Einzelnen besteuert werden sollen? Heißt das nicht so viel als: das Volk, welches in der Heimath durch das Gesetz unter seinem Fürsten frei ist, soll in den Pflanzungen rechtlos sein? Wir erklären ehrerbietig, daß wir keine unserer Freiheiten verloren, indem wir unser Vaterland verließen. Die uns auferlegte Abgabe hat ihres Gleichen nicht und ist ohne Vorgang. Hätten wir dergleichen voraussehen können, so würden wir irgend einer andern Pflanzung in Amerika den Vorzug gegeben haben. Außerdem giebt es für jene Gewaltanmaßung gar keine Schranke und Gränze. Welche Sicherheit für irgend eines unserer Besitzthümer bleibt uns noch, da man uns ohne irgend ein gesetzliches Recht besteuert, und uns von unserm englischen Rechte, Steuern zu bewilligen, ausschließt? Wir können nichts mehr unser eigen nennen; wir sind gleichsam nur Pächter, die man nach Belieben von Haus und Hof vertreiben kann. Solch ein Verfahren hat wohl Regierungen zerstört, niemals aber einen Staat groß und glücklich gemacht.“ Die eingeforderten Steuern wurden darauf von Commissarien für ungesetzlich erklärt und nicht ferner eingefordert. West-Jersey erhielt 1687 ein Grundgesetz, welches die Rechte des Volkes bestimmte; Ost-Jersey ging 1682 von Carteret auf Wilhelm Penn nebst drei und zwanzig Genossen desselben, meist Quäkern, über, bei welchen viele in Schottland von den Stuarts hart verfolgte Presbyterianer eine Zuflucht fanden. Aber Neu-Jersey hatte nun eine große Anzahl von Lehnseigenthümern; die Ländereien wechselten häufig die Besitzer, da man die verschiedenen Antheile oft in eine größere Anzahl kleinerer verzettelte, und Verwirrungen und Processe wollten nicht enden, bis 1702 die Eigenthümer der Streitigkeiten überdrüssig wurden und ihr Regierungsrecht auf die Krone übertrugen. Zu jener Zeit hatte Neu-Jersey etwa 40,000 Einwohner.

Den Holländern in Neu-York waren von Seiten Englands politische Privilegien verheißen worden, an deren Bewilligung jedoch der Lehnsherr nicht dachte. Als die Colonisten eine gesetzgebende Versammlung forderten, entgegnete der Herzog von York: er könne nicht absehen, wozu eine solche ihnen nützen solle. Erst nach der englischen Revolution von 1688 erhielt Neu-York seine Volksvertretung.

Der östliche Theil von Pennsylvanien hatte zu Neu-Niederland gehört und war Eigenthum des Herzogs von York geworden. Von diesem erwarb Wilhelm Penn 1682 Grund und Boden sammt der Souveränetät über denselben, und König Karl der Zweite ertheilte dem neuen Besitzer 1680 einen Freibrief. Penns Vater war Admiral, hatte 1664 Jamaica erobert, und sich auch sonst als Seemann ausgezeichnet. Der Sohn wandte sich als sechszehnjähriger Jüngling den Lehren der Quäker zu; die körperlichen Züchtigungen, mit welchen sein Vater ihn deshalb belegte, waren nicht geeignet, ihn eines Andern zu belehren. Zwar wurde er eine Zeitlang Weltmann und folgte dem Beispiele lustiger französischer Cavaliere, in deren Gesellschaft sein Vater ihn gebracht. Aber 1666, da Penn zwei und zwanzig Jahre alt war, trat er abermals in die Gemeinschaft der Quäker, erschien mit bedecktem Haupte am Hofe der Stuarts, wurde in den Tower gesperrt, wieder freigelassen, bald aber mehrfach eingekerkert. Vom Newgategefängnisse in London aus erließ er Schriften an das Volk zu Gunsten der Gewissensfreiheit, und durchreisete späterhin Holland und Deutschland, um für seine Ueberzeugung zu wirken. Als die Quäker den Plan faßten, in Neu-Jersey ein Asyl für ihre hartbedrängten Genossen zu gründen, ließ Penn es an Eifer nicht fehlen. Er wollte auch seinerseits den „heiligen Versuch" machen, alle christlichen Sekten in eine politische Gemeinschaft zu verschmelzen. Der Staat schuldete seinem Vater eine beträchtliche Summe; die Ansprüche waren auf den Sohn übergegangen, und dieser leistete Verzicht, als ihn der König durch einen Verleihungsbrief zum Erbherrn des Landes im Westen des Delaware und im Norden von Maryland ernannte. Der „Eigenthümer Penn" sollte zum Zeichen seiner Lehnspflicht dem Könige von England jährlich zwei Bärenhäute einliefern und demselben ferner einen Fünften von allem Gold und Silber erlegen, das etwa in Pennsylvanien gefunden würde. Denn diesen Namen beliebte König Karl der Zweite statt der von Penn gewünschten Benennungen Neu-Wales oder Sylvania. Die Verleihungsurkunde gestattete dem Eigenthümer, die Provinz in Gemeindebezirke, Hundrede und Grafschaften zu theilen, Flecken und Sädte zu incorporiren, unter Zustimmung der freien Männer Gesetze zu geben, Steuern zu öffentlichen Zwecken zu erheben, Mannschaften ins Feld zu stellen, Feinde zu bekämpfen, sie den Bestimmungen der Kriegsrechte gemäß mit dem Tode zu bestrafen, — Alles unter der Bedingung, daß die Gesetze jenen Englands nicht zuwider laufen, die dem König schuldigen Zollabgaben auf Handelswaaren richtig

eingeliefert, und die Treue gegen Krone und Parlament nicht außer Acht gelassen würde. Diese letztere Bestimmung war neu und eigenthümlich; der König behielt sich vor, selbst die Regierung von Pennsylvanien zu übernehmen, bis er sich zum vollen Betrage entschädigt habe, falls die Handelsverfügungen Englands nicht genau beobachtet würden; auch sollte das Parlament dem Volke Steuern auferlegen dürfen. Auf diese Bedingungen ging Penn willig ein, warb Ansiedler für die neue Colonie, und bot ihnen Land an. Für jedes hundert Acker sollte der Käufer vierzig Schilling zahlen, außerdem von jedem Acker für ewige Zeiten einen Erbenzins von einem Penny erlegen. Im Herbste des Jahres 1681 segelten drei Schiffe aus England nach Pennsylvanien ab, wo Penns Verwandter und Stellvertreter, Markham, als „Mann des Friedens," mit den Indianern einen Landkauf abschloß. Den Eingeborenen wurde kund und zu wissen gethan, daß kein Ansiedler sich je an ihnen vergreifen werde. Penn wollte alle Streitigkeiten zwischen rothen und weißen Menschen durch zwölf Schiedsrichter — sechs Indianer und sechs Colonisten — geschlichtet wissen, deren Entscheidung unbedingt gültig sei. Schon damals gründeten deutsche Einwanderer Germantown.

Im April 1682 veröffentlichte Wilhelm Penn seinen berühmten Verfassungsentwurf (The frame of the Government for Pennsylvania). Er wollte gleiche Berechtigung für alle Christen, obwohl er anfangs aus Gründen, welche vielleicht in augenblicklichen Zeitumständen lagen, die Katholiken ausschloß; ihm galt die Freiheit für einen wesentlichen Bestandtheil der menschlichen Natur; religiöse Unduldsamkeit, durch welche er selbst so schwer beeinträchtigt worden, war ihm ein Abscheu; er „glaubte an die Menschheit," und bauete die „Stadt der Bruderliebe" *). In seinem Gesetzbuche war verordnet, daß jedes Gefängniß zugleich ein Arbeitshaus sei, in welchem sich der Missethäter seinen Lebensunterhalt verdienen müsse. Jeder Dieb sollte den Werth des von ihm entwandten Gegenstandes doppelt ersetzen, und wenn er kein Vermögen hatte, im Gefängnisse so lange zur Arbeit angehalten werden, bis der Betrag beisammen war. Er verbot Bühnenvorstellungen, Glücksspiele und Belustigungen, bei welchen Blut floß und Thiere gemartert wurden, überhaupt sollte nichts geduldet werden, was der Grausamkeit, Ausschweifung, Trägheit und Irreligiosität Vorschub zu leisten geeignet sei. Jedes Kind mußte vom zwölften Jahre an zur Erlernung einer nützlichen Be-

*) In dem Entwurfe sagt er unter Anderm: „We have, with reverence to God and good conscience to men, to the best of our skill contrived and composed the frame of this Government, to the great end of all rule: to support power in reverence with the people, and to secure the people from the abuse of power, that they may be free by their just obedience, and the magistrates honourable for their just administration; for liberty without obedience is confusion, and obedience without liberty is slavery." — — „Any government is free to the people under it where the laws rule, and where the people are a party to these laws; and more than this is tyranny, oligarchy or confusion."

schäftigung angehalten werden, damit Niemand müßig gehe und der Arme sich durch Arbeit seinen Lebensunterhalt verdiene, der Reiche aber nicht in Dürftigkeit falle, wenn etwa sein Vermögen ihm verloren gehe.

Penns erster Regierungsentwurf setzte ein Oberhaus — einen Rath, council — von 72 Mitgliedern ein, von welchen jährlich ein Drittel neu gewählt werden sollte; die gesetzgebende Versammlung sollte anfangs aus allen freien Männern, später aus 200, niemals aber aus mehr als 500 Mitgliedern bestehen. Der „Eigenthümer," für alle Zeiten Präsident des Oberhauses, konnte in demselben drei Stimmen abgeben. Die Repräsentanten hatte man jährlich zu wählen; die geheime Abstimmung, welche in Neu-England und Neu-Jersey eingeführt war, und welcher auch Penn sich gewogen zeigte, wurde als „nicht englisch" verworfen. Diesem ersten Entwurfe folgte bald ein zweiter, 1683, welcher die Zahl der Mitglieder des Oberhauses auf 18 und jene des Unterhauses auf 36 beschränkte; der Eigenthümer erhielt ein controlirendes Votum im Rath; ohne seine Einwilligung konnte kein Gesetzvorschlag eingebracht werden. Auch diese Verfassung befriedigte nicht, weil die gegenseitigen Rechte und Pflichten nicht genau und scharf genug bestimmt waren. Die Ansiedler verlangten daher 1699 einen neuen Freibrief, welchen Penn 1701 dem Unterhause vorlegte. Die Annahme erfolgte. Jetzt beruhete die gesetzgebende Gewalt im Statthalter und der gesetzgebenden Versammlung, welche aus 24 Mitgliedern bestand; der erstere war berechtigt Gesetzentwürfe vorzulegen, und solche, welche von letzterer angenommen waren, zu verwerfen. Denn auch diese war fortan zur Initiative berechtigt, konnte eingebrachte Entwürfe abändern oder verbessern, sich nach Gutdünken vertagen und wieder zusammentreten; das Oberhaus bestand jetzt aus 12 Mitgliedern.

Der Gründer der Colonie war 1682 selbst nach Pennsylvanien gekommen, wo er Alles im gedeihlichen Aufblühen fand. Er bestätigte den Landkauf mit den Indianern unter einem Ulmbaume. Als er sich 1684 wieder nach England einschiffte, zählte die Provinz schon 6000 weiße Einwohner. Zum zweiten Male besuchte er sie im Jahre 1699, als diese Zahl sich schon mehr als verdoppelt hatte. Vor seiner Rückreise, 1704, kam der vierte und letzte Verfassungsentwurf zur Geltung. Durch ihn wurden manche Mängel des dritten verbessert; namentlich hatten fortan alle Christen ohne Ausnahme Wahlfähigkeit zu allen Aemtern. Penn hielt sich im Ganzen nur sechs oder sieben Jahre in Amerika auf, und wurde allmälig den Ansiedlern, von denen viele ihn niemals mit Augen erblickt hatten, fremd. Sie sahen in ihm lediglich den Mann, der Erbenzins von ihnen empfing; sie hielten ihn für reich, während er in der That fast dürftig geworden war. Die Gründung der Colonie hatte ihm weit mehr Kosten verursacht als Gewinn abgeworfen. Sein Leben am Hofe, an welchem er als Fürsprecher der bedrängten Quäker auftrat, hatte beträchtliche Summen erfordert; 1708 wurde er sogar ins Schuldgefängniß abgeführt; seine Freiheit bekam er erst wieder, als er Penn-

sylvanien verpfändete, das er nach 1712 an die Krone gegen ein Kaufgeld von nur 12,000 Pfund Sterling förmlich abzutreten gedachte, als ein Schlagfluß ihn des vollen Gebrauches seiner Sinne beraubte. In diesem Zustande blieb er bis zu seinem Tode, der 1718 erfolgte. Seine Wittwe übergab die Leitung der Angelegenheiten Pennsylvaniens ihren drei Söhnen Johann, Thomas und Richard Penn. Zur Zeit der amerikanischen Revolution löseten die Erbenzinspflichtigen ihre Leistungen für die Summe von 570,000 Dollars ab.

Die Verfassung Pennsylvaniens war, die feudale Spitze abgerechnet, durchaus demokratisch. Von Druck irgend einer Art war keine Spur vorhanden, und dennoch stellte sich die Unverträglichkeit zweier durchaus verschiedener Elemente bald heraus, und das Zerwürfniß zwischen dem Statthalter und der gesetzgebenden Versammlung dauerte bis zum Unabhängigkeitskriege. Beide hatten entgegengesetzte Interessen, ihre Gewalt entsprang aus ganz verschiedenen Quellen und der Streit endete, wie überall in Nord-Amerika, mit dem Siege des demokratischen Elementes.

Ein Gleiches war der Fall auch mit dem letzten, gleichfalls von England aus unternommenen Versuche, eine Colonie auf feudaler Unterlage zu errichten. König Karl der Erste hatte 1630 dem Sir Robert Heath alles Land zwischen 30 und 36° n. Br. und vom Atlantischen Ocean bis zur Südsee verliehen. Dieses Privilegium blieb unbenutzt. Aber in den Jahren von 1640 bis 1650 entflohen viele Männer dem Drucke der anglikanischen Kirche, welcher in Virginien auf ihnen lastete, und siedelten sich ohne Ermächtigung von irgend einer Seite in dem Lande nördlich des Albemarle-Sundes an, wo sie milde Winter und fruchtbaren Boden fanden. Ihre in den Waldungen weidenden Heerden vermehrten sich schnell, auch die Zahl der Einwanderer stieg, und diese Colonie in Nord-Carolina „erkannte keinen Herrn über sich außer Gott allein.“ Im Jahre 1661 kamen Abenteurer aus Massachusetts an die Mündung des Clarendon, in ein unfruchtbares Land, das sie zwei Jahre später wieder verließen. An ihre Stelle traten Einwanderer aus Barbadoes, welche Sir John Yeomans zum Statthalter ernannten. Aber 1665 verlieh König Karl der Zweite jenen Landstrich zwischen 29 und 36° n. Br. an acht englische Edelleute. Unter diesen befanden sich der als Geschichtschreiber berühmt gewordene Minister Lord Clarendon, der Herzog von Albemarle, welcher als General Monk die Stuarts nach London zurückgeführt hatte, der Graf von Shaftesbury, Lord Craven und Sir George Carteret. Diese neuen Eigenthümer ließen ihre amerikanische Besitzung zuerst näher erforschen, und durch einen zweiten königlichen Freibrief sich auch jenes Gebiet zusprechen, auf welchem die virginischen Flüchtlinge sich angesiedelt hatten. Allen Auswanderungslustigen wurde in Carolina uneingeschränkte Religionsfreiheit und eine gesetzgebende Versammlung zugesichert; die Colonisten am Albemarle-Sund sollten unter gewissen Einschränkungen ihr Land

behalten. Graf Shaftesbury gedachte seinen Namen durch Gründung eines Musterstaates, der seines Gleichen auf Erden noch nicht gehabt, unsterblich zu machen. Er wandte sich an den berühmtesten Philosophen Englands, an Johann Locke, dessen politische Schriften damals in ganz Europa Aufmerksamkeit erregten. Locke, zugleich Hofmann, unterzog sich dem Auftrage und entwarf eine der wunderlichsten Verfassungen, welche die Geschichte der Staatswissenschaft kennt, ein völlig abstractes Machwerk, das praktisch gebildete Engländer verwirklichen zu können glaubten! Es sollte in Carolina ein großes Feudalreich begründet werden. Locke's Verfassung theilte das gesammte Gebiet in Grafschaften, von welchen jede einzelne 480,000 Acker umfaßte, und in acht Herrschaften, acht Baronien und vier Bezirke von je sechs Pflanzungen. Der Erbadel des Reiches sollte aus den acht Erbeigenthümern bestehen, welchen der König das Land verliehen hatte, sodann aus Burggrafen und Kaziken, welche zwei erbliche Adelsstände bildeten, aus Lords und anderen Edelleuten, und zwar in der Weise, daß auf jede Grafschaft ein Burggraf und zwei Kaziken kamen. Von dem Grund und Boden wurde den Eigenthümern ein Fünftel vorbehalten, der Adel erhielt gleichfalls ein Fünftel, die übrigen drei Fünftel waren für „das Volk" bestimmt. Die Aemter und die Gewalt der Besitzer sollten erblich sein. Sie bildeten sammt 42 Räthen einen großen Rath, in welchem der älteste Eigenthümer unter dem Titel Pfalzgraf den Vorsitz zu führen hatte. Dieser Rath übte die höchste Gewalt aus. Die Landgrafen, die Kaziken, ein Stellvertreter jedes einzelnen der acht Eigenthümer und Abgeordnete, welche alle zwei Jahre vom Volk gewählt werden mußten, sollten ein Parlament, einen gesetzgebenden Körper bilden. Aber dieses Parlament hatte keine Initiative und durfte nur über Gesetzvorschläge berathen, welche der große Rath ihm unterbreitete. Außerdem besaßen die Eigenthümer ein unbedingtes Einspruchs- und Verwerfungsrecht. Jedes Parlament sollte nur zwei Jahre sitzen; alle Parlamentsgesetze werden hundert Jahre nachdem sie erlassen worden, ohne Weiteres null und nichtig. Die Grundgesetze dürfen nicht commentirt und ausgelegt werden. Jeder freie Bürger von Carolina hat absolute Macht und Gewalt über seine Negersklaven. Jeder Einwohner zahlt den Erbeigenthümern jährlich einen Erbenzins von einem Penny für den Acker. Die englische bischöfliche Kirche ist die einzig wahre und rechtgläubige Nationalkirche von Carolina. Alle Ehen werden auch bürgerlich vor dem Registrator geschlossen. Das Geschwornengericht urtheilt nach Stimmenmehrheit. Niemand soll freier Bürger von Carolina sein oder im Lande Grundbesitz und Wohnung haben, der nicht anerkennt, daß es einen Gott giebt, welcher öffentlich und feierlich verehrt werden müsse. In dem Glaubensbekenntnisse jeder Kirche oder Sekte sollen folgende drei Punkte enthalten sein, ohne welche keine Vereinbarung oder Zusammenkunft von Menschen, unter dem Vorgeben der Religion, in Carolina als Kirche oder Glaubensbekenntniß gelten soll: 1) daß

es einen Gott giebt, 2) daß Gott öffentlich verehrt werden müsse, 3) „daß es gesetzlich und eines Jeden Pflicht sei, wenn er vor die Regierenden gerufen wird, in Gegenwart derselben die Wahrheit zu bezeugen, und daß jede Kirche oder Sekte in ihrem Glaubensbekenntnisse den ewigen Weg festsetzen soll, auf dem sie, wie in Gottes Gegenwart, ein wahrhaftes Zeugniß ablegt, geschehe dies nun durch Auflegung der Hände oder durch das Küssen der Bibel wie in der anglikanischen Kirche, oder durch Erhebung der Hand oder auf irgend eine andere sichtbare Weise." Man sieht, daß diese aus Altem und Neuem mosaikartig zusammengewürfelte Verfassung darauf hinauslief, den Eigenthümern große Gewalt, dem Adel Glanz, Reichthum und Einfluß, der englischen Hochkirche die Herrschaft zu sichern. Sie war an und für sich eine Ungereimtheit; doppelt sinnlos aber muß die Absicht erscheinen, dem schon damals in Europa nur noch in Trümmern vorhandenen Lehenwesen in Amerika eine neue Heimath zu bereiten. Im Jahre 1670 wurde diese Verfassung von den Erbeigenthümern unterzeichnet, genehmigt und nach Carolina hinübergeschifft. Die bereits dort angesiedelten Colonisten erklärten, dergleichen passe für sie nicht; sie wollten Freiheit, nicht aber einen bevorrechteten Adel, keine Landgrafen und keine Kaziken, weß Namens und Landes dieselben auch sein möchten; sie seien nicht deshalb in die Wildniß gezogen. Um dieselbe Zeit hatte Wilhelm Sayle, im Auftrage der Erbeigenthümer zu Port Royal, innerhalb des heutigen Süd-Carolina, eine Niederlassung gegründet, welche er 1671 auf eine Landzunge zwischen den Flüssen Ashley und Cooper verlegte. Dort bauete er die Stadt Charleston. Der schon früher genannte Yeomans wurde sein Nachfolger in der Statthalterwürde, und errichtete, da Charleston von der Colonie am Albemarle-Sunde weit entfernt lag, eine besondere Regierung. Seitdem kamen die Benennungen Nord- und Süd-Carolina auf. Die Eigenthümer verwandten auf ihr „Reich" beträchtliche Geldsummen. Sie verkauften denen, welche vorausbezahlten tausend Acker für zwanzig Pfund Sterling und einen Grundzins von jährlich einem Schilling für je hundert Acker. Sie lieferten den Ansiedlern Vieh und Lebensmittel auf Credit; Rückzahlung sollte in Landesproducten erfolgen. Als aber die Zeit des Wiedererersatzes herannahete, zeigte sich Widerwille; die Beamten, welche Abgaben und Steuern einsammelten, wurden als tyrannische Bedrücker geschildert, und die Stimmung wurde gereizter, da einige Statthalter in der That gegen die Colonisten mit äußerster Härte verfuhren und alles Recht mit Füßen traten. Am Ende überzeugten sich auch die Erbeigenthümer, daß mit Locke's philosophischer Verfassung nicht zu regieren, daß sie eine völlige Fehlgeburt sei. Nachdem mehrfache Abänderungen mit ihr vorgenommen worden waren, schaffte man sie endlich, im Jahre 1693, völlig ab; sie verschwand spurlos. Jede der beiden Colonien erhielt einen besondern Statthalter, nebst Oberhaus und Unterhaus. Im Jahre 1707 kamen französische Protestanten, 1710 Pfälzer aus Deutschland.

Beide hatten in der ersten Zeit ihrer Niederlassung schwere Tage zu bestehen, da gerade ein blutiger Krieg mit den Tuscaroras und Kori=Indianern ausbrach, welcher 1713 mit der Auswanderung des erstgenannten Volkes endigte. Bis 1729 blieben beide Carolina im Besitze der Erbeigner. In Folge unaufhörlicher Beschwerden der Ansiedler ließ die Krone eine gründliche Untersuchung über die Lage der Dinge anstellen. Diese führte zu einer Uebereinkunft zwischen der Regierung und sieben von den Erbeigenthümern, welche der Krone gegen eine Summe von etwa 150,000 Thalern preußisch ihre sämmtlichen Rechte und rückständigen Forderungen abtraten. Der achte, Lord Carteret, behielt sich seine Ansprüche auf Grund und Boden vor.

So hatten denn sowohl die Handelsgesellschaften wie die Adelsvereine bei der Gründung von Colonien in Amerika lediglich der Krone in die Hand gearbeitet, welche einerntete wo Andere ausgesäet. Wir bemerkten schon weiter oben, wie König Jakob der Erste 1624 die Körperschaft auflöste, welche Virginien anbauen ließ, das seitdem eine königliche Provinz blieb. Karl der Erste erstrebte Aehnliches mit Neu=England, und Jakob der Zweite, welcher in sämmtlichen Colonien einen „Zubehör der Krone“ sah, trachtete dahin, sie lediglich von seinem guten Willen und Belieben abhängig zu machen. Er erklärte früher ertheilte Freibriefe für ungültig und verschmolz das Land nördlich vom Delaware, also Jersey, Neu=York, Rhode Island, Connecticut, Neu=Hampshire und Massachusetts zu einer einzigen Provinz, Neu=England. Auch in Bezug auf die Pflanzungen im Süden hegte er einen ähnlichen Plan, welchen nur die Revolution von 1688 vereitelte. Die große nördliche Provinz wurde seitdem wieder in ihre früheren Bestandtheile zerlegt. Wilhelm der Dritte machte den Versuch, Pennsylvanien in eine königliche Provinz umzuwandeln, und in Maryland erreichte er diesen Zweck, während für Massachusetts ein Freibrief ausgefertigt wurde, welcher den Ansiedlern Antheil an der Regierung verlieh; nur durften sie nicht, was sie bisher gethan, ihren Statthalter wählen; diesen ernannte nun der König. Neu=Jersey ging 1702 an die Krone über, und als späterhin in der oben geschilderten Weise auch beide Carolina und Georgien zu königlichen Provinzen wurden, standen sieben Colonien von den dreizehn unmittelbar unter der Krone. Diese hielt mehr oder minder streng an dem Satze fest, der Boden Amerikas und die Souveränetät über das ganze Land seien unwandelbar ihr Eigen, und sie könne oder dürfe sich derselben in keiner Weise entäußern. Unter allen Umständen betrachtete sich der König zum mindesten als Oberlehnsherrn, und auf diese Principien gestützt wies Jakob der Zweite die „Anmaßungen des Parlaments“ zurück, als dasselbe die Beurtheilung der Verhältnisse Virginiens in das Bereich seiner Competenz zu ziehen trachtete. Die Krone hielt ferner an dem Grundsatze fest, daß kein Engländer, gleichviel wohin er gehe, aufhören könne, englischer Unterthan zu sein; er blieb an seinen Huldigungseid für immer gebunden. Diese leitenden Ideen

bestimmten hauptsächlich die Handlungsweise der englischen Könige gegenüber den Colonien, und führten am Ende zur Unabhängigkeitserklärung und Revolution. Denn neue Umstände und neue Verhältnisse erzeugen nothwendig auch neue Regierungssysteme, und was für Europa, das auf alten Grundlagen steht oder wankt, passend sein mag, ist darum noch nicht den Bedürfnissen eines neuen Landes wie Amerika angemessen. Ohnehin war die Mehrzahl der Einwanderer gerade deshalb in die Neue Welt gezogen, um dem in Europa auf ihnen lastenden Drucke sich zu entziehen. Die Bemühungen der Könige, jenen beiden Grundsätzen auch dort volle Geltung zu verschaffen, fanden von Anfang an einen mehr oder weniger systematischen Widerstand. Denn die Ansichten, Wünsche und Bestrebungen der Colonisten liefen den Ansichten der Krone schnurstracks zuwider; die Geschichte der Ansiedlungen in Nord-Amerika zeigt daher eine ununterbrochene Kette von Streitigkeiten zwischen dem demokratischen Elemente und den Ansprüchen der Krone. Diese wollte nach ihrem Gutdünken regieren, und jene wollten sich nach ihren eigenen Bedürfnissen selbst verwalten. Zwischen so völlig entgegengesetzten Interessen war keine ehrliche Ausgleichung und kein dauernder Frieden möglich. Die Krone unterlag.

Ganz anders als in den übrigen Provinzen verlief der Gang der Dinge in Neu-England. Dasselbe war von Männern besiedelt worden, welche sich von vornherein auf sich selbst stellten und lediglich von sich allein abhingen. Eine Anzahl englischer Independenten verließen 1608 ihre Heimath, um in Holland ungestört ihrer religiösen Ueberzeugung zu leben. Aber die Niederländer hielten den Sabbath nicht streng, man fürchtete bei längerm Verkehr mit ihnen eine Beeinträchtigung des reinen Glaubens und beschloß, ein neues Vaterland in Amerika zu suchen. Nachdem die Gemeinde eine Verleihungsurkunde ausgewirkt, segelten viele ihrer Angehörigen in zwei Schiffen von Southampton ab. Aber das eine Fahrzeug, der Speedwell, kehrte um; das andere, die weltberühmte Maiblume, warf am 11. December (alten Styls) 1620 in einem Hafen am Cap Cod Anker. Während der Ueberfahrt waren Zwistigkeiten ausgebrochen; um diesen für alle Zukunft zu steuern, unterzeichneten die 41 am Bord befindlichen Männer einen Vertrag, in welchem viele Amerikaner „das Samenkorn zu dem republikanischen Baume erblickten, unter welchem nun Millionen freier Männer stehen“*). Sie landeten da, wo sich durch sie

*) Hier ist der Text des berühmten Documentes: In the name of God, Amen. We, whose names are underwritten, *the loyal subjects of our dread sovereign* King James, having undertaken, for the glory of God and advancement of the Christian faith, and *honour of our king* and country, a voyage to plant the first colony in the northern parts of Virginia, do by these presents solemnly and mutually, in the presence of God, and one of another, covenant and combine ourselves together into a civil body politic, *for our better ordering and preservation*, and furtherance of the ends aforesaith; and by virtue hereof to enact, constitute and frame such just and equal laws, ordinances, acts,

Neu-Plymouth erhob, in unfruchtbarer Gegend, und hatten mit den schwersten Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Manche dieser „Pilgerväter" überlebten den strengen Winter nicht; als im folgenden Jahre neuer Zuzug kam, steigerte sich die Noth. Aber die Ansiedler verloren den Muth nicht. Mit Massasoit, dem Häuptling der Wampanoag, schlossen sie einen Freundschaftsbund; dem Sachem der Narragansets, Canonicus, welcher ihnen zum Zeichen der Feindschaft ein in Klapperschlangenhaut gewickeltes Bündel Pfeile schickte, sandten sie die Schlangenhaut mit Pulver und Blei gefüllt zurück. Für das von ihnen besetzte Land erhielten sie eine Bewilligung von der Plymouth-Compagnie, aber einen Freibrief bewilligte ihnen der König nicht. So waren sie auf die Verfassung angewiesen, welche sie sich am Bord der Maiblume gegeben, und wählten sich ihren Statthalter selbst. Nach Ablauf von zehn Jahren betrug die Gesammtzahl der Ansiedler von Neu-Plymouth kaum dreihundert Köpfe.

Inzwischen hatten viele Puritaner, aus gleichen Gründen und zu gleichen Zwecken wie jene Independenten, 1628 einen Verein gebildet, um in Neu-England eine Colonie zu gründen. Sie baueten im September desselben Jahres die ersten Häuser der Stadt Salem. Ein Freibrief des Königs gestattete ihnen die Wahl des Gouverneurs. Auch sie wurden von der Strenge des Klimas und Mangel an Lebensmitteln schwer heimgesucht; 1630 kamen mehr als fünfzehnhundert Einwanderer aus England nach; ihnen verdankt Boston sein Dasein. Aber noch vor Ablauf des Jahres waren etwa zweihundert dieser Puritaner eine Beute des Todes geworden. Der Zweck ihrer Ansiedlung ging vor allen Dingen auf Stiftung eines religiösen Gemeinwesens; zum Vorbilde nahmen sie die theokratische Verfassung der ältesten Juden. Schon 1631 verfügten sie, daß nur Bekenner einer Religion und wer Mitglied irgend einer Kirche sei, in ihrer Corporation zugelassen werden und stimmberechtigt sein solle. Diese Satzung stand allerdings im völligen Einklange mit dem was sie erstrebten und weshalb sie nach Amerika ausgewandert waren. Sie waren nicht verpflichtet auf dem von ihnen zu bestimmten Zwecken angekauften Gebiete Leute zu dulden, welche abweichende oder entgegengesetzte Zwecke verfolgten. Diese konnten und mochten sich in dem weiten Amerika andere Punkte auswählen. Die Puritaner sind wegen ihrer Ausschließlichkeit in dieser Hinsicht nicht zu tadeln.

Aber man hat sie auch über Gebühr gepriesen, und diese Pilger als begeisterte Apostel der Demokratie und der Gewissensfreiheit hingestellt. In dem sonst aller Romantik abholden, nüchternen Amerika umgiebt man sie herkömmlich mit einem schimmernden Strahlenkranze und dichtet ihnen Eigenschaften an, welche sie nicht gehabt haben, und Bestrebungen, welche ihnen durchaus fremd waren.

---

constitutions, and offices, from time to time, as shall be thought most convenient for the general good of the colony. Unto which we promise all due submission and obedience."

Man hat sie mit zu großem Lobe überschüttet oder mit ungerechten Anschuldigungen überhäuft. Gewiß ist, daß sie sich durch unbeugsamen Muth, Ausdauer, Seelenstärke, Selbstverleugnung, sittlichen Lebenswandel und eine ungewöhnliche Zähigkeit in wahrhaft wunderbarer Weise auszeichneten, aber sie waren zugleich finstere Fanatiker, grausame, tyrannische Frömmler. Man muß sie bewundern, aber man fühlt sich von ihnen abgestoßen und zurückgeschreckt. Nie ist es ihnen in den Sinn gekommen, eine Demokratie zu gründen; sie haben unmittelbar nichts dazu gethan, daß Amerika sich zu einer solchen gestaltete. Sie kamen lediglich mit Plänen zu einer Theokratie, und hatten ihre Heimath verlassen, weil die englische Hochkirche sie einengte; sie zogen über das Meer um ihre Kinder nicht mit geweihetem Wasser taufen, ihre Söhne oder Töchter nicht mit Ringen trauen, sich selber nicht mit dem Zeichen des Kreuzes begraben zu lassen. Jener oben angeführte Vertrag, welcher auf der Maiblume abgeschlossen wurde, war nichts weiter und sollte nichts weiter sein, als eine Urkunde, welche den Streitigkeiten ein Ende machte, und an deren Bestimmungen sich Alle zu binden hatten, bis ihnen die Municipalfreiheiten bewilligt wurden, um welche sie in England gebeten hatten. Sie kamen nach Amerika als „loyale Unterthanen" eines Monarchen, und dachten nicht an Volkssouveränetät, sondern an eine Zufluchtsstätte für sich. In der Urkunde steht kein Wort von bürgerlicher oder religiöser Freiheit; die „Pilgerväter" sind „loyal" trotz aller Tyrannei, welche sie in England erlitten haben. Sie selber verfuhren gegen Andersgläubige nicht minder engherzig und tyrannisch als die bischöfliche Kirche gegen sie selbst; es lag ihnen lediglich daran, die „wahre und reine Kirche" herzustellen, nicht aber der Glaubensfreiheit ein Asyl zu bereiten. Sie meinten, es gebe nur einen einzigen Pfad zum Himmel, den nämlich, welchen sie für den rechten hielten. Die Regierung lag in der Hand der Gemeindemitglieder, nicht in jener des gesammten Volkes, und einer ihrer angesehensten Geistlichen, Cotton Mather, erklärte ausdrücklich: „Gott hat die Demokratie nicht passend erachtet für Kirche oder Staat. Denn wenn das Volk regiert, wer soll dann regiert werden?" Das Volk als solches hatte in Massachusetts und Neu-Plymouth gar keine Rechte, es wurde vielmehr von den Mitgliedern der Theokratie streng im Zaume gehalten, und es war nicht etwa leicht, Mitglied der Kirche zu werden. Wer nicht im „Scruple shop" genau den Punkt seiner neuen Geburt bestimmen konnte, hatte keinen Anspruch auf Heiligkeit; auch mußte er vor der versammelten Gemeinde eine Rede halten, die mindestens eine Stunde lang dauerte. Die „Pilgerväter" waren fanatische Ultracalvinisten, harte, unliebenswürdige Schwärmer, voll frömmelnder Unduldsamkeit, und ihr System war in Bezug auf Staat, Religion und Gesellschaft geradezu tyrannisch. Wegen der unbedeutendsten Kleinigkeit, welche den Theokraten nicht behagte, erfolgte der Bann. Wer die Kirche für eine menschliche Erfindung erklärte, wurde mit einer Strafe von zehn

Pfund Sterling belegt, und ein Mann, welcher von einem Geistlichen sagte, er habe einen brownistischen Kopf, wurde auf Befehl des obersten Gerichtshofes ausgepeitscht. Von Demokratie und Gewissensfreiheit konnte bei Leuten, welche Andersgläubige vertrieben und Quäker hinrichteten, keine Rede sein, wohl aber von einem „Reiche der Heiligen." Wer die Obrigkeit tadelte, mußte sich die Ohren abschneiden lassen; denen welche schworen oder fluchten stieß man ein glühendes Eisen durch die Zunge. Ein Mann, John Kempe, hatte gegen das Gebot der Keuschheit gefehlt; die Frommen ließen ihn dafür 1639 in Boston und Salem öffentlich auspeitschen und verkauften ihn als Sklaven. Sie hielten das Volk so straff wie eine Trommel, spionirten allerwärts umher, steckten ihre primitive, patriarchalische Nase in Jedermanns Sachen, und bekümmerten sich auch um die unerheblichsten Gegenstände. Nie und nirgends hat es eine strengere und lästigere Polizei gegeben, als in Massachusetts. Eine verheirathete im Uebrigen durchaus achtbare Frau, wenn sie einmal schalt oder zankte, wurde ergriffen, geknebelt und vor ihrem Hause zur Schau ausgestellt. Jedem Fremden, der zu Boston in eins der wenigen geduldeten Gasthäuser trat, folgte ohne Weiteres ein Polizeibeamter auf Tritt und Schritt, um vorzuschreiben, wie viel jener trinken dürfe und nach Gutdünken dem Wirthe zu befehlen, ferner keinen Tropfen zu verabreichen. Der „General Court" regulirte Essen, Trinken und Sprechen der Leute; er gab an, wie man sich zu kleiden habe; insbesondere gestattete er das Tragen von Hüten aus Biberhaar nicht. Die Geistlichkeit verbot das Tabackrauchen bei schweren Strafen. Im Jahre 1639 wurde untersagt, Gesundheiten auszubringen, bei Strafe von zwölf Pence für jeden einzelnen Fall. Spitzen durften an keinem Kleide, die Aermel allerhöchstens eine halbe Elle breit sein. Bei alledem erschallten Klagen über den Hochmuth der Geldaristokratie und über Rangsucht. In demselben Boston, wo eine Frau, weil sie einige zänkische Worte hatte verlauten lassen, gleichsam an den Pranger gestellt wurde, verurtheilte man einen Dieb, Herrn Josias Plaistowe, zu der Strafe, sich künftig nur ganz einfach Josias zu nennen. Die Frauen hielten allwöchentlich Versammlungen, in welchen sie die Predigten vom letzten Sabbath besprachen. Ein Gesetz in Massachusetts bestimmte: „daß alle Fremden, welche sich zur christlichen Religion bekennen und vor der Tyrannei ihrer Verfolger in dieses Land fliehen, auf öffentliche Kosten unterhalten werden sollen, bis weiter für sie gesorgt ist." Und in demselben Staate wurden römisch-katholische Priester und Quäker, diese „verdammte Sekte" verfolgt. Am Sabbath durfte Niemand laufen oder gehen, sondern sich nur „bescheiden und andächtig zur Kirche begeben." Niemand sollte am Sonntag im Hause fegen, kochen oder sich den Bart abnehmen. An diesem „geheiligten Tage" durfte keine Mutter ihr Kind küssen, geschweige ihren Mann. Ehebruch wurde mit dem Tode bestraft; Raub insgemein zum ersten Male mit Brandmark, das zweite Mal mit Peitschenhieben, das dritte Mal mit dem Tode.

Der Schuldige, welcher ein Verbrechen am Sabbath beging, verlor allemal auch ein Ohr. Karten, Würfel und Tanz war durchaus geächtet; wer ein weibliches Wesen auf der Straße küßte, wenn auch nur zum Zeichen achtungsvoller Begrüßung, wurde ausgepeitscht. Eine Jury hatte zu entscheiden, ob sich Jemand über seinen Stand kleide. Frauen, die ihr Haar wie Männer trugen oder dasselbe lose auf das Gesicht herabfallen ließen, wurden bestraft. Die „Selectmen" gingen in alle Häuser und schrieben den Mädchen vor, wie viel sie spinnen sollten. Es war verboten Zins zu nehmen. Ein über sechszehn Jahr alter Sohn, welchen die Aeltern der Rebellion anklagten, wurde mit dem Tode bestraft, und wer sich ohne vorherige Erlaubniß der Aeltern um ein Mädchen bewarb, wurde eingesperrt und mit Geldstrafen belegt. Das Alles mag levitisch oder ultramosaisch sein, aber von Demokratie steckt auch nicht eine Spur darin.

Dieses ganze aberwitzige Wesen und Treiben der gallsüchtigen puritanischen Pilgerväter konnte auf die Dauer nicht vorhalten, und allmälig schwächte sich der Fanatismus ab, während das Gute und Tüchtige blieb. Die religiöse Unduldsamkeit lag in der Zeit. Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß die Puritaner zwei Brüder Browne lediglich deshalb verbannten, weil sie andere Ansichten über das Muster eines Kirchenregiments hegten als die Covenanters. Hatte doch selbst Baco in seiner Abhandlung über die Einheit der Kirche geäußert: keine Regierung könne ohne Gleichheit der religiösen Meinungen bestehen, und Duldung gegen Sektirer sei unpolitisch und gefahrbringend! Das Volk, welchem das Recht, Waffen zu tragen nie abhanden kam, blieb kräftig und zeigte im Kampfe mit den Pequod-Indianern seinen Muth und seine Kriegstüchtigkeit. An und für sich lag im Puritanismus ein Freiheitskeim. Diese Saat hat tiefe Wurzeln geschlagen und ist im Laufe der Zeit über das Unkraut des kirchlichen Fanatismus hinausgewachsen. Was im System der Pilgerväter nichts taugte, ist nach und nach abgestorben, das Gute aber nicht verschwunden. Wir wiederholen, was wir früher schon angedeutet: der ganze Zug der Dinge leitete auf die für und in Amerika allein mögliche Regierungsform, die Demokratie. Für Adel oder Aristokratie fehlte es an jeder Grundbedingung; beide wachsen und gedeihen nur in Krieg und Fehden. Aber an der Massachusettsbay, wie am Delaware und James waren die Indianer nicht zahlreich und bald besiegt; für verschiedene Kasten und Klassen war kein Raum*).

---

*) Geschichte der Colonisation von Neu-England, von den ersten Niederlassungen daselbst im Jahre 1607 bis zur Einführung der Provinzialverfassung von Massachusetts 1692. Nach den Quellen bearbeitet, von Talvj. Leipzig, 1847. Ein Beurtheiler dieses Werkes im North American Review, October 1849, läßt der Gründlichkeit der Frau Robinson (einst Fräulein Jakob aus Halle) alle Gerechtigkeit widerfahren, so weit es sich um Thatsachen handelt. Nur hebt er tadelnd hervor, daß Frau Talvj in Bezug auf das Urtheil über die Thatsachen sich oft von dem rhetorischen und sententiösen Bancroft habe verleiten lassen.

Im Jahre 1631 kam ein in England wegen seiner religiösen Ansichten und Ueberzeugungen verfolgter Geistlicher, Roger Williams, zu Boston an, und vertheidigte unter Anderm den Satz, daß die Staatsgewalt in keiner Weise berechtigt sei, um die Glaubensmeinungen der Bürger sich zu kümmern. Die Bewohner der vor kurzer Zeit gegründeten Stadt Salem wählten ihn zu ihrem Prediger. Aber sein Freimuth war den Puritanern in Boston anstößig, und Roger Williams wurde aus der Colonie verbannt. Er kaufte 1638 eine Strecke Landes von den Narraganset-Indianern, das er unter denen vertheilte, welche zu ihm kamen; für sich selbst behielt der uneigennützige Mann auch nicht einen Fußbreit Landes. In Massachusetts hatte man ihn verjagt, weil er behauptete: es sei Verfolgung, einen Mann seiner religiösen Ueberzeugung halber zu bestrafen. Aber dieser Ueberzeugung blieb er in seiner Verbannung treu. Die Verfassungsurkunde von Maryland hatte allen Christen Freiheit des Glaubens und des Gottesdienstes gewährt. Roger Williams ging weiter, er zuerst warf alle unvernünftige Beschränkung über Bord, erklärte: der Mensch sei seiner religiösen Ansichten wegen nur allein seinem Schöpfer verantwortlich, und auch Juden, Mohammedaner und Heiden seien mit den Christen bürgerlich gleich berechtigt. In jener Zeit der Verfolgungssucht und des düstern, gotteslästerlichen Fanatismus strahlt Roger Williams wie ein heller, mildleuchtender Stern. Bis zu seinem Tode, der erst 1683, im vierundachtzigsten Jahre seines Alters erfolgte, lehrte und wirkte er in diesem Sinne bei den Colonisten der von ihm gegründeten Niederlassung Providence (Rhode Island) und unter den Indianern, deren Sprache er erlernte.

In Massachusetts war inzwischen die Bevölkerung auf einundzwanzig tausend Köpfe angewachsen, und stark genug sich der Indianer zu erwehren. Als die Colonien von den Holländern in Neu-Niederland und den Franzosen in Acadien bedrängt wurden, schlossen 1643 Massachusetts, Plymouth, Connecticut und Neu-Haven einen Bund, die erste Conföderation in Amerika. In den Streitigkeiten zwischen dem Könige und dem Parlament stellte sich Neu-England auf Seiten des letztern und wurde zum Lohne für diese Anhänglichkeit von allen Steuern befreit; auch in Cromwell fand es einen wohlwollenden Gönner. Der Protector bot den Colonisten das eben durch Penns Vater für England eroberte Jamaica an, aber den Pilgern war ihr rauhes Land lieb geworden, und sie mochten die düsteren Wälder von Massachusetts nicht mit dem sonnigen Westindien vertauschen.

Der Geist religiöser Unduldsamkeit hatte sich damals noch nicht im mindesten abgeschwächt. Ihr nächstes Opfer waren die Quäker, die man aus der Colonie trieb, nachdem man ihre Bücher verbrannt hatte. Im Jahre 1658 gaben die Puritaner ein Gesetz, demgemäß ein Quäker, welcher sich wieder in der Colonie blicken ließ, nachdem er verbannt worden, mit dem Tode bestraft

werden solle, und an mehren derselben wurde diese Strafe wirklich vollzogen. Es ist nicht unsere Absicht, auf die Entwicklungsgeschichte Neu-Englands im Einzelnen einzugehen. Wir bemerken nur, daß die Colonien allmälig wuchsen und gediehen, und 1670 schon hundert und zwanzig Gemeinden mit etwa eben so vielen tausend Bewohnern zählten. Das Volk war fleißig, sparsam, nüchtern, arbeitete im Schweiße seines Angesichtes und lichtete die Wälder.

Massachusetts bildete den Kern der Colonien Neu-Englands. Die Besiedlung hatte unter den Auspicien einer englischen Corporation begonnen, der mehrerwähnten Plymouth-Compagnie, welche ihrerseits einer andern Körperschaft einen Freibrief ausstellte. Diese letztere wanderte nach Amerika und gab sich eine Verfassung. Maine und die Niederlassung zu Plymouth wurden mit Massachusetts verbunden; von hier aus gründete Thomas Hooker eine Ansiedlung in Connecticut. Jakob der Zweite widerrief den Freibrief für Massachusetts, aber Wilhelm der Dritte gab ihn der Colonie zurück, nur wollte der König die Statthalter ernennen. Zwischen diesen und den Colonisten war fortan unaufhörlicher Zwist und Streit, und die ganze Colonialgeschichte Neu-Englands dreht sich um das Streben des Volkes, seine inneren Angelegenheiten selbst zu bestimmen. Ein solches Trachten geht überhaupt wie ein rother Faden durch diese Geschichte. In einzelnen Fällen schlägt hin und wieder eine royalistische Meinung vor, z. B. nach der Restauration Karls des Zweiten in Virginien, wo indessen, nachdem eine streng royalistische Legislatur sechszehn Jahre lang sich behauptete, Bacons Aufstand 1676 einen Umschlag bewirkte, oder in Neu-York, wo Leisler den Royalisten zum Opfer fiel. Aber im Großen und Ganzen arbeitet Alles mit Nothwendigkeit auf Demokratie und Republikanismus hin, auch in den Feudalcolonien, wo praktisch das Volk sich selbst regiert, während die Eigenthümer sich vergeblich abmühen, die höchste Gewalt gegenüber dem liberalen und demokratischen Elemente zu behaupten. Während die Regierung des Mutterlandes die einzelnen Colonien einander fern zu halten sucht, erwacht allmälig in denselben ein Bewußtsein von Zusammengehörigkeit, das allerdings lange Zeit nur erst schwach an den Tag tritt, am Ende aber mächtig zum Durchbruch kommt, als sich allen insgesammt die Wahrnehmung aufdrängt, ihre Interessen seien gemeinsam. Ein loyalistischer Adel hatte ohnehin nicht aufkommen können, er war eine ausländische Pflanze, welche keinen ihr entsprechenden Boden fand und bald abdorrte. Lange Zeit bestand die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Einwanderer aus Leuten, welche kirchlichem oder politischem Druck entflohen, um in Amerika in ihrer Weise frei zu sein. Zwischen ihnen und Europa lag der weite Ocean, und diese Entfernung vom Mutterlande und der Controle des Hofes war der Freiheit und der Selbstregierung im hohen Grade förderlich. Diese Ansiedler hatten freie Bahn und freien Raum in dem neuen Lande, sie konnten sich die in Europa gesammelten Erfahrungen zu Nutze machen; Alles lag zu beliebiger und zweckmäßiger Auswahl

vor ihnen, und viele alte und drückende Fesseln und lästiges Herkommen, welche in der alten Welt einer volksthümlichen Entwicklung entgegenstanden, waren auf der andern Seite des großen Meeres nicht vorhanden. In der innern Verwaltung der Colonien wurde jeder Royalismus und Feudalismus, die beide in Amerika eigentlich gar keinen Sinn und keine Berechtigung hatten, möglichst beseitigt; sowohl die Theokratie der Puritaner wie die Verbindung zwischen Staat und Kirche zeigten sich als unhaltbar und ohne Boden. Allmälig gewann das System des trefflichen Roger Williams einen entscheidenden Sieg über die Anmaßungen und die Herrschsucht der Anglikaner wie über die fanatische Ausschließlichkeit der Pilgerväter.

Aber eine Einrichtung hielten die Ausgewanderten auch in ihrer neuen Heimath fest, das gemeine englische Landrecht. The common law of England bekam, in allen seinen Bestimmungen welche irgend für die neuen Verhältnisse sich eigneten, Gesetzeskraft, und gelangte nach und nach auch in denjenigen Colonien zur vollen Geltung, welche im Anfange mosaische Gesetzbestimmungen demselben über- oder nebenzuordnen versuchten. Das Recht der Erstgeburt war in einzelnen Provinzen, z. B. Carolina, Virginien, Neu-York und Rhode Island, anfangs gültig, aber in den übrigen von vorne herein wesentlich abgeändert, weil diese Einrichtung in Amerika völlig zwecklos erschien. Man theilte daher den Grund und Boden unter den Erben eines Verstorbenen; in Massachusetts, Connecticut, Neu-Hampshire und Pennsylvanien wurde dem ältesten Sohne ein doppelter Antheil zugesprochen, andere Colonien trafen ähnliche Bestimmungen. Für ein neues Land, in welchem an Grund und Boden Ueberfluß war, und wo es hauptsächlich darauf ankam, eine möglichst große Anzahl freier und wohlhabender Grundbesitzer zu schaffen, war eine Erbtheilung dieser Art ein rechter Segen. Fideicommisse und geschlossene Güter konnten so wenig aufkommen, wie ein Adelsstand oder eine privilegirte Kirche auf die Dauer sich halten ließen. In allen diesen Ansiedlern regte sich zu viel Freiheitsliebe und Unabhängigkeitssinn, und das Princip der Selbstregierung trieb seine Wurzeln immer tiefer in das amerikanische Erdreich.

Während der bürgerlichen Unruhen und Kriege, welche England über ein Vierteljahrhundert lang zerrütteten, überließ man die Colonien zum großen Theil sich selber; auch Karl der Zweite widmete ihnen nur geringe Aufmerksamkeit. Gerade in dieser Zeit lernten sie recht auf eigenen Füßen zu stehen. Sie wurden nach und nach gleichsam von selbst Republiken, und nachdem sie sich von England losgesagt, hatten sie nicht nöthig in den inneren Verhältnissen der einzelnen Staaten einen politischen Neubau vorzunehmen, indem der alte ihren Bedürfnissen so angemessen war, daß zum Beispiel Rhode Island an seiner Verfassung von 1663 nicht die geringste Aenderung traf. Als seit der Gründung der ersten Ansiedlungen in Virginien und in Neu-England anderthalbhundert Jahre

verflossen waren, sprachen die „alten Dreizehn" ihre Unabhängigkeit aus, zu der sie vollkommene Reife erlangt hatten, und welche sie mit den Waffen in der Hand aufrecht erhielten. Längst waren sie selbständig, und für die meisten von ihnen war der englische König weniger ein unmittelbarer Souverän als oberster Schutz- und Schirmherr, dessen man ferner nicht mehr bedurfte. Das lockere und lose Band, durch welches sie bisher politisch an England sich geknüpft sahen, wurde für immer zerrissen.

Seit der englischen Revolution von 1688 war in die Politik des Londoner Cabinets gegenüber den Colonien mehr Planmäßigkeit gekommen. In Amerika machte sich dieselbe bald sehr fühlbar. Die Provinzen hatten an Wohlstand und Volksmenge zugenommen, begannen sich stark zu fühlen, und vertheidigten ihre Rechte mit großer Hartnäckigkeit. Die Streitigkeiten mit den Statthaltern des Königs wurden immer bitterer und giftiger, und schon 1736 äußerte der Gouverneur von Neu-York, Clarke, nachdem er die Beschlüsse der Assembly als „vermessen, kühn und unerhört" bezeichnet hatte: man besorge in England, es sei das Bestreben der Colonien, „sich vom Mutterlande zu trennen." Schon früher waren gegen die Volksvertretung von Massachusetts ähnliche Worte offen verlautbart, doch bleibt es sicher, daß damals der Gedanke die Verbindung mit England zu lösen, wenigstens der Masse des Volkes noch völlig fremd war*). Die Dinge nahmen jedoch, insbesondere seit dem Ende des siebenjährigen Krieges, allmälig einen solchen Verlauf, daß ein völliger Bruch nicht ausbleiben konnte.

Die Amerikaner erhoben gegen die englische Regierung eine lange Reihe wohlbegründeter Anklagen und Beschwerden, welche sich theils auf die Verwaltung der einzelnen Provinzen und Beeinträchtigung ihrer Rechte und Freiheiten bezog, theils die Handels- und Colonialpolitik des Mutterlandes zum Gegenstand hatte. Die einzelnen Colonien standen untereinander in keiner politischen Verbindung, sie bildeten staatlich keine Gesammtheit, vielmehr war jede von ihnen ein besonderes Gemeinwesen, das mit den übrigen lediglich denselben König als Oberherrn anerkannte. Aber obwohl England sich bemühete, diese dreizehn Provinzen auseinander zu halten, begriffen sie, wie schon gesagt, doch bald, daß sie alle eine Summe gemeinsamer Interessen hatten; schon im siebenzehnten Jahrhundert war von den neuengländischen Provinzen der obenerwähnte Plan zu einer engern Verbindung entworfen, welchen 1753 der einsichtsvolle Statthalter von Massachusetts, Shirley, unter anderen Verhältnissen wieder aufnahm. Einige Jahre später, als England mit Frankreich sich in Krieg verwickelt sah, mußte ihm daran liegen, Uebereinstimmung in die Vertheidigung der Colonien zu

*) Jefferson schrieb noch in der Mitte des Jahres 1775 an den Generaladvocaten Randolph, nachdem schon Blut geflossen war: im ganzen Lande sei Niemand, welcher der Union mit Großbritannien herzlicher zugethan sei, als er; aber 1793 sagte er: that he did not believe there were ten men in the United States for a monarchy.

bringen. Die Statthalter wurden deshalb 1754 angewiesen, einen Congreß von Bevollmächtigten der verschiedenen Provinzen nach Albany einzuberufen. Diese Abgeordneten wünschten Vertretung der letzteren im englischen Parlamente oder einen Convent von Deputirten sämmtlicher Volksvertretungen, in welchem ein von der Krone ernannter Generalstatthalter den Vorsitz führen sollte. Die englische Regierung ging auf diese Forderungen nicht ein.

Die Amerikaner erkannten, wie schon früher von uns hervorgehoben wurde, die Oberherrlichkeit des Königs willig an, nicht aber jene des in London tagenden Parlamentes, welches ihnen lediglich als eine für Großbritannien, nicht aber für Amerika zuständige Volksvertretung galt. Sie gaben ferner willig zu, daß die englische Regierung ein Recht habe, Handelsverordnungen für Amerika zu erlassen, und fügten sich denselben, so drückend sie auch waren. Aber sie mochten und wollten von einem fremden Parlamente sich nicht besteuern lassen.

Die Colonialpolitik Englands faßte in Betreff des Handels und Verkehrs vorzugsweise nur das vermeintliche Interesse des Mutterlandes in's Auge; die Colonien sollten hauptsächlich dazu dienen, das letztere zu bereichern, und man trachtete vor Allem dahin, möglichst viel englische Fabrikate gegen baares Geld bei ihnen abzusetzen. Die übrigen Handelsstaaten Europas gingen von demselben Gesichtspunkte aus, monopolisirten gleichfalls den Handel der Colonien zu ihrem Vortheile, und befolgten im Wesentlichen ein gleiches System. Die dreizehn Provinzen sollten wo möglich nur in England kaufen und verkaufen. Schon zu Jacob des Ersten Zeit wollte man die Virginier zwingen, ihr Stapelproduct, den Taback, nur nach England, nicht aber nach Holland zu schicken, wo sie einen vortheilhaftern Markt fanden. Karl der Erste machte den Ankauf des Tabacks zu einem Monopol der Krone, und verbot der Colonie den Handel, außer allein mit England.

Die berühmte britische Navigationsacte hat den Aufschwung der Schifffahrt in England ohne Frage ganz ungemein gefördert, aber für die Colonien war sie eben so lästig als nachtheilig, indem sie Nichtengländern untersagte, Waaren in dieselben einzuführen. Die Neu-Engländer machten geltend: es falle ihnen schwer, dieser Acte nachzukommen, in welcher sie um so mehr einen Eingriff in ihre Rechte, in ihre Freiheiten und ihr Eigenthum sähen, da sie im Parlamente nicht vertreten seien. Massachusetts, Virginien, Maryland und die übrigen Colonien durften ihre Erzeugnisse nicht nach Deutschland oder Frankreich bringen, sondern waren gehalten, ihren Taback, ihren Reiß oder ihr Getreide ausschließlich nach England zu verschiffen, auf welches sie mit ihrem ganzen Handel sich fast ausschließlich angewiesen sahen. Eben so wenig durften sie auf einem andern Markte als dem englischen kaufen. Deutsches Leinen oder französische Seide, überhaupt Artikel, die nicht in Großbritannien erzeugt waren, mochten sie von einem englischen Kaufmann oder einem Schleichhändler beziehen, aber

der directe Bezug derselben war ihnen verboten, und dadurch den englischen Kaufleuten ein doppeltes Monopol gegeben. Noch mehr; die fremden Kaufleute sollten in den Colonien weder als Principale noch Agenten sich aufhalten. Ueberdies hatten die Pflanzungen nicht einmal das Recht, unter einander selbst frei zu handeln, denn auch der Intercolonialverkehr sollte den Engländern zu Gute kommen; kein Neu-Engländer war im Stande ohne Vermittlung eines englischen Kaufmanns Taback aus Virginien nach Boston zu bringen. Die Rhederei der Colonisten sah sich auf directen Handel mit den Märkten des Mutterlandes beschränkt. Aber nicht bloß den commerciellen Verkehr monopolisirten die Engländer, auch auf Gewerben und Handwerken lastete ein ähnlicher Druck. Alle Gegenstände, bei welchen die Verwerthung der Arbeit von Belang war, und welche dem Erzeuger irgend erheblichen Gewinn abwarfen, sollten in den Colonien nicht angefertigt werden. Diese mochten Roheisen schmelzen, Wolle züchten, Flachs bauen, und Ahornzucker bereiten, überhaupt grobe Halbfabrikate und Rohstoffe in den Handel bringen, aber sie durften keine Säge, keinen Meißel, keine Scheere, kein Federmesser, kaum einen Hut machen, weil das Mutterland sich selber die Fabrikation dieser und vieler anderer Waaren vorbehielt. Erklärte doch in London ein Redner im Parlamente, er werde sein Haupt nicht zur Ruhe legen, wenn er wisse, daß in Amerika auch nur ein Hufnagel verfertigt werde! Die Rohstoffe nach England zu bringen war den Colonisten unverwehrt, aber Webstühle durften sie nicht aufstellen, und selbst das Spinnrad beneidete man ihnen. Aus einer Colonie konnte man keine Wollenwaaren und Wollenhüte in die andere einführen; die Londoner Hutmacher setzten ein Verbot durch, dem gemäß kein Meister in den Colonien Hüte zu verfertigen ermächtigt war, wenn er nicht eine siebenjährige Lehrlingszeit nachweisen konnte, und auch dann durfte er nur einen einzigen Lehrling und einen einzigen Neger als Gehülfen halten. Die Stahlbereitung war verboten, Walzwerke mußten, bei Strafe von 500 Pfd. Sterling, niedergerissen werden, viele Artikel hohe Colonialzwischenzölle bezahlen. Amerikanisches Getreide oder Mehl unterlag bei der Einfuhr in englischen Häfen hohen Taxen. Uebrigens hatte man den Colonisten erlaubt, einige Erzeugnisse, auch aus fremden Ländern, deren Einfuhr man in England nicht gestatten zu können meinte, nach europäischen Ländern zu bringen, aber nur nach solchen, welche im Süden des Cap Finisterrä liegen. In Spanien und an den Ländern am mittelländischen Meere wurden freilich keine Artikel fabricirt, welche englischen Manufacturwaaren in Amerika hätten den Markt verderben können; dorthin mochten also die Colonisten handeln. Daß solche widernatürliche Beschränkungen böses Blut bei den Amerikanern machten, ist begreiflich; sie fügten sich jedoch dem Zwange, weil das Gesetz für denselben geltend gemacht werden konnte, die Regelung der Handelsverhältnisse eine Prärogative des Königs war, und weil bei der Lage der Dinge jeder Widerstand fruchtlos gewesen wäre. Denn die

übrigen großen Handelsstaaten befolgten, wie schon gesagt, ihren Colonien gegenüber ein ähnliches System. Nicht weniger als neun und zwanzig Parlamentsacte waren seit der Thronbesteigung Wilhelms des Dritten zur Regelung, d. h. zur Beschränkung des amerikanischen Handels erlassen worden. Die Colonisten betrachteten solche Acte als allein vom Könige ausgehend. Dieser Handelsdruck hat wesentlich dazu beigetragen, die Gemüther der Amerikaner dem Mutterlande zu entfremden *). Die Ausfuhr der dreizehn Colonien, welche 1749 erst 1,046,000 Bewohner zählten, belief sich in diesem Jahre auf etwa zehn Millionen Dollars; im Jahre 1770 schätzte man die Einfuhr Englands in dieselben, wohl etwas zu hoch, auf den Werth von sechs Millionen Pfund Sterling. Jene Ausfuhren bestanden in Taback, damals dem wichtigsten Artikel, Mehl, Weizen und Mais, Fisch, Reiß, Holz, Indigo, Pelzwerk, Walfischthran, Eisen, Rinds- und Schweinefleisch, Pot- und Perlasche, Pferden, Hirschhäuten, Leinsaat und Rum.

Großes Mißvergnügen wurde ferner in den Colonien dadurch erregt, daß England Alles aufbot, sie mit Negersklaven gleichsam zu überschwemmen. Seit 1620 ein holländisches Fahrzeug in die Chesapeakebay eingelaufen war und am Jamesflusse eine Ladung Neger ans Land gesetzt hatte, hörte der Sklavenhandel in Nordamerika nicht mehr auf, doch war die Zufuhr während der folgenden neunzig Jahre nicht von erheblichem Belang. Von da ab gewann er jedoch mehr und mehr Umfang. Nach Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges hatte England im Frieden zu Utrecht das ausschließliche Vorrecht erworben, afrikanische Sklaven auf den spanischen Antillen und im spanischen Amerika überhaupt einzuführen. Sogleich traten in London, Liverpool und anderen Hafenplätzen große, reichlich mit Capital versehene Gesellschaften zusammen, und baueten Schiffe für den Negerhandel. Dreißig Jahr lang war England Hauptsklavenhändler für die ganze Welt; seine Flagge wehete fast allein in den Häfen der afrikanischen Sklavenmärkte. Der schnöde Handel mit Menschenfleisch, durch welchen Liverpool aus einem unbedeutenden Orte zu einer großen Stadt wurde, warf ungeheuren Geldnutzen ab, und beförderte den Aufschwung der englischen Industrie, mit deren Erzeugnissen man die Neger bezahlte. Die nordamerikanischen Provinzen stämmten sich aus allen Kräften gegen die Einfuhr der Schwarzen, ihre Volksvertretungen verboten dieselbe durch ausdrückliche Beschlüsse. Aber Sklaven waren Handelsartikel, der König von England hatte das Recht den Handel der Provinzen zu regeln und erklärte jene Beschlüsse für null und nichtig. Die Colonien erhoben Gegenvorstellungen, welche unbeachtet blieben; das englische Interesse kümmerte sich nicht um die Einwürfe der Quäker, daß jeder Mensch

*) The commercial monopoly and these restrictions contained the seeds of our independence; for being a system of oppression, its natural effect was to produce a spirit of deep rooted dissatisfaction, bemerkt ganz richtig Macartney: The Origin and Progress of the United States, Philadelphia 1847. p. 175.

von Gotteswegen frei sei, und nicht um die Puritaner, welche es für Frevel erklärten, mit einem Ebenbilde Gottes sündhaften Handel zu treiben. Die südlichen Pflanzer baten an den Stufen des Throns, nicht mit Negern, die man zu vielen Tausenden ins Land warf, überfluthet zu werden. Alles war fruchtlos; denn England wollte „gelbe Guineen aus schwarzen Afrikanern" prägen. Pennsylvanien bot vergeblich Alles auf, die Neger fern zu halten, und Oglethorpe sie von Georgien auszuschließen; beide Provinzen mußten sich gleich Virginien fügen, und Süd-Carolinas Widerstand war eben so vergeblich, „weil die englische Regierung um jeden Preis einen so vortheilhaften Handel in Blüthe erhalten müsse," wie sich ein Redner im Oberhause zu London 1777 ausdrückte, als eben das amerikanische Juwel aus der Krone Großbritanniens herausgebrochen wurde. Die Neger konnten, wie man in England ganz richtig hervorhob, keine Republikaner werden, und sollten ein Werkzeug in der Hand der Royalisten abgeben, um die Aufständischen mit zu Paaren zu treiben. Einer der ersten Beschlüsse, welchen der sogenannte Continentalcongreß faßte, verbot die Einfuhr von Sklaven. Der allgemeinen Entrüstung über den schmachvollen Eigennutz Englands verlieh insbesondere Jefferson Worte. In seinem Entwurfe zur Unabhängigkeits-Erklärung hatte er, selbst ein Sklavenhalter wie alle großen Gutsbesitzer Virginiens, folgende Stelle eingeschaltet: „Er — der König von Großbritannien — hat einen grausamen Krieg gegen die menschliche Natur selbst geführt, und die geheiligten Rechte des Lebens und der Freiheit in den Angehörigen eines fernwohnenden Volkes verletzt, die ihm nie Leid zugefügt und die er einfangen und nach einer andern Erdhälfte in die Sklaverei oder zu jammervollem Tode während der Ueberfahrt hinwegschleppen ließ. Einen solchen Seeräuberkrieg, der auch ungläubigen Mächten zur Schmach gereicht, führt der christliche König von Großbritannien. Fest entschlossen, einen Markt zum Kaufe und Verkaufe von Menschen offen zu halten, hat er sein Einspruchsrecht geschändet, indem er jeden Versuch der Gesetzgebungen, diesen abscheulichen Handel zu hindern, vereitelte. Und damit dieser Summe von Gräueln auch keine That mangle, durch welche sie in volles Licht gestellt wird, stachelt er eben dieselben Leute unter uns auf, die Waffen zu ergreifen, und die Freiheit, welcher gerade er sie beraubte, durch Ermordung desselben Volkes zu erkaufen, welchem er jene aufgedrungen. So sucht er Verbrechen, welche er früher gegen die Freiheiten des einen Volkes verübt, durch andere Verbrechen zu tilgen, zu welchen er jenes aufreizt." Diese Stelle fehlt zwar in dem amtlichen Texte der Unabhängigkeits-Erklärung, weil man auf Georgien und beide Carolina Rücksicht nehmen zu müssen glaubte, sie drückt aber nichtsdestoweniger die Ansichten der Colonisten scharf und bündig aus.

Auf die Religionskriege und die Kämpfe um ein trügerisches Gleichgewicht der Macht folgten unter den europäischen Großstaaten im achtzehnten Jahrhun-

dert Handelskriege, seit das commercielle Interesse in den Vordergrund getreten war. Spanien, Frankreich und England beneideten einander ihre Colonien mehr als je; sie hofften durch den überseeischen Handel große Schätze, gleich den Holländern, zu erwerben. England war der angreifende Theil; es zog zunächst Spanien in den Strudel eines Krieges, der im Jahre 1739 wegen des Sklavenhandels ausbrach, auf welchen die erstere Macht ein Monopol geltend machte, während Spanien den Handel mit seinen Colonien ausschließlich sich selber vorbehielt. Die Engländer hatten außer den Negern auch Manufacturwaaren in die spanischen Colonien eingeführt, und sich Uebergriffe erlaubt, welche man in Madrid nicht dulden mochte. Mit jenem Kriege nahm die gesammte Colonialpolitik eine neue Wendung, indem von da ab die europäischen Mächte in Betreff ihrer überseeischen Besitzungen nicht ferner Hand in Hand mit einander gingen. Bisher hätte ein Aufstand irgend einer Colonie bei einer europäischen Macht vergeblich auf Unterstützung gerechnet; jetzt fanden die Kanonenschüsse, welche Europa durchdröhnten, allemal auch in Amerika Wiederhall. Und seit der canadische Krieg die Franzosen völlig vom Sanct Lorenz verdrängte, und England allein im Besitze eines großen Theils von Nord-Amerika sich befand, war das europäische Colonialsystem auf einen andern Schwerpunkt gestellt, und neue Interessen machten sich geltend. Die dreizehn Colonien hatten fortan nichts mehr von Frankreich zu besorgen, und konnten ihre Beschwerden gegen England mit größerm Nachdruck geltend machen. Jene Macht, ohnehin erbittert gegen die glückliche Nebenbuhlerin, welche ihr Canada geraubt, harrte nur der Gelegenheit, in Amerika Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Was der König von Frankreich eingebüßt, kam der Sache der Freiheit und Unabhängigkeit schon nach anderthalb Jahrzehnten zu Gute, als England mit seinen Colonien in ein Zerwürfniß gerieth, das ein so verhängnißvolles Ende nahm.

Durch den siebenjährigen Krieg war die Staatsschuld Englands um mehre hundert Millionen Thaler gesteigert worden. Im Parlamente wies man darauf hin, wie recht und billig es sei, die Colonien, für welche man zum großen Theil den Krieg geführt habe, auch verhältnißmäßig zu den Lasten herbeizuziehen, welche in Folge desselben auf Großbritannien drückten. Die Amerikaner dagegen beriefen sich auf ihr Recht, sich selbst zu besteuern, und stritten einem Parlamente, welches dreitausend Meilen von Boston entfernt in London tage und berathe, die Befugniß ab, Colonien mit Abgaben zu belasten, die ja in dem Kriege verhältnißmäßig mehr Kräfte an Menschen und Geld aufgewandt hätten, als England. Auch sie seien genöthigt gewesen, Schulden zu machen und diese allein zu bezahlen; in manchen Provinzen seien die Abgaben höher als in England selbst, und wenn dieses letztere Krieg mit Frankreich geführt habe, so sei es hauptsächlich in seinem eigenen Interesse geschehen, da es aus den Colonien große Vortheile ziehe. Schon früher hatte England den Interessen von Massa-

chusetts schwere Beeinträchtigungen zugefügt, indem es den Zucker und Syrup, welchen dessen Schiffer gegen Holz und Fische auf den nicht englischen Antillen eintauschten, um daraus Zuckerbranntwein zu brennen, mit schweren Zöllen belegte. Doch auch das war eine „Regelung der Handelsverhältnisse,“ welcher man sich, wiewohl unwillig, fügte. Jetzt aber sollten die Colonien ausdrücklich zu dem Zwecke besteuert werden, die Steuerlast der europäischen Engländer zu erleichtern, und dagegen sträubten sie sich, auf ihr gutes und klares Recht gestützt, mit dem äußersten Nachdrucke. Längst waren die Gemüther auf Widerstand, namentlich in Massachusetts vorbereitet, das durch solche Handelsverfügungen am schwersten beeinträchtigt wurde, und sich ungesetzlichen Zollquälereien ausgesetzt sah, welche das Obergericht für widerrechtlich erklärt hatte. Kaffee, Seide, Kattun und einige andere Waaren waren mit Eingangszöllen beschwert worden; Alle, welche die Zollverfügungen nicht beobachteten, sollten vor das Admiralitätsgericht gestellt, also ohne Urtheil von Geschwornen, gerichtet werden. Durch alles das wuchs die Erbitterung.

Sie stieg noch höher als 1765 die verhängnißvolle Stempelacte im britischen Parlamente durchging. Man hat sie von Seiten der Amerikaner ganz richtig als eine Abgabe auf den ohnehin schon vielfach beeinträchtigten Gewerbfleiß der Colonisten bezeichnet. Franklin, welcher sich in England befand, schrieb an seinen Freund Thompson: „Nun ist die Sonne der Freiheit untergegangen; Ihr müßt fortan die Kerzen der Industrie und Sparsamkeit anstecken.“ Thompson antwortete: „Wir werden Fackeln ganz anderer Art anzünden.“ Und so kam es. Von jenen Tagen an war in den dreizehn Colonien keine Ruhe mehr bis zum Jahre 1783. Zunächst legte auf Patrick Henry's Antrag die Volksvertretung von Virginien feierlichen Protest ein. Mit hinreißender Beredtsamkeit schilderte er die Uebergriffe und Rechtsverletzungen, welche England sich erlaube, und rief im Strome der Begeisterung: „Cäsar hatte seinen Brutus, Karl der Erste seinen Cromwell und Georg der Dritte“ — „Hochverrath, Hochverrath!“ rief der Sprecher, aber Henry fuhr nach einer Pause fort: — „Georg der Dritte möge jene Beispiele sich zu Nutze machen“*).

*) Die unterstrichenen Worte hat J. G. Hülsemann in seiner Geschichte der Demokratie in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, Göttingen 1823, S. 147. nicht abgedruckt. Die Urtheile dieses Schriftstellers, der an die Entwicklung der amerikanischen Zustände den Maßstab des kirchlichen und politischen Absolutismus legt, sind fast durchgängig schief. Hülsemann ist indeß nicht der Einzige, der zu den Writers of ability, but scantily endowed with candour, observers of moderate circumspection gehört, von welchen Lord Brougham in seinem Aufsatze über die amerikanische Demokratie spricht. (Historical Sketches of Statesmen who flourished in the time of George III. Pariser Ausgabe von 1844. p. 138.) Er schildert derartige Schriftsteller als: men labouring under the prejudices of European Society, and viewing the social system of the new world through the medium ot habits and associations peculiar to that of the old.

Am folgenden Tage wurden zwar die auf Henry's Antrag gefaßten Beschlüsse aus den Protocollen gestrichen, aber der Eindruck, welchen sie hervorriefen, konnte nicht verwischt werden. In Neu-England bildeten sich Vereine, die „Söhne der Freiheit," und in Massachusetts, Rhode Island und Connecticut machte sich der Ingrimm des Volkes durch Gewaltthätigkeiten Luft. In Neu-York wurde das aus England angekommene Stempelpapier öffentlich verbrannt, in Philadelphia läutete man die Trauerglocken, und flaggte am halben Mast als es eintraf; das Volk mochte sich nirgend des Stempelpapiers bedienen. Eine Zeitung nahm eine Schlange, die aus dreizehn Gliedern bestand, zum Sinnbilde und zum Wahlspruch die Worte: „Vereinigt Euch oder Ihr sterbt." Thatsächlich hatte die Herrschaft Englands über die Colonien ihr Ende erreicht. Schon im Octbr. 1765 versammelte sich, auf Antrag der Provinz Massachusetts, ein Congreß von Bevollmächtigten zu Neu-York, und sprach in einer „Erklärung der Rechte" seine Ueberzeugung aus, daß die Colonisten auf das altenglische Recht: sich selber zu besteuern und von Geschwornen gerichtet zu werden, nicht verzichten würden. Und um zugleich dem englischen Volke eindringlich zu beweisen, wie nachtheilig das von seiner Regierung befolgte System sei, beschloß man, fortan so wenig als möglich von englischen Waaren einzuführen, dagegen die heimische Industrie kräftig aufzumuntern. Um den Stempel zu umgehen, verpflichtete man sich, alle Streitigkeiten durch Schiedsgerichte auszugleichen. England nahm endlich die Stempeltaxe zurück, als Pitt in einer hinreißenden Rede dieselbe als widerrechtlich nachgewiesen und seine Freude über den lebhaften Widerstand der Amerikaner ausgesprochen hatte*), welcher jedoch auch nach Zurücknahme der Stempeltaxe nicht aufhörte, weil den Beschwerden über Handelsdruck und Beseitigung der Geschwornengerichte keineswegs abgeholfen wurde. Besteuert sollte Amerika einmal werden; die Colonisten mochten sich aber von einem „fremden Parlamente" nicht besteuern lassen, auch dann nicht, als das Mutterland erklärte, die 1767 ausgeschriebenen Taxen auf Papier, Glas, Thee und andere Artikel lediglich für Colonialzwecke in den Provinzen selbst verwenden zu wollen. Das Schwanken des Londoner Cabinets, die harte Behandlung, welche dasselbe dem Hauptherde des Widerstandes, Boston, widerfahren ließ, indem es dieser Stadt die Hafenrechte entzog, und die übermüthigen Reden, welche im Parlamente gegen die

*) Er sagte: *Taxation* is no part of the governing or legislative power. The taxes are a voluntary gift and grant of the commons alone; when, therefore, in this house, we give and grant, we give and grant what is our own. But in an American tax, what do we do? We, your Majestys commons of Great Britain, give and grant to your Majesty — what? Our own property? No. We give and grant to your Majesty the property of your commons in America. It is an absurdity in term. — — America is almost in open rebellion. *J rejoice that America has resisted.* Three millions of people so dead to all the feelings of liberty as voluntarily to submit to be slaves, would have been fit instruments to make slaves ourselves.

„rebellischen Amerikaner" ertönten, fachten das schon längst nicht mehr unter der Asche glimmende Feuer zu einem lodernden Brande an, und nachdem am 5. Mai 1770 in Boston das erste Blut geflossen, war das Band zwischen den Colonien und dem Mutterlande völlig aufgelockert. Massachusetts wurde seiner Verfassung für verlustig erklärt; durch solche Handlungen rücksichtsloser Strenge hoffte man die übrigen Provinzen einzuschüchtern, und steigerte doch nur die Abneigung. Amerika wollte den von England eingeführten Thee nicht, obschon er billiger geliefert werden sollte als früher. Neu-York und Philadelphia verweigerten den mit dieser Waare beladenen Schiffen das Einlaufen, und in Boston „machte man die Massachusetts-Bay zu einem großen Theekessel," indem einige Ladungen ins Meer geworfen wurden.

Das ganze Land war einig, entschlossenen Widerstand zu leisten, und organisirte denselben in sehr kurzer Zeit. In allen Provinzen waren seit dem Anbeginn des Zwistes über die Besteuerung Correspondenzausschüsse thätig gewesen, welche nun, da die Dinge zum Aeußersten kamen, ihre Thätigkeit steigerten und in allen Gemeinden von Maine bis Georgien, Volksversammlungen ausschrieben. Diese faßten wichtige Beschlüsse. Sie erklärten es für eine Ehrenpflicht jedes guten Amerikaners, den Bewohnern von Massachusetts nachdrückliche Unterstützung angedeihen zu lassen, und forderten den Zusammentritt eines Generalcongresses, welcher im Namen der dreizehn Provinzen die Zerwürfnisse mit dem Mutterlande genau prüfen und die Interessen der Amerikaner wahrnehmen sollte. In Virginien hielt man wegen des Mißgeschickes, das über Massachusetts hereingebrochen war, einen allgemeinen Buß-, Bet- und Fasttag, und erflehte vom Himmel Einmüthigkeit Aller zur Vertheidigung der „amerikanischen Rechte."

Die Kugel war einmal im Rollen, und rollte immer weiter. Zu den erheblichen Beschwerden kamen viele andere von geringerm Belang, aber gerade sie trugen nicht wenig dazu bei, die große Masse des Volks zu verstimmen. Das britische Parlament hatte sich auch in die Regelung der Geld- und Münzverhältnisse der Colonien gemischt; dem Mangel an Gold- und Silbergeld, welches zum größten Theil nach England abfloß, hatte man durch Ausgabe von Papieren mancherlei Art abzuhelfen gesucht, deren Cours jedoch thatsächlich in England festgestellt wurde. Bei dem unvermeidlichen Schwanken sämmtlicher Valutaverhältnisse geriethen allemal die Amerikaner in Nachtheil, besonders aber nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, indem das Parlament große Summen Papiergeldes entwerthete, welches die Provinzen ausgegeben hatten, um den Kampf mit Nachdruck führen zu können. In Virginien war Taback das Hauptaustauschmittel. Sodann verdroß die Amerikaner, daß England Sträflinge und Verbrecher schaarenweise in ihr Land deportirte.

Der Provinzial-Congreß trat am 5. September 1774 in Philadelphia

zusammen, und wurde sogleich zum Mittelpunkte der Bewegung. Er zählte unter seinen 51 Mitgliedern Männer wie John Adams aus Massachusetts und Patrick Henry und Georg Washington aus Virginien. Seine energischen Beschlüsse waren völlig im Sinne der Colonisten, welche jetzt jeden commerciellen Verkehr mit England aufgehoben und zugleich den Sklavenhandel abgeschafft wissen wollten. Der Congreß nahm ausschließlich und allein für die Provinzen das Recht der innern Gesetzgebung in Anspruch, verlangte Widerruf aller die Colonien beeinträchtigenden Parlamentsbeschlüsse, und rechtfertigte seine Ansprüche und sein Verfahren auch in einer Bittschrift an den König. Es ist bemerkenswerth, daß er noch jede Anschuldigung, als strebe man in den Colonien nach einer Unabhängigkeit von England, ausdrücklich in Abrede stellt. „Wir verlangen," sagt er, „nur Frieden, Freiheit und Sicherheit, wünschen keine Beeinträchtigung der königlichen Prärogative und keine neuen Rechte zu unseren Gunsten. Wir werden immer sorgfältig und mit Eifer Ihre königliche Gewalt über uns und unsere Verbindung mit Großbritannien unterstützen und aufrecht erhalten." Auch jetzt hob Pitt wieder rühmend hervor, daß die Amerikaner, deren Sache man achten müsse, in ihrem ganzen Verhalten „Würde, Festigkeit und Weisheit" bethätigten, und, so fügte er hinzu, ihm sei kein Beispiel in der Geschichte bekannt, daß ein Volk oder ein Senat unter schwierigen Umständen den Congreß in Philadelphia an jenen Eigenschaften übertroffen hätte. „Eure Lordschaften werden begreifen, daß alle Bemühungen, solchen Männern das Joch der Sklaverei, und einer so mächtigen Nation den Despotismus aufzuzwingen, durchaus eitel und vergeblich sein werden."

Es ist nicht unsere Absicht, die Geschichte des amerikanischen Revolutionskrieges mit ihren Einzelnheiten zu schildern, wir haben nur die wichtigsten Thatsachen hervorzuheben und den Verlauf der Dinge im Allgemeinen zu bezeichnen. Nachdem die englische Regierung Massachusetts in Aufruhrzustand erklärt hatte, griffen die Colonisten zu den Waffen; im April 1775 traten sie bei Lexington den Soldaten des Königs erfolgreich gegenüber. Das Treffen bei Bunkerhill, im März 1776, verloren die Amerikaner; aber sie leisteten den Engländern und den an diese von deutschen „Landesvätern" vermietheten Söldlingen nachdrücklichen Widerstand. Washington schlug die Hessen bei Trenton am Delaware, die Engländer bei Princetown; und wenn er auch bei Brandywine besiegt wurde und Philadelphia aufgeben mußte, so wurde doch diese Niederlage durch die Capitulation von Saratoga wieder ausgeglichen. Seit der französische Hof sich offen zu Gunsten der Amerikaner und der von ihnen am 4. Juli 1776 erklärten Unabhängigkeit aussprach, und für den Verlust Canadas sich dadurch rächte, daß er die „Rebellen" in wirksamer Weise mit Geld unterstützte; seit General Cornwallis zu der Capitulation von Yorktown gezwungen wurde, und ein Ministerwechsel in London Männer ans Ruder gebracht hatte, welche eine Aus-

gleichung mit Amerika aufrichtig wünschten, — seitdem war die Sache der „Vereinigten Staaten," denn zu solchen hatten die früheren „Provinzen" sich umgestaltet, nicht mehr ernstlich gefährdet. England, zugleich mit ihnen, Frankreich, Spanien und Holland in Krieg verwickelt, mußte seine Kräfte theilen und begriff am Ende, daß die Colonien immer ein „Dorn in der Ferse" sein würden. Es erkannte im Versailler Frieden von 1783 die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten an.

Der Kern des Widerstandes gegen England lag in den puritanischen Staaten Neu-Englands, in denen 1774 die Revolution zum Ausbruche kam. Aber auch Virginien, die einst so loyalistische Provinz, war der Unabhängigkeit eifrig zugethan. Zwar Boston, Philadelphia, Neu-York und Charleston fielen nacheinander in die Gewalt der Engländer, indessen die Stärke und das Mark der Revolution war nicht nur in den Städten, sondern überall, insbesondere auch auf dem platten Lande. Viele Mitglieder des Congresses, dem die schwierige Aufgabe zugefallen war, Ordnung im Chaos zu erhalten, entwickelten eine bewundernswürdige Thätigkeit. Als sie aus Philadelphia zu flüchten gezwungen waren, gingen sie nach Baltimore, und als auch dort nicht ferner ihres Bleibens war, nach Lancaster. Washingtons Wahl zum Feldherrn erwies sich als ein glücklicher Griff, und dem Mangel an eingebornen Stabsoffizieren halfen Männer ab, welche aus Europa kamen, um in Amerika die Sache der Freiheit zu vertheidigen. Die Deutschen Kalb und Steuben, die Polen Kosciuszko und Pulaski, die Franzosen Lafayette und Rochambeau leisteten dem großen, klugen und edeln Obergeneral, „dessen Denkmal die Vereinigten Staaten sind," erhebliche Dienste.

Aber die Vereinigten Staaten hatten eine mächtige Summe von Hindernissen zu überwinden, bevor sie ans Ziel gelangten. Sie waren zuvörderst ohne Staatsschatz und ohne Credit, bildeten dreizehn verschiedene Gemeinwesen, und ihr gemeinsamer Congreß sah sich, um die Kriegskosten zu bestreiten, auf den guten oder bösen Willen der Einzelstaaten angewiesen. Das Papiergeld, welches er ausgab, war von vorne herein entwerthet; es war keine Centralregierung vorhanden, welche Befugnisse, Macht und Ansehn genug gehabt hätte, die lockeren Bestandtheile fest zusammen zu halten; auch fehlte noch eine für alle gemeinsame Verfassung. Die gesetzgebenden Versammlungen geriethen häufig in Conflicte mit dem Congresse, den sie als eine Schöpfung der Einzelstaaten betrachteten, und welchem sie von ihrer Souveränetät nichts opfern wollten. Das Land mit seiner langen Küste und den vielen schiffbaren Strömen war den Engländern überall leicht zugängig, und die Amerikaner besaßen keine Seemacht; sie konnten den trefflich geschulten englischen Regimentern nur Landwehr und Rekruten entgegensetzen, und hatten sich an den Gränzen im Innern der streitbaren Indianer zu erwehren, welche als eifrige und zuverlässige Bundesgenossen

der Engländer willig ins Feld rückten. Selbst einem so eisernen Charakter wie Washington war inmitten der vielen Hemmnisse und Schwierigkeiten oft bang ums Herz. Die Puritaner klagten über die Gottlosigkeit mancher Revolutionsmänner, welche „Mosen und die Propheten" lächerlich zu machen sich nicht scheueten, und waren entrüstet über die „Columbischen Illuminaten," die in ihrem „Tempel der Vernunft" deistischen Grundsätzen das Wort redeten. Die Soldaten im Felde wurden durch habsüchtige Lieferanten schmählich übervortheilt; mit den englischen Kriegern wurde, zum Nachtheil der amerikanischen, ganz offen ein verbotener Handel insbesondere mit Waffen und Lebensmitteln getrieben; Verfälschung des Papiergeldes war an der Tagesordnung. Von allen Seiten erhob man Klage über die Geldgier vieler Beamten, über Urkundenfälschung, und über böse Schuldner, welche den Druck der Zeitläufte benutzten, um sich ihren Verbindlichkeiten zu entziehen. „Ueberall," so schrieb Washington bald nach Anbeginn des Krieges, „sehe ich Trägheit, Zügellosigkeit und Ausschreitungen der bedenklichsten Art, und Parteigezänk und persönlicher Hader ist an der Tagesordnung." Er beschwert sich bitter über „die Schlaffheit und den sinkenden Eifer des Volkes," welchen die ziemlich zahlreichen Loyalisten, die offenen oder geheimen Anhänger Großbritanniens, sich zu Nutze machten. Die Engländer bezahlten Alles baar, die Amerikaner hatten bloß Papiergeld, und auch ihre Armee stand zum Theil nur auf dem Papier, weil, wie schon bemerkt, die Einzelstaaten manche Beschlüsse des Congresses, besonders wenn Geldausgaben damit verbunden waren, oft ganz unbeachtet ließen. Man gab im Fortgange des Krieges ganz ungeheure Prämien für einen Soldaten; das Werbegeld für den einzelnen Rekruten stieg bis auf 750 ja bis auf 1000 Dollars, ohne das Handgeld, welches noch außerdem der Congreß zahlte. Die Revolutionssoldaten rissen schaarenweise aus und ließen zum Theil sich unter den Engländern anwerben, die an Spionen eher Ueberfluß als Mangel hatten. Washington konnte oft nur eine nothdürftige Mannszucht aufrecht erhalten; und viele Soldaten wurden wegen Unbotmäßigkeit und Pflichtvergessenheit ausgepeitscht, viele auch erschossen. Die Kriegsgerichte mußten oft wochenlang permanent sein, und von manchen Offizieren, welche durch die Einzelstaaten der Armee zugeschickt wurden, äußerte Washington: sie seien „nicht einmal als Schuhputzer zu gebrauchen." Solche Leute entsagten überdies gerade in kritischen Zeiten dem Dienste; im Verlaufe des Krieges schieden nach und nach nicht weniger als achtzehn Generäle aus. Im Congresse selbst waren häufig manche Staaten gar nicht vertreten, es fehlte wohl auch an einer beschlußfähigen Anzahl von Mitgliedern, und die pflichteifrigen Abgeordneten wurden von anstrengenden Arbeiten fast erdrückt. Zu alle dem kam schon zu jener Zeit eine in ihren Wirkungen höchst nachtheilige Eifersüchtelei zwischen dem Norden und dem Süden. Und selbst ein so reiner und unbefleckter Mann wie Washington, der seinem Vaterlande die uneigennützigsten Dienste leistete,

entging den schmählichsten Verleumdungen und Anfeindungen nicht; die wildesten Radicalen machten in dieser Beziehung Chor mit den Loyalisten, denen gerade ein so makelloser Patriot in tiefster Seele verhaßt war.

Im Jahre 1783 war trotz alle dem die Unabhängigkeit gesichert. Allein die inneren Verhältnisse blieben noch längere Zeit ungeregelt, und die Revolution schloß erst 1789 mit Annahme der Bundesverfassung. Auch sie erscheint, gleich der Unabhängigkeit, als ein „Schmerzenskind." Der Kampf gegen England war allen Provinzen gemeinsam, sie schaarten sich in demselben zu einander, weil die Colonien einzeln einem mächtigen Feinde auch nicht entfernt gewachsen sein konnten. Die Union zwischen den dreizehn unabhängigen Staaten bestand, aber als eine lediglich factische, zeitweilige und freiwillige; sie hatte zunächst nur die Abwehr des Gegners zum Zwecke. Als von England keine Beeinträchtigung mehr zu besorgen stand, kam es darauf an zu organisiren, und in einer Bundesverfassung jene Bedürfnisse der Einzelstaaten wie der Gesammtheit zu befriedigen, welche man gleich im Anbeginn der Revolution gefühlt hatte. An ein und demselben Tage ernannte der Congreß 1776 einen Ausschuß zum Entwurfe der Unabhängigkeitserklärung und einen andern, welcher über die Gestaltung einer Conföderation zwischen den einzelnen Colonien Vorschläge machen sollte. Aber erst 1781 trat die sogenannte Conföderation ins Leben. Sie schuf eine Regierung für die dreizehn Staaten als Staaten, und übertrug die Bundesgesetzgebung nicht Individuen, sondern lediglich diesen Staaten. Und darin eben lag der wunde Fleck. Denn wenn ein Staat den Beschlüssen nicht Folge gab, wer sollte ihn zu seiner Pflicht anhalten? Die Conföderationsverfassung bestimmte, daß die einzelnen Staaten Geldbeiträge zu gemeinschaftlichen Zwecken zu zahlen hätten, aber sie zahlten nicht was sie sollten, sondern was und so viel sie wollten. In Betreff des Bundesheeres stellten sich ähnliche Mängel und Uebelstände heraus. Verfassungsmäßig sollte der Congreß Verträge mit auswärtigen Staaten abschließen, aber die Einzelstaaten mochten sich nach Gutdünken an die Erfüllung und Befolgung derselben gebunden erachten oder nicht. Mit einem Worte: die Conföderation war eine Fehlgeburt, weil sie keine Regierung schuf, welche Kraft und Macht besaß den Gesetzen und Beschlüssen überall Nachdruck zu geben. Sie übte praktisch gar keine Wirkung, und wurde von Jahr zu Jahr schwächer. Namentlich auch in den Handelsverhältnissen zeigte sich ihre völlige Unbrauchbarkeit. Die Einzelstaaten konnten sich über ihre wirklichen oder vermeintlichen Interessen nicht einigen; es fehlte an einem Organ das vermittelnd, ausgleichend und entscheidend über Allen gestanden, und das Interesse der Gesammtheit gegenüber der particularen Selbstsucht zur Geltung gebracht hätte. Pennsylvanien und Neu-York wollten dem virginischen Taback keinen Schutz angedeihen lassen, und Massachusetts und Maryland ließen englisches Eisen zollfrei ein. Neu-York und Neu-England besteuerten die ausländische

Wolle, um ihrer inländischen Schafzucht aufzuhelfen, aber beide Carolina und Virginien mochten von einem Schutz der Wolle oder der einheimischen Wollenwaaren nichts hören, und über gemeinsame Maßregeln konnte man sich nicht verständigen. Dabei herrschte fortwährend drückender Geldmangel. Der Congreß hatte, wie wir schon erwähnten, große Summen sogenannten Continentalgeldes ausgegeben (357,476,541 Dollars alter Emission, und 2,070,485 neuer Emission); außerdem war von mehreren Staaten noch besonderes Papiergeld des Staates emittirt worden; das eine wie das andere war jedoch bald entwerthet, und ein Pfund Butter wurde mit fünfzig, ein Pferd mit zehntausend Dollars Papiergeld bezahlt. Die Bemühungen des Congresses, den Werth des Continentalgeldes hoch zu halten, blieben natürlich vergebens, denn der Congreß besaß kein Metall, mit welchem er das Papier hätte decken oder einlösen können, und das am Ende zu reichlich 360,000,000 Dollars aufgelaufene Continentalgeld wurde zu werthlosen Papierstücken.

Aus alle dem ergiebt sich, daß die Conföderation ohne Kraft und Lebensfähigkeit war; aber diese Schwäche der Bundesregierung entsprach vollkommen den Ideen der Zeit, aus welchen sie hervorging. Die Einzelstaaten wollten damals keine kräftige Centralgewalt, welche ihrer particularen Selbstsucht nachdrücklich hätte entgegentreten können. Die amerikanischen Republikaner benahmen sich in dieser Hinsicht eben so verblendet, wie auch nach 1848 so manche deutsche Fürsten. „Souveränetät des Einzelstaates" war ein allgemeines Stichwort, und, was freilich in Deutschland nicht der Fall ist, das Volk sah in den Regierungen der Einzelstaaten Beschützer der Freiheit, welche es von einer starken Centralregierung gefährdet glaubte. Auf diese übertrug es, in alter Gewohnheit, einen Theil der Abneigung, die es gegen Englands Reichsparlament gehegt hatte. Es wollte sich gegen mögliche Beeinträchtigung sicher stellen und nahm in seinem Mißtrauen der Conföderation alle Macht, auch Gutes und Zweckmäßiges durchzuführen. Kein Wunder, daß man sich derselben zu entledigen wünschte. In Massachusetts erhoben sich die radicalen Ultras sogar in Waffen und erklärten all und jede Regierungsform für aristokratisch. Allgemein begriff man endlich, daß an die Stelle der schlaffen und machtlosen Conföderation eine stärkere Regierung treten müsse. Nach langem Verhandeln wurde 1789 die gegenwärtige Unionsverfassung zunächst von elf Staaten angenommen. Sie bildet mit den 1791, 1798 und 1804 hinzugefügten „Verbesserungen" die politische Grundlage der Vereinigten Staaten.

Die englisch-amerikanischen Colonien hatten geschriebene Verfassungen, nicht wie fast alle europäische Staaten nur einzeln verbriefte Rechte. Vielleicht wäre unserm alten Europa eine unendliche Summe von Kriegen und Umwälzungen erspart geblieben, wenn die einzelnen Länder derartige kostbare „Blätter Papier" besessen hätten, in welchen die Rechte des Volkes und die Rechte und

Befugnisse der Monarchen klar und mit fester Hand verzeichnet stehen. Die Amerikaner behielten ihre gute und bewährte Praxis auch nach der Revolution bei, und schrieben die Bundesverfassung auf ein „Blatt Papier," das allerdings ein Werk großer Mühen und Anstrengungen war. Die particulare Selbstsucht fand noch immer Fürsprecher. Die Sklavenhalter im Süden fürchteten die freie Arbeit des Nordens, und Neu-England glaubte lange seine Handelsinteressen nicht mit jenen der übrigen Staaten in Einklang bringen zu können. Die kleinen Staaten besorgten Uebergriffe von Seiten der größeren, und verlangten eine Regierung, in welcher jeder Staat ohne Rücksicht auf seinen Umfang oder seine Volkszahl gleichviel Einfluß und Stimmrecht ausüben solle, während die größeren diesen Einfluß nach der Kopfzahl zu bestimmen trachteten. Diesen mannichfaltigen Widerstreit mußte die neue Verfassung ausgleichen oder versöhnen. Man begeht ein Unrecht, wenn man an sie den Maßstab des Idealen und absolut Vollkommenen legt. Sie konnte unter den obwaltenden Umständen lediglich eine Ausgleichung, ein Compromiß, sein. Sie hatte sich dem Vorhandenen anzubequemen und gefährliche Klippen zu umschiffen, so gut es eben sich thun ließ. So erklären sich eigenthümliche Anomalien ganz von selbst, z. B. die Bestimmung, daß jeder Staat, ob groß oder klein, zwei Vertreter in den Senat abordnet, und die Art der Volksvertretung der sklavenhaltenden Staaten im Repräsentantenhause.

Diese Verfassung schuf eine mit den wichtigsten Befugnissen ausgestattete Centralgewalt, eine nationale Regierung, welche nimmermehr möglich ist, wenn die Bundesregierung vom Belieben und guten Willen der Einzelstaaten vollkommen abhängig bleibt. Von nun an gab nicht mehr der Particularismus Gesetze, sondern das Volk der Vereinigten Staaten durch seine Vertreter, und die Bundesregierung erhielt Macht und Mittel, Gesetzen und Beschlüssen Achtung zu verschaffen. So ist der Nation im Ganzen wie den Einzelstaaten Genüge geschehen, und „das eine Rad läuft in und mit dem andern um." Der Volkswille bestimmt den Einzelstaat wie die gesammte Union. Die amerikanische Umwälzung war endlich vollendet und geschlossen; die repräsentative Demokratie findet ihre Legitimität in der Stimmurne.

Die Verfassung der Vereinigten Staaten hat folgende Eingangsworte: „Wir, das Volk der Vereinigten Staaten, in der Absicht eine vollkommene Vereinigung zu bilden, Gerechtigkeit zu gründen, die innere Ruhe zu sichern, für gemeinsame Vertheidigung zu sorgen, die allgemeine Wohlfahrt zu fördern und den Segen der Freiheit uns und unseren Nachkommen zu erhalten, verordnen und setzen fest diese Verfassung für die Vereinigten Staaten von Amerika."

Folgendes sind die Hauptbestimmungen: Die gesetzgebende Gewalt wird einem Congresse übertragen. Dieser besteht aus einem Senate und einem Repräsentantenhause. Die Abgeordneten in diesem letztern werden alle zwei Jahre vom

Volke der Vereinigten Staaten gewählt. Der Abgeordnete muß das Alter von 21 Jahren erreicht haben, 7 Jahre lang Bürger der Vereinigten Staaten gewesen und Einwohner des Staates sein, in welchem er gewählt werden soll. In den Senat der Vereinigten Staaten soll jeder Staat zwei Senatoren senden, welche von der gesetzgebenden Gewalt desselben auf zwei Jahre zu wählen sind. Jeder Senator hat eine Stimme. Alle zwei Jahre scheidet ein Drittel der Senatoren aus. Niemand kann Senator werden, der nicht das dreißigste Jahr erreicht hat, auch neun Jahre lang Bürger der Vereinigten Staaten gewesen und nicht zur Zeit seiner Erwählung Einwohner des Staates ist, für welchen er gewählt wird. Der Vicepräsident der Vereinigten Staaten ist Präsident des Senats; er hat nur eine Stimme abzugeben, wenn Stimmengleichheit eintritt. Der Senat allein hat die Gewalt, alle Klagen gegen Staatsbeamte zu untersuchen. Wird der Präsident der Vereinigten Staaten vor Gericht gezogen, so soll der Oberrichter den Vorsitz führen, und Niemand soll für überführt erachtet werden, ohne daß zwei Drittel der anwesenden Mitglieder dafür stimmen.

Der Congreß soll sich jährlich wenigstens einmal versammeln, am ersten Montage im December. Jedes Haus setzt seine Geschäftsordnung selbst fest, kann seine Mitglieder wegen ungebührlichen Benehmens bestrafen, und mit zwei Drittel Stimmen ein Mitglied ausstoßen. Die Senatoren und Repräsentanten erhalten Taggelder aus dem Staatsschatze der Vereinigten Staaten. Kein Senator oder Repräsentant soll während der Zeit, für welche er gewählt wurde, zu irgend einem unter der Regierung der Vereinigten Staaten stehenden bürgerlichen Amte, welches während dieser Zeit errichtet oder dessen Gehalt erhöht wird, befördert werden können; auch soll kein Beamter der Vereinigten Staaten Mitglied des einen oder andern Hauses werden, so lange er im Amte ist.

Alle Gesetzentwürfe zur Erhebung von Staatseinkünften gehen vom Repräsentantenhause aus; der Senat kann Zusätze und Verbesserungen zu denselben vorschlagen. Jeder Gesetzentwurf, welcher die Genehmigung beider Häuser erhalten hat, wird dem Präsidenten der Vereinigten Staaten vorgelegt. Stimmt dieser ihm bei, so soll er ihn unterzeichnen; wo nicht, so hat er ihn mit seinen Einwürfen dem Hause, aus welchem er hervorgegangen ist, zurückzusenden. Dieses läßt die Einwürfe vollständig in sein Protocoll eintragen und zieht den Gegenstand nochmals in Erwägung. Wenn nach dieser letztern zwei Drittel des Hauses für den Antrag stimmen, so soll er sammt den Einwürfen dem andern Hause zugestellt werden, welches ihn gleichfalls in abermalige Erwägung zieht. Wird er auch von zwei Dritteln dieses Hauses genehmigt, so hat er Gesetzeskraft. In allen solchen Fällen aber sollen die Stimmen mit Ja oder Nein abgegeben und die Namen der für und wider den Antrag Stimmenden in das Protocoll jedes betreffenden Hauses eingetragen werden. Wenn ein Antrag nicht binnen zehn Tagen, von jenem der Uebersendung an gerechnet (Sonntage in Abzug gebracht), vom Präsidenten zurückgesandt wurde, so soll er eben so gut Gesetz werden, als ob er von demselben unterzeichnet worden wäre; es sei denn, daß der Congreß durch Vertagung die Rücksendung verhindert.

Der Congreß soll Macht haben: 1. Abgaben, Zölle, Gefälle und Steuern aufzulegen und zu erheben; Schulden zu bezahlen, und für die ge-

meinsame Vertheidigung und Wohlfahrt der Vereinigten Staaten zu sorgen. Aber alle Zölle, Gefälle und Steuern sollen in den Vereinigten Staaten gleichmäßig sein. 2. Auf den Credit der Vereinigten Staaten Geldanleihen zu machen. 3. Den Handel mit fremden Nationen und zwischen den einzelnen Staaten so wie mit den Indianerstämmen zu ordnen. 4. Ein allgemeines Naturalisationsgesetz und gleichförmige Bankerottgesetze in den Vereinigten Staaten festzusetzen. 5. Geld zu prägen und den Werth desselben so wie jenen der fremden Geldsorten zu bestimmen und Ein Maß und Gewicht festzustellen. 6. Für die Bestrafung des Nachmachens des Papiergeldes und der gangbaren Münzen der Vereinigten Staaten zu sorgen. 7. Postämter und Poststraßen zu errichten. 8. Den Fortschritt der Wissenschaften und nützlicher Künste dadurch zu befördern, daß Schriftstellern und Erfindern, jedoch nur auf gewisse Zeit, ein ausschließliches Recht — Patent — auf ihre Schriften und Erfindungen gesichert wird. 9. Gerichte, welche unter dem höchsten Gerichtshofe stehen, einzusetzen, damit sie Seeräubereien und Verbrechen, welche auf hoher See begangen wurden, und Verletzung des Völkerrechts aburtheilen und bestrafen. 10. Krieg zu erklären, Kaper- und Repressalienbriefe auszufertigen und Verordnungen betreffs der Prisen zu Wasser und zu Lande zu erlassen. 11. Armeen zu errichten und zu halten. Jedoch soll zu diesem Zwecke eine Geldbewilligung nicht länger als auf zwei Jahre gemacht werden. 12. Eine Seemacht zu errichten und zu unterhalten. 13. Vorschriften über die Errichtung der Land- und Seemacht zu geben. 14. Für Aufruf der Miliz zur Aufrechterhaltung der Gesetze der Union, zur Unterdrückung von Aufständen und zur Abwehr feindlicher Einfälle zu sorgen. 15. Für Organisation, Bewaffnung und Disciplin der Miliz, so wie für Befehligung desjenigen Theils derselben zu sorgen, welcher zum Dienste der Vereinigten Staaten verwandt wird, wobei den Staaten die Ernennung der Offiziere und die Gewalt überlassen wird, die Miliz nach der vom Congreß vorgeschriebenen Kriegsordnung einzuüben. 16. Ausschließliche Gesetzgebung in allen und jeden Fällen über einen nicht mehr als zehn Geviertmeilen umfassenden Bezirk auszuüben, welcher, durch Abtretung einzelner Staaten und mit Genehmigung des Congresses, Sitz der Vereinigten Staaten-Regierung werden soll; gleichermaßen auch Machtvollkommenheit zu üben über alle, mit Zustimmung der gesetzgebenden Gewalt des betreffenden Staates angekauften Plätze zur Errichtung von Festungen, Magazinen, Zeughäusern, Schiffswerften und anderen nothwendigen Gebäuden, und 17. alle Gesetze zu geben welche nothwendig und zweckmäßig sind, die oben angeführten so wie alle vermittelst dieser Verfassung der Regierung der Vereinigten Staaten oder irgend einem Verwaltungsfache oder Beamten derselben verliehenen Befugnisse zu handhaben.

Die Unionsverfassung bestimmt unter anderm ferner: Das Vorrecht der Habeas-Corpusacte soll nicht aufgehoben werden, außer in Fällen eines Aufstandes oder feindlichen Einfalls, wo die öffentliche Sicherheit es erfordert. Es soll kein Gesetz gegeben werden, welches Güterconfiscation oder Verlust der bürgerlichen Rechte bestimmt, noch ein Gesetz mit rückwirkender Kraft. — Auf Ausfuhrartikel aus irgend einem Staate sollen weder Gefälle noch Zölle erhoben werden; keinem Hafen irgend eines Staates soll durch Handelsverordnungen oder Uebereinkommen ein Vorzug vor

dem eines andern eingeräumt werden, noch sollen Schiffe, die bestimmt sind, von oder nach einem andern Staate zu segeln, gehalten sein einzulaufen, umzuladen, oder in irgend einem andern Staate Zoll zu bezahlen. — Aus dem Staatsschatze soll kein Geld gezogen werden außer zu gesetzlich bestimmter Verwendung. Von Zeit zu Zeit soll eine regelmäßige Berechnung über die Einnahmen und Ausgaben aller Staatsgelder veröffentlicht werden. — Kein Adelstitel soll von den Vereinigten Staaten verliehen werden, und Niemand, der in ihnen ein besoldetes oder Ehrenamt bekleidet, soll ohne Bewilligung des Congresses irgend ein Geschenk, eine Vergütung oder einen Titel irgend einer Art von irgend einem Könige, Fürsten oder fremden Staate annehmen.

Kein Staat soll irgend einen Vertrag, ein Bündniß oder eine Vereinigung eingehen, Kaper- und Repressalienbriefe ertheilen, Geld prägen, Creditscheine ausstellen, etwas Anderes als Gold- und Silbermünze bei Schuldzahlungen bieten, ein Güterconfiscations- oder rückwirkendes Gesetz, oder ein die Verbindlichkeit von Verträgen schwächendes Gesetz erlassen oder einen Adelstitel verleihen. — Kein Staat soll ohne Zustimmung des Congresses Gefälle oder Zölle auf Ein- oder Ausfuhr legen, ausgenommen so weit es unumgänglich nöthig ist zur Vollziehung seiner Aufsichtsgesetze. Der Reinertrag aller von einem Staate etwa auf Ein- oder Ausfuhr gelegten Gefälle oder Zölle soll dem Schatze der Vereinigten Staaten zufallen, und alle hierauf bezüglichen Gesetze sollen der Durchsicht und Controle des Congresses unterworfen sein. Kein Staat soll ohne Zustimmung des Congresses Tonnengelder erheben, in Friedenszeiten Truppen oder Kriegsschiffe halten, mit irgend einem andern Staate oder einer auswärtigen Macht irgend ein Uebereinkommen oder Bündniß eingehen, oder Krieg anfangen, falls er nicht wirklich angegriffen wird, oder sich in einer drohenden Gefahr befindet, welche keinen Verzug erlaubt.

Die vollziehende Gewalt wird einem Präsidenten übertragen, der sein Amt vier Jahre lang bekleidet; er wird mit dem auf gleiche Dauer gewählten Vice-Präsidenten auf folgende Weise gewählt: Jeder Staat soll in der Weise wie seine Gesetzgebung es bestimmt, eine Zahl von Wahlmännern aufstellen, welche der Zahl der Senatoren und Repräsentanten gleich kommt, welche er in den Congreß abzuordnen berechtigt ist. Es kann aber kein Senator oder Repräsentant oder irgend Jemand, der unter den Vereinigten Staaten irgend ein Amt, gleichviel ob ein besoldetes oder unbesoldetes, bekleidet, Wahlmann sein. Die Wähler sollen sich in ihren Staaten versammeln und durch Kugelung für zwei Personen stimmen, wovon wenigstens eine kein Mitbewohner ihres Staates ist. Darauf sollen sie eine Liste von allen denjenigen, für welche gestimmt worden ist, und von der Zahl der Stimmen, welche jeder Einzelne erhielt, anfertigen, dieses Verzeichniß unterzeichnen und beglaubigen und versiegelt an den Sitz der Vereinigten Staaten-Regierung unter der Aufschrift: „An den Präsidenten des Senats" einsenden. Dieser letztere soll dann in Gegenwart des Senats und des Repräsentantenhauses alle Berichte öffnen, worauf die Stimmen gezählt werden. Wer die meisten Stimmen hat, soll Präsident sein, falls die Anzahl dieser Stimmen die Mehrheit aller aufgestellten Wähler ausdrückt. Hat mehr als Einer solche Stimmenmehrheit erhalten und ergiebt sich Gleichheit der Stimmen, so soll das Repräsentantenhaus sogleich durch Kugelung einen davon zum Präsidenten erwählen. Hat Niemand eine Mehrheit,

so soll besagtes Haus den Präsidenten auf gleiche Weise aus den fünf Höchsten in der Liste wählen. Bei solcher Wahl des Präsidenten soll dergestalt nach Staaten gestimmt werden, daß die Repräsentation jedes Staates eine Stimme hat. Die hierzu gehörige Zahl soll aus einem oder mehren Gliedern von zwei Dritteln der Staaten bestehen, und die Mehrheit aller Staaten zu einer Wahl nöthig sein. In jedem Falle soll derjenige, welcher nach der Wahl des Präsidenten die meisten Wahlstimmen hat, Vicepräsident sein. Wären jedoch zwei oder mehre übrig, welche gleiche Stimmen erhielten, so soll der Senat aus ihnen durch Kugelung den Vicepräsidenten erwählen. — Sämmtliche Wähler geben durch die ganze Union ihre Stimmen an ein und demselben Tage ab. Nur ein geborener Bürger der Vereinigten Staaten ist zum Präsidentenamte wählbar; er muß das fünf und dreißigste Jahr erreicht und vierzehn Jahre lang seinen Wohnsitz innerhalb der Vereinigten Staaten gehabt haben. Im Fall der Amtsentsetznng des Präsidenten oder seines Ablebens, seiner Abdankung oder Amtsunfähigkeit, soll die Stelle dem Vicepräsidenten übertragen werden, und der Congreß mittelst Gesetzes für den Fall der Amtsentsetzung, des Todes, der Abdankung oder Unfähigkeit sowohl des Präsidenten als des Vicepräsidenten Verfügung treffen, welcher Beamte dann des Präsidenten Stelle vertreten soll, und ein solcher Beamte hat dann, bis die Unfähigkeit beseitigt oder ein neuer Präsident gewählt ist, die Amtsobliegenheiten zu versehen. — Die Entschädigung, welche der Präsident für seine Dienste erhält, kann während seiner Amtsdauer weder erhöht noch vermindert werden. Er kann während dieser Zeit weder von den Vereinigten Staaten noch von einem Einzelstaate irgend eine andere Vergünstigung erhalten. Sein Eid lautet „Ich schwöre (oder „gelobe feierlich"), daß ich das Amt eines Präsidenten der Vereinigten Staaten treu verwalten und nach meinen besten Kräften die Verfassung der Vereinigten Staaten bewahren, schützen und vertheidigen will."

Der **Präsident** ist Oberbefehlshaber der Armee und der Seemacht der Vereinigten Staaten und der Landwehr (Miliz) der verschiedenen Staaten, sobald diese in den Dienst der Vereinigten Staaten tritt; er hat das Recht, die schriftliche Ansicht und Meinung jedes der obersten Beamten bei jeder Vollziehungsbehörde über Alles zu verlangen, was zu den Pflichten ihrer respectiven Aemter gehört; er hat auch die Macht, bei allen Vergehen gegen die Vereinigten Staaten Strafmilderung oder Begnadigung zu decretiren, ausgenommen in Fällen, wo das Repräsentantenhaus eine Anklage erhob. Er hat die Macht, auf und mit Rath und Zustimmung des Senats, Verträge zu schließen, sobald zwei Drittel der anwesenden Senatoren genehmigen; er hat, gleichfalls mit Rath und unter Genehmigung des Senats, Gesandte, andere Minister und Consuln, Richter des obersten Gerichtshofes und alle anderen Beamten der Vereinigten Staaten, über deren Anstellung die Verfassung nicht auf andere Weise verfügt, und die dem Gesetze gemäß angestellt werden, zu ernennen und anzustellen. Der Congreß kann jedoch die von ihm für zweckmäßig erachtete Anstellung aller Unterbeamten entweder dem Präsidenten allein, oder den Gerichtshöfen oder den Vorstehern der Regierungsdepartements übertragen. — Der Präsident hat die Macht alle Aemter, welche erledigt werden während der Senat nicht versammelt ist, zu besetzen, — diese Ernennungen erlöschen aber mit dem Schlusse der nächsten Senatssitzung. — Der Präsident soll dem Congresse von Zeit zu Zeit über den Zustand der Union Kunde geben, und der Berathung dessel-

ben solche Maßregeln empfehlen, welche er für zweckmäßig und nothwendig erachtet. In außerordentlichen Fällen darf er beide Häuser oder eins derselben zusammenberufen. Falls beide über ihre Vertagungszeit nicht einig werden können, steht es ihm zu, sie auf eine ihm geeignet scheinende Zeit zu vertagen. Er empfängt Gesandte und andere öffentliche Bevollmächtigte, trägt Sorge für gewissenhafte Handhabung der Gesetze und fertigt allen Beamten der Vereinigten Staaten ihre Bestallungen aus. Präsident, Vicepräsident und jeder Civilbeamte der Vereinigten Staaten sollen, wenn sie des Verraths, der Bestechung oder anderer schwerer Verbrechen und Vergehen wegen angeklagt und überwiesen worden sind, ihrer Stellen entsetzt werden.

Die richterliche Gewalt der Vereinigten Staaten ist einem höchsten Gerichtshofe und solchen Untergerichtshöfen übertragen, wie der Congreß von Zeit zu Zeit sie zu verordnen und zu errichten für gut befindet. Sowohl die Richter des höchsten Gerichtshofes wie jene der Untergerichte sollen im Amte bleiben, so lange sie sich eines guten Betragens befleißigen, und sollen zu bestimmten Zeitfristen eine Entschädigung für ihre Dienste erhalten, welche nicht vermindert werden kann, so lange sie im Amte sind. Die richterliche Gewalt erstreckt sich auf alle Fälle in Rechts- und Canzleisachen, welche laut dieser Verfassung, nach den Gesetzen der Vereinigten Staaten und den unter ihrer Machtvollkommenheit eingegangenen oder noch einzugehenden Verträgen zu beurtheilen sind; auf alle Fälle, welche Gesandte, andere öffentliche Geschäftsträger und Consuln angehen; auf alle Fälle der Admiralitäts- und Seegerichtsbarkeit; auf alle Streitigkeiten, in welchen die Vereinigten Staaten Partei sind; auf alle Streitigkeiten zwischen zwei und mehren Staaten; zwischen Bürgern verschiedener Staaten; zwischen Bürgern eines andern Staates und einem Staate; zwischen Bürgern ein und desselben Staates, wenn diese Ansprüche auf Ländereien machen, auf welche ihnen von verschiedenen Staaten Rechtstitel gegeben worden sind, und zwischen einem Staate und dessen Bürgern und fremden Staaten, Unterthanen oder Bürgern überhaupt. In allen Fällen, welche Gesandte, andere öffentliche Bevollmächtigte oder Consuln angehen, und in solchen, bei denen ein Staat Partei ist, soll der oberste Gerichtshof erste Instanz sein. In allen übrigen vorerwähnten Fällen soll der Obergerichtshof Berufungsinstanz sein sowohl in Betreff der Rechtsfrage als der Entscheidung über Thatsachen, mit den Ausnahmen und nach den Vorschriften, wie der Congreß sie machen wird. Die Gerichtsverhandlungen über alle Verbrechen, die Fälle der Anklage vor dem Senate ausgenommen, sollen durch Geschwornengerichte geschehen, und soll das Verfahren in dem Staate stattfinden, in welchem das Verbrechen verübt worden ist. Wurde es aber nicht innerhalb eines Staates verübt, so sollen die Gerichtsverhandlungen an dem Orte oder an den Orten sein, welche der Congreß dazu durch das Gesetz bestimmt.

Als Hochverrath gegen die Vereinigten Staaten wird nur Anreizung zum Kriege gegen sie betrachtet, oder Hülfleistung und Vorschub, die man ihren Feinden gewährt. Niemand wird anders des Verrathes überwiesen erachtet, als auf das Zeugniß zweier Zeugen von einer und derselben offen begangenen That, oder auf Geständniß vor offenem Gerichtshof. Der Congreß bestimmt die Strafe des Hochverraths; aber keine Verrathsüberführung soll einen Makel auf die Familie des Verbrechers werfen, oder Güterconfiscation über die Lebensdauer des Ueberführten hinaus zur Folge haben. In jedem

Staate soll den öffentlichen Acten, Urkunden und gerichtlichen Verhandlungen jedes andern Staates Treue und Glauben geschenkt werden; der Congreß kann durch allgemeine Gesetze die Art und Weise vorschreiben, wie solche Acten, Urkunden und gerichtliche Verhandlungen zu prüfen sind und welche Folgen sie haben sollen.

Die Bürger eines jeden Staates sind zu allen Vorrechten und Freiheiten berechtigt, welche die Bürger der übrigen Staaten genießen. Wer in einem Staate des Verraths, der Felonie oder eines andern Verbrechens angeklagt, dem Arme der Gerechtigkeit entflieht, und in einem andern Staate betroffen wird, soll auf Verlangen der vollziehenden Gewalt desjenigen Staates, aus welchem er entflohen, ausgeliefert und nach dem Staate gebracht werden, welchem die Gerichtsbarkeit über das begangene Verbrechen zusteht. Niemand, der in einem Staate gesetzlich zu Dienst oder Arbeit verpflichtet ist, und in einen andern Staat entweicht (— flüchtige Sklaven —), soll auf Grund eines in letzterm geltenden Gesetzes oder einer Verordnung von solchem Dienst oder solcher Arbeit entbunden, sondern auf Begehren der Partei, welcher er den Dienst oder die Arbeit schuldet, ausgeliefert werden.

Durch den Congreß können neue Staaten in die Union aufgenommen werden, aber kein neuer Staat darf innerhalb der Gerichtsbarkeit eines andern Staates gebildet oder errichtet werden; auch soll kein Staat durch Vereinigung zweier oder mehrer Staaten oder Theile von Staaten ohne Zustimmung der gesetzgebenden Gewalten der betheiligten Staaten sowohl als des Congresses gebildet werden. — Der Congreß hat die Gewalt, über das Gebiet der Vereinigten Staaten oder anderes diesen letzteren gehörendes Eigenthum zu verfügen, und in Bezug auf dasselbe alle nöthigen Einrichtungen und Verfügungen zu treffen. In dieser Verfassung soll nichts so gedeutet werden, daß es irgend Ansprüche der Vereinigten Staaten oder eines einzelnen Staates beeinträchtige. Die Vereinigten Staaten gewährleisten jedem Staate der Union eine republikanische Regierungsform; sie schützen jeden derselben gegen feindlichen Angriff von Außen, und auf Ansuchen der gesetzgebenden oder der ausübenden Gewalt, wenn erstere nicht zusammenberufen werden kann, gegen Gewaltthätigkeiten im Innern.

Der Congreß kann, wenn zwei Drittheile beider Häuser es für nöthig erachten, Verbesserungen zu dieser Verfassung vorschlagen, oder auf Ansuchen der gesetzgebenden Gewalten von zwei Dritteln der einzelnen Staaten eine Zusammenkunft von Abgeordneten veranstalten, um Verbesserungen zu beantragen. Diese Verbesserungen sollen in beiden Fällen nach ihrem ganzen Inhalte und Zwecke als Theile der Verfassung gültig sein, wenn sie durch die gesetzgebenden Gewalten von drei Viertheilen der Einzelstaaten, oder durch Conventionen von drei Viertheilen derselben genehmigt worden sind, je nachdem der Congreß die eine oder andere Art der Genehmigung vorgeschlagen haben mag.

Die Verfassung und die Gesetze der Vereinigten Staaten, welche ihr zufolge gegeben werden, und alle unter Machtvollkommenheit der Vereinigten Staaten abgeschlossenen oder abzuschließenden Verträge sollen das höchste Landesgesetz und für die Richter eines jeden Staates bindend sein, wenn auch etwas in der Verfassung oder in den Gesetzen eines Staates ihnen widerspräche. Die vorerwähnten Senatoren und Repräsentanten, und die Mitglieder der verschiedenen Staatsgesetzgebungen und alle Vollziehungs- und Gerichtsbeamte der Vereinigten Staaten wie der Einzelstaaten sollen

durch Eid oder feierliches Gelöbniß verpflichtet werden, diese Verfassung aufrecht zu erhalten. Nie aber soll zur Befähigung für irgend einen Dienst oder ein öffentliches Amt in den Vereinigten Staaten ein religiöser Prüfungseid gefordert werden.

Diese Verfassung: „geschehen im Convent durch einmüthige Bestimmung der gegenwärtigen Staaten (— Neu-Hampshire, Massachusetts-Bay, Neu-York, Neu-Jersey, Connecticut, Delaware, Maryland, Pennsylvanien, Virginien, Nord-Carolina, Süd-Carolina, Georgien —) am 17. September im Jahre des Herrn 1787, und im zwölften Jahre der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika," und zuerst unterzeichnet von „Georg Washington, Präsidenten und Abgeordnetem von Virginien," wurde nach und nach von den Einzelstaaten angenommen; sie erhielt, wie wir schon oben erwähnt, später einzelne Zusätze. So wurde im Jahre 1791 bestimmt: Der Congreß soll kein Gesetz erlassen, welches sich auf die Einführung irgend einer Religion bezieht, oder die freie Ausübung einer solchen verbietet, noch Gesetze, durch welche die Freiheit der Rede oder der Presse, oder das Recht des Volkes, sich friedlich zu versammeln, um bei der Regierung um Abhülfe von Beschwerden einzukommen, geschmälert werden. — Da eine gut eingerichtete Bürgerwehr zur Sicherheit eines freien Staates nothwendig ist, so soll das Recht des Volkes, Waffen zu besitzen und zu tragen, nicht beschränkt werden. — Kein Soldat soll in Friedenszeiten in ein Haus ohne Einwilligung des Eigenthümers gelegt werden, und in Kriegszeiten nur in der durch das Gesetz vorgeschriebenen Art und Weise. — Das Recht des Volkes, hinsichtlich seiner Person, Wohnungen, Papiere und sonstiger Effecten gegen ungehörige Durchsuchung und Beschlagnahme gesichert zu sein, soll nicht verletzt, auch sollen keine Durchsuchungs- und Verhaftungsbefehle erlassen werden, ohne beweisliche, auf Eid oder feierliches Gelöbniß gestützte Ursache, und ohne daß der zu untersuchende Ort und die zu verhaftenden Personen oder Sachen genau beschrieben worden sind. — Niemand soll wegen eines Capital- oder sonst entehrenden Verbrechens anders Rede und Antwort stehen, als auf eine Anklage der Großen Jury; ausgenommen die Fälle, welche bei der Land- und Seemacht oder bei der Miliz vorkommen, wenn letztere in Zeiten eines Krieges oder öffentlicher Gefahr im activen Dienste ist. Auch soll Niemand wegen desselben Vergehens zweimal auf Leib und Leben angeklagt werden können. Noch soll irgend Jemand in irgend einem peinlichen Falle gezwungen werden, Zeugniß gegen sich selbst abzulegen, noch seines Lebens, seiner Freiheit oder seines Eigenthums ohne gehörige, richterliche Untersuchung beraubt werden, auch soll kein Privateigenthum zum öffentlichen Nutzen ohne völlige Entschädigung genommen werden können. — In allen peinlichen Untersuchungen soll der Angeklagte das Recht eines schleunigen und öffentlichen Rechtsganges vermittelst eines unparteiischen Geschwornengerichts des Staates und Bezirks, in welchem das Verbrechen begangen wurde, genießen. Auch soll der Bezirk vorher durch das Gesetz bestimmt und der Angeklagte von dem Wesen und dem Grunde der Anklage unterrichtet sein. Er soll ferner das Recht haben, mit den Belastungszeugen confrontirt zu werden, Zwangsverfahren anzuwenden, um Entlastungszeugen zu erhalten, und den Beistand eines Rechtsanwaltes zu seiner Vertheidigung genießen. — Bei allen gemeinbürgerlichen Rechtsfällen, in welchen der streitige Gegenstand den Werth von zwanzig Dollars übersteigt, soll das Recht des Ver-

fahrens vor dem Geschwornengerichte gewahrt werden, und keine von einem Geschwornengerichte abgeurtheilte Thatsache soll auf eine andere Weise, als wie das gemeine Landrecht vorschreibt, bei irgend einem Gerichtshofe der Vereinigten Staaten von Neuem zur Untersuchung gebracht werden. — Weder übermäßige Bürgschaften sollen gefordert, noch ungewöhnlich hohe Geldstrafen auferlegt, noch grausame und ungewöhnliche Körperstrafe verhängt werden. — Die Aufzählung bestimmter Rechte in der Verfassungsurkunde soll nicht der Art ausgelegt werden, als seien dadurch andere dem Volke vorbehaltene Rechte verweigert oder geschmälert. — Die durch die Verfassung der Vereinigten Staaten nicht übertragenen Befugnisse, und die welche sie den Staaten auszuüben nicht verbietet, sind den respectiven Staaten oder dem Volke vorbehalten.

Im Jahre 1798 wurde Folgendes bestimmt: Die richterliche Gewalt der Vereinigten Staaten soll nicht dergestalt ausgelegt werden, als erstrecke sie sich auf irgend einen Rechtsstreit, welcher durch Bürger oder Unterthanen irgend eines fremden Staates gegen die Vereinigten Staaten begonnen oder betrieben wurde.

Ein Zusatzartikel vom Jahre 1804 setzt die Art und Weise der Präsidentenwahl in folgender Weise fest: — Die Wahlmänner sollen sich in ihren respectiven Staaten versammeln und durch geheime Abstimmung (Ballot) für einen Präsidenten oder Vicepräsidenten stimmen, von denen wenigstens einer kein Bewohner ihres Staates sein darf. Sie sollen auf ihren Stimmzetteln die Person namhaft machen, für welche sie als Präsidenten, und auf anderen Stimmzetteln die Person, für welche sie als Vicepräsidenten stimmen. Sie sollen dann getrennte Listen von den zu Präsidenten bestimmten Personen, so wie von der Anzahl der Stimmen für jede anfertigen. Diese Listen sollen sie unterzeichnen und beglaubigen, und versiegelt an den Sitz der Regierung der Vereinigten Staaten, adressirt: An den Präsidenten des Senats, einsenden. Der Präsident des Senats soll in Gegenwart des Senats und des Repräsentantenhauses alle Certificate öffnen, und darauf sollen die Stimmen gezählt werden. Die Person, welche die größte Stimmenzahl zum Präsidenten hat, soll Präsident sein, falls eine solche Zahl die Mehrheit der Gesammtzahl der aufgestellten Wähler ist. Und wenn Niemand diese Mehrheit besitzt, so soll das Repräsentantenhaus von den Personen, welche auf der Stimmliste die meisten Stimmen haben, jedoch von nicht mehr als dreien, unverzüglich durch Ballottement den Präsidenten wählen. Da aber bei der Präsidentenwahl die Stimmen nach Staaten aufgenommen werden, wobei die Repräsentation eines jeden Staates nur eine Stimme hat, so soll die zu diesem Zwecke nöthige Wählerzahl aus einem oder mehrern Mitgliedern von zwei Dritteln aller Staaten bestehen, und zur Wahl soll eine Stimmenmehrheit aller Staaten erforderlich sein. Sollte aber das Repräsentantenhaus, falls dieses im Besitze des Wahlrechtes ist, den Präsidenten nicht vor dem vierten Tage des nächstfolgenden Märzmonates wählen, so soll der Vicepräsident, gleichwie beim Todesfalle des Präsidenten oder wie bei einer andern verfassungsmäßigen Behinderung desselben, als Präsident fungiren. Die Person, welche die größte Anzahl Stimmen zum Vicepräsidenten hat, soll Vicepräsident sein, sobald eine solche Zahl die Mehrheit der Gesammtzahl der aufgestellten Wähler ist. Hat Niemand eine Mehrheit, so soll der Senat von den Zweien, welche auf der Liste die meisten Stimmen haben, den Vicepräsidenten wählen. Die zu diesem Zwecke nothwendige Anzahl soll aus zwei

Dritteln der ganzen Zahl der Senatoren bestehen, und zur Wahl soll eine Mehrheit der ganzen Zahl erforderlich sein. Wer verfassungsmäßig nicht zum Präsidenten wählbar ist, kann auch nicht zum Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten gewählt werden.

Es bleibt charakteristisch für das amerikanische Staatswesen und Staatsleben, daß dasselbe alle asiatisch-orientalischen Zuthaten und Beimischungen weggeworfen hat, welche in Europa besonders während der letzten drei Jahrhunderte so üppig emporwucherten. Ein Königthum „von Gottesgnaden" war auch dem germanischen Mittelalter eben so fremd und mit altgermanischem Sinne eben so unverträglich, wie der moderne Absolutismus mit seinem Zubehör: dem straffen Beamtenwesen und den stehenden Heeren, aus Millionen willenloser Werkzeuge zusammengesetzt, welche ihre Pflicht lediglich in unfreiem Gehorsam erblicken müssen. Nord-Amerika hat weder den Feudalismus noch eine Hierarchie aufkommen lassen, dagegen dem Volke das Recht der Selbstverwaltung und der Selbstregierung zugesprochen. Damit übernahm die sich für mündig und für volljährig erklärende Nation für Alles was sie thut, auch selber die Verantwortlichkeit. Sie wird nicht von dem Einzelwillen eines Erbherrn oder einer Kaste geleitet, sondern sie bestimmt sich aus sich heraus, je nachdem ihr Interesse es erfordert. Den in hergebrachten Meinungen verharrenden, mit Amerikas Verhältnissen gewöhnlich nur mangelhaft bekannten Europäern fällt es schwer, die Zustände der neuen Welt vorurtheilsfrei ins Auge zu fassen. Aber das amerikanische System des Staatswesens findet seine glänzende Rechtfertigung in dem beispiellosen Gedeihen und dem Aufschwunge der Vereinigten Staaten, und wenn man es in unserer alten Welt häufig noch als ein gewagtes Experiment betrachtet, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß ein „Versuch," welcher seit nun sechszig Jahren auch den schärfsten und bedenklichsten Proben vollkommen gewachsen blieb, Anspruch darauf hat, als ein Definitivum betrachtet zu werden. Kein einziger Staat in Europa vermag, gleich den Vereinigten Staaten, seine Verfassung auf das Jahr 1789 zurückzuführen; sämmtliche Constitutionen unserer alten Welt sind viel jünger; selbst jene von Großbritannien erlitt durchgreifende Veränderungen, und blieb in ihrem Wesen nur deshalb unangetastet, weil sie freier war als jene der übrigen Monarchien*). Die Volks-

*) Vortrefflich hat sich John Adams in seiner Defence of the Constitution of government of the United States in America, London 1789. Vol. I. p. XV. ausgesprochen: It was the general opinion of ancient nations that the divinity alone was adequate to the important office of giving laws to men. The United States of America have exhibited, perhaps, the first example of *governments, erected on the simple principles of nature.* It will for ever be acknowledged that *these governments were contrived merely by the use of reason and the senses.* Neither the people, nor their conventions, commitees, or subcommitees considered legislation in any other light than ordinary arts and sciences. Unembarrassed by attachments to noble families, hereditary lines and succession, or any considerations of royal blood, even the pious mystery of holy oil had no more influence than that other of holy water. The people universally were too enlightened to

menge der großen Union ist seit der Unabhängigkeitserklärung, von drei Millionen auf mehr als drei und zwanzig Millionen angewachsen, und räumlich hat sich der Staatenbund von den Alleghannies bis zum Stillen Weltmeer ausgedehnt. Seine Staatseinrichtungen sind über eine Welt verbreitet und im Volke festgewurzelt. Amerika hat jedes patriarchalische Bevormunden, den Despotismus, die Legitimität, und Alles was im Staatswesen an den Orient oder an die Erfindungen des auch im gebildeten Europa noch nicht dreihundert Jahre alten Absolutismus „von Gottes Gnaden" erinnert, aus dem Grunde beseitigt, und sich sein eigenes politisches System geschaffen, das den Bedürfnissen seiner Bewohner vollkommen entspricht.

Die Wiege der großen transatlantischen Republik stand zwischen dem Ocean und dem Alleghannygebirge. Gegen das Ende des letztverflossenen Jahrhunderts wurde das Gebirge allmälig überschritten. Damals begannen die „Hinterwälder" schon im westlichen Pennsylvanien. Den alten Freibriefen der englischen Könige zufolge reichte das Gebiet von Georgien, beiden Carolina, Virginien, Connecticut, Massachusetts und Neu-York bis an den, zur Zeit der Verleihung jener Privilegien noch beinahe unbekannten, Stillen Ocean. Maryland, Pennsylvanien, Delaware, Neu-Jersey, Rhode Island und Neu-Hampshire waren zu verschiedenen Zeiten aus Landstrecken gebildet worden, welche ursprünglich zu Virginien oder Massachusetts gehörten, und hatten von Anfang an eine Umgränzung, welche im Allgemeinen mit der gegenwärtigen zusammenfällt. Das westlich von ihnen liegende Land galt als Zubehör der alten Stammcolonien. Aber auf das heutige Westland machten die Franzosen Anspruch; sie betrachteten das ganze Stromthal des Mississippi zwischen den Alleghannies und den Felsengebirgen als ihr Eigenthum, und nannten dasselbe zu Ehren ihres Ludwig des Vierzehnten Louisiana. Der Streitigkeiten zwischen ihnen und den englischen Colonisten haben wir schon oben ausführlich erwähnt. Im Frieden von 1763 fiel außer Canada auch

---

be imposed on by artifice, and their leaders, or more properly followers, were men of too much honour to attempt it. Thirteen governments, thus founded on the natural authority of the people alone, without a pretence of miracle or mystery, which are destined to spread over the northern part of that whole quarter of the globe, are a great point gained in favour of the rights of mankind. The experiment is made and has completely succeeded; *it can no longer be called in question, whether authority in magistrates, and obedience of citizens can be grounded on reason, morality and the Christian religion*, without the monkery of priests or the knavery of politicians. Unsere Staatssophisten an Spree, Donau oder Isar, welche in Nord-Amerika sogenannte „sittliche Verbände" vermissen, d. h. Erb-Könige, Feudalismus und Priesterthum, halten solche Ansichten ohne Zweifel für durchaus „atomistisch." Aber Amerika ist bei dieser „Atomistik" frei, mächtig, blühend, wohlhabend und zufrieden, was bekanntlich von Europa nicht behauptet werden kann. Die Wahrheit ist, daß in den Vereinigten Staaten die Synthese vorwaltet, und gerade bei uns, eben wegen jener angeblich „sittlichen Verbände" die atomistische Zersplitterung und die Anarchie der Geister immer weiter um sich greift. Europa fühlt sich krank vom Cap Matapan bis zum bottnischen Meerbusen, Nord-Amerika gesund von den Quellen bis zur Mündung des Mississippi.

das ganze Louisiana im Osten des Mississippi, mit Ausnahme eines schmalen Landstriches an der Mündung, in den unbestrittenen Besitz Großbritanniens, das zugleich Florida von den Spaniern erwarb. Durch den Frieden von 1783 erhielt die neue Republik zur Nordgränze Canada, zur Westgränze den Mississippi, zur Südgränze den ein und dreißigsten Breitengrad und Florida; sie war somit von den Mündungen der Ströme ausgeschlossen, welche in den mexicanischen Meerbusen fallen. Spanien hatte Florida von England zurückerhalten, und daneben den bis dahin noch im Besitze Frankreichs gebliebenen Theil von Louisiana erworben.

Die einzelnen Staaten, welche nun bis an den Mississippi reichten, traten aus verschiedenen Gründen den im Westen gelegenen Theil ihrer Besitzungen an die Bundesregierung ab; Massachusetts, Connecticut, Neu-York, Virginien, die Carolinas und Georgien erhielten damals ihre heutige Begränzung. Das somit den Vereinigten Staaten anheimfallende Congreßland umfaßte reichlich die Hälfte des gesammten Flächenraumes zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Mississippi. Bald wurden die neuen Staaten Maine und Vermont den dreizehn alten Staaten hinzugefügt; die Gegend im Nordwesten des Ohio wurde 1787 zu einem Gebiete, einem Territorium, erklärt, und allmälig der ganze Westen besiedelt. Die Einwanderer sahen sich lediglich auf sich selbst allein und ihre eigene Kraft angewiesen, und die unternehmenden Männer, denen die Staaten Ohio, Indiana, Illinois und Michigan ihr Entstehen verdanken, waren von Hause aus Demokraten und Republikaner. Im Südosten bildeten sich die Staaten Kentucky und Tennessee. Im Jahre 1790 erhielt das Land im Südosten des Ohio eine Territorialregierung. Nach Kentucky strömten vorzugsweise virginische Auswanderer, Tennessee wurde rasch von solchen aus Nord-Carolina bevölkert. Diese gaben ihrem neuen Lande anfangs den Namen Frankland, unterwarfen sich jedoch nach langem Zwiste ihrem Mutterstaate, welcher später seine Anrechte auf die Union übertrug. Aus dem Südostgebiete wurden auch noch Alabama und Mississippi gebildet, so daß innerhalb des Gebietes, welches der Versailler Frieden der neuen Republik zugestand, acht Saaten erwachsen waren, welche allesammt sich republikanische und demokratische Staatseinrichtungen gaben.

Nach und nach fand man die Südgränze lästig und unbequem. Die Sternkundigen, sagte man, ziehen Breitengrade, aber den Meerbusen von Mexico hat Gott geschaffen und zu einer natürlichen Gränze gemacht. In der That ist es auch unnatürlich, daß eine Strommündung in der Gewalt eines Volkes ist, welchem der übrige Flußlauf nicht gehört. Die Amerikaner sahen sich in Betreff einer ihrer Hauptpulsadern von dem guten Willen einer fremden Macht abhängig, welche den Thürschlüssel zu ihrem Hause in der Hand hielt und ihren Einfluß häufig in lästiger Weise fühlbar machte. Die Ansiedler im Westen verlangten

Schutz von der Bundesregierung, und droheten mit Gründung einer selbständigen Mississippi-Republik, falls ihnen derselbe nicht gewährt werde. Sie waren sogar nicht abgeneigt, Neu-Orleans mit gewaffneter Hand zu nehmen, um sich eine freie Verbindung mit dem Meere zu sichern. Auf die Dauer hätte ein so gespanntes Verhältniß nicht halten können. Inzwischen nahmen die Wirren in Europa eine solche Wendung, daß es den Vereinigten Staaten möglich wurde, durch Unterhandlungen die Mississippimündung und das ferne Westland sich einzuverleiben. Louisiana, durch Bonaparte von Spanien erworben, ging 1803 durch Kauf an die neue Republik über, welche solchergestalt ihren Länderumfang beinahe verdoppelte, indem ihrem Gebiete reichlich dreihundert Millionen Acker Landes hinzugefügt wurden. Aus denselben sind die Staaten Louisiana, Arkansas, Missouri, Jowa, Wisconsin und das Gebiet Minnisota gebildet worden; das Territorium Nebraska ist im Entstehen, und überdies ungemessener Raum für eine beträchtliche Anzahl Staaten vorhanden. Florida ging 1819 an die Vereinigten Staaten über. Innerhalb seiner alten spanischen Gränzen begriff dasselbe nicht bloß die gleichnamige Halbinsel, sondern die ganze atlantische Abdachung vom mexicanischen Meerbusen bis zur Mündung des St. Lorenz. Eine solche Gränzbestimmung ließ indeß England nicht gelten; es beschränkte dieselbe auf das Land im Süden von Georgien. Das solchergestalt eingeengte Florida befand sich von 1763 bis 1783 im Besitze Großbritanniens, wurde jedoch, wie wir schon weiter oben bemerkt, wieder an Spanien abgetreten. Im Norden war seitdem die Gränze fest bestimmt; aber nach Westen hin machten die Spanier auf das Küstenland bis zum Mississippi Ansprüche, welche von den Vereinigten Staaten nicht anerkannt wurden. Sie nahmen das streitige Land 1810 in Besitz und erklärten den Rio Perdido für die Gränze ihres Gebietes. Spanien trat 1819 seine Besitzungen ab. Noch ehe ein Vierteljahrhundert verfloß, wurde auch das Land zwischen dem Sabine und dem Rio del Norte, Texas, dem großen Staatenbunde hinzugefügt; und im Laufe des verflossenen Jahrzehnts drang der Strom der Einwanderung über das Felsengebirge an den Lauf des Columbiastroms. Am Gestade des Stillen Weltmeeres wurde seitdem das Gebiet Oregon gebildet, Californien von den Mexicanern erobert; am obern Rio del Norte ist nun das Gebiet Neu-Mexico, und in der großen westlichen Wüste das Gebiet Utah Bestandtheil des großen Bundes, welcher von Ocean zu Ocean über den ganzen Continent reicht.

Die Weltreiche des macedonischen Königs Alexander, der Römer, der Kalifen, Tamerlans und Napoleons sind in Staub zerfallen. Sie standen auf Zwang und Waffengewalt und waren keiner langen Dauer werth. Die große Republik in der neuen Welt fußt auf ganz anderen Grundlagen. In unserm alten Erdtheile spricht man die Ansicht aus, daß ein Staat oder Staatenbund von der Ausdehnung der Vereinigten Staaten nothwendig binnen Kurzem auseinander

fallen müsse. Wir maßen uns nicht an, voraus bestimmen zu wollen, was die künftige Zeit bringt, wohl aber müssen wir darauf hinweisen, wie ungeeignet und unpassend es erscheint, Maßstäbe, welche man lediglich der alten Welt entlehnt, auf die neue zu übertragen, und europäische Analogien auf Amerika anzuwenden. Bei weitem am besten und vorurtheilsfreiesten sind die obigen Bedenken von einem Schotten geltend gemacht worden, dessen Ansichten wir hier im Wesentlichen einschalten *). Er glaubt, daß wenigstens für eine lange Zeit die reine Demokratie, als Grundprincip des amerikanischen Staatswesens, sich erhalten werde. „Wie rasch und wie häufig auch Systeme wechseln mögen, jedenfalls werden sie nur in ihrer Form, nicht aber in ihrem Wesen von einander abweichen. Gegenwärtig ist in Amerika gar keine andere Regierungsform möglich, als eine durch und durch volksthümliche, und der ganze Zug der Dinge ist nicht nur jeglicher Tendenz zu einer Monarchie abgewandt, sondern geht vielmehr auf noch weitere Ausdehnung des rein demokratischen Elementes. Man will für ein vermeintliches Hinstreben der Amerikaner zur Monarchie den Umstand geltend machen, daß sie gern ausgezeichnete Krieger mit der höchsten Staatswürde bekleiden. Allerdings läßt sich diese unverantwortliche Schwäche im Charakter der Amerikaner nicht in Abrede stellen; sie geben dem glücklichen Soldaten oft den Vorzug vor einem erfahrenen und um das Land wohl verdienten Staatsmanne. Freilich, daß Washington zur Präsidentenwürde erhoben wurde, rechtfertigt sich aus der Dankbarkeit, welche das Land ihm schuldig war, auch hatte er unbestreitbar ein ausgezeichnetes Verwaltungstalent. Sechs bürgerliche Präsidenten folgten ihm; dann kam General Jackson, der wahre Typus eines militärischen Präsidenten, ins Amt. Auf ihn folgte ein Bürgerlicher, welcher dem General Harrison weichen mußte. Nach diesem nahm abermals ein Bürgerlicher und dann wieder ein General, Taylor, den Präsidentenstuhl ein**). Aber es ist ein starker Irrthum, anzunehmen, daß ein Kriegsheld, der einmal die Macht besitzt, diese auch behaupten und in seiner Hand bewahren könne. Dem Idol wird manchmal, wie es bei Jackson der Fall war, übermäßig Weihrauch gestreut; das amerikanische Volk läßt jedoch dabei nie außer Acht, daß dieses Idol ein Geschöpf seines Willens ist, und ihm Alles verdankt. Es möge

*) Alexander Mackay, The Western World, or travels in the United States etc. London 1849; im zwölften Capitel des dritten Bandes: a peep into the future, p. 344.

**) Wir möchten darauf aufmerksam machen, daß alle diese Generale keine Soldaten in europäisch-monarchischem Sinne sind. Sie gingen aus rein bürgerlichen Kreisen hervor und hatten, bevor sie die Waffen nahmen, bürgerliche Geschäfte getrieben. Nord-Amerika kennt keine Soldatenkaste, keine Heere, in welchen etwa nachgeborene Söhne von Adelsfamilien Brot suchen. Außerdem waren Jackson, Harrison und Taylor Candidaten ihrer Partei, welche allemal ihre fähigsten Staatsmänner in das Ministerium brachte. Die Vereinigten Staaten haben sich über Jacksons Verwaltung nicht zu beschweren; Harrison und Taylor starben während ihrer Amtsführung. Das in Bezug auf die obigen Fragen so wichtige Parteiverhältniß erläutern wir auf den nächsten Blättern.

nur einmal versuchen über die Schnur zu hauen, oder sich auf eigene Faust aufdrängen zu wollen, dann würde es sehen, wie viele Stimmen ihm zufielen! Wenn Jackson in der Fülle seiner Macht auch nur die leiseste Spur von einer Absicht hätte merken lassen, länger im Amte zu bleiben, so würden seine sämmtlichen Anhänger flugs von ihm abgefallen sein. Möglicherweise kann der Amerikaner sich für einige Jahre einen Dictator machen, und diesem auch, als solchem, gehorchen; aber diesem Dictator ist seine Spanne Zeit zugemessen, über welche er nicht hinaus, und welche die vollziehende Gewalt gar nicht ausdehnen kann. Nach Ablauf von acht Jahren kehrte General Jackson, wie Cincinnatus, zu seinem Pfluge zurück; und Niemand wunderte sich darüber, weil Keiner etwas Anderes erwartete. Eine Verehrung vor dem Helden ist in Amerika durchaus nicht unverträglich mit treuer Anhänglichkeit an die Republik oder mit jenem tiefgewurzelten Abscheu vor der Monarchie, welche jedem amerikanischen Gemüth innewohnt."

„Ueber die Fortdauer der Demokratie in Amerika kann gar kein Zweifel obwalten, wohl aber über den Bestand der dermaligen politischen Verhältnisse. Nicht der Republikanismus, sondern der Föderalismus, das gegenwärtige Bundesverhältniß wird von Gefahren bedroht. Föderalismus und Republikanismus werden übrigens dort immer Hand in Hand gehen, und neben einander bestehen, obwohl der gegenwärtige föderale Unterbau allerdings geändert werden mag." Mackay weiset in dieser Beziehung mit Recht auf den wunden und brennenden Punkt der Sklavenfrage hin. Sie hat 1850 zu all den bitteren und aufregenden Streitigkeiten geführt, welche der kluge Schotte 1847 voraussah; doch ist vorerst wenigstens die Gefahr für den Fortbestand der Union beseitigt worden. Sodann stellt er die Tariffrage in den Vordergrund, welche übrigens ihre giftige Spitze verloren hat, seit auch die südlichen Staaten sich der Industrie zugewandt und begriffen haben, daß ihre regelmäßigen und ihre besten Abnehmer sich im Westen und Norden des Staatenbundes selber befinden. Endlich erhebt er Bedenken in Betreff der gewaltigen Ausdehnung, welche die große Union gewonnen hat. „Eine Kraft der Ausdehnung," sagt er, „trägt noch nicht mit Nothwendigkeit eine Fähigkeit zu unendlicher Ausdehnung in sich. Das amerikanische System kann sich, gleich einem Reifen aus Federharz, so zusammenziehen, daß es nur einige wenige Staaten umspannt, oder sich so weit ausdehnen, daß es deren manche umfaßt. Aber man sollte nicht außer Acht lassen, daß der Reifen um so schwächer wird, je mehr man ihn ausdehnt, und daß am Ende auch das stärkste Band reißt. Die größte Gefahr für die Union liegt übrigens nicht in der Erwerbung neuer Gebiete, sondern darin, daß in ihr neue Interessen sich geltend machen. Besiegt aber die Union alle diese Schwierigkeiten, so mag sie billig für unzerstörbar erachtet werden. Trennt sie sich, so würden sich aller Wahrscheinlichkeit zufolge zwei Föderativrepubliken bilden, eine südliche, sklaven-

haltende, und eine nördliche. Die erstere würde danach trachten, den ganzen mexicanischen Meerbusen zu umspannen; die zweite allmälig Canada sich einverleiben. Aber dagegen thürmt sich eine gewaltige Schwierigkeit empor. Es handelt sich um den Mississippi, der halb durch freie, halb durch sklavenhaltende Staaten strömt, die mit dieser einzigen Ausnahme alle anderen Interessen gemeinsam haben."

Man darf bei der Beurtheilung amerikanischer Verhältnisse nie außer Acht lassen, daß es sich in der Neuen Welt auch um durchaus Neues handelt. Wir wiederholen, was wir schon in der Einleitung zu diesem Werke aussprachen: dessen, wodurch die verschiedenen Staaten aneinander geknüpft werden, ist bei weitem mehr, als des Trennenden. Für den Fortbestand der großen republikanischen Union sind eine Menge conservativer Elemente wirksam, Einflüsse sowohl moralischer und politischer als mechanischer Art. Vor allen Dingen wirkt der Volksunterricht entschieden günstig und erhaltend. Kein anderer Staat hat so viele Unterrichtsanstalten sowohl in den Städten als auf dem platten Lande gegründet, und nirgend anderswo gewährt zugleich das Leben eine so praktische Schule*). Erhaltend wirkt auch der religiöse Sinn des Volkes. In der alten Welt glaubt der Staat die Religion unter seinen Schutz und Schirm nehmen zu müssen, aber in den Republiken Nord-Amerikas sind Staat und Kirche völlig von einander getrennt; weder herrscht der eine noch dient die andere, und doch blühet die Religion, wenn auch glücklicher Weise keine Staatskirche, die oft mit der Religion so wenig zu schaffen hat, wie bloßes Knieen mit inbrünstiger Andacht. Die amerikanische Demokratie sagt von sich, es sei ihr Streben, wahrhaft christlich zu sein. Conservativ wirkt ferner die große Uebereinstimmung in den Staatseinrichtungen der einzelnen Theile des großen Bundes, die Einerleiheit der Sprache bei der überwiegenden Mehrzahl der Bürger, die Aehnlichkeit der Gesetze, von welchen der bei weitem größte Theil für Alle gleich ist, und die überkommene Sitte, an der man festhält. Die Verschiedenheit der Volksthümlichkeit greift bei Staatseinrichtungen, welche Allen lieb und werth sind, nicht störend ein, und örtliche Verschiedenheiten beeinträchtigen das Große und Ganze nicht. Zudem schlingen Interessen der Familie und des Handelsverkehrs ein knüpfendes Band vom Hudson bis zum Columbia, und der Wandertrieb des Yankee aus Neu-England, der sich überall einfindet, wo eine Hütte im Walde oder auf der

*) The education of a citizen of the United States is a work which progresses through all his threescore and ten years, and which is greatly promoted by his unceasing attention to the daily action of the political system. The public mind, that great aggregate of twenty millions of individual minds, receives from this primary and progressive instruction an intelligence and discipline, which prepares and disposes it to preserve the liberties and the government which have been inherited from the revolutionary fathers. Macartney, p. 393.

Wiesensteppe aufgebauet wird, trägt in nicht geringem Maße bei, das specifisch-amerikanische Element zu verbreiten und zu kräftigen.

Sodann gewährleistet das streng aufrechterhaltene föderative Princip jedem einzelnen Staate seine Geltung. Er bestimmt seine besonderen Angelegenheiten verfassungsmäßig nach eigenem Belieben, während die Bundesregierung die allen Theilen des Ganzen gemeinsamen Interessen wahrnimmt. Die Localgesetzgebung waltet für sich und erspart der Bundesverwaltung das lästige und unbeliebte Vielregieren. Die dreizehn alten Staaten sind zu ein und dreißig Gemeinwesen angewachsen, ohne daß die Union dadurch geschwächt worden wäre. Die eine und untheilbare Republik wird überall ein Unding bleiben, an welchem die Franzosen zweimal gescheitert sind; der gesunde, praktische Sinn der Amerikaner hat solche Utopie gar nicht aufkommen lassen. Der Parteigeist ist zu allen Zeiten in allen freien Staaten sehr heftig gewesen, und auch in Amerika schlägt seine Woge oft über alle Dämme hinaus. Nichts übertrifft an Grobheit und Leidenschaft die Reden in manchen öffentlichen Versammlungen oder die Aeußerungen in Flugschriften oder in der Tagespresse. Aber die häufigen Wahlen, in welchen über alle wichtigen Angelegenheiten die Entscheidung gefällt wird, gehen, nur wenige Ausnahmen abgerechnet, in der friedlichsten Weise von Statten. Sie sind der Art eingerichtet worden, daß die öffentliche Ruhe nicht gestört und zudem möglichst wenig Zeit durch Ausübung des wichtigsten politischen Rechts verloren wird. Insgemein dauert auch die Wahl höchstens nur einen Tag. Sowohl die Städte als das Land sind in Bezirke getheilt, welche stets nur geringen Umfang haben, und deren jeder für sich besonders abstimmt. Am Wahlorte finden sich daher immer nur wenige hundert Wähler ein; auch giebt es keine Hustings wie in England, auf denen ein Bewerber sich selbst empfiehlt. Er wird vielmehr in Amerika von seinen politischen Freunden ernannt, und die Wahlhandlung selbst, bei welcher niemals Reden gehalten werden, ist ganz einfach. Bei der Wahl Harrisons z. B. gab das Volk nahe an zwei Millionen Stimmen ab, und obwohl die Leidenschaft sehr hoch gestiegen war, floß auch nicht ein Tropfen Blut. Denn die wilde Woge der Partei bricht sich bei den Wahlen und rieselt in vielen tausend ungefährlichen kleinen Bächen durch das Land. Sodann ist auch nicht außer Acht zu lassen, daß die verschiedenen Parteien, welche einander befehden, keineswegs geographisch getheilt sind, und daß weder eine südliche noch eine nördliche, eine westliche oder östliche Partei vorhanden ist, nicht einmal in Bezug auf die Sklaverei. Es giebt in den Vereinigten Staaten keine allgemeinen Wahlen, welche auf ein und denselben Zeitpunkt fielen. Im Hause der Repräsentanten zu Washington stimmt das Volk durch seine gewählten Vertreter, aber es übt als solches nie insgesammt seine Rechte aus. Bei der Wahl eines Präsidenten zum Beispiel ernennt jeder Staat sein besonderes Wahlcollegium, das abgesondert für sich, ohne Zusammenhang mit den Wählern eines andern Staates, sein Wahlgeschäft besorgt, und zwar

innerhalb der Gränzen des Staates, in der Hauptstadt desselben, von welcher aus das Resultat der Wahl direct nach Washington berichtet wird. Die Senatoren zum Congreß werden von der Gesetzgebung der betreffenden Einzelstaaten ernannt, wie denn überhaupt jeder Bürger das nächste Centrum seiner politischen Thätigkeit in seinem besondern Staate findet. Dabei kann er die Beziehung auf das große Ganze nicht aus dem Auge verlieren, weil bei der Eigenthümlichkeit der amerikanischen Staatseinrichtungen die Wahl selbst in dem kleinsten Dorfe allemal auch eine nationale Bedeutung hat.

Gebrechen und Uebelstände im Staatswesen lassen sich in den Vereinigten Staaten leichter beseitigen, als in Monarchien. Ein Zwiespalt zwischen Volk und ausübender Gewalt ist in ihnen gar nicht denkbar, weil es im Recht und in der Macht des Volks liegt, die Staatsgrundgesetze seinen Bedürfnissen gemäß zu verbessern und umzugestalten; auch gelten sie ihm nicht für Versteinerungen oder Mumien, welche ein für allemal in der Weise conservirt werden sollen, wie sie eben zu einer bestimmten Zeit und unter gewissen Umständen gemacht wurden, sondern lediglich als Mittel zum Zwecke. Dieser ist kein anderer, als die größtmögliche Summe von Freiheit und Wohlstand für Alle zu erwerben. Eben so steht es in der Macht der Nation, ohne erhebliche Schwierigkeiten Aenderungen in der Bundesverfassung durchzusetzen. Das Hauptwerkzeug zur Abstellung von Beschwerden bildet die Stimmurne. „In Staaten, wo die hohen Würden erblich sind, ist die Beseitigung von Mißbräuchen oft gleichbedeutend mit einer Revolution. Um das Land von einem schlechten Fürsten oder gemeinschädlichen Beamten zu befreien, schlägt man demselben wohl den Kopf vom Rumpfe, nimmt ihm also sein Haupt von Fleisch und Bein. Durch Halsabhacken suchten die Engländer die Mißbräuche unter Karl I. abzustellen, und die Franzosen suchten in den Zeiten der Revolution sich des Druckes durch Vertreibung der Prinzen zu entledigen. Aber in den Vereinigten Staaten wirkt die Stimmurne weit sicherer als anderwärts das Fallbeil; sie enthauptet die Leute lediglich politisch, und läßt ihnen im Uebrigen den Kopf ganz unangetastet auf dem Rumpfe. Das ist ein ganz rasches und durchaus harmloses Verfahren, und doch weit ersprießlicher und wirksamer als königsmörderisches, revolutionäres Guillotiniren, das legitime Regierungen betrifft, wenn man ihrem Drucke sich entziehen will. In den Vereinigten Staaten bildet die Abgabe der Stimmen das sicherste Mittel zur Abstellung von Mißbräuchen, und da das Volk die Macht desselben kennt, wartet es auch ruhig die Entscheidung ab, welche aus der Wahlurne hervorgeht *).“

Die Uebelstände, welche die weite Ausdehnung des Gebietes der Union etwa im Gefolge haben könnte, werden zum großen Theil auf mechanischem

*) Macartney, p. 397.

Wege beseitigt, seit die Gewalt des Dampfes Raum und Zeit beinahe vernichtet hat. Noch vor dreißig Jahren dauerte eine Fahrt von Leipzig bis Dresden zwei Tage; in den Vereinigten Staaten reiset man heute von Canada nach Neu-Orleans schneller als vor dreißig Jahren von Hamburg nach Wien oder Basel. Das Land erfreut sich einer wunderbar ausgebildeten Binnencommunication, und wo die Natur Lücken ließ, helfen Canäle und Eisenbahnen nach. West und Ost, Nord und Süd stehen vielfach durch Dampfboote, Schienenwege und elektrische Telegraphen mit einander in Verbindung; nicht minder wird zwischen den Häfen der Seeküste ein äußerst lebhafter Verkehr unterhalten, und schon rückt die Zeit heran, da man die ungeheure Strecke von der Mündung des Hudson bis an den Fuß der Felsengebirge binnen etwa sechs Tagen zurücklegen wird und spätestens am neunten Tage die Küste des Stillen Weltmeers erreicht. So viel Zeit bedurfte man vor einem halben Jahrhundert, um aus Massachusetts nach Maryland zu gelangen.

Wir haben noch, als eines Haupthebels für das conservative Element, der Presse zu erwähnen, welche ihre bindende Kraft und vermittelnde Gewalt gerade in den Vereinigten Staaten in ausgedehntester Weise bewährt. Dort ist kein bitterer und giftiger Zwiespalt zwischen Volk und Regierung, beide bilden nicht etwa einen schroffen Gegensatz zu einander, sondern ein eng verbundenes Ganzes. Deshalb kann von dem, was man in Europa als regierungsfeindliche, subversive Presse zu bezeichnen pflegt, keine Rede sein. Ohne Zweifel wird auch in Amerika die Buchdruckerschwärze vielfach auf arge Weise mißbraucht, aber das Unheil, welches sie anrichtet, verschwindet neben der ungeheuern Summe von Wohlthaten, die sie über das Land verbreitet. Ihr Nutzen für Beförderung religiösen Sinnes und politischer Einsicht, für Handel, Gewerbe und Ackerbau ist unberechenbar. Der gesunde Sinn der Nation, und er allein, übt die Censur aus. Bücher und Zeitungen, beide so wohlfeil, daß sie auch bis in die entlegensten Hütten dringen, findet man überall; aller Orten wird durch sie der Bürger zum Denken angeregt, und über seine Belange aufgeklärt. Und was etwa Aufregendes oder Verwerfliches in Blättern oder Flugschriften steht, findet den Leser in ruhiger Stimmung an seinem Herde, mitten in seinen bürgerlichen Beschäftigungen, in Verhältnissen, die zu ruhigem Nachdenken und zu kalter Prüfung einladen. Die Leidenschaft erhält ein Gegengewicht und die Gefahren, welche anderwärts im Gefolge großer, sehr zahlreicher Versammlungen sich manchmal einfinden, fallen weg.

Conservativ wirkt endlich der Umstand, daß mindestens noch auf Jahrhunderte hinaus auch der Aermste, wenn er irgend Fleiß und Betriebsamkeit bethätigt, zu Grundbesitz und Wohlstand gelangen kann. Gewiß sind auch die Vereinigten Staaten reich an Mängeln und Gebrechen. In den großen Städten an der Seekante hat sich ein, zumeist aus neueingewanderten Bestand-

theilen zusammengesetzter, Pöbel gebildet; in den neuen Staaten und Gebieten, wohin der Schaum aus den älteren Landestheilen sich wirft, zeigen die sittlichen Zustände kein erfreuliches Bild, aber, und darauf kommt es hier an, in staatlicher Beziehung ist in den Vereinigten Staaten Alles kerngesund, mit alleiniger Ausnahme der Negersklaverei, welche sich übrigens nicht durch philanthropische Redensarten beseitigen läßt, und deren Abschaffung nur ein Werk der Zeit sein kann. Die Amerikaner selbst, stolz auf ihre glückliche und große Gegenwart, blicken mit Vertrauen und Zuversicht auf eine nicht minder glückliche und noch größere, gewaltigere Zukunft.

In den europäischen Staaten pflegen im gewöhnlichen Laufe der Dinge purpurbekleidete Individuen oder Vorsteher freier Staatsgenossenschaften den Ausschlag in Betreff aller politischen Verhältnisse zu geben. In den Vereinigten Staaten knüpft sich die Geschichte des Landes seit Annahme der Bundesverfassung an die Parteien, und diese sind von jenen der alten Welt durchaus verschieden. Bei uns stehen die Vertheidiger volksthümlicher Rechte den Vertheidigern des sogenannten göttlichen Rechts, der sogenannten Legitimität, mit anderen Worten, den Ansprüchen und Anmaßungen der neumodischen, in ein System gebrachten Willkürherrschaft gegenüber, welche je nach Umständen mehr oder weniger verschleiert hervortritt. In den Vereinigten Staaten siegte dagegen die Demokratie vollständig, und die Legitimität fand keinen Vertheidiger mehr, seitdem die Tories oder Loyalisten das Land geräumt hatten. Jedermann stand also auf dem Boden der Volkssouveränetät, und von den vielen Parteien, welche seit 1789 in der großen Republik auftauchten und verschwanden, hat jede ohne Ausnahme den Volkswillen als die einzig berechtigte Quelle jeglicher Staatsgewalt anerkannt. Allein über die Art und Weise diesen Willen zur Geltung zu bringen herrschten von Anfang an verschiedene Ansichten.

Wir haben weiter oben geschildert, wie die dreizehn Colonien sich durch die Unabhängigkeits-Erklärung von der Krone und dem Reiche Großbritannien losgesagt hatten. Damit war das einzige staatsrechtliche Band, welches bis dahin zwischen ihnen bestand, gelöst. Der Versuch mit der Conföderation war mißlungen; die Föderalconvention zu Philadelphia, welche im Mai 1787 zusammentrat, führte zur Annahme der Bundesverfassung. Schon auf dieser Convention trat eine Partei hervor, welche eine lediglich nationale, mit ausreichender vollziehender Gewalt ausgestattete, republikanische Regierung einführen wollte. Ihr stand eine andere gegenüber, die jeder nicht unmittelbar vom Volke ausgegangenen Gewalt sich abgeneigt zeigte. Die eine verlangte also eine starke, nationale Regierung, während die andere Partei den Satz aufstellte, daß die volle Souveränetät jedes einzelnen Staates möglichst wenig beeinträchtigt werden dürfe. Somit waren die Union und die Einzelstaaten in einen Gegensatz gebracht; die eine sollte auf Kosten der andern gestärkt werden und umgekehrt. Man begreift,

welch fruchtbaren Boden eine solche Controverse für Parteistreitigkeiten abgab, und in der That wurde zwischen Föderalisten und Demokraten der Streit ein Viertel Jahrhundert lang mit äußerster Heftigkeit geführt.

Bei Berathung der Constitution hatte es sich wesentlich um drei Vorschläge gehandelt: um eine bloße Erweiterung und Abänderung der bisherigen Conföderations-Artikel; um eine kräftige „aristokratisch-nationale" Regierung, und um den sogenannten Virginia-Plan, demgemäß sowohl das Volk nach der Kopfzahl wie die Souveränetät der Einzelstaaten in einer theils föderativen theils nationalen Regierung vertreten werden sollte. Der zweite Vorschlag war allerdings Vielen genehm, aber der dritte, welcher die Extreme vermittelte, wurde angenommen. Im Grunde war keine einzige Partei mit der neuen Verfassung recht zufrieden, und die Verwirrung erreichte nach Annahme der Constitution eine solche Höhe, daß die alten Parteien sogar ihre Benennungen und Stellungen wechselten. Immer aber drehete sich der Streit um die Summe der Befugnisse, welche der Bundesregierung oder den Einzelstaaten zustehen solle. Eine Partei stellte, wie gesagt, als Grundsatz auf: die Verfassung müsse buchstäblich ausgelegt und gedeutet werden, und die Bundesregierung keine Gewalt ausüben, welche ihr nicht ausdrücklich zugesprochen worden sei. Diese Sätze wurden das Glaubensbekenntniß der Demokraten, während die föderalistische Partei behauptete, die Bundesverfassung sei dergestalt zu deuten und auszulegen, daß sie den Bedürfnissen der Union völlig genüge. Aber zur Zeit der oben erwähnten Convention bezeichnete der Name Föderalist einen Vertheidiger der Rechte der Einzelstaaten, einen Mann, welcher eine Conföderation, einen bloßen Staatenbund, einer consolidirten, nationalen Regierung vorzog. Sowohl die Benennung Föderalist als Demokrat galt anfangs für einen Spottnamen, und der letztere wurde von der Partei, welcher man denselben beilegte, ausdrücklich verbeten; sie nannte sich schlechtweg Republikaner oder Föderativ-Republikaner und bezeichnete ihre Gegner als Aristokraten. Es handelte sich, wie schon bemerkt, bei den Föderalisten um eine starke Unionsgewalt, bei den Demokraten um Aufrechterhaltung der vollen Souveränetät der Einzelstaaten. Beide Parteien wichen aber auch in ihren Ansichten in Bezug auf wichtige politische Maßregeln von einander ab, z. B. über die öffentlichen Schulden. Zur Zeit der Annahme der Verfassung waren die einzelnen Staaten mit Schulden belastet, welche zum Besten der allgemeinen Sache, zur Durchführung der Revolution, contrahirt worden waren. Auch der Congreß hatte in Frankreich, Spanien und Holland große Summen angeliehen, und außerdem im Inlande Geld aufgenommen. Es gab also Staatenschulden, eine auswärtige und eine inländische Schuld. Auf dem Congresse von 1790 kam man überein, die ausländische Nationalschuld zum vollen Betrage abzuzahlen; in Betreff der innern Nationalschuld herrschten jedoch verschiedene Ansichten, weil die dafür ausgestellten Scheine sich längst nicht mehr

in den Händen der ersten Darleiher befanden, sondern meist zu sehr niedrigem Course von Speculanten aufgekauft worden waren. Doch wurden am Ende auch diese Schulden für voll gerechnet, und von jenen der Einzelstaaten wurde eine Summe von ein und zwanzig und einer halben Million Dollars anerkannt. Für das alte Continentalgeld zahlte man Eins für Hundert. Die Partei, welche sich der Uebernahme der Staatsschulden und der vollen Rückzahlung der einheimischen Nationalschuld widersetzte, hieß von nun ab die demokratische, im Gegensatze zur föderalistischen. Jene widersetzte sich, weil die Anhäufung einer so beträchtlichen Nationalschuld der Unionsregierung allzu große Gewalt in die Hände geben werde. Wenn man, meinte sie, auf solche Weise eine belangreiche Nationalschuld schaffe, würden die Gläubiger der Regierung aus Eigennutz alle Maßregeln derselben unterstützen; dabei könne aber die Freiheit Schaden leiden, weil der Congreß möglicherweise sich in die inneren Angelegenheiten der einzelnen Staaten einmische. Ein anderer Streit erhob sich über eine Nationalbank, deren Errichtung die Föderalisten befürworteten, weil sie die Geschäftsführung der Union zu erleichtern geeignet sei, während die Demokraten ihr abgeneigt waren, da sie gleichfalls der Centralregierung zu große Macht geben werde. Indessen wurde die Bank gegründet, und Hamilton trug den Sieg über Jefferson davon. Auch in Betreff der Stellung zu Frankreich und Großbritannien waren die beiden großen Parteien verschiedener Ansicht. Die erstere Macht verlangte, indem sie auf bündig geschlossene Verträge sich berief, wirksame Unterstützung von Seiten der Vereinigten Staaten gegen ihre Feinde in Europa, und die Demokraten wollten dieselbe auch leisten, während die Föderalisten die junge Union nicht in weitaussehende Kriege verwickeln mochten. Washington, der erste Präsident der Vereinigten Staaten, erklärte diese letzteren für neutral; man beschuldigte ihn dafür, englischem Einflusse zu gehorchen. Aber mit England gerieth er bald in ein gespanntes Verhältniß, als diese Macht den Handel der Neutralen schwer beeinträchtigte, und Lebensmittel am Bord von neutralen Schiffen für Contrebande erklärte, wenn dieselben nach Ländern bestimmt waren, mit welchen Großbritannien sich im Kriege befand. Auch wollte England die amerikanischen Schiffe durchsuchen, und sich das Recht anmaßen, alle Matrosen von denselben abzuführen, welche britische Unterthanen seien oder für solche gehalten wurden. Die Unterhandlungen, welche Jay im Auftrage der amerikanischen Regierung in London führte, waren fruchtlos, und ein Vertrag zwischen der letztern und England ließ die Dinge wie sie waren. Nichts desto weniger genehmigte Washington denselben, weil ihm Alles daran gelegen war, dem Lande einen Krieg zu ersparen, der den Demokraten genehm gewesen wäre, während die Föderalisten für die Aufrechterhaltung des Friedens eiferten.

So geht der Zwist beider Parteien gleich einem rothen Faden durch die ganze Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten bis auf den heutigen Tag.

Das Embargo und die Non-Intercourseacte wurden hart bestritten, und eben so lebhaft vertheidigt; der Krieg von 1812 mit England war eine Maßregel, zu welcher die Demokraten eifrig hingedrängt hatten. Seltsam, daß gerade diese Partei der Gründung einer Armee und einer Seemacht sich so hartnäckig widersetzte. Allein sie that es aus demselben Grunde, aus welchem sie der Anhäufung einer Staatsschuld entgegen war. Die Vereinigten Staaten bedurften regelmäßiger Truppen, um sich der Indianer im Westen und Nordwesten zu erwehren; den Beeinträchtigungen, welche die amerikanischen Handelsschiffe im Mittelländischen Meere durch die Barbaresken erlitten, konnte nur durch eine Flotte gesteuert werden. Die Föderalisten befürworteten ein Heer und eine Kriegsmarine, weil sie den Interessen des gesammten Bundes wirksamen Schutz zu verleihen geeignet schienen; die Demokraten wollten wenigstens die Bildung einer Flotte nicht zugeben, und wandten unter anderm dagegen ein, daß noch nie ein Staat, der eine Seemacht unterhalten, seine Staatsschulden abbezahlt habe. Sie gingen in ihrer Verblendung bis zur Unwürdigkeit, und Männer aus ihren Reihen hätten, wie mehrfache Vorschläge beweisen, nichts Anstößiges darin gefunden, den afrikanischen Korsaren Tribut zu zahlen, oder die Kriegsflotte eines andern Staates zur Beschützung der amerikanischen Schifffahrt im Mittelmeere zu miethen. Eine große Flotte, und das war ein zweiter Einwurf, sei zu kostspielig, und eine aus wenigen Fahrzeugen bestehende werde den Engländern eine willkommene Beute sein. Diese beschränkten Ansichten fanden zur Zeit der Präsidentschaft Washingtons und Adams' bei einem nicht geringen Theile der Nation entschiedenen Beifall, und Jefferson war ein Hauptträger derselben. Er empfahl für die Küstenvertheidigung Kanonenboote, nach dem Muster der im Mittelmeer vielfach gebrauchten Schiffe dieser Art. Aber die Föderalisten spotteten über solche „demokratische Schildkröten," welche der Küste entlang krochen, und der „Kanonenbootplan" wurde in die Rumpelkammer geworfen, als kühne amerikanische Seeleute den Engländern rasch zwei Fregatten weggenommen und den Beweis geliefert hatten, daß man auch auf der See den englischen Schiffen gewachsen sein könne *).

Zu nicht minder heftigem Parteistreit gaben die von den Föderalisten durchgebrachten Fremden- und Aufruhrgesetze Anlaß. Sie wurden durch das freche

*) Jefferson verkannte in dieser Beziehung durchaus die Aufgabe und Stellung Nord-Amerikas, und konnte oder mochte sich der Vorurtheile seiner Partei nicht entschlagen. Er wollte die Nation vom Seehandel ablenken und vorzugsweise auf den Ackerbau anweisen; die Schifffahrt hielt er für wenig belangreich. Ihm zufolge thaten die Amerikaner am besten, sich auf ihre Küstenschifffahrt zu beschränken, und die große Frachtschifffahrt zwischen den Continenten anderen Nationen zu überlassen! Seinem bekannten Embargo von 1807 lag insbesondere auch die Absicht zu Grunde, die Schifffahrt nach dem Auslande zu hemmen, welche er niemals gern sah. Hatte das Land keine Handelsmarine, so bedurfte es freilich auch keiner Kriegsmarine. Jefferson, in vielen Dingen von adlerscharfem Blicke, war in Betreff der materiellen Interessen

und thörige Benehmen des französischen Gesandten Genet, und seiner Nachfolger Fauchet und Adet hervorgerufen, welche um jeden Preis die Vereinigten Staaten in die europäischen Kriege Frankreichs verwickeln wollten, und die vollziehende Gewalt auf eine Weise befehdeten, die sich gar nicht rechtfertigen oder auch nur entschuldigen ließ. Das Aufruhrgesetz verbot, den Präsidenten in Rede oder Schrift unwürdig und verächtlich zu behandeln, das Fremdengesetz gab dem Präsidenten die Ermächtigung, Fremde auszuweisen, sobald sie sich ungebührlich benahmen, oder wenn deren Anwesenheit mit dem Frieden und der Sicherheit des Landes unverträglich schien. Die Föderalisten steckten damals als Abzeichen ihrer Partei schwarze Cocarden an die Hüte; aber sie erfreueten sich nur kurze Zeit des Sieges. In ihren eigenen Reihen brachen Spaltungen aus, und 1801 gelangte die Demokratie ins Amt. Washington war Präsident durch Wahl des gesammten Volks gewesen, Adams war schon Candidat einer Partei, der föderalistischen, wie Jefferson der demokratischen Partei. Sämmtliche Präsidenten sind seitdem durch die Partei zur höchsten Staatswürde erhoben worden.

1.	Georg Washington, aus Virginien,	vom	30. April 1789	bis	3. März 1797.
2.	John Adams, aus Massachusetts,	„	4. März 1797	„	3. März 1801.
3.	Thomas Jefferson, aus Virginien,	„	4. März 1801	„	3. März 1809.
4.	James Madison, aus Virginien,	„	4. März 1809	„	3. März 1817.
5.	James Monroe, aus Virginien,	„	4. März 1817	„	3. März 1825.
6.	J. Quincy Adams, aus Massachusetts,	„	4. März 1825	„	3. März 1829.
7.	Andr. Jackson, aus Tennessee,	„	4. März 1829	„	3. März 1837.
8.	Martin van Buren, aus Neu-York,	„	4. März 1837	„	3. März 1841.
9.	Will. Henry Harrison, aus Ohio,	„	4. März 1841	„	4. April 1841.
10.	John Tyler, aus Virginien,	„	4. April 1841	„	3. März 1845.
11.	J. Knox Polk, aus Tennessee,	„	4. März 1845	„	3. März 1849.
12.	Zachar. Taylor, aus Louisiana,	„	4. März 1849	„	9. Juni 1850.
13.	Millard Fillmore, aus Neu-York.	—	— — — —	—	— — —

In den Vereinigten Staaten betrachtet man es als eben so ersprießlich wie nothwendig für die Interessen des Volkes und das Gedeihen republikanischer Staatseinrichtungen, daß die großen Parteien wechselweise zur Ausübung der vollziehenden Gewalt gelangen. Denn die eine wie die andere steht auf entschieden republikanischem und verfassungsmäßigem Boden, und beide beschränken sich zur Durchführung von Maßregeln auf friedliche Agitation. Durch diesen Wechsel werden zugleich die verschiedenen politischen Systeme einer praktischen Prüfung und Probe unterworfen, und die eine Partei unterliegt, sobald sie nicht mehr im Sinne der Mehrheit des Volkes die Regierung führt; sie macht der andern Platz.

---

kurzsichtig und beschränkt; sein System war in dieser Hinsicht unnatürlich und nicht haltbar. Ein Land mit Seeküste bedarf einer Flotte, um sich gegen äußere Feinde zu vertheidigen und seinen Handel zu schützen. Fehlt ihm eine Kriegsmarine, so ist es einem einarmigen Manne vergleichbar. Das hat Deutschland zu allen Zeiten schmerzlich erfahren.

Seit dem Jahre 1801 gewannen die großen Parteien eine andere Stellung; auch ihre politischen Grundsätze und Maximen änderten sich. Die Partei, welche jeweilig am Ruder stand, wandte sich in allem Wesentlichen dem Principe des Föderalismus zu, während die Opposition sich mehr der bisherigen demokratischen Doctrin zuneigte. Die Demokraten wollten, wie schon bemerkt, der Bundesregierung eine möglichst geringe Summe von Gewalt und Macht zuerkennen, aber als sie ins Amt kamen, war ihre Consequenz am Ende. Gerade sie, als Inhaber der Centralgewalt, kauften Louisiana, legten ein Embargo auf, erklärten Krieg, schufen eine Seemacht, gründeten eine Nationalbank, führten also Maßregeln durch, welche sie früher mit größtem Nachdrucke bekämpften. Das Staatsinteresse trug wie billig den Sieg über das Princip der Partei davon. Die Föderalisten dagegen schwenkten gleichfalls von ihrem bisherigen Glaubensbekenntnisse ab, und nahmen eine feste Stellung auf dem von den Demokraten verlassenen Boden. Sie eiferten gegen den Ankauf von Louisiana und gegen die kriegerischen Maßregeln Jeffersons und Madisons, weil dieselben angeblich der Centralregierung zu große Macht verleihen und das republikanische System in Gefahr bringen würden, führten demnach, wie wir sehen, ganz die frühere Sprache der Demokraten. Aber so viel erscheint bei alle dem doch als ausgemacht, daß die Parteien aus patriotischen Beweggründen handelten, und weder die eine noch die andere unter ausländischem Einflusse stand. Zwar hatten beide es in dieser Beziehung an den heftigsten Vorwürfen gegen einander nicht fehlen lassen und die schwersten Beschuldigungen herüber und hinüber geschleudert. Indessen können diese durchaus unblutigen und nicht im mindesten kostspieligen Fehden zwischen Föderalisten und Demokraten als ein kaum der Rede werther Uebelstand erachtet werden, wenn man sie mit den Kriegen unter den europäischen Monarchien vergleicht, welche ein Menschenalter hindurch einen ganzen Welttheil zerrütteten und mit Blut und Schulden bedeckten. Nach dem allgemeinen Frieden von 1815 verlor der Parteigeist viel von seiner frühern Heftigkeit; die bisherigen großen Parteien zerfielen nach und nach, weil die meisten Punkte, um welche seither ihre Opposition sich gedrehet, fernerhin nicht mehr streitig waren.

Seit Anerkennung der Unabhängigkeit haben die Vereinigten Staaten zweimal Kriege mit auswärtigen Mächten geführt. Jener mit Mexico muß wesentlich als ein Eroberungskrieg betrachtet werden, jener von 1812 mit England entsprang aus schweren Beeinträchtigungen des amerikanischen Handels. Die früheren Heerzüge gegen die Indianer unter Washingtons Verwaltung waren von keiner besondern Erheblichkeit; die Seezüge gegen die Barbaresken hatten bewiesen, daß die Amerikaner auch auf dem Meere ihre Tapferkeit zu bewähren verstanden; der Krieg gegen England zeigte ihre Tüchtigkeit auf beiden Elementen und war zugleich eine politische Probe, welche der junge Bund aushielt.

Die amerikanische Demokratie und das Föderativsystem der Republik waren im Stande, selbst unter ungünstigen Verhältnissen das Land zu vertheidigen, sie bedurften keiner aristokratischen Leitung und fanden in den Reihen des Volkes Männer genug, welche den Umständen sich vollkommen gewachsen zeigten.

Auch nach Anerkennung der Unabhängigkeit Nordamerikas durch England waren manche Beschwerden, welche man gegen die Anmaßungen der Briten erhob, nicht beseitigt worden; die in Folge der französischen Revolution über ganz Europa sich verbreitenden Kriege übten auch auf den Handel der Vereinigten Staaten höchst nachtheilige Einwirkungen. Es war hier allmälig zu einer festen Maxime der Staatsmänner geworden, den Staat von allen Verwickelungen mit dem Auslande möglichst fern zu halten und eine strenge Neutralität zu beobachten. Dieser Gang der amerikanischen Politik war von Washington in seiner berühmten Abschiedsadresse vorgezeichnet, und seine Nachfolger Adams, Jefferson und Madison handelten demgemäß. Allerdings hatte eine strenge Neutralität auch ihre Nachtheile, insbesondere für den amerikanischen Handel, welcher durch die Maßregeln Englands sich schwer beeinträchtigt sah. Namentlich wurde die bis dahin sehr schwungreiche Frachtschifffahrt der Neu-Engländer mit einem Schlage vernichtet, als Großbritannien ferner keine neutralen Schiffe in die französischen Häfen einlaufen ließ. Dem großartig gedachten Continentalsysteme Napoleons, welcher alle englischen Waaren vom europäischen Festlande ausschließen wollte, setzte England sein Maritimsystem entgegen, das darauf abzweckte, den französischen Handel völlig zu Grunde zu richten*). Dieses verbot den Neutralen zur Kriegszeit allen Handel mit seinen Feinden, welchen sie nicht auch zur Friedenszeit getrieben hatten; somit auch den Küstenhandel, welchen amerikanische Schiffe zwischen französischen Häfen und Seeplätzen der mit Napoleon verbündeten Staaten führten. Es untersagte ferner den Neutralen, in irgend einem Hafen zwischen Brest und Hamburg einzulaufen, wogegen der französische Kaiser von Berlin aus decretirte, daß bei Strafe der Confiscation kein neutrales Schiff in einen englischen Hafen einlaufen dürfe, wenn es nicht zuvor eine ausdrückliche Ermächtigung dazu von französischen Behörden eingeholt habe. England trieb die Repressalien noch weiter, erklärte alle französischen Häfen in Blockadezustand und befahl den Neutralen, in britische Häfen einzulaufen, dort eine Abgabe zu erlegen, und britische Erlaubnißscheine zum Weiterfahren zu lösen. Ließ diese Bestimmung sich durchführen, so wurde offenbar England der gezwungene Mittelpunkt für den gesammten Welthandel. Napoleon

*) Wir verweisen hier gern auf eine der besten handelsgeschichtlichen Monographien, die wir kennen: „Die Continentalsperre in ihrer ökonomisch-politischen Bedeutung; von W. Kiesselbach, Stuttgart und Tübingen 1850.“ Wir finden in derselben zum ersten Male die wahre Bedeutung der großartigen Maßregel Napoleons allseitig erfaßt und beleuchtet; das Werk zeugt von scharfer Auffassung, von praktischem Sinne und von gründlichem und umfassendem Studium.

gab von Mailand aus eine scharfe Antwort, indem er allen Handel mit England verbot, jedes Schiff, das einen englischen Hafen besuchte, für gute Prise erklärte und jeden Kauffahrer, welcher sich von einem englischen Fahrzeuge durchsuchen ließ, seiner Nationalität für verlustig und gleichfalls für gute Prise erklärte. Die amerikanischen Schiffe kamen auf diese Weise zwischen Hammer und Ambos; sie sahen sich von Europa so gut wie ausgeschlossen, und wenige hunderte von ihnen wurden eine Beute englischer Kaper, von denen sie sogar dicht an der amerikanischen Küste weggenommen wurden. Als alle Gegenvorstellungen in Europa fruchtlos blieben, wurde 1807 das schon früher erwähnte Embargo aufgelegt, welches allen amerikanischen Fahrzeugen das Auslaufen untersagte. Diese Maßregel hemmte allerdings die Schifffahrt, vernichtete die Getreideausfuhr und schädigte den Handel, sie hat aber der amerikanischen Gewerbsamkeit wesentlich genützt, und viele Millionen vor dem Raube durch europäische Kaper gerettet. Sie sollte sowohl eine Maßregel zum eigenen Schutze wie zur Wiedervergeltung sein, lastete aber schwer insbesondere auf den nordöstlichen Staaten und mußte 1809 wieder aufgehoben werden. Allein die alte Erbitterung gegen England blieb; und die Non-Intercourse-Acte, welche jeden Handelsverkehr mit Großbritannien und Frankreich verbot, wirkte nicht im mindesten besänftigend. Mit Recht war man darüber entrüstet, daß England, welches den Welthandel für sich zu monopolisiren trachtete, seine Segel vor den amerikanischen Häfen kreuzen und die Handelsschiffe durchsuchen ließ. Binnen fünf Jahren fielen etwa eintausend Fahrzeuge in die Gewalt englischer Kreuzer und wurden als gute Prisen verurtheilt. Mehre tausend unbestreitbar in Amerika naturalisirte Seeleute, unter ihnen sogar zwei Neffen Washingtons, waren durch die Engländer als angeblich britische Unterthanen von amerikanischen Schiffen geraubt, und zum Dienste auf der englischen Flotte gepreßt worden. Sodann hatten sich 1810 die Indianer unter der Anführung Tecumseh's gegen die Amerikaner erhoben, und man glaubte um so mehr die Triebfeder zu diesen Feindseligkeiten in England finden zu müssen, da fast gleichzeitig britische Agenten von Canada aus die neuenglischen Staaten zu einer Trennung von der großen Union zu bestimmen suchten. Auf dem Ocean hatten bereits amerikanische Fahrzeuge mit englischen sich gemessen, als endlich 1812 der Congreß den Krieg erklärte. Er begriff, daß ein Schifffahrt treibendes Land nicht unter allen Umständen vereinzelt oder neutral bleiben kann.

Amerika befand sich beim Ausbruche des Kampfes in keiner günstigen Lage. Die gesammte Seekante war den Einfällen der englischen Heeresmacht ausgesetzt, im Nordwesten rührten sich die Indianer eben sowohl wie im Südwesten, man hatte weder ein stehendes Heer von irgend welchem Belang noch eine Flotte, indem die Vereinigten Staaten nur vier Fregatten und acht Sloops auf See hielten. Aber ihre Kaper, mit ausgezeichneten und kühnen Seeleuten bemannt,

brachten in den dritthalb Kriegsjahren nicht weniger als 1408 englische Prisen auf, und waren so gefürchtet, daß ein von Liverpool nach Halifax bestimmtes Schiff in England gegen Kapergefahr nicht unter fünf und dreißig Procent Prämie versichert werden konnte. Auch zu Lande waren die Erfolge der Engländer nicht von Belang, und ihre Barbarei, welche sie durch Einäscherung des Capitols zu Washington bethätigten, diente lediglich, die ohnehin schon hochgesteigerte Feindschaft der Amerikaner noch zu verschärfen und neue Tausende von Freiwilligen unter die Fahnen zu rufen. Ihre Verbündeten im Süden, die Krihks und Seminolen, wurden bei Talladega, Tohopeka und Emuckfaw aufs Haupt geschlagen; sie selber erlitten von amerikanischen Milizen unter Jackson, denen sie an Zahl mindestens vierfach überlegen waren, eine höchst empfindliche Niederlage bei Neu-Orleans. Auf dem Erie- und Champlain-See mußten sie der gleichsam über Nacht geschaffenen Seemacht der Amerikaner weichen und auf den Plan verzichten, das Land im Osten des Hudson von dem übrigen Theile der Union abzuschneiden. Die vielen Siege, welche amerikanische Kriegsfahrzeuge auf dem Ocean gegen englische erfochten, machten die Marine dem Volke der Vereinigten Staaten theuer und hoben den Muth desselben. Die Föderalisten, welche sich anfangs laut gegen den Krieg erhoben, und in Conventionen, in den Gesetzgebungen mancher Einzelstaaten, ja selbst im Congresse als Minderheit gegen denselben protestirt hatten, wurden kleinlaut. Gefahrdrohend schien von dieser Seite anfangs nur die vielbesprochene Convention zu Hartford, welche aus Bevollmächtigten der Staaten Massachusetts, Rhode Island, Connecticut und dreier Bezirke von Vermont und Neu-Hampshire bestand; sie weigerte sich, die Landwehr dieser Staaten dem Befehle der Bundesregierung unterzuordnen, nahm somit eine durchaus particularistische Stellung an, sprach offenen Tadel gegen die Centralgewalt aus, welche die Verfassung verletzt habe, und verfuhr in einer Weise, die mit Recht als frevelhaft und unpatriotisch bezeichnet wird. Aber das Volk in seiner Gesammtheit folgte richtigeren Ansichten, es stand zum Präsidenten, und der Krieg, welcher durch den Frieden zu Gent am Ende des Jahres 1814 beschlossen wurde, hatte den Beweis geliefert, daß die Föderativrepublik Mittel und Kraft genug besaß, auswärtigen Feinden erfolgreich die Spitze zu bieten.

Wir haben weiter oben darauf hingedeutet, daß nach diesem Kriege die alten Parteien sich allmälig zersetzten. Insbesondere verloren, seit jener Convention zu Hartford, die Föderalisten an Boden in der öffentlichen Meinung. Die Parteien selbst aber, das heißt die alten Gegensätze, blieben, und übten nach wie vor einen bestimmenden Einfluß auf das amerikanische Staatsleben aus; nur gewannen sie neue Schattirungen. In freien Staaten, wo das europäische Beamten- und Polizeiregiment unbekannt ist, wo dagegen immer nur der durch die Mehrzahl der Bürger bedingte Gesammtwille zur Geltung kommt, wird jeder einzelne

Bürger stets darauf bedacht sein, möglichst viele Genossen für seine Ansichten und Ueberzeugungen zu gewinnen, und diese im Verein mit Gleichgesinnten zur Geltung zu bringen. Schon zur Zeit der ersten Unruhen in Massachusetts traten dort 1765 die „Söhne der Freiheit“ zusammen, zunächst um einen geordneten Widerstand gegen die Stempelacte zu organisiren, und später bildeten sich außer den näher bezeichneten großen Parteien auch Geheimbünde. Auf die Bildung eigentlicher politischer Vereine war die Gesellschaft der Cincinnati nicht ohne Einfluß, welche nach dem Feldzuge von 1781 durch entlassene Offiziere der Continentalarmee gegründet worden war. Sie erregte aber durch ihre aristokratischen Bestrebungen bald so großen Widerwillen im Volke, daß Washington, den sie zu ihrem Vorstande gewählt, sich scharf gegen solche Tendenzen auszusprechen veranlaßt fand. Man sagt, daß dieser Gesellschaftsorden der Cincinnati auch Anlaß zur Stiftung der Tammany-Gesellschaft in Neu-York gegeben habe, welche seit langen Jahren auf die Leitung der demokratischen Partei so großen Einfluß geübt hat. Die „Tammany Society“ oder „Columbian Order“ wurde, einigen Angaben zufolge, zu Neu-York 1783 durch den Bürger und Tapezierer W. Mooney gestiftet. Den Namen erhielt sie nach einem indianischen Häuptling, „welchem die Freiheit mehr als das Leben galt.“ Sie war von vorne herein anti-föderalistisch und durchaus demokratisch, und wollte durch diesen Verein zur Erhaltung und Förderung demokratischer Grundsätze allen Beeinträchtigungen durch aristokratische Einrichtungen, insbesondere den Cincinnati, entgegen arbeiten. Bald wurde sie sehr zahlreich, verlor aber, als Washington sich mit Nachdruck gegen alle nicht vom Staate selbst geschaffenen politischen Vereine aussprach, so beträchtlich an Zahl, daß ihre Versammlungen nur noch schwach besucht wurden. Neuen Grund und Boden gewann sie, als mit Jefferson die Demokraten ans Ruder kamen. Sie gründete 1812 ein weit verbreitetes Volksblatt*) und gewann großen Einfluß. Anderen Nachrichten zufolge wurde die Tammany-Gesellschaft im Mai 1789 nicht als politischer, sondern als menschenfreundlicher Verein hauptsächlich zu dem Zwecke gestiftet, die bürgerlichen und moralischen Zustände der Indianer zu verbessern. Deshalb habe sie nicht bloß ihren Namen, sondern auch alle auf ihre inneren Einrichtungen bezüglichen Namen, Trachten und Feierlichkeiten den Indianern entlehnt. Als eine Gesandtschaft der Krihks im Juli 1790 nach Neu-York kam, seien die Vorsteher und Beamten des Tammany-Vereins öffentlich in Indianertracht erschienen. Vor 1791 sei in dieser damals noch geschlossenen Gesellschaft keinem Demokraten Zutritt gestattet worden. Bis 1811 habe sie, nun längst in einen politischen Verein umgewandelt, in Abraham Martlings Gasthause zu Neu-York sich versammelt; damals aber auf der Stätte dieses

*) The national Advocate. Der erste Redacteur war Henry Wheaton, vor einigen Jahren amerikanischer Gesandter in Berlin, und auch als Schriftsteller über das Völkerrecht bekannt geworden.

letztern die seitdem so berühmt gewordene stattliche Tammany=Halle gebaut*). Noch andere Nachrichten behaupten, der Tammany=Verein sei ursprünglich vom Columbia=Orden verschieden gewesen, der letztere 1783 in Opposition gegen den Orden der Cincinnati und den föderalistischen Washington=Verein getreten. Der Tammany=Verein hat übrigens bis auf den heutigen Tag, gleich den „Red Men“ in Washington, oder mehren pseudoindianischen Landwehrcompagnien in einigen Städten, die indianische Tracht beibehalten. Die meisten „Martling Men“ wurden Mitglieder des Tammany=Vereins, doch bestanden auch nach 1811 immer noch Martling Men außer demselben, die äußerst streng an den Grundsätzen der Demokratie festhielten. Die Ultras unter ihnen, Vorgänger der späteren Agrarians, versammelten sich in einem kleinern Locale, dem Gasthause zum „Pewter Mug“ (zum zinnernen Kruge). Der Tammany=Verein zerfällt in 13 Stämme; er hat einen Ober=Sachem, 13 Sachems, Sagamores, einen Wiskinkie, d. h. Thürhüter, einen großen Rath, in welchem ein „Vater“ den Vorsitz führt, und ein Wigwam, nämlich die Tammany=Halle selbst. Seine Sinnbilder sind die Streitart (Tomahawk), die Friedenspfeife (Calumet), und das Berathungsfeuer. Auch hat er eine indianisch=umschreibende Zeitrechnung und bei Feierlichkeiten legen die Mitglieder indianische Trachten an, welche 1817 zu dem Spitznamen „Bockschwänze,“ Bucktails, Anlaß gaben. Es wird behauptet, daß die obersten Leiter des Vereins nie bekannt würden; in einem demokratischen Lande und bei einem demokratischen Verein erscheinen solche Geheimthuereien allerdings als eine seltsame Anomalie.

Die föderalistische Partei zersetzte sich seit Beendigung des Krieges dermaßen, daß sie als solche bei der Präsidentenwahl von 1816 sich nicht betheiligte. Auch der Name Föderalisten verlor nun seine alte Bedeutung, wurde aber bis zur Umgestaltung des Föderalismus zum Whiggismus beibehalten, obschon die Benennung „National Republicanism“ dem letztern vorausging. Der alte Föderalismus hatte sich als ungeeignet für das Verfassungsleben der Union herausgestellt, seine Anhänger sahen sich deshalb nach und nach bewogen, ihn fallen zu lassen und ihren bisherigen Standpunkt aufzugeben.

In der demokratischen Partei zeichnete sich als gewandter Führer schon im Jahre 1811 ein Mann aus, welcher später auch das höchste Staatsamt bekleidet hat, Martin van Buren. Er war eifriges Mitglied des Tammany=Vereins, bildete einen Zweigverein desselben zu Albany, die sogenannte „Albany Re=

*) Diesen und auch den folgenden Nachrichten über die Parteien in Amerika liegt die handschriftliche „Geschichte der politischen Parteien in den Vereinigten Staaten von Nord=Amerika“ zum Grunde, welche ich der freundlichen Mittheilung ihres scharfsinnigen Verfassers, des Herrn Dr. Hermann E. Ludewig in New=York verdanke, — desselben wackern Deutschen, welchem die Amerikaner für die Literature of American local history, New-York 1846, in hohem Grade verpflichtet sind. Jene Handschrift wurde 1846 verfaßt.

gency," und war ununterbrochen in Staatsämtern. Besonders seinen Bemühungen verdankte General Jackson die Wahl zum Präsidenten, obwohl im Staate Neu-York die aus föderalistischen Bestandtheilen gebildete „Volkspartei" (People's party) sowohl, wie die Antimasons, die Gegner der Freimaurer, derselben entgegen wirkten. Jackson, der Sohn armer Einwanderer aus Irland, war nach einander Advocat, Abgeordneter, Gouverneur, Senator, Mitglied des obersten Gerichtshofes und General, ein Mann von offenem und entschiedenem Charakter, ein ehrlicher Demokrat, aber ohne staatsmännische Begabung, und deshalb ein Werkzeug der Leiter seiner Partei, welche den beim Volke sehr beliebten Mann ins Amt gebracht hatten. Sie bewogen ihn, auf die rücksichtsloseste Weise alle jene Beamten aus dem Dienste zu entlassen, welche bei der Präsidentenwahl nicht „für Jackson" gestimmt hatten. Diese Maßregel erschien um so gehässiger, da die Vorgänger des Präsidenten ein solches „Ausfegen" vermieden hatten; und der Versuch, sie mit dem Satze zu rechtfertigen, daß man keine Beamtenhierarchie aufkommen lassen dürfe, war um so unglücklicher, weil in einem Lande, wo sich die „Rotation in office," der Beamtenwechsel, bei allgemeiner Volkswahl gleichsam von selbst macht, eine solche Hierarchie gar nicht aufkommen kann. Van Buren, denn er war Urheber des „Ausfegungsplanes," stellte sich völlig auf den Boden des europäischen Polizeistaates, welcher gleichfalls die Staatsämter lediglich als Beute für die treuergebenen und „gutgesinnten" Individuen ansieht. Die von ihm zuerst befolgte schlechte Marime hat sich seitdem erneuert und ist gleichsam bräuchlich geworden. Für die öffentlichen Interessen erscheint sie in hohem Grade nachtheilig, und den Parteien nützt sie nichts, weil die Erfahrung lehrt, daß abwechselnd bald die eine, bald die andere ans Ruder kommt. Jackson hatte, bevor er Präsident war, sich für nur einmalige Amtsführung des jeweiligen ersten Staatswürdenträgers entschieden, (one term principle), aber van Buren bewog ihn zur Annahme eines zweiten Termines der Amtsführung, während dessen der schlaue „holländische Advocat" das Amt eines Vicepräsidenten bekleidete. Im Jahre 1836 wurde er selber Nachfolger Jacksons. Dr. Ludewig bemerkt: „Die junge, von der Obhut ihrer Lehrer emancipirte Jefferson'sche Demokratie zeigte bei ihren ersten selbständigen Schritten unter Jackson große Unbeholfenheit und Unerfahrenheit, und hatte noch nicht gelernt, Schein vom wirklichen Sein zu unterscheiden. Wir sehen den alten Helden von Neu-Orleans in seinem neuen Leben als Haupt der Staatsverwaltung, einem Neulinge gleich, trotz des besten, oft eigensinnigsten Willens, häufig zum bloßen Werkzeuge kluger Parteigänger werden, die den Reflex ihrer Wirksamkeit so wohl berechnet auf ihn zu werfen wissen, daß er von diesem Schein getäuscht, nur selten nach der Wirklichkeit greift, um seine leitenden Grundsätze durch eigenes Handeln zu bethätigen. Und die Mehrzahl des Volkes theilte diese Verblendung ihres Oberhauptes." Die Demokratie hatte Ver-

trauen zu ihren Führern, und unterwarf sich einer strengen Parteidisciplin, welche ihr den Sieg gewährleistete. Es war ein aus dem Tammany-Verein hervorgegangener Politiker, der spätere Kriegsminister W. L. Marcy, welcher zuerst den Satz aussprach: „Dem Sieger gehört die Beute." Wir sehen indessen nicht ab, welchen Reiz kärglich besoldete Staatsämter haben, für deren längern Besitz ohnehin jegliche Gewähr mangelt.

Unter den Demokraten hatte sich nach und nach eine durchaus radicale Abtheilung herangebildet, welche nach einer völligen Umgestaltung des Grundbesitzes trachtete. Die Working Men's Party ging aus den schon früher erwähnten Martling Men hervor, und stellte als ihre Haupttendenz: Bekämpfung aller Monopole und namentlich der Banken auf. Eine nicht geringe Anzahl von Mitgliedern anderer Parteien schlossen sich ihr anfangs an, fielen jedoch bald wieder ab, während die Working Men's Partei als „Equal Rights Men" fortbestand, und den Präsidenten Jackson in seinem Kampfe gegen die Banken unterstützte. In Neu-York waren sie schon 1835 so stark, daß sie bei den Staatswahlen ihre eigenen Candidaten aufzustellen vermochten. Einer Wahl pflegt nach hergebrachter Parteisitte jedesmal eine vorbereitende Versammlung vorauszugehen, in welcher die leitenden Politiker ihrer Partei Candidaten vorschlagen. Am 29. October 1835 fanden sich die Equal Rights Men, als Demokraten, so zahlreich in der Tammany-Halle ein, daß die eigentlichen Tammany-Demokraten durch sie aus dem Saale verdrängt wurden. Im Verdruß darüber verschlossen sie die Röhre, vermittelst welcher das Gas dem Saale zuströmte. Plötzlich standen die Equal Rights Men in ägyptischer Finsterniß. Aber auf einen solchen Fall schon vorbereitet, zündeten sie die von ihnen mitgebrachten Kerzen sofort mit Streichzündhölzchen (Locofoco Matches) wieder an, setzten bei dieser Beleuchtung unter lautem Jubel ihre Vorbereitungen zur Wahl durch, verließen die Tammany-Halle in feierlichem Zuge unter Fackelschein, und begaben sich nach dem Civic- und Military-Hotel, ihrem gewöhnlichen Versammlungsorte. Dieser Vorfall gab Veranlassung, die Equal Rights Men als Locofocos zu bezeichnen. Der Name ist dann später auf die gesammte demokratische Partei übergegangen. Anfangs aber konnten die Locofocos es nicht einmal zu einer festgegliederten Partei bringen, und ihr Zerwürfniß mit den Tammany-Demokraten nützte lediglich den Whigs. Dem gemeinsamen Gegner gegenüber einigten sich 1837 bei neuen Staatswahlen die Locofocos oder Buffaloes und die Tammany-Demokraten oder Rumps.

Die alte föderalistische Partei gewann durch einen der ausgezeichnetsten Männer, welche Amerika hervorgebracht, durch Henry Clay aus Kentucky, neue Gestaltung und frisches Leben. Die föderalistisch Gesinnten hatten, nachdem ihre Partei abgeschwächt und der frühere Einfluß verloren gegangen war, sich auf eine specielle Opposition gegen die leitenden demokratischen Führer beschränkt,

die Maßregeln derselben bekämpft, und jeder andern aus allgemeinen oder besonderen Interessen entspringenden Opposition gegen die demokratische Staatsverwaltung sich angeschlossen. Sie wollten zuwarten, und sowohl das rücksichtslose Verfahren der demokratischen Parteihäupter in Betreff des oben geschilderten Beutesystems bei Staatsämtern, wie das Anstürmen gegen die Banken, arbeiteten ihnen trefflich in die Hände. Clay war und ist noch ein von allen Parteien hochgeachteter Charakter, ausgezeichnet als Redner wie als Staatsmann; er hat, seitdem er am öffentlichen Leben Theil genommen, stets für die Interessen der Gewerbe und des Handels der Vereinigten Staaten großen und wirksamen Eifer bethätigt. Er ging von Jefferson'schen Grundsätzen aus und hielt daher zur „republikanischen" Partei, aber er stellte das allgemeine Interesse über die Parteiformel und befolgte eine vorzugsweise nationale Politik. Wenn Jefferson die Nation frei wissen wollte, so trachtete Clay danach, sie neben der Freiheit auch zu materieller Wohlfahrt zu erheben. Er hatte in Gent den Frieden mit England unterhandelt, und trat im Congresse mit großer Beredtsamkeit für das System in die Schranken, demgemäß nicht bloß durch die Einzelstaaten, sondern da wo das allgemeine Interesse betheiligt war, nützliche öffentliche Arbeiten, sogenannte innere Verbesserungen, auch auf Kosten der Union und durch dieselbe ausgeführt werden sollten. Ferner setzte er das sogenannte amerikanische oder Schutzzollsystem durch, um der Ausbeutung des Landes durch die englische Industrie einen Riegel vorzuschieben. Dieses System hat schwere Anfechtungen erfahren, und namentlich in Süd-Carolina so lebhaften Widerstand gefunden, daß dieser in allen Krisen höchst turbulent sich gebehrdende Staat durch seine Nullifiers eine Zeit lang den Fortbestand der Union zu gefährden schien. Aber diesem amerikanischen Systeme verdankten die Vereinigten Staaten die Begründung ihrer nun zu hoher Blüthe gelangten Industrie; als diese sich bewurzelt hatte, konnte allmälig der hohe Tarif ermäßigt werden, und die gereizte Stimmung Süd-Carolinas wurde durch ein versöhnendes Compromiß zwischen Clay und Calhoun besänftigt. Clay's Trachten für die feste Begründung und Beförderung des Wohlstandes stand mit der rücksichtslos demokratischen Verwaltung Jacksons in geradem Widerspruche. Im Jahre 1830 befand sich Clay als anerkannter Parteiführer an der Spitze der National-Republicans oder Clay-Men, deren Opposition an Umfang und Bedeutung wuchs, indem Clay, wie schon bemerkt, ein strenger Republikaner, die gewaltsamen Maßregeln der Demokraten bekämpfte, welche als „tyrannische Föderalisten" und „aristokratische Tories" geschildert wurden. Im Jahre 1835 war die neue Partei völlig organisirt und so einflußreich geworden, daß sie den Demokraten die Herrschaft streitig machte. Im Winter des Jahres 1836 nahm sie die Benennung der Whigs an, unter welcher bis auf die jüngste Zeit herab jede Opposition gegen die große demo-

kratische Partei einen allgemeinen Vereinigungspunkt gefunden hat. Die Antimasons schlossen sich ihr an und verschwanden als besondere Partei.

Zu Batavia im westlichen Theile des Staates Neu-York war im September 1826 Wilhelm Morgan gewaltsam entführt und wahrscheinlich ermordet worden. Dieser Mann hatte ein allerdings schon seit lange nicht mehr verborgen gebliebenes, aber doch von den Freimaurern verheimlichtes Ritual der unteren Grade noch einmal veröffentlicht, um sich für vermeintliche Zurücksetzung seiner Loge zu rächen und Geld zu gewinnen. Angeblich war jener Mord von Freimaurern begangen worden; das Volk machte seiner Erbitterung gegen dieselben in Versammlungen und in den Tagblättern Luft. Zwar die gerichtliche Untersuchung ergab kein die Freimaurer absolut überführendes Resultat, dennoch aber brach im westlichen Neu-York, in Neu-England und Pennsylvanien ein Sturm gegen sie los. Diese Bewegung der Antimasons wurde bald auf das politische Feld hinübergespielt, weil die Gegner der Freimaurer kein Mitglied des Ordens zu einem Staatsamte wählen mochten. Im Jahre 1830 hatten sie sich in Neu-York zu einer besondern Partei herangebildet, stellten ihre Candidaten auf, und waren erklärte Gegner des Freimaurers Jackson. Aber auf die Dauer konnten sie sich nicht halten, weil ihre Opposition auf zu schwachen Grundlagen beruhete. Sie ergriffen daher die günstige Gelegenheit, sich den Whigs anzuschließen, und die Maurerei ist unangetastet stehen geblieben.

Martin van Buren war beim Volke nicht so beliebt als Jackson, und hatte also auf weniger Nachsicht zu rechnen. Die Beseitigung der Nationalbank und der Ausweg eines Staatsschatzamtes (Subtreasury) erfuhren die schärfste Opposition, und verstärkten die Reihen der Whigs in dem Maße, daß diese 1840 die Wahl des Generals Harrison zum Präsidenten mit 1,274,783 Stimmen gegen 1,128,702, also mit 146,081 Stimmen Mehr, durchsetzten, nachdem schon 1838 in dem bisher so vorwiegend demokratischen Staate Neu-York ein entschiedener Whig zum Gouverneur ernannt worden war. Daß die Whigs, welche nicht minder Republikaner sind und sein wollen, als die Demokraten, unter demokratischer Fahne fochten, ist nicht in Abrede zu stellen; aber ihr Sieg schließt doch eine Verurtheilung der Verwaltungsmaximen van Burens in sich, und gab dem an der Formel haltenden Theile der Demokraten eine herbe Lehre. Indessen verfuhren die Wighs bei ihrem Siege in Betreff der Persönlichkeit ihres Candidaten, wie weiland ihre Gegner. Sie wählten nicht Clay, den Begründer und talentvollsten Leiter ihrer Partei, den hochverdienten Staatsmann, sondern einen im westlichen Ansiedlerleben ergraueten Krieger, den General Harrison, welchen freilich nach wenigen Wochen der Tod hinwegraffte. Die höchste Staatswürde ging auf den Vicepräsidenten Tyler über, einen einsichtsvollen Politiker aus Virginien, welcher klugerweise jede Ausschließlichkeit vermied, und das „Schiff des Whiggismus mit demokratischem Winde" segeln ließ. Viele kamen seitdem zu

der Ueberzeugung, daß die Demokratie in den Vereinigten Staaten immer nur eine und dieselbe sein könne, gleichviel ob sie sich Whig- oder Locofoco-Demokratie nenne. Bei Uebereinstimmung in den Hauptgrundsätzen sind einzelne Abweichungen in Nebensachen auf keine Weise ausreichend, das stete Zusammentreffen der besonderen Meinungen in diesen obersten Grundsätzen zu verhindern. Tyler verwaltete als „Whig-Demokrat" die Union, die Demokratie erstarkte abermals, und setzte 1844 ihren Candidaten James Knox Polk mit 1,335,834 Stimmen gegen Clay durch, welcher von den Whigs 1,297,033 Stimmen erhielt, also nur mit 38,801 in der Minderheit blieb.

Von nun an beginnt eine Scheidung in der Whig-Partei, welche bis heute unablässig fortdauert. Die Conservativen Whigs sonderten sich von der Progressiven Whig-Partei ab. Jene sind lediglich Republikaner, aber nicht Demokraten in amerikanischem Sinne, diese wollen auf der Bahn der Demokratie wandeln, und suchten einerseits die nationalen Ansichten ihres Führers Clay ins Leben zu führen, andererseits durch Verbindung mit Abolitionisten, Antirenters in Neu-York und Socialreformern sich zu kräftigen. Die Demokraten haben sich in den letzten Jahren in Tammany-Politiker oder Barnburners, und in Albany-Regency-Politiker oder Old Hunkers geschieden. Jene, die Radicalen, „wollen mit der Scheuer auch alles in derselben befindliche lebende Inventar, Vorräthe ꝛc. verbrennen," diese aber „wollen wohl die Scheuer verbrennen, aber das in ihr befindliche zum Behufe weiterer Benutzung retten." Man bezeichnet diese auch wohl als conservative Demokraten. Im Staate Missouri sondern sich die Locofoco-Demokraten in Harte und Weiche, doch bezieht sich diese Parteischeidung nicht auf ein Princip, sondern lediglich auf leitende Persönlichkeiten.

Die obenerwähnten Antirenters waren auf den Staat Neu-York beschränkt, und erstrebten lediglich Befreiung ihrer Ländereien von grundherrlichen Lasten und Rechten. Die Liberty Party will die Sklaverei abschaffen, und die bekannten Zwecke der Abolitionisten auf das Feld der praktischen Politik übertragen. Sie bildete sich als Partei im Jahre 1840, besteht aber nur in den nördlichen Staaten der Union vom Maine bis Illinois. Ihre Anhänger gehören dem Wesen nach zur demokratischen Partei, nicht minder die von dem Vereine des Jungen Amerika auf dem gewerblichen Congresse zu Neu-York 1845 gebildete Partei der National-Reformer, welche eine politische Organisation der Arbeiter gegen die angeblich „vom Capital gepachteten" Parteien bezweckt. Sie stellt als Hauptforderung „Befreiung des Bodens" auf, will gleiche Regulirung der Bodenantheile, die Unantastbarkeit der letzteren, und Beschränkung der Lohnarbeitszeit auf täglich zehn Stunden. Somit findet man bei ihr Verfolgung ähnlicher Zwecke wie bei den Agrarians, welche sich einst zu Neu-York im zinnernen Kruge versammelten, wie bei den Equal Rights Men — den

nachherigen Locofocos — und der Working Men's Party. Doch sind auf sie auch die communistischen und socialistischen Lehren und Bestrebungen Europas nicht ohne Einfluß geblieben. Diese Partei ist insbesondere darin kurzsichtig, daß sie den Begriff der Arbeit einseitig und lediglich vom Standpunkte der Handarbeit auffaßt, und im blindem Hasse gegen das Capital überhaupt, das Kind mit dem Bade ausschüttet. Im Angesichte so vieler hundert Millionen Acker Landes, welche gleichsam für Nichts zu erwerben sind, und die nur des fleißigen Anbauers harren, sind dergleichen agrarische Theilungspläne am allerwenigsten gerechtfertigt. Wohl aber erscheint die Opposition gegen die speculirenden Landhaifische, welche mit unbebauetem Grund und Boden einen ärgerlichen Wucher treiben, vollkommen an ihrem Platze. In Amerika ist die Geldaristokratie, die „Thran- und Stockfischaristokratie" der großen Städte weder der Freiheit noch der Republik im mindesten gefährlich, und im ganzen Lande der Einfluß des Reichthums geringer als anderwärts. Das Stimmrecht ist allgemein und keine Klasse steht der andern im Wege, da Jedermann vollkommen freie Bahn vor sich findet. „Wird doch auch durch die hier verwirklichte allgemeine Freiheit und Gleichheit sogar dem Egoismus eine so glückliche Richtung gegeben, daß er beinahe nicht anders sich geltend machen kann, als indem er gleichzeitig dem allgemeinen Besten auf die eine oder andere Weise nützt. Wenn nun überdem unbeschränkte Freiheit der Rede, der Presse und der Vergesellschaftung in den Vereinigten Staaten ruhige, ernste und stetige Verfolgung eines jeden zum Guten und zum Bessern führenden Zwecks möglich machen, so ist nur um so dringender zu wünschen, daß die wichtige Aufgabe, welche den Bestrebungen der National-Reformers zu Grunde liegt, und deren glückliche Lösung für die Zukunft der Vereinigten Staaten Abwendung eines gefährlichen Proletariats verspricht, so in Angriff genommen werde, daß eine versöhnliche Mitwirkung aller Klassen der Gesellschaft von vorne herein das große Werk erleichtere." Auf einer Convention, welche die „Arbeiter" zu Albany im October 1850 abhielten, faßten sie unter anderm den Beschluß: „daß die Arbeiter gegen die jetzige ungleiche Vertretung seien, und in Zukunft eine Repräsentation verlangten, die der Zahlenstärke der Arbeiter gleichkomme." Ferner erklärten sie sich zu Gunsten der „Freigabe der öffentlichen Ländereien in beschränkten Quantitäten an wirkliche Ansiedler, für Abschaffung der Handarbeit in den Gefängnissen, „da wir wissen und fühlen, daß sie für uns als Klasse ungerecht und unterdrückend ist;" für freies Schulwesen, und „daß alle Geldbewilligungen von Seiten des Staats zur Beförderung der Erziehung ausschließlich auf Gemeindeschulen verwandt werden."

Die demokratische Partei gewinnt alljährlich beträchtlichen Zuwachs durch die aus Europa kommenden Einwanderer, welche nach einigem Aufenthalt im Lande Bürger der einzelnen Staaten und der Vereinigten Staaten werden und

sodann berechtigt sind, ihre Stimmen in die Wagschale zu werfen. Ihnen gegenüber steht auf das schroffste die **Partei der Eingebornen**, Natives, Native Americans oder American Republicans, welche sich 1845 auf einem „National-Congresse" zu Philadelphia organisirte. Sie geht von den Voraussetzungen aus, daß der volle Geist und das ganze Wesen einer Verfassung, wenige Ausnahmen abgerechnet, denen unerfaßlich bleiben müsse, welche unter einer andern Verfassung erzogen wurden. Sie nimmt weiter an, eine Mehrzahl der in neuester Zeit einwandernden Fremden seien in ihrer alten Heimath Insassen von Armen-, Zucht- oder Irrenhäusern gewesen oder doch würdig, Insassen solcher Anstalten zu sein, und erstrebt daher eine Abänderung der Verfassung und der Einbürgerungsgesetze der Vereinigten Staaten in dem Sinne, daß fremde Einwanderer das Bürgerrecht der Union nur nach einem erweislichen Aufenthalte von ein und zwanzig Jahren zu erlangen berechtigt seien, während gegenwärtig ein nur fünfjähriger Aufenthalt im Lande zur Erlangung des Bürgerrechts der Vereinigten Staaten erforderlich ist. Sie will ferner unbegüterte Einwanderer durch eine Kopfsteuer, Verbrecher durch die Verpflichtung, ein Zeugniß der Unbescholtenheit zu liefern, fernhalten. Endlich trachtet sie auch dahin, das Recht des Präsidenten, höhere Beamte der Union ihrer Stellen zu entsetzen, und die Anstellung dieser Beamten der Mitentscheidung des Senates zuzuweisen. Diese Partei verlangt Unbilliges und Gemeinschädliches, aber Züge von Mißgunst der früher Angesiedelten gegen die später Kommenden sind in der Geschichte Nord-Amerikas weder neu noch selten. Nativistische Tendenzen traten unter den Föderalisten schon damals hervor, als John Adams auf dem Präsidentenstuhl saß, und richteten sich vorzugsweise gegen die Irländer, deren „American Society of United Irishmen" große Vorliebe für Frankreich zeigte. Diesen Umstand, und das Gerücht, auch Jacobinerclubs seien in den Vereinigten Staaten verbreitet, benutzten die Föderalisten, um im Juni 1798 das bekannte Fremdengesetz, Alien law, im Congresse durchzubringen, welches die Aufnahme und den Aufenthalt unwillkommener Ausländer vom Belieben der Bundesregierung abhängig machte. Jefferson beseitigte dieses von ihm als „unklug und ungerecht" bezeichnete Gesetz; aber das nativistische Element wucherte in der föderalistischen Partei fort, und fand auch unter den Demokraten einige Fürsprecher. Ging doch W. Crawford selbst so weit, nähere Verbindungen der eingeborenen Weißen mit den Indianern zu empfehlen, weil, wie er in einem amtlichen Bericht sich ausdrückte, diese Vermischung der Ehre seiner Nation mehr entsprechen würde, als die Aufnahme von Flüchtlingen aus der alten Welt, einerlei ob dieselben wegen ihrer Verbrechen oder wegen ihrer **Tugenden** flüchtig geworden seien! Indessen fand dieser Vorschlag, sich an die „ritterlichst faulen Rothhäute" statt an fleißige Einwanderer aus Europa zu wenden, im Volke nicht einmal seiner Originalität halber Beifall.

„Was — so bemerkt Dr. Ludewig — „die politische Thätigkeit der von Europa eingewanderten Bürger anlangt, so dürfte dieselbe den mitten im regsten politischen Leben aufgewachsenen, und durch dasselbe auch dafür gebildeten eingebornen amerikanischen Bürgern allerdings vielfach unbeholfen und ungeschickt vorgekommen sein. Aber wenn das auch nicht bestritten werden kann, und bei anfänglich der Landessprache unkundigen, in völlig neue Verhältnisse tretenden Leuten ganz natürlich erscheint, so war und ist doch auf keinen Fall an dem besten Willen der Eingewanderten, ihrem neuen Vaterlande mit Herz und Seele ganz anzugehören, zu zweifeln, und eben so wenig daran, daß sie nach Kräften für dessen Wohl mitzuwirken entschlossen sind, weil dieses Wohl ja auch ihr eigenes ist. Mit Fug und Recht kann behauptet werden, daß Männer, welche durch frühere Bedrückung zur Freiheit eingegangen sind, die letztere mit gleich dankbarer Innigkeit lieben werden, wie der von schwerer Krankheit Genesene die Gesundheit.“ Mit der politischen Unerfahrenheit und Unbeholfenheit der eingewanderten Bürger ist von den Leitern der verschiedenen Parteien freilich vielfach Mißbrauch getrieben worden, aber die Schuld davon fällt nicht auf jene, sondern lediglich auf diese. Wir können es nicht mißbilligen, daß die Eingewanderten auch nationell abgesonderte Vereine bilden, gleichviel, ob zu allgemeinen politischen oder zu besonderen Parteizwecken. Sie haben ein Recht dazu und fühlen sich, namentlich im Anfang, offenbar in der Mitte ihrer Landsleute und Sprachgenossen heimischer als unter den Amerikanern, welche sich derlei Fremden gegenüber nicht gerade durch Zuvorkommenheit auszeichnen. Es läuft auf eine eben so unrepublikanische als völlig undemokratische Unduldsamkeit hinaus, wenn die Eingebornen, die zum Theil gleichfalls noch sehr jung und frisch auf amerikanischem Boden sind, in Neu-Orleans, Philadelphia, Neu-York, Baltimore, Cincinnati und St. Louis gegen die von Deutschen oder Irländern gebildeten, abgesonderten politischen Vereine sich erhoben. Und wenn einmal das verwerfliche „Beutesystem“ bei den Demokraten an der Tagesordnung war, so sehen wir nicht ab, weshalb 1837 in Neu-York nicht auch die deutschen und irischen demokratischen Vereine eben sowohl Anspruch auf „Antheil an der Beute“ hätten machen, d. h. städtische Aemter für ihre Angehörigen fordern sollen, als die Eingebornen. Wo lediglich nach der Kopfzahl gestimmt wird, ist eine Stimme so viel werth als die andere, denn die Stimmen werden nur gezählt, nicht gewogen. Uebrigens sind die Nativisten vorzugsweise der Einwanderung katholischer Irländer abhold. Aus diesen unwissenden und vernachlässigten Individuen besteht zum großen Theil der Pöbel in den volkreichen Städten, für welche die Söhne der Smaragdinsel eine wahre Plage geworden sind. Auf der schon oben erwähnten National-Convention zu Philadelphia im Jahre 1845 sprachen die Natives sich zwar für allgemeine Toleranz aus, erklärten aber freies Lesen der

Bibel als Grundlage des Christenthums, und unerläßlich für bürgerliche Freiheit und Gleichheit.

Alle diese Parteispaltungen und Gegensätze dienen dazu, das politische Leben und Treiben unter den Bürgern der Vereinigten Staaten rege und im Flusse zu erhalten, ohne für den Staat oder die Union überhaupt geradezu gefährlich zu werden. Ganz anders verhält es sich mit dem großen wundesten Punkte des Staatenbundes, mit der Sklaverei und deren Abschaffung. Die leidenschaftliche Aufregung, welche von den canadischen Seen bis zum Meerbusen von Merico das ganze Land wegen der Sklavenfrage fieberhaft schüttelt, hat sich von Jahr zu Jahr gesteigert. Durch die verschiedenen Compromisse, zu welchen sich der Congreß im Jahre 1850 verstand, ist diese Leidenschaft weder im Süden noch im Norden aus den Gemüthern gewichen. Eine Lebensfrage von so ungeheurer Wichtigkeit und Bedeutung, von so unberechenbarer Tragweite sollte von den verschiedenen Parteien mit äußerster Vorsicht und gegenseitigem Wohlwollen behandelt werden, während man gerade bei Behandlung derselben eine Erbitterung zeigt, die zu den unheilvollsten Ergebnissen führen kann. Wir haben unsere Ansicht über die Sklavenfrage im Allgemeinen schon in der Einleitung zu diesem Werke ausgesprochen (S. 33); hier wird es am Platze sein, das dort Angedeutete näher auszuführen und zu begründen.

Die ersten Negersklaven wurden 1645 nach Boston durch einen Bürger dieser Stadt geschafft; 1670 brachte, wie wir schon früher erwähnten, ein holländischer Capitän die ersten Sklaven, zwanzig an der Zahl, zum Verkaufe nach Virginien; 1671 wurden Neger aus Barbadoes nach Süd-Carolina verschifft, in demselben Jahre munterte Maryland die Sklaveneinfuhr durch ein Gesetz auf, und nach und nach erhielten auch die übrigen Colonien Neger, welche bis zum Jahre 1808 aus Afrika eingeführt werden durften. Im Jahre 1790 bei der ersten Volkszählung in den Vereinigten Staaten von Seiten des Congresses, ergab sich, daß lediglich Massachusetts und das damals noch mit demselben vereinigte Maine ohne Sklaven waren; doch hatte es früher dergleichen gehabt, z. B. im Jahre 1735 bei einer weißen Bevölkerung von 50,000 Seelen 2000 Schwarze, deren Zahl 1765 auf 5000 angewachsen war. Die allgemeine Zählung von 1790 ergab auf 3,929,827 Seelen, 697,897 Sklaven, wovon z. B. auf Neu-Hampshire 158, auf Vermont 17, Rhode Island 952, Neu-York 21,334, Pennsylvanien 337, Maryland 103,036, Virginien 203,427, Nord-Carolina 100,572, Süd-Carolina 107,094, Georgien 29,264 kamen; 1800 auf 5,305,925 Seelen schon 893,041; 1810 auf 7,239,814 schon 1,191,364; 1820 auf 9,638,131 schon 1,538,064; 1830 auf 12,866,920 schon 2,009,031; 1840 auf 17,063,353 schon 2,487,355. Außerdem lebten in den Vereinigten Staaten 1840, doch mit in die obige Gesammtzahl eingerechnet, 386,348 freie Neger und Farbige. Wir haben, während diese Zeilen in die Presse gehen,

noch keine Angaben über die Zählung von 1850; sie kann aber, dem bisherigen Anwuchs zufolge, nicht unter 23,000,000 Seelen und mehr ausgefallen sein. Eine auf die Zunahme seit 60 Jahren gegründete Wahrscheinlichkeitsberechnung ergiebt für die Jahrzehnte von 1850 bis 1910 folgende Ziffern:

	Sklaven:	freie Schwarze:	Total:
1850	3,059,441	463,617	3,523,058.
1860	3,763,112	556,340	4,319,452.
1870	4,628,627	667,608	5,296,235.
1880	5,693,211	801,129	6,494,334.
1890	7,002,649	961,355	7,962,004.
1900	8,613,258	1,153,626	9,766,884.
1910	10,594,307	1,384,351	11,978,658.

Die folgende Zusammenstellung wird das Zahlenverhältniß der Sklaven zu der Gesammtzahl der Bevölkerung und ihren beiderseitigen Zuwachs anschaulich machen. Wir wählen die Jahre 1800 und 1840 zur Vergleichung.

Staaten	Volksmenge		Sklaven	
	1800	1840	1800	1840
Maine	151,719	501,793	0	0
Neu-Hampshire	183,762	284,574	8	1
Vermont	154,465	291,948	0	0
Massachusetts	423,245	737,699	0	0
Rhode Island	69,122	108,830	381	5
Connecticut	251,002	309,978	951	17
Neu-York	586,756	2,428,921	20,343	4
Neu-Jersey	211,949	373,306	12,422	674
Pennsylvanien	602,365	1,724,033	1706	64
Delaware	64,273	78,085	6153	2605
Maryland	341,548	470,019	105,635	89,737
Virginia	880,200	1,239,737	345,796	448,987
Nord-Carolina	478,103	753,419	133,296	245,817
Süd-Carolina	345,591	594,398	146,151	327,038
Georgia	162,101	691,392	59,404	280,944
Florida	. . .	54,477	. . .	25,717
Alabama	. . .	590,756	. . .	253,532
Mississippi	8850	375,651	3489	195,211
Louisiana	. . .	352,411	. . .	168,452
Arkansas	. . .	97,574	. . .	19,935
Tennessee	105,602	829,210	13,584	183,059
Kentucky	220,955	779,828	40,343	182,258
Ohio	45,365	1,519,467	. . .	3
Michigan	. . .	212,267	. . .	0
Indiana	4875	685,866	135	3
Illinois	. . .	476,183	. . .	331
Missouri	. . .	383,702	. . .	58,240
Distr. Columbia	14,093	43,712	3244	4694
Wisconsin	. . .	30,945	. . .	11
Jowa	. . .	43,112	. . .	16
Total	5,305,925	17,063,353	893,041	2,487,355

Texas, Oregon, Californien, Neu-Mexico, Utah und Minnisota sind seitdem theils als Staaten, theils als Gebiete, den Vereinigten Staaten hinzugefügt worden. Sklaven hat jedoch nur das erstgenannte Land.

Man sieht, daß die Union in zwei große Abtheilungen zerfällt, in „freie" Staaten und in solche, welche Sklaven halten. Der Ohio und im Allgemeinen etwa der 39ste Breitengrad bilden die Gränzscheide. Der kleinere Theil der Sklaven verrichtet häusliche Dienste, der bei weitem größere, namentlich in Georgien, Alabama und Mississippi, ist mit Feldarbeit beschäftigt, während in Virginien, Maryland und Kentucky die Zahl der Haussklaven etwa jener der Feldarbeiter gleich kommt. Diese letzteren sind allerdings häufiger dem Verkaufe unterworfen als jene, die oft seit Generationen ein und demselben Hause angehören. Sie werden als zur Familie gehörig betrachtet, durchschnittlich sehr gut, etwa in der Weise behandelt, wie in Europa das Hausgesinde, und zeigen gewöhnlich große Anhänglichkeit an ihre Gebieter und dessen Familie, mit welcher sie unter einem Dache leben. Nicht wohlgenährte und nicht gut gekleidete Haussklaven sind Ausnahmen, und die ihnen obliegenden Arbeiten in der Regel von leichter Art. Jedenfalls ist in physischer und materieller Beziehung ihre Lage bei weitem jener von vielen Millionen europäischer Handwerker, Fabrikarbeiter oder Taglöhner in Stadt und Land vorzuziehen. Dagegen sieht sich der feldarbeitende Sklav etwa so gestellt, wie der gewöhnliche Hand- und Feldarbeiter in Europa, welchen ein Arbeitgeber beschäftigt, nur mit dem Unterschiede, daß sein Herr ihn unter allen Umständen mit Nahrung und Kleidung versehen muß. Die beträchtliche Anzahl von Negern, welche auf den großen Gütern beschäftigt werden, gestattet kein näheres Verhältniß zwischen Herrn und Sklaven, die einander fremd bleiben, weil nur ein Verwalter mit den Negern zu verkehren und sie zu der oft anstrengenden Arbeit anzuhalten hat. Daß man dem Sklaven keine bürgerlichen Rechte zugesteht, liegt in seiner ganzen Stellung, in welcher ihm jede freie Selbstbestimmung unmöglich gemacht wird. Er kann gegen einen Weißen kein Zeugniß ablegen, und streng genommen auch kein Eigenthum für sich erwerben, obwohl die Praxis sich in dieser Beziehung sehr mild gestaltet hat. Denn es ist herkömmlich, daß der Sonnabend und die Abendstunden völlig zu seiner Verfügung bleiben; häufig wird er auch von seinem Gebieter ausgemiethet, und giebt nur eine festbestimmte Summe ab, während Alles sein eigen wird, was er über dieselbe hinaus erwirbt. In einer Tabacksfabrik zu Richmond in Virginien verdiente ein fleißiger Sklav durch seine Thätigkeit wöchentlich bis zu zehn Dollars Ueberschuß für sich selbst. Der geputzte Aufzug, in welchem sich Neger wie Negerinnen so häufig zeigen, liefert den Beweis, daß ihre Lage wenigstens eine erträgliche ist. Freilich geschieht wenig oder nichts für ihre geistige Ausbildung; und manche Staaten verbieten ausdrücklich, die Neger und Mulatten lesen und schreiben zu lehren. Aber sie haben es gethan, als die sogenannten

Negerfreunde aus dem Norden Brand- und Mordschriften im Süden verbreiteten, und den Negern Rebellion gegen ihre Gebieter zur Pflicht machten; durch eine solche Handlung der Nothwehr suchte man Leben und Eigenthum sicher zu stellen. An religiöser Unterweisung fehlt es den Negern keineswegs, sie haben ihre besonderen Kirchen und viele schwarze Prediger, von denen übrigens kein einziger der bischöflichen anglikanischen Kirche angehört, welche in hierarchischem Dünkel sich für besonders fashionabel und vornehm hält. Der Neger schließt sich gern den Methodisten an, die ihn am besten zu erwecken und zu zerknirschen wissen. Er ist übrigens seinem ganzen Naturell zufolge lustig, aufgeweckt in seiner Weise, leichtsinnig, sorglos, und schon zufrieden, wenn er sich putzen, gut satt essen und nicht allzu angestrengt arbeiten darf. Er singt, tanzt, spielt seine Zither (Banjo), und stampft mit dem Absatze, daß der Boden dröhnt. Das alte Wort: „Ganz Afrika tanzt, wenn die Sonne untergeht," gilt nun theilweise zugleich von Amerika; auch singt er gern und oft recht melodisch. Die höheren Güter des Lebens und geistiger Genuß sind dem schwarzen Manne, wenige Ausnahmen abgerechnet, stets fremd geblieben, sowohl in seiner afrikanischen Heimath wie in Amerika. Man mag es wegzuleugnen suchen so viel man wolle, es bleibt nichts desto weniger wahr, daß der Neger als Menschenstamm an geistiger Begabung hinter dem weißen Menschen weit zurücksteht. Im Zorne und im Streite schlägt er nicht mit der Faust auf seinen Gegner ein, sondern rennt mit dem Schädel gegen ihn an. Er ist ein vorzugsweise eitler und selbstgefälliger Mensch und äußerm Gepränge zugethan; dabei versteht er kein Maß zu halten, und wenn er haßt, ist sein Haß von der tiefsten und ingrimmigsten Art, während er bei milder Behandlung, die jedoch nicht vertraulich sein darf, sich äußerst anhänglich und gutmüthig zeigt. Sobald er aus dem Zustande der Sklaverei in jenen der Freiheit übergegangen ist, möchte er es in allen Dingen dem Weißen mindestens gleich wo nicht zuvor thun, wird es aber nimmermehr dahin bringen, daß man ihn gesellschaftlich dem europäischen Menschen gleichstellt; man wird ihn stets vom geselligen und Familien-Verkehr mit den Weißen ausschließen, welche instinctmäßig die tiefste Rassenantipathie gegen ihn empfinden, und derselben auch mit dem besten Willen nicht Herr werden können. Schon die eigenthümliche Ausdünstung der Haut, welche den Vollblutneger verräth, wirkt abstoßend, und der Abolitionist des Nordens ist mit dem Manne des Südens vollkommen darüber einverstanden, daß mit dem Schwarzen enge gesellschaftliche Verbindungen unmöglich seien. Es gilt für nicht unanständig, eine Indianerin oder einen Indianer zu heirathen; aber eine Negerin wird nie eines Weißen rechtmäßige Frau; eine Weiße, welche mit einem Neger oder Mulatten sich fleischlich vermischte, würde überall der größten Verachtung anheimfallen, und im Süden und Südwesten wohl außerdem betheert und befiedert werden. Diese Rassenabneigung erstreckt sich bis auf den fünften Grad der Vermischung hinab, so lange im Auge und an den Nägeln noch eine

Spur, und sei sie noch so leise und für ein ungeübtes Auge gar nicht wahrnehmbar, auf einen Tropfen afrikanischen Blutes hindeutet. Wo der Neger und der Weiße irgend zusammenkommen, herrscht der letztere, und ordnet den erstern sich unter. Selbst den Indianern dient der Schwarze als Sklav.

Der sklavenhaltende Süden ist an frischer Entwickelung und an rüstigem Leben und Treiben allerdings hinter dem freien Norden zurückgeblieben; doch scheint uns, nach sorgfältiger Erwägung aller Umstände und Thatsachen, daß in Bezug auf dieses gegenseitige Verhältniß arge Uebertreibungen behauptet werden. Auch der Süden hat in seiner materiellen Entwickelung Fortschritte gemacht, wie kaum ein europäischer Staat sie in gleicher Zeitfrist aufzuweisen vermag; aber der Norden der Vereinigten Staaten steht allerdings an Rührigkeit voraus, zu welcher schon das strengere Klima nöthigt. Auch ist der Yankee, d. h. der ächte Neuengländer, neben seiner Spürkraft und Neigung zum Speculiren in Handel und Wandel, mit einem hohen Grade von Zähigkeit begabt und versteht es, beide vortrefflich anzuwenden und nutzbar zu machen. Dem Südländer fehlen manche Reizmittel, welche den Nordländer zu hastiger Thätigkeit anstacheln; sein Himmelsstrich ist heißer, und alle Handarbeiten, alle niedrigeren Geschäfte werden von Sklaven verrichtet. Diese Umstände haben allerdings viel dazu beigetragen, im Süden eine „Aristokratie des Faullenzens" zu schaffen. Doch darf nicht außer Acht gelassen werden, daß im letztverflossenen Jahrzehnt in dieser Hinsicht ein unleugbarer Fortschritt stattfand, und wir werden später nachweisen, mit welchem Eifer sich der Süden der Gewerbthätigkeit zugewandt hat. Die Zahl der freien weißen Arbeiter ist im Steigen begriffen. Die Handarbeit wird nicht mehr als etwas Unwürdiges, nur für Neger Geeignetes angesehen, und hat längst aufgehört, verachtet zu sein.

Uebrigens stellen wir weder die moralischen noch die ökonomischen Nachtheile irgend in Abrede, welche sich überall finden, wo Sklaverei vorhanden ist. Man begreift diese Uebelstände auch im Süden recht wohl, wo mit alleiniger Ausnahme von Neu-Orleans alle größeren Plätze nicht vorwärts kommen und theilweise sogar an Volkszahl verlieren. Die ausgemietheten Neger ziehen aus den nördlichen Sklavenstaaten schaarenweise in die Städte, und arbeiten für sehr niedrige Löhne, bei welchen ein weißer Arbeiter nicht bestehen kann. Diesem bleibt dann nichts weiter übrig als sich zu entfernen und an einem andern Orte lohnendere Beschäftigung zu suchen. Diese wandernden Sklaven, welche sich auf gewisse Zeit verdingen, sind im Süden unproductive Consumenten, weil ihr Lohn zum größten Theile nicht dem Orte zu gute kommt, an welchem sie zeitweilig sich aufhalten, sondern in die Tasche ihres oft hundert Meilen weit entfernten Herrn fließt. In den nördlicher liegenden Sklavenstaaten ist dagegen das Verhältniß umgekehrt. Dort kann der Neger mit dem freien weißen Arbeiter keinen Wettbewerb halten, und deshalb ist insbesondere der fleißige, in seinen Ansprüchen insgemein beschei-

dene deutsche Einwanderer praktisch der wirksamste Abolitionist auf gesetzlichem und naturgemäßem Wege, da er billiger, besser und weit mehr arbeitet als der Neger. In Delaware, Maryland, Kentucky und theilweise in Virginien verschwinden die Sklaven nach und nach aus vielen Bezirken, weil ihre Arbeit nicht mehr lohnt. Ganz richtig wurde mehrfach hervorgehoben, daß die Sklaverei „sich mehr und mehr zu einem unerfreulichen Rechenexempel gestaltet." Immer nachdrücklicher werden die für Aufhebung der Sklaverei sprechenden moralischen Gründe durch die Macht der Zahlen — wenigstens in einzelnen Staaten — unterstützt. Unaufhaltsam, und wie es unter dem Panier der Wohlfeilheit nicht anders sein kann, auch siegreich, dringt die freie Arbeit in die Sklavenstaaten ein. Sie bedarf nicht der Eingriffe in gesetzlich anerkanntes Eigenthum der Mitbürger, um gegen eine Einrichtung anzukämpfen, deren Resultat häufig doch nur das Erzielen möglichst weniger Arbeit mit dem größtmöglichen Aufwande ist. Wie lange wird es dauern, und die rastlos vorwärts strebende Thätigkeit der Anglo-Amerikaner und Deutschen hat die wirklichen Vortheile der Sklavenarbeit eben so wie die Sklaverei selbst auf so enge Gränzen beschränkt, daß es dann verhältnißmäßig nur noch einen geringen Aufwand erfordern wird, die Sklaverei vertragsmäßig aufzuheben, und so auf friedliche Weise in allen Staaten des sternbesäeten Banners der Freiheit einen vollständigen Sieg zu verschaffen."

Der Norden sollte billig erwägen, welche ungeheure Schwierigkeiten einer Beseitigung der Sklaverei entgegenstehen. Die oben mitgetheilten Zahlen beweisen, wie gering die Anzahl der Neger im Norden der Chesapeakebay war, und daß man folglich sich derselben mit leichter Mühe entledigen konnte. Aber was sollte aus dem Süden werden, wenn man dort plötzlich und gewaltsam die Sklaverei aufhöbe? Offen herausgesagt — denn zu was könnte falsche Philanthropie in einer so fürchterlich inhaltschweren Frage nützen —, eine solche plötzliche Aufhebung der Sklaverei und die Freilassung der Neger wäre ein entsetzliches Unglück für diese selbst, noch mehr aber für die Weißen. In manchen Staaten des Südens bilden die Schwarzen dreißig bis sechszig Procent der Bevölkerung. Giebt man sie frei, so stehen zwei durch Antipathie von einander scharf getrennte Rassen feindlich und gleichberechtigt sich gegenüber; aber sie können höchstens neben einander, nicht in und mit einander leben, weil der Weiße nie den Neger als seines Gleichen anerkennt, und als der höher Gebildete und als ein edlerer Stamm sich ihm weder unterwerfen kann noch will. So lange Neger und Weiße in dem gegenwärtigen Zahlenverhältnisse in demselben Lande leben sollen oder wollen, muß auch im Wesentlichen das gegenwärtige Verhältniß der unbedingten Unterordnung der Schwarzen bleiben. Hebt man es auf, so ist der Rassenkrieg unvermeidlich, und damit auch die Vernichtung, mindestens die theilweise Ausrottung der Neger ausgesprochen. Denn drei Millionen Neger und

mehr kann man nicht über den Ocean nach Afrika schaffen, selbst wenn sie dazu ihre Einwilligung gäben. Vertriebe man sie aus dem Süden, so würde der Norden sie nicht aufnehmen, weil dieser seine geringe Anzahl freier Neger schon jetzt für eine schwere Last und Bürde hält. Ein Krieg zwischen beiden Hautfarben muß mit unbedingter Nothwendigkeit die Neger auf das allerschwerste heimsuchen, denn kein Weißer würde für sie die Hand erheben, Hunderttausende würden aus dem Norden ihre bedrängten Brüder im Süden unterstützen. Ein Negerstaat inmitten der Union wäre ein Unding. Aber der Krieg würde auch für die Weißen im Süden ein fürchterliches Unglück sein, und das Land auf lange Zeit hinaus an den Rand des Abgrundes drängen.

Und deshalb ist das Treiben der Abolitionisten so frevelhaft. Ihre unter der Maske der Menschenfreundlichkeit betriebene Agitation zeugt von einer Geistesbeschränktheit und einem politischen Leichtsinn, die ihres Gleichen suchen. Es liegt auf der flachen Hand, daß weder dem Neger noch dem Pflanzer genützt wäre, wenn die Pläne der Abolitionisten gelängen. Von welcher Seite man dieselben auch betrachtet, sie erscheinen durch und durch voller Unheil; sie beschwören Gefahren der bedenklichsten Art für den Fortbestand der Union herauf, und geben kein einziges praktisches Auskunftsmittel an die Hand. Blinder Fanatismus rennt gegen eine Einrichtung an, in deren Wesen es liegt, daß sie höchstens im Fortgange der Zeit sich beseitigen läßt.

Die Partei der Abolitionisten, welche sich selbst Freiheitspartei nennt, zerfällt in zwei Flügel. Der eine will auf vernünftigem Wege allmälig die Sklaverei zu beseitigen trachten, der andere dieselbe um jeden Preis und auf jede Gefahr hin ohne Weiteres abschaffen. Jene haben sich von diesen letzteren getrennt, weil sie das fanatische Treiben nicht länger unterstützen mochten. Wie tief der Zwist über die Sklavenfrage in das politische Leben der Vereinigten Staaten einschneidet, beweist schon der Umstand, daß im Jahre **1844** bei der Präsidentenwahl die Abolitionisten den Ausschlag für Polk gegen Clay gaben. Die Ultra-Abolitionisten stehen mit ihrem Bestreben auf einem durchaus ungesetzlichen Boden. Denn staatsrechtlich und verfassungsmäßig hat der Congreß auch nicht einen Schatten von Recht, sich in die Sklavenangelegenheit irgendwie einzumischen; er ist in Bezug auf diese Institution, welche lediglich und durchaus die betreffenden Einzelstaaten angeht, unzuständig; seine legislativen Befugnisse sind durchaus streng auf die Punkte und Gegenstände beschränkt, über welche ihm die Verfassung ausdrücklich Competenz einräumt, und nur in dieser ist die Bundesregierung souverän, in allen übrigen aber nicht. Nur der Einzelstaat hat zu entscheiden, wie er es mit der Sklaverei innerhalb seiner Gränzen halten will *). Da die Sklaven einen Geldwerth von mehren tausend Millionen Thaler

*) Das hat Präsident Fillmore in seiner Botschaft vom 2. December 1850 in folgender Weise hervorgehoben: The government of the United States is a limited government. *It*

repräsentiren, da ein großer Theil des Südens sogleich zu einer Wüstenei und liegendes Eigenthum, gleichfalls im Belaufe von vielen hunderten von Millionen, völlig entwerthet sein würde, falls die Sklaverei ohne Weiteres aufhörte, so begreift man die Abneigung der Bewohner des Südens gegen unberufene Fanatiker, welche drohend und in dictatorischem Tone die Freilassung der Neger verlangen und diese zum Ungehorsam aufstacheln oder zur Flucht verleiten. Mit vollem Fuge treibt man diese „Mordbrenner und Diebe" aus dem Lande, oder bestraft sie an Leib und Leben, denn eine angebliche Menschenfreundlichkeit gegen die Neger berechtigt keineswegs zu einem Verfahren, wie die Abolitionisten gegen die Weißen im Süden es sich zur Richtschnur genommen haben. Eine sofortige Emancipation gehört in das Gebiet der Unmöglichkeiten, und die allmälige Freilassung ist durch die unkluge Einmischung der Abolitionisten geradezu gehemmt worden, weil seit Beginn ihrer Agitation der Süden, in vollkommen gerechtfertigter Nothwehr, die Zügel straffer angezogen hat.

Schon vor dreißig Jahren, als Missouri in die Union aufgenommen wurde, erreichten die Streitigkeiten über Zulassung der Sklaverei in dem neuen Staate eine bedenkliche Höhe. Sie wurden durch ein Compromiß geschlichtet, wie denn überhaupt vom Anbeginn der Republik das ganze politische System des Bundesstaates auf gegenseitige Zugeständnisse gegründet ist. Der Norden gewährte gleich Anfangs dem Süden eine Concession, ohne welche der letztere unmöglich in die Union hätte treten können, nämlich die Auslieferung flüchtiger Sklaven. Späterhin suchte man bei der Zulassung neuer Staaten gleichsam abzupaaren und das Gleichgewicht zwischen freien und sklavenhaltenden Staaten zu erhalten. Michigan wurde durch Arkansas, Iowa durch Florida, Texas durch Wisconsin neutralisirt. In dieser Weise blieb Alles im Gleichgewicht, bis sich in Folge der neuen Erwerbungen von Mexico und durch die Bildung der Gebiete Oregon und Minnisota die Wagschale zu Gunsten der nicht sklavenhaltenden Staaten neigte. Während der Congreßsitzung von 1850 stieg die Erbitterung der Parteien zur äußersten Höhe, und die Union

---

is confined to the exercise of powers expressly granted, and such others as may be necessary for carrying those powers into effect; and it is at all times an especial duty to guard against any infringement on the just rights of the States. Over the objects and subjects intrusted to congress, its legislative authority is supreme. *But here that authority ceases*, and every citizen who truly loves the constitution, and desires the continuance of its existence and its blessings, will resolutely and firmly resist any interference in those *domestic affairs, which the constitution has clearly and unequivocally left to the exclusive authority of the States.* And every such citizen will also deprecate useless irritation among the several members of the Union, and all reproach and crimination tending to alienate one portion of the country form another. The beauty of our system of government consists, and its safety and durability must consist, in avoiding mutual collisions and encroachments, and in the regular separate action of all, while each is revolving in its own distinct orbit.

schien der Auflösung nahe, als endlich wieder ein Compromiß zu Stande kam, an welchem die streitenden Theile sich genügen lassen sollten. Nach endlosen Erörterungen wurde in allem Wesentlichen die Ausgleichung angenommen, welche der einsichtsvolle und vaterlandsliebende Clay vorgeschlagen hatte. Der Congreß verbot den Sklavenhandel im District Columbia, gab dagegen als Zugeständniß an den Süden ein Gesetz, demgemäß flüchtige Sklaven von den freien Staaten unbedingt ausgeliefert werden müssen, während es den neuen Staaten und Gebieten, ganz im Sinne der Bundesverfassung freigestellt bleibt, ob sie die Sklaverei bei sich einführen wollen oder nicht. Es ist das gewöhnliche Schicksal solcher Compromisse, daß sie den extremen Parteien mißfallen. Wir haben schon darauf hingewiesen, als wir schilderten, unter welchen Schwierigkeiten jene Bundesverfassung, die gleichfalls ein Compromiß war, zu Stande kam. Auch die obigen Bestimmungen finden Opposition. Im Norden bei jenen Ultra-Abolitionisten, an deren Spitze sich Seward aus Neu-York gestellt hat; sie suchen auf jede Weise die Vollziehung des Gesetzes über die flüchtigen Sklaven zu hemmen. Im Süden donnern die Seceders und Disunionisten gegen angebliche Uebervortheilung des Südens; sie wollen lieber die Union sprengen, als sich ungebührliche Einmischung der Fanatiker des Nordens in ihre inneren Angelegenheiten gefallen lassen. So ist durch die Sklavenfrage die ganze frühere Parteistellung in den Vereinigten Staaten über den Haufen geworfen worden. Die Whigs sind in sich gespalten. Die Abolitionisten oder Seward-Whigs widersetzten sich den Compromissen des Congresses und ähneln in ihren Bestrebungen den Freesoilers, den Freibodenmännern, welche früher größtentheils aus der demokratischen Partei hervorgingen. Ihnen gegenüber stehen die Fillmore-Whigs mit ihren nationalen Bestrebungen; sie wollen den Verfügungen des Bundes Gehorsam verschaffen und die Verfassung sammt der Union aufrecht erhalten. In ähnlichem Sinne hat sich die bei weitem überwiegende Mehrzahl der großen demokratischen Partei ausgesprochen. Sie denkt nicht daran, mit Gewalt die Sklaverei aufzuheben und die Union zu sprengen, um dafür den Süden wie den Norden zu Grunde zu richten. Im Süden sind alle Parteien einig gegen die Abolitionisten, und in manchen Staaten, z. B. in Georgien und Süd-Carolina, hat man, während wir diese Zeilen schreiben, den Unterschied zwischen Whig und Demokrat bereits aufgehoben, und sich auf die Parteibasis der Unionisten und Disunionisten gestellt. Die Unionisten sind nur deshalb noch stark und voll Einfluß, weil man im Süden annimmt, daß der Norden trotz der Umtriebe der Abolitionisten, stark genug sei, die Bestimmungen der Bundesverfassung und die Beschlüsse des Congresses aufrecht zu erhalten und alle Uebergriffe unschädlich zu machen. Die nächste Präsidentenwahl muß darüber entscheiden. Eine Auflösung der Union, durch welche hauptsächlich Nord-Amerika Alles wurde, was es politisch ist und in der Welt bedeutet, wäre kaum zu vermeiden, sobald die Fanatiker siegen. In

diesem Falle wäre aus dem Boden der Schlachtfelder, auf welchen die Mexicaner besiegt wurden, eine furchtbare Drachensaat empor gekeimt.

Wir glauben, daß unsere oben ausgesprochenen Ansichten über die Sklaverei in den Vereinigten Staaten das Ergebniß einer vorurtheilslosen Betrachtung sind. Wir haben vielleicht hundert Bücher und Abhandlungen über diesen Gegenstand gelesen, und haben versucht, auf wenigen Seiten zusammenzudrängen, was in der politischen Frage Prägnantes liegt. Unter den deutschen Philanthropen hat Julius dieselbe (Band 1. S. 350 ff.) mit Einsicht, Wohlwollen und Urtheil behandelt, während Carové sie von dem platten Standpunkte der Dutzendredner in der Exeterhalle zu London betrachtet, und dem schwarzen Prediger Pennington oder den Lucubrationen des „Anti-Slavery-Reporters" folgt. Mit wilden Declamationen und salbungsreichen Redensarten wird in vorzugsweise praktischen und politischen Dingen nichts genützt. Einem Publicum, das mit der Sachlage und den Thatumständen nicht näher bekannt ist, kann man leicht auch die windigsten Behauptungen annehmbar machen, wenn man sie philanthropisch verbrämt. Die Engländer wissen wenigstens was sie neben der Menschenfreundlichkeit erstreben, nämlich ihren Handelsvortheil; aber wir Deutschen haben keine Veranlassung, uns für Bestrebungen zu ereifern, welche das Schicksal der Neger nicht im mindesten verbessern, und für die Weißen ein entsetzliches Unglück heraufbeschwören. Sehen wir doch einmal näher zu, wie die Abolitionisten, die „frommen Leute," mit den Negern umgehen. Wir geben allgemein bekannte Thatsachen, für deren Richtigkeit wir bürgen. Die verschiedenen Gräuel, welche die Sklaverei im Gefolge hat, sind so oft hervorgehoben und besprochen worden, daß wir dieselben um so mehr übergehen können, da es uns nicht entfernt in den Sinn kommt, sie irgend zu beschönigen.

In Ohio wurden die farbigen Aeltern von der Schulsteuer befreit, damit man nicht genöthigt ist, ihre Kinder in einer Volksschule zuzulassen. Man hat die Farbigen von aller nicht gerade vorübergehenden Arbeit für Weiße ausgeschlossen, indem ein Gesetz diejenigen, welche sich ihrer bedienen, verpflichtet, sie dann auch ihr ganzes Leben hindurch zu unterhalten. Julius bemerkt aus eigener Anschauung (I. S. 369): „Es muß Jedem auffallen, wie das Vorurtheil gegen die der Hautaristokratie freilich am drohendsten erscheinenden freien Farbigen in diesen noch größer zu sein scheint, als in den Sklavenstaaten. In jenen Staaten sind die Farbigen wie in diesen in Schulen und Kirchen von den Weißen geschieden oder auf besondere Gebäude hingewiesen. Dasselbe geschieht auch in den Rettungshäusern für jugendliche Verbrecher. Eben so ist in den Taubstummen- und Blindenanstalten, deren meiste Zöglinge doch von den Staaten erhalten werden, kein einziger vom dunklen Stamme zu finden, obgleich die Blindheit unter diesen fast noch einmal so häufig als unter den Weißen ist." Die freien Farbigen besitzen in den sklavenlosen Staaten das Wahlrecht unter gleichen Bedingungen wie die Weißen, wagen aber kaum sich desselben zu bedienen, während sie in den Sklavenstaaten Nord-Carolina und Tennessee, die es ihnen allein zugestehen, ungescheut stimmen dürfen. In Neu-York, Philadelphia und anderen großen Städten sind mehrmals vom weißen Pöbel Kirchen und Häuser der Schwarzen geplündert und vernichtet, diese selbst mißhandelt worden. In Neu-York wird keinem Farbigen gestattet, einen Erlaubnißschein zur Haltung eines von

einem Pferde gezogenen Karrens zu lösen; er muß selbst die Stelle des Pferdes übernehmen. In Philadelphia wie in Boston stehen die Namen der Farbigen im Wohnungsanzeiger abgesondert hinter denen der Weißen oder sind durch einen Stern bezeichnet. In Boston konnte ein Farbiger von einem Weißen keine Bezahlung erhalten; endlich wurde ihm der Kirchenstuhl desselben abgetreten, den Niemand kaufen wollte. Damit der Schwarze ihn nicht benutze, nahmen die Vorsteher der congregationalistischen Kirche ihn demselben weg, und vermietheten ihn willkürlich. Ein ähnlicher Fall kam in der Baptistenkirche zu Randolph in Massachusetts vor. In Connecticut hatte eine Frau Crondall, im Mitleid über die Unwissenheit der Schwarzen, eine Schule eröffnet, aber 1833 erließ die gesetzgebende Versammlung dieses Staates ein besonderes Gesetz, welches alle Schulen für nicht im Staate geborne Schwarze untersagt. Das Haus der Lehrerin wurde vom Pöbel geplündert. In Hartford, der Hauptstadt desselben puritanischen, ächten Yankeestaates Connecticut, wurde 1834 in einer Kirche der Farbigen Schießpulver versteckt, das während des Gottesdienstes aufflog. Auf dem Kirchhof zu Cincinnati liegen die weißen Leichen in der Richtung von Osten nach Westen, die schwarzen von Norden nach Süden; also Ungleichheit und Absonderung bis auf den Gottesacker! Die freien Farbigen befinden sich gerade in den „freien Staaten" im Fegefeuer des Mittelzustandes zwischen Freiheit und Sklaverei.

Ich ersehe aus Neuyorker Blättern von sehr neuem Datum (November 1850), daß die Neger von den Abolitionisten öffentlich aufgefordert wurden, sich zu bewaffnen und das Blutvergießen zu beginnen, falls man flüchtige Sklaven verhafte. Die Abolitionisten unter den Whigs haben somit der Union gegenüber eine Rolle übernommen, wie einst die Nullifiers in Süd-Carolina. So beschloß ihre Convention zu Oswego, im Staate Neu-York, unterm 2. October 1850: „Daß die Mitglieder des Congresses, welche für das verfluchte Gesetz wegen Auslieferung flüchtiger Sklaven gestimmt, und diejenigen, welche dafür gestimmt haben würden, wenn sie anwesend gewesen wären, und der Präsident, welcher es unterzeichnete, und die Kirchen, welche sich weigerten, es zu verdammen, sämmtlich als Feinde Gottes und der Menschen zu betrachten, und der Räuberei nicht weniger schuldig sind, als die blutigen Sklavenhalter, zu deren Nutzen das Gesetz erlassen wurde."

Da man in Europa selten oder nie die Stimmen des Südens hört, und die frommen Abolitionisten es mit der Wahrheit nicht immer genau nehmen, so rechtfertigt es sich von selbst, daß wir auch den Südländern das Wort gönnen. Zuerst heben wir hervor, was Solon Robinson aus Indiana, also einem sklavenlosen Staate, anführt (De Bow's Commercial Review of the South and West, New Orleans, November 1849, p. 379 ff.): Die Sklavenhalter schlafen so ruhig, wie ein europäischer Landwirth, ohne Polizei, ohne Soldaten, ohne Schutzwache. Er führt eine Menge von Fällen an, aus welchen hervorgeht, daß die Sklaven weit besser wohnen, sich weit besser nähren und kleiden, als die freien Neger und die Mehrzahl der europäischen Arbeiter. Natürlich; der Herr hat ein sehr lebhaftes Interesse gerade daran; sie sind, wenn schlecht gehalten, wenig werth und untauglich zur Arbeit. In Kentucky gehört nur etwa der vierte Theil der Stimmberechtigten zu den Wählern. „Schon jetzt wäre der Staat

reif für die Emancipation, wenn nicht die Abolitionisten dieselbe durch ihr ganzes Gebahren weit hinausgeschoben hätten."

Ellwood Fisher aus Cincinnati in Ohio (De Bow, August 1849, S. 134) erörtert die Stellung des Nordens zum Süden in Bezug auf materielle Entwicklung. Er weist nach, daß vor 1810 der Süden dem Norden in Bezug auf Baumwollen-, Wollen- und Leinenmanufactur voraus war. Der Norden lieferte dann aber 40,344,274 Yards im Werthe von 21,061,525 Dollars, der Süden 34,686,497 Yards im Werthe von nur 15,771,724 Dollars. Seitdem sind freilich Richmond, Charleston und Savannah von Philadelphia, Neu-York und Boston weit überflügelt worden. Seit 1816 verließ die Bundesregierung das System der directen Besteuerung; die Vereinigte Staaten-Bank wurde im Norden begründet, dessen Bewohner sich allerdings durch Regsamkeit auszeichnen, und die Vortheile zu benutzen wußten, welche die Kohlenlager und die reichlich vorhandene Wasserkraft für das Manufacturwesen ihnen darbieten. Nichts destoweniger ist der einzelne Bürger im Süden weit reicher als im Norden. Hier einige Beispiele: Maryland hatte 1840 eine freie Bevölkerung von 380,282 Köpfen und ein steuerbares Eigenthum von 202,272,650 Dollars im Jahre 1847; Massachusetts 1840 eine Volksmenge von 737,699 mit einem steuerbaren Eigenthum von etwa 300,000,000. In Maryland kamen auf den Kopf 531, in Massachusetts 406 Dollars, also etwa 25% weniger. Virginien hatte 1840 freie Einwohner 790,810 mit einem steuerbaren Eigenthum von nahezu 600,000,000 Dollars; Neu-York hatte 1840 2,428,921 Seelen mit 632,699,933 im Jahre 1847. Für Virginien kommen auf den Kopf 758, in Neu-York nur 260 Dollars. Fisher hält Virginien verhältnißmäßig für das reichste Gemeinwesen in der Welt. Kentucky hatte 1840 eine freie Bevölkerung von 597,570 Köpfen mit 272,847,696 Dollars; Ohio 1,519,467, mit 421,067,991 Dollars; für jenes kommen auf den Kopf 456, für dieses nur 276 Dollars. Bei allen diesen Schätzungen sind die Sklaven als steuerbares Vermögen freilich mit eingerechnet.

Wenn die Abolitionisten des Nordens auf das unsittliche Moment hinweisen, welches der Sklaverei anhaftet, so heben die Südländer dagegen hervor, wie entwürdigt und verthiert der zahlreiche weiße Pöbel in den großen Städten sei; sie bemerken, daß dieser letztere und sein Anwachsen allerdings Zeugniß für eine rege Gewerbs- und Handelsthätigkeit ablege, ohne doch der Moralität eben günstig zu sein. Virginien consumirt verhältnißmäßig weit mehr an Fleisch, Geflügel, Weizen und Mais als Ohio und Neu-York; die Sklaven in diesem Staate sind besser genährt als eine Masse der freien Bewohner in den beiden anderen.

Die Abolitionisten bleiben immer die Antwort auf die Frage schuldig, was mit den drei Millionen Sklaven anzufangen sei, wenn auch der Süden sie frei ließe. Eine solche Menschenmenge nach Liberia in Afrika hinüber zu schaffen, wäre nicht ausführbar; die „Menschenfreunde" sind auch weit entfernt, die dreitausend Millionen Dollars zu zahlen, welche den Marktspreis der Sklaven ausmachen. Wie sie selber in den „freien" Staaten die freien Neger behandeln, haben wir oben gesehen. Man begreift, daß der Süden sich nicht zu einem Haiti herabwürdigen lassen und den Rassenkrieg heraufbeschwören mag. Die „Menschenfreunde" verlangen von den Sklavenbesitzern

eine Gleichberechtigung der Neger, welche sie selbst diesen Söhnen Hams nicht zugestehen.

Das ganze Verfahren der Abolitionisten ist tadelswerth; am allerschwächsten erscheint aber ihre Beweisführung, sobald sie sich auf biblischen Boden stellen. Vom Süden her entgegnet man ihnen, eine Menge von Stellen aus den heiligen Büchern anführend: entweder ihr erkennt die Bibel an oder thut es nicht. Als Christen müßt ihr das Erstere, und die Bibel stellt die Sklaverei als göttliche Ordnung hin. Selbst der Erzvater Abraham hatte Sklaven. Euer Auflehnen gegen die Sklaverei ist — unchristlich und will Gottes Ordnung über den Haufen werfen! Diese Bibelreiterei in einer so brennenden Frage ist in den Vereinigten Staaten an der Tagesordnung. So abgeneigt wir der Sklaverei auch sind und sein müssen, so gestehen wir doch aufrichtig ein, daß in diesem unnützen und fruchtlosen Klopffechten aller Vortheil auf Seiten der Vertheidiger der Sklaverei ist.

Am schärfsten sind die Abolitionisten Englands und der Vereinigten Staaten von Hammond, dem frühern Gouverneur des Staates Süd-Carolina, befehdet worden; seine Briefe, welche er 1844 an Thomas Clarkson in London gerichtet, werfen alle aus der Bibel hergeleiteten Argumente über den Haufen. Er weiset den Agitatoren der Exeterhalle nach (De Bow, October 1849, S. 290), daß die Vereinigten Staaten den Negerhandel aus Afrika nach Amerika freiwillig und früher abgeschafft haben, als England. Er zeigt, daß die Zahl der jährlich aus Afrika geschafften Neger von früher nur 50,000, im Jahre 1840 auf 150,000 Köpfe gestiegen sei (nach einer Angabe Fowell Buxtons) von denen 25 bis 30 Procent unterwegs starben, während früher nur 5, später 9 Procent zu Grunde gingen. Das war das Resultat eines Aufwandes von mehr als 50,000,000 Pfund Sterling, welche England wegwarf, um den Sklavenhandel zu verhindern. Er entwirft eine vergleichende Schilderung, in welcher er die Lage des Negers in Nordamerika jener der weißen Fabrikarbeiter in England gegenüberstellt; er zeigt, wie die unbedachte Emancipation in Westindien die Antillen zu Grunde gerichtet habe; wie das immer für das Gelingen des Experiments angeführte Beispiel von Antigua nichts beweise*), wie die Engländer die von den Schiffen der Sklavenhändler befreieten Neger in ihren Colonien auf 21 Jahre, unter dem Namen „Einwanderer," im Wesentlichen aber als Sklaven einführen und er weist dann nach, daß man die Weißen den Negern aufgeopfert habe. „Das System der Sklaverei steht bei uns (im Süden der Vereinigten Staaten) keineswegs im Verfall, sondern ist in voller Kraft. Unser Land hat eine ungemessene Ausdehnung. Da und dort erheben sich Dörfer, sind einzelne Bodenstrecken angebaut, aber der größte Theil besteht aus großen Wäldern und Sümpfen. In einem solchen Lande, bei einem so beweglichen Volke wie wir sind, und da bei uns auch etwas von unserm Geiste auf unsere Untergebenen sich überträgt, kann nichts Anderes den trägen und sorglosen Afrikaner zur Arbeit vermögen, als die Gewalt des Herrn über den Sklaven. Sobald dieses Band auch nur für kurze

*) Auf Antigua, einer nur sehr kleinen Insel, war Alles anbaufähige Land zur Zeit der Emancipation schon bestellt. Wollten also die Neger auf der Insel bleiben, so mußten sie arbeiten, was sie bei ihren geringen Bedürfnissen anderwärts nicht zu thun brauchen, wo sie von dem Ertrage einiger schlechtbebauten Morgen Landes ihre Bedürfnisse bestreiten.

Zeit gelöst wird, müssen die Pflanzungen zu Einöden werden. Der Neger liebt den Wechsel, das Neue, und sinnliche Aufregungen aller Art, wenn er wacht. Vernunft und Ordnung, aus denen, wie Wilberforce sagt, die Freiheit geboren wird, charakterisiren ihn nicht. Er würde, seiner gegenwärtigen Obliegenheiten entbunden, sogleich an einen andern Ort sich begeben und an keine Staatsgränze kehren, die große Masse würde die Städte aufsuchen und sich dort in schmutzigen Gruppen zusammendrängen, und wenn etwa von einer bewaffneten Polizei vertrieben, sich nach allen Richtungen hin zerstreuen. Manche Banden würden in die „freien" Staaten ziehen oder in die westlichen Einöden, und ihren Weg durch Raub und mit Leichnamen bezeichnen; manche auch in unseren weiten Wäldern umherstreifen, oder in den Sümpfen eine sichere Zuflucht suchen. Aber nur Wenige, sehr Wenige würde man hin und wieder zu einem Stück Arbeit vermögen, jedoch Keinen zu andauernder Beschäftigung, so lange noch Vieh im Stalle oder auf dem Felde oder eine Aehre auf dem Acker stände. Unsere zerstreut liegenden Wohnungen würden ausgeplündert, vielleicht in Brand gesteckt, und die Insassen ermordet werden. Wie lange würden wir diese Dinge ertragen? Müßten wir nicht stets bewaffnet sein und Nachts die geladene Flinte neben unserm Bett liegen haben? Ehe viele Monate vergingen, wäre mit Nothwendigkeit die afrikanische Rasse ausgerottet oder wieder in die Sklaverei zurückgebracht." Diese Aussprüche Hammonds erscheinen allerdings sehr schroff, werden aber durch das entschieden mißlungene Experiment auf den englischen Antillen und auf Martinique und Guadeloupe, noch mehr aber durch die Vorgänge auf Haiti bestätigt. Alle Kaiser oder Präsidenten dieser Insel, gleichviel ob sie Mulatten oder Neger waren, sahen sich genöthigt, Zwangsarbeit einzuführen und die freien aber unendlich trägen Bürger, selbst unter Androhung und Vollziehung von Peitschenstrafe, zur Arbeit zu treiben, wenn nicht die schöne Insel binnen wenigen Jahren zu einer Wüstenei werden sollte. Auf Haiti herrscht die wildeste Rassenfeindschaft zwischen blutsverwandten Negern und Mulatten, die einander auf die grausamste Weise abschlachten *). „Es ist," sagte Hammond 1844, „ein verhängnißvoller Irrthum, zu glauben, daß die beiden Rassen — Weiße und Schwarze — auf dem Fuße der Gleichheit nebeneinander leben können, und davon sind auch beide sattsam überzeugt. Sie weichen wesentlich in allen Hauptzügen von einander ab, durch welche die Varietäten des Menschengeschlechts sich von einander unterscheiden, und schon allein die Hautfarbe zieht eine unvertilgbare und nicht zu überschreitende Trennungslinie zwischen beiden."

Wir haben mehrfach angedeutet, daß auf die abolitionistischen Bestrebungen der Engländer auch sehr materielle und politische Beweggründe einwirken. Diese sind

*) Diese Verhältnisse sind sehr gut in einem Aufsatze von Gustav d'Alaux entwickelt: „L'Empereur Soulouque et son Empire." Revue des deux mondes, December 1850. In Jamaica fiel die Ausfuhr von Landesproducten binnen zehn Jahren seit der Emancipation, um die volle Hälfte: man kauft heute auf dieser Insel Pflanzungen um den dritten Theil des Werthes, welchen sie 1830 hatten. Die Neger wollen auch gegen hohen Lohn nicht arbeiten. Im Staate Neu-York ist jeder freie Neger stimmberechtigt, sobald er ein Vermögen von 250 Dollars nachweisen kann. In der gleichnamigen Stadt waren unter 11,939 Farbigen nur 103 Stimmberechtigte, nur so wenige hatten, an einem Orte, wo der Arbeitslohn hoch steht, so viel Thätigkeit gezeigt, um auch nur dritthalbhundert Dollars zu erwerben!

von Niemand schärfer beleuchtet worden, als von John Caldwell Calhoun, dem 1850 gestorbenen geistvollen Staatsmanne aus Südcarolina, in einem Schreiben an den amerikanischen Gesandten King in Paris, unterm 12. August 1844*). Es handelte sich damals um den Anschluß von Texas, welchem England aus allen Kräften entgegen arbeitete; Calhoun war Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Washington. Seine Ansichten laufen im Wesentlichen auf Folgendes hinaus: England ging von der falschen Annahme aus, daß tropische Producte durch die Arbeit freier Neger oder in Ostindien billiger zu beschaffen seien, als durch Sklavenarbeit. Es kennt vollkommen die Wichtigkeit solcher Erzeugnisse für seinen Handel, seine Kauffahrtei- und Kriegsschifffahrt, für seine Fabriken, seine Staatseinnahmen und seine politische Macht. Es wußte, daß sein Uebergewicht auf seinen tropischen Ländern beruht; es wollte Philanthropie mit Geldnutzen und mit Macht in Uebereinstimmung bringen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Berechnung nicht zutraf. Die Neger arbeiten weniger, ohne daß ihre Lage irgendwie verbessert wäre. Der Versuch war ungemein kostspielig. England verausgabte etwa 100,000,000 Dollars, um die Sklavenbesitzer zu entschädigen; das Volk von Großbritannien zahlte außerdem noch etwa 50,000,000 Dollars mehr für Zucker und andere tropische Producte, welche in Folge der Emancipation weit theurer wurden; es zahlte ferner ungeheure Summen, um den Sklavenhandel an der Küste Afrikas zu verhindern. Auch dieses Experiment war gänzlich verfehlt, und kostete bis 1844 schon mehr als 250,000,000 Dollars. Dabei zog England nicht einmal genug Producte zum eigenen Bedarf aus seinen Colonien, welche sich genöthigt sahen, Zucker aus sklavenhaltenden Gegenden zu verbrauchen, während zugleich der Sklavenhandel von Afrika nach Brasilien bis zum Jahre 1843 lebhafter war, als je zuvor. Seit England in den Colonien die Sklaverei aufhob, vermehrten Brasilien, Cuba und die Vereinigten Staaten den Anbau tropischer Producte durch Negerarbeit. In diesen war seit 1808 ein Capital von annäherungsweise 4000,000,000 Dollars zur Erzielung solcher Erzeugnisse, welche durch Sklavenarbeit beschafft werden, angelegt. Seit jener Zeit, bis 1843, ist der Jahresertrag ihrer Production von 72,000,000 auf nahezu 220,000,000 Dollars gestiegen. Dagegen wird das gesammte, in Ost- und Westindien für die Production tropischer Erzeugnisse angelegte Capital nur auf etwa 830,000.000 Dollars geschätzt, und der Werth des Jahresertrages auf 50,000,000. Politische Macht, der Nationalreichthum, Gewerbe, Handel, Schifffahrt und Alles was damit zusammenhängt, werden in jenem Staate der gemäßigten Zone am größten und am meisten entwickelt sein, welcher die tropischen Märkte beherrscht, diese von sich abhängig macht und seine Mitbewerber verdrängt oder überflügelt. Das begreifen die britischen Staatsmänner; sie wissen, daß England durch die Emancipation sich selbst Wunden schlug und Fehler beging; diese möchten sie wieder gut machen. Es fragt sich nun: durch welche Mittel kann Großbritannien sein früheres Uebergewicht in der Herstellung tropischer Erzeugnisse wieder gewinnen und seinen Handel ausdehnen? In dieser Beziehung richtet es sein Augenmerk einerseits hauptsächlich auf Ostindien, Central- und Ostafrika, und sucht den Westindischen Inseln durch sogenannte freie Arbeiter, „Einwanderer" aus Afrika und durch

*) Neuerdings wieder abgedruckt in De Bow's Review of the Southern and Western States, New Orleans, August 1850, p. 184.

Kulies aus Ostindien neue Arbeitskräfte zu verschaffen. Andererseits sucht es die Productionskraft seiner Nebenbuhler zu schwächen, und diesen Zweck würde es vollkommen erreichen, sobald es ihm gelänge, die Sklaverei auf dem amerikanischen Continent und auf Cuba zu beseitigen. Darauf arbeitet es mit allen Kräften geheim und offen hin. Die Folgen einer Emancipation würden aller Orten noch weit unheilvoller sein wie auf den Antillen. England machte seinen Versuch unter den allergünstigsten Umständen, konnte allmälig damit vorgehen, die Sklavenbesitzer entschädigen, und auf den verschiedenen Inseln jede etwa ausbrechende Empörung, jeden Widerstand leicht unschädlich machen. In Brasilien, den Vereinigten Staaten und auf Cuba würde aber nicht allein ein so kläglicher Zustand eintreten, wie etwa auf Jamaica, sondern der ganze Jammer, wie er auf Haiti lastet. Die gegenseitige Abneigung der Rassen würde in blutigem Streite sich Luft machen. Die eine oder die andere müßte entweder unterjocht, oder vertrieben, oder ausgerottet werden, und welchen Ausgang die Dinge auch nähmen, allemal wäre eine Verödung des Landes, eine Vernichtung des Wohlstandes die nothwendige Folge des Kampfes. Sind aber Brasilien, Cuba und die Vereinigten Staaten mit ihrer Production lahm gelegt, so müssen die Preise der tropischen Producte nothwendig in die Höhe gehen. Dann vermögen die englischen Besitzungen im Osten des Vorgebirges der guten Hoffnung auf Europas Märkten mit den amerikanischen mindestens zu concurriren; wahrscheinlich aber gewinnen sie den Vorsprung. Sie haben Arbeitskräfte in Fülle; England wirft eine Masse von Capital nach Indien, und wird noch mehr dahin werfen, sobald die Anlage größern Nutzen als bisher in Aussicht stellt. Kann es seine gegenwärtigen Concurrenten so weit überflügeln, daß diese mit den Erzeugnissen der englischen Besitzungen nicht ferner den Bewerb bestehen können oder gar mit Schaden produciren müssen, so hat es sich ein Monopol erstritten. Die Ausdehnung der Sklaverei auf neue Gebiete vermehrt den Anbau tropischer Erzeugnisse auf dem Festlande Amerikas, und gerade dem will England entgegenwirken. Es sieht aus wie ein übler Scherz, noch von Philanthropie zu reden, wenn Beispiele wie auf Haiti und in den nördlichen Staaten der Union vorliegen, und wenn unbestreitbar richtige statistische Angaben darthun, daß auch nach Verlauf von sechszig Jahren der freigelassene Neger sich in einer weit schlimmern Lage befindet, als in jenen Staaten, wo man ihn in seinen früheren Verhältnissen ließ. Die Wirkungen der Emancipation stellen sich in folgender Weise heraus: wo die Neger gering an Zahl sind, wird dieser untergeordnete Stamm doch nicht dem Weißen gleichgestellt, sondern nur der Aufsicht und dem Schutze seines frühern Eigenthümers enthoben, — und geräth in tiefe Versunkenheit; ist die Zahl beträchtlich, so gestaltet sich Alles das noch viel schlimmer. Mit einem Rassenkriege in Nordamerika allein wäre es, im Fall einer Emancipation, noch nicht abgethan; er würde sich auch über Mittel- und Süd-Amerika verbreiten, und die ganze neue Welt mit Blut überfluthen, mit Verwüstung erfüllen *).

---

*) Bisher hat man noch kein Mittel gefunden, sich in wirksamer Weise der Freigelassenen zu entledigen, die in mehreren Staaten sogleich das Gebiet derselben räumen müssen, sobald sie sich losgekauft haben. Am frühesten arbeiteten die Deutschen und die Quäker, schon am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, der Ausdehnung der Sklaverei entgegen. Während die verschiedenen, in den nördlichen Landestheilen gebildeten „Abolition Societies" und „Anti-Slavery-

Man sieht, von wie furchtbarem Gewicht, von welch ungeheurer Bedeutung diese tief in das innerste Mark Amerikas einschneidende Frage ist, und wird sich nach den obigen Angaben und Thatsachen überzeugt haben, wie schwierig ein Ausgang aus diesem Labyrinth sein wird, für welchen wenigstens die Abolitionisten

---

Societies" die Neger im Süden aufwiegelten, haben hier Sklavenbesitzer im Jahre 1816 einen Verein zur Ansiedlung freigelassener Neger in Afrika gestiftet. Er schafft dieselben auf seine Kosten nach der Küste von Guinea, in die Colonie Liberia, welche ihren Namen durch die „Colonization Society" 1824, und zwar durch General Robert Goodloe Harper, erhielt.

Dieser „Republik Liberia" Gebiet beginnt an der Mündung des Grand Cape Mount River im Nordwesten, und erstreckt sich in südöstlicher Richtung bis Grand Sesters in 4° 41' n. Br. und 8° 8' w. L. von Greenwich; die Küstenlänge beträgt etwa zweihundert Stunden. Die Colonisationsgesellschaft hat dieses Land den Eingeborenen abgekauft; seit längerer Zeit trachtet sie auch nach Erwerbung des westlich von Cape Mount gelegenen Landstriches am Gallinas, in welchem bisher ein sehr ausgedehnter Sklavenhandel betrieben wurde. In wie geringem Maße Liberia den freigelassenen Negern der Vereinigten Staaten zum Abzugscanale dient, mag schon der Umstand beweisen, daß die Gesammtzahl der aus Amerika dorthin geschafften Personen, sammt Kindern, im Jahre 1849 sich nicht viel über 4000 Köpfe belief. Zu diesen kommen noch etwa 1000 „eingeborene Bürger" mit voller Stimmberechtigung. Die übrigen Bewohner im Lande, welche den Gesetzen der Republik unterworfen sind, schätzt man auf 15,000 bis 25,000 Köpfe. Der neue Staat hat Verbündete im Innern, welche sich durch Verträge verpflichtet haben, Jeden der Sklavenhandel treibt, mit dem Tode zu bestrafen. Die Hauptstadt von Liberia, Monrovia, an der Südseite des Cap Mesurado, zählt nur etwa 1000 Einwohner. Die übrigen Häfen sind Marshall und Farmington am Junkflusse, Edina, Bexley und Rosenberg am St. Johns; Bassa Cove und Gresson, an der Küste unweit der Mündung des St. Johns; Greenville, Blue Barre, Louisiana, Sinol und Reedville am Sinolflusse oder in dessen Nähe. Die Colonie liefert Kaffee, Baumwolle, Zucker, Reiß, Indigo, Mais, Yams, Bananen, Pfeilwurz, Pfeffer, Cacao und andere tropische Erzeugnisse, führt für etwa 100,000 Dollars aus, namentlich auch Palmöl und Elfenbein, und importirt aus den Vereinigten Staaten für etwa 150,000 Dollars, z. B. Taback, Baumwollenwaaren, Seide, Eisen- und Stahlwaaren, Mehl rc. In Liberia befinden sich 28 Kirchen; 20 Schulen mit etwa 700 Schülern; doch werden die Sonntagsschulen von einer größern Anzahl besucht. Monrovia hat außerdem eine höhere Lehranstalt; die Methodisten unterhalten zwei Seminarien. Am Cap Palmas hat die „Maryland State Colonization Society" eine besondere Niederlassung für freigegebene Neger gegründet.

Die einzelnen Sklavenstaaten haben für die Neger und deren Behandlung ein besonderes Gesetzbuch, den sogenannten Black Code. Jener für Louisiana, vom Jahre 1805, enthält unter Anderm folgende Bestimmungen: — Der Sklav braucht am Sonntag nicht zu arbeiten, es sei denn, der Herr zahle ihm vier Schillinge. — Der Herr ist verpflichtet, jedem Sklaven monatlich ein Barrel Mehl zu geben, ferner eine Pint Salz, ein Hemde und ein Paar baumwollene Hosen für den Sommer; ein wollenes Hemd, ein Paar wollene Hosen und eine Mütze für den Winter; außerdem ein Stück Land zum beliebigen Anbau. Der Herr muß den Körperschwachen, Hochbetagten und Blinden nähren und kleiden, überhaupt für solche Leute sorgen, bei Strafe von 25 Dollars für jeden Betretungsfall. — Der Herr ist der Sorge für die Ernährung des Sklaven nicht überhoben, wenn er ihm auch wöchentlich einen freien Tag erlaubt. — Zum Frühstücke erhält der Sklav eine halbe Stunde, für das Mittagessen zwei Stunden Zeit. — Kinder unter zehn Jahren dürfen ohne ihre Mutter nicht verkauft werden. — Der Sklav kann nichts besitzen, nichts verkaufen, keine Waffen tragen, oder jagen ohne Erlaubniß seines Herrn; auch kann er weder in bürgerlichen noch peinlichen Rechtsfällen Partei oder Zeuge sein. — Der Herr ist gehalten, für Alles aufzukommen, was sein Sklav entwendet, falls dieser nicht er-

mit ihren Vorschlägen noch keinen Ariadnefaden geliefert haben. Uebrigens bilden der Mississippi und die verschiedenen Canäle und Eisenbahnen, welche Norden und Süden, Westen und Osten auf's Engste an einander knüpfen, ein nicht leicht zu lösendes Band, und die Vortheile, welche die Aufrechterhaltung der Union

---

weislich ein Maroon, d. h. ein Entlaufener ist. — Ein Sklav, der ohne Erlaubnißschein seines Herrn zu Pferde betroffen wird, kann angehalten, mit 25 Hieben bestraft und seinem Herrn zurückgeschickt werden. Dieser letztere hat dem Heimbringer für jede Meile einen Schilling zu zahlen. — Wer einen Sklaven schlägt, der in seines Herrn Dienst arbeitet, muß zehn Dollars Strafe zahlen. — Wer einen Sklaven entfernt von seines Herrn Pflanzung antrifft, kann ihn anhalten, bestrafen und selbst tödten, falls derselbe Widerstand leistet oder ihn schlägt. — Wer einen Sklaven verwundet, muß dessen Herrn für jeden Tag, an welchem der Sklav unfähig zur Arbeit ist, zwei Dollars zahlen, und hat er ihn auf Lebenszeit verstümmelt, so muß er den vollen Werth ersetzen, und den Sklaven auf Lebenszeit erhalten. — Auf einen Maroon-Sklaven, oder einen Neger, der nicht steht, wenn er angerufen wird, darf gefeuert werden. — Wer bei dem Versuch, einen Maroon zu ergreifen, verwundet wird, soll vom Staate Entschädigung erhalten, und wird er getödtet, so erhält seine Familie Entschädigung. — Ein Herr, der seine Sklaven mißhandelt, oder ihnen die nöthige Nahrung und Kleidung verweigert, kann auf Anzeige einer oder mehrer Personen vor den Friedensrichter belangt und für jeden Fall mit 25 Dollars Strafe belegt werden. Auch kann der Richter außerdem solche Befehle erlassen, welche er für geeignet hält, damit den Sklaven Abhülfe werde; aber der so angeschuldigte Herr kann sich durch einen Eid entlasten, falls nicht bündige Beweise gegen ihn vorgebracht werden. — Freie Farbige, welche es an Achtung gegen weiße Leute fehlen lassen, und sich Gleichheit mit denselben anmaßen, oder sie beleidigen und schlagen, können, je nachdem die Beleidigung ist, ins Gefängniß gesetzt werden. — Ein Indianer oder Farbiger, gleichviel ob frei oder Sklav, würde mit dem Tode bestraft, wenn er ein Gebäude oder einen Getreidehaufen in Brand gesteckt hatte; ebenso wenn er Jemand vergiftete, todtschlug oder einer weißen Frau Gewalt anthat. — Ein Indianer oder freier Farbiger, der einen Sklaven entführte, bekam zwei Jahre Zwangsarbeit und mußte den Werth des Sklaven ersetzen; vermochte er das letztere nicht, so wurde jene Strafe verdoppelt. — Ein Sklav, der mit Vorbedacht seinen Herrn, dessen Frau oder Kinder verwundete, wurde mit dem Tode bestraft. — Ein Sklav, der seinen Aufseher schlug, oder einen andern dazu verleitete, bekam 25 Hiebe, und war Blut geflossen, 50; war der Tod erfolgt, wurde der Strang zuerkannt. Diese Strafe war auch über jeden Sklaven verhängt, der rebellirte oder zu einer Rebellion aufreizte. — Ein Sklav, der zum dritten Male sich an einem Weißen thätlich vergriff, erlitt den Tod. — Ein Herr, der seinen Sklaven in grausamer Weise bestrafte, mußte 200 bis 300 Dollars Strafe zahlen. — Kein Sklav konnte freigelassen werden, wenn er nicht 30 Jahre alt war und sich durchweg gut betragen hatte. — Keine freie Person darf einen Sklaven heirathen u. s. w.

Diese und ähnliche Verfügungen, die in den einzelnen Staaten milder oder strenger waren, haben seitdem mancherlei Abänderungen erlitten; im Ganzen sind aber seit 1830 die Verordnungen über Sklaven und Neger verschärft worden. „Um das Jahr 1830 ergab sich, daß einige Personen im Lande umherreisten und sich bemühten, die Schwarzen zum Aufstande zu reizen. Das Volk würde diese Personen sehr summarisch bestraft haben, wenn die Behörden nicht eingeschritten wären. Die Legislatur genehmigte darauf ein Gesetz, welches Jeden mit der Todesstrafe belegt, welcher die Sklaven gegen die Weißen aufreizt, sei es durch Druckschriften, Predigten und Reden vor Gericht, oder im Schauspielhause, oder wer in der Stadt Flugschriften von derartiger Tendenz einführt. Aber man hielt es nicht für ausreichend, solcherlei Schriften zu verbieten, man mußte sie auch unschädlich machen. Deshalb wurde verordnet, daß Jeder mit Gefängnißstrafe zu belegen sei, der einen Sklaven das Lesen lehre." History of Louisiana, from its first discovery to the present time. By E. Bunner, New York 1846, pp. 186 sqq. 244.

allen einzelnen Theilen gewährt, sind so in die Augen fallend, daß eine Trennung im höchsten Grade schwierig erscheint. Vielleicht stellt man im praktischen Amerika den wirklichen Nutzen über die philanthropische Frage und hütet sich, die Interessen von zwanzig Millionen Weißen preiszugeben, um die Neger aus der verhältnißmäßig erträglichen Sklaverei in das Fegefeuer eines sogenannten freien Zustandes zu versetzen.

Der politische Schwerpunkt der Union liegt seit langer Zeit nicht mehr in den atlantischen Staaten oder im Süden, sondern hat sich nach dem Westen hinübergerückt, und dieser, vermittelst des Mississippi und Ohio auf gleichmäßige Interessen hingewiesen, ist in Bezug auf die Sklavenfrage getheilt. Die Staaten im Norden des Ohio sind sklavenlos.

Wir haben früher dargestellt, in welcher Weise der atlantische Küstenrand besiedelt wurde, und wie die alten Provinzen sich zu unabhängigen Staaten erhoben. Es bleibt uns übrig, hier zu schildern, wie seitdem allmälig der Westen erforscht und angebauet wurde, und wie in dem mächtigen Stromgebiete des Mississippi sich im Laufe nur weniger Jahrzehnte eine mächtige Staatengruppe bildete, die nun schon mehr als zehn Millionen Bewohner zählt.

Die Entdeckung des Mississippi und die Besiedelung des Westlandes.

Der „Vater der Gewässer," der Mississippi, bildet die Hauptpulsader für das weite Gebiet zwischen den Alleghannies und dem Felsengebirge. Die Mündung dieses Stromes hat schon 1519 Alonzo de Piñedo gesehen *). Er nannte ihn den Heiligengeist-Strom, Rio del Espiritu Santo. Nachdem Columbus Amerika entdeckt, segelten von Westindien aus unternehmende Männer auch nach Norden hin, und befuhren die Küsten des festen Landes, in dessen Innern sie große und mächtige Reiche vermutheten. Einer der Gefährten des großen genuesischen Seefahrers, Ponce de Leon, suchte im Norden des mexicanischen Meerbusens den Quell ewiger Jugend, fand aber in dem 1512 von ihm entdeckten Florida später den Tod durch den Pfeil eines Indianers. Spanien erwarb durch ihn den Anspruch auf ein weites Gebiet, aber weder er noch Vazquez de Ayllon oder Pamphilo de Narvaez hatten Gelegenheit, durch Großthaten und Verbrechen sich auszuzeichnen, wie Cortez in Mexico sie verübt.

*) Nach Greenhow, der in De Bow's Commercial Review of the South and West, New Orleans, October 1849, p. 321 einen Auszug aus seiner History of Florida, Louisiana und Texas liefert, die er im Jahre 1850 dem Druck zu übergeben versprach.

Denn statt glänzender und reicher Staaten mit einer dichten Bevölkerung sahen sie weite Einöden mit wenig zahlreichen aber streitbaren Indianern, und das mit eifriger Gier gesuchte Gold wollte sich nirgend finden. Aber in Spanien hatten abenteuerlicher Geist, Thatendrang und Durst nach edelen Metallen die Gemüther der Menschen in einer Weise aufgestachelt, daß mißlungene Unternehmungen nicht im mindesten entmuthigten. So glaubte auch Hernandez de Soto auf besseres Glück rechnen zu dürfen, als seine Vorgänger. Er hatte, als einer der Gefährten des Pizarro, den letzten peruanischen König Athahuallpa gefangen genommen, und von der zu Caramarca gemachten Beute hunderttausend Ducaten als Antheil empfangen. Mit dieser Summe war er nach Spanien zurückgekehrt, wo Kaiser Karl ihn zum Statthalter von Cuba ernannte, und ihm gern die Bewilligung ertheilte, Florida auf eigene Kosten zu erobern. Soto wählte aus der Blüthe der spanischen Jugend sechshundert Krieger aus, verstärkte auf Cuba seine Mannschaft, und landete am 25. Mai des Jahres 1539 in der Heiligengeist-Bay (Hillsborough-Bay), an der Spitze eines stattlichen, selbst prunkhaft ausgerüsteten Heerhaufens, der an Zahl jenem überlegen war, mit welchem Cortez Mexico bezwungen hatte. Kaum ist jemals ein mehr abenteuerlicher Zug unternommen worden, als jener de Soto's. Von zwölf Priestern begleitet, welche die Heiden in spanischer Weise zum Christenthum bekehren sollten, durchzog er das unbekannte Land, erreichte im Sommer das Gebiet der Apalachiten (im Osten des Flint-River) und zog im folgenden Jahre, immer im Kampfe mit den Eingeborenen und überall Spuren der Grausamkeit zurücklassend, durch das heutige Georgien und durch das Land der Tschirokis, ohne Gold zu finden. Dem Stromlaufe des Tombighbee nach Süden folgend, erreichte er, auch jetzt unaufhörlich von den Indianern bedrängt, welche rottenweise von den europäischen stahlgepanzerten Reitern niedergehauen wurden, die Mobile-Bay, von wo er mit seinem nun durch Entbehrungen und Gefechten von tausend Streitern auf etwa sechshundert Mann zusammengeschmolzenen Haufen 1541 wieder nordwärts zog. Während des Winters lagerte er sich im Gebiete der Tschikasahs, im obern Theile des heutigen Staates Mississippi, drang durch Wälder und Sümpfe nach Westen vor und gelangte endlich an den Mississippi, dessen Anblick ihn und seine Mannschaft mit Staunen erfüllte. Als eine nach Norden ausgesandte Schaar auch in dieser Einöde kein Gold und keine blühenden Städte fand, schlugen die Abenteurer eine nordwestliche Richtung ein. Nachdem sie auf das westliche Ufer des Mississippi hinüber gegangen waren (wahrscheinlich in der Gegend des heutigen Helena), durchzogen sie Arkansas, wo im Winter tiefer Schnee fiel, sahen auch hier keine edelen Metalle oder Diamanten, kehrten um, und befanden sich im Mai 1542 in einer indianischen Ortschaft, Guaychoya, am Mississippi, etwa zehn Stunden unterhalb der Mündung des Arkansas. Hier wollte de Soto einige Brigantinen bauen, die nach Mexico segeln und

Lebensmittel und Verstärkung an Mannschaft holen sollten. Zunächst kam Alles darauf an, mit den Indianern in gutem Einvernehmen zu stehen. Soto suchte zu diesem Zwecke mit dem Kaziken eines die Sonne verehrenden Stammes, auf dem gegenüberliegenden östlichen Ufer des Stromes, Freundschaft zu schließen, und ließ ihm sagen, er und seine Spanier seien „Kinder der Sonne“ und er wünsche von jenem, als einem Bruder, besucht zu werden. Aber der Häuptling entgegnete stolz und zornig dem spanischen Abgesandten: „Sag ihm er möge den Strom austrocknen, wenn er ein Sohn der Sonne sei; dann will ich hinüberkommen und ihm huldigen.“ Das Mißgeschick, welches Soto während seines mehr als dreijährigen Zuges in der Einöde erfahren, der Verlust an Menschen, welchen er erlitten, die getäuschten Erwartungen, die körperlichen Anstrengungen und der Einfluß des Klimas, hatten den kühnen Helden endlich auf das Siechbett geworfen. Ueber seinen Geist lagerte sich ein tiefer Trübsinn, er erkrankte schwerer und fühlte, daß seine letzte Stunde herannahe. Dann bereitete er sich wie ein tapferer Kriegsmann und guter Katholik zum Tode, verordnete seinen letzten Willen, und ernannte Don Luis Moscoso zu seinem Nachfolger. Darauf ließ er jene Soldaten, welchen er am meisten gewogen war, je drei und drei zu sich kommen, von den übrigen aber mußten allezeit dreißig zugleich in sein Gemach treten. Er umarmte alle seine Krieger, welche bittere Thränen vergossen. Am siebenten Tage gab er seinen Geist auf; er stand erst im zwei und vierzigsten Jahre seines Alters.

Was nach Soto's Tode geschah ist bezeichnend für das ganze Wesen der spanischen Abenteurer. Es betrübte sie, daß sie ihren Feldherrn in keiner glänzenden, seiner würdigen Weise zur Erde bestatten durften; denn sie mußten besorgen, daß die Amerikaner den Leichnam ihres gehaßten und grausamen Feindes ausgraben und zerstückeln würden. Ueberall hatten die weißen Krieger Spuren von Mord und Brand zurückgelassen, und der oben erwähnte Kazike des Landes Quigualtanqui hatte, außer jener stolzen Antwort, dem Gesandten noch ausdrücklich die Versicherung gegeben: „er wolle die Spanier von der Erde vertilgen, sie seien lediglich Landläufer und Räuber, und er schwöre bei der Sonne und dem Monde, daß er sie an die höchsten Bäume, den Vögeln zum Fraß, aufhängen lassen wolle, niemals aber mit einem so verabscheuungswürdigen Volke ein Bündniß schließen werde.“ Die Indianer hielten Wort, indem sie die todten Leiber mancher Spanier henkten, andere viertheilten und die Stücken in die Bäume hingen. Deshalb wurde beschlossen, den Feldherrn bei nächtlicher Weile der Erde zu übergeben. In einer Ebene, unfern von Guaychoya, bestatteten sie ihn in einem Graben, nachdem sie, um die Indianer irre zu führen, das Gerücht ausgesprengt hatten, mit de Soto's Gesundheit bessere es sich. Die Offiziere und Reiter stiegen zu Pferde, und tummelten ihre Rosse auch über dem Grabe, um alle Spuren zu verwischen. Aber dennoch wußten die India-

ner was geschehen war. Die Spanier gruben daher die Leiche wieder aus, um sie in den Mississippi zu versenken. In der Mitte des Stroms fanden sie neun Faden Wasser. Sie fällten, da es an Steinen in der ganzen Gegend mangelte, im Walde eine große Eiche, zersägten dieselbe, höhlten ein Stück von der Länge des menschlichen Körpers aus, legten die entseelte Hülle in den eichenen Sarg, auf welchen sie einen Deckel nagelten, und ließen sie in den Strom hinab. So wurde der Mississippi das Grab de Soto's!

Nach vielen Streitigkeiten untereinander beschlossen die noch übrigen Spanier die Eroberung Floridas aufzugeben, und nicht am Strome bis zu seiner Mündung hinabzugehen, was Soto's Absicht gewesen war, sondern Mexico auf dem Landwege zu erreichen. Um die Mitte des Junius 1542 traten sie diesen Zug an, ohne zu wissen, unter welcher Breite sie sich befanden. Es genügte ihnen vollständig, daß Mexico gegen Abend lag. Nachdem sie etwa drei Monate in der Irre umhergezogen waren, gelangten sie in den Einöden des nördlichen Texas, häufig von den Eingeborenen hart bedrängt, an den Red-River. Die Späher, welche sie von dort zur Erforschung der umliegenden Gegend aussandten, fanden in derselben nicht, wie am Mississippi, in Dörfern ansässige Indianer, sondern umherschweifende Jägerhorden, ohne Zweifel die Vorfahren der heutigen Kamantsches. Nachdem sie fünf Monate lang die äußersten Beschwerden und Entbehrungen ausgestanden, wußten sie immer noch nicht, wo sie sich befanden. Aber als Moscoso mit seinen Offizieren Rath pflog, über das was nun zu thun sei, erklärten diese doch immer noch, ihr Muth sei ungeschwächt, und lieber wollten sie in der Wildniß elend verderben, als Bettlern gleich nach Europa oder Westindien heimkehren, von wo aus sie mit so stolzer Zuversicht ihren Zug angetreten. Man beschloß übrigens an den Mississippi zurückzukehren, und sie erreichten in der That nach unglaublichen Mühseligkeiten diesen Strom unweit der Einmündung des Arkansas. Dort nahmen die Abenteurer Besitz von einer befestigten indianischen Ortschaft, in welcher sie überwintern und Schiffe bauen wollten, um im Frühjahr den Mississippi hinab nach Westindien oder Mexico zu steuern. Von den tausend Kriegern, mit welchen Soto seine Expedition unternahm, waren jetzt noch ungefähr dreihundert und fünfzig Mann am Leben.

Moscoso begann sieben Brigantinen bauen zu lassen. Unter seiner Mannschaft hatte er noch einen Schiffszimmermann und einige andere Handwerker. Die Soldaten fällten Holz, alles irgend entbehrliche Metall, selbst die Läufe der durch Mangel an Pulver längst überflüssig gewordenen Musketen, und die eisernen Steigbügel wurden zu Nägeln verarbeitet; sogar die Ketten, mit welchen die gefangenen Indianer gefesselt waren, schmiedete man um, bereitete Taue aus Gras und Bast, und mischte Baumharz und Fett, um die Schiffe kalfatern zu können. Mit den Indianern, in deren Lande Moscoso sich befand, lebten sie

in Frieden, aber die Stämme auf der östlichen Seite des Stromes, welche schon gegen Soto ihre Feindseligkeit offen gezeigt hatten, schlossen einen Bund, um die Schiffe anzugreifen und die Spanier zu vernichten. Im Juni 1543 kamen Abgeordnete der verbündeten Kaziken zu Moscoso; sie wollten ihm Geschenke überreichen, ohne Zweifel aber auch ihn sicher machen und über die Lage der Spanier Kundschaft einziehen. Er ließ sie als Verschwörer gefangen nehmen, und da die ihnen gemachten Anschuldigungen nicht in Abrede gestellt wurden, dreißig Indianern die rechte Hand abhauen. Sie litten diese Strafe mit der größten Standhaftigkeit, und ehe noch dem einen die Hand vom Arme geschlagen wurde, legte schon ein anderer die seinige auf den Block.

Nachdem die Brigantinen nothdürftig mit Lebensmitteln versehen waren, ließ man sie am Johannistage 1543 in den Strom hinab. Sie waren lediglich offene Barken armseliger Art; um die Mannschaft gegen die Pfeile der Indianer zu schützen, hatte man Bretter und Häute über die Schiffe gedeckt, und die auf Barken gebrachten Pferde in ähnlicher Weise geschützt. Von achthundert indianischen Gefangenen, welche Moscoso auf seinem Zuge nach Westen mit sich geführt, waren noch dreißig vorhanden, welchen jetzt die Freiheit geschenkt wurde. Am Abend des Peter- und Paulstages traten die sieben Brigantinen ihre Fahrt an, von einer zahlreichen Flotte der gegen die Spanier verbündeten Kaziken unablässig verfolgt. Nachdem sie der sehr geschickt geführten Piroguenflotte eine Art von Schlacht geliefert, durch Tollkühnheit neun und vierzig Mann verloren hatten, und als von den noch übrigen dreihundert kaum ein Mann in den ununterbrochenen Scharmützeln unverwundet blieb, die Pferde bis auf acht getödtet worden waren, wurden sie endlich, nachdem beinahe drei Wochen unter steten Kämpfen auf dem Wasser verflossen, von den Indianern nicht weiter verfolgt, und erreichten die Mündung des Mississippi. Hier durften sie einige Tage sich Ruhe gönnen, und steuerten darauf ohne Kenntniß des Meeres, auf welchem sie nun schwammen, ohne Compaß und Charte, nach Westen, der Küste von Texas entlang. Nach einer Meeresfahrt von fünfzig Tagen, oft heimgesucht von Stürmen, gelangten sie endlich in die Mündung des Panuco, und zu der gleichnamigen Stadt, wo sie bei Spaniern und Indianern freundliche Aufnahme fanden.

Solchen Ausgang hatte die stolze Expedition Ferdinands de Soto. Die Ueberlebenden waren, wie Inca Garcilasso de la Vega von einem derselben vernahm, „dürr, fürchterlich und im höchsten Grade abgezehrt. Die dreihundert und etliche Mann befanden sich alle in einem sehr traurigen Zustande, ihre Haut war schwarz, ihr Körper ausgetrocknet, ihre Glieder waren von den ausgestandenen Beschwerden beinahe steif, und ihre Kleidung bestand aus Häuten oder Fellen wilder Thiere, so daß sie selbst mehr Thieren als Menschen ähnlich sahen." Aber noch jetzt war ihre Kühnheit nicht gewichen, noch weniger ihre

Habgier. Zu Panuco geriethen viele von ihnen in Wuth darüber, daß sie Florida, „ein fruchtbares Land, wo sie die schönsten Wälder und treffliches Pelzwerk gesehen, verlassen hätten. Als sie aber an die Menge Perlen dachten, welche sie allein in den Tempeln daselbst erblickt, und überlegten, daß ein jeder von ihnen vielleicht Herr einer großen Provinz hätte werden können, da verwünschten sie ihr Betragen und schalten sich selbst Niederträchtige und Feiglinge, daß sie nicht in jenem vortrefflichen Lande sich niedergelassen, sondern nach Panuco gekommen wären, um schimpflich von den Almosen der armen Bürger zu leben." Die welche zum Rückzuge und zur Räumung Floridas gerathen hatten, wurden von den übrigen mit Spott, Hohn, ja mit der blanken Waffe verfolgt, und beide Theile lieferten einander blutige Handgemenge. Nach Verlauf einiger Wochen ließ der Vicekönig Mendoza sie allesammt nach der Hauptstadt Mexico entbieten, wo sie hoch geehrt wurden. „So oft sie aber Gelegenheit hatten, zu sehen, wie hoch die Perlen und das Pelzwerk, welches sie mitgebracht, geschätzt wurden, erneuerte sich ihre Wuth, und sie fingen von Neuem an, diejenigen mit ihrem Schwerte zu verfolgen, welche Schuld daran waren, daß sie ein so reiches Land wie Florida verlassen hatten. Da endlich diese Aufrührer von Tage zu Tage unerträglicher wurden, so beruhigte der Vicekönig sie durch das Versprechen, daß er selbst mit ihnen einen Zug nach Florida unternehmen wolle." Dieser Zug unterblieb. Von den Uebriggebliebenen gingen einige nach Spanien zurück, andere nach Cuba, einer der Anführer, Quadrado Charamillo, wurde Franciscaner, noch andere ließen sich mit Moscoso in Mexico nieder. Aber der größte Theil zog auf neue Abenteuer nach Peru, und diente in den Kriegen gegen Pizarro. Soto's Gemahlin, Doña Bovadilla, starb in Havanna aus Gram, als sie die Nachricht von dem Tode ihres Gatten erhielt.

Seit Moscoso's abenteuerlicher Fahrt verflossen einhundert und dreißig Jahre, bevor wieder ein Europäer den Mississippi beschiffte, der in Spanien völlig in Vergessenheit gerathen zu sein scheint.

Die Ansiedler von Neu-Frankreich begannen um das Jahr 1664 sich auf der Südseite des St. Lorenzstromes auszubreiten, und Festungen anzulegen. Ein Sendbote, welcher den algonkinischen Stämmen am Obern See die Lehre des Evangeliums predigte, Pater Allouez, hatte unter den Potawatomies und Sahks und Fuchs-Indianern wunderbare Sagen über einen großen Strom im Westen vernommen, den kein Mann befahren könne, weil Ungeheuer jeden Nachen verschlängen und ein böser Manitu dem verwegenen Schiffer unfehlbaren Untergang bereite. Nichts desto weniger fanden in Quebec französische Abenteurer sich veranlaßt, einen Strom aufzusuchen, der möglicherweise einen Weg zum Stillen Ocean und folglich nach China eröffnete. Ein jüngst aus Europa eingetroffener Missionär, Pater Marquette, brannte vor Drang, die Lehre des Heilands im fernen Westen zu verkünden, und den sagenreichen Meschasseba, d. h. den

Vater der Gewässer, den großen Strom zu entdecken. Mit Hülfe eines Indianers vom Stamme der Illinois lernte er algonkinische Mundarten; er fand in dem Oberintendanten Talon einen eifrigen Beförderer seines Planes, und in einem Pelzhändler aus Quebec, Joliet, einen klugen und unternehmenden Gefährten. Beide Männer, ihrem schwierigen Unternehmen vollkommen gewachsen, traten am 13. Mai 1673 von Michillimackinack aus, jener Insel zwischen dem Huron- und Michigan-See, wo Marquette bisher den Indianern das Evangelium gepredigt hatte, ihre Reise an. Der Nordküste des Michigan entlang schiffend, steuerten sie in die heutige Green-Bay und den Fox-Fluß hinauf bis zu einem Punkte, wo bereits vor ihnen vom Pater Allouez das Kreuz aufgepflanzt worden war. Zwei indianische Führer geleiteten von dort ab die Reisenden zu dem Tragplatze, welcher die Wasser, die zu den großen Seen strömen, von jenen trennt, welche sich in den Mississippi ergießen. Sie trugen dort ihre leichten Nachen vom Foxflusse über Land bis zum Wisconsinflusse, auf welchem sie sieben Tage lang hinabschwammen. Am 17. Juni (nicht 7. Juli) des Jahres 1673 befanden sie sich auf den Fluthen des Meschasseba, mitten zwischen grünen Inseln und bewaldeten Ufern. Etwa fünfzig Stunden unterhalb der Mündung des Wisconsin gewahrten sie auf der Westseite des Stromes ein Indianerdorf. Sechs Tage verweilten sie unter den friedlichen Bewohnern, welche dem ehrwürdigen Pater die Friedenspfeife reichten, damit sie ihm auf seiner Weiterreise zu Schutz und Schirm diene. Nachdem er Gott auf den Knieen für eine so wichtige Entdeckung inbrünstigen Dank gesagt, steuerte er unerschrocken stromabwärts, an den Mündungen des Pekitanoni, des heutigen Missouriflusses, und an jener des Ohio vorüber, bis er nach einer Fahrt von etwa vier Wochen, in der Mitte des Julius, bis südlich des 33. Breitengrades in eine Gegend gelangte, wo die Stämme keine algonkinischen Laute mehr verstanden. Dann kehrte er zurück bis zur Mündung des Flusses Illinois, der eine nähere Straße zu den großen Seen bildet als der Lauf des Wisconsin. Er gelangte vermittelst einiger Tragplätze in den Chicago, und auf diesem zum Michigan-See. Dort trennten sich Joliet und Marquette; jener ging durch das Land der Miami-Indianer und über den Erie nach Quebec, um dorthin Kunde von der wichtigen Entdeckung zu bringen; dieser kehrte anspruchslos zu seiner Mission bei den Huronen zurück. In der Hauptstadt Canadas stimmte man ein Te Deum an, weil man einen westlichen Weg nach China entdeckt zu haben meinte, und belehnte Joliet mit der allerdings wüsten Insel Anticosti im St. Lorenzbusen.

Somit hatten Franzosen den Mississippi von Canada aus entdeckt; aber 1673 begriff man in Paris die Bedeutung des Stromes eben so wenig, wie früher in Madrid. Marquette starb bald nachher, Joliet war von kaufmännischen Geschäften zu sehr in Anspruch genommen, als daß er zu einer zweiten Reise sich hätte entschließen können. Aber nach wenigen Jahren erschien in

Canada ein Mann, dessen unerschrockener und kühner Unternehmungsgeist und ungebändigter Muth den Vergleich mit den glänzenden Eigenschaften aushält, welche einst de Soto bethätigte. Robert Cavalier de la Salle, aus Rouen in der Normandie, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, Mitglied des Ordens der Jesuiten, hatte den geistlichen Stand verlassen, der seinem Ehrgeize keinen genügenden Spielraum verschaffte. Er kam nach Neu-Frankreich, trieb zu La Chine bei Montreal Pelzhandel, und beschloß zu vollenden, was vor ihm Pater Marquette begonnen. Auch La Salle glaubte, daß der große Strom den Weg zur Südsee und nach China abkürze, faßte jedoch zugleich praktische Zwecke ins Auge, indem er dem Grafen von Frontenac, damaligem Statthalter zu Quebec, die Vortheile schilderte, welche Frankreich von der Besiedelung eines so fruchtbaren Landes ziehen könne. La Salle ging aus Canada nach Paris, um Unterstützung für seinen Plan zu suchen, und wurde am Hofe günstig empfangen. Der König ernannte ihn zum Befehlshaber des Fort Cataraqui (nachher Frontenac, am Ontario-See, wo jetzt Kingston liegt), gab ihm ein Monopol für den Betrieb des Pelzhandels in den zu entdeckenden Gegenden, gewährte aber keine Geldunterstützung. Am 25. September 1678 war La Salle, von einem unternehmenden und kühnen Italiener, dem Ritter de Tonti, und dreißig Franzosen begleitet, wieder in Quebec, und begab sich nach Fort Frontenac, das er neu aufbauete, und wo er Vorbereitungen zu seiner Reise in das Westland traf. Er zimmerte ein Fahrzeug von zehn Tonnen Gehalt, in welchem er am 18. November 1678 das Fort verließ. Die Mittel zu seinem Unternehmen sollte ihm der Pelzhandel liefern. Unweit des Niagarafalls überwinterte er; Tonti knüpfte freundschaftliche Verbindungen mit den Indianern an, und am Pater Hennepin, einem zwar eiteln aber klugen und muthigen Franciscanermönche gewann er eine zuverlässige Stütze. Seine Barke sandte er reich mit Pelzwerk beladen nach Frontenac zurück, und bauete oberhalb des Niagarafalles den „Griffon," ein Schiff von sechszig Tonnen, mit welchem er am 7. August 1679 nach Michillimackinack unter Segel ging. Am 8. October befand er sich in der Green-Bay, trieb Handel mit den Miamis, und legte bei der Mündung des St. Josephflusses ein Fort an, in welchem er vergeblich auf die Wiederkehr des Griffon harrte, welchen er nach dem Erie geschickt hatte, um neue Vorräthe zu holen. Im Miamifort ließ er eine Besatzung, während er selbst mit dem Ritter Tonti und 33 Begleitern nach dem Illinoisflusse aufbrach, wo an dem sogenannten Peoria-See das Fort St. Louis gebaut wurde. Am Ende Januars 1680 lief die Kunde ein, daß der Griffon mit seiner reichen Ladung gescheitert sei; zu gleicher Zeit brach eine Meuterei unter den Leuten aus, und La Salle, tief betrübt, gab nun dem Fort den Namen Crève-Coeur. Er befand sich volle achthundert Stunden westlich von der Gränze der letzten europäischen Niederlassungen, mitten unter den Indianern, die von seinen eigenen Gefährten gegen

ihn aufgewiegelt wurden. Hatten doch diese sogar den Plan gefaßt, ihren Anführer zu tödten. Nur durch wunderbare Geistesgegenwart und Festigkeit gelang es ihm, die Aufrührer zu beschwichtigen und den Illinoisindianern die Ueberzeugung zu geben, daß er nichts Feindseliges gegen sie im Schilde führe.

La Salle gab seinen zur Erforschung des obern Mississippi bestimmten Gefährten die nöthigen Verhaltungsbefehle, und machte sich dann zu Fuße auf den Weg nach Fort Frontenac, im kalten Märzmonat, ohne andere Nahrungsmittel als etwas Mais und Fleisch, mit seiner Muskete bewaffnet, einer wollenen Decke auf dem Rücken, und von nur drei Leuten begleitet. Die für den großen Strom bestimmte Expedition bestand aus dem Pater Hennepin, einem Herrn Dugay und sechs französischen Ruderknechten. Sie brachen am 28. Februar vom Fort Crève-Coeur auf, und erreichten am zehnten Tage den mit Eisschollen bedeckten Mississippi. Als der Eisgang vorüber war, ruderten sie vierhundert Stunden weit stroman. Ein mächtiger Wasserfall setzte ihrem weitern Vordringen eine Schranke. Zu Ehren seines Schutzpatrons, des heiligen Antonius von Padua, nannte Hennepin den Katarakt den St. Antonsfall, und schnitzte in die Rinde eines großen Baumes ein Kreuz und das französische Reichs-Wappen ein. Nachdem er das umliegende Land durchstreift, nicht aber, wie er später sich rühmte, die Quellen des Mississippi entdeckt hatte, trat er, einer Gefangenschaft bei den Sioux glücklich entronnen, seine Rückreise an, und unternahm bald nach seiner Heimkehr, im Herbste desselben Jahres, mit nur fünf Begleitern, eine neue Fahrt, um den untern Lauf des Stromes zu erforschen. Auf dieser Expedition gelangte er bis an die Mündung des Arkansas, also bis in die Gegend, wohin auch Joliet und Marquette gekommen waren, und in welcher Soto sich längere Zeit aufgehalten. Von den Indianern erfuhr Hennepin, daß der Strom erst noch durch ausgedehnte Landstrecken fließe, bevor er das Meer erreicht.

Während Hennepin den Mississippi befuhr, war La Salle bemüht, die Forts im Indianerlande im guten Stande zu erhalten, und Mittel für seine große Reise zu erwerben. Das von dem Mississippi durchströmte Land hatte er, in Uebereinstimmung mit Hennepin, Louisiana genannt. Am 2. Februar 1682 war endlich das nächste Ziel seiner Wünsche, der „Vater der Gewässer" von ihm erreicht. Er schiffte stromab, gab dem Missouri den Namen St. Philippe, und befand sich am 27. März an der Mündung des Red-River; am 7. April hatte er den mexicanischen Meerbusen erreicht. Am 9. April 1682 nahm auch er feierlich Besitz von Louisiana für den König von Frankreich. In der an Ort und Stelle aufgenommenen Urkunde über die Besitzergreifung bezeichnet er den Ohio als St. Louis, den großen Fluß als Mississippi oder Colbert. Im September 1682 war er glücklich in dem Lande der Illinois wieder angelangt; Pater Zenobé eilte nach Frankreich, um dem Könige von dem „Garten des Paradieses" Kunde zu geben.

Am Hofe zu Paris hatten La Salle's Erfolge ihm Neider erweckt. Um den Verleumdern unter die Augen zu treten und sie zum Schweigen zu bringen, schifft er von Quebec nach Europa, beschämt seine Gegner und wird von der Regierung in dem Plane zur Anlage einer Colonie in Louisiana unterstützt. In der Mitte des Jahres 1684 geht er von La Rochelle wieder nach Amerika unter Segel. Er glaubt, daß endlich ein günstiger Erfolg seine Jahre langen Mühen und Anstrengungen krönen werde. Die französische Regierung sendet ihn mit vier Schiffen und 280 Personen, Handwerkern, Geistlichen, Soldaten und Weibern, nach dem Meerbusen von Mexico. Aber Beaujeu, der Befehlshaber des kleinen Geschwaders, ist ein dünkelhafter, beschränkter Mann, und erbittert gegen La Salle, den er geistig sich überlegen fühlt. Vom Anbeginn wird die Expedition durch Unglück heimgesucht. Bevor sie Hispaniola erreicht, wo man nähere Erkundigungen über die Lage der Mississippimündung einziehen will, leidet sie durch einen gewaltigen Orkan. Auf Hispaniola selbst raffen Krankheiten einen Theil der Reisenden hinweg. Auf der Weiterfahrt verfehlt Beaujeu die Mündung des Stroms, will seinen Irrthum nicht begreifen, als La Salle ihn auf denselben aufmerksam machte, setzt, nachdem ein mit Handwerksgeräth und Lebensmitteln beladenes Schiff im Sturme zu Grunde gegangen ist, die Auswanderer in der Matagordabay ans Land und steuert nach Europa zurück. La Salle fügt sich in das Unvermeidliche; er bauet das Fort St. Louis am Colorado, und säet Mais und Gemüse. Auf diese Ansiedlung gründete Frankreich seine Ansprüche auf Texas bis zum Rio del Norte, den es für die westliche Gränze Louisianas erklärte.

Auch in der verzweifeltsten Lage verliert La Salle den Muth nicht. Er durchstreift das Land, oder befährt im gebrechlichen Nachen die Küste, um den Mississippi aufzusuchen, kehrt jedoch nach vier Monaten zum Fort zurück, nachdem er unterwegs dreizehn Mann verloren hat. Er will, da diese Ansiedler nun schon länger als ein Jahr am Colorado verweilen, bis zu den spanischen Ortschaften im nördlichen Mexico vordringen, und tritt im April 1686, von zwanzig Gefährten begleitet, seinen Zug durch die Einöde an. Er hofft in den Minen von Barbe ein Dorado zu finden. Die Cenis-Indianer geben ihm Rosse, Mais und Bohnen. Aber er kommt, fast ohne Kleidung, ohne Gold oder Silber zurück, und vernimmt, daß die einzige noch übrige Barke gescheitert sei. Selbst der Himmel scheint sich gegen ihn verschworen zu haben. La Salle hat seine ganze Habe eingebüßt, keine seiner stolzen Erwartungen ist erfüllt, die Zahl seiner Gefährten auf etwa vierzig zusammengeschmolzen, aber den Muth verliert er auch jetzt nicht. Er beschließt zu Fuß vom Colorado bis zum Illinois zu wandern, um aus Canada Hülfe zu holen. Im October bricht er, von zwanzig Mann begleitet, vom Fort St. Louis auf, und zieht zweihundert Stunden weit durch ein unbekanntes Land gen Nordosten. Er muß umkehren,

da ihm Lebensmittel und Schießbedarf zu mangeln beginnen. Im Winter bestellt er den Acker, um seinen Leuten im Fort eine gute Ernte zu verschaffen. Denn sie sind entmuthigt oder aufsässig, nachdem sie zwei Jahre lang in der unbekannten Gegend gedarbt haben, und so viele von ihnen den Krankheiten oder den Pfeilen der Indianer erlegen sind. Sie sehen in La Salle nur noch den Mann, dem sie all ihr Unheil verdanken. Er will der verzweifelten Lage auf jede Gefahr hin ein Ende machen, und bricht im Januar 1687 abermals nach Nordosten auf. Im Fort läßt er zwanzig Leute zurück.

Nach einer beschwerlichen Reise über eine Strecke Weges von anderthalbhundert Stunden, erreicht er einen der westlichen Zuflüsse des Trinidad. Dort bricht unter seinen Leuten eine Meuterei aus; La Salle's Neffe, Moranget, wird von ihnen auf der Jagd erschossen. Als er selbst, drei Tage später, durch das Kreisen und Kreischen der Geier an die Stelle hingeleitet wird, wo der Gemordete im Grase liegt, drückt Dehault sein Gewehr ab, und La Salle sinkt lautlos auf der Prairie zu Boden. Die Missethäter entkleiden ihn und lassen den Helden liegen, eine Beute der Wölfe und Vögel.

So endete La Salle, einer der kühnsten und tüchtigsten Reisenden, welche jemals die Einöden Amerikas durchwanderten, ein Mann, gleich ausgezeichnet durch scharfen Blick, Geistesgegenwart, Standhaftigkeit, und eine wunderbare Gabe, auch ungünstige Umstände geschickt zu seinem Vortheil zu benützen. Seine Landsleute, die Franzosen, haben ihn nicht nach Gebühr gewürdigt, die Amerikaner ehrten sein Andenken, als sie La Salle's Büste in der Rotunde des Capitoliums zu Washington aufstellten.

Die Mörder entgingen der Strafe nicht. La Salle's übrige Gefährten, sieben an der Zahl und unter ihnen ein Bruder des Anführers, erreichten glücklich den Arkansas, an welchem sie zu freudiger Ueberraschung einen dort vom Ritter Tonti errichteten Posten trafen. Der Italiener, als er Kunde von der Ankunft des kleinen Geschwaders in Westindien erhalten, war mit Menschen und Lebensmitteln den Illinois und Mississippi hinabgefahren, um La Salle zu unterstützen, aber nach langem vergeblichen Harren und Suchen zurückgekehrt. Am 9. October 1687, etwa sieben Monate nach La Salle's Ermordung, langten seine Gefährten zu Quebec an. Von den im Fort St. Louis an der Matagorda-Bay hat man nichts Genaues mehr erfahren; sie sollen 1689 von einem spanischen Kreuzer gefangen genommen und nach Mexico gebracht worden sein *).

Die Begabtesten und Kühnsten unter denen, welche Amerika entdeckten und eroberten, waren unter keinem günstigen Gestirn geboren. Sie sind entweder

---

*) History of the discovery and settlement of the Valley of the Mississippi, by the three great European powers, Spain, France and Great Britain, and the subsequent occupation, settlement, and extension of civil government by the United States, until the year 1846. By John W. Monette, New York 1846. Vol. I. p. 120—153.

eines gewaltsamen Todes gestorben oder mit Undank belohnt worden. Vasco Nuñez de Balboa, der zuerst die Südsee gesehen, und Walter Raleigh, der das Goldland gesucht und zur Besiedelung Virginiens Veranlassung gegeben hatte, wurden enthauptet. Der Eroberer Mexicos, Cortez, starb in Dürftigkeit. Magellan, Diaz de Solis und Ponce de Leon wurden von Indianerpfeilen durchbohrt. Pizarro, der Peru bezwang, wurde von den Spaniern selbst ermordet; einer seiner Brüder endete im Gefängniß, der andere auf dem Blutgerüst. Auch Almagro mußte sein Haupt auf den Block legen. Cartier, Verrazzano und Gilbert fanden ihren Tod in den Wellen. Ferdinand de Soto ruhet auf dem Grunde des Mississippi, nachdem das Fieber ihn hinweggerafft. La Salle wurde von seinen eigenen Leuten getödtet. Hudson wurde, sammt seinem Sohne, von meuterischen Matrosen über Bord geworfen. Baffin wurde in einem Treffen erschlagen. Und wo ist Franklin?

Die französischen Reisenden hatten sich vergeblich bemüht, die Quellen des Vaters der Gewässer zu entdecken. Aber nach der Besitznahme Canadas durch die Krone Großbritannien verflossen sechs und siebenzig Jahre, seit Anerkennung der Unabhängigkeit des neuen Freistaates neun und vierzig Jahre, ehe der dichte Schleier gelüftet wurde, welcher den Ursprung des Mississippi verhüllte.

Man war jedoch während dieser Zeit eifrig bestrebt, das geographische Räthsel zu lösen. Der obere Lauf des großen Stromes wurde regelmäßig von den Pelzhändlern und Fallenstellern besucht; alljährlich wagten kühne Abenteurer sich in die Indianerwildniß. Jonathan Carver schiffte 1767 bis zu den Sanct Antons-Fällen hinauf. Die rothen Männer empfingen ihn gastlich, und knüpften, wie er behauptete, das Band der gegenseitigen Freundschaft durch Schenkung einer großen Strecke Landes, auf welche der „weiße Häuptling" seitdem Ansprüche erhob. Während Lewis und Clarke 1805 ihre berühmte Reise zu den Missouriquellen antraten, ging Lieutenant Pike im Auftrage der Regierung zu Washington an den Mississippi, um dessen Quellgebiet zu erforschen. Da er aber erst aufbrach, als die Jahreszeit schon allzuweit vorgerückt war, gelangte er nur bis zur Mündung des Crow-Wing-Flusses, und überwinterte an dieser Stelle. Als weit umher das Land mit tiefem Schnee bedeckt war, erforschte er die Umgegend, besuchte den Leech-See, und kaufte, an der Mündung des Sanct Petersflusses in den Mississippi, von den Indianern den Grund und Boden, auf welchem im Jahre 1819 das Fort Snelling — im jetzigen Gebiete Minnisota — erbaut wurde.

Die wissenschaftliche Kunde vom obern Mississippigebiete gewann durch die Expedition, welche 1820 General Caß, damals Gouverneur des Michigangebietes, im Auftrage der Centralregierung unternahm. Caß ging von Detroit über Sault de St. Marie und den Obern See zum St. Louisflusse und erreichte den großen Strom beim Sandy-Lake. Den Mississippi beschiffte er aufwärts

bis zu dem See, welcher seinen Namen trägt: aber den eigentlichen Zweck der Reise verfehlte auch Caß. Er überzeugte sich, daß damals die canadischen Pelzjäger und Waldgänger über die Quellen des Mississippi keine sichere Auskunft zu geben vermochten, und diese Unkunde erklärt sich leicht. Die Händler wie die Fallensteller schlugen auf ihren nordwestlichen Zügen immer eine Richtung ein, die zu weit südlich oder zu weit nach Norden lag. Sie vermutheten nur, der Strom habe im Biche-See seinen Ursprung, und ihre Vermuthung war gegründet.

Auch Major Long's Entdeckungsreise führte noch nicht zum Ziele. Sie wurde hauptsächlich unternommen zur nähern Erforschung des Sanct Peters-Flusses und des Gebietes, welches zwischen dem nördlichen Red-River und den Besitzungen der Hudsonsbaygesellschaft die Gränze bildet. Long verließ am 30. April 1823 Philadelphia und ging über Wheeling am Ohio nach Chicago, damals einem Dorfe mit wenigen Blockhütten, jetzt einer Stadt von fast dreißig tausend Einwohnern. Den Mississippi erreichte er bei Prairie du Chien, und hier theilte sich der Zug. Die eine Abtheilung fuhr stromauf, die andere ging landeinwärts am rechten Ufer bis zum Fort Snelling, dem gemeinschaftlichen Sammelplatze. Von diesem aus wurde der St. Peters-Fluß bis zu seiner Quelle erforscht und der Travers-See besucht. Dem Red-River entlang zogen die Reisenden bis nach Pembina, wo sich aus einer Reihenfolge astronomischer Beobachtungen ergab, daß diese Niederlassung im Süden des neun und vierzigsten Grades der Breite, folglich im Gebiete der Vereinigten Staaten lag. England wurde dadurch veranlaßt, diese Besitzung abzutreten. Long fuhr auf dem Red-River in den Winnipeg-See und kehrte über den Wälder-, Regen- und Obern See zurück. Die Quelle des Mississippi erreichte er eben so wenig als Beltrami, der sie im Turtle-See gefunden zu haben sich rühmte. Der Ruhm gebührt vielmehr einem andern Mann, welchem die Erdkunde wie die Völkerkunde in mehr als einer Beziehung zu großem Danke verpflichtet sind, — Heinrich Rowe Schoolcraft, einem Wohlthäter der Indianer und gründlichen Kenner ihrer Sprachen.

Im Jahre 1832 beschloß die Bundesregierung zu Washington, dauernden Frieden unter zwei Völkergruppen zu stiften, die seit Jahrhunderten gegen einander tödtlichen Haß hegen und ohne Unterbrechung blutigen Streit führen, — den Odschibwäs und den Sioux. Sie wollte zugleich den Handel mit den Indianern regeln, wo möglich dem Branntweinverkauf unter ihnen steuern, die Blatternimpfung einführen und statistische Nachrichten über die Indianerstämme im damaligen Nordwestgebiete sammeln lassen. Außerdem hatte Schoolcraft den Auftrag, Alles aufzubieten, um an die Quelle des Mississippi zu gelangen.

Schoolcraft brach am 7. Juni 1832 vom Sault de St. Marie auf, fuhr über den Obern See, ging quer durch das Land zum Sandy-Lake, schiffte sich

dort auf den Mississippi ein und ruderte stromauf bis zum Caß-See, den er am 10. Juli erreichte. Hier war der äußerste Punkt, welchen Caß erreicht hatte. Von dort ab befuhr er den Strom bis zur Quelle seines östlichen Armes, die im Ossowa-See sich befindet. Von der Quelle des westlichen Armes ist sie durch einen Tragplatz von nur zwei deutschen Wegstunden Breite getrennt. Die Quellwasser des Hauptarmes, welche im Itasca-See liegen, den die canadischen Pelzhändler La Biche nennen, erreichte Schoolcraft am 13. Juli 1832. So waren denn endlich alle Zweifel gelöst. Bisher hatte man weder geahnt noch gewußt, daß oberhalb des Caß-Sees zwei Mississippiarme vorhanden sind, auch vermuthete man die Quelle weiter nach Nordwesten hin, während sie doch im Südwesten des Caß-Lake liegt. Vor drei Jahrhunderten hatten spanische Conquistadoren die Mündung des großen Stromes entdeckt; die Quellen blieben bis zum Jahre 1832 verborgen. Der Itasca-See liegt unter 47 Grad 13 Minuten 35 Secunden nördlicher Breite, und 95 Grad 2 Minuten westlicher Länge von Greenwich, in einer Höhe von 1575 englischen Fuß über dem Wasserspiegel des mexicanischen Meerbusens, von welchem ab man die Entfernung auf 2990 englische Meilen berechnet. Er bildet einen klaren Wasserspiegel von etwa acht Meilen Ausdehnung, und erhält Zufluß von fünf kleinen Bächen, die von den quellenreichen Landhöhen am See herabrinnen, und eine Strecke von etwa zwei Wegstunden zurücklegen, ehe sie ihr durchsichtiges Wasser mit jenem des Itasca-Sees mischen.

Das Land, in welchem die Quellenbäche und Quellenseen des Mississippi sich befinden, bildet eine Wasserscheide, zwischen den Zuflüssen der Hudsons-Bay, des St. Lorenz und des mexicanischen Meerbusens. Den früheren französischen Reisenden und den canadischen Pelzjägern war diese Erscheinung nicht entgangen; sie bezeichneten dieses Gelände als Hauteurs des Terres, als Landhöhen. Sie erstrecken sich im Halbkreise um den Itasca-See, in einer Reihe diluvialer Sandketten, auf denen in großer Menge mächtige Granitblöcke zerstreut liegen, und ziehen dann zwischen 47 und 48° n. Br. gegen Osten und Nordosten. Gewöhnlich sind sie oben abgeplattet, ihre Höhe über dem Wasserspiegel der umliegenden Seen beträgt von 85 bis 100 Fuß, und sie sind dicht bewaldet, vorzugsweise mit Nadelholz. Eine der mannigfachen Höhenverzweigungen läuft nach Süden aus und bildet, als Coteau du Grand Bois, die Scheidelinie zwischen den Zuflüssen des Mississippi und des Red-River. Sie bildet in einer Länge von etwa hundert und einer Breite von vierzig Meilen einen fast ununterbrochenen Wald.

Der Mississippi ist da, wo er den See verläßt, ein hellfließender klarer Bach, von nur sechszehn Fuß Breite und vier Zoll Tiefe. Er läuft in nördlicher Richtung, bildet eine Reihe von Stromschnellen, fließt über Felsen und durch mächtige Massen angehäufter Baumstämme, und erreicht etwa neunzig

Meilen von seinem Ursprunge den Pemidji oder Travers-See. Hier vereinigt sich der Strom mit seinem andern Hauptarme, der beinahe eben so lang ist, dem La Placeflusse, welcher, wie wir schon bemerkten, aus dem Ossowa- oder Assawa-See hervorfließt. Nach einem Laufe von fünf und vierzig Meilen mündet der Mississippi in den Caß-See; beim Ausflusse aus demselben hat er schon eine Breite von 172, eine Tiefe von acht Fuß. Aber noch ist sein Lauf durch Seen nicht zu Ende; er strömt durch den großen und kleinen Winibigoschischi, und stürzt über die Little Falls oder Kabikons-Stromschnellen in einer Breite von 240 Fuß und einer Höhe von neun Fuß. Beim Sandy-Lake ist seine Breite schon auf 331 Fuß angewachsen.

So verhält es sich mit den Quellen und dem obern Laufe eines der gewaltigsten Ströme der Erde, der in seiner ganzen Länge das Gebiet einer einzigen, engverbundenen Staatengruppe durchzieht, und als eine Hauptpulsader derselben den regsten Verkehr auf einer Strecke von beinahe zwanzig Breitegraden vermittelt. Er berührt neun Staaten und ein Gebiet, er und seine Nebenflüsse sind auf einer Strecke von mindestens neuntausend Wegstunden für Dampfschiffe zu befahren; mehr als ein halbes Tausend dieser letzteren sind auf seinen Wellen in steter Thätigkeit; an seinen Ufern wachsen Baumwolle, Zuckerrohr und Südfrüchte, nordische Tannen und nordisches Moos; er entspringt, wo Schnee und Eis fast ein halbes Jahr lang den Boden bedecken, und mündet, wo in einem fast tropischen Klima, beide nur dem Namen nach bekannt sind*).

Nach La Salle's unglücklichem Ausgange überließ Frankreich die zerstreuten Ansiedler ihrem Schicksale, bis 1698 ein kühner Seemann, Lemoine d'Iberville, mit zwei Fahrzeugen aus Frankreich nach den Küsten von Florida und Louisiana segelte und am 2. Mai 1699 in die Mündung des Mississippi einfuhr, welche nach La Salle kein Europäer mehr gesehen hatte. Seit jener Zeit wurde das Land, obwohl anfangs sehr schwach, angebaut. Im Jahre 1702 befanden sich im südlichen Louisiana erst dreißig Ansiedlerfamilien; befestigte Posten hatten die Franzosen damals an der Biloxi-Bay, im heutigen Staate Mississippi, im Norden der Sable-Insel und an der Mobile-Bay; die Dauphin-Insel war

*) Sketches of Minnesota, the New-England of the West, by E. S. Seymour. New York 1850. S. 27 ff. 237 ff. Die genauesten geographischen Nachrichten über das Land am obern Mississippi, über das Gebiet Minnisota und Theile von Jowa und Wisconsin hat Nicollet gegeben, der als Ingenieur, und mit allen erforderlichen Werkzeugen reichlich ausgestattet, den Strom von seiner Quelle bis zur Mündung aufnahm. In den Jahren 1836 bis 1839 arbeitete er am obern Mississippi, am Missouri bis zum Fort Pierre hinauf, und an der Südwestküste des Obern Sees. Die Lage der meisten kleinen Seen in Minnisota ist von ihm genau bestimmt worden. Seine Map of the Hydrographical Basin of the Upper Mississippi, welche 1845 auf Befehl des Congresses erschien, gilt für sehr genau. Sie liegt der sehr übersichtlichen Charte in Seymours Werke, jener von Jowa und Wisconsin in Morse's Northamerican Atlas und vielen anderen zu Grunde.

eine vortreffliche Schiffsstation. Allmälig wurden jene Landstrecken näher erforscht, welche jetzt die Staaten Alabama, Mississippi, Louisiana und Arkansas ausmachen, aber sie blieben nach lange eine Wildniß; die Ansiedler durchstreiften das Land als Jäger oder um edle Metalle zu suchen, und vernachlässigten den Ackerbau. In den fünf Niederlassungen auf Ship-Island, der Cat-Insel, Biloxi, Mobile und am Mississippi lebten 1711 erst 380 Köpfe, die Soldaten mit eingerechnet. In diesem Jahre wurde Louisiana, das seither von Neu-Frankreich, d. h. von Canada, abhing, für eine selbständige Provinz erklärt und bekam einen eigenen Statthalter. Die ersten Negersklaven wurden 1720 aus Afrika eingeführt; das erste Zuckerrohr pflanzten 1751 einige Jesuiten, welche die Schößlinge und mehrere des Anbaues kundige Sklaven aus St. Domingo holten. Bis 1718 war das französische Hauptquartier in Mobile; in diesem Jahre verlegte Bienville dasselbe an den Mississippi, etwa 50 Stunden oberhalb der Mündung, bauete dort eine Stadt nach dem Plane von Rochefort und nannte sie Neu-Orleans. Die Einwanderung aus Europa hatte sich vermehrt, seit die französische Regierung einem reichen Kaufmann, Anton Crozat, das ausgedehnte Land zum Eigenthum verliehen, ihm auf sechszehn Jahre ein Handelsmonopol ertheilt und sich lediglich die Oberhoheit vorbehalten hatte. Aber Crozats Speculation am mexicanischen Meerbusen schlug eben so wohl fehl, wie ähnliche Unternehmungen der Engländer an der atlantischen Küste gescheitert waren. Als er keine edelen Metalle fand und sein Vermögen eingebüßt hatte, gab er 1717 sein Privilegium zurück. Einen eben so ungünstigen Erfolg hatten die Bestrebungen der berühmten Mississippi-Compagnie. Auch ihr hatte die Regierung ein Monopol auf den Handel und die Ausbeutung aller Metalle auf sieben und zwanzig Jahre verliehen, sodann das Recht ertheilt, nach Belieben Ländereien, Häfen, Inseln abzutreten, das Recht, Krieg und Frieden zu schließen, endlich hatte sie ihr auch Zollfreiheit gewährt. Aus der französischen Geschichte ist bekannt, welch' ein ungeheures Unglück der „Mississippi-Schwindel" des Schotten John Law über Frankreich brachte, nachdem alle hochgespannten Erwartungen sich in Nichts auflösten und statt des gehofften Reichthums ein allgemeiner Bankerott sich einstellte. Nur allein die Colonie Louisiana zog einigen Gewinn aus den Plänen windiger Projectenmacher, da neue Ansiedler ins Land kamen und den Boden anbauten, nachdem sie vergeblich nach Gold und Silber gesucht hatten. Damals sind die ersten Deutschen nach Louisiana gekommen. Law hatte sich ein „Herzogthum" an der Mündung des Arkansas vorbehalten, das er mit 9000 Schweizern und Deutschen zu bevölkern gedachte. Zweitausend der letzteren wurden 1716 und 1717 hinübergeschafft, aber theils in den ungesunden Niederungen des Mississippideltas, theils bei Biloxi ans Land gebracht, wo man sie ohne Nahrung oder Obdach ließ. Die meisten von ihnen wurden bald durch Fieber hinweggerafft; nur wenige kamen ins Vaterland zurück; etwa dreihundert, welche sich 1722 im

Districte Attakapas niederließen, gelangten zu Wohlstand. Andere deutsche Auswanderer, welche 1716 der schwedische Hauptmann Aaronsburg nach Louisiana brachte, hatten ein glücklicheres Loos. Sie besiedelten den District St. Charles, in welchem noch heute ein See nach ihnen Lac allemand, und der aus demselben strömende sumpfige Fluß Bayou allemand heißt.

Im Jahre 1724 war die Bevölkerung auf fünftausend Köpfe angewachsen. Juden wurden in Louisiana nicht geduldet. Als der Statthalter Bienville, nach neun und zwanzigjährigem Aufenthalt im Lande, dasselbe auf längere Zeit verließ, um Frankreich wieder zu sehen, war die Colonie in verhältnißmäßig guter Lage. Sie lieferte schon Reiß, Taback und Indigo zur Ausfuhr. Aus der Provence hatte man Feigenbäume, aus St. Domingo Orangen zum Anpflanzen geholt. Aber der Handelsverkehr sowohl stromauf als seewärts war noch von sehr geringem Belang.

Die junge Colonie hatte lange und harte Kämpfe mit den Indianern zu bestehen. Im obern Theile derselben wohnten, über ein weites Gebiet zerstreut, die Illinois, im Süden des Ohio die streitbaren, mit den Engländern verbündeten Tschikasahs, welche schon zu Pater Marquette's Zeit sich der Feuerwaffe bedienten und in deren Gebiete La Salle das Fort Prudhomme errichtete. Südlich von ihnen hauseten die ackerbautreibenden Tschaktahs*), und in festen Wohnsitzen die Natchez, über deren angeblich hohen Culturzustandpunkt man so viel gefabelt hat. Gewiß ist, daß sie eine ihnen eigenthümliche Sprache redeten, die mit jener der umwohnenden Völker in keinerlei Verwandtschaft stand, daß sie ferner eine Art von Sonnencultus hatten und in rohen, schmucklosen Gebäuden, die von den Europäern als „Tempel" bezeichnet werden, ein heiliges Feuer unterhielten, die Gebeine ihrer Todten beisetzten und Götzenbilder aufstellten. Auch opferten sie, wie man sagt, Kinder, um die Elemente zu versöhnen. Ihr Häuptling, die „große Sonne," dessen Würde in der weiblichen Linie forterbte, hatte eine ausgedehnte Gewalt. Am untern Mississippilaufe fanden die Franzosen eine Menge kleiner Stämme, z. B. die Pumas im Gebiete von Baton rouge; die Chapitoulas da, wo Neu-Orleans gebaut wurde; die Chonachas am linken, die Onachas am rechten Ufer; am La Fourche die Chetimachas; die Attakapas, d. h. Menschenfresser, in dem gleichnamigen Bezirk. An der Mündung des Red-River lebten die Avoyellas, im Westen des Bistino-Sees die Caddos. Von diesen und anderen Stämmen stellten manche kaum fünfzig, kein einziger über fünfhundert Krieger. Mit Ausnahme der Attakapas hatten sie nicht einmal zahmes Geflügel; kein einziger besaß Pferde, Rindvieh oder Bienen. Sie lebten unter einander in unaufhörlichen Fehden.

Anfangs hatten sie mit den weißen Ankömmlingen in Frieden verkehrt; als

*) Vergleiche weiter oben S. 230.

diese jedoch festen Fuß im Lande faßten, fehlte es nicht an Veranlassung zu Streitigkeiten. Die folgenden Züge erscheinen bezeichnend für das Leben und Treiben der Indianer. Die Mongulaschas zerstörten ein Dorf der Bayagulas; aus Rache dafür wurden jene von diesen bis auf den letzten Mann ausgerottet. Die Taensas wurden von den Yazus aus ihrer Heimath vertrieben, suchten Zuflucht bei den Bayagulas und wurden von ihnen als „Brüder" aufgenommen. Diesen Liebesdienst belohnten jene dadurch, daß sie in einer Nacht ihre Gastfreunde überfielen und ermordeten. Die Tunicas hatten zwei englische Handelsleute beraubt, wurden dafür durch die von den Engländern gedungenen Alibamons und Tschikasahs aus ihrem Lager vertrieben und flohen dann als Schutzsuchende zu den Umas. Diesen wohlwollenden Empfang vergalten sie mit schwärzestem Undank. Die Tschikasahs überfielen die Tschaktahs und verkauften die Gefangenen als Sklaven nach Carolina. Nur mit großer Mühe gelang es den Franzosen, zwischen den verschiedenen Stämmen Ruhe und Frieden aufrecht zu erhalten. Seitdem aber zwischen ihnen und den Engländern auch in Amerika Kriege geführt wurden, lag beiden daran, sich die Unterstützung der Indianer zu sichern.

Die Tschikasahs und Natchez hatten einen Bund gegen die Franzosen geschlossen, welchem viele andere Stämme beitraten. Sie waren durch das barsche und übermüthige Betragen französischer Offiziere gekränkt und erbittert worden. Als man von ihnen einen Tribut in Mais verlangte, schworen sie, die Streitart zu erheben. Und sie hielten auch Wort. Zwar bei ihnen wie bei den Yazus wurden die Verschwörungen durch Weiber den Franzosen verrathen, aber die Besatzung vom Fort Rosalie wurde dennoch überfallen und niedergemacht. Seitdem war kein Friede mehr mit den Natchez, sie erlagen allmälig der Uebermacht; viele von ihnen brachte man als Sklaven erst nach Neu-Orleans und dann nach St. Domingo. Die „große Sonne" und die übrigen Häuptlinge wurden erschlagen; die Ueberlebenden suchten Zuflucht und Schutz bei den Tschikasahs, denen sie sich einverleibten. Von jener einst mächtigen Nation ist nichts als der Name übrig geblieben.

Als die Mississippi-Compagnie im Jahre 1732 die Provinz Louisiana, welche ihr schwere Kosten verursachte und keinerlei Vortheil brachte, der französischen Krone zurückgab, belief sich die Volksmenge auf 5000 Weiße und 2500 Neger. So gering war der Fortschritt, und das Land blieb ohne Aufschwung, so lange es sich in der Gewalt der Franzosen befand.

Wir betrachten nun die Verhältnisse der Ansiedler in den einzelnen Gebieten des großen Westlandes, und schildern, wie und unter welchen Verhältnissen dasselbe allmälig sich zu Macht und Blüthe entwickelt hat.

Die Niederlassungen der Engländer waren auf das Küstenland zwischen dem Atlantischen Meere und den Alleghannygebirgen beschränkt; der größere und

schönere Theil des nordamerikanischen Festlandes, das gesammte Stromgebiet des Mississippi, außerdem noch Canada, oder nach damaligem Sprachgebrauche Neu-Frankreich, und Louisiana waren französisches Gebiet. Canada hatte am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts noch eine sehr schwache Bevölkerung; sie zählte nur erst 11,249 Köpfe. Um eben diese Zeit begann auch vom N o r d e n wie vom Süden her eine allerdings noch schwache Einwanderung in das Mississippiland. Der kühne La Salle hatte auf seiner abenteuerlichen Fahrt einzelne zerstreuete Handelsposten angelegt; die Missionäre hatten sich unter den Indianern im Süden und Westen des Michigan-Sees niedergelassen, und die Pelzhändler bei ihrem Aufenthalte in Montreal oder Quebec das neue Land in so verlockender Weise geschildert, daß die Gegenden am Illinois und Mississippi für „irdische Paradiese" gehalten wurden. Gewiß war das Klima milder, der Boden fruchtbarer als in Canada, und den Weg zu jenen glücklichen Gefilden hatten Marquette und La Salle gezeigt. Noch lebten wohl einzelne Augenzeugen, welche mit diesen Männern auf dem neuen großen Strome sich eingeschifft hatten, und sie oder ihre Söhne bestätigten die lockenden Erzählungen der Pelzhändler. Schon war die Niederlassung K a s k a s k i a unweit vom Mississippi in Illinois begründet worden; neben den Missionen entstanden nach und nach Dörfer, und einzelne glaubenseifrige Priester hatten sich nach Westen auf das rechte Mississippiufer und südlich bis nach Unter-Louisiana in die Nähe der Mündung des Rothen Flusses vorgewagt. Allein im Norden, südlich von den großen Seen, war durch die Franzosen vom St. Lorenz bis Illinois auch nicht eine einzige Niederlassung gegründet worden. Mit den weiter nach Westen wohnenden Stämmen standen sie in friedlichem Vernehmen; rothe Krieger kamen nach Montreal, um dort, im Auftrage ihrer Stämme Klagen anzustimmen über die im Kriege mit den fünf Nationen gefallenen Franzosen. Aber mit den Senecas und Onondagas, den Cayugas, Oneidas und Mohawks war stete Fehde, die erst im Jahre 1700 durch einen feierlich abgeschlossenen Frieden beendigt wurde.

Seitdem fanden neue Ansiedlungen nur geringe Hindernisse, und schon 1701 gründete de la Motte Cadillac die Ortschaft D e t r o i t in Michigan. Hundert Soldaten und ein Jesuit waren die ersten Bewohner. Andere Niederlassungen folgten, zum Verdruß der Engländer, welche alles Land im Süden des Ontario-Sees für einen Zubehör der Provinz Neu-York ansahen. Ihre Erbitterung gegen die Franzosen geht deutlich aus einem Gesetze vom Jahre 1700 hervor, demgemäß jeder papistische Priester, welcher aus freiem Antriebe die Provinz betrat, gehängt werden sollte. Diese Eifersucht hinderte indessen den Fortgang der französischen Niederlassungen nicht; auch vom Süden her wurden Handelsposten gegründet, und um 1720 unterhielt die Provinz Nieder-Louisiana gewinnreichen Handelsverkehr mit Illinois. Schon 1705 waren Pelzjäger bis zum Wabasch gedrungen, aber der Ohio, den die Franzosen den „Fluß der Irokesen" nannten,

war nur im obern Theile seines Laufes einigermaßen bekannt. Zur Sicherung der Colonisten und ihres Verkehrs beschloß die französische Regierung alle englischen Provinzen an der atlantischen Küste mit einer Kette von Militärposten zu umgeben, die von den canadischen Seen bis zum mexicanischen Meerbusen reichen sollte. Fort Charles an der Ostseite des Mississippi, etwa vierzig Stunden unterhalb der Mündung des Missouri, sollte eine feste Burg werden, und den übrigen Festungen zum Anlehnungspunkte dienen. Dieses Hauptquartier ist nun längst in Schutt und Trümmer zerfallen, aber bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts leistete es den neuen Ansiedlungen erheblichen Vorschub. Auch im Süden des Erie-Sees und am Ohio wuchs ein Dorf nach dem andern empor, und als endlich der Bruch zwischen England und Frankreich entschieden war, nahm das letztere eine Achtung gebietende militärische Stellung in Nordamerika ein. Frankreichs Ansprüche waren ohne Zweifel stichhaltiger als jene Englands; aber das Glück der Waffen war ihm abhold, und es trat 1763 alle seine Besitzungen auf dem Festlande Nordamerikas an seinen glücklichern Nebenbuhler ab.

Wenn wir uns vergegenwärtigen, wie weit die Canadier französischer Abstammung in geistiger und materieller Entwicklung hinter der englischen Bevölkerung zurückgeblieben sind, wenn wir uns daran erinnern, daß dem französischen Volke die Begabung mangelt, blühende Colonien zu gründen und sie aus sich selber heraus in gedeihlicher und großartiger Weise zu entwickeln, so können wir es in keiner Weise bedauern, daß die neue Welt für sie verschlossen wurde. In Paris meinte man ein Neu-Frankreich am St. Lorenz gründen zu können, seitdem Jacob Cartier Canada erforscht, und späterhin, zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, der unternehmende und kluge Champlain die Stadt Quebec gegründet hatte. Die Hugenotten, deren wir schon oben erwähnten, waren weniger glücklich als ein halbes Jahrhundert später die Puritaner. Von ihnen ist auf amerikanischem Boden keine andere Spur zurückgeblieben, als der Name Carolina. Für Louisiana und Canada brachte die französische Regierung nicht geringe Opfer an Geld; sie bemühete sich, dem neuen Frankreich eine zahlreiche Bevölkerung zu verschaffen. Aber die Franzosen wandern ungern aus. Auch in Amerika liefern sie den Beweis, daß ihre ganze geistige Anlage, ihre Gewohnheiten und Neigungen sie ungeeignet zur Colonisation in großem Maßstabe machen. Der Franzose liebt die Einsamkeit nicht, er kann kein Hinterwäldler sein, wie der Anglo-Amerikaner und der Deutsche; auch mangeln ihm Ausdauer und Geduld, Eigenschaften, durch welche jene beiden Völker am Ende alle Schwierigkeiten besiegen. Er bedarf der Gesellschaft und gesprächiger Nachbarn; in den Einöden Amerikas fühlte er sich verlassen, und wo er der Einsamkeit nicht zu entrinnen vermochte, schwand die alte französische Lustigkeit, um einem Trübsinn Platz zu machen, der selbst im Ausdrucke der Sprache nicht zu

verkennen war. Erst das jüngere Geschlecht wurde der neuen Heimath recht froh. Den Franzosen behagte es nicht, die mächtigen Baumstämme im Urwalde zu fällen, Sümpfe trocken zu legen, auf hundert Stunden Weges ohne Nachbarn zu sein, während der Amerikaner und der Deutsche sich bald in den Wäldern heimisch fühlen, und Monate lang getrost mit wenigen Arbeitsgefährten, im Nothfalle auch ohne jede Gesellschaft leben. Deshalb blieben Canada wie Louisiana in den Händen der Franzosen gleichsam leblos; keine der reichen Hülfsquellen beider Länder wurde entwickelt. Selbst das Beispiel der anderen eben genannten Völker hat die Franzosen in Amerika nicht zum Wetteifer zu spornen vermocht. In Louisiana sind sie längst von den Anglo-Amerikanern, in Missouri, namentlich in St. Louis, von diesen und den Deutschen weit überflügelt worden. Ueberall lassen sie sich „auskaufen;" zum Colonisiren fehlt ihnen der Genius*).

Man hat nicht selten das Leben der französischen Ansiedler während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, als das glücklichste und beneidenswertheste geschildert, welches je von Sterblichen geführt wurde**), und zieht man die Uebertreibungen ab, so bleibt allerdings viel Patriarchalisches übrig. Die einzelnen Niederlassungen in Illinois und dem untern Louisiana sind einem heitern und freundlich ansprechenden Genrebilde vergleichbar, und in Kaskaskia, St. Louis, St. Vincent am Wabasch, Natchitoches am Red-River und in anderen Dörfern, gewannen die Ansiedler das Leben in leichtester Weise. Die meisten Tage und Jahre flossen ihnen in ungestörtem Glücke dahin. Allein die Franzosen gründeten nur einzelne, weit über das Land zerstreute kleine Niederlassungen; kaum eine einzige derselben hat sich durch sie zum Range einer Stadt erhoben.

---

*) Einer der rüstigsten und geistvollsten Vorkämpfer der Hugenotten, Duplessis Mornay, beschäftigte sich, während er als Flüchtling in England lebte, mit dem Plane der französischen Reformirten, in Nord-Amerika große Colonien zu gründen, und erläuterte denselben in einer besondern Schrift. Sein neuester Lebensbeschreiber, Joachim Ambert, in dem Werke: Duplessis Mornay, ou études historiques et politiques sur la situation de la France de 1549 à 1625, Paris 1848, meint Folgendes: „Wären diese Pläne zur Ausführung gelangt, so würden die französischen Colonien nicht bloß jene Gestade bedecken, auf welchen wir nun die Vereinigten Republiken erblicken. Wer kann ermessen, welche Entwicklung die französische Seemacht seit dem sechszehnten Jahrhundert genommen hätte? Würde die von Washington gegründete Regierung vorhanden sein? Ohne allen Zweifel, nein. Das französische Joch, im Vergleich zu dem englischen so leicht, hätte die Colonien nicht zum Aufstande getrieben. Aber unsere Protestanten würden auf der andern Seite des Meeres eine mehr feudalistische als demokratische Regierung eingeführt haben. La race franco-americaine couvrirait aujourd'hui le vaste continent de l'Amerique du Nord." Es wird erlaubt sein, mit Hinblick auf das im Text Gesagte, die Richtigkeit dieser Bemerkungen in Zweifel zu stellen. Ohnehin bleibt es immer mißlich, hinterher über das zu phantasiren, was möglicherweise hätte sein oder nicht sein können.

**) Monette, History of the discovery and settlement of the Valley of the Mississippi, by the three Great European powers, Spain, France and Great Britain and the subsequent occupation, settlement and extension of civil government by the United States. New York 1846. Vol. I. p. 182 sqq.

Sie beschränkten sich auf Jagd, nothdürftigen Ackerbau und Pelzhandel. Idyllisch und patriarchalisch mochte ihr Treiben sein, es mangelte ihm aber aller höhere Trieb und jeder civilisirende Schwung. Es gab unter ihnen wenig widerstreitende Interessen, und in einem Lande, welches ungemessenen Raum darbot, das kaum so viele tausend Ansiedler zählte, als das Mutterland Millionen Bewohner, welches zudem von der Willkürherrschaft des letztern durch das Weltmeer, durch große Seen und Gebirgsketten getrennt war, — in einem solchen Lande mußte auch das Joch der Regierung ein leichtes sein.

Der Ansiedler in Illinois lebte mit seinen Landsleuten in Friede und Freundschaft; mit dem Indianer verständigte er sich bald. Ganz unähnlich dem land- und ländergierigen Amerikaner englischen Stammes, welcher den rothen Mann aus einem Jagdgrunde nach dem andern vertrieb, schmiegte der Franzose sich der Eigenthümlichkeit des Eingeborenen bald an, entlehnte ihm manche Sitten und Gewohnheiten, schloß mit ihm die innigste Brüderschaft, und heirathete indianische Jungfrauen. Der rothe Mann war im Dorfe ein gern gesehener Gast und wurde als Freund oder Blutsverwandter gern empfangen. Während die Anglo-Amerikaner und die Deutschen nach altgermanischer Weise sich am liebsten vereinzelt niederließen, und Jeder seine Blockhütte an einer ihm zusagenden Stelle bauete*), zogen die Franzosen das Beisammenwohnen in Dörfern vor, die dann freilich auch mitten in der Einöde lagen und oft durch hunderte von Meilen von einander getrennt waren. Diese Wohnstätten bauete man am Rande einer weit ausgedehnten Wiesenfläche oder am Ufer eines klaren Flusses. Die Straßen waren eng, und die Häuser so dicht neben einander gebaut, daß der Nachbar mit dem Nachbar sich vom Söller oder der Thür aus unterhalten konnte, ohne seine Stimme eben anzustrengen. An Gesang und Tanz fehlte es am Abend selten, und unter dem Schatten eines Wallnußbaums oder beim traulichen Schein der Lampe am warmen Herde, erzählten die jungen Jäger und canadischen Reisediener von ihren Abenteuern im fernen Norden und Westen den dankbar horchenden Zuhörern. Nach monatelanger Abwesenheit kamen sie reich mit Pelzwerk beladen ins heimische Dorf zurück, in welchem ihnen Schmauserei, Tanz, Musik und Liebesglück reiche Entschädigung für die harten Entbehrungen in der Wildniß bot.

Im Dorfe war jedes Haus von einem kleinen Platze umgeben, den ein Zaun umhegte; er bestand nur in einem Erdgeschoß und hatte ein Wetterdach. Die Wände und Mauern waren dauerhaft; man füllte hölzernes Fachwerk mit einem aus Lehm bereiteten Mörtel; den Rauchfang bildeten vier lange Eckständer, die nach oben hin verjüngt zuliefen. Das Innere war schmucklos, der Hausrath beschränkte sich auf die einfachsten Bedürfnisse; ein Heiligenbild fehlte im Zimmer niemals.

---

*) Ut fons, ut campus, ut nemus placuit, nach dem bekannten Ausdrucke des Tacitus.

Jedes Dorf besaß einen Gemeindeacker und Gemeindeweiden. Der erstere, eine große, ununterbrochen beisammenliegende Fläche Ackergrundes, war allen Dorfbewohnern gemeinschaftlich und mit einem Gemeindezaun umhegt. Er hielt manchmal hunderte von Morgen. Jedem Einzelnen, und insbesondere jedem Familienvater war ein Stück angewiesen, das er als Garten oder Feld bebauete; die Größe des Antheils richtete sich nach der Kopfzahl einer Familie. Von gemeinschaftlicher Arbeit war indessen keine Rede, Jeder bestellte seinen Grund und Boden und erntete für sich allein. Wer die Umzäunung seines Feldstückes nicht in gutem Stande hielt, wer durch Vernachlässiguug seinen Nachbar zu Schaden brachte, verwirkte sein Anrecht auf den Gemeindeacker; so lange er sich indeß den festgestellten Regeln und herkömmlichen Bräuchen fügte, konnte er über seinen Acker nach Gutdünken verfügen. Die Zeit für das Pflügen und Säen, das Pflanzen und die Ernte, und für manche andere landwirthschaftliche Arbeiten war durch besondere Verordnungen bestimmt. Alles mußte in jedem Dorfe zugleich in Angriff genommen werden. Die Dorfbehörde schrieb sogar vor, wie die Hofthüren, Gärten und dergleichen mehr beschaffen sein sollten.

Neben dem Dorfe und dem Gemeindeacker lag immer eine ausgedehnte Allmende, eine Gemeindeweide, die oft tausende von Morgen nicht eingezäunten Landes begriff. Auf ihr mochte Jeder sein Vieh weiden, von dort sich Brennholz und Bauholz holen. Einzelne Theile derselben durfte sich Niemand zueignen, es sei denn mit ausdrücklicher Erlaubniß der gesammten Gemeinde. Wohl aber wurden bedürftigen Neusiedlern, welche sich im Dorfe niederließen, und eben verheiratheten Ehepaaren einzelne Stücke der Allmende überwiesen, die an den Gemeindeacker gränzten. War der so Begabte ein rechtschaffener Mann, führte Niemand in der Gemeinde Klage über ihn, dann wurde sein Land dem Gemeindeacker zugelegt, und er selber vollberechtigtes Gemeindemitglied. Mangel und Armuth waren unbekannt; der fruchtbare Boden gab auch bei wenig angestrengter Arbeit reichliche Ernten, die Bäche lieferten Fische, der Ertrag der Wälder war von erheblichem Belang, und die zahlreichen Heerden von Groß- und Kleinvieh bedurften kaum einiger Aufsicht. Da außerdem die Ansprüche der Dorfbewohner gering waren, und kein Krieg ihre Ruhe störte, so lebten sie allerdings, ihrem Ausdrucke zufolge, in einem irdischen Paradiese. Die katholischen Feiertage wurden streng beobachtet. An ihnen ruhete alle Arbeit; Jeder ging zur Messe und zur Predigt; am Nachmittage ertönte Musik und Gesang, und am Abend drehte sich Jung und Alt lustig im Reigen des Tanzes. Der Altvater des Dorfes, der von Allen geehrte Patriarch, blickte heiter in das bunte Treiben, und selbst der „ehrwürdige Vater," wie der Pfarrer hieß, machte keine Einwendungen gegen diese volksthümlichen Belustigungen. Auch der schwarze Sklav wußte nichts von Sorgen und Mühen; er war heiter und zufrieden wie sein weißer Herr, der ihn so gütig behandelte, daß man noch lange nach dem Schlusse des sieben-

jährigen Krieges sprüchwörtlich zu sagen pflegte, es habe nie glücklichere Menschen auf Erden gegeben, als einst die Negersklaven in Illinois.

Alle ohne Ausnahme waren gut katholisch; sie verehrten den heiligen Vater zu Rom als das Haupt der christlichen Kirche; er hatte für sie den Schlüssel zum Himmel und zum Fegefeuer, und spendete seine Gunst oder sein Mißfallen durch den Priester, den ehrwürdigen Vater, welcher in weltlichen wie in geistlichen Dingen dem Pfarrkinde mit Rath zur Hand war, bei allen Widerwärtigkeiten des Lebens Trost gab und den sterbenden Menschen auch den Pfad zum Himmel bahnte. Die äußeren Gebräuche der Kirche wurden genau beobachtet, man lebte recht und schlecht und kümmerte sich nicht um theologische Spitzfindigkeiten, vor welchen ohnehin der felsenfeste Glaube an die Unfehlbarkeit des Papstes den Dorfbewohner von Illinois sicher stellte.

Die Kleidertracht war so schlicht und einfach wie die Sitte, und wie sie heute noch in einzelnen Gegenden Canadas und in den akadischen Niederlassungen in Louisiana, namentlich in den zuckerreichen Opelousas und Attakapas, hin und wieder angetroffen wird. Im Winter trug der Mann einen groben wollenen Rock mit Kapuze, die ihm bei strenger Kälte den Kopf warm hielt. Im Sommer wand der Bootsmann, der Reisediener und der Waldgänger ein blaues Tuch turbanartig um das Haupt, und schützte es auf diese Weise gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen und die Stiche der Insecten. Ein ähnliches Tuch, doch von helleren Farben, und mit Bändern und Blumen geziert, trugen Mädchen und Frauen an Sonntagen und bei festlichen Gelegenheiten; die älteren Frauen kleideten sich Alltags in kurze Jacken und nicht allzulange Röcke. Den Fuß schützten im Winter indianische Mokassins oder schwerfällige Holzschuhe; im Sommer bei trockenem Wetter gingen alle barfuß, und nur am Sonntage, beim Kirchgange und zum Tanz legten sie dünne Mokassins an, welche die Putzliebe der weißen Frauen, nach Art der Indianerinnen mit Muscheln, Kielen des Stachelschweines, Glasperlen und Spitzen verziert hatte.

In einem neuen Lande unter neuen Verhältnissen und Lebensbedingungen ändern sich allmälig auch die Sitten, Gebräuche und Anschauungen der Menschen. So wurde der Franzose in Ober-Louisiana und Illinois nach und nach von seinem europäischen Landsmann in vielen Dingen verschieden, namentlich auch in der Sprache. Viele Wörter erhielten am Wabasch und Mississippi neue Bedeutung und andern Sinn. Selbst der Tonfall wurde ein anderer; die französische Zungenfertigkeit verschwand allmälig; die Rede wurde langsamer, gezogener, gedehnter, sie verlor an gallischer Lebendigkeit.

Wir haben schon bemerkt, weshalb die Regierung in diesen französischen Ansiedlungen so mild war. Der vom Könige geschickte Commandant stand als unumschränkt herrschender Gebieter da; er gab in bürgerlichen wie in militärischen Angelegenheiten allemal den Ausschlag, und seine Befehle galten ohne Widerrede.

Insgemein war er fürsorglich und wohlwollend, und Alle gehorchten ihm willig. Man war so glücklich, europäisches Beamtenthum und Schreiberwesen nicht einmal dem Namen nach zu kennen. Diese Franzosen lebten mit sich und den Indianern im Frieden; ein Zwist unter Nachbarn wurde vom Patriarchen des Dorfes leicht geschlichtet. Man ehrte das Alter. Die Wohnung eines Patriarchen stand mitten in einem Gehege, das einen Raum von etlichen Morgen Landes umschloß. In ihr hausete das älteste Glied einer Familie, der Altvater. Sobald seine Kinder und Enkel das Alter der Mannbarkeit erreichten, selber einen eigenen Hausstand gründeten und ein Weib nahmen, bauten sie sich innerhalb des Geheges, neben dem Vaterhause, eine Wohnung, so daß eine ganze Sippe zwar nicht unter demselben Dache, aber auf demselben Platze heimelte. Oft spielten Urenkel zu den Knieen des Altvaters, in dessen Hause nie die Sorge um Brot und Erwerb einkehrte. Niemand war arm, aber auch Reichthum unbekannt oder doch selten. Vorrechte und Klassenunterschiede können auf amerikanischem Boden nicht gedeihen; deshalb herrschte, bei ohnehin einfachen Lebensverhältnissen, thatsächliche Gleichheit. Mitten in der Abgeschiedenheit und in einer großartigen Naturumgebung traten, wie wir schon gesagt, an die Stelle altfranzösischen leichten Sinnes und flatterhaften Wesens bedächtiger Ernst und feste Haltung. Es scheint, als sei der tägliche Wechselverkehr mit dem finstern und schweigsamen Indianer nicht ohne Einfluß auf diese Gallier geblieben. Die Aufregungen, welche das Leben in dichtbevölkerten Ländern und civilisirten Staaten unvermeidlich begleiten, reichten nicht bis in jene ferne Wildniß, und die ruhige, sich selbst beschränkende Genügsamkeit des französischen Menschen in Illinois bildet einen scharfen Gegensatz zu der rastlosen, nimmer müden Thätigkeit des angelsächsischen Stammes, der Alles verdrängt oder zu Boden tritt, was sich ihm nicht verähnlichen will. Bei dem amerikanischen Franzosen galt Gastfreundschaft für keine Tugend, sondern für eine Pflicht. Gasthäuser und Schenken gab es nicht; eben so wenig besondere Gesetzbücher oder Gerichtshöfe; auch der Gefängnisse bedurfte man nicht, ein Beweis für die schlichten und urthümlichen Zustände. In den wenigen Schulen wurde kaum etwas mehr als Rechnen, Lesen und Schreiben gelehrt; nach wissenschaftlicher Ausbildung trug Niemand Verlangen, und durch politische Streitfragen wurde gleichfalls Keiner beunruhigt. Alle waren überzeugt, der König von Frankreich sei der mächtigste Herrscher auf Erden. Nicht einmal Handwerke wurden als Nahrungsquelle betrieben, und Handel nur in so weit, als er für den Austausch der Erzeugnisse des Waldes und Feldes gegen unentbehrliche europäische Waaren unbedingt nöthig war *). Daß in so einfachen Verhältnissen, bei

*) Der Engländer Featherstonhaugh in seinem Reisewerke Excursion through the Slave States from Washington on the Potomac to the frontier of Mexico; with Sketches of popular Manners and geological Notices (Neu-Yorker Ausgabe. 1844. S. 63) besuchte Vincennes am Wabasch, und bemerkt, daß die Franzosen dort einen eigenen Stadttheil bewohnen;

so genügsamen Menschen ein Tag dem andern glich und das Jahr am Schlusse ein glückliches war, ist leicht begreiflich. Aber diesem Leben fehlte Mark und Wurzel; es war lediglich passiv und ging zu Grunde, als es mit thätigen Kräften in feindliche Berührung kam.

An dem Schlusse des siebenjährigen Krieges fiel Illinois durch Vertrag an die Krone Großbritannien, das 1765 Besitz von dem neuen Lande nahm. Die Mehrzahl der Franzosen zog das Auswandern der Unterwerfung vor und suchte eine neue Heimath im Westen des Mississippi, im heutigen Staate Missouri; bald aber wurde auch das westliche und südliche Louisiana von Frankreich abgetreten, die Spanier wurden Herren desselben. Die Franzosen konnten noch ungehindert ein Menschenalter unter dem milden Scepter eines glaubensverwandten Königs leben, bis dann die Fluth amerikanischer Squatters und Schanzgräber hereinbrach, und an die Stelle patriarchalischer Gewohnheiten und glücklichen Müßiggangs das thätige Leben und das gewerbsame Treiben amerikanischer Republikaner trat. Damit war das Alte vernichtet und das Neue gewann Geltung und unbestrittenes Uebergewicht.

Die Engländer hatten an der Gränze ihres alten Gebietes eine Anzahl Militärposten gebauet; neben diesen siedelten sich nach Abschluß des Friedens Ackerbauer, Handwerker und Handelsleute an. So entstanden nach und nach am Ohio und dessen Zuflüssen volkreiche Dörfer und Städte. An den Straßenzügen, welche über die Alleghannies nach dem Westlande führten, ließen sich einzelne Squatters und Schenkwirthe nieder; in der Nähe der einen Meierei bearbeitete bald ein anderer Landwirth den Acker; neue Ansiedler baueten Mühlen oder trieben Viehzucht. Den Straßen entlang wurden in der Wildniß, zuerst in

---

sie halten sich von den Amerikanern fern. Er fand mitten im neunzehnten Jahrhunderte unter den Franzosen noch dieselbe Einfachheit, wie wir sie im Texte geschildert haben. Aber das ganze Treiben der Eindringlinge, welche ihre Fröhlichkeit und ihre Bedeutung untergruben, hatte ihnen das Herz gebrochen. Featherstonhaugh fügt dann folgende, sehr richtige Bemerkung bei: „The difference betwixt the two races is, that the Canadian (der französische Ansiedler) not loving work, is always ready for play, whilst the American is so industrious that he has no time to play.“ In ähnlicher Weise bemerkt ein anderer Tourist, Capitän Marryat, in seinem „Tagebuche in Amerika“ (deutsche Uebersetzung, Braunschweig 1839. Thl. 1. S. 117): „Als Colonisten haben die Franzosen niemals Glück; das ist lediglich ihrem liebenswürdigen Mangel an Energie zuzuschreiben. Hat ein Franzose das Nothwendige, so bedarf er weiter nichts, und statt zu arbeiten, wie der Engländer, verschleudert er seine Zeit und sein bischen Uebriges in geselligen Belustigungen. Die Stadt Detroit wurde kaum zwanzig Jahre später begründet, als Philadelphia, erhob sich aber unter den Franzosen nie zu etwas Höherm, als einem Dorfe mit etwa zweitausend Einwohnern. Straßenpflaster gab es nicht, man watete in knietiefem Kothe. Wer einen Besuch zu machen hatte, setzte sich in einen kleinen einspännigen Wagen, der dicht vor die Hausthür geschoben wurde. Die geputzten Damen stiegen an dessen Hinterseite hinein, setzten sich auf ein Büffelfell und ließen sich zur Behausung ihrer Freundin ziehen, wo sie wieder dicht an die Thür geschoben und vermittelst der erwähnten Hinterthür aufs Trockene gesetzt wurden.“ — So patriarchalische Bräuche hielten sich bis ins neunzehnte Jahrhundert.

Entfernungen von etwa einer ganzen Tagereise, Häuser gezimmert, in welchen der Reisende Obdach fand. Und als die ersten Schanzgräber festen Fuß gefaßt hatten, folgten hunderte von Familien aus Neu-York und Pennsylvanien, oder aus den sandigen Strecken von Delaware und Maryland, um den fruchtbaren, unerschöpflich reichen Boden im Westen der Gebirge auszubeuten. Schon 1766 gab es eine Reihenfolge kleiner Ansiedlungen auf allen großen Straßen, die vom Norden her am Fort Pitt zusammenliefen und vom Süden aus bis in die Quellengegend des Holston und Clinchflusses reichten. Bereits war am östlichen Ufer des Monongahela, beim Fort Pitt, der Plan zu einer Stadt vermessen worden, dem spätern Pittsburgh. Aber ehe noch ein Anglo-Amerikaner sich in diese fernen Indianerwildnisse wagte, hatten längst deutsche Männer dieselben durchforscht, und Deutsche waren, wie wir später nachweisen werden, die ersten Schanzgräber im Westen.

Hier verfolgen wir indessen den Fortgang der anglo-amerikanischen Ansiedlungen. Zwischen ihren am weitesten vorgeschobenen Wohnsitzen am obern Ohio und jenen der Franzosen am Wabasch und Illinois lag ein unbewohntes Land von mehreren hundert Stunden Breite. Aber aus den östlichen Theilen Pennsylvaniens, aus Maryland und Virginien kamen immer neue Einwanderer; weiter im Süden drangen sie von Nordcarolina aus unablässig nach Westen vor. Das Land am obern Laufe des Susquehannah in Neu-York und Pennsylvanien, die ganze Gegend am Alleghannystrom und dessen Zuflüssen, waren noch im Besitze der Eingeborenen; was in Virginien im Westen der Blauen Berg-Kette sich abdachte, war Gränzgebiet, und Staunton, Lexington und Winchester waren mit Befestigungen versehene, weitentlegene Handelsposten.

Zunächst wurden die Ansiedlungen dichter an den Ufern des Monongahela. Auf die Rechte und Ansprüche der Indianer nahm man keine Rücksicht; der rothe Eigenthümer des Landes wurde von den eingedrungenen Fremden, den landgierigen Abenteurern, mit einer Rohheit und einem Uebermuthe behandelt, die blutige Früchte tragen mußten. Diese weißen „Schanzgräber der Civilisation" waren Räubern vergleichbar, und handelten wie Räuber; sie sprachen den Befehlen ihrer eigenen Regierung, welche ausdrücklich die Rechte der Indianer anerkannte, lauten Hohn, sie achteten nicht der Gränzverträge und Friedensschlüsse, häuften Sünde auf Sünde, und Keiner, der die Geschichte der ersten Ansiedlungen im Westen mit vorurtheilsfreiem Blicke verfolgt, wird auch nur einen Augenblick daran zweifeln können, daß alle das Blutvergießen, alle die Grausamkeit, deren Schauplatz die Gegenden am Ohio, in Kentucky, und das weiter südlich gelegene Land beinahe ein halbes Jahrhundert lang waren, durch die herzlose Rohheit und habsüchtige Landgier anglo-amerikanischer Einwanderer hervorgerufen wurde.

In den Jahren 1768 und 1769 kamen die ersten Abenteurer aus Nordcarolina und dem westlichen Virginien über die Cumberlandberge in das südliche

Kentucky. Finlay, ein Mann, der mit den Indianern Tauschhandel trieb, ein sogenannter Indian Trader, drang bis an den Kentuckyfluß, und schlug dort, am rothen Bache, eine Hütte auf. Nach seiner Heimkehr schilderte er einem Jäger, der am Yadkin wohnte, die Pracht und üppige Fülle des neuen Landes. Dieser Jäger war Daniel Boone, jener berühmte „Patriarch von Kentucky," welcher im Jahre 1769, von Stewart begleitet, den ersten Zug in jene Gegend unternahm, in welcher er Wald und Flur, Wild in Menge, Büffel in unzähligen Heerden und tapfere unerschrockene Indianer fand. Ihm, einem der ersten Ansiedler in Kentucky, folgte bald ein ganzer Strom von Einwanderern. Die Gesetzgebung der alten atlantischen Provinzen leistete dem abenteuernden Hange, welcher in die Ferne hinaus schweift, nach Kräften Vorschub. Der Landtag von Virginien verordnete, daß jeder wirkliche Anbauer, der eine Blockhütte errichtete und eine Strecke Landes bebauete, auf vierhundert Acker um und neben seiner Wohnstätte Anrecht haben solle. Er bewilligte ihm außerdem das Vorkaufsrecht für tausend andere an sein Gut gränzende Acker Landes, zu einem kaum der Rede werthen Preise. Die Landtage in anderen Staaten trafen ähnliche Verfügungen. Durch solche Maßregeln wurde der Drang zur Auswanderung nach dem westlichen Virginien in dem Maße aufgestachelt, daß bald in den älteren Gegenden ganze Strecken bisher angebaueten Landes brach lagen, und endlich sogar Brotmangel eintrat. Man sprach noch lange nachher vom Hungerjahre 1772.

Bis zum Jahre 1774 waren schon hunderte von Jägern und Händlern durch Kentucky gestreift, aber noch hatte kein weißer Mann seinen festen Wohnsitz im Lande genommen. Man hatte sich vorerst auf „Tomahawk Improvements" beschränkt. Jetzt aber ließ sich Jacob Harrod dauernd in demselben nieder. Er war in einem Boote den Monongahela und Ohio herabgefahren, und am Kentuckyflusse geblieben. Dort sicherte er sich durch ein „Tomahawk Improvement" sein Vorkaufsrecht, denn wer eine Strecke Landes irgendwie kenntlich bezeichnete, z. B. einige Bäume mit der Axt anhieb, einiges Maiskorn bauete, und eine kleine Hütte aufschlug, deutete dadurch an, daß er sie als sein Eigenthum betrachte.

In dieser Weise siedelten sich die ersten weißen Männer im Westen an. Der Indianer achteten sie nicht; sie verfügten willkürlich über Land, das nicht ihr Eigenthum war. Aus dieser Ungerechtigkeit entstanden erst einzelne Fehden ohne Zahl, und auf diese folgte ein Vernichtungskrieg, der an Grausamkeit nur wenige seines Gleichen in der alten Welt hat. Lange Jahre hindurch begegneten die rothen Männer den Uebergriffen der Weißen lediglich mit Warnungen und Vorstellungen; sie waren in mehr als einem Vertrage schamlos von den Provinzialregierungen übervortheilt worden, und nach und nach von den östlichen Quellbächen und Zuflüssen des Monongahela weiter ins Innere und allmälig auf das westliche Ufer des Ohio zurückgewichen. Wie erbittert sie auch über

die Habsucht der fremden Abenteurer sein mochten, wie sehr ihr Rachgefühl durch die wilden Grausamkeiten der Eindringlinge gereizt wurde, sie waren noch immer geneigt, den Frieden zu halten. Nur selten gab ein Indianer Anlaß zu Blutvergießen, und alle amerikanischen Schriftsteller müssen ausdrücklich zugestehen, daß man niemals sie einer Handlung offener Feindseligkeit auch nur zu beschuldigen vermocht habe*). In dem ungeordneten Zustande der Gränzgegenden, und bei der gereizten Stimmung, wie sie zwischen den „weißen Landräubern" und den alten Inhabern des Bodens herrschte, waren kleine Veranlassungen hinreichend zu großem Blutvergießen. Aber alle Schuld fällt den Weißen zur Last. Die Indianer hatten sich so lange fügsam, nachgiebig und friedlich gezeigt, bis am Ende Widerstand und offenbare Feindschaft gegenüber so maßloser Bedrängniß zur heiligen Pflicht und auch die blutigste Gegenrache verzeihlich wurde. Den sogenannten Lord Dunmore's Krieg, welcher Jahre lang den Westen verheerte, haben die virginischen Abenteurer hervorgerufen. Er forderte manches Tausend Menschenleben. Die Indianer haben zuletzt ihren Drängern Platz machen müssen. Aber es ist begreiflich, daß, wie wir schon früher anführten, Jefferson wehmüthig ausrief: „Mich schaudert, wenn ich daran denke, daß einst die Gräuelthaten, welche unser Volk an den Indianern verübte, ihre Vergeltung finden können!"

Diese amerikanischen Abenteurer waren ein eigenthümliches Geschlecht von ganz besonderm Gepräge. „Der Neu-Engländer oder Yankee zieht in leichtem Wagen ohne viel Hab und Gut in die Wildniß. Seine Bibel, sein Feuerrohr und seine Axt geben ihm, was er bedarf, und sein Schatz ist sein Weib. Die Frau verschönert und belebt seine Wohnung, und für sie arbeitet und kämpft er. Nur ein schmales Blockhaus mit einer Kammer bauet er sich, vielleicht auch ein niedliches Bretterhaus, welches für ein paar Jahre ihn schützt. Denn länger bleibt er nicht; er gründet keine Heimath; die hat er allein in Neu-England und seiner Erinnerung. Kommen die Nachbarn ihm zu nahe, dann muß er fort, die Luft wird ihm benommen, er muß weiter in den Wald, wo nur das Wild ihn seinen Abendpsalm singen hört. Er hat eine Wuth auf die Bäume, er muß hauen und hauen, bis seine Sehnen verhärten. Dieses Geschlecht der Wald-Yankees scheint die Natur erzeugt zu haben, um den kommenden Geschlechtern die Wälder wegzuhauen. Müssen diese Leute aber mit mehreren zusammen leben, so machen sie sofort eine Gemeindeverfassung wie eine Rechnung, und wo zwanzig Blockhäuser stehen, da wird auch eine Kirche und wo möglich ein Gerichtshaus gebaut."

Mit diesen Worten sind die Hinterwäldler, die „Backwoodsmen" von einem deutschen Schriftsteller ganz richtig gezeichnet worden**). Vor ihnen lag das

*) Monette I. S. 366.

**) Franz Löher, Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika. Cincinnati, 1847. S. 213.

weite Westland lediglich um genommen zu werden. Das Tomahawkrecht galt, und man konnte, wie ein Geschichtschreiber von Kentucky sich bündig ausdrückt, eben so wenig die Fische abhalten, die westlichen Flüsse hinabzuschimmen, als die Ansiedler, des westlichen Landes sich zu bemächtigen.

Der amerikanische Transsylvanier nahm im Walde und auf der Wiesensteppe andere Sitten und Trachten an; das neue Land und die neue Umgebung machten ihn, wie er wurde. In seiner einfachen dauerhaften und bequemen Kleidung richtete er sich nach dem Beispiele, welches die Indianer ihm gaben. Der Jäger trug eine Pelzkappe, lange Beinkleider, Mokassins von Wildleder und einen Jagdkittel mit ledernem Gürtel. Selten sah man ihn ohne Flinte, Jagdtasche und Pulverhorn. Ging er auf die Jagd, so zog er noch, um sich besser gegen die Nässe oder Kälte zu schützen, indianische Leggins, Ueberziehhosen von weichem Hirschleder, an; die eigentlichen Beinkleider waren enganliegend, und aus Beiderwand oder grobem Leinen verfertigt, wenn nicht etwa auch für dieses Kleidungsstück Wildleder vorgezogen wurde. Viele Jäger trugen vorzugsweise jene langen indianischen Leggins, die bis zum Schritt hinaufreichten, und mit einem Tuche zusammenhingen, das um den Unterleib gewunden, und von einem Gürtel festgehalten wurde. Die Enden des Tuches, welche über den letztern herabfielen, sah der Hinterwäldler gern mit Stickerei verziert. Diese Tracht war zweckmäßig, ließ allen Gliedern die freieste Bewegung und fand so allgemeine Gunst, daß späterhin, als die Ansiedlungen dichter wurden, die Stutzer nur in ihr zu Tanz und Festschmaus und zur Kirche kamen. Der Jagdkittel, „Hunting shirt," war als zweckmäßiges Oberkleid unentbehrlich für Jung und Alt; er hielt warm, schützte gegen Strauch und Dorn, und trug sich in allen Jahreszeiten bequem. Er reichte nur bis auf die Mitte des Oberschenkels, hatte lange, weit aufgeschlitzte Aermel, war vorne offen, und konnte durch einen Gürtel geschlossen werden. Die Kappe wurde häufig mit bunten Franzen verziert. In den weiten Kittel, der auch als Quersack benutzt wurde, steckte der Jäger Nahrungsmittel auf einige Tage und allerlei kleines Reisegeräth, und wenn er dann an der rechten Seite des Gürtels die Streitart, an der linken das Skalpirmesser befestigt hatte, lud er sein Gewehr und verließ getrost seine Hütte, um der Jagd obzuliegen. Der Jagdkittel wurde im Sommer aus Baumwollen- oder Leinenzeug, im Winter aus Leder getragen; Schuhe oder Stiefel waren nicht im Gebrauch, sondern völlig durch die Mokassins verdrängt worden. Man schnitt sie aus einer Wildhaut, und sie hatten von den Zehen bis zu den Knöcheln nur eine einzige Nath. An beiden Seiten hingen Klappen über den Fuß hinab, die man bei kaltem Wetter um die Knöchel band. Sie waren nicht selten mit allerlei Zierrath und hellen Farben geschmückt. Keinem Jäger fehlte in seiner Jagdtasche eine Schusterahle und ein Knäuel Hirchsehnen, damit er zu aller Zeit seine Mokassins ausbessern konnte, falls sie Schaden gelitten hatten.

Der Hinterwäldler hausete in einer Blockhütte. Sie war einfach und roh gezimmert, doch entsprach sie dem nächsten und dringendsten Bedürfniß. Eine Wohnung glich der andern; die Umstände erlaubten nicht, an Schmuck oder Mannigfaltigkeit der Bauart zu denken. Die Hütte bestand aus einigen viereckigen Gemächern; jeder einzelne Balken war mit dem andern verschränkt, so daß alle quer übereinander lagen. Manchmal waren sie sauber behauen, oft aber hatte man nicht einmal die Rinde abgeschält. Die Gemächer waren nicht höher als zehn Fuß, wurden oben dicht mit Balken belegt, und auf diesen erhob sich das Dach sammt dem Giebel. Ueber die Schindeln nagelte man lange Leisten, und zuletzt hieb man eine Thür ins Haus, auch wohl ein Fenster, wenn ein solches für nöthig erachtet wurde. Der Rauchfang bestand aus einem viereckigen hölzernen Gehäuse, das aber nicht in der Hütte, sondern dicht außen an derselben sich befand; es war inwendig mit einem dicken Anwurf von Lehm versehen und erhob sich über dem Herde, den man aus den ersten besten Steinen erbauete. Insgemein war die Hütte nicht gedielt, wenigstens in der ersten Zeit der Ansiedlung noch nicht; gewann aber der Hinterwäldler Muße, so nagelte er einen wohlbehauenen Fußboden auf einige Balken; dann wohnte er etwas trockener. Die Thür hing in hölzernen Angeln und hatte auch eine Klinke von Holz. Am Tage diente ihre Oeffnung, sammt jener des Rauchfanges, als Fenster, Abends leuchteten das Feuer auf dem Herde und eine mit Bärenfett gefüllte Lampe, oder eine aus Büffeltalg gezogene Kerze. Kamen dann, oft erst nach Ablauf mancher Jahre, Handelsleute und Handwerker in die Gegend, so kaufte man wohl einige Schiebfenster; auch wurde der Schornstein nun aus Fässern gemacht und man traf noch andere derartige Verbesserungen am Hause.

Wo mehre Blockhäuser dicht neben einander lagen, umgab man sie mit kugeldichten Schanzpfählen. Am liebsten bauete man sie in Niederungen und Thalgründen an einem klaren Bache oder neben einer Quelle, selten auf einer Anhöhe. Die ersten Ansiedlungen lagen allemal im sogenannten Bottomlande und die benachbarten Bodenerhebungen wurden als Gränze betrachtet. Das dauerte so lange, bis das Land nach Vierecken vermessen wurde und gerade Linien an die Stelle der natürlichen Scheidelinien traten *).

Die Hausgeräthe beschränkten sich auf das unbedingt Nothwendige. Es gab noch keine Zimmerleute, Maurer oder Müller. Mit den an der Wand hängenden Aerten und Beilen, Bohrern und Messern mußte der Mann in der Wildniß sich helfen, so gut er eben konnte. Im Zimmer stand eine roh aber dauerhaft gearbeitete Bettstelle und neben ihr eine Wiege; statt der Pfühle und Decken hatte man Felle von Bären und Büffeln; einige dreibeinige Schemel, ein auf Kreuzbeinen liegendes Tischblatt und einige größere und kleinere Kübel, alles vom Hausvater selbst verfertigt, mußte für die Bedürfnisse der Familie ausreichen.

*) Monette II. S. 6.

An den Wänden hingen die Kleider der Frau, die Jagdkittel, Leggins, Mokassins und Waffen des Mannes; neben dem Herde stand das nothdürftigste Küchengeschirr, sammt hölzernen Tellern und Schüsseln. Auch hatten die meisten Leute Messer, Gabel und Löffel in hinlänglicher Anzahl. Die Frau besorgte den Haushalt, der Mann schaffte Nahrungsmittel, umfriedigte den Acker, welchen er bebauete, und half, wenn ein festes Lager und eine sogenannte Station errichtet wurden. Aber wie bei dem alten Germanen und bei dem Indianer war die Jagd Hauptbeschäftigung und liebstes Vergnügen dieses Ansiedlers im Westen, und den größten Theil seiner Zeit verlebte er in den Wäldern, welche damals reicher als jetzt an Hirschen, Bären und anderm Wild waren. Oft kam er tage- und wochenlang nicht heim; sein Nachtlager nahm er dann in einer Höhle, unter den schützenden Zweigen eines hochgewachsenen, dichtbelaubten Baumes, oder auf der Prairie unter Gottes freiem Himmel. Ein Bärenfell schützte ihn gegen Nässe und Kälte. Bevor der Ackerbau einige Ausdehnung erreichte, hing der Lebensunterhalt des neuen Ansiedlers vorzugsweise vom Ertrage der Jagd ab; er lebte nicht selten Monate hindurch vom Fleische des Wildes, das er mit seiner Kugelbüchse erlegt hatte, und für die Häute und Felle tauschte er einigemale im Jahre vom Händler Waaren ein, deren er am nöthigsten bedurfte, Pulver und Blei, Salz, Nägel und allerlei Kleinigkeiten, welche Frauen und Kinder ungern vermissen. Im Herbst und im Anfange des Winters stellte er vorzugsweise den Rehen und Hirschen nach; in den folgenden Monaten, bis zum Frühjahr, machte er Jagd auf pelztragende Thiere. Im Winter brauchte er weniger auf seiner Hut vor den Indianern zu sein, weil diese während des kalten Wetters mehr der Thierjagd als der Menschenjagd oblagen. Wie noch heute in den entlegensten Ansiedlungen Canadas und in der Niederlassung Pembina am nördlichen Red-River, so zog auch am Ohio, Kentucky und den Zuflüssen des Tennessee im Herbste jeder Mann auf Jagd aus. Sobald die Blätter von den Bäumen fielen, die Herbstnebel eintraten und der erste Schnee die Erde bedeckte, duldete es den Hinterwäldler nicht mehr im Blockhause; er ging in den Wald, nachdem er mit seinen, oft zwanzig Meilen entfernt wohnenden Nachbarn Abrede getroffen hatte. An einem bestimmten Tage fanden sich Alle, welche gemeinschaftlich einen Jagdzug unternehmen wollten, auf dem Sammelplatze ein. Dort belud man einige Pferde mit Mais- und Weizenmehl, Decken und einigem Kochgeschirr, und zog muntern Sinnes ab, um zunächst einen passenden Lagerplatz in einem Jagdreviere aufzusuchen, das reiche Beute versprach. Gewöhnlich schlugen die Hinterwäldler ihr Jagdlager in einem Thalgrunde auf, der durch eine Hügelreihe gegen den scharfen Nordwind gedeckt war. Man errichtete eine große, auf drei Seiten geschlossene Hütte oder Bude, deren Dach nach hinten zu bis nahe auf den Erdboden schräg abfiel. Am Eingange wurde ein mächtiges Feuer unterhalten; hinten an den Wänden waren die Schlafstätten.

Schwerlich hat es jemals in irgend einem Lande und zu irgend einer Zeit Jäger und Schützen gegeben, welche den Hinterwäldler an Schärfe des Gesichts, an kaltem Blute, Thätigkeit und unermüdlicher Ausdauer übertrafen. Er war und ist noch heute ein vollendeter Waidmann, kannte das ganze Wesen und die Gewohnheiten der Thiere, welchen er nachstellte, auf das Allergenaueste, und verirrte sich niemals in den unabsehbaren Wäldern, die vor ihm noch keines weißen Mannes Fuß betreten. Jede passende Oertlichkeit wußte er zu seinem Vortheile zu benutzen; bei unruhigem Wetter lauerte er seiner Beute im dicksten Gehölz und an geschützten Stellen auf; bei Regen, wenn der Wind nicht scharf wehete, stellte er ihr in offenen Wäldern und auf Anhöhen nach. Dem Hirsche, welchen er erlegte, zog er die Haut ab, hing ihn so hoch an einem Baume auf, daß die Wölfe ihn nicht erbeuten konnten, und lag dann ferner der Jagd ob, bis zum Abend. Mit Einbruch der Dunkelheit war er gewöhnlich in der Lagerhütte zurück, speisete reichlich, und wenn dann die Tabackspfeife dampfte, das Feuer des Herdes Dämmerschein und erquickende Wärme verbreitete, erzählte er seine Jagdabenteuer. War das Wetter nicht günstig zur Jagd, so brachte man die Häute und was an Fleisch an Bäumen aufgehängt worden war, zur Lagerhütte. Aber am Sabbath ruheten Manche aus und rührten kein Gewehr an, theils aus Frömmigkeit, theils weil sie glaubten, er bringe kein Glück.

Beim Herannahen des Frühjahrs brachte man die Winterbeute heim, um sie bei passender Gelegenheit nach Osten hin, über das Gebirge, zu versenden. Im westlichen Pennsylvanien und Virginien, vom Kenhawa im Süden bis zum Alleghannyfluß im Norden, war es bei den Neusiedlern bräuchlich, „Karawanen“ zu bilden.

Eine Karawane im amerikanischen Westen, jenseit des Gebirges, welches die Zuflüsse des Mississippi von jenen scheidet, die in den Atlantischen Ocean fallen, war aber durchaus verschieden von jenen, welche die afrikanische Wüste oder die Einöden im fernen Westen zwischen Missouri und Neu-Mexico durchziehen. Sie bestand gewöhnlich nur aus einem Aufseher oder Vorsteher — Master —, zwei oder drei jungen Männern und einigen Burschen, die kaum dem Knabenalter entwachsen waren. Sie trieben die beladenen Pferde vor sich her, scharrten an passenden Oertlichkeiten Mais in die Erde, um auf dem Rückwege Futter für ihr Vieh zu haben, und waren reichlich mit Brot, gepöckeltem Bärenfleisch, Käse und Schinken versehen. So ausgerüstet setzte sich die „Karawane“ in Bewegung, um durch die Wildniß nach Baltimore, Hägerstown, Fort Cumberland oder Winchester zu ziehen, wo damals der freilich noch nicht belangreiche Handel mit dem Westen sich vermittelte. Er beschränkte sich auf den Austausch von Häuten und Pelzwerk, Bärenfett, Ginseng und Schlangenwurzel, gegen Salz, Nägel, Eisenwaaren und einige andere Gegenstände. Die Geschäfte wurden rasch abgemacht. Auf der Rückreise trug jedes Pferd anderthalb Centner Salz und etliche

Kleinigkeiten. Aber die Hinreise wie die Herreise war in hohem Grade mühsam. Sie ging quer über die verschiedenen Ketten des Alleghannygebirges; der Pfad war oft kaum eine Elle breit; die Pferde mußten bedächtig hinter einander schreiten, über Hügel und Thal, durch Engpässe, hart an steilen Abgründen und abschüssigen Höhen; ein Fehltritt konnte Roß und Mann in den Abgrund stürzen. Häufig war der Saumpfad so gefährlich, daß man den Thieren die Ladung abnehmen mußte. Es gereicht dem Scharfsinn der Jäger im Westen zur Ehre, daß die von ihnen angebahnten Karawanenwege denselben Strichen folgen, welche späterhin sich als die zweckmäßigsten Oertlichkeiten für die Anlage von Landstraßen und Eisenbahnen ausgewiesen haben. Der „Master" führte auf dem Zuge allemal das erste Pferd, an dessen Packsattel das nachfolgende vermittelst einer langen Leine befestigt war. Das dritte Pferd befestigte man in ähnlicher Weise am zweiten, und so fort. Der ganze Zug bildete eine lange Reihe. Hinterher ging ein Treiber, um mit einem Blick übersehen zu können, ob beim Gepäck Alles in Ordnung sich befand. So war es möglich, daß zwei Männer eine aus fünfzehn Pferden bestehende Karawane führten. Abends entlastete man die Rosse, band ihnen die Vorderfüße zusammen, hing ihnen eine Klapperschelle um den Hals und ließ sie neben dem Lagerplatze grasen. Langte endlich der Waldmann nach harter beschwerlicher Reise wieder bei den Seinigen im Westen an, so erzählten die Bursche, welche den Zug zum ersten Male mitgemacht, von den wunderbaren Dingen, welche sie in Baltimore mit eigenen Augen gesehen, daß die Häuser aus Steinen gebaut seien, und Dachsteine statt der Schindeln hätten, daß man von steinernen und nicht von zinnenen Tellern esse, und wie eigenthümlich sich die Menschen in der Stadt kleideten. Thee und Kaffee mundete ihnen nicht; sie begriffen kaum, daß man Geld für solcherlei „Spülicht" ausgebe, das ja „nichts auf die Rippen setze."

Denn die Waldleute lebten in ihrer Einöde einfach und mäßig. Vortreffliches Wildpret war an der Tagesordnung, saftiges Bärenfleisch ein Leckerbissen für den Sabbath; Hirschbraten entschädigte reichlich für das mangelnde Kalbfleisch, und nicht selten kam auch Elenn- oder Büffelfleisch auf die Tafel des glücklichen Waidmannes. Da auch an Repphühnern, wilden Tauben, Truthähnen und Fasanen kein Mangel war, so konnte man zahmen Geflügels füglich entbehren; und fehlten auch Hämmel und Schweine, so hatte man doch Hasen, Eichhörnchen, Opossums und dergleichen kleines Wild, dessen Wohlgeschmack nichts zu wünschen übrig läßt. Weizenmehl kam selten vor; alles Brot wurde aus Mais gebacken, den man in einem hölzernen Mörser zerstieß, wenn eine eiserne Handmühle fehlte. Man rollte den gekneteten Teich zu langen Streifen, die man auf die heißeste Stelle des Herdes legte. So backten die Frauen den „Johnny Cake," welchen der Hinterwäldler täglich zum Frühstück und zum Abendessen genoß. Gemüse hatte man nicht; Welschkornmuß mit Milch, falls letztere

anzuschaffen war, aß man gern; mangelte die letztere, so genoß man den Maisbrei mit Bärenfett und Syrup, welcher aus dem Ahornzucker bereitet wurde. Als nach und nach ein Viehstand geschaffen wurde, erhob man „Hommony und Hog," das heißt Maisbrei und Schweinfleisch, zu einem Lieblingsgericht; auch wurden Hausgärten angelegt und Gemüse und Hülsenfrüchte gebauet. Aber es dauerte lange, bevor Thee und Kaffee an die Stelle eines Aufgusses von der Rinde des Sassafras*) oder gerösteten Roggens traten. Fieberanfälle abgerechnet, waren die Leute kerngesund.

Der Hinterwäldler war ein vollkommen ungebundener Mann, und lediglich auf sich selbst gestellt; keine gesetzliche Schranke hemmte ihn auf irgend eine Weise in seinem Thun und Lassen. Viele Jahre lang wußten die Ansiedler nicht einmal, welchem Staate sie angehörten, da das neue Gebiet zwischen Pennsylvanien und Virginien streitig, und noch kein Gerichtshof für dasselbe vorhanden war. Sie blieben ohne Behörden und Advocaten, ohne Scheriffs und ohne Constables, übten aber „natürliche Gerechtigkeit" unter einander nach ihrem Gewissen. Die Anfänge und die weitere Entwicklung dieser Niederlassungen in der Einsamkeit und Abgeschiedenheit des fernen Waldes geben ein klares Zeugniß für den Trieb zum Ordnen und gesunden Gestalten, der in diesen germanischen Männern lebte; von vorne herein war bei ihnen die öffentliche Meinung eine Macht, und diese demokratische Gewalt fühlte jeder Einzelne, als er noch keinen geschriebenen Gesetzen sich zu unterwerfen brauchte. Wer sich selbst nicht achtete und als achtbaren Bürger hinzustellen wußte, galt nichts. Aber beinahe Alle waren sich ihrer Würde und völligen Unabhängigkeit bewußt; Jeder trug Waffen, sah in seinem Nachbar einen vollkommen gleichgestellten Mann, und bemühete sich, der

*) Der Sassafras, Laurus Sassafras, ist überall in den Vereinigten Staaten, östlich von den Felsengebirgen und in Obercanada bis 43½ Grad n. Br. heimisch. Doch schrumpft er dort im Norden zu einem unansehnlichen Strauche zusammen, während er in den mittleren Staaten, namentlich zwischen Neu-York und Philadelphia, einen Baum von fünfzig Fuß Höhe bildet, und im Süden noch stattlicher erscheint. Man trifft ihn häufig von Neu-Hampshire bis zum Mississippi und von Virginien bis weit nach Missouri hinein, auf einer Strecke von mehr als tausend englischen Meilen. Schon in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts erregte dieser Baum wegen der Eigenschaften seiner Rinde und seiner Blätter die Aufmerksamkeit der Pflanzenkundigen. Sie nannten ihn den Fieberbaum, und länger als zweihundert Jahre hat der Sassafras eine große Rolle in der Arzneikunde behauptet. Die Rinde und das Mark der jungen Zweige sammt den zartesten Blättern, enthalten einen schleimigen Stoff, der mit jenem von Hibiscus esculentus Aehnlichkeit hat. Der gemeine Mann in den Vereinigten Staaten nimmt ihn gegen Durchfall und Schnupfen als Arznei und bestreicht die Augenlider bei Entzündungen damit. Einen Aufguß von den Blumen trinkt er als blutreinigend. In Louisiana thut man die Blätter an Fleischbrühe, und in manchen Gegenden der Vereinigten Staaten wird aus den jungen Schossen und der Rinde der Wurzeln ein „Sassafras-Wurzelbier", Root Beer, bereitet, das in den Sommermonaten sehr gedeihlich sein soll. D. J. Browne, the Trees of America, native and foreign, pictorially and botanically delineated, and scientifically and popularly described. New York 1846. p. 417 und 419.

Anderen Achtung zu gewinnen. Er war thätig auf der Jagd, tapfer in der Fehde, rechtschaffen und gastlich im Verkehr und Umgang. Hatte ein Missethäter sich eingedrängt, so traten die rechtlichen Männer als Volksgemeinde zusammen. Nachdem sie die Beschwerden gegen den Angeschuldigten geprüft und begründet gefunden hatten, entschieden sie, „daß die Gesellschaft dieses Mannes Verbrechen hasse;“ der „Unreine“ wurde noch einmal gewarnt und zur Besserung ermahnt. Jeder Nachbar war dem andern gefällig, er half ihm nach Kräften Hütten bauen, Baumstämme fortschaffen, einernten, und durfte allemal auf freundliche Gegenleistung hoffen. Für Müßiggänger war kein Raum, man „haßte sie fort;“ indem Jeder ihnen verachtende Geringschätzung bezeigte. Wer Schulden machte, mußte den Betrag abarbeiten oder in Waaren zahlen, und selten ist es in jenen Zeiten, da noch moralischer Zwang den Mangel eines geschriebenen Rechtsbuches ersetzte, zu Irrungen gekommen. Wer eines halben Centners Salz bedurfte, gab dafür eine Kuh mit dem Kalbe. Die Meisten hatten was sie bedurften, und man wandte, wenn sich Einer bis zum Stehlen vergaß, kurz und bündig das „Gesetz Mosis“ auf ihn an, und zählte ihm aus nervigen Fäusten vierzig Streiche, weniger einen, auf. War indessen der Diebstahl von geringem Belang, so kam er mit dreizehn Hieben ab, als Denkzettel an die „alten dreizehn,“ nämlich die dreizehn alten Staaten im Osten des Gebirges. Aber auch die dreizehn Streiche und Streifen wurden in eindringlichster Weise ausgetheilt. Wenn jedoch diese kleinen Züchtigungen nicht ausreichten, erschien der furchtbare Richter Lynch, um Gerechtigkeit zu üben, mit unerbittlicher Strenge zu verfahren, und das Land von Unkraut zu reinigen.

Es konnte nicht fehlen, daß nach und nach eine Menge anrüchiger Menschen, die sich in den atlantischen Staaten mit dem Gesetz und den Behörden überworfen hatten, über das Gebirge nach den neuen Ansiedlungen flüchteten. Manche von ihnen nahmen sich an dem rechtschaffenen Wesen der achtbaren Waldmänner ein gutes Beispiel, während Andere ihren verbrecherischen Wandel weiter führten. So folgte der Auswürfling und Verbrecher dem schlichten und ehrlichen Jäger auf dem Fuße. Es waren keine Behörden vorhanden, um dem Treiben der Missethäter zu steuern. Die Ansiedler mußten sich selber mit der Pflege der Gerechtigkeit befassen und die Ausübung derselben in ihre Hand nehmen. Sie thaten es in einer rauhen aber wirksamen Weise; sie erklärten das Lynchgesetz für gültig, und säuberten vermittelst der Ausführung desselben ihre Ansiedlungen von gefährlichen Frevlern. Ein Roßdieb, ein Fälscher, ein gemeinschädlicher Landstreicher mochte sich längere Zeit durch List und Verschlagenheit der verdienten Strafe entziehen, aber am Ende wurde er doch von ihr ereilt. Die ehrenwerthen Männer traten zusammen als Ordner und Leiter, als „Regulatoren,“ und bildeten eine Art von Vehme oder heiliger Brüderschaft, welcher es oblag, das Land rein zu halten. Sobald es nöthig erschien, einem Misse-

thäter das verbrecherische Handwerk zu legen, stiegen sie wohlbewaffnet zu Pferde, folgten ihrem selbstgewählten Anführer, und verhafteten den Frevler bei Nacht und Nebel. Unverzüglich bildete dann allemal „Richter Birch" sein Tribunal und saß zu Gericht unter einem Baume. Der Angeschuldigte wurde verhört und in der Regel auch verurtheilt. Auf der Stelle fällte Richter Birch seinen Spruch, der ohne Gnade oder Berufung vom Richter Lynch vollzogen wurde. Gewöhnlich band man den Verbrecher an einen Baum, peitschte ihn bis auf das Blut, und wenn er etwa als „britischer Tory" erkannt wurde, salbte man seine Wunden nicht mit Oel, sondern bestrich sie mit Theer und Federn. „Richter Lynch" schärfte ihm Reue und Buße ein, mit dem wohlgemeinten Rathe, das Land zu verlassen, widrigenfalls der Gerechtigkeit ihr weiterer Verlauf gelassen werden solle. Das ist der Ursprung des so berühmt gewordenen Lynchverfahrens, welches noch heute in den neuen Staaten und Gebieten im Schwange geht, und dessen Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit bei uns in Europa vielfach verkannt wird. Doch soll nicht in Abrede gestellt werden, daß dieses amerikanische Faust- und Vehmrecht auch vielfach mißbraucht wird. Ursprünglich aber verrichtete „Judge Lynch" sein Amt nur in dringenden Nothfällen, um rechtlichen Leuten Schutz gegen Verbrecher zu gewähren.

Jene mußten um so mehr auf ihrer Hut sein und auf Rechtlichkeit, Treue und gute Sitte halten, da jeder fremde Mann, jeder Wanderer an ihrem Herde willkommen war. Denn Gastfreundschaft galt auch bei ihnen nicht etwa für eine Tugend, sondern für eine Pflicht, und nie wurde ein Zehrpfennig in Anspruch genommen. Die Nachbarn lebten insgemein im besten Einvernehmen; einer bedurfte des andern oft zur Hülfeleistung und hielt schon deshalb die Freundschaft warm. Erhob sich aber ein persönlicher Zwist unter ihnen, so wurde die Sache nicht lange aufgeschoben, sondern rasch nach landesüblicher Sitte abgemacht. Der Beleidiger mußte dem an der Ehre Gekränkten sich gegenüberstellen, und hielt er etwa sich für zu schwach, um dem Gegner im Faustkampfe gewachsen zu sein, so mußte einer seiner Freunde für ihn eintreten. Nach dem Zweikampfe versöhnten sich die Gegner, und vom streitigen Punkte war ferner nicht mehr die Rede. Zuweilen gab es auch regelrechten Faustkampf zwischen zwei auf ihren gegenseitigen Ruhm eifersüchtigen „Helden." Zum Messer und zur Feuerwaffe griff man damals nie; dieser jetzt weit eingerissene Mißbrauch galt zu jener Zeit für feig und ehrlos.

Die Ehre der Frauen blieb unangetastet; es würde ihr auch niemals an Rächern gefehlt haben. Man heirathete früh, und die Hochzeit war für die ganze Umgegend ein Freudenfest, dem man wochenlang mit Spannung entgegensah. Männer und Weiber kamen in festlichem Anzuge herbeigeritten; nachdem das Paar vermählt war, begann ein reichlicher Schmaus, mit Fülle des Trankes. Von Einbruch der Dunkelheit bis zum Aufgang der Sonne wurde im Freien

getanzt. Auch trieb man allerlei heiteres Spiel und belustigte sich mit Wettlauf, Springen und Ringen, schoß nach dem Ziel und warf mit der Streitart. Es war nicht selten, daß ein geübter Schütz auf fünfzig Schritt mit der Kugel ein kleines Silberstück traf.

Wir müssen auch des religiösen und Gott zugewandten Sinnes der Hinterwäldler gedenken. Sie lebten fern von den Zerstreuungen, welche der tägliche Verkehr in dichtbevölkerten Gegenden im Gefolge hat. Sie waren von einer wilden großartigen Natur umgeben, täglich von blutdürstigen Feinden bedroht, von mannigfaltigen Gefahren umringt, blieben in der Einsamkeit auf sich allein angewiesen, hatten volle Muße zu gesammeltem Nachdenken, und waren in den alten Staaten streng kirchlich erzogen worden. Es konnte nicht fehlen, daß ihr Sinn und Herz sich oft dem Himmel zulenkte. Der Waldmann bedurfte als Gegensatz und als Entschädigung für die Aufregung, welche ihm in so reichem Maße von Außen her zukam, einer Anregung von Innen heraus. Bei ihm mußte auch der innere Mensch zum Rechte kommen. Er war überhaupt ein Mann von starkem Bau, und mächtig in Gefühlen und Leidenschaften. Daraus erklärt sich auch in seinem religiösen Wesen das, was so Viele, die dem Geiste und dessen harmonischer Entwicklung mehr Raum und Thätigkeit gestatten können, gern als Extravaganzen betrachten.

Der westliche Ansiedler war durch keinerlei Zwang an irgend eine Kirche gebunden; er fand sich mit seinem Schöpfer ab, wie es ihm gefiel. Aber seine Bibel hatte er mitgenommen in die Wälder am Ohio und Tennessee, und im Evangelium lehrte die Mutter ihre Kleinen das Lesen. In einem Lande, wo nicht selten eine Strecke von zehn oder dreißig Stunden Weges eine Niederlassung von der andern trennte, wo Alles neu und erst im Entstehen sich befand, waren nur wenige Kirchen und eben so wenig ansässige Geistliche vorhanden. Aber manche von diesen „Dienern am Worte Gottes“ widmeten sich ihrem Berufe mit wahrhaft apostolischer Aufopferung und ertrugen gern Dürftigkeit und Beschwerden aller Art, um in den weitablegenen Blockhäusern trostbedürftigen Seelen christliche Zuversicht zu bringen, Gottes Wort zu verbreiten und des Heilandes Lehren einzuschärfen. Vielleicht hat manchen Geistlichen neben religiösem Eifer auch kirchlicher Hochmuth oder Eitelkeit zum Zuge in das Westland angetrieben, aber allemal ist dort in jenen ersten Zeiten die Ankunft eines Seelsorgers freudig begrüßt worden. Ein dürrer, rein dogmatischer, in kalter und bloß verständiger Weise die Moral des Evangeliums lehrender Vortrag würde die Waldleute weder angesprochen noch erwärmt haben. Für sie war gerade ein methodistischer Reiseprediger, der Alles auf die Spitze trieb, der rechte Mann. Er reisete jahraus jahrein durch den dichten Forst oder über die freie Wiesensteppe, ganz allein, auf sich selbst verwiesen, auf wenig betretenen Pfaden; sein Sinnen und Denken wurde in der Waldeseinsamkeit durchaus innerlich. Kam er dann zu einer

Gemeinde, so strömten die Worte wie ein rauschender Waldbach von seinen Lippen; er sprach volksfaßlich und eindringlich aus voller Seele heraus, denn er glaubte, was er sagte, und fand Glauben dafür. Da er zu Gemüthern redete, die einem wohlgepflügten Acker glichen, in welchem das Samenkorn leicht aufging, und da er sich vorzugsweise an das Gefühl wandte, so wird es erklärlich, daß gerade in jenen Waldöden die sogenannten „Erweckungen" so häufig waren und noch jetzt an der Tagesordnung sind. Dort war das Volk nicht so kalt verständig wie in den älteren Staaten, wo puritanische Dürre und religiöses Formelwesen allgemeiner sind, sondern das Gemüth schlug vor und steigerte sich bei diesen „Revivals" bis zu maßloser Aufregung und beinahe korybantischer Begeisterung. Wie in großen Städten die kunstliebenden Männer und Frauen sich zum Schauspielhause drängen, um ihren verfeinerten Sinnen oder ihrem ausgebildeten Geschmacke eine Befriedigung zu verschaffen, sobald eine berühmte Sängerin oder ein ausgezeichneter dramatischer Künstler auftritt, so eilten aus meilenweiter Ferne die Leute im Westen an einen bestimmten Platz, um für ihren religiösen Drang Befriedigung zu finden und einen Reiseprediger zu hören. Die im amerikanischen Leben so bedeutungsvollen und einflußreichen Camp-Meetings haben ihren Ursprung im Westen unter den Hinterwäldlern, von denen wir in Vorstehendem ein Bild zu entwerfen versucht haben*).

Aber neben ihnen erscheint noch eine andere Klasse von Männern, deren Sitte nicht minder eigenthümlich, deren Arbeit nicht minder beschwerlich war, und die nicht geringeren Gefahren sich ausgesetzt sahen, — die Bootsleute, Schiffer oder Hakenmänner auf dem Mississippi. Als am Monongahela und Ohio allmälig mehr Niederlassungen gegründet wurden und weiter im Süden die Bevölkerung gleichfalls rasch anwuchs, gewann auch der Austausch der Landeserzeugnisse und der Handel im Allgemeinen an Wichtigkeit und Bedeutung. Man fing an, den Mississippi als Hauptpulsader des großen Westlandes zu betrachten und als Verbindungsweg zu benutzen. Bald schwammen Kielboote und Barken, Flachboote und Flöße in Menge auf seinem gelben Wasser. Wo sich am Ufer eine neue Blockhütte erhob, da erschienen die Bootsleute, und mit ihnen auch wohl Händler, welche Waaren und neue Nachrichten von Neu-Orleans brachten. Diese Bootsleute waren von kräftigem Körperbau, voll unermüdlicher Ausdauer, gegen Hitze und Kälte gleich unempfindlich, und selten verfehlte ihre Kugel das vorgesteckte Ziel. Sie führten ein rauhes Leben, empfanden kein Bedürfniß nach Luxus oder Verfeinerung, kleideten sich in ähnlicher Weise wie die Waldleute und waren allezeit darauf gefaßt, die Hakenstange oder das Ruder mit der Büchse zu ver-

---

*) Das erste größere Camp-Meeting, dem man Bedeutung zuschreibt, weil es von großer Wirkung war, wurde zu Cane-Ridge in Tennessee im Sommer 1799 gehalten; als das zweite wird in Bang's History of Methodism, Vol. II. p. 109. das am Descha's-Bach, in der Nähe des Cumberlandflusses, erwähnt.

tauschen. Vom frühen Morgen bis zum Abend waren sie den Einwirkungen des Windes, der Sonnenstrahlen oder des Regens ausgesetzt; meist bis auf den Gürtel entkleidet schoben sie, am Laufborde auf- und abgehend, das Boot vermittelst langer Stangen stroman. Sie befestigten, sobald die Dunkelheit einbrach und das Tagewerk vollendet war, ihr Fahrzeug am Ufer, legten sich auf dem Deck nieder und ruheten, in einen wollenen Teppich gehüllt, bis früh der Steuermann ins Horn blies und die Schläfer zum Frühtrunke und zu neuer Arbeit weckte.

So hart, beschwerlich und voller Entbehrungen war das Leben dieser Mississippi-Schiffer, und doch hatte es für Viele so unwiderstehlichen Reiz, daß Hunderte von jungen Leuten den Pflug oder die Werkstatt flohen, um auf ein Boot zu gehen, stromab zu schwimmen und das Fahrzeug herauf zu schieben. Die Hakenmänner hatten sich eine besondere Ausdrucksweise, ein Mississippi-Rothwelsch, geschaffen, das nur ihnen verständlich war. Sie hielten eng zusammen, und ließen ihrem Witze gern auf Kosten der Landhocker freien Lauf. War das Ziel der Reise erreicht, so wurde, in ähnlicher Weise, wie noch heute bei den Fallenstellern im fernen Westen bräuchlich, der Erwerb monatelanger Arbeit binnen wenigen Tagen in Saus und Braus vergeudet. Sobald die Bewohner einer Hafenstelle das Boot von Weitem erblickten, eilten Alle ans Ufer, um die Ankömmlinge zu begrüßen. Nachdem diese ihre Ladung gelöscht, begannen die Zechgelage, und mit ihnen die Tanzbelustigungen und monatelang ersehnte Faustkämpfe und Wettschießen. Wer sich rühmte, nie von einem andern Mann bezwungen und überwältigt worden zu sein, mußte sich dem ersten besten, der ihm den Ruhm des Unbesiegten streitig machen wollte, zum Kampfe stellen. Die Kielbootmänner und Barkenleute sahen auf die Floßleute und die Mannschaft der Flachboote mit einiger Verachtung herab und beide fochten mit einander manchen blutigen Strauß.

Der Bootsmann griff, wenn kein günstiger Wind in das Segel blies, zum sogenannten „Kordeln," das heißt, die Mannschaft ging am Ufer hin und zog an langen Leinen das Fahrzeug stromauf. Wir sehen Aehnliches auf unseren größeren Flüssen in Deutschland, nur daß bei uns Leinpfade vorhanden sind und meist Pferde die Arbeit verrichten. Noch weit beschwerlicher und lästiger war das „Buschwhacken." Es wurde nöthig, sobald das Ufer überschwemmt war; sie konnten das Schiff nur stroman bringen, wenn sie die Gebüsche am Ufer benutzten, um an ihnen einen Haltpunkt zu gewinnen. Insgemein aber „warpten" sie. Beim Warpen mußten sie zwei Boote und zwei Leinen haben. Ein Mann fuhr in einem kleinern Fahrzeuge vorauf und befestigte das eine Ende des Taues an einem Baume oder Felsen am Ufer, und ruderte gleich zum großen Boote zurück, in welchem die Leute dann in langer Reihe am Tau zogen und ihr Fahrzeug stromauf schleppten. So wie Einer ans hintere Ende des Schiffs gelangt

war, ließ er das Tau los, ging wieder vorne ans Bugspriet und begann seine Zugarbeit von Neuem. Man kann bei uns Aehnliches auf dem Rheine bei Mainz und Köln fast täglich sehen.

Der Hakenmann erleichterte sich seine schwere Arbeit durch Gesang und Geigenspiel. Als noch kein Schaufelrad eines Dampfers das Wasser des Mississippi zu Schaum peitschte, hörten die Indianer oft die munteren Klänge der Geige und den weithin schallenden Ton des Waldhorns. Diese verkündeten ihnen die Nähe des Feindes, denn zwischen den rothen Männern und den Bootsleuten herrschte länger als ein Menschenalter ein erbitterter Krieg, namentlich am Ohio. Dort legten sich die Indianer in Hinterhalte, feuerten aus Felsenschluchten und Gebüsch auf die Boote, und suchten bei Nebelwetter, manchmal mit Erfolg, das Schiff zu entern. Unter den Hakenmännern waren Manche, die es mit ihres Nebenmenschen Eigenthum nicht allzu genau nahmen, aber es ist kein Beispiel bekannt, daß sie jemals ein von Handelsleuten ihnen übergebenes Gut veruntreuet hätten. Man vertrauete ihnen werthvolle Ladungen an, ohne sie zu versichern und ohne irgend eine weitere Bürgschaft als einen Empfangschein des Steuermannes.

Der berühmteste Bootsmann auf den westlichen Gewässern war Michael (Mike) Fink, ein Deutscher aus dem Alleghanny-Bezirk in Pennsylvanien. Noch heute sind seine „Heldenthaten" im Munde des Volkes, und Morgan Neville hat sie in Versen besungen. Kein anderer Mann that es ihm gleich an Riesenstärke und eiserner Willenskraft; auch unter den schwierigsten Umständen verließ ihn die Geistesgegenwart nicht; seine Kugel fehlte niemals; sein Muth und seine Kaltblütigkeit hatten ihres Gleichen nicht. Anfangs war er Späher auf der Gränze des Indianerlandes, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten, und ging erst spät auf das Boot. Aber bald verbreitete sich sein Ruhm von Pittsburg bis nach Neu-Orleans, und alle Hakenmänner erkannten ihn unbestritten als den ersten in ihrer Mitte an. Im Zielen hat schwerlich einer es ihm je zuvorgethan. Sein Bruder ließ sich von ihm eine Tasse vom Kopf schießen. Als er einst den Ohio hinabfuhr, schoß er einem Neger, der am Ufer auf einem Zaune saß, den Absatz unter dem Schuhe weg. Als er ein anderes Mal gleichfalls den Ohio abwärts schiffte, wettete er, vom Strome aus fünf am Ufer grasenden Schweinen die Schwänze „wegzuputzen," und er gewann die Wette. Während seines Späherlebens sah er einst, daß ein Rehbock in einer Entfernung von dreihundert Schritten stand. Als er eben anlegte, gewahrte er einen Indianer, der gerade den Hahn gespannt hatte und losdrücken wollte. „Zwei Fliegen auf einen Schlag," sagte der Späher, nahm sogleich den Indianer aufs Korn, und als dieser eben abfeuerte und das Reh traf, fuhr auch Finks Kugel durch die Brust des rothen Mannes, der in demselben Augenblicke mit dem Wilde zu Boden stürzte. Einst wettete er, auf dreißig Ellen Entfernung eine zinnene Kanne vom

Kopfe eines Menschen zu schießen, aber der Rausch hatte seinen Blick geirrt, er schoß dem Manne die Kugel in den Kopf und wurde sogleich von dem Bruder des Getödteten zu Boden gestreckt *).

Die Hakenmänner wuchsen allmälig zu einer beträchtlichen Zahl an, und mit ihrer Vermehrung stieg auch ihr Uebermuth. Durch ihre Rohheit und ihre Gewaltthätigkeiten wurden sie den friedlichen Ansiedlern zu einer schweren Last, und bedroheten mehr als einmal ernstlich die Ruhe des Landes. Aber nachdem sie etwa ein halbes Jahrhundert hindurch den Verkehr auf dem Mississippi und dessen Zuflüssen vermittelt hatten, wurden sie überflüssig; der Dampfschifffahrt gegenüber mußte ihr Gewerbe zu Grunde gehen, und nun ist längst keine Spur mehr von ihnen übrig.

Die amerikanischen Schriftsteller pflegen, wenige Ausnahmen abgerechnet, die Verdienste der deutschen Einwanderer mit Stillschweigen zu übergehen, und alle rühmlichen Thaten ihren eigenen Stammes- und Sprachgenossen zuzuschreiben. Sie verfälschen die Geschichte ihres eigenen Landes aus Ruhmredigkeit, oder stellen dieselbe aus Unkunde und Mangel an gründlicher Bildung unvollständig oder ungenau dar. Die fünf Millionen Bürger aus deutschem Blute, welche beinahe den vierten Theil der Volksmenge in den Vereinigten Staaten ausmachen, haben indeß reichlich eben so große Verdienste um das Land, wie die Engländer, Schotten und Irländer, und ihr Anrecht auf dasselbe, obwohl es sich nicht auf königliche Freibriefe gründet, erscheint eben so unbestreitbar, wie das der engländischen Ansiedler.

Ist der Creole von romanischer Abstammung vorzugsweise gern Waldgänger und Jäger, der Ansiedler im Süden ein Pflanzer, der Yankee ein Holzhacker, der die Wälder lichtet, so war und ist der Deutsche allezeit in Nordamerika vorzugsweise Ackerbauer und Landwirth geworden. Dem Beispiele, welches er seinen Mitbürgern gab, verdankt das Land zu nicht geringem Theil seine Blüthe im Ackerbau. Er zuerst betrieb die Viehzucht rationell; er führte den Wein- und Indigobau ein; er legte sich zuerst auf den Seidenbau. In den Gewerken zeichneten die Deutschen sich rühmlich aus; deutsche Pennsylvanier waren es, welche die berühmte amerikanische Axt, den Schraubenbohrer, die großen Sensen und andere nützliche Geräthe erfanden. Eines der größten mechanischen Genies in Amerika war David Rittenhaus. „An Ruhm und Verdienst steht er würdig neben Franklin, an Edelmuth des Charakters und Geistesgröße gewiß nicht hinter ihm zurück, sondern über ihm; er war ein tiefer Denker und der Humanität wahrhaft zugethan. In Germantown 1732 geboren, ging er bis zu seinem achtzehnten Jahre hinter dem Pfluge, wurde Uhrmacher, berühmter Astronom, und Mitbegründer der neuern Mechanik. Rittenhaus und ein anderer Deutscher aus Pennsylvanien,

*) Monette, Valley of the Mississippi, II. 19. Löher, S. 218. Seymour, Minnesota 63 ff. Marryat, Tagebuch, IV. 156.

Henry, arbeiteten zu Lancaster mit einander über allerlei mechanischen Verbesserungen. Sie setzten ein kleines Dampfboot zusammen, und ließen es auf der Conestoga bis Lancaster laufen. In dieser Stadt soll damals Fulton Sattlerlehrling gewesen sein. Auch Fitch und Ramsay, zwei andere Dampfboot-Erfinder, kamen aus Pennsylvanien. Rittenhaus und Henry verfolgten indessen ihre Erfindung nicht weiter, weil sie sich eifrig mit der besten Methode beschäftigten, auf der See die Länge und die Breite berechnen zu können. Um dieselbe Zeit hatte Thomas Gottfried, einst Anstreicherbursche in Germantown, den Schiffsquadranten bereits vervollständigt, und Rittenhaus brauchte das Werk dieses Landsmannes nur zu vervollkommnen und zu vervollständigen. Und wie es Deutsche waren, welche sich zuerst am Ohio ansiedelten, so waren es auch drei Deutsche, welche im October 1811 im ersten Dampfboote den Ohio hinabfuhren. Rosenfeld, der Unternehmer, Becker, der Maschinenmeister, und Heinrich, der Schiffshauptmann. Und der Dampfbooteigenthümer Schreve war der Erste, welcher mit seinem Fahrzeuge von Pittsburg nach Neu-Orleans den ganzen Weg stromauf und stromab fuhr"*).

Nach Pennsylvanien kamen die Deutschen auf ausdrückliche Einladung des Gründers der Colonie. Wilhelm Penn hatte Deutschland besucht, am Rhein, in Westfalen und in Franken eine kräftige, fleißige und genügsame Bevölkerung gefunden, und die zur Auswanderung Geneigten aufgefordert, sich in Amerika ein Land nach ihrem Sinn und ihren Bedürfnissen zu wählen. Schon zwei Jahre vor ihm war Heinrich Frey, und gleich nachher Plattenbach als Vorläufer für viele Andere, welche ihnen binnen kurzer Zeit folgten, in Pennsylvanien angekommen. Bereits 1682 werden sie in diesem Lande als Vollbürger bezeichnet; 1685 gründeten Frankfurter Mennoniten unter Pastorius, Germantown am Schuylkill; andere ließen sich am Susquehannah nieder, und viele siedelten sich im Staate Neu-York am Mohawkflusse an. Noch andere zogen südlicher an den Rappahannock in Virginien, oder in beide Carolina und später bis nach Georgien. Ueberall zeichneten sie sich durch Fleiß und ehrenhaftes Betragen aus, durch Liebe zur Freiheit und durch einen Erbfehler, den sie aus der alten Heimath mitgebracht, den Eigensinn.

Die Deutschen haben den Boden der neuen Welt eben sowohl mit ihrem Blute gedüngt, ihr neues Vaterland eben so tapfer gegen Indianer und Europäer vertheidigt, wie die Menschen von britischer und irischer Abstammung. Im Anbau des Landes, in milder Behandlung der Eingeborenen und der Neger haben sie es jenen alle Zeit zuvorgethan, und mochten sie nun Mennoniten oder Quäker, Tunker oder Siebentäger, Schwenkfelder oder Herrnhuter, Lutheraner oder Katholiken sein, an Beweisen praktischen Christenthums, an Bethätigung

*) Löher, S. 204. 219.

rein menschlicher Gesinnung und eifriger Nächstenliebe ließen sie es niemals fehlen. Und in Pennsylvanien konnten sie schon vor hundert Jahren von sich sagen, was sie vor einem Jahrzehnt dem Landtage in Harrisburg in Pennsylvanien zuriefen: „Wir Deutschen sind das Mark und die Kraft dieses Landes.“ Derselbe Ausspruch gilt heute auch von Ohio und anderen Staaten im Westen und Norden.

Als die Zahl der deutschen Ansiedler in Pennsylvanien sich beträchtlich vermehrte, schoben sie ihre Niederlassungen immer weiter nach Westen vor; sie bildeten vom Susquehannah und Delaware nach und nach eine lange Kette, welche bis weit in die Alleghannies hinein und bald über das Gebirge hinaus reichte. Ihre Ansiedlungen waren lange vor jenen der englischen Bewohner am weitesten nach Westen vorgeschoben, und ihre Höfe litten bei den Kriegen mit den Indianern allemal erheblichen Schaden. Doch lebten sie mit den rothen Männern insgemein in friedlicherm Verhältnisse als die Engländer. Der berühmte Indianerhäuptling Tammany, von welchem die demokratische Versammlungshalle in der Stadt Neu-York den Namen führt, war ein Freund der deutschen Ansiedler, welche mit ihm in den Wäldern nächtliche Gelage feierten. Jacob Kreider empfing die rothen Leute gastlich in seinem Blockhause, und gewann großes Ansehen unter ihnen, als er Mondfinsternisse voraussagte. Deutsche Jäger thaten es den Indianern zuvor; und die Jagdabenteuer der Familie Franciscus und des Conrad Seck sind noch heute nicht vergessen*). Auch Conrad Weiser lebt noch im Munde des Volks. Er war schon 1710 aus Herrenberg auf dem Schwarzwalde nach Neu-York gekommen, und hatte sich später zu Wommelsdorf in Pennsylvanien niedergelassen. Mit seines Vaters Bewilligung nahm ein Indianerhäuptling ihn mit zu den Mohawks, unter denen er längere Zeit lebte. Er lernte die Sitten und Eigenthümlichkeiten der Urbewohner genau kennen; und hat späterhin als Bevollmächtigter der Regierungen von Pennsylvanien und Virginien bei den Indianern manchen Krieg und Ueberfall abgewandt. Sie hörten gern auf seinen Rath und mit ihm schlossen sie am liebsten ihre Verträge ab, weil sie ihn allezeit wahrhaftig und treu erfanden. Seine Reisen zu den entfernter wohnenden Stämmen geben zuerst Aufschluß über die richtige und angemessene Art, mit ihnen zu verkehren, und manche Gegenden im Westen sind

*) Löher, S. 101. Die Franciscus waren immerfort tüchtige Jägersleute. Ihr Stammvater wurde einst bei Nacht durch ein Rasseln an der Thür geweckt. Als er öffnete, sprang ein Wolf gegen ihn ein und schlug ihm die Tatzen auf die Brust. Er aber packte das Thier mit beiden Händen an die Kehle, würgte es, hielt es aufrecht und rief: „Das große Messer, das große Messer!“ Seine Tochter sprang herbei und schlitzte dem Thier so regelrecht den Bauch auf, als hinge es am Haken. Conrad Seck war einer der ersten Ansiedler am Nordarme des Susquehannah. Wochenlang stieg er einsam in den Wäldern umher. Einst erzählte man ihm, daß in der Nähe drei Panther umherstreiften. Nach wenigen Tagen hatte er sie erlegt.

zuerst durch ihn näher bekannt geworden. In den französisch-indianischen Kriegen befehligte Weiser als Oberst neun Compagnien; er war der eigentliche Anführer der Colonialtruppen, wußte das Heer mit Lebensmitteln zu versehen, und zeigte ihm den Weg. Als er 1760, im neun und sechszigsten Jahre seines Alters, starb, wallfahrteten die Indianer zum Grabe ihres „guten Vaters," und keiner von ihnen ging am Hügel vorüber, ohne eine Handvoll Erde auf denselben zu werfen. Ein einfacher Denkstein bei Wommelsdorf bezeichnet die Stätte, an welcher die Gebeine dieses vielverdienten Mannes ruhen. Ihm hatte neben der Bildung seiner eigenen Landsleute auch jene der Indianer am Herzen gelegen. Er machte den Vorschlag, Glaubensboten zu ihnen zu schicken, welche unter ihnen wohnen, sich ihnen in Sitte, Tracht und Sprache möglichst anbequemen und ihnen durch Sanftmuth und Nüchternheit ein gutes Beispiel geben sollten. Die einfachsten und begreiflichsten Lehren des Christenthums müsse man ihnen in ihrer Sprache klar machen, und den indianischen Melodien den Text christlicher Gesänge unterlegen. Auf diese Vorschläge gingen die Herrnhuter ein; sie lernten von Weiser die Indianersprache, und wanderten so häufig zu den Wilden, daß ihre Füße einen Pfad durch die Wälder bahnten von Wyoming bis nach Gnadenhütten. Sie bedrängten den schlichten Sinn des rothen Mannes nicht mit harten Glaubenssätzen; sie traten als rechte Wohlthäter desselben auf, versorgten ihn mit Nahrung und Kleidung, und gaben ihm Anleitung, Häuser zu bauen und den Acker zu bestellen. Sie übersetzten Gebete, Gesänge und Theile der Bibel in die Sprachen der Indianer, lehrten diese Lesen, und vervielfältigten ihre Bücher durch Druckerpressen. Zinzendorf hatte den Brüdern gerathen, nicht darauf zu sehen, daß recht viele Indianer getauft würden, sondern daß zunächst einzelne wahrhaft bekehrt würden und ihr Zustand sich verbessere. Unter Weisers Führung reisete er ins Land der Indianer und besuchte ihre Dörfer. Durch liebreiches und unerschrockenes Benehmen machte er großen Eindruck auf sie. Sie sprachen zu ihm: „Bruder, Du hast eine weite Reise über das Meer gemacht, und predigst den Weißen und den Indianern. Du wußtest nicht, daß wir hier waren, und wir wußten nichts von Dir. Das kommt von Oben. Komm daher zu uns, Du und Deine Brüder, Ihr seid willkommen. Nimm diesen Wampumgürtel zum Zeichen, daß unsere Worte wahr sind"*).

Es lag in der Beschaffenheit der Umstände, daß auch die deutschen Ansiedler in die Kämpfe der Provinzen mit den Indianern verwickelt wurden. Während

*) Die Yankeehändler, welche den Indianern Branntwein verkaufen, suchten Erbitterung unter ihnen gegen Zinzendorf zu erregen. Einer wollte ihn ermorden. Er schlich zum Zelte und zog dessen Vorhang weg. Da sah er, wie Zinzendorf an seinem Feldtische eifrig schrieb. Vor ihm lag eine Klapperschlange, welche näher kroch und über seine Stiefeln hinwegschlüpfte. Zinzendorf merkte es nicht. Der Indianer ließ seine Mordgedanken fahren, eilte fort und rief: „Den heiligen Mann kann Keiner tödten, denn sein Schutzgeist ist bei ihm in Gestalt einer Schlange." Löher, S. 105.

des ganzen achtzehnten Jahrhunderts mußten sie gegen Ueberfälle gerüstet sein, sie nahmen eifrigen Antheil an allen Kriegen, und in vielen Gegenden zeigt man noch heute wüste Stätten, auf denen einst Höfe standen, welche von den Indianern ausgemordet und eingeäschert worden sind. Insbesondere während des siebenjährigen Krieges war Pennsylvanien voll von Erschlagenen, Brandstätten und Flüchtlingen. Im Juli 1757 wurden einem Pfarrer, Kurz, an einem Morgen die Leichen von sieben seiner Gemeindemitglieder gebracht, welche von den Indianern am Abend vorher in einem einzigen Hause skalpirt worden waren. Ein alter Prediger an der deutschen Bergkirche bei Libanon erzählte: „Man nahm oft die Flinte mit zur Kirche, um sich unterwegs nicht nur gegen die wilden Thiere, sondern auch gegen die noch weit wilderen Indianer zu vertheidigen, und wenn man Gottesdienst hielt, wurden Männer mit geladenen Gewehren auf Wache ausgestellt.“ Die ersten Ansiedler im westlichen Virginien waren die drei Brüder Eckerlin. Sie hatten sich in Virginien, im Monongahela-Bezirke, am Cheatflusse Blockhäuser im Walde gebauet. Als einer derselben einst mit einer Ladung Pelzwerk nach Fort Pleasant am Southbranch kam, um Pulver einzutauschen, wollten die Virginier nicht glauben, daß er mit seinen Brüdern so allein im fernen Walde leben könne, und hielten ihn für einen Spion. Nachdem sie ihn schwer mißhandelt, begleiteten sie ihn zum Cheatflusse, wo man seine Blockhäuser in Asche, seine Brüder ermordet fand. Auch Thomas Deckers Versuch, sich in derselben Gegend am Monongahela anzusiedeln, scheiterte 1758.

Die Mennoniten, Tunker und Herrnhuter konnten bei ihren religiösen Ueberzeugungen, welche jede Gewaltthat ausschließen, am Kriege keinen Antheil nehmen. Dadurch kamen sie während so unruhiger Zeiten in schwere Bedrängniß. Um ruhigere Heimstätten zu suchen, wanderten sie weiter nach dem Westen. Einige zogen nach Canada, Andere schifften den Ohio hinab und ließen sich auf der rechten Seite des Mississippi, bei Cap Girardeau im heutigen Missouri nieder; Einige gingen südlich bis Arkansas hinab, wo sie zuerst Weizen baueten und Mühlen errichteten.

Die regelrechten und stetigen Wanderungen nach dem Westen beginnen gegen das Jahr 1750. Weiser wurde auf seinen Zügen ins Indianerland 1748 von Christoph Gist begleitet, welcher 1752 mit elf Familien die erste Ansiedelung im Westen anlegte, am Schurtee, einem Zuflusse des Ohio; noch weiter im Westen ließ sich 1761 Christian Friedrich Post mit anderen Herrnhutern nieder. Er war schon 1758 am Big-Beaver gewesen, und die Indianer „trugen ihn in ihrem Busen, so daß er nichts zu fürchten brauchte;“ sein Haus bauete er, in Gemeinschaft mit Heckewelder, dem wir ein treffliches Werk über Pennsylvanien verdanken, am Muskingum, da, wo jetzt Beavers-Town liegt. Als sie eben Bäume fällten, kamen indianische Häuptlinge, und warfen ihnen

vor, daß sie, statt zu lehren, nun auch, gleich anderen Weißen, das Land bauen wollten. Bald wurden die Herrnhuter durch den Krieg vertrieben, aber aller Hindernisse ungeachtet begründete David Zeisberger eine Mission am Alleghannyflusse. Die Indianer selbst luden ihn ein, weiter nach dem Westen zu kommen, und er siedelte sich 1770 am Big-Beaver an. Mit sieben und zwanzig bekehrten Indianern legte er am 3. Mai 1772 den Grundstein zu Schönbrunn am Muskingum. „Dieser Ort wurde bald der Sammelplatz von deutschen Glaubensboten. Heckewelder, Schebosch, Pyrlach, Büttner, Cammerhosch, Böhler, Sensemann und Andere waren die edlen Männer, welche Christenthum und Ackerbau unter den wilden Söhnen des Waldes begründeten. Am Muskingum in den jetzigen Bezirken Tuscarawas und Coschocton, und ferner am Sandusky in den Bezirken Crawford und Seneca entstanden durch sie mehre Dörfer christlicher Indianer; sie säeten dort das erste Korn, wo Jahrtausende lang nur die Wälder gerauscht hatten. Maria Heckewelder war das erste weiße Mädchen, welches nördlich vom Ohioflusse geboren wurde; ihr Geburtstag war der 16. April 1781. Der erste weiße Knabe war ebenfalls ein Sohn von einem dieser Herrnhuter, Christian Friedrich Sensemann. Deutsche waren also in dem Staate Ohio, den ihre Landsleute zur Blüthe brachten, auch die ersten Ansiedler; die früheste Ansiedlung von englischen Amerikanern fand erst vierzehn Jahre später statt; nämlich 1786, zuerst im im Fort Harmer, dann in Marietta, an der Mündung des Muskingum.“ „Jene beiden Deutschen,“ fügt Löher hinzu — der in der Mitte des Jahres 1847 sein an wissenswürdigen Angaben und Nachrichten so reiches Werk über die Deutschen in Amerika zu Cincinnati vollendete — „jene beiden Deutschen, welche die ersten in Ohio geborenen Weißen sind, befinden sich beide noch wohl in Pennsylvanien; die Maria in Bethlehem, Christian Friedrich in Nazareth. Ein merkwürdiges Zeichen der raschen Bevölkerung Nordamerikas, da derjenige Staat, dessen erste zwei weiße Eingeborene noch leben, jetzt nahe an zwei Millionen Einwohner zählt!“

Derselbe Schriftsteller, nachdem er den creolischen Jäger, den Yankee-Holzhacker und den südländischen Pflanzer geschildert hat, entwirft folgendes Bild vom deutschen Ackerbauer in Nordamerika: — „Der deutsche Ansiedler bildet insgemein die schwere Nachhut. Er hat von Jedem der Vorigen Etwas in seinem Charakter; aber er hat mehr Stetiges und Mildes; sein Verstand kann nicht wirken, ohne aus einer gewissen Wärme der Seele auszustrahlen; seine Abenteuerlust nimmt gern den Anstrich des Idealen an. Er ist reicher an geistigem Vermögen und feiner und ausdauernder an körperlichem; aber es fehlt ihm rasche Entschiedenheit eben so wohl als Einseitigkeit. Er ist so waghalsig als der Creole, als der Yankee oder der Südländer, aber auf die Länge nachdrücklicher als sie alle. Gewöhnlich aber beeilt er sich nicht, in die Wälder einzudringen;

das überläßt er den Anderen. Diese müssen ihm die grobe Vorarbeit thun und die Wege machen; er nimmt während dessen erst das Beste in seiner Nachbarschaft in Besitz und bringt es zur Blüthe. Dann folgt er jenem Vortrab, kauft ihn aus und schickt ihn weiter westwärts. Wo er Fuß faßt, da wurzelt er auch ein; in kurzer Zeit giebt er seinem neuen Wohnort einen heimathlichen Reiz. Fängt er mit einem Blockhause an, so muß er nach drei Jahren ein geräumiges, festes Holzhaus und nach noch ein paar Jahren ein stattliches Steinhaus haben, um welches sich hohe Scheunen, weite Stallungen, Obstgärten, Wiesen und Felder ausdehnen. Dann sendet er die ältesten Söhne ab, um sich eine gleiche Heimath zu gründen. Unterdessen aber hat sich von selbst eine Gemeindeverfassung um ihn geordnet, denn für den Anfang genügte ihm schon die Grundlage und sein Ordnungssinn. Freilich giebt ihm das auch Anlaß zu vielem Streit. Die Verfassung bildet er dann langsam weiter, niemals mit Hast; sondern ein ruhiges, verständiges Gedeihen ist es, was er liebt. Dafür bleibt er aber auch oft im Alten stecken, weil das Neue ihm manchmal etwas unbequem scheint und vor lauter Hartnäckigkeit der Einzelnen das Ganze nicht zum Abschluß kommt. Jeder Ansiedlerhaufen — der Creole, der Engländer und der Deutsche — hielt bei seinem Einrücken in die unermeßlichen Wälder und Wiesenflächen den geraden Strich westwärts von seiner Heimath ein; im fernen Westen gehen sie in einander über. Die neuen Ankömmlinge gesellen sich ihnen, je nach ihrem Charakter, bei. Die von den britischen Inseln kommenden schließen sich den Yankees an, wenn sie ruhige Landbauer werden wollen; steht ihr Sinn nach anderen Dingen, so gehen sie mit den Franzosen, Spaniern und den Abenteurern aus allen Völkern, mit den Südländern; die deutschen Ansiedler sind im Anfang ebenfalls ihren Landsleuten, den Pennsylvaniern, gefolgt, haben aber später eine eigene Klasse von Ansiedlern gebildet"*).

Schon weiter oben ist von uns bemerkt worden, daß die blutigen Feindseligkeiten zwischen Weißen und Indianern insgemein ihre Ursachen in Gewaltthätigkeiten hatten, welche die ersteren sich zu Schulden kommen ließen. Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges hielten die Indianer einen ehrlichen Frieden, und störten die Ansiedlungen im Osten des Ohio in keiner Weise. Aber jener Abschaum, den die gesittete und auf fester bürgerlicher Grundlage fußende Gesellschaft in den älteren Gegenden auswarf, zog sich damals wie heute in die am weitesten entlegenen Gränzbezirke, wo die Gerechtigkeit noch kurzen Arm hat und die Regulatoren noch keine Macht ausüben. Dort hemmte den verworfenen Abenteurer keine Schranke, und er konnte ungehindert dem „Ungeziefer," das heißt in seiner Sprache dem Manne mit kupferfarbiger Haut, das Lebenslicht ausblasen.

---

*) Löher S. 214. 215.

Um die Schilderung, welche wir von dem Leben der ersten Ansiedler im Westen entwarfen, zu vervollständigen, wird es nöthig sein, das Verhältniß, in welchem sie zu den Indianern standen, näher zu erläutern. Dasselbe ergiebt sich am deutlichsten aus einigen Thatsachen, die auch in geschichtlicher Beziehung von Erheblichkeit geworden sind.

Im Aprilmonate des Jahres 1774 sprengten virginische Landräuber und Läuflinge das falsche Gerücht aus, am Ohio und Kenhawa seien von den Indianern Pferde gestohlen worden. Sie wollten einen Bruch herbeiführen und beriefen eine Versammlung nach Wheeling, angeblich um zu berathen, was gegen die Indianer zu thun sei. Man erfuhr eben damals, daß rothe Leute oberhalb Wheeling ruhig den Ohio herabschifften. Sogleich machte ein Capitain Cresap, welcher im Fort Fincastle befehligte, den Vorschlag, diese Indianer ohne weitere Untersuchung „abzuthun." Oberst Zane, der Besitzer von Wheeling, bot Alles auf, um eine so frevelhafte Handlung zu hintertreiben; er entwickelte mit eindringlicher Beredtsamkeit, daß ein solcher Mord die Rache der Indianer aufstacheln und zu einem Kriege führen müsse, welcher den neuen Ansiedlungen Vernichtung drohe. Aber diese Vorstellungen blieben vergebens. Cresaps Plan fand Zustimmung; man schoß die friedlich rudernden Indianer — es waren Weiber und Kinder — in ihren Nachen todt und warf sie in den Ohio. Die Mörder nahmen in den mit Blut besudelten Fahrzeugen Platz und kamen frohlockend nach Wheeling zurück. Noch an demselben Abend überfielen dieselben Männer einige in der Umgegend lagernde Indianer und mordeten dieselben kaltblütig, mit Vorbedacht. Noch nicht genug des Frevels! Wenige Tage nachher sammelte ein Abenteurer, Daniel Greathouse, unter dem Vorwande, einen Strich Landes, Bakers Bottom genannt, etwa vierzig Meilen oberhalb Wheeling, schützen zu müssen, eine Bande von zwei und dreißig Abenteurern um sich, und zog mit ihnen an den Yellow-Creek. Er fuhr über den Bach, um die Stärke der Indianer auszuspähen. Als er sich dem Lager näherte, warnte ihn ein indianisches Weib, und rieth ihm zur schleunigen Umkehr, weil die Krieger eben ein Trinkgelag hielten, und, voll Wuth und Erbitterung wegen der jüngst an Leuten ihres Stammes verübten Mordthaten, den Weißen feindlich gesinnt wären. Greathouse hatte sich überzeugt, daß in offenem Angriffe den Indianern nicht beizukommen sei; deshalb sollte List zum Ziele führen. Einer seiner Gefährten, Baker, trieb Handel mit Branntwein. Die Indianer können den Lockungen des Feuerwassers nicht widerstehen. Man lud sie ein, über den Bach zu kommen, und manche folgten der verrätherischen Einladung. Als sie völlig berauscht am Boden lagen, wurden sie von den christlichen Virginiern kaltblütig abgeschlachtet, und selbst jenes Weib nicht verschont, welches dem Bandenführer durch jene Warnung das Leben gerettet hatte. Als dann die auf der andern Seite des Yellow-Creek zurückgebliebenen Indianer heranstürmten, um Rache zu nehmen, wurden sie von den

Weißen niedergestreckt. Unter den Ermordeten befanden sich auch alle Angehörigen des Häuptlings Logan, der immer ein zuverlässiger Freund der Weißen gewesen. Von nun an wurde er ihr erbittertster Feind, und hat seitdem Jahre lang die Niederlassungen im westlichen Virginien verheert.

Aber diesen Mordthaten bei Captina und am Yellow-Creek, welche kein Richter strafte, sind viele andere von nicht minder empörender Art gefolgt. Der Abenteurerpöbel nahm die Verbrecher in Schutz. Als ein Läufling, der ohne jede Veranlassung, in wildem Uebermuth einen Indianer erschossen hatte, ins Gefängniß zu Winchester gebracht wurde, strömte das Volk heran, und befreite ihn mit Gewalt. Ein alter Häuptling der Schanihs, der „Kahle Adler," welcher seit vielen Jahren mit den Weißen in Verkehr und Freundschaft gelebt hatte, wurde von drei weißen Jägern erschossen, als er harmlos in den Wäldern am Monongahela dem Wilde nachstellte. Am kleinen Kenhawa, bei Bulltown, wurden fünf Indianerfamilien auf die schmachvollste Art hingewürgt!

Längst war das Maß zum Ueberlaufen voll, und in wildem Grimme erhoben sich die Indianer gegen ihre Dränger. Zuerst schwangen die Schanihs (Shawanesen) am Scioto ihre Streitart, und die Krieger der nördlichen und westlichen Stämme schlossen sich ihnen an*). Was von weißen Handelsleuten oder Ansiedlern im Bereiche des Indianerlandes angetroffen ward, mußte fallen, und mehr als eines Engländers Leib ist damals in Stücke zerhackt und nach allen vier Himmelsgegenden geschleudert worden. Durch alle Niederlassungen von den Quellen des Monongahela bis zum Kenhawa verbreitete sich Angst und Schrecken; viele wurden gänzlich geräumt, und die Ansiedler flohen über das Alleghannygebirge zurück, oder brachten ihre Familien in sogenannten Stationen in eine immerhin zweifelhafte Sicherheit. Denn die Indianer durchschwärmten weit und breit das Land, überall die Brandfackel und die Streitart schwingend. Es war ein förmlicher Vernichtungskrieg ausgebrochen. Lord Dunmore, Statthalter von Virginien, mußte alle verfügbare Mannschaft der Colonie aufbieten. Im September 1774 rückte Oberst Lewis mit zwölfhundert Mann unter großen Mühseligkeiten bis an die Mündung des großen Kenhawa vor; dort brachten ihn die Indianer in eine verzweifelte Lage, aus welcher ihn nur eine Schlacht

---

*) Logan, der Cayugahäuptling, erklärte den Krieg am 21. Juli 1774. Er hatte in der Niederlassung eines gewissen Wilhelm Robinson seinen Streitkolben als Zeichen der Feindschaft und des Krieges liegen lassen, und an denselben folgenden, von einem weißen Gefangenen geschriebenen, Brief befestigt. Wir setzen das Schreiben in seiner Ursprache her: Captain Cresap! Why did you kill my people on Yellow-Creek? The white people killed my kin at Conestago a great while ago, and I thought nothing of that. But you have killed my kin again on Yellow-Creek, and took my cousin prisoner. Then I thought I must kill too; and I have been three times to war since: but the Indians are not angry; it is only myself. Captain John Logan. Juli 21. 1774. — Monette, Valley of the Mississippi. I. 373., aus dem American Pioneer. I. 18.

retten konnte, die von Sonnenaufgang bis zum späten Abend dauerte. Die Indianer erneuerten von einer vortheilhaften Stellung aus volle zehn Stunden hindurch ununterbrochen ihre Angriffe, und sie würden dieses Treffen am Kenhawa gewonnen haben, wenn nicht am Ende ein kühner Handstreich die Virginier vor dem Verderben gerettet hätte, aber erst, nachdem sie hundert Todte auf dem Schlachtfelde gelassen und einhundert und vierzig Verwundete wegzuschaffen hatten. Die Indianer mußten sich zurückziehen. An ihrer Spitze hatten die tapfersten Häuptlinge der westlichen Stämme gekämpft: Cornstalk, der große Kriegsführer der Schanihs, und sein Sohn Ellinipsico; der Rothe Falke, ein Delaware; Chiyawee, ein Wyandot, und Logan, der Cayuga, vom Stamme der Mingos. Cornstalk war Oberfeldherr. Mitten durch das Geräusch und Getümmel der Schlacht hörte man in den Reihen der Virginier seine gewaltige Stimme, mit welcher er seinen Leuten zurief: „Seid stark! Seid stark!“ Einen seiner Leute, der weichen zu wollen schien, hieb er mit dem Tomahawk nieder.

Wäre in dieser Schlacht an der Mündung des Kenhawa in den Ohio, die man gewöhnlich das Treffen von Point Pleasant nennt, der Sieg den verbündeten Indianern geblieben, so hätte schwerlich auch nur ein einziger Virginier sein Leben gerettet. Denn diese waren rings umstellt und auf allen Seiten lagen Indianer im Hinterhalt, um selbst jene an der Flucht zu hindern, welche sich durch Schwimmen zu retten versuchen würden. Es gab damals reiche Beute an Schädelhäuten*).

Bald nach dem Treffen fand sich der Statthalter Lord Dunmore auf der Wahlstatt ein. Er ließ die Feindseligkeiten einstellen und achtzehn indianische Anführer in sein Hauptquartier einladen. Cornstalk ergriff das Wort, um auf die ihnen gemachten Eröffnungen zu antworten. Er sprach kurz, mit Nachdruck und Würde, und so laut, daß man weit und breit im Lager seine Stimme vernahm. Er erinnerte daran, wie groß einst die Macht der Indianer gewesen, und wie sehr ihre Anzahl sich nun vermindert habe; er berief sich auf frühere Verträge mit den Weißen, denen man große Strecken Landes abgetreten habe. Er wies nach, wie diese, alle beschworene Uebereinkunft unbeachtet lassend, doch stets von Neuem weitere Uebergriffe und Gewaltsamkeiten sich zu Schulden kommen ließen, und wie die Indianer manches Jahr lang alle Mißhandlungen mit Ruhe und in Frieden ertragen hätten. Sie wüßten, daß sie nun nicht mehr so stark und mächtig seien, als die Weißen; sie verlangten lediglich Gerechtigkeit, und hätten den Krieg, welcher ihnen aufgezwungen worden sei, nicht gesucht. Denn durch

---

*) Die Virginier bedienten sich einer sinnreichen Kriegslist. Manche von ihnen stellten sich hinter Bäumen oder an einer andern gedeckten Stelle auf und hielten ihre Hüte vor. Die Indianer zielten, und trafen nicht, wie sie glaubten, den Kopf eines Soldaten, sondern einen Hut. Wenn sie dann heranliefen, um ihr vermeintliches Opfer zu skalpiren, wurden sie von ihrem Feinde mit der Streitaxt zu Boden geschlagen.

die Weißen sei er vom Zaune gebrochen, die Indianer aber würden die Verachtung Aller auf sich gezogen haben, wenn sie für die Mordthaten von Captina und am Yellow-Creek Wiedervergeltung auszuüben gezögert haben würden. — Gegen diese Rede, die auf Wahrheit begründet war, konnte Lord Dunmore nichts einwenden. Nach einigem Hin- und Herverhandeln schloß man am 7. Januar 1775 im Camp Charlotte Frieden ab und ließ auf beiden Seiten die Gefangenen frei.

Logan hatte an der Berathung keinen Theil genommen; er war grollend und zürnend in seiner Hütte geblieben. Der Statthalter sandte einen Offizier, den nachherigen General Gibson, an ihn, um ihn zum Beitritte und zur Annahme des Friedens zu bewegen. Dieser traf ihn in Cornstalks Gesellschaft. Als er seinen Auftrag ausgerichtet, nahm Logan ihn bei Seite, führte ihn in den Wald, und erzählte, wie Capitän Cresap ihm Weib, Kinder, Bruder und eine schwangere Schwester ermordet habe. „Ich fordere jeden weißen Mann auf, zu sagen, ob er je in Logans Hütte trat, ohne daß er Speise erhielt; ob er je kalt und nackt kam, und nicht gekleidet wurde. Während des letzten langen und blutigen Krieges blieb Logan unthätig in seiner Hütte und sprach für den Frieden. So sehr liebte ich die Weißen, daß meine Stammesgenossen, wenn sie bei mir vorübergingen, mit Fingern auf mich zeigten und sprachen: Logan ist der Freund der weißen Leute. Ich hatte geglaubt, immer mit euch leben zu können. Aber ein Mann hat mich schwer gekränkt und beleidigt. Hauptmann Cresap hat im vorigen Frühjahr mit kaltem Blute, ohne jeden Anlaß, alle meine Verwandten ermordet, und selbst mein Weib und meine Kinder nicht verschont. So fließt denn auch nicht ein Tropfen von meinem Blute in den Adern irgend eines lebenden Wesens. Das forderte Rache von meiner Seite. Ich habe sie gesucht. Ich habe Viele getödtet. Ich habe mich mit Rache völlig gesättigt. Meinem Lande gönne ich, daß der Friede über ihm strahle. Aber hegt nicht etwa den Gedanken, daß ich mich aus Furcht darüber freue. Logan hat sich nie gefürchtet. Er drehet sich nie herum, um sein Leben zu retten. Ist Jemand da, der um Logan trauerte? Auch nicht Einer!"

Mit Recht wurden diese Worte Logans als ein Meisterwerk der Beredtsamkeit gepriesen, und Jefferson konnte fragen, ob Demosthenes und Cicero oder irgend ein berühmter Redner des neuern Europas ihnen etwas entgegen zu setzen haben, das sie an körniger Kraft des Ausdrucks, an bündiger Kürze und Tiefe des Gefühls überträfe.

Der gewaltige Held und Redner fand ein schmachvolles Ende. Die Weißen haben ihn auf grausame Weise ermordet, als er von Detroit friedlich in sein Land zurückkehrte*). Auch Cornstalk wurde ein Opfer ihrer Niederträchtigkeit.

---

*) Der sonst so nüchterne und enthaltsame Mann hatte sich, als das Unglück ihn so tief

So wenig als Logan verhehlte er sich, daß die Engländer den Indianern überlegen seien. Am Abend vor der Schlacht am Kenhawa hatte er zum Frieden gerathen, war aber überstimmt worden. Nach der Schlacht rieth er seinem Stamme und dessen Verbündeten in einer Versammlung bei Chillicothe abermals zum Frieden. Er fragte: „Was sollen wir jetzt beginnen? Die Langmesser rücken von zwei Seiten her gegen uns an. Sollen wir umkehren und mit ihnen fechten?" Alle schwiegen. Er fragte weiter: „Sollen wir alle Squaws und Kinder tödten, und dann so lange kämpfen, bis wir selber alle getödtet am Boden liegen?" Keine Antwort. Mitten in der Berathungshütte stand ein Kriegspfahl. Cornstalk hieb seine Streitart in denselben, so daß sie festsaß, und rief: „Da ihr nicht kämpfen wollt, so schließe ich Frieden." Unmittelbar nachher ging er zu Lord Dunmore ins Camp Charlotte. Da aber die Erbitterung der Indianer fortdauerte, so wollte er wenigstens unter seinem Volke, den Schanihs, Ruhe erhalten und die Weißen warnen, da ein neuer Ausbruch des Sturmes ihm nahe zu sein schien. Im Frühling 1777, nach dem Ausbruche des Unabhängigkeitskrieges, begab er sich zu diesem Zwecke nebst dem Rothen Falken nach Point Pleasant. Er sprach: „Der Strom bei den Indianern geht gegen euch Amerikaner, die Engländer sind thätig, und ich fürchte, daß die Schanihs, allen meinen Bemühungen zum Trotz, gegen euch schwimmen." Wegen dieser wohlmeinenden Worte behielt der amerikanische Befehlshaber beide Häuptlinge als Geiseln zurück. Während seiner Gefangenschaft gab er den Amerikanern genaue Auskunft über das Land zwischen dem Mississippi und Missouri. Als er eines Tages, um seine Erzählung zu erläutern, eine Art von Landcharte in den Sand zeichnete, hörte man vom andern Ufer des Ohio herüber einen lauten Ruf; es war sein Sohn Ellinipsico, der nicht länger von seinem Vater getrennt bleiben mochte und als Gast zu den Amerikanern kam. Am folgenden Tage wurden zwei weiße Jäger von Indianern überfallen; einer wurde erschossen. Da stürmte eine wilde Amerikanerbande, geführt von einem Capitän Hall, nach Point Pleasant, um die dort befindlichen Indianer zu ermorden. Als sie näher kamen, sprach Cornstalk: „Mein Sohn, der große Geist hat es gefügt, daß wir mit einander sterben sollen; darum hat er dich hergesandt. Es ist sein Wille; ihm unterwerfen wir uns*)." Die Amerikaner schossen ihm sieben Kugeln in den Leib; er zuckte

---

gebeugt, zuletzt dem Trunk ergeben. Sein Vater Schikellimus war, wie Heckewelder erzählt, ein geachteter Häuptling unter den Sechs Nationen. Er lebte zu Schamokin in Pennsylvanien. Als dort, wie wir weiter oben im Texte andeuteten, die Herrnhuter ihres friedlichen Sinnes wegen verfolgt wurden, fanden sie bei Schikellimus gütige Aufnahme. Früher waren Graf Zinzendorf und Conrad Weiser freundlich von ihm empfangen worden. Jenem war er mit einer großen Melone entgegengetreten, und hatte dafür eine Pelzkappe zum Geschenk erhalten. Er trank nie Feuerwasser und starb 1749 in den Armen des Herrnhuters Zeisberger.

*) Thatchers Indian Biography. New York 1848. II. 166 ff. G. Drake, The Book of the Indians, or Biography and History of the Indians of North America. Boston

nicht einmal. Ellinipsico starb gleichfalls mit großer Fassung; auch der Rothe Falke wurde ermordet.

So lohnten die Amerikaner ihren indianischen Freunden! Aber die Rache war fürchterlich und die Wiedervergeltung blieb nicht aus. Beinahe ein halbes Jahrhundert lang wüthete der Krieg, wenn ein ununterbrochenes gegenseitiges Metzeln diesen Namen verdient, an den Gränzen von Neu-York, Pennsylvanien, Virginien und Nordcarolina. Von 1754 bis zum Jahre 1795, da General Wayne im Fort Greenville mit den Indianern Frieden schloß, standen die Sechs Nationen, die Schanihs, die Tschirokis, Krihks und Tschikasas gegen die Weißen in Waffen; und nur in einzelnen Zwischenräumen ruhete der Kampf auf der langen Strecke von den Quellen des Alleghannyflusses bis zum Cumberland und Tennessee.

In dem Frieden, welchen die Indianer mit Lord Dunmore abgeschlossen, war namentlich festgestellt worden, daß die weißen Männer keine Niederlassungen im Westen des Ohio gründen dürften. Diese Bestimmung blieb unbeachtet; eine Ansiedlung nach der andern erhob sich auf dem Grund und Boden, welcher ausdrücklich als Eigenthum der Indianer anerkannt worden war. Die Erbitterung der letzteren hatte abermals einen hohen Grad erreicht, als der Unabhängigkeitskrieg mit England ausbrach. Den Amerikanern mußte Alles daran liegen, die Indianer entweder für sich zu gewinnen, oder sie vom Streite fern zu halten. Im Juni des Jahres 1776 hielt deshalb General Schuyler mit den Sachems der Sechs Nationen auf den sogenannten German Flats eine Berathung, in welcher die Indianer sich verpflichteten, am Kriege keinen Antheil zu nehmen. Aber ein Jahr später ließen englische Beamten die rothen Männer zu einer großen Rathsversammlung nach Oswego am Ontariosee einladen, um sich ihre Unterstützung zu sichern. Sie legten besonderes Gewicht darauf, daß die Rebellen dem guten und großen Könige von England seine Besitzungen in Amerika rauben wollten, während derselbe die Indianer reichlich zu belohnen gedenke, wenn sie ihm beistehen würden. Der auf den German Flats geschlossene Vertrag könne sie nicht binden, denn die Rebellen verdienten jede Strafe sowohl von Seiten der weißen Leute wie der Indianer. Ohnehin sei der König ein mächtiger Gebieter, habe große Haufen Goldes und so viel Rum, als Wasser im Ontario sei. Wer ihm Hülfe gegen die Rebellen leiste, solle an Geld und Gut niemals Mangel leiden. Die Indianer widerstanden diesen Lockungen nicht und verbündeten sich mit den Engländern. Jeder in Oswego anwesende rothe Mann erhielt als Zeichen der Freundschaft einen Anzug, einen Messingkessel, eine Flinte, eine Streitart, ein Skalpirmesser, Pulver und Blei und ein Goldstück zum Geschenk; auch wurde eine Belohnung für jede eingelieferte Schädelhaut versprochen.

1845, book V. Chapter III. p. 41 ff. (ein etwas wirr zusammengeschriebenes Buch, aber voll von interessanten Notizen, die man ohne dieses Werk in Europa schwerlich haben würde); **Monette, Valley of the Mississippi. I. p. 368—384.**

Im Jahre 1755 ward ein zwölfjähriges weißes Mädchen, Maria Jameson, von den Indianern geraubt; sie lebte bis 1823 unter den Senecas, hat nach einander mit mehren Häuptlingen sich vermählt und einen interessanten Bericht über ihre Lebensläufe drucken lassen*). Sie schildert die Indianerkriege mit großer Lebendigkeit. Es waren Weiße, es waren Engländer, welche die Wuth der Indianer aufs Aeußerste stachelten. Ebenezer Allen verübte an den Amerikanern Grausamkeiten, wie kein rother Mann sie sich zu Schulden kommen ließ. Man erzählt von ihm, daß er kleine Kinder lebendig ins Feuer geworfen habe. Ein beglaubigter Fall mag zeigen, in welcher Weise damals Christen gegen einander Krieg führten: „Mehre Indianer, von Engländern angeführt, hatten eine amerikanische Ansiedlung überfallen und die Mutter sammt den Kindern skalpirt. Das war auf der Stelle, wo jetzt die kleine Stadt Leicester, unfern vom Geneseeflusse im westlichen Neu-York steht. Als die Engländer in die Blockhütte kamen, fand man noch ein lebendiges Kind in der Wiege. Ein Indianer hatte seine Streitart erhoben; aber er ließ den Arm sinken, als das Kleine ihn freundlich anlächelte. Der Tomahawk entfiel seinen Händen, und er wollte das Kind in seine Arme nehmen. Da schalt ein englischer Royalist ihn wegen seiner Mattherzigkeit, durchstach das Kind mit dem Bayonnet, ließ es in der Luft zappeln und rief: „Das ist auch ein Rebell!"

Nie sind blutigere Kriege geführt worden, als jene zwischen den Indianern und Engländern auf der einen und den Amerikanern auf der andern Seite. Es war kein regelrechter Kampf eines Heeres mit dem andern, sondern ein Vernichtungskrieg Aller gegen Alle. Die Weißen hatten sich nach und nach die ganze Barbarei der Indianer zu eigen gemacht; sie waren so wild geworden wie die Wilden. Fast jede einzelne Familie hatte den Tod eines oder mehrerer Angehörigen zu betrauern und wollte dafür persönliche Rache nehmen, den Feind völlig vernichten, mit Kind und Kindeskind, denn aus dem Knaben konnte ein Krieger, aus dem Mädchen eine Mutter werden.

Da die Ansiedlungen im Gränzgebiete vereinzelt lagen, so waren sie alle ohne Ausnahme den Ueberfällen des Feindes preisgegeben. Die Indianer führten keinen Krieg mit größeren Massen. Gewöhnlich schaarten sechs oder acht Männer sich zusammen und spürten den Waldleuten nach. Selbst in kleineren Abtheilungen, zu zweien oder dreien, streiften sie viele Hunderte von Meilen weit, und nicht selten haben sich einzelne Krieger der Sechs Nationen vom Ontario-See bis nach Virginien und Carolina gewagt, um Skalpe zu erbeuten. Höchst selten waren die Banden zahlreich, und auch dann immer sorgfältig darauf bedacht, dem weißen Manne im freien Felde auszuweichen. Zog aber einmal ein zahlreicher Heerhaufen gegen die Ansiedlungen, so vertheilte er sich doch stets in mehre

*) Buckingham, America, historical, statistical, and descriptive. Neu-Yorker Ausgabe von 1841. Thl. II. S. 179 ff. Buckingham ist ein Engländer.

kleinere Banden oder „Skalp-Partien," deren jede ein einzelnes Gehöft umlagerte. Die zu ihr Gehörenden schlichen durch die dichten Wälder, verbargen sich in Rohrbrüchen, hinter dicken Bäumen, oder lagen im hohen Grase, bis sie ein Opfer erspäheten, das allemal dem Tode geweiht war. Häufig suchte eine Bande im Dunkel der Nacht bis dicht an das Blockhaus zu dringen, sich den ganzen Tag über zu verbergen, um dessen Bewohner sicher zu machen, und am folgenden Abend, bei Einbruch der Dunkelheit, das Haus zu überfallen. Die Indianer, wenn sie in größerer Zahl vor einem befestigten Lager erschienen, hinter welchem die Ansiedler Schutz gesucht hatten, machten rasch einen Angriff, der gewöhnlich abgeschlagen wurde. Gleich nachher wurden sie für die Belagerten unsichtbar. Da es ihnen an Sturmleitern und schwerem Geschütze fehlte, so suchten sie das Lager durch List und Ueberrumpelung zu nehmen, oder dasselbe auszuhungern. Sie verlegten jeden Pfad, schnitten alle Zufuhr ab, und trachteten danach, ihre Feinde einzeln zu überfallen, ohne sich selbst großer Gefahr auszusetzen. Sie tödteten das Vieh auf der Weide, stahlen die Pferde, plünderten überall und legten die verlassenen Wohnungen und die Scheunen in Asche. Der größte Ruhm für einen indianischen Krieger war allezeit der, seinem Feinde den größten Schaden zuzufügen und sich dabei vor allem Schaden zu wahren; er hält es für ehrenvoll und glaubt eine große That zu verüben, wenn er den nichts ahnenden Gegner überfällt und Schlafende oder Wehrlose niedermetzelt. Seine eigene Person sucht er immer möglichst zu decken, und ein tüchtiger Krieger muß eben so listig und verschlagen als tapfer sein. Er darf niemals einen Angriff wagen, wenn er nicht irgendwie im Vortheil ist.

Die Schlauheit und Vorsicht, welche die Banden auf ihren Streifzügen beobachteten, ist bewundernswerth. Sie ließen keine Spur im Walde oder Grase zurück; kein Busch, kein Baumzweig durfte zerbrochen werden, kein Indianer verlor etwas, das auf seine Nähe deuten konnte; selbst vom Lagerplatze, ja von den Excrementen durfte nicht die geringste Andeutung sichtbar bleiben. Denn der Hinterwäldler war nicht minder schlau, kühn und mit allen Eigenthümlichkeiten des Landes oder den Gewohnheiten und der Kriegführung seiner Feinde vertraut. Deshalb entbehrte der Indianer Feuer und Fleisch, und ließ das einladendste Wild ruhig vorüber, um durch den Knall der Kugel oder das Schwirren des Pfeils seine Nähe nicht zu verrathen. Er sprach selten und dann immer nur leise; er schritt langsam und vorsichtig, auf jede Kleinigkeit sorgsam achtend. Kein fallendes Blatt entging ihm, kein Vogel der durch das Gezweig schlüpfte; er sah und hörte Alles, während er sich jedem Blicke oder Ohr entzog. Vernahm er ein Geräusch, so blieb er augenblicklich leblos wie eine Bildsäule stehen.

Eine Indianerarmee vermag unmöglich lange das Feld zu halten; sie kennt keine regelrechte Verpflegung und hält keine Mannszucht. Sie suchte daher, wie wir schon bemerkten, allemal möglichst rasch auf geradem Wege das Ziel zu

erreichen, die Station zu überfallen, das Pfahlwerk zu erklettern, die weiße Besatzung niederzumetzeln, die Häuser in Brand zu stecken. Manchmal gelang die Ueberrumpelung, öfter waren jedoch die Weißen auf ihrer Hut und schlugen den Angriff ab.

Die einzelnen Niederlassungen konnten dem Feinde nur mit gemeinsamer Kraft Widerstand leisten. Jede „Nachbarschaft," wie man sich ausdrückte, jeder kleine Gau, hatte sich deshalb beeilt, ein sogenanntes Fort, eine Station zu bauen, die zum Vertheidigungspunkte diente, sobald die Indianer die Feindseligkeiten eröffneten*). In jeder Station fand eine beträchtliche Anzahl von Familien Zuflucht und Unterkommen. Auf einer Fläche von mehren Morgen Landes standen Hütten und Blockhäuser; das längliche Viereck war auf zwei Seiten von Hütten, auf den beiden anderen von Pfahlwerk umschlossen. Alle Fensteröffnungen und Thüren gingen nach Innen. Die Außenwand der Hütten war im Durchschnitt zehn bis zwölf Fuß hoch, ohne jede Oeffnung nach Außen und vollkommen kugelfest; der Abhang des Daches lief nach der innern Seite zu. In diesen Behausungen wohnten die einzelnen Familien. Die große Eingangspforte zur Station lag zwischen zwei Hütten, und war von einer Platform geschützt, auf welcher ein Schilderhaus stand. Das Pfahlwerk hatte gewöhnlich gleichfalls eine Höhe von zehn Fuß, und die ganze Einhegung war reichlich mit Schießscharten versehen. Die Eingangspforte wurde Abends stark verrammelt. In Kentucky, dem „blutigen Grunde," hatte man die größeren Stationen noch mit zwei Stockwerk hohen starken Bastionen flankirt, von denen aus die Büchsenschützen alle vier Seiten bestreichen konnten; die kleineren hatten gewöhnlich nur eine oder zwei Bastionen. In diesen Stationen, die immer an einem Bache oder einer Quelle lagen, lebten manche Familien Jahre lang; sie hatten neben diesem befestigten Dorfe ihre Aecker, und mehrfach waren zwei Stationen vermittelst eines langen Pfahlgrabens mit einander in Verbindung gebracht.

Wenn der Feind nahete, schloß man die Thore, Jeder trat auf den ihm angewiesenen Posten, und Weiber und Kinder hielten sich ruhig oder halfen die Büchsen laden. Allemal wurde den Indianern ein warmer Empfang bereitet. Nachdem sie sich zurückgezogen, umlagerten sie die Station oft wochenlang in der oben geschilderten ihnen eigenthümlichen Weise. Gelang es ihnen, zu plündern und Beute zu machen, dann hielt sie ferner nichts zurück; sie eilten in ihre Heimath, ohne sich für einige Zeit um den Krieg zu bekümmern.

Der Indianer bemalte, wenn er zum Kampfe auszog, das Gesicht mit rother und blauer Farbe, schmückte sein Haar mit den Federn des Adlers, der Eule oder des Falken, und putzte seine Skalp-Locke auf. Mit der Kugelbüchse oder Bogen und Pfeilen, mit Tomahawk und und Skalpirmesser versehen, tanzte

*) Im westlichen Pennsylvanien und Virginien nannte man diese Befestigungen Forts, in Kentucky und Tennessee hießen sie Stations.

er den Kriegstanz und zog ins Feld. Die Büchse, mit welcher er trefflich zu zielen verstand, legte er nie ab; aber auch sein Bogen ist eine furchtbare Waffe, die er mit großer Geschicklichkeit handhabt. Das Skalpirmesser trägt er stets in seinem Gürtel. Es war ihm, und ist es auch heute noch, unentbehrlich. Es dient ihm als Waidmesser, mit welchem er dem Bären, dem Hirsche, dem Büffel die Haut abzieht, oder dem überwundenen Feinde, dem todten oder lebenden, die Glieder zerhackt oder die Schädelhaut lostrennt. Die Streitart — Tomahawk — ist klein; auf der scharfen Seite gleicht sie einem Beile, hinten hat sie einen Hammer. Mit jenem hauet der Indianer dem Feinde den Schädel auseinander, mit diesem schlägt er ihm ins Genick, wie der Fleischer dem Schlachtvieh. Manchmal ist der Tomahawk hohl, und wird als Tabackspfeife gebraucht; der Hammer bildet den Pfeifenkopf. Auch als Waffe zum Werfen bedient sich der Indianer seiner Streitart, und er handhabt sie so geschickt, daß ein tüchtiger Krieger einen sechs Zoll dicken Baum in einer Entfernung von achtzig oder hundert Fuß selten verfehlt. Aber eine noch furchtbarere Waffe ist der Streitkolben, eine etwa dritthalb Fuß lange Keule, oben mit einem winkelförmigen drei Zoll langen Eisen versehen. Der Streitkolben verrichtet den Dienst des Tomahawks und des Skalpirmessers zugleich, und wird benutzt, um dem Besiegten die Halsadern zu durchhauen. Die Indianer im südlichen Ohio und Kentucky zogen diesen Streitkolben dem Tomahawk vor. Der Bogen kam allmälig in Abgang, und wich der Büchse; die Stämme im Westen des Mississippi bedienen sich jedoch desselben noch jetzt. In Kriegszeiten machte man häufig die Erfahrung, daß der Pfeil, gleichviel ob seine Spitze von Stahl oder Stein war, so sicher traf und so tief ging, wie die Kugel. Nicht selten war er überdies vergiftet.

Dem Gefangenen wurde oft ein fürchterliches Schicksal zu Theil, wenn man ihn für die „Tortur" aufsparte. Sobald ein Feind als ausgezeichneter Krieger bekannt, oder ein weißer Mann, den die Indianer für einen Häuptling und Führer hielten, lebend in ihre Hände gefallen war, veranstalteten sie ein großes Fest, um die Erinnerung an den glücklichen Fang auf die Kinder zu vererben. Auch die ersten Gefangenen, welche sie im Kriege machten, waren zu Opfern auserkoren. Die Häuptlinge luden den ganzen Stamm, Krieger, Weiber und Kinder, zu der Feierlichkeit ein. Man entkleidete den Gefangenen bis zum Gürtel, bemalte ihm das Gesicht mit schwarzer Farbe, und führte ihn an einen Pfahl, um welchen trockenes Reisholz aufgeschichtet lag. Man hatte ihm die Arme gefesselt; und die Weiber und Kinder schlugen ihn mit Gerten, Stöcken oder mit Keulen, bis er zu Boden sank. Die Peiniger frohlockten und heulten, wenn er seiner Sinne wieder mächtig wurde und seine Augen aufschlug. Durch diese Mißhandlungen weihete man ihn für die eigentliche Marter ein. Man nahm ihn darauf vom Pfahle weg, und befestigte ihn gleich nachher mit einem benetzten, aus Weinreben geflochtenen Stricke wieder an

demselben, aber so, daß er sich in einem Kreise von zwanzig oder dreißig Fuß im Umkreise bewegen konnte. Auch legte man ihm einen Ueberzug von nassem Thon auf den Kopf, damit das Feuer sein Gehirn nicht so rasch angreife und so die Marter abkürze. Seine Füße wurden mit Mokassins aus Bärenfell bekleidet, um sie gegen die brennenden Kohlen zu schützen. Alsdann steckte man das ringsum aufgehäufte Reisig in Brand. Der Gefangene suchte dem Feuer auszuweichen, und lief zur Ergötzlichkeit und unter lautem Jubel von Weibern und Kindern umher, bis er buchstäblich geröstet war; die Krieger sahen mit ruhiger Miene dem gräßlichen Schauspiel zu. Der Gemarterte sank nach Verlauf einer viertel Stunde oder halben Stunde bewußtlos zu Boden. Um ihn noch weiter zu quälen, gingen die Weiber in den Kreis und rannten ihm Feuerbrände in die Haut, wo sie am empfindlichsten ist. Man weiß, daß indianische Häuptlinge mitten in solchen Folterqualen mit entsetzlicher Wuth über einen ihrer Peiniger herfielen und ihn fürchterlich zerbissen, daß Andere, ohne auch nur eine Spur von Schmerz zu verrathen, Taback rauchten und ihre Dränger, die Krieger zumal, feige Weiber schalten. Konnte sich der Gemarterte nicht wieder erheben, lag er endlich, seiner Sinne beraubt, am Boden, dann wurde der Thonüberzug von seinem Kopfe abgenommen, und man warf glühende Kohlen auf das Haupt; manchmal zog man ihm auch erst die Schädelhaut ab, und schüttete glühende Asche auf den blutenden Kopf, bis zuletzt ein alter Krieger durch einen Schlag mit der Streitart allen Qualen ein Ende machte.

Nicht so unbedingt tödtlich war das Gassenlaufen, welches gleichfalls nur bei Gefangenen von Rang und Auszeichnung zur Anwendung kam. An einem von den Häuptlingen anberaumten Tage versammelten sich die Bewohner mehrer Dörfer vor der Hütte, in welcher die Berathungen gepflogen wurden. Alt und Jung, Männer und Weiber bildeten zwei schmale Reihen von mehren hundert Ellen Länge, und stellten sich so auf, daß zwischen den äußersten Punkten dieser Gasse und jener Hütte noch ein freier Raum von etwa fünfzig Schritten blieb. Dem Opfer wurde, sobald Alle bereit standen, jede schützende Körperbedeckung abgenommen, und es mußte durch die Gasse laufen. Die Weiber und Kinder schlugen mit Gerten und Stecken auf den Unglücklichen los, die Männer mit Rudern, Keulen, manchmal auch mit Stöcken, an welche sie ein Messer befestigt hatten. Gelang es dem Gemarterten, die geheiligte Stätte der Berathungshütte lebendig zu erreichen, so war er frei. Aber unter den vielen Hinterwäldlern, welche diese Marter erleiden mußten, sind nur wenige stark genug gewesen, dieselbe zu ertragen, und man betrachtet es heute noch als ein Wunder, daß der Kentuckier Simon Kenton sie während seiner Gefangenschaft unter den Indianern dreimal überstanden hat.

Eigenthümlich war die Art und Weise den Krieg zu erklären. Bei den Mingos, einem Stamme der Cayugas, zog ein Häuptling mit einer Gefolgschaft

aus, überfiel eine Ansiedlung, brannte sie nieder, skalpirte Alles was in seine Gewalt fiel, und legte dann die Kriegskeule an irgend einer weithin sichtbaren Stelle nieder. Die weißen Männer wußten, welche fürchterliche Bedeutung diese symbolische Handlung hatte; sie lieferte den Beweis, daß nun ein Nationalkrieg ausgebrochen war. Jene Keule ist keine Kriegswaffe, sondern lediglich ein Symbol, etwa vier Fuß lang und läuft auf beiden Seiten in einer Krümmung aus. In dem ausgehöhlten Ende ist auf einer Seite eine dicke Kugel von Holz angebracht. Bis auf den heutigen Tag bewahrt man dergleichen Kriegskeulen, die nun längst ihre Schrecken verloren haben.

Aber bis in das zweite Viertel unseres Jahrhunderts hinein sind einzelne Indianerstämme den Weißen furchtbar gewesen. Vor kaum zwanzig Jahren sahen sich die Vereinigten Staaten genöthigt, mit einem Theile der Sahks- und Fuchs-Indianer Krieg zu führen, und die blutige Fehde gegen die Seminolen wurde erst vor Kurzem beendigt. Im Mississippilande sind fortan keine Feindseligkeiten mehr zu besorgen, dagegen beharren die Stämme der westlichen Prairien, von welchen wir später reden, bei ihrer Feindschaft, und man wird, weil gütliche Unterhandlungen fruchtlos bleiben, sie mit Waffengewalt zu Paaren treiben müssen.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts haben unter den rothen Leuten tapfere Häuptlinge sich erhoben, deren Ruhm lange Zeit das Land erfüllte. Während des canadischen Krieges stand Pontiak, ein getreuer Freund der Franzosen, an der Spitze eines großen Bundes gegen die Engländer, auch dann noch, als diesen schon das Land am St. Lorenz abgetreten worden war. Mit ihm, dem obersten Vorsteher der Ottawas, hatten die Miamis, Odschibwäs, Wyandots, Pottawatomies, Mississagas, Schahnis, Ottagamies und Winnebagos sich eng verbündet, um dem weitern Vordringen der Engländer im Gebiete der großen Seen zu steuern. Er hatte den einzelnen Stämmen Kriegsgürtel zugesandt, und ihnen kund gethan, daß der große Geist in der Hülle eines abgeschiedenen Delawaren im Traume zu ihm herabgestiegen sei, und ihm gesagt habe: „Wollt ihr denn dulden, daß diese Hunde in rothen Röcken in das Land kommen, welches ich euch gegeben, und euch dasselbe rauben? Treibt sie hinaus, ich will euch zu Hülfe kommen, wenn ihr in Noth seid.“ Und bald waren alle Stämme an den Seen in Bewegung. Pontiak hatte seinen Plan so klug entworfen, und er wurde von den Indianern so nachdrücklich ausgeführt, daß gleich beim Ausbruche des Krieges, von welchem die Engländer nichts ahneten, im Mai 1763, alle Forts im damaligen Westlande, bis auf drei, überrumpelt wurden. Michillimackinack fiel durch List in ihre Gewalt. Eine Anzahl rother Männer hatte sich, scheinbar in friedlichster Absicht, vor dem Fort eingefunden, und spielte das Baygatiway, ein Ballspiel, bei welchem es nicht ohne Lärm abgeht. Wie von ungefähr warfen die Spieler Bälle über das Pfahlwerk in das Fort, drangen in dasselbe hinein, überwältigten die arglose Besatzung, und

tranken aus hohlen Händen das Blut der niedergemetzelten Engländer. Pontiak bemühete sich zu derselben Zeit, das hundert deutsche Meilen weiter südlich liegende Detroit, die bedeutendste Festung des Seelandes, gleichfalls durch List in seine Gewalt zu bringen. Aber sie wurde vereitelt, da eine indianische Frau den Plan verrieth. Darauf begann er den Platz regelrecht zu belagern, schoß mit glühenden Pfeilen, um die Häuser in Brand zu stecken, und hielt die Engländer ein volles Jahr lang in Schach. Es zeugt für die Erbitterung der Indianer und für die Art und Weise, in welcher der Krieg geführt wurde, daß sie bei Detroit die Leiche eines englischen Offiziers kochten und das Fleisch verzehrten; aus der Armhaut eines andern verfertigten sie einen Tabacksbeutel. Auf die Dauer waren sie freilich den Europäern nicht gewachsen; sie mußten ihre Streitart begraben. Pontiak war ohne Frage von allen indianischen Häuptlingen der bei weitem intelligenteste. Sein ganzes Verfahren hatte einen systematischen Anstrich; er stellte Creditscheine aus, die er redlich einlösete, und die bei rothen und weißen Leuten galten, obwohl sie von Baumrinde waren, und nur das Totem des Häuptlings, eine Fischotter, als Beglaubigung hatten. Er wußte eine Zeitlang die Indianer zu vermögen, sich des Gebrauchs aller europäischen Waaren zu enthalten, und jeden Verkehr mit den Weißen zu meiden. Der Bund, welchen er unter den Indianern aufgerichtet hatte und längere Zeit zusammenhielt, umfaßte die Stämme von Neu-Schottland, wo die Mikmaks ihm anhingen, bis Virginien. Noch heute lebt sein Andenken bei den Indianern, und sie erzählen, daß dieser kühne und kluge Held vier Jahre nach der Belagerung von Detroit durch einen Mann vom Stamme der Peorias in öffentlicher Berathung erstochen wurde.

Im Jahre 1787 wurde das „nordwestliche Gebiet" organisirt; im April 1788 ließen sich 47 Personen an der Mündung des Muskingum in den Ohio nieder, da wo nun Marietta steht. Das erste Gesetzbuch für das neue Gebiet, aus welchem seitdem eine Anzahl Staaten sich bildeten, wurde auf einige Blätter Papier geschrieben, und zur Nachachtung für Alle an einen Baum genagelt. Auch nach dem Friedensschlusse von 1783 hatten die Engländer mehre befestigte Posten im Westlande nicht geräumt, und die ihnen befreundeten Indianerstämme traten abermals zusammen, um einen Bund gegen die Amerikaner zu schließen. Im December 1786 hielten Abgeordnete der Sechs Nationen, der Ottawas, Miamis, Schahnis, Odschibwäs, Delawaren, Pottawatomies, der Stämme vom Wabash und sogar der Tschirokis eine Berathung zu Detroit, in welcher geltend gemacht wurde, daß den Bürgern der Vereinigten Staaten keineswegs das Recht zustehe, den Ohio zu überschreiten. Von Seiten der Engländer wurden die Indianer gleichfalls aufgestachelt, und selbst die Spanier bemüheten sich, vom untern Mississippi her eine indianische Liga gegen die neue Republik ins Leben zu rufen. Die weiter oben von uns geschilderten Gränzfehden dauerten

inzwischen ohne Unterbrechung fort, und wurden um 1790 so bedenklich, daß die amerikanische Regierung den General Harmer mit 1400 Mann aussandte, um die Indianer zum Frieden zu nöthigen. Aber er wurde von dem Häuptling Little Turtle (Michikinakwa) aufs Haupt geschlagen; zwei Jahre später war der Generalmajor St. Clair eben so unglücklich; erst dem General Wayne gelang es, in einem Treffen am Maumee die Indianer zu überwältigen und 1795 durch einen zu Greenville abgeschlossenen Vertrag das Bündniß unter den Indianern aufzulösen.

Als kaum ein Jahrzehnt verflossen war, drohete ein neuer Krieg, und wiederum errichteten die rothen Männer einen Bund, durch welchen sie den Uebergriffen amerikanischer Bürger steuern zu können meinten. Unter den Indianern am Ohio standen die Schahnis (Shawanees) in großem Ansehen, und gerade von ihnen hatten die ersten Ansiedler in Kentucky am meisten zu leiden. Aus diesem Volke ging, von einer Tschirokimutter geboren, Tecumseh hervor, ein merkwürdiger Charakter, und einer von jenen indianischen Männern, welche vergebens bestrebt waren, der unter ihren Stammesgenossen um sich greifenden Verderbniß zu steuern und den Weißen das weitere Vordringen nach Westen zu wehren. Schon als Knabe hatte er im Gefolge seines Vaters an den Fehden in Kentucky Theil genommen, hatte sich der bekannten Sekte der Shakers zugewandt, den Genuß geistiger Getränke gemieden und erst in reiferen Jahren ein Weib genommen. Gegen die Amerikaner war er von bitterm Haß erfüllt; kein anderer Krieger konnte sich rühmen, so viele Boote auf dem Ohio geraubt, so viele Ansiedlerwohnungen überfallen und geplündert zu haben, als Tecumseh. Aber die Beute überließ er allemal seinen Kriegern; ihm selbst genügte der Ruhm, den seine Thaten ihm brachten. Mit und neben ihm wirkte sein Bruder Elskwatawa, bei weitem der einflußreichste der zahlreichen Propheten, deren unter den Indianern so viele sich erheben. Er trat als Wiederhersteller altindianischer Sitte auf und gab seinen Bestrebungen eine religiöse Weihe. Seitdem er im Jahre 1804 zuerst einigen Freunden und Verwandten seine hohe Sendung offenbarte und öffentlich zu reden und zu predigen begann, drang er vor allen Dingen auf ein Fernhalten von den weißen Leuten. Der große Geist hatte ihm kund gethan, daß der rothe Mann sich europäischer Kleidung und des Feuerwassers enthalten müsse, wenn er Glück und Macht erwerben wolle. Er sollte seine Glieder, wie in früheren Zeiten, in Thierfelle hüllen und die wollenen Decken verschmähen, nicht sich berauschen, nicht stehlen und nicht zanken, vor allen Dingen aber mit jedem rothen Manne, einerlei welchem Stamme derselbe angehöre, in Frieden leben. Anfangs bekehrte er nur eine geringe Anzahl, aber unter seinen ersten Bekennern war Tecumseh. Mit großer Klugheit wußte er dem Stolze und der Eitelkeit der Schahnis zu schmeicheln, die sich, einer alten Sage zufolge, für das erste und älteste Volk der Erde halten. Einer ihrer Häuptlinge hatte den

Amerikanern 1803, bei einer Berathung im Fort Wayne, folgende Worte gesagt: „Der Meister des Lebens war selbst ein Indianer. Er schuf die Schahnis eher als alle übrigen Menschen, und sie kamen aus seinem Gehirn. Von ihnen stammen alle rothen Leute ab. Dann schuf der Herr des Lebens die Franzosen und Engländer aus seiner Brust und die Holländer aus seinen Füßen. Die niedrigeren Menschen machte er weiß und gab ihnen Wohnplätze auf der andern Seite des großen Wassers.“ Aber Elskwatawa, der Prophet, besaß für die Indianer eine neue Offenbarung vom großen Geiste. Dieser hatte ihm gesagt: „Ich bin der Vater der Engländer, der Franzosen, der Spanier und der Indianer. Ich schuf den ersten Mann, den gemeinschaftlichen Vater aller dieser Völker, eben so wohl wie euch selbst. Aber die Amerikaner habe ich nicht geschaffen; sie sind nicht meine Kinder, sondern Kinder des bösen Geistes. Sie entstanden aus dem Schaume des großen Wassers, welches der böse Geist aufgewühlt hatte; der Schaum wurde vom Ostwinde in die Wälder getrieben. Sie sind stark an Zahl, aber ich hasse sie.“ Elskwatawa kannte vortrefflich die schwache Seite der Indianer, wußte sie bei derselben zu packen und ließ durch keinerlei Widerwärtigkeit sich in Verfolgung seines großen Planes stören. Auch Tecumseh hatte seine Feinde; manche Häuptlinge betrachteten mit Neid den wachsenden Einfluß des jungen Kriegers und suchten die Gemüther des Volkes von ihm abzuwenden. Der Prophet wußte diese Feinde zu vernichten. Hatte doch der große Geist ihm auch die Gabe verliehen, Herz und Nieren der Menschen zu prüfen, und zu wissen, wer fluchwürdiger Hexerei und Zauberkunst ergeben sei. Alle unter seinen Gegnern, die er zu Opfern erkor, waren verloren. Teteborti, ein Häuptling der Delawaren, über dessen Scheitel achtzig Winter hinweggegangen waren, wurde als Zauberer an den Brandpfahl gebunden; ein anderer, dem der Prophet Geständnisse abpressen wollte und der als Christ erklärte, ihm sei jede Gemeinschaft mit dem Teufel fern, rief: „Bindet mich an den Pfahl, und ihr werdet sehen, wie ein Krieger und Christ den Tod erträgt.“ Dann nahm er sein Gebetbuch zur Hand und betete und sang, bis dicker Qualm seine Stimme erstickte.

Tecumsehs Streben war darauf gerichtet, alle Stämme von den Gränzen Neu-Yorks bis zum Mississippi gegen die Amerikaner zu vereinigen, und, wie vormals Pontiak, die befestigten Posten Detroit, Fort Wayne, Chicago, St. Louis und Vincennes zu überfallen. Im Jahre 1807 wirkten seine und des Propheten Sendboten zu diesem Zwecke, und 1808 ließ sich der letztere dauernd zu Tippecanoe am Wabash nieder, das er zu seinem Hauptquartier machte. Von dort aus bearbeitete er die Indianer, denen er den großen Kometen von 1811 als ein Zeichen deutete, daß der große Geist die Vernichtung der Amerikaner durch die rothen Leute beschlossen habe. Er hatte eine größere Zahl streitbarer Männer um sich versammelt, als Gouverneur Harrison Soldaten mustern konnte; der Ausbruch des Krieges war unvermeidlich, und die Amerikaner hielten es für gerathen, den

Angriff nicht erst abzuwarten. Harrison zog daher ins Feld, und gewann am 7. November 1811 die Schlacht bei Tippecanoe, in welcher die Indianer verzweifelten Widerstand leisteten, während der Prophet auf einem Hügel stand und durch Gesang und Gebehrden den Muth seiner Krieger entflammte. Durch dieses rasche Verfahren sah Tecumseh seinen Hauptplan vereitelt. Er war längere Zeit im fernen Süden gewesen, um die dort hausenden Stämme in seine Liga zu ziehen, und erst nach der entscheidenden Schlacht zurückgekommen. Aber der Ausbruch des Krieges zwischen England und den Vereinigten Staaten rief ihn wieder unter die Waffen, und er sammelte eine größere Menge von Kriegern um sich, wie je zuvor. Als Oberoffizier in englischen Diensten nahm er an allen wichtigeren Gefechten Theil, auch an jener für Großbritannien so unglücklichen Schlacht bei Moravian-Town an der Themse am 5. October 1813, in welcher er seinen Tod fand. Die regelmäßigen Truppen der Engländer waren von berittener Landwehr aus Kentucky geworfen und auseinander gesprengt, die letztere war in ein Handgemenge mit den Indianern gerathen und Tecumseh verwundet worden. Die Rothröcke flohen, aber der Häuptling der Schahnis mochte seinen Feinden den Rücken nicht zukehren. Den Kriegsgesang anstimmend, rannte er ins dichteste Getümmel, und fiel, als eine Pistolenkugel ihm den Schädel zerschmetterte. Vom Propheten, welcher seinen Bruder überlebte, hat man nichts mehr gehört; mit Tecumsehs Tode war seine Aufgabe zu Ende, und in der Schlacht an der Themse der alte Geist der Indianer gebrochen. Die Ottawas, Odschibwäs, Miamis und Pottawatomies schlossen Frieden mit den Amerikanern undlöst en ihren Bund auf. Tecumseh, den man wohl den „indianischen Bonaparte" genannt hat, erreichte ein Alter von etwa fünf und vierzig Jahren. Seine Krieger begruben ihn auf dem Schlachtfelde neben einer umgestürzten Eiche. Der Hügel, welchen sie über seiner Leiche aufwarfen, wird durch die rothen Leute, welche denselben besuchen, frei von Unkraut und Gestrüpp erhalten; rings um das Grab wachsen Weidenbäume und wilde Rosen.

Noch einmal erhob sich unter den nördlichen Indianern ein Feind, welcher den Weißen Widerstand zu leisten wagte, der Schwarze Falke, Häuptling der Sahks- und Fuchs-Indianer, welche in Illinois und Wisconsin zwischen den Flüssen Illinois und Mississippi ihre Jagdgründe hatten und im Jahre 1820 dreitausend Köpfe zählten. Etwa der fünfte Theil dieser Zahl bestand aus Kriegern. Einige Häuptlinge verkauften das Land 1830 vertragsmäßig an die Vereinigten Staaten, ohne Einwilligung des Schwarzen Falken. Die Weißen drangen in das neuerworbene Gebiet, mißhandelten rothe Leute in empörender Weise und nahmen deren Dörfer in Besitz. Sie verübten Unbilden an Frauen und schlugen einen Indianer todt. Nach langem Zaudern griff der Schwarze Falke zu seiner Streitart; mit nur 40 seiner Krieger trieb er 270 Amerikaner in die Flucht, lieferte ihnen mehr als ein Treffen, erlag aber am Ende der Uebermacht, und wurde in

der Schlacht von Bad Axe am Mississippi geschlagen. Er lieferte sich den Amerikanern aus, die ihn nach Washington führten, wo er am 22. April 1833 eintraf, und den Präsidenten Jackson mit den Worten anredete: „Ich bin ein Mann, und Du bist auch ein Mann." Man brachte ihn erst als Gefangenen nach Fort Monroe an der Chesapeakebay in Virginien, ließ ihn dann Philadelphia, Baltimore und Neu-York besuchen, und als von ihm, der ein hochbetagter Greis war, und von seinem auf das westliche Ufer des Mississippi hinübergeführten Stamme keine weiteren Feindseligkeiten zu besorgen waren, führte man ihn wieder zu seinem Volke. Er starb am 30. October 1838. Nach ihm ist kein indianischer Häuptling im Norden den Weißen furchtbar gewesen; in dieser Himmelsgegend sind sie für alle Zeiten sicher vor Kriegen mit den rothen Männern.

Nachdem wir geschildert, wie allmälig die weite Landstrecke vom Atlantischen Weltmeere bis über den Mississippi hinaus, und von den canadischen Seen bis zum mexicanischen Meerbusen besiedelt wurde, bleibt uns, bevor wir die einzelnen Bestandtheile der Union beschreiben, noch übrig, Einiges über den Nationalcharakter der Nord-Amerikaner zu bemerken. Das große Volk ist aus einer Menge verschiedenartiger Bestandtheile zusammengesetzt. Leute von englischer und irischer Abstammung, Deutsche und Schotten, Norweger und Holländer, Franzosen und Spanier leben mit und neben einander, in denselben Staaten und unter einerlei Einrichtungen. Wenn auch die alten Stammesabneigungen, welche in Europa vielfach so schroff hervortreten, in der neuen Welt nicht ganz verschwunden sind, so üben sie doch in ihr bei weitem nicht den nachtheiligen Einfluß aus, wie auf unserer Seite des großen Weltmeeres. Nur gegen die zahlreichen Irländer, welche den am wenigsten fleißigen und deshalb nicht sehr geachteten Theil der Bevölkerung, besonders in den großen Seestädten, bilden, und zumeist auf einer niedrigen Stufe geistiger und moralischer Ausbildung sich befinden, herrscht eine sehr bemerkliche Antipathie. Von einer Gleichartigkeit des Volkscharakters kann keine Rede sein in einem Lande, welches binnen einem Jahrzehnt nahe an drei Millionen Einwanderern aus allen Ländern Europas eine gastliche Aufnahme gewährte. Zieht man in Betracht, daß ein großer Theil dieser Ankömmlinge den weniger gebildeten Schichten der Gesellschaft angehört, daß so viele mehr als zweideutige Personen, deren Bleiben nicht ferner in der alten Welt war, in Amerika eine neue Heimath suchen, und bedenkt man, daß dort viele Schranken gar nicht vorhanden sind, welche in unserm Erdtheile die freie Thätigkeit des Einzelnen hemmen, — dann muß man bewundern, daß das Volk Amerikas im Allgemeinen eine so achtbare Stufe erreicht hat. Der Geist der

Freiheit, welcher jenes Land durchzieht, wirkt ohne Frage bessernd und anregend, veredelnd und läuternd auf die neuen Bürger ein, und viele von ihnen haben schon während der Ueberfahrt die alten Sünden in das Meer geworfen. Die Einwanderer, so hart sie auch ringen und arbeiten müssen, um sich in eine erträgliche Lage zu versetzen, sind ohne Ausnahme mit den amerikanischen Staatseinrichtungen zufrieden, welche ihnen eine freie Entfaltung aller ihrer Kräfte möglich machen. Keiner fühlt sich durch den Andern beengt, Niemand ist an die Scholle gebunden, er mag sich ungehindert nach eigenem Belieben sein Schicksal bestimmen. Nur diese ungehemmte Freiheit und den jeweiligen Bedürfnissen der Gesellschaft angemessene Gesetze haben das beispiellose Gedeihen der Vereinigten Staaten möglich gemacht und sichern ihnen eine große und glückliche Zukunft. Noch leben manche Menschen, welche vor der Unabhängigkeitserklärung geboren wurden, und heute ist die große transatlantische Republik schon einer der mächtigsten und reichsten Staaten der Welt. Freilich hat sie kein Zeitalter der Barbarei durchlebt, wie die europäischen Staaten, indem die ersten Ansiedler und die späteren Einwanderer die Gesittung der alten Welt in die neue mit hinüberbrachten und auf den in und mit derselben gegebenen Bedingungen sich selbständig und eigenthümlich weiter entwickelten. Wir haben früher gezeigt, daß die Republik in Nord-Amerika nicht ein Werk des Zufalls, sondern der Nothwendigkeit und einer verständigen Praxis war. Der Amerikaner, besonders jener von engländischer Abkunft, ist nicht mit der Scholle, welche er bewohnt, in der Weise verwachsen, wie der Europäer. Er hängt mehr an seinen freien Einrichtungen als seiner Jugendheimath; wenn er nur das sternenbesäete Banner flattern sieht und unter republikanischen Institutionen lebt, so fühlt er sich in einer Heimath. Er will unter allen Umständen ein demokratischer Republikaner sein, und hat weder Sinn noch Neigung für eine Monarchie, die völlig gegen seinen ganzen Strich läuft, die er nicht für rationell erachtet und auf welche er vornehm oder mitleidig herabblickt.

Den specifisch amerikanischen Sauerteig, welcher das Volk der gesammten Union durchdringt, bilden die Bewohner der nordöstlichen Staaten, die Nachkommen der Pilgerväter. Es giebt auf Erden unter den civilisirten Völkern zuverlässig keinen eigenthümlichern Menschenschlag, als den sogenannten Yankee, den ächten Neu-Engländer. Er ist fürsorglich, haushälterisch, auf Geld und Gut erpicht; aber seine pfiffige Verschlagenheit, sein betriebsames Wesen, seine erfinderische Anlage und Sparsamkeit sind um so bemerkenswerther, da alle diese Eigenschaften nicht als Kinder der Noth und des äußern Dranges erscheinen. Denn eigentliche Armuth ist in den nordöstlichen Staaten gar nicht vorhanden, und Arbeit wird immer in Hülle und Fülle angeboten. Der Yankee, welches auch seine Berufsart sein möge, „streckt sich nach der Decke;" er geht nicht leicht über seine Mittel hinaus. In dieser Hinsicht gleicht er dem sparsamen Schweizer, ist aber bei weitem nicht so knickerig, als dieser oft zu sein pflegt. Bei jedem Geschäfte, groß

oder klein, sucht er seinen Profit zu steigern. Zwar seine amerikanischen Landsleute sagen ihm nach, daß er es dabei nicht immer genau mit der Redlichkeit nehme, und daß man sich bei ihm vorsehen müsse, um nicht für ächte Schinken oder Muskatnüsse täuschend ähnlich nachgemachte Waare aus Wallnußholz zu erhalten. Doch das sind Auswüchse, wie sie überall vorkommen. Richtig bleibt, daß alle Klassen unter den Yankees durch und durch als prosaische Nützlichkeitsmenschen, als durchaus nüchterne Utilitarier erscheinen, welche manchmal einen kleinlichen Anstrich und eine beschränkte Auffassung zeigen, daneben aber einen hartnäckigen Eigensinn bethätigen, der oft zum Guten ausschlägt, weil er fast immer auf nützliche Dinge, namentlich auf Arbeit gerichtet ist. Bedächtiges und bemessenes Wesen wird an einem Manne hochgeschätzt; Jeder kleidet sich anständig, sucht sich sein Haus bequem einzurichten und seine Kinder gut zu erziehen. Gewiß sorgt der Yankee dafür, daß sie etwas lernen; das Yankeeland liefert auch die betriebsamsten Schulmeister für alle anderen Staaten.

Vielleicht fehlt dem Yankee liebenswürdiges, anziehendes Wesen; er ist zu sehr ein Mann des Soll und Haben, sein Wesen zu nüchtern; haben doch selbst die Engländer, welche man auf dem europäischen Festlande auch im Allgemeinen als keineswegs liebenswürdige Utilitarier zu betrachten pflegt, das scharfe Urtheil gefällt, im Yankeelande bestehe das männliche Geschlecht lediglich aus Thalerjägern und das weibliche habe keine andere Bestimmung, als Thalerjäger zu gebären und aufzuziehen*). Die Yankees selbst wenden dagegen ganz richtig ein, daß sich in ihrem Bienenkorbe keine aristokratischen Drohnen finden, die verzehren, ohne zu arbeiten. Es ist vollkommen wahr, daß in ihrem „Paradiese der Dollar-Jäger" die Wissenschaft gedeiht und die Künste geachtet werden, und in gemeinnützigen Erfindungen können die Yankees vollkommen neben den Engländern ihren Platz behaupten. Ihre Erfindungsgabe ist ausgezeichnet, ihre Thätigkeit außerordentlich sinnreich. Sie haben an Philanthropen und Reformers keinen Mangel, und was man auch über die Art und Weise denken mag, in welcher dieselben manchmal ihren Grundsätzen Geltung zu verschaffen suchen, so viel bleibt gewiß, daß sie es dabei nicht auf Gelderwerb abgesehen haben. Um zu zeigen, wie sie die Fürsorge für die arbeitenden Klassen, im Gegensatze zu den Engländern, verstehen, können sie sich dreist auf Lowell berufen, das einen weit befriedigendern Anblick darbietet als Manchester, und für den Volksunterricht haben gerade die Yankees mehr gethan, als irgend ein anderes Land, Deutschland und die Schweiz etwa ausgenommen. In England können von hundert Menschen

*) Der Ausspruch rührt von dem Nationalökonomen Mill her, und scheint in England Glück gemacht zu haben; wir finden ihn wenigstens oft in englischen Zeitungen wieder. Talleyrand meinte, es gebe gar keinen Amerikaner, der nicht einmal sein Pferd oder seinen Hund verkauft habe. Uebrigens weiß man, wie schief solche pikanten Aussprüche sind, wenn sie sich auf eine Gesammtheit beziehen sollen.

vierzig ihren eigenen Namen nicht schreiben, während in Massachusetts von zweihunderten nur Einer nicht schreiben konnte, und der war allemal ein aus England oder Irland Eingewanderter. Die Summen, welche dort von Privatleuten für Unterstützung der Volks- und Gelehrtenschulen, für Kirchen, Missionen, Krankenhäuser und wissenschaftliche Anstalten gespendet werden, übertreffen Alles, was in Europa von Staatswegen in dieser Hinsicht geschieht. Ein Knopfmacher in Neu-England z. B., der als armer Mann sein Gewerbe anfing, hat eine Academie reichlich bedacht und drei Professorenstellen begabt. Die wohlthätigen Stiftungen, welche seit Anfang dieses Jahrhunderts allein in Boston ins Leben traten, haben ein Vermögen von sechs Millionen Dollars, und das Harvart-College bekam während der letztverflossenen Jahre Geldgeschenke im Belauf von 850,000 Dollars *).

Das Yankeeland ist nicht bloß an Arbeitsamkeit einem Immenkorbe vergleichbar, auch seine Bewohner gleichen darin den Bienen, daß in jedem Frühjahr Tausende von ihnen in die Ferne schweifen. Dem Neu-Engländer wohnt, mehr noch als anderen Amerikanern, ein Wandertrieb inne, der nicht eher Befriedigung fand, als bis er die Gestade des großen Weltmeers im Westen erreichte. Er hat seine Heimath lieb, aber er hängt nicht an ihr, sondern sucht sich eine neue Heimstätte, gleichviel wo, wenn er dadurch seine Lage verbessern zu können glaubt. Er schweift umher wie ein Zigeuner. Nachdem er den Indianer verdrängt, wird er selber eine Art Nomade. Er schlägt aber auch in jedem Boden Wurzeln, er breitet sich aus wie Queckengras, und es kommt ihm nicht viel darauf an, in zehn Jahren zehn Mal den Ort zu wechseln. Denn sentimentale Heimathsliebe wohnt nicht in ihm; er hat in dieser Beziehung keine Spur vom Deutschen; er ist mehr Beduine. Aber diese Wanderlust übt auf Nord-Amerika im Großen und Ganzen einen segensreichen Einfluß. Der Yankee verpflanzt seine Ordnungsliebe, seine Betriebsamkeit und sein ruhiges Wesen in alle Gegenden; er giebt den ungebildeten Einwanderern aus England und Irland ein gutes Beispiel, übt durch seine geistige Ueberlegenheit großes Gewicht auf sie aus, und trägt sicherlich nicht wenig dazu bei, daß namentlich die Irländer der zweiten Generation, wenn auch nicht in den großen Küstenstädten, doch im Binnenlande, aus rohen und trägen Menschen fleißige und ordnungsliebende Leute werden.

In den mittleren Staaten tritt der Yankeecharakter nicht mehr in seiner Reinheit hervor, da die Bevölkerung schon gemischter wird. In Neu-York ist noch holländisches Wesen nicht ganz verschwunden; in den westlichen Theilen dieses Staates und in Pennsylvanien besteht ein großer Theil der Volksmenge aus Deutschen. Diese haben das Land blühend machen helfen und gelten mit

*) North American Review, October 1848. S. 415.

Recht für ausgezeichnete Ackerbauer. In diesen mittleren Staaten wie im Westen, wohin alljährliche mächtige Einwandererwellen einströmen, ist noch Alles in frischem Flusse, und es wird noch lange Zeit vergehen, bevor in diesen neuen Gegenden ein fester Typus sich ausprägt. Vorzugsweise nach dem Westlande ist die deutsche Einwanderung gerichtet. So lange der bei weitem größte Theil unserer Landsleute, welcher in die neue Welt zog, aus Leuten der wenig gebildeten Klassen bestand, konnten die Deutschen in Amerika sich mit den ohnehin zahlreicheren Anglo-Amerikanern nicht messen, obwohl sie hinter diesen an Redlichkeit, Fleiß und Ausdauer nicht im Mindesten zurückstanden. Seit aber, besonders nach dem Jahre 1830 und abermals in der jüngsten Zeit, viele tausend Familien aus den höher gebildeten Schichten der Gesellschaft, aus ähnlichen Beweggründen wie einst die englischen Puritaner, Katholiken und Quäker, freiwillig oder gezwungen nach den Vereinigten Staaten hinüber ziehen, und deutsche Cultur und Wissenschaft dort so zahlreiche und tüchtige Vertreter gewinnt, steht kaum noch zu befürchten, daß das deutsche Wesen, die Eigenthümlichkeit der gebildetsten Nation Europas, auf der andern Seite des Oceans ferner geknickt oder verkümmert werden könne. Es ist die Aufgabe der amerikanischen Deutschen, sich neben ihren englisch redenden Mitbürgern volle Geltung als Deutsche zu verschaffen und dem deutschen Wesen in allen Beziehungen gleiche Berechtigung zu erkämpfen*). In Anbetracht dieser hohen und heiligen Pflicht gegen die Civilisation müssen die in Amerika doppelt sinnlosen Unterschiede zwischen hochdeutsch und plattdeutsch Redenden, zwischen Katholiken und Protestanten verschwinden. Auch das deutsche Wesen will und muß am Susquehannah und Ohio, am Wisconsin und Missouri seine eigenthümliche, neue Ausbildung haben, so gut wie das englische, das eine Tochter des deutschen ist. Die Franzosen und Spanier sind in jenem Lande zu wenig zahlreich und erhalten nicht Zuwachs genug, als daß sie auf die Dauer in lebenskräftiger Eigenthümlichkeit verharren könnten. Aber die fünf bis sechs Millionen Deutsche, deren Zahl sich binnen einem Menschenalter verdoppeln wird, sind sittlich wie volksthümlich berechtigt und verpflichtet, ihr Wesen nicht in jenem der englisch redenden Amerikaner untergehen zu lassen. In der Cul-

*) Die lächerlichste und verächtlichste Figur ist unbedingt ein Mensch, der sich seiner angeborenen Volksthümlichkeit entäußern und eine andere statt derselben annehmen will. Ein mit dem Yankeethum kokettirender Deutscher z. B. wäre ein Ekel für Götter und Menschen, einem impotenten Maulesel vergleichbar. Was Einer ist, muß er voll und ganz sein. In hohem Grade tadelnswerth erscheint auch die Verunreinigung der deutschen Sprache durch englische Wörter und Redewendungen. Man begreift, daß der lange Zeit von allem geistigen Verkehr mit dem Mutterlande getrennte pennsylvanische Bauer kein reines Deutsch redet; aber die deutsche Presse in den Vereinigten Staaten sollte unsere Sprache nicht verderben. Europäische Reisende machen es freilich nicht besser; manche nehmen, wie unsere Touristen in Italien und Frankreich, die fremden Ausdrücke zu Dutzenden, ja zu Hunderten an. Von einer solchen schriftstellerischen Buntscheckigkeit liefert z. B. die Beschreibung einer Reise durch die Vereinigten Staaten, von Clara von Gerstner, geb. von Epplen-Härtenstein (Leipzig 1842) ärgerliche Proben in Menge.

turentwicklung der Menschheit ist unseren Landsleuten in Amerika eine wichtige Stellung angewiesen; wer von ihnen sich seiner Nationalität entäußert, begreift dieselbe nicht.

Der Charakter des Südländers ist von jenem des Yankee in vielen Beziehungen wesentlich verschieden. Gleich in Maryland und Virginien zeigt sich ein anderer Typus, und die Einwirkung der Sklaverei tritt scharf hervor. Der Südländer ist mehr Normanne und Cavalier, der Yankee mehr Angelsachse und Puritaner. Jener ist weniger arbeitsam, und seine geistigen Bestrebungen sind nicht lediglich auf das unmittelbar Nützliche gerichtet. Er ist in hohem Grade gastfrei, tapfer, oft edelmüthig und im besten Sinne des Worts ritterlich; aber er hat zu rasches Blut, ist viel zu empfindlich, heftig und zu Gewaltthätigkeit geneigt. Die Gesellschaft im Süden ist franker und angenehmer als vielfach im Norden, doch versteht es sich von selbst, daß auch in diesem letztern die eigentlich gute Gesellschaft eine Ausnahme macht. Wo die wahre ächte Bildung heimisch ist, kann von dem mit Recht an einer großen Masse der englisch redenden Amerikaner gerügten „Religionshumbug, von der Sabbathsknechtschaft, der Betrügerei im Handel, der Geldherrschaft, Geistesdürre, Unwissenheit und Unfreudigkeit des Lebens“ keine Rede sein. Uebrigens bleibt es eine ausgemachte Thatsache, daß die wenigsten englischen Reisenden die Amerikaner in gutem Glauben beurtheilen; John Bull kann sich immer noch nicht überwinden, im Bruder Jonathan etwas Anderes zu erblicken, als einen entlaufenen Vasallen oder einen ungerathenen Sohn.

Und doch haben die Amerikaner alle Ursache, auf ihr glorreiches Land und ihre Geschichte stolz zu sein. Schon jetzt stehen sie als Herren und Gebieter der neuen Welt da, und erzwingen sich die Achtung der alten Welt. Sie dürften europäische Pasquille ruhig verachten, und thäten wohl, die kindische Empfindlichkeit und dünkelhafte Eitelkeit, welche ihnen zum Vorwurfe gemacht wird, gründlich abzulegen*). Diese sind ungesunde Auswüchse einer vortrefflichen Eigen-

---

*) Diese Vorwürfe werden den Amerikanern von Reisenden aller Nationen gemacht. Vor einigen Monaten hat auch einer ihrer Landsleute sie darüber gescholten. (De Bow's Review of the Southern and Western States, New Orleans, August 1850, p. 140.) Er tadelt besonders ihr Großprahlen und ihre Ruhmredigkeit. „Wir sind noch nicht zufrieden mit den außerordentlichen Fortschritten, welche unsere Nation gemacht hat, sondern möchten auch der ganzen Welt die Meinung beibringen, daß wir es allen Anderen zuvor thun. Daß wir in physischer wie in geistiger Beziehung vollkommen das Zeug dazu besitzen, es irgend einem andern Volke gleich zu thun, wird Niemand in Abrede stellen, aber wir müssen unsere Hülfsquellen auch entwickeln. Weder ein Einzelner noch ein Volk kann der Praxis und Erfahrung entbehren. Wir sind aber in vielen Beziehungen nur erst Lehrlinge, allerdings sehr günstig gestellte Lehrlinge, da Europa in Bezug auf ernste Wissenschaft, Literatur und Kunst so Großes leistet. Wir wollen aber gar nicht warten oder Geduld haben, und ärgern uns, wenn wir nicht gleich beim ersten Versuch alle Uebrigen weit hinter uns lassen. Dabei rühmen wir uns schon im Voraus, daß wir dem Nagel auf den Kopf getroffen haben. Mißlingt uns dann ein Ding, was gar

schaft, wir möchten sagen nationale Jugendfehler. Aber der Nationalstolz und das Selbstgefühl der Amerikaner, sobald die gebührlichen Schranken beobachtet werden, hat etwas Imponirendes, ja Erquickliches; beide beruhen auf der innigsten Liebe zu einem großen Vaterlande und der Anhänglichkeit an freie Staatseinrichtungen, welche so wesentlich beitragen, das Wohl der Einzelnen wie der Gesammtheit zu befördern.

In einem verhältnißmäßig neuen und jungen Gemeinwesen, auf einem Boden, der ungemessenen Raum darbietet, muß zunächst das Bestreben der Menschen darauf gerichtet sein, der äußern Noth zu wehren und materiellen Wohlstand zu erwerben. Dieser wird durch emsigen und schwunghaften Betrieb des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels bedingt, und die Amerikaner können sich in Bezug auf diese Zweige menschlicher Thätigkeit mit allen übrigen Völkern nicht nur messen, sondern sie thun es den meisten bei weitem zuvor. Die geistige Verfeinerung ist allerdings unter ihnen nicht so weit verbreitet, wie in Europa, aber in Allem was praktisch nützlich ist, stehen sie nicht hinter der alten Welt zurück. Es erscheint platterdings ungerecht, von ihnen dieselbe Neigung zur Gelehrsamkeit, zur schönen Literatur und zu den bildenden Künsten zu verlangen, wie von den Europäern, die für dergleichen mehr Zeit übrig haben, und bei welchen Kunst und Literatur unmittelbar auf den Schultern früherer Generationen stehen. Für Nord-Amerika waren und sind Volks- und Bürgerschulen, Canäle, Eisen-

---

nicht selten geschieht, so sind wir verdrießlich, unsere Eigenliebe fühlt sich verletzt, und wir machen uns lächerlich vor der Welt. Diese Nationalschwäche zeigte sich vormals deutlich in der Person eines jungen Kentuckiers. Er war auf einem Flachboote den Mississippi hinabgefahren, sprang ans Land und erklärte den Umstehenden, er habe das rascheste Pferd, die beste Büchse und die schönste Schwester im Westen. Und wer ihm das nicht glaube, dem werde er es zu beweisen wissen. Bald war ein großer Menschenhaufen um den Kentuckier versammelt, und es trat ein ruhiger Mann zu ihm heran, der ihn fragte, ob er seinen Gaul bei sich habe. Das war allerdings der Fall. Der arme Mann wettete, mit einem armseligen Klepper das kentuckische Roß zu besiegen, und gewann. Der junge Großprahler wurde ausgelacht. Nach dem Wettrennen schritt ein langbeiniger Tennesseer, mit ledernen Hosen und Jagdkittel heran, und sagte: „Ich habe Eure Büchse nicht gesehen, aber mit meiner alten Flinte hier will ich's wohl gegen sie aufnehmen. Es gilt auf hundert Schritte. Wer gewinnt, bewirthet die Gesellschaft hier." Auch diese Wette wurde angenommen, und der Kentuckier verlor abermals. Nun wurde auf seine Kosten getrunken. Darauf trat ein junger, hübscher, untersetzter Bootsmann hervor, krämpte seine Hemdsärmeln auf, und sprach: „Jetzt zeigt Eure Schwester!" Der Kentuckier erklärte, sie sei nicht anwesend. Der Kampf begann, und der Ruhmredige verließ die Wahlstatt mit zwei gebläueten Augen, nachdem er hatte zugestehen müssen, daß es im Westen doch noch ein hübscheres Mädchen gebe. Nun, dieser Kentuckier repräsentirt den heutigen Bruder Jonathan, wie er leibt und lebt; er ist unternehmend, brav, gutgeartet und voll Kraft, aber nicht verständig und bescheiden genug." Derselbe Amerikaner fügt hinzu: „Wir verrathen einen Mangel an Zartgefühl, eine so egoistische Selbstgenügsamkeit, welche von der Presse noch mehr aufgestachelt wird, wie sie an einem Einzelnen gar nicht zu ertragen wären. Das ist erzchinesisch: wir sind die Himmlischen, und alle übrigen Menschenkinder lediglich auswärtige Barbaren."

bahnen, Dampfschiffe, Ausrodung der Wälder, Austrocknung der Sümpfe, Betrieb der Gewerbe und des Handels vorerst nothwendiger als die Künste der Verfeinerung und des Luxus. Eine junge, noch im Werden befindliche Nation thut wohl daran, ihre Kräfte und Energie nicht zu verzetteln und zu zersplittern. Die Amerikaner zeigen einen ganz richtigen Takt, indem sie zuerst den materiellen Wohlstand zu sichern sich bestreben, eine praktisch-intellectuelle Bildung vorzugsweise zu verbreiten suchen, daß sie nur den Mann ehren, welcher arbeitet, und keine müßiggängerische Drohnen aufkommen lassen. Gewiß ist das „Dollarjagen," wie es namentlich in den Seestädten so häufig vorkommt, nichts Erbauliches, und ein „Thran- und Stockfisch-Aristokrat" keine liebenswürdige Erscheinung. Aber wir Europäer, bei welchen der Reichthum oft nicht durch Thätigkeit seines Besitzers, sondern durch Erbfall erworben ist, sollten uns in Acht nehmen, die Gebrechen der Amerikaner, welche Alles ihrer Thätigkeit und ihrem Arbeitstriebe verdanken, hart zu tadeln. Geld ist auch bei uns ein Hauptmittel, um zu Geltung und Ansehen zu gelangen; und in Amerika steht dem fleißigen und klugen Menschen nichts im Wege, Reichthümer zu erwerben. Jeder ist aller Uebrigen freier Mitbewerber; er findet keine ihm verschlossenen Kasten und Klassen. Johann Jakob Astor war ein armer pfälzer Einwanderer, Stephan Girard erst Trommelschläger, dann Hausirer, Washington ein schlichter Feldmesser, Jackson der Sohn armer irischer Emigranten, der jetzige Präsident Millard Fillmore trieb einst das ehrsame Schneidergewerk und war darauf Advocatenschreiber. Fabrikmädchen aus Lowell sind Senatorenfrauen.

Erst auf das Nothwendige und Nützliche folgt das Angenehme, obwohl das Eine durch das Andere nicht ausgeschlossen wird. Die Amerikaner bethätigen ihren praktischen Sinn auch in Bezug auf geistige Ausbildung. Vor allen Dingen wollen sie, daß jeder Bürger eine gewisse Summe von Kenntnissen erwerbe. Die Freiheit hat keine gefährlicheren Feinde als die Rohheit und die Unwissenheit. Deswegen nimmt der Staat den Jugendunterricht in die Hand. In Amerika braucht die Staatsgewalt, weil sie nicht auf Trug, Zwang oder Gewalt, sondern auf dem Willen der Gesammtheit der Bürger beruhet, die Intelligenz der Bürger nicht im Mindesten zu fürchten, diese ist vielmehr die wichtigste Stütze der Republik. Die Schule wurde begreiflicher Weise von der Kirche völlig getrennt, da eine Staatskirche nicht vorhanden ist, und Lesen, Schreiben und Rechnen, die mathematischen und Naturwissenschaften, Erdkunde, Sprachenkunde und Geschichte mit der Theologie nichts zu schaffen haben. Der Jugendunterricht ist Sache des Staates, der Religionsunterricht Sache der einzelnen Kirchen. Alle einzelnen Staaten haben die Schulen reich begabt, und in manchen wird der Unterricht vollkommen unentgeltlich ertheilt. Der Staat Connecticut, welcher halb so viel Einwohner zählt als die Stadt Berlin, hat einen Schulfond von mehr als zwei Millionen Dollars; er verwendet auf sein Schul-

wesen jährlich mehr als 200,000 Thaler preußisch Courant. Im Jahre 1847 erhielten in ihm 80,000 Kinder und junge Leute unentgeltlichen Unterricht in etwa 1660 Anstalten. Außerdem bestanden noch 130 höhere Lehranstalten, welche sich aus Privatmitteln erhalten. Der Staat Neu-York zahlt für Volksschulen jährlich etwa 700,000 Thaler. Universitäten, welche sich mit den seit Jahrhunderten bestehenden Hochschulen Europas messen könnten, sind in Amerika freilich noch nicht vorhanden, sie wären auch in der Weise, wie sie bei uns bestehen, kein Bedürfniß. Abrichtungsanstalten für das Beamtenthum bedarf ein Land nicht, das keine geschlossene Beamtenkaste hat, und jede Bureaukratie mit Recht fern hält. Allein es leidet keinen Zweifel, daß allmälig auch Universitates literarum im besten Sinne entstehen werden und müssen, sobald man in Amerika in Bezug auf das höhere Unterrichtswesen von der verknöcherten englischen Form sich losmacht. Man wird auch dem Geiste der deutschen Wissenschaft freien Eintritt nicht verwehren können. Uebrigens leistet Cambridge bei Boston Tüchtiges, und Amerika hat fast in allen Zweigen der Wissenschaft Namen aufzuweisen, welche einen ebenbürtigen Platz neben berühmten europäischen Gelehrten und Schriftstellern einnehmen. Die schönen Künste liegen freilich noch im Argen. Wir wollen keineswegs als unbedingte Lobredner der Amerikaner auftreten, möchten sie aber gegen ihre Ankläger vertheidigen, gegen ihre Verkleinerer in Schutz nehmen, und darauf aufmerksam machen, daß sie nicht mit einem europäischen Maßstabe gemessen werden dürfen. Auf eine Schilderung der amerikanischen Literatur einzugehen, ist nicht unsere Absicht; es genügt uns, zu bemerken, daß sie doch schon der Wissenschaft erhebliche Dienste geleistet hat, wenn schon die Masse der literarischen Erzeugnisse, wie das auch anderwärts der Fall ist, keine andere Bedeutung in Anspruch nehmen darf, als daß sie nützliche Kenntnisse in weiten Kreisen verbreiten hilft. Ein großer Uebelstand liegt aber allerdings darin, daß die politische Tagespresse, wenige Ausnahmen abgerechnet, ihre höhere Aufgabe nicht erkennt, und keineswegs läuternd und veredelnd wirkt.

Wir haben schon gesagt, daß in den Vereinigten Staaten die Kirche sich völlig selbst überlassen bleibt. Staat und Kirche sind vernünftiger und verständiger Weise vollkommen von einander getrennt. Als die Amerikaner ihre Verfassung entwarfen, erinnerten sie sich, daß Religion und Politik zwei Dinge sind, welche oft nicht das Geringste mit einander gemein haben. Der Staat verschmähete die Allianz mit der Kirche, und er konnte es um so eher, da er keine Zwangsanstalt sein wollte. Vergißt ein Mensch seine Pflichten gegen Gott, so hat er sich darüber mit dem Schöpfer, nicht aber mit dem Staate abzufinden. Dieser letztere zieht das Göttliche nicht mit in die Controverse, und er thut wohl daran. In Amerika hat das Wort „Duldung“ keinen Sinn, da jede kirchliche Sekte neben den übrigen volle und gleiche Berechtigung hat; und der Staat gewinnt dadurch, daß der Zank und Streit der verschiedenen Kirchen und Sekten,

welche ihm in Europa so große Verlegenheit bereiten, ihn nicht im Mindesten berührt. Er will weder kirchlichen Zwang noch kennt er überhaupt einen solchen.

Julius, bekanntlich ein rechtgläubiger und frommer Christ, und sicherlich ein ganz unverdächtiger Gewährsmann, äußert sich in folgender Weise: „In keinem Lande der Erde giebt es eine größere Zahl der verschiedenartigsten, sämmtlich vom Urboden des Evangeliums ausgegangenen Sekten und Religionsgesellschaften, und dennoch findet sich, wie nach Durchreisung fast aller Staaten des Bundes ich zu sagen mich berechtigt glaube, wiederum kein Volk, dem die Gottesfurcht tiefere, sichtbarere Spuren ihres beseligenden Einflusses aufgedrückt hätte, keines, bei welchem der Glaube so sehr als das höchste, das einzig wahre Gut der Menschen angesehen würde, und endlich keines, bei welchem, trotz der völligen Religionslosigkeit des Staates, diese Gottesfurcht in solchem Maße zu einer, durch das ganze irdische Dasein verwebten, oft und allenthalben zu Tage kommenden Ader des edelsten Metalles und zum pulsirenden Lebensgefäße geworden wäre. Die Ursache dieser erfreulichen gänzlichen Durchdringung und Schwängerung mit religiösen, das Irdische und Zeitliche an das Himmlische und Ewige knüpfenden Geiste, wird in Amerika allgemein und fast einstimmig, in der völligen Scheidung der Kirche vom Staate gesucht." — — „Der große Vorzug dieser Trennung zweier so oft in feindliche Berührung gerathener Einrichtungen, zum Heile des Menschengeschlechts besteht, wie ein einsichtsvoller britischer Beobachter bemerkt, darin, daß alle Glaubensparteien der Regierung gleich unbekannt sind. Sie mögen in ihrem Innern oder untereinander Zänkereien und Eifersüchteleien haben, aber diese werden nicht noch durch das Hinzutreten politischen Streites verschärft. Es wird von keinem Menschen geglaubt, er sei der Regierung minder treu, weil er beim Gottesdienst der Ueberzeugung seines Gewissens folgt. Keiner wird erhöhet und deshalb auch Keiner erniedrigt. Keiner hat ausschließliche Vorrechte, und mithin kann sich Niemand beklagen. Die Regierung beunruhigt Keinen, und sie wird deshalb auch von Keinem beunruhigt. Keine wird durch Beschützung hochmüthig, und keine wiederum unzufrieden gemacht. Alle kommen darin überein, keine Gunst, keine Bewilligung, keine Steuer zu begehren, und Alle müssen zufrieden sein, weil keine gewährt wird. In diesem Punkte hat die Regierung ihren Vortheil wohl gekannt, und hält ihre Versprechungen aufs Rühmlichste; sie hat hierdurch ihr Joch leicht und angenehm gemacht, ihren Pflichten die Hälfte der Schwierigkeiten, und mehr als die Hälfte der Verantwortung entnommen*)." Massachusetts, als der letzte Staat, zerriß 1833 gleichfalls das Band zwischen Staat und Kirche. Die überwiegende Mehr-

---

*) Julius, I. 147 ff. In ähnlicher Weise urtheilt auch der einsichtsvolle Mackay, Western World, III. p. 249 ff. Der einzelnen Kirchen und Sekten erwähnen wir späterhin an geeigneten Stellen.

zahl der Congreßmitglieder besteht aus Protestanten; nichts destoweniger ernannten sie einen römisch-katholischen Priester zum Caplan des Hauses.

Sehr zahlreich sind die Methodisten, mit ihren Unterabtheilungen und Sekten, sodann die Baptisten, die Presbyterianer alter und neuer Schule, die Congregationalisten, die Lutheraner, Reformirten, und die Anhänger der anglikanischen Kirche. Die Katholiken hatten 1848 etwa 850 Kirchen, 900 Priester und 1,175,000 Communicanten. In der neuern Zeit haben sie an Zahl und Ausbreitung, insbesondere durch die massenweise Einwanderung aus Irland und den katholischen Gegenden Deutschlands gewonnen, und rühmen sich einer glänzenden Zukunft. Sachkundige und scharf beobachtende Reisende heben hervor, daß der römische Stuhl ein Hauptaugenmerk hauptsächlich auf den Westen der Vereinigten Staaten gerichtet halte, um dort ein Uebergewicht zu gewinnen. Dorthin sendet er die gelehrtesten und geistreichsten Priester aus der Propaganda in Rom, als Professoren für die höheren Lehranstalten, und bis in die entferntesten Wälder und Prairien schiebt er, in der Person glaubenseifriger Geistlichen, seine Vorposten. Die barmherzigen Schwestern, welche überall den Jesuiten den Weg bahnen, sind aller Orten thätig, und die Jünger Loyola's eifrig bemüht, die Leitung der weiblichen Erziehungsanstalten in ihre Hände zu bringen*). Das Sektenwesen mag seine Nachtheile für eine bestimmte Kirche haben; dem Staate thut es auf keinen Fall Eintrag.

---

*) Ueber die Bedeutung der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten und die deutschen Katholiken, giebt Löher, selbst ein Katholik, im achten Buche seines Werkes, S. 413 bis 442 bemerkenswerthe Winke und Aufschlüsse.

Die einzelnen Bestandtheile der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

1. Der Bundesdistrict Columbia.

Die große nordamerikanische Union besteht gegenwärtig aus 31 Staaten, 4 Gebieten, welche politisch organisirt sind und zu Staaten heranreifen, und einem sogenannten Bundesdistricte. Jene Staaten zerfallen in verschiedene Gruppen. Neu-England begreift: Maine, Neu-Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode Island und Connecticut. Die mittleren Staaten sind: Neu-York, Neu-Jersey, Pennsylvanien und Delaware. Der Süden am Atlantischen Meere umfaßt: Maryland, Virginien, Nord-Carolina, Süd-Carolina, Georgien. Zugleich am Atlantischen Ocean und am mexicanischen Meerbusen liegt Florida. Der Süden am Golf enthält: Alabama, Mississippi, Louisiana und Texas. Den sklavenhaltenden Süden und Westen bilden: Arkansas, Missouri, Tennessee und Kentucky; der nicht sklavenhaltende Westen und Norden hält in sich: Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Wisconsin, Jowa und das Gebiet Minnisota. Das Gebiet Neu-Mexico liegt am obern Rio del Norte, das Gebiet Utah in der westlichen Einöde am großen Salzsee; das Gebiet Oregon und der Staat Californien werden vom Stillen Weltmeere bespült.

Wir geben hier eine allgemeine Uebersicht des Flächeninhaltes der verschiedenen Bestandtheile der Union. Sie umfaßte vor dem Anschlusse von Texas folgende Staaten:

Freie Staaten.	Quad.-M.	Acker.	Sklavenstaaten.	Quad.-M.	Acker.
Maine	35,000	22,400,000	Delaware . . .	2,120	1,356,800
Vermont . . .	8,000	5,120,000	Maryland	11,000	7,040,000
Neu-Hampshire .	8,030	5,139,200	Virginia . . .	61,352	39,265,280
Massachusetts . .	7,250	4,640,000	Nord-Carolina .	45,500	29,120,000
Rhode Island . .	1,200	768,000	Süd-Carolina . .	28,000	17,920,000
Connecticut . .	4,750	3,040,000	Georgia . . .	58,000	37,120,000
Neu-York . . .	46,000	29,440,000	Kentucky . . .	37,680	24,115,200
Neu-Jersey . .	6,851	4,384,640	Tennessee . . .	44,000	28,100,100
Pennsylvanien . .	47,000	30,080,000	Louisiana . . .	46,431	29,715,840
Ohio	39,964	25,576,960	Mississippi . . .	47,147	30,174,080
Indiana . . .	33,809	21,637,760	Alabama	50,722	32,462,080
Illinois . . .	55,405	35,459,200	Missouri . . .	67,380	43,123,200
Michigan . . .	56,243	35,995,520	Arkansas . . .	52,198	33,406,720
Jowa	50,914	32,584,960	Florida	59,268	37,931,520
Wisconsin . . .	53,924	34,511,360			
Freie Staaten . .	454,340	290,777,600	Sklavenstaaten . .	610,798	390,910,720
Dazu kommt der District Columbia mit				50	32,000
der Staat Texas mit				325,520	208,332,800

Texas ist hier in seinem weitesten Umfange genommen und begreift Theile von Neu-Mexico. Die Gränzbestimmungen sind bei der Beschreibung Neu-Mexicos angeführt. Die drei Abtheilungen, in welche Texas zerfällt, sind folgende:

	Quadr.-M.
1. Zwischen dem Sabine und Nueces, südlich vom Enseñada (das eigentliche T.)	148,469
2. Zwischen Nueces und Rio grande, südlich vom Enseñada	52,018
3. Nördlich vom Paso und Enseñada	124,933

Das Gebiet im Norden und Westen des Mississippi und im Osten der Felsengebirge begreift:

	Quadr.-M.	Acker
die Landstrecke, welche im Norden vom 49° n. Br. östlich vom Mississippi, südlich vom Staat Jowa und vom Plattefluß, westlich von den Felsengebirgen begränzt wird	723,248,	462,878,720
das Indianergebiet, im Westen der Staaten Arkansas und Missouri und im Süden des Platteflusses	248,851	159,264,640
das vormalige Nordwestgebiet, jetzt Theil Minnisotas	22,336	14,438,040
	994,435	636,438,400
Dazu kommen ferner das große Oregongebiet	341,463	218,536,320
das große californische Gebiet	448,691	287,162,240
Neu-Mexico, vom Rio grande begränzt . .	77,387	49,527,580.

Alles zusammengenommen haben somit die Vereinigten Staaten einen Flächenraum von etwa 3,250,000 englischen Geviertmeilen. Die Länge der Atlantischen Küste vom nordöstlichen Punkte in Maine beträgt bis zur Mündung des St. Mary's River in Florida 1450 Meilen; die Atlantische Küste vom St. Mary's River bis zur Südspitze von Florida 450 M.; die Küstenlänge am mericanischen Meerbusen bis zur Mündung des Sabine, der Ostgränze von Texas, 1200 M.; von der Sabinemündung bis zu jener des Rio grande 400 M.; die Küstenstrecke am Stillen Ocean beträgt 1620 Meilen, nämlich: in Californien 970, Oregon 500, an der Juan Fucastraße 150.

Im Jahre 1840 betrug die Volksmenge der Vereinigten Staaten auf einem Flächenraume von damals 1,821,093 englischen Geviertmeilen 17,063,353 Seelen; die Zählung von 1850 ergab, mit Ausschluß der nicht ansässigen Indianer, aber mit Einschluß der in dem letztverflossenen Jahrzehnt organisirten Territorien und neuerworbenen Gebietstheile, in runder Summe 23,675,000 Seelen, davon waren 19,880,000 Weiße, eine halbe Million freie Neger und Farbige und nahezu 3,300,000 Sklaven.

Die geschichtliche Entwickelung der Union, und die verfassungsmäßige Stellung der Einzelstaaten sind schon weiter oben erörtert worden (S. 416 ff.); es bleibt uns übrig, in allgemeinen Umrissen die gegenwärtige politische und materielle Lage der Union zu schildern, und die einzelnen Bestandtheile zu beschreiben.

Die Vereinigten Staaten besitzen keine Hauptstadt in der Art und Weise der großen europäischen Monarchien, wo der Sitz der Regierung maß- und tongebend für das ganze Land zu sein pflegt. Der alte Congreß hielt seine Sitzungen nicht einmal an einem fest bestimmten Orte, sondern tagte, je nach Umständen und Verhältnissen, in Philadelphia oder Baltimore, Lancaster, York, Princeton,

Annapolis, Trenton oder Neu-York. Die gegenseitige Eifersucht der verschiedenen Staaten wollte keinem einzelnen die Ehre oder den Vortheil einräumen, die Bundesregierung allein innerhalb seiner Gränzen zu besitzen. Aber man begriff, wie angemessen es sei, dieselbe dem Gewühl und dem Parteitreiben der größeren Städte zu entrücken, als am 21. October 1783 der Congreß zu Philadelphia von einer Rotte Unruhestifter mißhandelt wurde. Er zog sich deshalb nach Princeton zurück, wo er vor Störungen völlig gesichert war, und beschloß noch in demselben Jahre, am Delaware oder Potomac eine Bundesstadt zu gründen. Nach vielem Schwanken entschied man sich, insbesondere auch um den Wünschen des Generals Washington nachzukommen, für eine Landstrecke am Potomac, die sich ohnehin durch ihre Lage in der Mitte zwischen den nördlichen und südlichen Staaten empfahl; die Staaten Maryland und Virginien traten den erforderlichen Grund und Boden ab, welcher von nun an den „Bundesdistrict Columbia" bildete. Am 18. September 1793 legte Washington selbst den Grundstein zu dem Capitolium in der Stadt, welche man noch zu seinen Lebzeiten nach diesem größten und besten Manne Amerikas benannte. Sie liegt in einer anmuthigen reich bewässerten Gegend am Potomac, 295 englische Meilen vom Ocean. Der Plan, hinter welchem freilich bis jetzt die Ausführung weit zurückgeblieben ist, war großartig gedacht; die „Bundesstadt" sollte auch des Schmuckes der Künste nicht entbehren; ein Reiterstandbild Washingtons, eine große geschichtliche Denksäule, von welcher ab man alle räumlichen Entfernungen in der Union zu messen habe, sollte sie schmücken; nicht minder eine Säule zu Ehren der amerikanischen Seemacht, eine Kirche, welche all und jedem Bekenntniß zum freien Gebrauche offen stehen sollte; sodann gedachte man große Springbrunnen und fünfzehn große Plätze herzustellen, deren jeder den Namen eines Staates der Union tragen müsse. Erst im Jahre 1800 waren die nothwendigsten Staatsgebäude vollendet, und der Congreß konnte in die Bundesstadt übersiedeln, aber erst nach Washingtons Tode, der am 14. December 1799 erfolgte.

Der District Columbia steht unter der unmittelbaren Regierung des Congresses; er hält 50 Geviertmeilen, und liegt am linken Ufer des Potomac, 120 Meilen von dessen Mündung in die Chesapeakebay. Ursprünglich begriff das Gebiet nur 10 Quadratmeilen; der im Westen des Potomac liegende Theil, mit der Stadt Alexandria, ist 1846 dem Staate Virginien zurückgegeben worden. Gegenwärtig umfaßt er die Städte Washington und Georgetown und hat etwa 54,000 Einwohner.

Die Stadt Washington (Lage des Capitols 38° 53′ 34″ n. Br.; 77° 1′ 30″ w. L. von Greenwich) zählt nahe an 40,000 Seelen. Sie hat sich im Vergleiche zu anderen Orten Nordamerikas nur langsam entwickelt. Als die stehenden Gewässer der Umgegend noch nicht ausgetrocknet waren, galt sie für ungesund; lange Zeit fehlte es an allen Bequemlichkeiten für die Congreßmitglieder, und als sie kaum anfing, sich ein

wenig zu heben, wurde sie im August 1814 sammt ihrem Capitol von den Engländern geplündert und theilweise eingeäschert. Seitdem hat man sie wieder aufgebaut, aber bis heute ist sie unfertig geblieben, da immer noch zwischen der Absicht der Gründer und der Ausführung kein richtiges Verhältniß sich herstellen will. Als Handelsstadt kann Washington nie von Bedeutung werden, und der Congreß, welcher durchschnittlich nur drei Monate lang im Jahre seine Sitzungen hält, bietet in einem ohnehin durchaus nicht centralisirten Staatenganzen kein hinlängliches Anziehungsmittel, um eine zahlreiche Bevölkerung zur Niederlassung zu bewegen. — Den Mittelpunkt des Bauplanes bildet das Capitolium, von welchem nach allen Himmelsrichtungen lange, breite Zufahrten, „Avenuen,“ auslaufen sollten; jedoch sind davon nur einige wenige wirklich vorhanden. Der Haupttheil der Stadt liegt westlich vom Capitol, und nur hier zeigt sich ein städtischer Charakter, während in den übrigen Richtungen Alles ein dorfartiges Aussehen hat. Man hat deshalb Washington wohl auch mit einem unfertigen Stickmuster verglichen. Das Capitolium, in welchem der Congreß seine Sitzungen hält, ist ein großer, massenhafter, im griechischen, zumeist korinthischen Styl aufgeführter Palast, im Mittelpunkte eines großen Vierecks, etwa 80 Fuß über dem mittlern Wasserstande des Potomac. Es besteht aus einem Mittelgebäude, zwei Flügeln und einer Verlängerung nach der Westseite. Die Länge der Vorderseite beträgt, mit Einschluß der Seitenflügel, 352 Fuß. An der Ostfronte ist es mit einem Porticus von 22 Säulen von 38 Fuß Höhe geziert; eine Kuppel von 120 Fuß Höhe überwölbt die Mitte. Unter diesem „Dom“ liegt eine Rotunda; sie hat 95 Fuß im Durchmesser und ist mit Reliefsculpturen geschmückt, welche Gegenstände aus der amerikanischen Geschichte zur Anschauung bringen, z. B. wie Smith durch die Pocahontas gerettet wird, die Landung der Pilgerväter, Penns Zusammenkunft mit den Indianern, und dergleichen mehr; sodann mit Gemälden von Trumbull, z. B. der Unterzeichnung der Unabhängigkeitserklärung. In Nischen der östlichen Front stehen kolossale Marmorfiguren des Friedens und des Krieges, und am Eingange ein Marmorstandbild von Persico, welches den Columbus darstellt. Die kolossale Statue Washingtons von Greenough, ist in einem besonders für sie gebauten Tempel im Ostpark aufgestellt worden. Westlich von der Rotunda befindet sich die Bibliothek des Congresses; sie hat mehr als 30,000 Bände. Im zweiten Stock des südlichen Flügels liegt die Halle des Hauses der Repräsentanten; sie ist halbkreisförmig, 96 Fuß lang, 60 Fuß hoch, aber in akustischer Hinsicht sehr mangelhaft; das Sitzungszimmer des Senats ist im zweiten Stock des nördlichen Flügels, 78 Fuß lang und 45 Fuß hoch. Unter dem Senatssaale liegt der Sitzungssaal des Obergerichtshofes der Vereinigten Staaten. Außerdem befinden sich im Capitole noch etwa 70 Zimmer für die verschiedenen Ausschüsse und Beamte des Congresses. Es ist mit einem 22 Acker haltenden Park umgeben. Von der Kuppel des Capitols hat man eine herrliche Aussicht über den ganzen District Columbia und Theile der Staaten Maryland und Virginien. Die Straßen der Stadt sind meist einige hundert Fuß breit und zum Theil noch nicht einmal gepflastert; die Hauptstraße ist die Pennsylvania-Avenue. Das „Weiße Haus,“ die Amtswohnung des Präsidenten liegt in einem Park auf einer Anhöhe, welche eine Aussicht auf den Potomac gewährt; es ist hübsch und geräumig, zwei Stock hoch. In seiner Nähe liegen die Amtsgebäude der Ministerien des Auswärtigen, der Finanzen, des Krieges und der

Marine. Für das hübscheste Gebäude gilt das Generalpostamt; das Stadthaus ist noch unvollendet. Bemerkenswerth sind ferner das Patentamt, mit einem Porticus, welchen man genau jenem des Parthenon in Athen nachgebildet hat, und das neue Schatzamtsgebäude. Washington hat etwa dreißig Kirchen, drei Banken, mehrere höhere Unterrichtsanstalten, z. B. das Columbia-College, das Smithson-Institut, ein National-Institut zur Beförderung der Wissenschaften, deren Sammlungen von Wichtigkeit sind, seit sie durch eine Menge werthvoller Gegenstände bereichert wurden, welche die „United States Exploring Expedition" unter Wilkes von ihrer Reise mitgebracht. In der Nähe der Stadt liegen die großen Schiffswerften sammt Zeughaus, und der „Congreßkirchhof."

Acht Monate im Jahre, während der Congreß nicht versammelt ist, erscheint Washington still und verlassen, etwa wie deutsche Bäder im Winter; es sieht aus wie „eine Stadt, die nur aus Kosthäusern und Hotels besteht." In Bezug auf Handel und Gewerbe ist es, wie schon bemerkt, ohne Bedeutung. Dagegen bietet es während der Congreßsitzungen für den Beobachter viel Anziehendes dar. Man hat in Amerika häufig die Frage aufgeworfen, ob es nicht zweckmäßig sei, die Hauptstadt der Union nach Westen hin zu verlegen, um derselben eine mehr centrale Lage zu geben; doch hörte man darauf stets eine verneinende Antwort. Washington steht einmal und ist bei der so ungemein erleichterten Communication von allen Seiten her binnen wenigen Tagen zu erreichen.

Etwa sechs Stunden von der Stadt, in Virginien, liegt des Präsidenten Washington Landsitz, Mount Vernon, ein einfaches Gebäude, in welchem der große Patriot so gern verweilte. Dort ruhen seine Gebeine in einem Familienbegräbnisse. — Georgetown, am linken Ufer des Potomac, gehört noch zum Bundesdistricte, in welchem seit 1850 der Sklavenhandel abgeschafft worden ist; es liegt nur eine Stunde von der Hauptstadt, hat mehr als 8000 Einwohner und eine höhere Lehranstalt. Hier beginnt der Chesapeake-Ohiocanal. — Alexandria, seit 1846 zu Virginien gehörend, am rechten Ufer des Potomac, hat 10,000 Einwohner, bedeutende Schifffahrt, und führt Getreide und Taback aus. Der eben genannte Canal reicht auch bis zu dieser Stadt.

Der Präsident und der Congreß. — Ganz richtig ist von mehr als einem Schriftsteller hervorgehoben worden, daß das politische System der Vereinigten Staaten nur in seinem Princip einfach, die Regierungsmaschine jedoch — um diesen Ausdruck zu gebrauchen — weit verwickelter sei, als in irgend einem andern Lande. Sie begreift allerdings eine große Menge von Bestandtheilen, und muß in mehr als einem Viertelhundert Staaten gleichmäßig wirksam sein. Aber praktisch betrachtet ist die amerikanische Verfassung allerdings ein bewundernswürdiges Stück politischer Oekonomie. Schon weiter oben wurde nachgewiesen (S. 415 und 461), daß sie auf einem Compromisse beruhe, welcher die gesellschaftlichen und staatlichen Besonderheiten und die widerstreitenden Interessen von dreizehn Staaten auszugleichen bestimmt war. Es spricht für die Güte und Tüchtigkeit des Werkes und die praktische Einsicht seiner Urheber, daß dasselbe nun seit schon sechszig Jahren im Wesentlichen unangetastet dasteht.

Nach dieser Verfassung liegt alle Macht und Gewalt im Volke; es ist absolut souverain. Dieser Grundsatz steht in unbestrittener Gültigkeit und durchdringt das gesammte Staatsleben. Was die Bürger selbst zu thun im Stande sind, soll kein Beamter thun. Die staatliche Selbstthätigkeit des Bürgers gilt als Regel, die Thätigkeit und Wirksamkeit der Regierung erscheint gleichsam nur als Ausnahme. Deshalb hat man auch sagen können: „weder der Congreß noch die Regierung der Einzelstaaten besitzen irgend eine Machtbefugniß, die nicht Ausfluß einer freiwilligen Abdication des Volkes pro tanto wäre." Und allerdings ist die Regierung nicht etwa eine durch eigene Berechtigung dastehende Gewalt, welche an und für sich befugt wäre, vom Volke Gehorsam zu verlangen, sondern sie erscheint lediglich als ein Werkzeug der Machtvollkommenheit und des Willens der Nation. Beinahe alle Beamten werden gewählt, und sind nur kurze Zeit im Amte, so daß die Machtvollkommenheit immer wieder zu der Quelle zurückgeht, von welcher sie ausfließt. So ist dafür gesorgt, daß die Regierung und die Beamten der Union wie der Einzelstaaten sich nicht als Selbstzweck ansehen oder sich überheben können; sie werden stets daran erinnert, durch wen und zu was sie überhaupt vorhanden sind*).

Die vollziehende Gewalt übt der Präsident. Er bleibt vier Jahr im Amte und bezieht neben freier Wohnung eine jährliche Besoldung von 25,000 Dollars. In so fern es sich um auswärtige Angelegenheiten handelt, steht er unter Aufsicht des Senates. Ohne Einwilligung von zwei Drittheilen der Senatoren kann er keinen Vertrag mit fremden Staaten schließen, und ohne Billigung einer Majorität des Senates keine Gesandten und Gesandtschaftssecretäre ernennen. Er wählt seine Minister, ist aber nicht unverantwortlich. Die fünf Ministerien sind jene der auswärtigen Angelegenheiten, des Kriegs, der Seemacht, der Finanzen und der Posten; das Ministerium des Innern ist von geringem Belang, es hat vorzüglich mit der Verwaltung der Congreßländereien und deren Verkauf und Vermessung zu schaffen; jeder einzelne Staat besorgt seine inneren Angelegenheiten selbst; die Bundesregierung erhebt die Zölle, besorgt das Postwesen und die auswärtigen Angelegenheiten, und regelt die Verhältnisse mit den Indianern, der Präsident ist Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht, kein Beamter der vollziehenden Gewalt kann Präsident oder Senator sein.

Der Congreß versammelt sich in regelmäßiger Sitzung jährlich am ersten Mon-

---

*) Heeren hat in seinen Ideen, da wo er (im neunten Abschnitt) von den griechischen Staatsverfassungen handelt, darauf aufmerksam gemacht, daß der jährliche Wechsel des Rathes, der *βουλή*, die er, nach Aristoteles, ein der Volksherrschaft günstiges Institut nennt, verhinderte, „daß ein solcher Ausschuß nicht eine Faction werden konnte, welche die ganze Staatsverwaltung an sich riß. Außerdem aber ward noch dadurch der Gewinn erreicht, daß die viel größere Zahl der angesehenen und rechtlichen Bürger mit den Geschäften und der Verwaltung des Staates bekannt ward." Die europäische Bureaukratie, das moderne Staatsdienerwesen sind bekanntlich Producte des französischen Absolutismus seit Ludwig dem Vierzehnten. Man hat sie auch, obwohl theilweise beschnitten und abgeschwächt, in den constitutionellen Verfassungsstaat mit hinübergenommen, der aber nicht zur Wahrheit werden kann, und immer ein Zwitterding unerquicklicher Art bleiben muß, so lange nicht das moderne Beamtenthum der Selbstverwaltung gewichen ist, oder mit anderen Worten, die französische aufgepfropfte Mistel vom germanischen Baume weggeschafft wird.

tag im December. Der Senat, zu welchem jeder Staat zwei Mitglieder ernennt, besteht gegenwärtig aus 62 Männern. Der Vicepräsident der Vereinigten Staaten bezieht 5000 Dollars Gehalt; er führt im Senate den Vorsitz. Dieser Beamte befindet sich in einer eigenthümlichen Stellung. Obwohl er Nachfolger des Präsidenten wird, falls dieser stirbt, und dessen Stelle vertritt, sobald Krankheit oder Abwesenheit ihn an Verrichtung seiner Amtsgeschäfte verhindern, hat er doch nicht einmal Sitz oder Stimme im Ministerrathe. Vom Senate scheidet jährlich ein Drittel aus; die Repräsentanten erhalten ihr Mandat auf zwei Jahre. Jene zum 31. Congreß, der am 3. März 1851 seine Sitzungen schloß, wurden nach einer Congreßacte von 1842 gewählt, der gemäß auf je 70,680 Personen in einem jeden Staate ein Repräsentant zu wählen ist, und ein weiterer für jeden Staat, der einen Bruchtheil an Volksmenge hat, welcher die Hälfte jener Zahl übersteigt. Die Anzahl der Repräsentanten belief sich auf 232; die Territorien schicken Delegaten, welche ein Recht zu reden haben, aber nicht mitstimmen dürfen. Nach dem 3. März 1851 soll das Repräsentantenhaus aus 233 Mitgliedern bestehen. Die Minister beziehen 6000 Dollars Gehalt; die Senatoren und Repräsentanten 8 Dollars Taggeld während der Sitzungszeit, und für je 20 Meilen ihrer Hin- und Herreise gleichfalls 8 Dollars. Der Vorsitzende im Senat und der Sprecher des Repräsentantenhauses erhalten jeder täglich 16 Dollars.

Die Wirksamkeit des Präsidenten und des Congresses hält sich streng innerhalb der von der Verfassung gezogenen Schranken. Werden diese überschritten, so liegt es dem Obergerichtshofe der Vereinigten Staaten ob, seine Entscheidung abzugeben, und rechtlich unbegründete Beschlüsse und Verfügungen für null und nichtig zu erklären. Die Verfassung (S. 421) bestimmt, in wie weit dieses höchste Gericht zuständig ist. Man betrachtet dasselbe als den „Dolmetscher und Hort" (interpreter and guardian) der Verfassung; es steht ihm jedoch nicht ein Schatten von legislativer Befugniß zu, es hat keinerlei Art von Initiative, sondern muß zuwarten, bis eine streitige Sache an sein Forum gebracht wird; dann giebt es seine Entscheidung, und diese ist unbedingt endgültig, da keine weitere Berufung zulässig erscheint.

Staatsländereien. — Der Bundesregierung gehören Millionen Acker öffentlicher Ländereien. Dieselben liegen: 1) Innerhalb der Gränzen der Vereinigten Staaten, wie dieselben durch den Frieden von 1783 festgestellt worden sind, im Bereiche der Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Wisconsin und in dem östlich vom Mississippi liegenden Theile von Minnisota, (diese Staaten sind aus dem vormaligen Nordwestgebiete gebildet worden); sodann Landstrecken innerhalb der Gränzen von Alabama und Mississippi im Norden des 31^{0} n. Br., welche 1802 von Georgien an die Vereinigten Staaten abgetreten wurden. 2) Ländereien in den vormaligen Gebieten Orleans und Louisiana, welche 1803 von Frankreich erworben wurden; sie umfassen auch von Alabama und Louisiana, was im Süden des 31^{0} n. Br. liegt, sodann ganz Louisiana, Arkansas, Missouri, Jowa und Minnisota, so viel davon im Westen des Mississippi liegt; das Indianergebiet, den District Nebraska, das Gebiet Oregon und die Landstrecke zwischen diesem und Minnisota im Norden des 42. und im Süden des 49^{0} n. Br. 3) Im Staate Florida. 4) In Neu-Mexico und Californien. Innerhalb dieser Staaten und Gebiete nahmen, zur Zeit der Erwerbung, die öffentlichen Ländereien einen Flä-

chenraum von etwa 1,584,000,000 Acker ein. Davon waren bis zum 30. September 1849 etwa 146,000,000 Acker verkauft, und etwa 1,438,000,000 sind noch unverkauft. Laut einem Gesetze vom 20. Mai 1785 werden sie in folgender Weise vermessen und veräußert: Ein Oberfeldmesser zieht mit seinen Gehülfen gerade Linien, und rammt alle sechs Meilen einen Pfahl in die Erde. Von diesen Pfählen aus werden, parallel mit der Basis und dem Meridian, andere Linien gezogen, durch welche das Land in Vierecke von sechs Meilen abgetheilt wird. Jedes Viereck heißt eine Township, und bekommt eine seine Lage bezeichnende Nummer. Die Townships sind wieder in Vierecke von einer Meile eingetheilt, welche Sectionen heißen und 640 Acker enthalten; sie haben Unterabtheilungen von 80 Ackern. Sectionen und Achtel sind in jedem Township mit Nummern bezeichnet, so daß Jedermann leicht finden kann, was er sucht. Das so vermessene Land wird vom Präsidenten im Aufstrich zum Verkauf ausgeboten, doch nicht unter 1 Dollar 25 Cents für den Acker; was unverkauft bleibt, kann nachher zu jenem niedrigsten Preise von dem ersten besten erworben werden. Die „Titel" der solchergestalt gekauften Congreßländereien sind vollkommen sicher. Die sechszehnte Section jeder Township darf von Seiten des Congresses nicht verkauft werden, sondern wird zu Zwecken der Erziehung zurückbehalten; sie ist bestimmt, den Lehrern zum Unterhalte zu dienen. Auch hat der Congreß von Zeit zu Zeit höheren Lehranstalten und einzelnen Städten beträchtliche Strecken Landes überlassen, und mehrfach da, wo es sich um Werke von allgemeinem Nutzen, z. B. Canäle und Eisenbahnen, handelte, ein Gleiches gethan. Im Jahre 1833 verkaufte die Bundesregierung 3,856,227 Acker für 4,972,284 Doll.; 1835: 12,564,478 für 15,999,104; 1836: 20,074,870 für 25,167,833; 1837 nur 5,601,103 für 7,007,523 D.; 1848 nur 1,887,553 für 2,621,615 Dollars. Im Ganzen verkaufte sie vom 1. Januar 1833 bis zum 30. September 1849 nicht weniger als 72,440,462 Acker, und löste dafür die Summe von 92,382,250 Dollars.

Am 1. Januar 1849 standen die Verhältnisse der öffentlichen Ländereien in nachbenannten zwölf „Land-States" folgendermaßen:

Staaten.	Flächeninhalt.		Vermessen.
	Geviertmeilen.	Acker.	Acker.
Ohio	39,964	25,576,960	16,770,984
Indiana	33,809	21,637,760	21,487,760
Illinois	55,404	35,459,200	35,429,235
Missouri	67,380	43,123,200	41,440,556
Alabama	50,722	32,462,080	31,993,813
Mississippi	47,147	30,174,080	30,174,080
Louisiana	46,431	29,715,840	18,843,213
Michigan	56,243	35,995,520	27,858,503
Arkansas	52,198	33,406,720	32,842,652
Wisconsin	53,924	34,511,360	14,423,055
Iowa	50,914	32,584,960	14,571,731
Florida	59,268	37,931,520	18,540,766
	613,405	392,579,200	304,376,348

Noch nicht vermessen waren 78,812,286; zum Verkaufe ausgeboten 289,961,954; unverkauft bis zum 1. Januar 1849: 100,209,656 Acker. Ueberhaupt war von An-

fang an bis zu jenem Tage durch den Verkauf von Staatsländereien gelöst worden: 136,772,077 Dollars, so daß im Durchschnitt 1 Dollar 35 Cents für den Acker bezahlt wurden. Die **Schenkung an die Schulen** betrug in jenen 12 Staaten 10,785,258 Acker, für die Universitäten 623,951 Acker, für „innere Verbesserungen" 8,474,475 Acker; an Individuen und Compagnien 1,971,340 und für Regierungsgebäude 38,316 Acker. Als Militärprämien wurden bewilligt: für Soldaten aus dem letzten Kriege mit England 4,650,934 Acker; für jene im mexicanischen Kriege 2,533,429 Acker; die Indianer-Reserven nehmen 3,400,726 Acker ein, die „Reservationen" für Land- und Seedienst 136,889. An **Sumpfland** sind, laut Angaben der Feldmesser, vorhanden 20,785,337 Acker, wovon auf Illinois 1,830,000, Missouri 1,517,000, Mississippi 2,239,000, Louisiana 2,266,000, Michigan 4,544,000, Arkansas 4,807,000, und Wisconsin 1,259,000 Acker kommen. Ueberhaupt unverkauft waren in jenen 12 Staaten am 1. Januar 1849 noch 245,913,344 Acker. Der Verkauf öffentlicher Ländereien begann in Ohio 1787, und ruhete dann bis 1796 und 1799. In Indiana kam das erste Land zum Verkauf 1807, in Illinois 1814, in Missouri 1818, in Alabama 1809, Mississippi 1808, Louisiana 1818, Michigan 1818, Arkansas 1821, Iowa 1838, Florida 1825. In Wisconsin wurden 1825 verkauft 80 Acker, dann nichts wieder bis 1831 68 Acker, darauf 1834 14,354 Acker, aber von da ab, in manchen Jahren bis zu 600,000.

Finanz- und Münzwesen. Die Finanzen der Vereinigten Staaten befinden sich in einem blühenden Zustande, und ihr Credit ist in der ganzen Welt fester begründet als der irgend eines andern Staates. Die Bundesregierung hat stets danach getrachtet, sich der contrahirten Schulden auf eine möglichst rasche und zweckmäßige Art zu entledigen, und die Einzelstaaten so wie das Volk überhaupt sind schon aus republikanischem Instinct gegen eine permanente Nationalschuld, damit eine solche der Bundesregierung nicht eine allzu große „Patronage" möglich mache, oder die Centralisation befördere. Anleihen waren einmal nicht zu umgehen, und daß die Bundesfinanzen nur Sache der Bundesregierung sein konnten, verstand sich von selbst. Aber man stellte von vornherein als Grundsatz und Regel auf, daß gleich beim Contrahiren einer Schuld Mittel und Wege zur Zahlung der Zinsen und zur Tilgung des Capitals beschafft werden müßten. Im Jahre 1791 bestand die Nationalschuld aus 12,812,821 Dollars 92 Cents auswärtiger und 62,650,854 Doll. 60 Cents innerer Schuld, zusammen 75,463,476 Dollars 52 Cents. Am 4. August 1790 war bestimmt worden, daß der Ertrag aus dem Verkauf der öffentlichen Ländereien zur Einlösung der Nationalschuld verwandt werden solle; 1792 wurden Bevollmächtigte ernannt, welche die umlaufenden Staatspapiere nicht über Pari zurückkaufen sollten, und 1795 der Sinkingfund gegründet, welchen jene Bevollmächtigten zu verwalten hatten. Die Hülfsquellen desselben wurden durch den Ueberschuß vermehrt, welchen die Zölle ergaben, durch Dividenden von Bankstocks und die damals noch bestehende Accise auf einheimische Spirituosen. Das dauerte bis 1802, wo die inneren Zölle ganz abgeschafft wurden. Den Bevollmächtigten wurde jährlich eine Summe von 7,300,000 Dollars aus den Einkünften für den Tilgungsfond überwiesen, bis die öffentliche Schuld eingelöst sei. Im Jahre 1810 war die auswärtige Schuld getilgt, und die innere, welche 1804 um 15 Millionen Dollars für den An-

kauf von Louisiana angewachsen war, war im December 1815 auf 39,135,484 Dollars verringert. Durch den Krieg mit England wuchs die Staatsschuld auf 119,635,538 Dollars an, und da der Krieg zugleich die Hauptquelle des Einkommens, nämlich die Zollgefälle, sehr beeinträchtigt hatte, so wurde directe Besteuerung zu einer Haupteinnahme. Diese schaffte man ab, als die Zölle wieder größern Ertrag abwarfen und die Ländereiverkäufe abermals ergiebig wurden; im März 1817 wurden dem Tilgungsfond wieder jährlich 10,000,000 Dollars zugewiesen. Seine Operationen dauerten bis 1835; denn in diesem Jahre war die Staatsschuld völlig abgetragen. Nun konnte auch die Steuerlast erleichtert werden; schon 1830 hatte man die Eingangszölle auf Thee, Kaffee, Cacao, Salz und Syrup herabgesetzt, und jene auf Thee und Kaffee, welche jährlich an 5 Millionen Dollars abgeworfen hatten, wurden 1832 ganz beseitigt; 1830 war das Tonnengeld abgeschafft, und 1832 der sogenannte Compromißtarif ins Leben getreten, demgemäß alle zwei Jahre die hohen Zölle um ein Bestimmtes herabgesetzt werden sollten, bis sie 1842 auf 20 Procent sich stellen würden. Die seit 1790 für die Tilgung der Staatsschuld bestimmten Einnahmen vom Verkauf der Staatsländereien konnten nun anderweitig verwandt werden. Die Vereinigten Staaten haben in solcher Weise von 1791 bis 1835, somit binnen 44 Jahren, an Capital und Zinsen die Summe von 415,968,504 Dollars, oder etwa 600,000,000 preußische Thaler zurückgezahlt, also die Kosten für zwei Kriege und für den Ankauf zweier großen Gebietstheile, Louisiana und Florida, getilgt, und ihre Verpflichtungen bis zum letzten Heller erfüllt. Gerade um diese Zeit hatte sich des Handels eine wilde Speculationswuth bemächtigt, und sowohl die Zölle wie der Verkauf der Staatsländereien ergaben einen ungewöhnlich hohen Ertrag. Im Anfange des Jahres 1836 hatte die Schatzkammer einen Ueberschuß von 42,899,167 Dollars, die in verschiedenen Banken der Union deponirt waren. Der Verkauf der Staatsländereien für Bankpapiere hatte in einem einzigen Jahre an 24 Millionen Dollars ergeben, als aber baar Geld statt des Papiers gefordert wurde, sich auf weniger als 2 Millionen reducirt. Durch ein Gesetz vom 13. Juni 1836 wurden alle Ueberschüsse, welche die Summe von 5 Millionen Dollars überstiegen, die für den Staatsschatz zurückbehalten wurden, unter die verschiedenen Staaten vertheilt oder bei diesen deponirt, doch unter der Bedingung, daß solche Gelder erforderlichen Falles zurückgezahlt werden sollten. So wurden in drei Raten 28,101,644 Dollars den Staaten ausgezahlt; die vierte wurde inne behalten, weil die übertriebene Speculation eine gefährliche Krisis hervorgerufen hatte und zugleich die Einnahmen von Zöllen wie vom Landverkauf beträchtlich vermindert waren. Um den Ausfall zu decken, wurden 10,000,000 sechsprocentige Schatzkammernoten ausgegeben, die möglichst rasch wieder eingelöst werden sollten. Allein das wilde Bankwesen, die Verwirrungen, welche die zu Grunde gehende Nationalbank hervorrief, die Streitigkeiten, über die berühmte Subtreasurybill, und der Uebergang von einem Papiergeldsysteme zum Baargeldsystem hatten für die Finanzen manche Uebelstände. Doch beliefen sich die ausstehenden Noten im März 1841 nur noch auf 4,800,000 Dollars. Die gesammte Schuld betrug 1845 nur noch nahezu 17 Millionen Dollars, wuchs dann aber wieder an, weil der Krieg gegen Mexico große Geldsummen erforderte. So stiegen die Ausgaben für die Armee 1846 auf 13,579,000, 1847 auf 37,299,000

Dollars; für die Seemacht in denselben Jahren auf 6,450,000 und 7,931,000 Dollars; 1848 für die Armee 27,820,163, für die Flotte auf 9,406,737 Dollars.

Wir geben hier, nach dem American Almanac von 1851, eine Uebersicht der Staatsschulden der Union, des Werthes der Einfuhr und der Ausfuhr, und des Tonnengehalts der Handelsmarine. Sie zeigt in welch wunderbarer Weise sich mit der Bevölkerung zugleich der Verkehr gesteigert hat.

Jahr.	Volksmenge.	Schulden.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Tonnen-Gehalt.
1791	4,067,371	$75,463,476	$52,200,000	$19,012,041	502,146
1792	4,205,404	77,227,924	31,500,000	20,753,098	564,437
1793	4,343,457	80,352,634	31,100,000	26,109,572	491,780
1794	4,481,500	78,427,405	34,600,000	33,026,233	628,817
1795	4,619,543	80,747,587	69,756,268	47,989,472	747,964
1796	4,757,586	83,762,172	81,436,164	67,064,097	831,900
1797	4,895,629	82,064,479	75,379,406	56,850,206	876,913
1798	5,033,672	79,228,529	68,551,700	61,527,097	898,328
1799	5,171,715	78,408,670	79,068,148	78,665,522	946,408
1800	5,309,758	82,976,294	91,252,768	70,971,780	972,492
1801	5,502,772	83,038,051	111,363,511	94,115,925	1,033,219
1802	5,695,787	80,712,632	76,333,333	72,483,160	892,101
1803	5,888,801	77,054,686	64,666,666	55,800,033	949,147
1804	6,081,816	86,427,121	85,000,000	77,699,074	1,042,404
1805	6,274,830	82,312,150	120,000,000	95,566,021	1,140,369
1806	6,467,845	75,723,271	129,000,000	101,536,963	1,208,735
1807	6,660,859	69,218,399	138,500,000	108,343,150	1,268,548
1808	6,853,874	65,196,318	56,990,000	22,439,960	1,242,595
1809	7,046,888	57,023,192	59,400,000	52,203,231	1,350,281
1810	7,239,908	53,173,217	85,400,000	66,757,974	1,424,783
1811	7,479,729	48,005,588	53,400,000	61,316,831	1,232,502
1812	7,719,555	45,209,738	77,030,000	38,527,236	1,269,997
1813	7,959,381	55,962,828	22,005,000	27,855,997	1,666,628
1814	8,199,208	81,487,846	12,965,000	6,927,411	1,159,209
1815	8,439,034	99,833,660	113,041,274	52,557,753	1,368,127
1816	8,678,860	127,334,934	147,103,000	81,920,452	1,372,218
1817	8,918,687	123,491,965	99,250,000	87,671,569	1,399,911
1818	9,158,513	103,466,634	121,750,000	93,281,133	1,225,184
1819	9,398,339	95,529,648	87,125,000	70,142,521	1,260,751
1820	9,638,166	91,015,566	74,450,000	69,691,669	1,280,166
1821	9,959,965	89,987,428	62,585,724	64,974,382	1,298,958
1822	10,281,765	93,546,677	83,241,541	72,160,281	1,324,699
1823	10,603,565	90,875,877	77,579,267	74,699,030	1,336,565
1824	10,925,365	90,269,778	80,549,007	75,986,657	1,389,163
1825	11,247,165	83,788,433	96,340,075	99,535,388	1,423,112
1826	11,568,965	81,054,060	84,974,477	77,595,322	1,534,190
1827	11,890,765	73,987,357	79,484,068	82,324,827	1,620,608
1828	12,212,565	67,475,044	88,509,824	72,264,686	1,741,392
1829	12,534,365	58,421,414	74,492,527	72,358,671	1,260,978
1830	12,856,165	48,565,406	70,876,920	73,849,508	1,191,776
1831	13,277,415	39,123,192	103,191,134	81,310,583	1,267,846
1832	13,698,665	24,322,235	101,029,266	87,176,943	1,439,450

Jahr.	Volksmenge.	Schulden.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Tonnen=Gehalt.
1833	14,119,915	7,001,699	108,118,311	90,140,433	1,601,150
1834	14,541,165	4,760,082	126,521,332	104,336,973	1,758,907
1835	14,962,415	37,733	149,895,742	121,693,577	1,824,940
1836	15,383,665	37,513	189,980,035	128,663,040	1,892,102
1837	15,804,915	1,878,224	140,989,217	117,419,376	1,896,685
1838	16,226,165	4,857,660	108,486,616	113,717,404	1,995,639
1839	16,647,415	11,983,738	121,028,416	162,092,132	2,096,478
1840	17,068,665	5,125,078	131,571,950	104,805,891	2,180,764
1841	17,560,082	6,737,398	127,946,177	121,851,803	2,130,744
1842	18,051,499	15,028,486	100,162,087	104,691,534	2,092,390
1843	18,542,915	26,898,953	64,753,799*	84,346,480*	2,158,602
1844	19,034,332	26,143,996	108,435,035 †	111,200,046 †	2,280,095
1845	19,525,749	16,801,647	117,254,564 †	114,646,606 †	2,417,002
1846	20,017,165	24,256,495	121,691,797 †	113,488,516 †	2,562,084
1847	20,508,582	45,659,659	146,545,638 †	158,648,622 †	2,839,046
1848	21,006,000	65,804,450	154,977,876 †	154,032,131 †	3,150,502
1849	22,000,000	64,704,693	147,875,439 †	145,755,820 †	3,334,015

*) Nur 9 Monat von 1843. †) Für das Jahr, Schluß 30. Juni.

Seit 1849 ist die Schuld bereits wieder reducirt worden; sie betrug Anfang 1851 nur 62,228,238 Dollars.

Die beiden nachfolgenden Tabellen gewähren eine interessante Uebersicht über die Einnahmen und Ausgaben der Vereinigten Staaten. Die Einnahmen (ohne Anleihen, die unberücksichtigt sind) flossen aus Zöllen, Einkünften aus dem innern Lande, directen Steuern und dem Verkauf von Staatsländereien; die Ausgaben begreifen die Rückzahlungen der Staatsschuld nicht.

Einnahmen der Vereinigten Staaten von 1789 bis 1849.

Jahr.	Zölle.	Innere und directe Taxen.	Landverkauf 2c.	Total der Einnahmen. In jedem Jahr.	Total der Einnahmen. In vierjähriger Periode.
1789-91	$ 4,399,473			$ 4,399,473	
1792	3,443,071	$ 208,943		3,652,014	$ 8,051,487
1793	4,255,306	337,706		4,593,012	
1794	4,801,065	274,090		5,075,155	
1795	5,588,461	337,755		5,926,216	
1796	6,567,988	475,290	$ 4,836	7,048,114	22,642,497
1797	7,549,650	575,491	83,541	8,208,682	
1798	7,106,062	644,358	11,963	7,762,383	
1799	6,610,449	779,136		7,389,585	
1800	9,080,933	1,543,620	444	10,624,997	33,985,647

Jahr.	Zölle.	Innere und directe Taxen.	Landverkauf ꝛc.	Total der Einnahmen.	
				In jedem Jahr.	In vierjähriger Periode.
1801	$ 10,750,779	$ 1,582,377	$ 167,726	$ 12,500,828	
1802	12,438,236	828,464	188,628	13,455,328	
1803	10,479,418	287,059	165,676	10,932,153	
1804	11,098,465	101,139	487,527	11,687,231	$ 48,575,694
1805	12,936,487	43,631	540,194	13,520,312	
1806	14,667,698	75,865	765,246	15,508,809	
1807	15,845,522	47,784	466,163	16,359,469	
1808	16,363,550	27,370	647,939	17,038,859	62,427,449
1809	7,296,021	11,562	442,252	7,749,835	
1810	8,583,309	19,879	696,549	9,299,737	
1811	13,313,223	9,962	1,040,238	14,363,423	
1812	8,958,778	5,762	710,428	9,674,968	41,087,963
1813	13,224,623	8,561	835,655	14,068,839	
1814	5,998,772	3,882,482	1,135,971	11,017,225	
1815	7,282,942	6,840,733	1,287,959	15,411,634	
1816	36,306,875	9,378,344	1,717,985	47,403,204	87,900,902
1817	26,283,348	4,512,288	1,991,226	32,786,862	
1818	17,176,385	1,219,613	2,606,565	21,002,563	
1819	20,283,609	313,244	3,274,423	23,871,276	
1820	15,005,612	137,847	1,635,872	16,779,331	94,440,032
1821	13,004,447	98,377	1,212,966	14,315,790	
1822	17,589,762	88,617	1,803,582	19,481,961	
1823	19,088,433	44,580	916,523	20,049,536	
1824	17,878,326	40,865	984,418	18,903,609	72,750,896
1825	20,098,714	28,102	1,216,090	21,342,906	
1826	23,341,332	28,228	1,393,785	24,763,345	
1827	19,712,283	22,513	1,495,945	21,230,641	
1828	23,205,524	19,671	1,018,309	24,243,504	91,580,396
1829	22,681,966	25,838	1,517,175	24,224,979	
1830	21,922,391	29,141	2,329,356	24,280,888	
1831	24,224,442	17,440	3,210,815	27,452,697	
1832	28,465,237	18,422	2,623,381	31,107,040	107,065,604
1833	29,032,509	3,153	3,967,682	33,003,344	
1834	16,214,957	4,216	4,857,601	21,076,774	
1835	19,391,311	14,723	4,757,601	34,163,635	
1836	23,409,940	1,099	4,877,180	48,288,219	136,531,972
1837	11,169,290		6,863,556	18,032,846	
1838	16,158,800		3,214,184	19,372,984	
1839	23,137,925		7,261,118	30,399,043	
1840	13,499,502		3,494,356	16,993,858	84,798,731
1841	14,487,217		1,470,295	15,937,512	
1842	18,187,909		1,456,058	19,643,967	

Jahr.	Zölle.	Innere und directe Taxen.	Landverkauf ꝛc.	Total der Einnahmen. In jedem Jahr.	Total der Einnahmen. In vierjähriger Periode.
6 mo. 1843	$ 7,046,844		$ 1,018,482	$ 8,065,326	
*1844	26,183,571		2,320,948	28,504,519	$72,171,324
*1845	27,528,113		2,241,021	29,769,134	
*1846	26,712,668		2,786,579	29,499,247	
*1847	23,747,864		2,598,926	26,346,790	
*1848	31,757,070		3,679,679	35,436,750	121,051,921
*1849	28,346,738		2,727,608	31,074,347	

*) Für das Jahr bis zum 30. Juni.

Ausgaben der Vereinigten Staaten von 1789 bis 1849.

Jahr.	Civilliste, Auswärtiges u. Vermischtes.	Armee.	Flotte.	Total der Ausgaben. In jedem Jahr.	Total der Ausgaben. In vierjähriger Periode.
1789—91	$1,083,401	$ 835,618	$ 570	$ 1,919,589	
1792	654,257	1,223,594	53	1,877,904	$3,797,493
1793	472,450	1,237,620		1,710,070	
1794	705,598	2,733,540	61,409	3,500,547	
1795	1,367,037	2,573,059	410,562	4,350,658	
1796	772,485	1,474,661	274,784	2,521,930	12,083,205
1797	1,246,904	1,194,055	382,632	2,823,591	
1798	1,111,038	2,130,837	1,381,348	4,623,223	
1799	1,039,392	2,582,693	2,858,082	6,480,167	
1800	1,337,613	2,625,041	3,448,716	7,411,370	21,338,351
1801	1,114,768	1,755,477	2,111,424	4,981,669	
1802	1,462,929	1,358,589	915,562	3,737,080	
1803	1,842,636	944,958	1,215,231	4,002,825	
1804	2,191,009	1,072,017	1,189,833	4,452,859	17,174,433
1805	3,768,588	991,136	1,597,500	6,357,224	
1806	2,891,037	1,540,431	1,649,641	6,081,109	
1807	1,697,897	1,564,611	1,722,064	4,984,572	
1808	1,423,286	3,196,985	1,884,068	6,504,339	23,927,244
1809	1,215,804	3,771,109	2,427,759	7,414,672	
1810	1,101,145	2,555,693	1,654,244	5,311,082	
1811	1,367,291	2,259,747	1,965,566	5,592,604	
1812	1,683,088	12,187,046	3,959,365	17,829,499	36,147,857
1813	1,729,435	19,906,362	6,446,600	28,082,397	
1814	2,208,029	20,608,366	7,311,291	30,127,686	
1815	2,898,871	15,394,700	8,660,000	26,953,571	
1816	2,989,742	16,475,412	3,908,278	23,373,432	108,537,086

Jahr.	Civilliste. Auswärtiges u. Vermischtes.	Armee.	Flotte.	Total der Ausgaben.	
				In jedem Jahr.	In vierjähriger Periode.
1817	$ 3,518,937	$ 8,621,075	$ 3,314,598	$ 15,454,601	
1818	3,835,839	7,019,140	2,953,695	13,808,674	
1819	3,067,212	9,385,421	3,847,640	16,300,273	
1820	2,592,022	6,154,518	4,387,990	13,134,530	$ 58,698,087
1821	2,223,122	5,181,114	3,319,243	10,723,479	
1822	1,967,996	5,635,187	2,224,459	9,827,642	
1823	2,022,094	5,258,295	2,503,766	9,784,155	
1824	7,155,308	5,270,255	2,904,582	15,330,145	45,665,421
1825	2,748,544	5,692,831	3,049,084	11,490,459	
1826	2,600,178	6,243,236	4,218,902	13,062,316	
1827	2,314,777	5,675,742	4,263,878	12,254,397	
1828	2,886,052	5,701,203	3,918,786	12,506,041	49,313,213
1829	3,092,214	6,250,530	3,308,745	12,651,489	
1830	3,228,416	6,752,689	3,239,429	13,220,534	
1831	3,064,346	6,943,239	3,856,183	13,863,768	
1832	4,574,841	7,982,877	3,956,370	16,514,088	56,249,879
1833	5,051,789	13,096,152	3,901,357	22,049,298	
1834	4,399,779	10,064,428	3,956,260	18,420,467	
1835	3,720,167	9,420,313	3,864,939	17,005,419	
1836	5,388,371	18,466,110	5,800,763	29,655,244	87,130,428
1837	5,524,253	19,417,274	6,852,060	31,793,587	
1838	5,666,703	19,936,312	5,975,771	31,578,785	
1839	4,994,562	14,268,981	6,225,003	25,488,547	
1840	5,581,878	11,621,438	6,124,456	23,327,772	112,188,691
1841	6,490,881	13,704,882	6,001,077	26,196,840	
1842	6,775,625	9,188,469	8,397,243	24,361,337	
6 mo. 1843	2,867,289	4,158,384	3,672,718	10,698,391	
*1844	5,231,747	8,231,317	6,496,991	19,960,055	81,216,623
*1845	5,608,207	9,533,203	6,228,639	21,370,049	
*1846	6,783,000	13,579,428	6,450,862	26,813,290	
*1847	6,715,854	41,281,606	7,931,633	55,929,093	
*1848	5,585,070	27,820,163	9,406,737	42,811,970	146,924,402
*1849	14,017,640	17,290,936	9,869,818	57,631,667	

*) Für das Jahr bis zum 30. Juni.

Wir fügen noch einige Einzelnheiten aus dem Budget vom 30. Juni 1848 bis dahin 1849 hinzu. Die sogenannte Civilliste stellte sich auf 2,865,615 Dollars. Sie begriff die Kosten für die Legislatur (den Congreß) mit 1,105,421 Dollars, die vollziehende Gewalt 1,065,044; Gerichtswesen 595,925; die Regierung der Territorien 8649; Geometer 43,227; Münzbeamten 43,877; Oberaufseher der

öffentlichen Bauten 2043; Secretär im Patentamte 1425 D. — Auswärtige Angelegenheiten 1848 nur 390,897 Dollars; 1849 aber 7,972,832, wovon beinahe $7^1/_2$ Millionen auf vertragsmäßig übernommene Zahlungen an Mexico kommen, die ein ungewöhnlicher Posten sind. Gehalt für die Gesandten im Auslande 47,566; für die Legationssecretäre 11,701, die Geschäftsträger 69,950; für den Ministerresidenten in der Türkei 4500; das Consulat in London 4800; Unterstützung für amerikanische Seeleute 100,835; der Resident in China, mit Secretär und Dolmetscher 6000; diplomatische Dienste 26,461. — Verschiedenes: Vermessung öffentlicher Ländereien 192,008; Unterhalt der Leuchtthürme 377,433; Bau von Leuchtthürmen 141,203; Marinehospitäler 103,167; Bau von Zollhäusern und Waarenlagern 235,837; Vermessung der Küste 165,000; Münze 88,050; Unterstützung an verschiedene Individuen 229,234; Ankauf der Manuscripte Washingtons, Monroes und Jeffersons, je zu 20,000 Dollars, zusammen 60,000; für jene Madisons 25,000 D.; für eine urkundliche Geschichte der amerikanischen Revolution 24,316; für den Bau von Zollcutters 73,998; geschichtliche Gemälde für das Capitol 2000; für Bibliotheken in den Gebieten Oregon und Minnisota je 2000 Dollars.

Die Gesammtsumme der Schulden der 31 einzelnen Staaten wurde im Jahre 1842 auf 198,818,736 Dollars geschätzt, am 1. Januar 1849 auf 211,252,432 Dollars. Sie sind zumeist contrahirt worden, um mit dem Gelde Werke von allgemeinem Nutzen herzustellen, und sind somit productive Schulden. Die meisten hat Pennsylvanien, in runder Summe 40,500,000; Neu-York hat 24,000,000, Maryland 16, Massachusetts 6, Mississippi 7, Louisiana 16, Texas 11, Ohio 19, Michigan 3, Kentucky 4, Indiana $6^1/_2$, Missouri 16 Millionen Dollars. Ohne alle Schulden sind Neu-Hampshire, Rhode Island und Connecticut, Nord-Carolina, Florida und Wisconsin. Der allein für den Unterricht bestimmte Fond betrug am 1. Januar 1849 schon 21,420,275 Dollars, wovon auf Neu-York 6,524,050 kamen, auf das kleine Connecticut 2,076,602, auf Wisconsin 2,780,912. An anderen productivem Eigenthum besaß der Staat Neu-York D.: 33,214,568, Massachusetts 10,728,217, Pennsylvanien 32,152,754, Maryland 5,292,235, Virginien 7,379,455, Alabama 2,876,907, Tennessee 4,837,430, Kentucky 3,520,500, Ohio 18,000,000.

Die amerikanische Staatenregierung ist vorzugsweise eine wohlfeile Regierung. Das Ausgabebudget der ein und dreißig Staaten beträgt (— abgerechnet die 7,884,035 Dollars Zinsen für jene, meist productiven Schulden, für welche in productivem Eigenthum eine Deckung von 118,508,448 Dollars und von jetzt noch nicht productivem Eigenthum eine solche von 28,236,755 Dollars vorhanden ist, und mit Ausnahme der Ausgaben für den öffentlichen Unterricht —) am 1. Januar 1849 die Summe von nur 5,258,652 Dollars. Das Ausgabebudget stellt sich für: Maine 150,000, Neu-Hampshire 80,000, Vermont 100,000, Massachusetts 450,000, Rhode Island 50,000, Connecticut 115,000, Neu-York (mehr als 3 Mill. Einw.) 750,000, Neu-Jersey 90,000, Pennsylvanien 350,000, Delaware 11,000, Maryland 170,000, Virginien 570,000, Nord-Carolina 75,000, Süd-Carolina 115,000, Georgia 131,000, Florida 45,000, Alabama 100,000, Mississippi 130,000, Louisiana

515,000, Texas 100,000, Arkansas 76,121, Tennessee 165,000, Kentucky 250,000, Ohio 200,000, Michigan 125,000, Indiana 80,000, Illinois 125,000, Missouri 110,000, Iowa 25,000, Wisconsin 20,000, Californien für jetzt noch 500,000 D.

Was das Münzwesen anbelangt, so lief in den Colonien bis 1652 nur in England geprägtes Geld um. Von jenem Jahre an wurden in Massachusetts Schillings, Sixpences und Threepences geprägt, aber auf den Schilling um zwei Pence geringer als die in England gemünzten. Da diese Colonialmünzen auf der einen Seite des Gepräges einen Tannenbaum trugen, so hießen sie pine tree coinage. Im Jahre 1662 schlug auch die Colonie Maryland Silber- und Kupfermünzen, die letzteren wurden auch von anderen Colonien ausgegeben; so schlug z. B. Carolina 1694 Halfpences, Zweipennystücke und Pennies 1723, Virginia 1773 Halfpennies. Vor Gründung einer Nationalmünzstätte cursirte aber vorzugsweise ausländisches Geld, namentlich Guineas, Joes, Halfjoes, Dublonen und Pistolen in Gold, und Dollars, Pistareens, englische Schillinge und Sixpence in Silber. Nach der Revolution kamen viele französische Kronen in Umlauf, aber am meisten circulirte der spanische Thaler, den man deshalb als „Dollar" zum Werthmesser der Nationalhauptmünze wählte. Im Jahre 1784 wurde, auf Jeffersons Antrag, beschlossen, folgende Münzen zu prägen und auszugeben: Goldstücke im Werth von 12 Dollars, einen Dollar in Silber, einen Zehntel Dollar (Dime) in Silber, einen Hundertel Dollar (Cent) in Kupfer. Im Jahre 1787 verbot die Constitution den einzelnen Staaten das Geldprägen, und legte dieses Recht ausschließlich der Bundesregierung bei; am 2. April 1792 wurde eine Münzverordnung erlassen, welche das Münzwesen der Union ordnete. Demgemäß wurden geprägt: Goldadler (Eagles) im Werthe von 10, halbe Adler und viertel Adler von je 5 und $2^1/_2$ Dollars Werth, als Goldmünzen; sodann in Silber Dollars von 100 Cents, halbe, viertel, zehntel und fünftel Dollars; in Kupfer ganze und halbe Cents. Vor 1835 gab es nur eine Münzstätte, jene in Philadelphia, welche 1793 zu prägen begann. In jenem Jahre beschloß der Congreß, drei weitere Münzstätten zu errichten; zwei derselben, zu Charlotte in Nordcarolina und zu Dahlonega in Georgien, liegen mitten in der „südlichen Goldregion" und sind ausschließlich zur Prägung von Goldmünzen bestimmt; die dritte, in Neu-Orleans, prägt zugleich Gold und Silber. Neuerdings, im Jahre 1850, hat es sich gezeigt, daß diese vier Münzstätten nicht ausreichen; es sollen daher noch mehrere Zweigmünzen errichtet werden, insbesondere zu San Francisco in Californien. Gemäß einem Gesetze vom Februar 1793 müssen alle Münzen, welche als Zahlung bei den Kassen der Vereinigten Staaten einlaufen, den spanischen Thaler allein ausgenommen, umgeprägt werden, bevor man sie wieder in Umlauf setzt. Solcher Sorten erhielt die Münzstätte zu Philadelphia 1847 für 9,829,404 Dollars. Jeder Privatmann ist berechtigt, Gold- oder Silberbullion zum Prägen in die Münze zu bringen; er kann verlangen, daß sie ihm möglichst rasch und gegen einen sehr geringen, gesetzlich festgestellten Schlagschatz umgeprägt zurückgegeben werden. So ward z. B. bis zu Ende August 1850 für 24,508,454 Dollars californisches Gold den verschiedenen Münzstätten zum Prägen übergeben worden. Bis 1849 hatten die Münzen (seit 1793) geprägt für 85,349,201 Dollars Gold, für 75,581,464

Dollars Silber, und 1,251,743 Dollars 52 Cents Kupfer; und bis zum 31. October 1850 an Gold 108,482,120 D. 50 C.; Silber 76,807,311 D. 90 C.; Kupfer 1,283,301 D. 75 C.

Mehrfach ist durch gesetzliche Erlasse der Werth ausländischer Münzen bestimmt worden. Ein unterm 22. Mai 1846 bestätigter Congreßbeschluß setzt fest, daß bei den Kassen der Vereinigten Staaten nachstehende Münzen in folgender Weise angenommen werden sollen: Der schwedische und norwegische Speciesthaler für 1 D. 6 Cents; der dänische Speciesthaler zu 1 D. 5 C.; der preußische Thaler und der ihm an Werth gleichkommende anderer deutscher Staaten zu 69 Cents; der süddeutsche Gulden 40 Cents; der österreichische Gulden 48$^1/_2$ Cents; die toscanische nnd lombardisch-venetianische Lira 16 C.; der belgische und französische Franc und die sardinische Lira 18 C. 6 Miles; der neapolitanische Ducaten 80 C.; die sicilianische Unze 2 D. 40 C.; das Pfund der britischen Provinzen Neu-Schottland, Neu-Braunschweig, Neufundland und Canada zu 4 Dollars.

Land- und Seemacht. Seit Beendigung des Unabhängigkeits-Kampfes haben die Vereinigten Staaten, wenn man von den blutigen Fehden mit den Indianern absieht, nur zweimal eigentliche Kriege geführt, 1812 mit England und 1846 mit Mexico. In beiden waren sie siegreich. Im Frieden ist die regelmäßige Armee, das eigentliche stehende Heer, nur schwach; den amtlichen Angaben des Kriegssecretärs zufolge betrug sie 1849 nur 10,320, und am 30. November 1850 nur 12,326 Offiziere und Gemeine. Doch ist selten eine Compagnie vollständig, indem die Gesammtzahl der Truppen sich durch Todesfälle, Ausreißen und Entlassungen geringer herausstellt, manchmal sogar um dreißig Procent. Die gesammte Streitmacht besteht aus der regelmäßigen Armee, der Miliz und der Freiwilligen-Compagnie. Die erstere gehört nicht den einzelnen Staaten, sondern ist Bundesarmee, und von dem Präsidenten und dem Congresse abhängig. Sie wurde im Wesentlichen nach französischem Muster eingerichtet, doch hat man nach und nach in einzelnen Dingen auch nach preußischem Vorbilde sich gerichtet. Die Soldaten werden angeworben, und man zählt in ihren Reihen mehr Ausländer als Amerikaner, indem diese sich in Friedenszeiten nur ungern der strengen Mannszucht fügen, und in bürgerlichen Geschäften mit leichter Mühe weit mehr erwerben können, als der Soldat, der übrigens gut gekleidet und genährt wird, an Geld bezieht. In Kriegszeiten strömen von allen Seiten Freiwillige herbei, deren Disciplin freilich nicht streng militärisch ist, die aber in jenen beiden Kriegen vortreffliche Dienste geleistet haben. Die Armee bildet eine Art von Rahmen für ein größeres Heer, in welchem sich übrigens der Mangel an guten Unteroffizieren sehr fühlbar macht. Das Kriegswesen steht unter der Verwaltung des Kriegssecretärs in Washington, der nicht zur Armee gehört, weil keine Aemteranhäufung geduldet wird. So lange ein Offizier im Dienste bleibt, ist er zu keiner andern Stelle wählbar. Er wird mit Beistimmung und Wissen des Senates vom Präsidenten ernannt. Pensionen bewilligen die Vereinigten Staaten nur denen, welche verwundet den Dienst verlassen, oder den Wittwen und Waisen der im Felde Gebliebenen. Eine höhere militärische Bildungsanstalt befindet sich zu Westpoint am Hudson; sie wurde nach dem Muster der polytechnischen Schule zu Paris eingerichtet, und aus ihr gehen jährlich viele Zöglinge hervor, welche entweder als Offiziere ins Heer

eintreten oder einen andern Erwerbszweig, insgemein technische Beschäftigungen wählen, aber sogleich ins Heer treten, sobald ein Krieg ausbricht.

Von jenen 12,326 Mann hatte man im Jahre 1850 nicht weniger als 7796 in Texas, Neu-Mexico, Californien und Oregon aufgestellt, so daß in den übrigen Staaten und Gebieten nur etwa 4000 Mann activ waren. Offenbar genügt diese geringe Zahl von 12,000 Mann nicht mehr, seit die Vereinigten Staaten einen so großen Zuwachs an Gebiet erhalten haben. Die langgedehnte Seeküste bedarf eben sowohl einer stärkern Bemannung für ihre Befestigungen wie die Gränze im Binnenlande Schutz gegen die Indianer. Um die Gränzgegenden vor den Einfällen und Raubzügen der Indianer möglichst zu sichern, hat man die Truppen in viele kleine Abtheilungen getrennt und in verschiedenen Posten der Gränze entlang aufgestellt. Aber diese hat viele hundert Meilen Länge, und die Posten liegen so weit von einander entfernt, daß sie ihren Zweck verfehlen müssen. Den berittenen Indianern ist nur mit leichter Reiterei beizukommen, an welcher bisher noch Mangel war. Sobald übrigens jene Gränzgegenden stärker bevölkert sein werden, und die Soldaten von den Landwehrmännern sich unterstützt sehen, müssen die plünderungssüchtigen Indianer weiter zurückweichen.

Während das stehende Heer von der Bundesregierung in Washington abhängt, ist die Landwehr, die Miliz, in Friedenszeiten durchaus Sache der Einzelstaaten; im Kriege verfügt jedoch der Präsident über sie nach Gutdünken. Jeder Bürger ist bis zu einem gewissen Alter, das in den verschiedenen Staaten verschieden bestimmt wurde, landwehrpflichtig; nur Lehrer, Aerzte und Prediger 2c., und im Frieden auch die obrigkeitlichen Personen und die Beamten der Vereinigten Staaten, sind vom Dienste befreit. Die Miliz steht unter dem Befehl des Staatsgouverneurs, der sie auf Befehl des Präsidenten mobil machen muß. Die Mannschaft wählt ihre Offiziere selbst, mit Ausnahme der Generale, welche der Gouverneur oder die gesetzgebende Versammlung zu ernennen hat. Die Landwehr ist nach Art des stehenden Heeres eingerichtet und erhält bei activem Dienste Sold wie dieses. Ueber ihren militärischen Werth lauten die Urtheile verschieden. In den Städten wird allerdings viel Spielerei in und mit der Miliz getrieben, und es möchte zweifelhaft sein, ob ein großer Theil derselben in einem Kriege, fern von ihrem Herde, sich als kriegstüchtig bewährte. Aber an Tapferkeit und kaltem standhaften Muthe fehlt es ihr nicht; die Schlacht bei Baltimore wurde von solcher städtischen Landwehr gewonnen, die freilich „am Morgen gut gefrühstückt und sich den Bart geschoren hatte.“ Die Milizen vom Lande sind offenbar tauglicher für den Krieg, vor Allem jene aus den neueren Staaten im Westen und Süden, insbesondere die berittenen Büchsenschützen, welche im Kriege gegen Mexico ganz Ausgezeichnetes geleistet haben — „Leute, an alle Strapazen eines halbwilden Lebens, wie man es in den neuen Ansiedelungen führt, durchaus gewöhnt. Jeder besitzt sein eigenes Pferd, das er genau kennt. Er ist mit einer vortrefflichen Flinte bewaffnet, die ihm und seiner Familie schon hundertmal Mittag- und Abendessen verschafft hat. Anstrengungen und Mühseligkeiten aller Art sind ihnen nur ein Spielwerk; sie kennen die Wälder und finden den Weg nach dem Stande der Sonne oder nach dem Moose an den Bäumen. Sie tragen Kleider aus rohem, grobem Stoff, den ihre Weiber selbst gesponnen und gewoben, aus Baumwolle, welche sie selbst ge-

pflanzt haben. Die kräftige Gestalt tritt in dieser Bekleidung vortheilhaft hervor; das von der Sonne gebräunte Antlitz wird von einem grob geflochtenen Strohhut beschattet. Ein Quersack aus Otterfell enthält die Lebensbedürfnisse, unter welchen der Taback obenan steht. In einem hinter dem Sattel aufgebundenen Sacke befindet sich etwas Futter für das Pferd, das eben so genügsam ist, wie sein Reiter. Einige Hände voll Mais und etwas Gras sind ihm ein gutes Futter; Abends wird es abgesattelt und abgezäumt ins Holz getrieben. Solch ein Landwehrmann betrachtet einen Feldzug als eine Jagd im Großen; und Leute dieser Art sind es gewesen, mit welchen Jackson bei Neu-Orleans die Engländer besiegte *)." Und Männer der Art waren es auch, die aus den Wäldern von Kentucky, aus den Prairien von Illinois, Missouri und Arkansas dem General Taylor den Weg nach Mexico bahnten, und in Montezuma's Hallen tafelten **). An Disciplin ist bei ihnen erst zu denken, wenn sie Monate lang unter den Fahnen gewesen sind und vor dem Feinde stehen. Im Allgemeinen ist die amerikanische Miliz werthvoll und schätzbar, wenn sie den eigenen Herd vertheidigt; im Angriffskriege und in fremdem Lande wird sie, der individuellen Tüchtigkeit des Einzelnen ungeachtet, einer an Zahl auch nur annähernd gleichen, gut geführten regelmäßigen Armee, kaum erfolgreich gegenüber zu stellen sein, und so lange Schlappen erleiden, bis sie selber mehr oder weniger in Bestandtheile der regelmäßigen Armee sich umgewandelt, und taktische Ausbildung zu eigen gemacht hat. Vorurtheilsfreie Amerikaner gestehen die sehr großen Mängel der gegenwärtigen Milizeinrichtung ein. Im Felde ist übrigens diese Art von Truppen bei weitem kostspieliger als der Soldat der Linie. Der Aufwand für 20,000 Mann der letzteren wird für einen sechsmonatlichen Feldzug, annähernd auf 160 Dollars für den Kopf veranschlagt, dagegen für die Miliz auf 250 Dollars. Bei kürzeren Feldzügen und unregelmäßigen Kriegen, wie z. B. gegen den Schwarzen Falken und dessen Verbündeten im Nordwesten, übersteigen, laut einer Mittheilung des Kriegsministers von 1842, die Kosten der Miliz jene der Linie um mindestens dreihundert Procent. In den Kriegen gegen den genannten Indianerhäuptling und gegen die Seminolen in Florida, wurden bis zu jenem Jahre 55,000 Mann Miliz unter die Waffen gerufen, und mehr als dreißig Millionen Dollars verausgabt, um Indianer zu Paaren zu treiben, deren Gesammtzahl sich auf noch nicht 4000 Köpfe belief. Im Kriege gegen England 1812 zeigte sich allein an Musketen ein Abgang von 280,000 Stück, somit ein Schaden von 3,360,000 Dollars lediglich an Schießgewehren, bei einer Dienstzeit von nur drittehalb Jahren. Es wurden übrigens mehrfach Pläne entworfen, die Einrichtung der Miliz zweckmäßiger zu gestalten, sie sind aber bis jetzt lediglich auf dem Papier geblieben ***).

---

*) Achilles Murat, Briefe über den moralischen und politischen Zustand der Vereinigten Staaten von Nordamerika: Deutsch von Karl Andree. Braunschweig 1833. S. 213 ff.

**) Mit 6000 Mann freiwilliger Milizen, zumeist aus den westlichen Staaten, gewann General Taylor am 23. Februar 1847 die Schlacht bei Buena Vista, in welcher Santa Anna, der die 20,000 Mann starke mexicanische Armee befehligte, völlig aufs Haupt geschlagen wurde.

***) Hallec, Elements of military art and science. New York 1846. p. 148. 599.

Die Gesammtzahl der Milizen wird in der Armeeliste für 1850 auf 1,960,265 Mann veranschlagt. Davon kommen auf Massachusetts 101,781 Mann, Neu-York 201,452, Pennsylvanien 276,070, Virginien 124,202, Ohio 176,455, Kentucky 88,629, auf Wisconsin 32,203, ꝛc. Einen Theil der Miliz bilden die Freiwilligen-Compagnien, welche durchschnittlich gut eingeübt und ausgerüstet von ehemaligen Offizieren des stehenden Heeres geführt, stets bereit sind, ins Feld zu rücken. Sie stellen sich dann unter den Befehl der höheren Milizoffiziere.

Die regelmäßige Armee hat in den weit entlegenen Gränzposten einen sehr schwierigen Dienst. Diese Posten waren vor 1845 alle entweder am mexicanischen Meerbusen, am Obern See und hoch oben am Mississippi. Jetzt hat man deren auch an den Küsten des Stillen Weltmeeres, auf der Straße nach Californien und Oregon und im Innern von Texas und Neu-Mexico, also in Gegenden, wohin Transporte an Waffen, Kriegsbedarf und Lebensmitteln nur mit großer Mühe und Unkosten zu befördern sind. Deshalb sind die Ausgaben des Quartiermeisteramts bedeutend angewachsen. Sie betrugen für das Jahr vom 30. Juni 1843 bis dahin 1844 nur erst 870,993 Dollars; für 1850 schon 4,295,298 und für 1852 sind sie auf 4,950,000 Dollars veranschlagt worden.

Die Vereinigten Staaten haben an drei Meeren und den Binnenseen im Norden eine sehr ausgedehnte Küstenstrecke zu vertheidigen. Im Jahre 1812 zeigte es sich deutlich, daß die von ihnen an einzelnen Punkten angelegten Befestigungswerke durchaus ungenügend waren, und daß man Fortificationen der Atlantischen Strecke nach einem regelmäßigen Plane bauen müsse. Einen solchen entwarf der französische General Bernard, und er ist in den letzten Jahrzehnten auch theilweise zur Ausführung gelangt. Wir geben hier die Einzelnheiten desselben vom Jahre 1846.

In Maine sollen bei Eastport und Wiscasset Werke angelegt werden, welche 50 Kanonen führen. Bei Portland Werke mit 40 Kanonen; Fort Penobscot mit Batterien und 150 Stück Geschütz; theilweise vollendet. — Neu-Hampshire: Vertheidigungswerke bei Portsmouth mit 200 Kanonen; theilweise gebaut. — Massachusetts: Projectirt sind Werke im Osten von Boston mit 60 Kanonen. Die Vertheidigungswerke für den Hafen von Boston, mit 500 Kanonen, sind zum größten Theil vollendet; jene von Neu-Bedford sollen 50 Kanonen führen; noch nicht vorhanden. — Rhode Island: Hafen von Newport, 150 Kanonen, die Werke fast ganz vollendet. — Connecticut: die Befestigung des Hafens von Neu-London beinahe fertig; die Befestigung von Neu-Haven und des Flusses Connecticut noch nicht angefangen. — Neu-York: die Befestigungswerke der gleichnamigen Stadt, die etwa 1000 Stück Geschütz halten sollen, noch nicht zur Hälfte vollendet. — Pennsylvanien: die zur Vertheidigung der Delawarebai und der Stadt Philadelphia projectirten Werke sollen 150 Kanonen haben, sind aber erst zum Theil vollendet. — Maryland und Virginien: die Werke bei Baltimore und Annapolis sollen 250 Stück Geschütz führen; jene für die Chesapeakebay 600, jene am Potomacflusse 80. Diese Werke sind über die Hälfte bereits hergestellt. — Nord-Carolina: die Fortificationen von Beaufort und Smithville, mit etwa 150 Kanonen, sind vollendet. — Süd-Carolina: zur Vertheidigung von

von Charleston etwa 200 Kanonen; die Werke über halb fertig. — Georgien: die Vertheidigungswerke von Savannah mit etwa 200 Kanonen nahezu vollendet. — Florida: die Fortificationen von St. Augustine, Key West, Tortugas und Pensacola mit 800 bis 900 Kanonen; die erstere und letztere sind beinahe fertig, die beiden anderen erst theilweise in Angriff genommen worden. — Alabama: die Werke bei Mobile mit 160 Kanonen fast ganz hergestellt. — Louisiana: die Vertheidigungswerke von Neu-Orleans mit beinahe 300 Kanonen sind vollendet. Man hat berechnet, daß bei den Fortificationen im Norden der Chesapeakebai sich die Kosten der Werke auf etwa 3000 Dollars im Verhältniß zu jedem einzelnen Stücke Geschütz belaufen, im Süden dieser Linie aber auf 6000.

Auch an der Nord-Gränze haben die Vereinigten Staaten eine Anzahl von Fortificationen, die übrigens alle von geringem Umfang und nur darauf berechnet sind, den Operationen einer im Felde stehenden Armee als Stützpunkte zu dienen. Keine einzige von ihnen wäre im Stande, eine regelmäßige Belagerung auszuhalten. Diese Forts liegen an den St. Marien-Wasserfällen, bei Mackinaw, am Fuße des Huron-Sees, bei Detroit, bei Buffalo, an der Mündung des Niagaraflusses, bei Oswego, bei Sackets-Harbour, unterhalb Ogdensburg, bei Rouses Point, in der Quellgegend des Kennebec und Penobscot, und bei Calais am St. Croix.

Das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten zerfällt militärisch in mehre geographische Abtheilungen. Die östliche Abtheilung besteht aus den Militärdepartements 1 bis 4, und begreift folgende Staaten: Maine, Neu-Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode Island, Connecticut, Neu-York, Neu-Jersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Virginia, Nord- und Süd-Carolina, Georgien und den Theil von Florida und von Wisconsin, der im Osten einer Linie liegt, welche man von Fond du Lac am Obern See bis zum Cap Sable, der Südspitze von Florida, zieht. Die westliche Abtheilung besteht aus den Militärdepartements 5 bis 9 und umfaßt das Land im Westen der eben angezeigten Linie, also das westliche Wisconsin, ganz Minnisota, Jowa, Illinois, Missouri, Kentucky, Tennessee, Arkansas, Louisiana, Mississippi, Alabama und Texas, den westlichen Theil von Florida, das Indianergebiet im Westen des Mississippi und Neu-Mexico. Die Abtheilung am Stillen Meere begreift als 10. und 11. Militärdepartement Californien und Oregon. Das Hauptquartier der gesammten Armee ist zu Washington, das der östlichen Abtheilung zu Troy, Neu-York, der westlichen zu Neu-Orleans, jenseits am Stillen Meere zu Sonoma, Californien.

Hier folgt eine Aufzählung aller Militärposten in den Vereinigten Staaten. Oestliche Abtheilung. Departement 1: Fort Sullivan, und F. Preble in Maine, F. Constitution in Neu-Hampshire; F. Independence, F. Warren in Massachusetts; F. Adams und F. Wolcott in Rhode Island; F. Trumbull in Connecticut. — Departement 2: Forts Brady, Mackinaw, Gratiot und Jefferson Barracks in Michigan; F. Howard in Wisconsin. Departement 3: Forts Niagara und Ontario, Madison Barracks, Plattsburgh Barracks und Westpoint, im Staate Neu-York; die Forts Columbus, Wood, Hamilton und Lafayette beschützen den Hafen von Neu-York; Mifflin und und Carlisle Barracks in Pennsylvanien; F. Mac Henry und Washington in Mary-

land. — Departement 4: F. Monroe in Virginien; F. Johnson, Caswell und Macon in Nord-Carolina, Fort Moultrie und Castle Pinkney am Hafen von Charleston; Augusta Arsenal und Oglethorpe Barracks in Georgien; F. Marion in Florida.

Westliche Abtheilung. Departement 5: Key West, Fort Brooke, F. Pickens und Mc. Rea in Florida; F. Morgan in Alabama; F. Pike, Wood, Jackson, Neu-Orleans Barracks und Baton rouge Barracks in Louisiana; Newport Barracks in Kentucky. – Departement 6: Fort Scott und F. Leavenworth in Missouri; weiter westlich die Forts Kearney, Laramie und die Jefferson Barracks; Fort Snelling und F. Gaines im Gebiete Minnisota; ein Fort am Des Moinesflusse. — Departement 7: Forts Towson, Washitta, Gibson und am Canadian westlich von Arkansas. — Departement 8: Fort Polk, Brown, Ringgold Barracks und Davis Landing; F. Mc. Intosh bei Laredo, F. Duncan und Eagle Paß, F. Juge, Lincoln am Rio Seco, San Antonio, F. Martin Scott, Croghan am Hamilton Creek, F. Gates am Leonflusse, F. Graham beim Dorfe Jose Maria; Fort Worth am Trinidad, sämmtlich in Texas; Fort Merril am Nueces. Departement 9: Fort Marcy, Taos, Albuquerque, Doña Anna, Socorra, El Paso del Norte, San Elizario und Las Vegas in Neu-Mexico. —

Abtheilung am Stillen Weltmeere. Departement 10: San Francisco, Benicia, Camp Stanislaus, Camp Far West, Monterey, San Luis Rey, San Diego in Californien. Departement 11: Nisqually am Pugetsunde; Fort Vancouver, F. Hall.

Zeughäuser besitzen die Vereinigten Staaten zu Kennebec, Maine; Watertown, Massachusetts; Champlain, Vermont; Watervliet und Rom, Neu-York; Aleghanny und Frankfort, Pennsylvanien; Pikesville, Maryland; Washington; Bellona, Virginien; St. Louis, Missouri; Baton rouge, Louisiana; Mount Vernon, Alabama; Detroit, Michigan; North Carolina, Nord-Carolina; Charleston, Süd-Carolina; Appallichicola, Florida, und Little Rock in Arkansas.

Das Kriegsbudget belief sich vom 30. Juni 1847 bis dahin 1848 auf 27,820,163 Dollars; vom 30. Juni 1848 bis dahin 1849 auf 17,290,936 Dollars. In diesem letztern Jahre finden wir verzeichnet die Ausgaben für die Armee: 9,544,745 Dollars; Militärakademie 135,706; Befestigungswerke 607,487; Zeughäuser und Kriegsvorräthe 832,654; für Häfen, Straßen, Flüsse ꝛc. 145,698; Vermessungen 41,771; Pensionen 1,090,213; indianisches Departement 1,099,213; Ausgaben für Bewaffnung und Ausrüstung der Miliz 175,136; außerordentliche Unterstützung an Einzelne 144,155 Dollars.

Die Flotte. Die Kriegsmarine der Vereinigten Staaten bestand im Laufe des Jahres 1850, laut dem Bericht des Marinesecretärs: aus 7 Linienschiffen und 1 sogenannten Razee (abgetakelt), 12 Fregatten, 21 Kriegsslups, 4 Briggs, 4 Schoonern, 5 Dampffregatten, 3 Dampfern erster Klasse, 6 Dampfern unter der ersten Klasse und 5 Transportschiffen. Auf den Werften im Bau begriffen waren 4 Linienschiffe und 2 Fregatten. Zu diesen Fahrzeugen kommt noch eine Anzahl von Schiffen, welche von Privatleuten unter Vertrag mit der Regierung gebaut wurden, und die unter gewissen Umständen der letztern abgetreten werden müssen. Sie lassen sich mit leichter Mühe in Kriegsschiffe umwandeln, und erhalten als Postschiffe eine Unterstützung an Geld von

der Centralregierung. Vier derselben fahren zwischen Neu-York und Liverpool, ein fünftes ist im Bau; auch für die Linie von Neu-York nach Panama sind fünf Dampfer bestimmt. Gleichfalls fünf Dampfer fahren zwischen Panama und Californien-Oregon. Laut Congreßacte vom 3. Mai 1847 sind für die Kriegsmarine vier große Dampfer in Angriff genommen; sie werden 1851 vom Stapel gelassen. Laut einem Gesetz von 1819 werden Schiffe ersten Ranges nach einem Staate der Union benannt, zweiten Ranges nach Strömen, dritten Ranges nach Städten.

Die Kriegsflotte der Vereinigten Staaten zerfällt in 6 Geschwader. Das sogenannte Heimgeschwader hat die Gewässer von Neufundland bis zur Mündung des Amazonenstroms zu befahren; es ist gewöhnlich in Westindien und im mexicanischen Meerbusen beschäftigt. Das Geschwader im Stillen Meere schützt den amerikanischen Handel an der Westküste. Das Geschwader an der Küste Brasiliens hat sein Kreuzungsrevier südlich von der Mündung des Amazonenstroms bis zum Cap Horn, und erforderlichen Falls nach Osten hin bis zur Küste von Afrika. Es ist hauptsächlich bestimmt, dem Sklavenhandel zwischen beiden Welttheilen, der bis in die jüngste Zeit von großer Ausdehnung war, zu steuern, und die amerikanischen Interessen in den Wirren am la Platastrome wahrzunehmen. Das Geschwader an der Küste von Afrika soll dort den Sklavenhandel unterdrücken helfen, und Schiffe wegnehmen, welche denselben betreiben; jenes in den ostindischen und chinesischen Gewässern ist angewiesen, die Handelsbelange Amerikas dort zu schützen und zu fördern. Das sechste Geschwader kreuzt im mittelländischen Meere.

Die Marine der Vereinigten Staaten gilt mit Recht für sehr tüchtig. „Es ist eine Quelle hoher Befriedigung, daß unsere Flagge, wo immer sie von einem Nationalschiff gezeigt wurde, die dem Nationalcharakter schuldige Achtung empfing, und daß unsere Interessen und unser Handel unter ihrem Schutze in jedem Meer sicher und gedeihlich waren." Wir ersehen aus dem oben angeführten Berichte des Marinesecretärs, dem wir diese Worte entlehnen, daß die Marineoffiziere eifrig beschäftigt sind, am Atlantischen Oceane wie am Stillen Weltmeere, Küstenstrecken zu vermessen. — M a r i n e w e r f t e n befinden sich zu Portsmouth, Neu-Hampshire; Charlestown, Massachusetts; Brooklyn, Neu-York; Philadelphia; Washington; Norfolk, Virginien; Pensacola; und Memphis, Tennessee; ein Asyl für invalide Seeleute zu Philadelphia, und eine Marineakademie zu Annapolis in Maryland. Das Material der Marine ist trefflich; am Ende des Jahres 1850 befanden sich in jenen 8 Werften und Seezeughäusern, Vorräthe zur Erbauung, Ausrüstung und Ausbesserung in einem Geldwerthe von 6,500,000 Dollars, und Holz, Eisen, Kupfer, Hanf und jeder andere Marinebedarf ist zu allen Zeiten mit leichtester Mühe zu beschaffen. Die gegenwärtige Einrichtung der Marine beruhet auf einer Congreßacte von 1798. Je nach den Umständen, z. B. in den Streitigkeiten mit Frankreich und während der Seezüge gegen die afrikanischen Barbaresken wurde sie verstärkt; und nach dem Schlusse des Krieges gegen England bewilligte der Congreß auf acht Jahre hintereinander je eine Million Dollars zu ihrer Vermehrung, eine Summe, die nach 1820 für einige Zeit auf die Hälfte herabgesetzt wurde, um dann wieder erhöhet zu werden. Die Bemannung der Flotte wird angeworben; der Dienst

auf ihr ist sehr streng, jüngst indessen die Peitschenstrafe abgeschafft worden. Nach dem Gesetze vom 4. August 1842 besteht das Personal aus 68 Capitänen, 87 Commandeurs, 327 Lieutenants, 68 Aerzten, 37 passirten Hülfswundärzten, noch 63 Hülfswundärzten, 64 Zahlmeistern, 24 Caplänen, 12 Professoren der Mathematik, 464 Seecadetten und etwa 7500 Unteroffizieren, Matrosen ꝛc. Die Seestreitmacht kann nach Belieben vermehrt werden, denn die Handelsmarine der Vereinigten Staaten, welche eine ergiebige Pflanzschule der tüchtigsten Seeleute darbietet, hat bereits die Tonnenzahl von über drei Millionen erreicht, und auf je 100 Tonnen rechnet man 6 Matrosen, was also für den Dienst auf der Kauffahrteiflotte 180,000 Mann ergiebt. Die Gesammtsumme für das mit dem 30. Juni 1852 ablaufende Jahr ist auf 8,111,601 Dollars veranschlagt worden. Davon gehen ab für Beförderung der Post, Verbesserungen an Marinewerften, für den nautischen Almanach 2,210,980 Dollars. Das mit dem 30. Juni 1850 abgelaufene Jahr zeigte eine Ausgabe für die Kriegsmarine von 9,691,804 Dollars; Abzug von Rückzahlungen 1,799,913; bleibt eine Summe von 7,891,891. Davon wurden 2,368,169 zu speciellen Zwecken verwendet; bleiben somit als die wahren Ausgaben für die Marine und das Marinecorps 5.523,722 Dollars.

Ackerbau und Gewerbthätigkeit. — Wir haben schon früher (S. 374 ff.) einige Bemerkungen über den Ackerbau in den Vereinigten Staaten im Allgemeinen mitgetheilt; hier tragen wir Einzelheiten nach. Im Jahre 1847 veranschlagte man den Werth des Ertrags von Arbeit und Capital im ganzen Lande auf 2,013,779,975 Dollars. Derselbe vertheilte sich in folgender Weise:

Erzeugnisse des Ackerbaues	D. 838,163,928
Obst	8,353,422
Gartenertrag	45,000,000
Baumschulen ꝛc.	724,111
Vieh und Fleisch, Pferde ꝛc.	252,240,779
Producte der Wälder	59,099,628
Ertrag der Fischerei	17,069,262
Ertrag von dem im Handel ꝛc. angelegten Capital von 390,972,423 D. zu 6 Procent	23,458,345
Erzeugnisse der Manufacturen	550,000,000
Ertrag der Minen	74,170,500
Nutzen vom Capital der Versicherungscompagnien	20,000,000
Von den Banken (208,216,000 D.) und anderen auf Zinsen dargeliehenen Summen	25,000,000
Rente von Häusern und Ländereien	50,000,000
Profite der Professionen	50,000,000
	Dollars 2,013,779,975.

Die Ausfuhren an Ackerbau-, Manufactur- ꝛc. Producten beliefen sich in dem mit dem 30. Juni 1847 zu Ende gehenden Fiscaljahre:

Erzeugnisse des Meeres	D. 3,468,033
Der Wälder	5,996,073
Des Ackerbaues (Agriculture)	11,113,074
Brotstoffe	57,070,356
Taback	7,242,086
Baumwolle	53,415,848
Wolle	89,460
Andere Ackerbauproducte	177,493
Manufacturen	9,305,090
Blei	124,981
Nicht speciell aufgeführte Artikel	2,308,260
Vorräthe für die Armee, von Neu-York ausgeführt	326,800
Gesammtausfuhr Dollars	150,637,464.

Damals hatte die amerikanische Handelsmarine einen Gehalt von 2,839,045 Tonnen; in den letzten zwölf Monaten waren 1598 Schiffe, zusammen von 243,732 Tonnen gebauet worden. Das in den Manufacturen angelegte Capital veranschlagte man auf 326,726,500 Dollars.

Die Ernte an Weizen betrug im Jahre 1848 schon 126,364,600 Buschel. Diese Getreideart gedeiht vorzugsweise in den mittleren und westlichen Staaten, aber auch der Nordwesten, Oregon, und theilweise Californien eignen sich meistens sehr gut für den Anbau desselben. Mit Sicherheit ist vorauszusehen, daß die Vereinigten Staaten ihre Production außerordentlich steigern werden. Im Jahre 1770 wurden erst 751,240 Buschel Weizen und 448,868 Barrels Brot und Mehl ausgeführt. Der amerikanische Weizen hat seinen Hauptabsatz in Westindien, Spanien, Portugal und Großbritannien. Dieses letztere wird mehr und mehr Hauptmarkt für den Artikel. Die Weizen ausführenden Länder Europas können, das südliche Rußland ausgenommen, ihre Production in keinem Falle sehr erheblich steigern. Die meisten Weizen zur Ausfuhr liefernden Gegenden sind zudem im Binnenlande gelegen. In Berichten, welche 1840 die englischen Consuln an Lord Palmerston einzusenden hatten, wird hervorgehoben, daß in Rußland und den preußischen Ostseeprovinzen die Straßen sehr schlecht seien (execrable); sie schätzen die Menge des Weizens, welchen alle europäischen Staaten zur Ausfuhr abgeben können, auf ungefähr 18,000,000 Buschel, was etwa einem Sechstel oder Siebentel einer amerikanischen Ernte gleich käme. In dem Berichte des amerikanischen Agenten Ellsworth an den Congreß wird insbesondere Gewicht darauf gelegt, in wieviel nachtheiligeren Verhältnissen insbesondere Danzig sich befinde, wohin das Getreide weit aus dem Binnenlande kommt, getrocknet, umgestochen und gelagert oder wieder verladen werden muß, was für den Buschel eine Ausgabe von 6 Cents verursache, während alle Kosten von Illinois bis Liverpool sich nur auf 46 Cents belaufen. Außerdem seien die Ernten in Europa weit ungewisser als in den Vereinigten Staaten. Diese betrachten sich schon jetzt als die „Kornkammer der ganzen Erde." Im Jahre 1847 führten sie allein nach Großbritannien und Irland Brotstoffe im Werthe von 43,000,000 Dollars. In Chili, in den Staaten am la Plata, wächst vortreffliches Getreide; nichts destoweniger ist Mehl

aus den Vereinigten Staaten ein stehender Handelsartikel in Valparaiso, weil es auch dort billiger ist, als das einheimische. Der Mangel an guten, fahrbaren Straßen und der hohe Arbeitslohn wirken in Chili sehr hinderlich. Uebrigens gilt für die Vereinigten Staaten der alte Satz, daß überall, wo die Arbeit theuer und Grund und Boden billig ist, der Landwirth mehr darauf sieht, viel zu ernten, als den Acker gut zu bestellen. Auch bei dieser Methode, welche in allen neuen Staaten Nord-Amerikas gilt, wirft der Getreidebau großen Nutzen ab. Uebrigens ist das amerikanische Mehl zum Theil schlecht. Ein einziger Inspector in Neu-York hat aus seinen Büchern nachgewiesen, daß er 1847 nicht weniger als 218,679 Barrels von saurem und mulsterigem Mehle besichtigte, welche einen Schaden von einer viertel Million Dollars verursachten. Für die Vereinigten Staaten veranschlagt er jährlich den Schaden, welcher durch mehr oder weniger verdorbenes Mehl verursacht wird, auf drei bis fünf Millionen. Man hat daher theilweise angefangen, das Getreide, insbesondere den Weizen, auf Darren und das Mehl durch heiße Luft zu trocknen. Wir werden bei Beschreibung der Stadt Rochester mehr über die Mehlausfuhr bemerken.

Jetzt stellen sich die Productionskosten in nachfolgenden Staaten durchschnittlich folgendermaßen heraus: In Neu-Hampshire 1 Doll. 10 C., im westlichen Neu-York 64 C., Pennsylvanien 40, im nördlichen Ohio 50, Michigan 28 bis 67, Indiana 25 bis 35 C. Im Jahre 1848 lieferte Neu-York $15^1/_2$ Millionen Buschel, Pennsylvanien 15, Virginien $12^1/_4$, Tennessee 9, Kentucky $1^1/_2$, Ohio 20, Indiana $8^1/_2$, Illinois $5^1/_2$, Missouri 2, Michigan 10 Millionen, Wisconsin schon 1,600,000, Iowa 1,300,000. Diese letzteren Staaten sind insbesondere für den Weizenbau geeignet, weil die junge Saat im Winter durch eine Schneedecke geschützt ist, und der Winter ein volles Vierteljahr anhält. Man pflügt dort nicht vor Mitte März; zur Erntezeit, im Juli ist allemal trocknes, heißes Wetter. Zudem ist der Boden ganz vortrefflich und läßt sich leicht bestellen; auf manchen Punkten liegt die Dammerde bis zu hundert Fuß tief! So geben manche Acker bis zu 40 Buschel, der sogenannte Oregon-Weizen soll da und dort bis zu 50 Buschel austragen. Von dem „Hardware-Wheat“ will man von einem Korn nicht weniger als 2812 und in Missouri gar 4000 Körner erhalten haben.

Gerste wird bei weitem nicht in so großer Ausdehnung gebauet. Die Ernte von 1848 ergab 6,222,050 Buschel, wovon allein der Staat Neu-York nahezu drei Fünftel lieferte, 4,300,000 Buschel. Man bestellt mit dieser Getreideart nicht weite, zusammenhängende Fluren, sondern nur einzelne Aecker. Viel bedeutender ist der Anbau von Hafer, von welchem das Jahr 1848 nicht weniger als 185,500,000 Buschel ergab. Im Südwesten säet man viel Hafer zum Grünfutter. In den nördlichen Staaten giebt der Acker bis zu 30, 50, ja manchmal bis zu 100 Buschel, oft aber übersteigt er 10 Buschel nicht, und der Durchschnittsertrag kann auf 30 Buschel für den Acker angenommen werden. In neuerer Zeit bauet man den chinesischen Sandhafer viel an, der bis zu 52 Pfund der Buschel Gewicht hat, während die übrigen Arten nur von 39 bis zu 45 Pfund ausgeben. Roggen lieferte 1848 32,952,500 Buschel. Zum Brotbacken benutzen ihn meist nur die Deutschen; in den Staaten, in welchen sie am zahl-

reichsten sind, wird auch der meiste gesäet, z. B. ergab Neu-York 4, Pennsylvanien 13½ und Ohio 1¼ Millionen Buschel. — Buchweizen, den man meist als Nachfrucht anbaut, gab 1848 schon 12,538,000 Buschel aus, wovon 3,860,000 auf Neu-York, 3,800,000 auf Pennsylvanien, 1,000,000 auf Neu-Jersey und 1,500,000 auf Ohio kamen. Im Durchschnitt liefert der Acker von 15 bis 25 Buschel.

Mais oder Welschkorn. Davon erntete man in den Vereinigten Staaten 1847 539,350,000, und 1848 588,150,000 Buschel. In diesem letzten Jahre kamen auf Neu-England 15½, Neu-York 17, Neu-Jersey 9, Pennsylvanien 21, Delaware nahe an 4, Maryland nahe an 9, Virginien 38, Nord-Carolina 26, Süd-Carolina 13½, Georgia 27, Alabama 28, Mississippi 17, Louisiana 10½, Tennessee 76, Kentucky 65, Ohio 70, Indiana 45, Illinois 40, Missouri 28, Arkansas 8, Michigan 10, Florida 1¼, Wisconsin 1½, Jowa 3½, Texas nahe an 2, Oregon 1 Million Buschel. Diese ächt amerikanische Pflanze, deren Bedeutung für die Cultur schon in der Einleitung angedeutet wurde, ist während der letzten drei Jahrhunderte ganz cosmopolitisch geworden. Aus Amerika, wo sie von den nordöstlichen Regionen der Vereinigten Staaten bis zum südlichen Chili wächst, kam sie im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts nach Spanien und von dort nach Asien und Afrika, wo der Mais bald ein sehr beliebtes Nahrungsmittel wurde. Wahrscheinlich ist er aus der Levante nach Europa zurückgekommen; in Italien, Frankreich und Deutschland nennt ihn der gemeine Mann auch Türkisches Korn. In Deutschland gedeihet er in den mittleren und westlichen Theilen bis über den 52° n. Br. hinaus, und in Südeuropa wie in der Levante, in Asien, Afrika und ganz Amerika wird er in so ausgedehntem Umfange als Speise benutzt, daß, den Reiß etwa ausgenommen, keine andere Getreideart einer so großen Anzahl von Menschen zum Nahrungsmittel dient. Er paßt sich jedem Klima an, und gedeihet in fast gleicher Ueppigkeit im tropischen Tieflande Mexicos, wie 8000 Fuß hoch auf dem Tafellande der Cordillere. „Diese Getreideart bleibt fortwährend der Hauptgegenstand landwirthschaftlicher Bestrebungen nicht bloß in den Vereinigten Staaten, sondern auch in allen nördlicher und südlicher gelegenen Landstrichen Amerikas, denn sie vorzüglich ist es, welche die gewagten Unternehmungen in den amerikanischen Urwäldern so sehr erleichtert, welche ohne sie oft gar nicht ausführbar bleiben würden. Es giebt keine Getreideart, welche mit gleich sicherm Erfolge die Anstrengungen des Ansiedlers in unangebaueten Gegenden unterstützt und fördert, als das Welschkorn. Denn keine nährende Körnerfrucht gewährt, wie diese, sichere und reichliche Ernten, sowohl auf dem rauhesten, kaum aufgerissenen Waldboden zwischen abgestorbenen Bäumen und modernden Stümpfen, als auf den mit jeder Art Dünger versehenen und sorgsam bestellten Aeckern einer gut verwalteten Farm; sie gedeihet auf humusreichem Boden während einer Reihenfolge von fünfzehn bis dreißig Jahren, ohne an Ergiebigkeit zu verlieren, oder auszuarten. Diese wahrhaft unvergleichliche Körnerfrucht ist nicht nur ein gesundes und kräftigendes Nahrungsmittel für den Menschen, sondern auch, grün wie trocken, treffliches Futter für allerlei Vieh und Geflügel. Die Maiskörner können Jahrelang aufbewahrt werden, ohne ihre Keimkraft zu verlieren; wiederholte Versuche haben diesen Umstand außer Zweifel gesetzt. Der Anbau des Mais ist überdies eine vorzügliche

Vorbereitung des Bodens zur Benutzung für Wintergetreide, weil dadurch der Erde keiner von jenen Bestandtheilen entzogen wird, welche der Winterfrucht zu ihrem Gedeihen nöthig sind. Vorzüglich gedeihet das Welschkorn in den südlicheren Gegenden, aber selbst in den nördlicheren Gegenden kann man bei seinem Anbau noch immer sichere Ernten erwarten, wenn die für ein nördliches Klima geeigneten Sorten angebaut werden, und nirgends ist der Mais solchen verheerenden Krankheiten unterworfen, wie der Weizen. Keine andere Art von Frucht lohnt in solchem Maße die aufgewandte Arbeit und Auslage, keine verdient daher so sehr die unausgesetzte Aufmerksamkeit, welche man dem Anbau derselben in allen Theilen der Vereinigten Staaten zuwendet. Deutsche Einwanderer, die noch wenig oder gar nicht mit der Cultur und Benutzungsweise dieser Getreideart bekannt sind, haben daher nichts Angelegentlicheres zu thun, als die Erfahrungen der Amerikaner zu benutzen, und sich mit den besten Verfahrungsweisen beim Maisbau bald und genau bekannt zu machen, um sich dieselben Vortheile zu sichern, welche dem Amerikaner noch immer der Anbau des Mais gewährt hat. Dieser wird überall wegen seiner Ergiebigkeit und Nahrhaftigkeit die für Amerika vorzüglich geeignete Körnerfrucht sein und bleiben *)." Es giebt vom Mais eine große Menge Varietäten, deren man bloß in Spanien bis zu 130 zählt und in den Vereinigten Staaten etwa 40. Während die Körner des ägyptischen Mais und des chinesischen Curagua sehr klein sind, zeichnen sich das südliche große weiße Steinkorn und der virginische weiße Kürbiskernmais durch Größe aus. Im Norden braucht der Mais nicht so lange Zeit um reif zu werden, als im Süden. Pflanzt man nordische Varietäten im Süden an, so verlieren sie nach Verlauf einiger Jahre die Fähigkeit der Frühreife, z. B. das Duttonkorn. Zuweilen geben einzelne Maispflanzen einen unglaublich starken Ertrag. So erzählt eine landwirthschaftliche Zeitschrift in Ohio von einer Aehre, welche 2 Pfund wog; 12 Zoll Länge, beinahe 10 Zoll im Umfange und 1446 Körner hatte, die drei Viertel Zoll lang waren. Eine andere Aehre hatte 16 Zoll Länge und 1006 Körner. Auf einer landwirthschaftlichen Ausstellung zeigte man eine Maispflanze mit 12 Aehren. Im Bezirk Scioto ergab ein einziger Acker einen Ertrag von 160 Buschel. In Massachusetts beobachtete ein Mann die Schnelligkeit des Wachsthums der Maispflanze; sie nahm am ersten Tage 6, am zweiten $5^1/_2$, am dritten 5 Zoll, also binnen drei Tagen um $16^1/_2$ Zoll zu. In Pennsylvanien, wo sich der „Garten des Landes," nämlich der vorzugsweise von Deutschen bewohnte District Lancaster, durch Maisbau auszeichnet, giebt der Acker von 30 bis 60 Buschel.

Der Reiß stammt aus dem Orient. In Süd-Carolina, das bei weitem die beste Sorte liefert, bauet man ihn seit Ende des 17. Jahrhunderts. Er ist durch einen Zufall dorthin gekommen. Einer der Lockeschen Landgrafen, Smith, zugleich Statthalter der Provinz, hatte früher eine Zeitlang auf der Insel Madagascar gelebt und dort den Reißbau kennen gelernt. Im Jahre 1664 lief ein aus Ostindien kommendes Schiff

*) Fleischmann, der Amerikanische Landwirth; ein Handbuch für Ansiedler in den Vereinigten Staaten. Neu-York 1848, S. 110 ff. (ein vortreffliches, auch für deutsche Landwirthe sehr belehrendes Werk). Hunt, Nov. 1848, p. 484. De Bow's Review, October 1850, p. 386. Poinsett's Report on the culture of indian Corn, in De Bow, November 1849, p. 441.

in Charleston ein, dessen Koch etwas rohen Reiß aufbewahrt hatte. Diesen säete Smith aus. Anfangs bauete man ihn vorzugsweise im höher liegenden Lande, fand aber bald, daß ihm weit mehr jene Niederungen zusagen, welche im Bereich der Ebbe und Fluth liegen. Süd-Carolina lieferte 1847 etwa 130,000 Barrels, jedes zu 600 Pfund. Auch Louisiana treibt jetzt beträchtlichen Reißbau, namentlich der große Bezirk Plaquemine, doch ist derselbe nicht so weiß als jener und steht ihm auch im Preise nach. An sich ist dieser „Creolen- oder Louisiana-Reiß" noch süßer, aber er wird nicht so sorgfältig behandelt. In Louisiana ist der Reißbau nicht ungesund, was in der eigenthümlichen Oertlichkeit seinen Grund hat. Er wird hier meist von kleinen Grundeigenthümern betrieben. Die Reißernte betrug 1847 103,040,500 Pfund. Die Ausfuhr stellte sich 1847 auf 144,427 Tierces (zu 1$^3/_4$ Barrels), im Werthe D. 3,605,896; 1848: T. 100,493, D. 2,331,824; 1849: T. 128,661, D. 2,569,362; 1850: T. 127,069, D. 2,631,557. Das Tierce kostete 1844: D. 16, 20 C.; 1847: D. 24, 90 C.; in den folgenden Jahren respective 23 D. 25 C.; 19, 90; 20, 75.

Das Besenkorn (Sorghum saccharatum), das aus Indien stammt und zu Anfang des laufenden Jahrhunderts in die Vereinigten Staaten eingeführt wurde, hat lange Samenstengel, aus welchen man Kehrbesen bereitet, jetzt etwa jährlich 150,000 Dutzend. Man bauet diese Pflanze häufig in einigen Staaten Neu-Englands, in Neu-York, Pennsylvanien und besonders in Ohio. Der Acker giebt im Durchschnitt 25 bis 30 Buschel Körner. Eine Sage erzählt, Benjamin Franklin habe einst bei einer aus Indien gekommenen Frau ein Besenreis gesehen, in welchem er einige Körner fand; diese habe er gepflanzt, und seitdem sei allmälig der Anbau allgemeiner geworden.

Kartoffeln. Die Ernte betrug 1848 nur 114,475,000 Buschel. Die beste Sorte wächst im Staate Maine, doch hat auch hier die Frucht sehr von der Kartoffelkrankheit gelitten, und in vielen Gegenden ist nicht selten die halbe Ernte verloren gegangen. Die Batate oder süße Kartoffel wird im Süden angebaut; den Paradiesapfel oder Tomato zieht man überall in Gärten und Feldern und benutzt ihn als Gemüse. Die europäischen Gemüsearten und Küchengewächse bauet man in den Vereinigten Staaten jetzt in großer Ausdehnung, und der Obstbaumzucht wird hin und wieder so große Sorgfalt gewidmet, daß von Aepfeln eine nicht unbeträchtliche Menge ausgeführt wird. In einzelnen Staaten bereitet man viel Obstwein. Die Pfirsichernte in Delaware schätzt man jährlich auf 120,000 D., und jene in Ohio ist noch beträchtlicher. Der Hanfbau ergab 1848 eine Ernte von nur 20,330 Tons, wovon 11,000 auf Kentucky, 7000 auf Missouri kamen; im Jahre 1847 hatte sich die Ziffer auf 27,750 gestellt. Uebrigens deckt diese Production schon den Bedarf der amerikanischen Kriegsflotte. Im Jahre 1845 wurden für 897,345 D. Hanfwaaren eingeführt. Der Hanf bedarf vieler Arbeit, welche theuer ist. Auf den Flachs verwendet man schon mehr Sorgfalt, hauptsächlich des Oeles wegen, besonders in Neu-York und Ohio. Hopfen wächst an den Ufern vieler Ströme wild, in Neu-England und theilweise auch in anderen Staaten beschäftigt man sich gleichfalls mit seinem Anbau, doch wird er nachlässig eingeerntet und behandelt, und steht daher an Güte hinter dem deutschen und englischen zurück.

An Taback ernteten die Vereinigten Staaten 220,164,000 Pfund im Jahre 1847. Diese Pflanze bedarf sehr guten Bodens, den sie bald aussaugt, wenn nicht in jedem Jahre reichlich gedüngt wird. Durch Vernachlässigung dieser Regel sind in Maryland und Virginien große Strecken Landes völlig erschöpft worden. In Virginien wurde diese Pflanze zuerst 1616 angebaut; 1622 lieferte die Ernte 60,000 Pfund; 1680 führte auch Carolina schon davon aus, doch ließ man hier den Tabacksbau fallen, seit sich jener der Baumwolle als vortheilhafter für diesen Staat herausstellte. In den ersten Jahren des verflossenen Jahrhunderts exportirte Virginien, z. B. 1708, schon 28,868,000 Pfund, wovon etwa 11 Millionen in England verbraucht wurden; 1776 führte es 40,000,000 Pfd. aus, wovon nur 7 Millionen in England Abnehmer fanden; 1775 hatte der Tacksexport der Colonien die Höhe von 101,828,617 Pfd. erreicht; während der Revolution fiel er auf 12,000,000. Für die 21 Jahre, welche mit 1835 endigen, stellte sich im Durchschnitt der Export auf 100,000,000 Pfd.; er blieb im Ganzen stationär, seit in Europa, wo der Eingang der nordamerikanischen Tabacke zum Theil sehr hoch besteuert ist und der Anbau der Pflanze an Ausdehnung gewonnen hat, auch viel südamerikanische Tabacke verbraucht werden. Die amerikanische Consumtion berechnete man im J. 1835 auf 100,000,000 Pfd. Die westlichen Staaten haben angefangen mit den älteren in erfolgreichen Bewerb zu treten, und selbst das nördliche Connecticut liefert in seinem Seedleaf ein vortreffliches Deckblatt für Cigarren. Im Westen wie in Virginien giebt der Acker leichten, sandigen gut gedüngten Bodens von 1200 bis 2000 Pfd., zu einem Mittelpreise bis zu 6 und 8 Cents. Maryland lieferte 1847 etwa 20,000, Virginien 1846 52,000, im folgenden Jahre aber nur 40,000 Hogsheads. Im Ganzen producirten die Vereinigten Staaten 1847 etwa 220,164,000 Pfd.; davon kommen auf Virginien 50, Maryland 25, Nord-Carolina 14, Tennessee 35, Kentucky 65, Ohio 9, Missouri 14, Indiana $3^3/_4$, Illinois $1^1/_4$ Millionen, Connecticut 806,000 Pfd. Wir müssen bemerken, daß in der jüngsten Zeit auch Florida einen trefflichen Taback baut, der besonders nach Bremen hin Absatz findet. Die Ausfuhr stellte sich folgendermaßen heraus:

Jahr.	Hogsheads.	Werth.	Per Hogshead.
1844	163,042	D. 8,397,255	D. 51. 53 C.
1847	135,732	7,242,086	53. 40
1848	130,665	7,551,122	37. 75
1849	104,521	5,804,207	52. 75
1850	145,729	9,951,023	67. 50

Es ist bekannt, mit welchen Vorurtheilen das „Teufelskraut" zu kämpfen hatte, ehe es in Europa allgemein wurde. Der pedantische Narr Jakob der Erste verbot dem einzelnen Pflanzer in Virginien mehr als 100 Pfund zu bauen, und warnte seine getreuen Unterthanen vor der Sünde gegen Gott, nämlich vor dem Gebrauche des Tabacks; Papst Urban VIII. excommunicirte Alle, welche Tabacksrauch in der Kirche verbreiteten. Im Jahre 1639 befahl die Assembly von Virginien eine ganze Jahresernte, 120,000 Pfund, zu verbrennen.

Zucker. Diesen Artikel producirt vorzugsweise Louisiana; und nur Texas und

Florida, theilweise auch Georgien und Alabama haben in den letzten Jahren angefangen gleichfalls Zucker zu bauen. Wir bemerkten weiter oben, als wir die Gründung der Stadt Neu-Orleans schilderten, daß man den Zucker zuerst 1751 in Louisiana anpflanzte; doch wird auch behauptet, daß damit schon 1726 ein schwacher Anfang gemacht worden sei. Die erste Zuckermühle datirt von 1758; die erste Ladung Zucker wurde 1765 ausgeführt, und zwar nach Frankreich, wo freilich die Hälfte in flüssigem Zustande anlangte. Zur Zeit der spanischen Herrschaft in Louisiana lag der Zuckerbau beinahe völlig brach; er kam erst 1791 wieder auf. Die Hauptzuckerregion in diesem Staate besteht in einem Streifen Landes beiden Ufern des Mississippi entlang, von Pointe Coupée bis zur Mündung des Stromes, wo überall reicher aber leichter angeschwemmter Boden ist. Auf dieser Strecke wird jetzt für mehr als 10,000,000 Dollars Zucker jährlich erzielt. In Florida liegt die Zuckerregion zwischen 30 und 25 ° n. Br., und hier kommen die in Louisiana zuweilen verderblichen Nachtfröste nicht vor. In Louisiana stellten sich die Ernten:

1828	Hogsh.	88,000	1836	Hogsh.	70,000	1842	Hogsh.	140,000
1829	„	48,000	1837	„	65,000	1843	„	100,000
1832	„	70,000	1838	„	70,000	1844	„	200,000
1833	„	75,000	1839	„	115,000	1847	„	186,000
1834	„	100,000	1840	„	87,000	1848	„	200,000
1835	„	30,000	1841	„	90,000	1849	„	240,000

Den gesammten Ertrag von Rohrzucker schätzte man 1844 auf etwa 778,000 Tonnen, wovon allein Cuba 200,000 Tonnen lieferte. Wenn man Rüben- und Ahornzucker mit in Anschlag bringt, so stellt sich die Zuckerproduction reichlich auf mehr als 900,000 Tonnen. In den Vereinigten Staaten hat man auch schon Zucker aus Maisstengeln bereitet. Die gesammte Zuckerproduction bloß in den Vereinigten Staaten stellte sich 1847 auf 324,940,500 Pfund.

Wir fügen hier noch eine Uebersicht der Zuckerproduction der Erde bei, welche bedeutend höhere Ziffern giebt (De Bow, Commercial Review, November 1849, p. 444); in derselben ist aber der Ertrag des Rübenzuckers offenbar zu niedrig veranschlagt und jener des Ahornzuckers gar nicht berücksichtigt worden.

Länder	1845.	1846.	1847.	1848.	1849.
Britisch Westindien . . .	142,000	107,000	159,000	145,000	140,000
Mauritius	36,000	43,000	65,000	57,000	45,000
Bengalen	67,000	68,000	70,000	60,000	60,000
Französische Colonien . .	102,000	80,000	80,000	60,000	40,000
Holländ. u. dän. Col. . .	25,000	20,000	25,000	20,000	19,000
Cuba und Portorico . .	115,000	230,000	310,000	290,000	210,000
Java	89,000	86,000	81,000	79,000	75,000
Siam und Manilla . . .	15,000	26,000	30,000	20,000	20,000
Tonnen:	591,000	660,000	820,000	731,000	609,000

Länder	1845.	1846.	1847.	1848.	1849.
Transport:	591,000	660,000	820,000	731,000	619,000
Brasilien	93,000	75,000	112,000	120,000	80,000
Louisiana.	95,000	90,000	65,000	120,000	90,000
Rübenzucker	70,000	80,000	90,000	90,000	70,000
Tonnen	849.000	905,000	1.087.000	1,061,000	975,000.

Indigo wurde früher in Süd-Carolina gebaut man hat indessen die Cultur dieser Pflanze für welche sich manche Oertlichkeiten namentlich in den Staaten am mexicanischen Meerbusen, eignen, wieder aufgegeben, weil andere Agriculturzweige für jetzt höhern Ertrag abwerfen.

Die Weinrebe ist in Nordamerika überall in Wäldern und Dickichten, manchmal auch an Flußufern, in geschützten Lagen von Canada bis Florida, Louisiana und Texas einheimisch. Die Normannen nannten das von ihnen entdeckte Land, in welchem sie Weinreben und Beeren fanden, Winland, Weinland. Man hat seit etwa einem Jahrhundert diese wilden Rebensorten zu veredeln begonnen. Den Anfang machten die französischen Ansiedler am Illinois, welche 1769 etwa hundert Faß Wein bereiteten. Später beschäftigten sich Schweizer zu Vevay in Indiana mit der Weincultur, nachher und in stets wachsender Ausdehnung die Deutschen am Ohio und mit sehr gutem Erfolg jene zu Hermann in Missouri. Die aus Europa, Madeira und vom Vorgebirge der guten Hoffnung eingeführten Sorten acclimatisiren sich nicht gut und arten insgemein aus. Bei der Mannigfaltigkeit des Klimas nnd der Bodenverhältnisse steht zu erwarten, daß nach und nach der amerikanische Weinbau an Bedeutung gewinne; bis jetzt liefert er ein Getränk, das sich mit gutem europäischen nicht messen kann. In den letzten Jahren hat man übrigens in mehren Staaten, z. B. Ohio, Missouri, Carolina, Louisiana und Alabama angefangen, auf die Veredelung der Rebe große Sorgfalt zu verwenden.

Der Seidenbau hat noch keine große Ausdehnung gewonnen, doch scheint es, als ob gegenwärtig für denselben größere Neigung erwache. Die klimatischen Verhältnisse sind in vielen Landestheilen so günstig, daß die Vereinigten Staaten, wenn ihre Bewohner nur wollen, eines der bedeutendsten Productionsländer für Seide werden können. Die verschiedenen Arten des Maulbeerbaums gedeihen sehr gut; manche derselben werden schon seit länger als zweihundert Jahren angebaut. König Jakob der Erste hatte die virginische Landcompagnie zum Anbau derselben und zur Zucht der Seidenraupe aufgemuntert. Aber man war mit der letztern und dem Abwickeln des Cocons nicht genug vertraut, und erzielte keine günstigen Resultate. Die Regierung glaubte durch Verordnungen nachhelfen zu müssen, und belegte jeden Ansiedler mit einer Strafe von zehn Pfund Taback, der nicht auf je fünfhundert Acker Landes wenigstens zehn Maulbeerbäume pflanze; dagegen würde dem, welcher im Laufe eines Jahres eintausend Pfund Rohseide herstelle, eine Prämie von fünftausend Pfund Taback gewährt werden. Im Jahre 1664 hatte ein virginischer Grundbesitzer schon 70,000 Stück Maulbeerbäume auf seiner Pflanzung, und zwei Jahre nachher schien der Aufschwung so günstig, daß man die Prämien aufhob, aber zu früh, denn die Seidenzucht gerieth bald in Verfall, und die

Pflanzer baueten lieber Reiß, Taback und Indigo. Karl der Zweite von England trug bei seiner Krönung einen aus virginischer Seide verfertigten Anzug. Einen günstigern Verlauf nahmen die Bemühungen im Staate Georgien, wo schon 1732 die Regierung gewisse Landstrecken zum Anbau des weißen Maulbeerbaumes vermessen ließ. Man legte auf die Seidenzucht so großen Werth, daß das Siegel der Colonie Seidenwürmer zeigte, mit der Inschrift: Non sibi sed aliis. Schon 1736, nach anderen Angaben 1734, ging Seide aus Georgien, acht Pfund, nach England und wurde zu Derby verarbeitet; aus dem Zeuge trug die Königin ein Kleid. Man hatte aus Piemont sachverständige Werkleute kommen lassen, Gouverneur Oglethorpe begünstigte den neuen Gewerbszweig, den man durch Prämien aufmunterte; 1736 wurde jedem Einwohner der Colonie ein Maulbeerbaum geschenkt. Am eifrigsten wurde der Seidenbau von den deutschen Ansiedlern zu Ebenezer betrieben. Diese aus Salzburg gekommenen Leute überwanden durch unverdrossenen Fleiß und große Ausdauer nach und nach alle Schwierigkeiten; sie lieferten bald über eintausend Pfund Cocons jährlich, und eine so vorzügliche Seide, daß sie in London höher bezahlt wurde als die beste italienische. Im Jahre 1751 kamen 2000 Pfund Cocons aus Ebenezer, und 4000 Pfund aus anderen Gegenden Georgiens in die Filanda, und die folgenden Jahre ergaben noch größern Ertrag, so daß binnen acht Jahren etwa 100,000 Pfund Cocons in die Filanda gelangten. Dieser Gewerbzweig ging während der Revolution fast ganz zu Grunde; doch kamen 1790 noch 200 Pfund georgische Seide zu Savannah an den Markt, seitdem aber nicht mehr. Auch in Carolina hat man es im vorigen Jahrhundert mit der Seidenzucht versucht, eben so auf Franklins Betrieb 1769 zu Philadelphia, und seit 1760 in Connecticut, wo der Seidenbau bis heute alle Stürme der Zeiten überlebte und alle Hindernisse überwunden hat. Im Jahre 1830 entstand in Betreff der Seidenzucht in den Vereinigten Staaten eine eigenthümliche Bewegung. Der französische Reisende Perrottet hatte 1821 aus Manilla auf den Philippinen eine dorthin aus China gekommene Art des Maulbeerbaums, Morus alba multicaulis, gebracht, von welchem durch einen Grundbesitzer in Brooklyn auf Long-Island einige Exemplare in Amerika eingeführt wurden. Zwei Jahre später warf sich die Speculation auf diesen Maulbeerbaum, wie einst in Holland auf die Tulpen, und Samen von demselben war so gut wie baares Geld. Man erwartete eine glänzende Aera für die Seidenzucht, bildete große Compagnien, legte große Pflanzungen und Filanden an, und die „Transactions in Mulberry Stock“ wurden in Preiscouranten und Courszetteln der Börsen aufgeführt. Diese „Multicaulis-Manie“ dauerte indessen nicht lange, und es ging bei diesem Schwindel viel Geld verloren. Doch hatte sie wenigstens die eine gute Folge, daß weit und breit Maulbeerbäume angepflanzt wurden, und daß sich seitdem weit mehr Leute für den Seidenbau interessiren als früher. Die amerikanische Seide wird übrigens zum großen Theil noch nicht mit der gehörigen Sorgfalt behandelt; die beste liefert Connecticut. Wie weit die Seidenzucht verbreitet ist, ergiebt sich aus folgender Zusammenstellung vom Jahre 1844. Damals lieferten: Connecticut 176,210 Pfund, Massachusetts 37,690, Pennsylvanien 33,100, Ohio 31,500, Tennessee 25,090, Vermont 10,990, Alabama 7170, Maryland 8530, Nord-Carolina 8050, Virginien 7720, Georgien 7660, Süd-Carolina 6930, Neu-York 6540, Kentucky 5870, Neu-Jersey 5200, Delaware 4580, Illinois 4250, Michigan 1730.

Louisiana 1310, District Columbia 1250, Rhode Island 1140, Neu-Hampshire 1100, Indiana 1050, Maine 850, Florida 510, Mississippi 270, Arkansas 270, Missouri 260, Wisconsin 30. Total 396,790 Pfund Cocons. Für 1847 stellte sich die Ziffer auf 404,600 Pfund Cocons.

Auch mit dem Anbau des Thees hat man Versuche gemacht, und zu Greenville im obern Theile von Süd-Carolina, wohin ein Herr Junius Smith Samen und Pflanzen aus China kommen ließ, sind sie gelungen. Man hat die Ansicht aufgestellt, daß vierzehn Staaten der Union sich zur Erzeugung dieser werthvollen Staude sehr gut eignen, und, nach amerikanischem Brauche, schon Berechnungen für die Zukunft angestellt. Die Vereinigten Staaten, sagt man, führen jährlich etwa elf Millionen Pfund Thee ein; ein mit der Staude bepflanzter Acker giebt durchschnittlich 547 Pfund Thee, folglich brauchen nur 20,109 Acker der Theecultur gewidmet zu werden, um den gegenwärtigen einheimischen Bedarf zu decken, und zur Versorgung von Europa (mit Ausnahme Rußlands) genügen weitere 91,411 Acker, welche 50,000,000 Pfund liefern können; was aber sind im Ganzen 111,520 Acker? „Nordamerika wird seinen Thee auf die Weltmärkte bringen, wie jetzt schon Brasilien.“

Der Werth des Ertrages der Arbeit und des Capitals, der, wie oben bemerkt, für 1847 auf nicht weniger als 2,013,779,975 Dollars abgeschätzt wurde, stellte sich nach einem Berichte des Patentamtes in Washington für 1848 auf 2,323,564,765 Dollars. Davon kommen auf den Ertrag von Weizen 145,319,290 Dollars, Mais 344,058,500, Gerste 4,044,332, Roggen 21,418,475, Hafer 64,925,000, Buchweizen 6,266,500, Kartoffeln 32,342,500, Bohnen 10,000,000, Erbsen 17,500,000, Leinsaat 1,920,000. Man berechnete den Preis für den Buschel Weizen 115 Cents, Mais 59, Gerste 65, Roggen 65, Hafer 35, Buchweizen 50, Kartoffeln 30, Bohnen 100, Erbsen 87½, Leinsaat 120 Cents. — Taback 8,756,360 Dollars, Baumwolle 74,620,000, Reiß 3,575,985, Zucker 13,750,000, Seide 800,000, Hopfen 140,000, Wachs 165,800, Honig 2,368,575 Dollars. Der Preis stellte sich für Taback auf 4, Baumwolle 7, Reiß 3, Zucker 5 Cents, Seide 2 Dollars, Hopfen 9, Wachs 21, Honig 10 Cents das Pfund. Den Syrup, 9,600,000 Gallonen, veranschlagte man auf 2,736,000 Dollars, 500,000 Gallonen Wein auf ½ Mill. Dollars, den Ertrag der Wiesen und Weiden auf 60,768,136, Butter und Käse 42,233,758, Milch 20,000,000, Eier 5,431,500, Gänsefedern 1,000,000.

Von hervorragender Bedeutung für die Vereinigten Staaten erscheint der Anbau der Baumwolle. Sie bildet einen der wichtigsten Ackerbau- und Handelsartikel des Landes, und ist ein auch dem neuen Continente einheimisches Gewächs. Als die spanischen Eroberer denselben betraten, fanden sie die Bewohner desselben theilweise mit fein gewebten und schön gefärbten Baumwollenzeugen bekleidet. Wolle, Hanf und Seide kannten sie nicht, aus dem Flachs Kleider zu bereiten verstanden sie eben so wenig. Columbus fand die Baumwollenstaude auf Hispaniola wildwachsend. Auf dieser Insel war die Baumwolle 1726 ein Stapelproduct; 1753 führte Jamaica zweitausend, Barbadoes einige hundert Ballen aus, und 1787 wurde sie auf acht oder zehn westindischen Inseln, aber nur in geringer Menge, angebaut. In England hatte man schon in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts recht gut begriffen, daß einzelne nordamerikanische Colo-

nien sich für den Anbau dieser Staude eignen; 1682 waren einzelne Exemplare in Carolina vorhanden; 1736 zog man sie an der Chesapeakebay als Zierpflanze in Gärten, und in den folgenden Jahren auch in Maryland, Neu-Jersey und Delaware. Bei Ausbruch des Revolutionskriegs hatte General Delegal aus Süd-Carolina dreißig Acker grünsamiger Baumwolle zu Savannah, Georgien, in Anbau, und 1775 empfahl der Congreß von Carolina diese Cultur als nützlich und vortheilhaft. Schon fünfzehn Jahre früher war von Paris her an die Bewohner von Louisiana eine ähnliche Aufforderung ergangen, aber noch 1786 herrschte allgemein in den südlichen Staaten der Union das Vorurtheil, daß man es schwerlich dahin bringen werde, Baumwolle in großen Quantitäten zu erzielen. Die erste Baumwolle, welche Nordamerika ausführte, kam 1748 aus Charleston, — sieben Säcke; 1770 gingen zehn Ballen aus den amerikanischen Colonien nach Liverpool. Wie geringe Bedeutung auf diese Exporte gelegt wurde, ergiebt sich aus der Frage, welche man 1792 in England aufwarf: ob nämlich ganz Nordamerika jährlich wohl hundert Ballen zu liefern im Stande sei? Ein so umsichtiger Staatsmann wie der Amerikaner Jay hielt die Baumwolle noch 1792 für die Vereinigten Staaten so unerheblich, daß er in London einen Vertrag schloß, dem gemäß amerikanische Baumwolle in England nicht eingeführt werden sollte; doch verweigerte der Congreß seine Genehmigung. Die Exporte betrugen 1785 14 Säcke; 1786 6; 1787 109; 1788 389; 1789 842, 1790 81. Vor 1784 importirte England nicht mehr als 40,000 Ballen jährlich und 1786 nur 19,900,000 Pfund; davon kamen aus dem britischen Westindien 5,801,000, den französischen und spanischen Colonien 5,500,000. den holländischen Colonien 1,600,000, den portugiesischen Colonien 2, und aus dem türkischen Reiche, also der Levante, 5 Millionen Pfund, oder zusammen etwa 45,000 Säcke. Im Jahre 1847 lieferten die Vereinigten Staaten 1,041,500,000 Pfund Baumwolle, wovon in runder Zahl kamen auf: Virginien $2^1/_2$ Mill., Nord-Carolina 52, Süd-Carolina 100, Georgien 210, Alabama 160, Missisippi 250, Louisiana 195, Tennessee 35, Kentucky 2 Arkansas 20, Florida 15 und Texas 10 Millionen Pfund. Man nimmt an, daß in diesen zwölf Staaten ein Capital von 650,600,000 Dollars im Baumwollenbau und was unmittelbar mit demselben zusammenhängt, angelegt ist, und zwar in folgender Weise: Eine Million Sklaven im Durchschnittswerth von 500 Dollars, 500 Millionen, 4 Millionen Acker Land zu 10 Dollars, 40 Mill.; 6 Mill. Acker Getreideland zu 10 Dollars, 60 Mill.; 10 Mill. anderes Land, Waldungen und Weiden, zu 2 Dollars der Acker, 20 Mill.; 300,000 Maulthiere und Pferde zu 80 Dollars, 24 Mill.; etwa 4,200,000 Schweine und Schafe zu 1 Dollar, 4,200,000 Dollars; Rindvieh zu 5 Dollars, etwa 1 Mill.; das Uebrige kommt auf Werkzeuge u. s. w. Wir lassen die Richtigkeit dieser Ziffern, welche 1848 die zu Charleston erscheinende „Southern Quarterly Review" gab, dahin gestellt sein; gewiß bleibt, daß die Baumwollencultur einen der wichtigsten Agriculturzweige der Vereinigten Staaten ausmacht. Der Aufschwung beginnt, seitdem 1792 Eli Whitney in Georgien die Cotton Gin erfand, eine Maschine, welche mit Leichtigkeit die Baumwolle von den Samenkörnern ablöst. In den Vereinigten Staaten werden mehre Arten von Baumwolle gebaut, namentlich Gossypium hirsutum, herbaceum und arborescens, und die ihrer langen und feinen Wolle wegen sehr geschätzte Sea-Is-

land, mit schwarzem Samen. Diese hat ihre Heimath in Persien, kam aber von den Bahama-Inseln nach Georgien, wo man 1786 sie anpflanzte. Der Boden und das Klima, welche diese Art liebt, sind sehr beschränkt; am besten gedeiht sie auf den niedrigen sandigen Inseln vor den Küsten Carolinas und Georgiens und streckenweise auch in Florida. Im Ganzen beläuft sich eine volle Ernte von dieser Art auf etwa 9 Millionen Pfund. Im Jahre 1828 wurden die feinsten Sorten der Sea-Island-Baumwolle theilweise mit zwei Dollars das Pfund bezahlt.

In den Vereinigten Staaten sind noch Millionen Morgen Landes, die sich für den Anbau der Baumwolle eignen, der auch heute von sehr vielen Pflanzern noch keineswegs mit solcher Sorgfalt betrieben wird, daß nicht die Güte des Bodens auf die Dauer litte. Uebrigens ist es nicht der Boden, welcher in Betreff einer guten Ernte allein den Ausschlag giebt, sondern vorzugsweise ein trockenes Herbstwetter. Die Pflanze liebt einen guten aber nicht zu fetten Boden, auf welchem sie nicht zu üppig ins Laub geht. Die Abdachungen von den Alleghannies zum Atlantischen Ocean sind für das Reifen und Einernten der Baumwolle im Durchschnitt weit günstiger als jene nach dem mexicanischen Meerbusen hin, wo sich schon der Einfluß der Passatwinde fühlbar macht, die Luft feuchter und der Boden viel üppiger, deshalb der Ernteertrag weniger sicher ist.

Die sogenannte Upland-Baumwollenregion der Vereinigten Staaten liegt zwischen 30 und 35° n. Br., und erstreckt sich von Osten nach Westen etwa vom südlichen Virginien bis an den Rio grande. In diesem Landstriche giebt die Baumwolle regelmäßig eine Jahresernte, wie das Getreide. Wachsthum, Blüthe und Ernte sind ganz regelmäßig, da auch der Regen ziemlich regelmäßig fällt, und die Kälte auf ein weiteres Wachsen hemmend einwirkt. Hier wird die Baumwollenstaude selten höher als sechs Fuß und treibt viele Seitenzweige; das Einsammeln kann rasch bewerkstelligt werden, da die Reife fast gleichzeitig ist. Wie sehr Klima und Oertlichkeit einwirken, geht aus der Thatsache hervor, daß der Samen von Upland-Baumwolle, wenn man ihn im Süden des 30° n. Br. an der Meeresküste pflanzt, binnen zwei Jahren in der Farbe umschlägt und langen Stapel giebt, und so umgekehrt. Im Süden des 30° zeigt sich ein Drang in den Pflanzen, mehr Holz, Blüthen und Blätter zu bilden, und zwar auf Kosten der Frucht. Jenseit der Region in welcher Frost vorkommt, wird die Baumwollenstaude gewissermaßen zu einem perennirenden Baume, trägt dünner, liefert einen nicht so regelmäßigen Stapel, der weich und seidenartig ausfällt, und sich zu einzelnen feinen Fabrikaten sehr gut eignet. Aber der guten nordamerikanischen Uplandsorte kommt keine andere Baumwolle gleich, weder die aus Ostindien, noch die westindische oder jene aus Brasilien; vielleicht kann Australien einst sich mit der Uplandregion messen; allein die dortige Baumwolle würde auf den europäischen Märkten immer theurer sein als die amerikanische. Eine gut eingerichtete Baumwollenpflanzung z. B. in Georgien, Alabama und Mississippi gewährt einen sehr anmuthigen Anblick; die Arbeit ist leicht, nicht im Geringsten ungesund, und läßt auch die nöthige Zeit zum Bestellen vieler Acker mit Mais.

Man rechnet, daß die Baumwollenernte im Durchschnitt einen jährlichen Ertrag von 45 bis 50,000,000 Dollars abwerfe. Vom Jahre 1838 bis etwa Mitte 1847 sind, laut amtlichen Angaben, aus den Vereinigten Staaten nicht weniger als 5,743,000,000 Pfund Baumwolle exportirt worden, im Werthe von 486,000,000

Dollars, oder $8^1/_2$ Cents für das Pfund. In jenen Jahren belief sich die Ernte durchschnittlich auf 2,137,000 Ballen. Die Durchschnittsernte für die zehn Jahre 1840 bis 1849 inclusive stellt sich auf 8,591,000,000 Pfund, im Werthe von 660,441,000 Dollars, und der Durchschnittspreis auf 7 Cents. Im Jahre 1849 war die Ernte der Vereinigten Staaten auf 2,729,000 Ballen gestiegen, 1850 fiel sie um mehre hundert tausend Ballen geringer aus. Die von 1828 auf 1829 hatte 857,744 Ballen gegeben, 1830 auf 1831 stieg sie zum erstenmal auf 1,038,848; 1837 erreichte sie die Höhe 1,801,497, 1839 auf 1840 jene von 2,177,835 Ballen, und nichts hindert, daß sie in einem günstigen Erntejahre auf drei Millionen Ballen steigt. Im Jahre 1785 wurde nicht so viel Baumwolle ausgeführt, als man jetzt in einer Woche an Proben auf Plätzen wie Neu-Orleans, Mobile oder Charleston aus den aufgespeicherten Ballen zupft.

Der Werth der Ausfuhr von roher Baumwolle aus den Vereinigten Staaten belief sich, laut dem amtlichen Berichte des Schatzsecretärs, in dem mit dem 30. Juni 1850 abgelaufenen Fiscaljahre auf 71,984,616 Dollars die Ausfuhr von amerikanischen Baumwollenfabrikaten auf 4,734,424, dagegen die Einfuhr an Baumwollenfabrikaten laut Zolldeclarationen auf 19,685 938 Dollars. Nachstehende Zahlen sind amtlich, und geben eine Uebersicht der Ausfuhr für die letztverflossenen fünf Jahre.

			Nach Großbritannien		Nach Frankreich	
Jahre	Rohe Baumw.	Bwllmanuf.	Baumw.	Manuf.	Baumw.	Manuf.
1846	42,767,341	3,545,481	27,707,717	9607	10,080,465	—
1847	53,415,848	4,082,523	35,841,265	6765	10,381,318	216
1848	61,998,294	5,718,205	41,925,258	28	11,428,850	2374
1849	66,396,967	5,933,129	47,444,899	2591	10,185,713	—
1850	71,984,616	4,734,424	48,884,453	50	14,395,449	539
Doll.	296,563,066	23,013,762	201,803,592	19,041	56,471,795	3229

Während 1848 der Werth der aus den Vereinigten Staaten ausgeführten, in ihnen verfertigten Baumwollenmanufacturen sich auf nur 5,718,205 Dollars belief, betrug der Export Großbritanniens an solchen Waaren nicht weniger als 109,777,008 Dollars, wovon in britischen Fahrzeugen für 8,291,036 Dollars in die Vereinigten Staaten eingeführt wurden, dagegen im Fiscaljahre 1849 auf 1850 schon für 14,477,978 D. Der Schatzsecretär sagt in seinem Berichte an den Congreß: „Großbritannien führt von amerikanischer Rohbaumwolle mehr an einige auswärtige Staaten aus, als die Vereinigten Staaten selbst, die doch das Erzeugungsland sind; und der Werth solcher Exporte amerikanischer Rohbaumwolle aus Großbritannien nach dem europäischen Festlande übersteigt beträchtlich die Ziffer des Gesammtexports amerikanischer Baumwollenfabrikate. Unsere Gesammtausfuhr von Brotstoffen und Lebensmitteln nach allen Theilen der Erde während des verflossenen Jahres, erreicht kaum den Werth der bei uns eingeführten Baumwollenwaaren und der dafür erlegten Zölle.“

Die Amerikaner haben besonders im letzten Jahrzehnt ihren Unternehmungsgeist und einen nicht geringen Theil ihrer Capitalien der Baumwollenindustrie zugewandt, deren Aufschwung und Gedeihen durch einen schützenden Tarif, welcher dem eng-

lischen Monopol wirksam entgegen trat, möglich gemacht wurde. Sie nahmen das praktische Muster der Engländer sich zum Beispiel. Bekanntlich trachten diese jetzt dahin, sich in Bezug auf Rohbaumwolle, welche sie seither und wohl noch lange Zeit vorzugsweise aus den Ver. Staaten beziehen müssen, von diesen letzteren möglichst unabhängig zu machen. Sie suchen daher den Baumwollenbau in ihren westindischen Colonien, in Australien und besonders in Ostindien aufzumuntern; mit welchem Erfolge, steht noch dahin. Englands Wohlstand und politische Macht beruht seit einem Vierteljahrhundert zum großen Theil auf den Baumwollenballen, welche aus Amerika nach Liverpool kommen. Aber es wird in Bezug auf seinen wichtigsten Manufacturzweig einen furchtbaren Nebenbuhler an den Vereinigten Staaten erhalten. Die hier in Betracht kommenden Verhältnisse sind für die alte wie für die neue Welt von solcher Bedeutung, und werden auf eine längere Reihe von Jahren hinaus für den Welthandel von solcher Wichtigkeit bleiben, daß wir es insbesondere auch für Deutschland zweckmäßig erachten, dieselben näher darzustellen.

Nach Europa kam Baumwolle im Mittelalter aus der Levante zunächst nach Italien und Spanien, 1298 auch schon Rohbaumwolle nach England, wo man sie zu Kerzen- und Lampendochten benutzte. Im Jahre 1560 wurde ein kleiner Posten aus der Levante eingeführt, und zu Garn versponnen; doch kam 1641 baumwollen Garn aus der Levante, das man als Einschlag zu einem mit Leinen gemischten Stoffe benutzte; Zeug mit baumwollenem Zettel wurde erst nach 1772 verfertigt. Im Jahre 1782 importirte England erst 33,225 Ballen Baumwolle; damals war die Maschinenspinnerei noch in ihrer ersten Kindheit. Seitdem hat Großbritannien ungeheure Fortschritte gemacht; 1781 wurden 14,603 Ballen importirt und 1845 schon 1,855,660 Ballen oder 127mal so viel; der wöchentliche Verbrauch war 1846 doppelt so stark als 1781 der ganze Jahresimport. Damals kamen Baumwolle und Baumwollengarn aus Indien, und 1846 exportirte England nach Indien: 20,500,000 Pfund Garn und 196,000,000 Yards Calico; es sendet nun Agenten dorthin, um den Baumwollenbau im alten Productionslande aufzumuntern, nachdem seine „Treibhauspflanze" die „naturwüchsige Industrie" Ostindiens völlig zu Grunde gerichtet hat. Kein anderer Stoff wird in so ausgedehntem Maße zu Kleidungsstücken verarbeitet, als gerade die Baumwolle, deren Preis jedoch bedeutenden Schwankungen unterworfen ist. Von welcher Erheblichkeit die Ausfuhr dieses Artikels für die Vereinigten Staaten ist, wurde oben angedeutet; für Großbritannien ist aber der Import von noch größerem Belang. Dasselbe führte, nebst Irland, überhaupt an Fabrikaten aller Art aus 1844 für 50,648,306 Pfund Sterling, 1845 für 53,298,026 Pfund Sterling, 1846 für 51,279,735 Pfund Sterling. Davon kamen auf Baumwollenzeuge und Baumwollengarne in jenen Jahren respective 25,805,338; 26,119,331; 25,600,693 Pfund Sterling, so daß reichlich die Hälfte aller britischen Exporte in Baumwollenfabrikaten besteht. Der Rohstoff, welchen England dem Auslande abkaufen muß, beträgt nicht mehr als ein Drittel oder ein Viertheil dieser mächtigen Summe Geldes *), so daß der Ueberschuß alljährlich England bereichert;

*) Rob. Burn, Commercial Glance, Manchester; September 1847. Hunt's Merchants Magazine, New York, February 1848, p. 152 sqq.

er ist zum großen Theil Arbeitsgewinn. Das Drucken und Färben der Baumwollenstoffe kommt in England nicht eher als 1690 vor; damals bedruckte man an der Themse bei London Musseline und Calicos, die aus Indien eingeführt waren. Im Jahre 1700 verbot eine Parlamentsacte, um den britischen Verkehr aufzumuntern, den Verkauf oder Gebrauch ausländischer gedruckter Stoffe, und die Druckerei wurde im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts noch mehrfach durch Parlamentsverfügungen beschützt. Im Jahre 1782 wurde die Ausfuhr aller zum Baumwollendrucken rc. nöthigen Materialien verboten; 1783 erhielten gedruckte britische Baumwollenwaaren Ausfuhrprämien; 1787 wurde eine Abgabe von $3^1/_2$ Pence per Quadratyard auf alle gedruckte Baumwollenwaaren gelegt, beim Export aber dieselbe als Rückzoll wieder erstattet. Diese Verfügung wurde erst 1831 völlig abgeschafft. Der Export von bedrucktem Baumwollenzeug betrug 1846 267,000,000, jener von schlichtem Calico dagegen 619,000,000 Yards.

Nachstehende Ziffern thun dar, in welcher Weise die Twistausfuhr Englands allmälig gestiegen ist. An Baumwollengarn wurden ausgeführt: 1831 — 58,846,308 Pfund; 1832 — 71,662,850; 1833 — 67,760,822; 1834 — 78,773,220; 1835 — 82,457,385; 1836 — 85,195,702; 1837 — 105,106,529; 1838 — 113,753,197; 1839 — 99,043,639; 1840 — 107,456,575; 1841 — 115,665,478; 1842 — 136,735,162; 1843 — 149,214,417; 1844 — 130,101,913; 1845 — 131,973,935; 1846 — 157,130,025; 1847 — 116,512,874 und 1848 — 127,121,446 Pfund. Die Ausfuhr von Baumwollenzwirn stieg von 1,488,590 Pfund im Jahre 1831, auf 2,731,039 im Jahre 1844 und 2,320,335 im Jahre 1846; jene der gedruckten und gefärbten Calicos von 128,066,147 Yards im Jahre 1831, auf 313,111,455 Yards in 1844, und 267,084,797 in 1846. Die Ausfuhr von schlichtem weißen Calico hob sich, von 1831, wo erst 178,683,117 Yards exportirt wurden, auf 234,164,513 in 1835, auf 312,847,754 in 1838; auf 520,941,635 in 1843; auf 613,138,645 in 1845 und auf 618,839,181 in 1846! Von Twist geht regelmäßig seit 1831 die größte Ziffer der englischen Ausfuhr nach Deutschland, wo man schmählich versäumt hat, durch angemessene und praktische Maßregeln eine kräftige Spinnerei ins Leben zu rufen. Die Hansestädte, d. h. vorzugsweise Hamburg, bezogen 1831 erst 19,841,185 Pfund Twist aus England, 1846 aber 45,041,329 Pfund, während die Vereinigten Staaten nur respective 89,844 und 373,583 Pfund importirten. Ein beträchtlicher Theil des in Holland und Belgien eingeführten englischen Twistes geht nach Deutschland.

Auch nachfolgende Data sind nicht ohne Interesse: 1530 erfindet Jürgen in Watenbüttel bei Braunschweig das Spinnrad. 1688 werden 1,450,000 Pfund Garn aus der Levante in Frankreich eingeführt. 1738 erfindet John Whyatt die Spinnmaschine mit Walzen; 1753 Earnshaw eine Baumwollenhaspel; 1757 wird in England ein Einfuhrzoll von 4 Pence auf das Pfund indischen Garns gelegt; 1760 setzt die königliche Akademie der Künste eine Prämie für die Erfindung einer Maschine aus, die sechsdrähtige Wolle, Baumwolle, Seide oder Flachs spinnt und nur eine Person zur Abwartung erfordert. Im Jahre 1763 wird die erste Spinnjenny von Higgs verfertigt; eine 1764 von Hargreaves verfertigte Maschine spinnt zu gleicher Zeit elf Fäden; 1772 erfindet J. Lees den „Feeder." Seitdem folgen sich neue Erfindungen rasch auf einan-

der; die Gesellschaft der Künste belohnt die Erfinder; 1783 wird Arkwrights Maschine mit Dampf zuerst in Manchester benutzt. 1784 und 1786 werden Leute um 500 und 200 Pf. Sterling bestraft, weil sie sich bemühet hatten, englische Arbeiter zur Uebersiedelung nach Deutschland zu bewegen. 1791 wurde die erste Baumwollspinnerei in den Vereinigten Staaten gebauet; 1799 ist die erste Mule in Sachsen; 1806 hatte die Baumwollenmanufactur in Frankreich festen Fuß gewonnen; 1812 hatte Großbritannien zwischen 4 bis 5,000,000 Spindeln; 1815 wurden acht Pfund Baumwollentwist zur Probe nach Ostindien gesandt; 1816 begann der Twisthandel nach dem europäischen Festlande. 1821 stieg die Twistausfuhr nach Indien; 1825 befanden sich bei Manchester 104, bei Preston 40, bei Stockport schon 47 Baumwollenfabriken; 1827 wurde die Selfacting-Mule erfunden; 1832 war ein Capital von 10,600,000 Pfund Sterling in Baumwollenspinnereien angelegt. — 1631 wurden „gemalte," d. h. bedruckte Calicos aus Ostindien in England eingeführt, 1675 wird in England schon Calico bedruckt, aber 1678 beschwerte man sich laut über die Zulassung indischer Calicos, Musseline und Zitze (Chintzes), „weil sie das englische Wollengewebe zu Grunde richten." 1700 wird die Einfuhr indischer Seiden und gedruckter Calicos bei einer Strafe von 200 Pf. St. für Käufer und Verkäufer verboten; 1712 eine Abgabe von 3 Pence per Yard auf ausländische gedruckte oder gefärbte Calicos gelegt, die 1714 auf 6 Pence per Yard erhöht wird. 1763 wird das Bleichen allgemein; 1764 beginnt das Calicodrucken in Lancashire, 1765 werden gedruckte englische Calicos nach Holland exportirt, 1774 werden hohe Strafen aufgelegt für Alle, welche Werkzeuge und Geräthe für den Manufacturbetrieb ins Ausland schaffen; 1782 wird die Ausfuhr gravirter Kupferplatten 2c. verboten, und Jeder, der einen beim Calicodruck beschäftigten Arbeitsmann anreizt, England zu verlassen, wird mit 500 Pf. St. Geldbuße und einjähriger Gefängnißstrafe belegt. 1783 Prämien für die Ausfuhr gefärbter und gedruckter englischer Calicos, namentlich $1/2$ Penny per Yard im Werthe von 5 Penny vor dem Bedrucken, 1 P. von 6 P. per Yard, $1 1/2$ P. von 6 und unter 8 P. per Yard, und dazu die Rückerstattung der Acciseabgabe. Diese Verfügung wurde bald nachher wieder zurückgenommen. 1787 Accisezoll von $3 1/2$ P. von der Quadratyard gedruckter Calicos; derselbe Betrag bei der Ausfuhr als Rückzoll vergütet, und fremde Calicos mit einem Zoll von 7 Pence per Yard belegt, wenn sie in England gedruckt oder gefärbt werden.

In England hat man der Baumwollenmanufactur auch von Seiten der Staatsregierung jene Fürsorge und Aufmunterung angedeihen lassen, auf welche sie den begründetsten Anspruch hat. Auch in Amerika begreift man die Wichtigkeit dieses Gewerbszweiges vollkommen; die Macht der Ziffern wirkt. Im Jahre 1846 wurde in England und Schottland an Baumwollengarn gesponnen 495,033,109 Pfund, was, den Ballen zu 400 Pfund Gewicht gerechnet, eine Ziffer von 1,237,583 Ballen Baumwolle ausmacht, und das Pfund zu 10 Cents angenommen, eine Summe von 49,310,109 Dollars 90 Cents ergiebt. Die Kosten der Baumwolle in den Vereinigten Staaten bis an Schiffsbord $7 1/4$. Fracht nach England $5/8$ P., Abgang in der Fabrik $1 1/2$ C.: macht per Pfund 10 Cents. Der Totalexport der Vereinigten Staaten belief sich für das mit dem 30. Juni 1846 ablaufende Jahr auf 9,388,533 Pfund Sea Island und

584,169,522 Pf. anderer Sorten, zusammen 593,558,055 Pfund, die am Bord des Schiffes einen Werth von 42,767,341 Dollars oder etwas weniger als 7¼ C. per Pfund hatten. Großbritannien exportirte 1846 in Twist und Baumwollenwaaren ein Gewicht von 354,291,742 Pfund, was etwa 885,729 Ballen gleichkommt*). Das Pfund in England zu 10 Cents gerechnet, betrug der Werth der Baumwolle vor der Fabrikation, Abgang, wie oben angezeigt, eingerechnet, 35,429,174 Dollars 20 Cents. Dagegen beträgt der declarirte Werth der englischen Baumwollenfabrikate, welche ausgeführt wurden, laut Registern der Zollstätten, die Summe von 112,684,516 Dollars 80 Cents. Davon die Kosten des Rohstoffes mit 35,429,174 Dollars 20 Cents und die Kosten der verschiedenen Artikel zum Färben, Appretiren, Feuerung 2c. mit 8,000,000 Dollars abgerechnet (zusammen Kosten 43,429,174 Dollars 20 Cents), bleibt für die Arbeit und das Capital Großbritanniens ein Profit oder eine Werthsteigerung dieser 885,729 Ballen Baumwolle von 69,255,342 Dollars 60 Cents! Der Werth der oben angegebenen Ausfuhr belief sich für 148,263,548 Pfund Calicos, Domestics 2c., gebleicht und ungebleicht, auf 8,702,430 Pfund Sterling; für Twist 157,130,035 Pfund auf 8 183,772 Pfund Sterling, zusammen 16,886,202 Pfund Sterling; dazu für gedruckte und gefärbte Calicos 40,539,653 Pfund für 4,672,074 Pfund Sterling; ergiebt einen Export für diese Artikel von 21,558,276 Pfund Sterling. Weiter wurden exportirt an Musselinen, Cambrics, Dimities, Ginghams, Spitzen, Nankings, Velvetins, Bobbins 2c. 8,258,493 Pfund im Werthe von 1,927,665 Pfund Sterling. Also ein Total von 354,291,749 Pfund im Werthe von 23,475,941 Pfund Sterling, oder 112,684,516 Dollars 80 Cents. Die schlichten einfachen Calicos und Twiste ergeben sechs Siebentel vom Gewicht der ganzen Ausfuhr, und (16,886,202 Pfund Sterling) mehr als zwei Drittel des Gesammtwerthes der englischen Baumwollenexporte. Bei allen diesen Angaben ist auf den Nutzen, welchen der innere Markt der englischen Baumwollenmanufactur gewährt, gar keine Rücksicht genommen. So verbrauchte dasselbe 1846 nicht weniger als 141,000,000 Pfund Garn, deren Manufacturprofit etwa 27,500,000 Dollars betragen mochte; wodurch sich der Verdienst auf 96,000,000 steigerte, also auf eine Ziffer, welche den Werth der Ausfuhr aus den Vereinigten Staaten um das Doppelte übertrifft. England und Wales hatten 1846 etwa 17,500,000 Spindeln; der deutsche Zollverein, dessen Regierungen die Baumwollenspinnerei sorglos oder unverständig dem Auslande und dem englischen Monopol noch heute preisgeben, 815,000, Oesterreich und Italien etwa 1½, Frankreich 3½ Millionen; Belgien 420,000 Spindeln. Die Vereinigten Staaten, welche 1812 ihre erste Dampfspinnerei hatten, aber erst seit 1824 sich auf die Baumwollenindustrie legten, haben zwischen dritthalb bis drei Millionen Spindeln, deren etwa 27,580,000 überhaupt im Gange sein mögen. Davon kommen auf England $^{634}/_{1000}$!

Die **Baumwollenindustrie in den Vereinigten Staaten** ist aus schwachen Anfängen erwachsen. Schon 1787 hatte sich in Philadelphia eine „Pennsylvanische

---

*) De Bow's Commercial Review, New Orleans, February 1848. p. 186.

Gesellschaft zur Aufmunterung der Manufacturen und nützlichen Künste" gebildet, welche auch der Baumwollen- und Leinenweberei Vorschub leistete. Der Staat Massachusetts suchte um dieselbe Zeit dem Gewerbfleiße durch Prämien und Geldbewilligungen Aufschwung zu geben, und ein Verein von Industriellen, die „Beverly-Company," ging rüstig ans Werk. Sie hatte jedoch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; die Maschinen waren sehr mangelhaft, die Arbeiter noch unbeholfen, und nach drei Jahren ergab sich ein Verlust von etwa 4000 Pfund Sterling. Der Staat kam ihr mit 1000 Pfund Sterling zu Hülfe. Sobald man in England sich überzeugte, daß die Nordamerikaner ernstlich bemüht waren, die Baumwollenmanufactur bei sich einheimisch zu machen, griff man zu einem Mittel, das auch jetzt noch gegen Deutschland angewandt wird. Englische Agenten erschienen in Neuengland mit großen Waarenvorräthen, die um Schleuderpreise und mit anderthalbjährigem Credite verkauft wurden; auch bildeten die englischen Fabrikanten Vereine zu dem Zwecke, Waaren nach Amerika zu senden und diese dort in Commission lagern zu lassen. Schon damals konnte England die Baumwollengarne billiger liefern, weil es mit seinen Maschinen allen anderen voraus war. Im Jahre 1789 kam ein zu Belper in Derbyshire geborener Mann, Samuel Slater, der mit allen Verhältnissen der Baumwollenmanufactur genau bekannt war, nach Amerika, aber er brachte kein Modell oder irgend eine Zeichnung von Maschinen mit, da in England jeder nach Amerika sich Einschiffende von den Mauthbeamten auf das Sorgfältigste durchsucht wurde. Er ließ sich im Dorfe Pawtucket nieder, bauete dort, meist mit eigener Hand, drei Krämpelmaschinen und 72 Spindeln, und sein Unternehmen gedieh. Man nennt ihn den „Vater der amerikanischen Baumwollenindustrie," die allmälig festen Boden gewann. Wir ersehen aus einem Berichte an den Congreß, daß 1831 sich in zwölf Staaten 795 Baumwollenfabriken mit 1,246,503 Spindeln und 33,506 Stühlen befanden, und 57,466 Arbeiter beschäftigten. Vor 1815 gab es in den Vereinigten Staaten lediglich Handwebstühle. Das 1831 in der Baumwollenindustrie angelegte Capital betrug in den zwölf Staaten 40,612,984 Dollars. Davon kamen auf Massachusetts 12,891,000, Neu-Hampshire 5,300,000, Rhode Island 6,262,340, Connecticut 2,825,000, Neu-York 3,669,500, Neu-Jersey 2,027,644, Pennsylvanien 3,758,500, Delaware 384,500, Maryland 2,144,000, Virginien 290,000, Maine 765,000, Vermont 295,500 Dollars. Die Fabriken lieferten damals 230,461,990 Yards Zeug von 59,514,926 Pfund Gewicht und verbrauchten 77,457,316 Pfund rohe Baumwolle. Das Anlagecapital in Massachusetts war 1836 schon — um 12 Procent binnen fünf Jahren — auf 14,369,719 Dollars angewachsen, und man schätzte dasselbe, die übrigen Staaten mit hinzugerechnet, in der Mitte des Jahres 1849 auf nicht weniger als zwischen neun und zehn Millionen Pfund Sterling, was etwa den vierten Theil des in der britischen Baumwollenfabrikation angelegten Capitals ausmachen würde. Der Arbeitslohn betrug theilweise im Durchschnitt in Maine bis 5 Dollars 20 Cents, Neu-Hampshire 6 D. 25 C., Massachusetts 7 D., Rhode Island und Connecticut 4 D. 50 C.; in den mittleren Staaten 6 D.; dagegen in den Sklavenstaaten Maryland 3 D. 87 C.; in Virginien 2 D. 73 Cents; weibliche Arbeiter verdienten zwischen 1½ bis 2½ Dollars, Kinder von 1½ bis 2 Dollars wöchentlich.

Die Vereinigten Staaten verspannen im Jahre 1826/27 erst 149,516 Ballen, im

Jahre 1848/49 schon 518,039 Ballen; zusammen in 23 Jahren nicht weniger als 6,281,868 Ballen, wobei das, was in den südlichen und südwestlichen Sklavenstaaten (Virginien und Maryland ausgenommen) versponnen wurde, nicht mitgerechnet ist, obwohl die Ziffer allerdings beträchtlich ausfällt. Denn am 1. September 1849 schätzte man sie auf 110,000 Ballen. Es würde sich somit der Gesammtverbrauch für 1849 auf 628,039 Ballen herausstellen. In den Jahren 1826/27 bis 1828/29 beträgt der Durchschnitt jährlich 129,654; in den Jahren 1846/47 bis 1848/49 aber 492,593, was eine Steigerung des Verbrauchs von 280 Procent in 23 Jahren, oder jährlich 12 Procent ausweist, ohne daß, wohlgemerkt, die Baumwolle erzeugenden Staaten mit in Rechnung gebracht wären. Zum Verspinnen von 20,000 Ballen Baumwolle sind etwa 100,000 Spindel erforderlich, also für die 600,000 Ballen ungefähr 3,000,000 Spindeln, während 1843/44 nur erst 1,733,720 Spindeln vorhanden waren.

In Massachusetts und Neu-Hampshire gehören die Baumwollenfabriken zum größten Theil Actiencompagnien, deren Theilhaber meist Kaufleute in Boston sind; sie werden vortrefflich geleitet und verwaltet, und haben durchschnittlich von 6000 bis zu 10,000 Spindeln einzelne auch bis zu 25,000. Manche Compagnie hat zwei bis vier Fabriken. Jede derselbe ist ausschließlich auf den Betrieb einer einzigen Art von Fabrikation beschränkt; z. B. auf sogenannte Osnabrugs, eine andere nur auf Sheetings, eine andere auf Drillings ꝛc. In Rhode Island, wo Providence den Mittelpunkt der Fabrikthätigkeit bildet, gehören die Fabriken meist einem einzelnen Individuum; manche dortige Fabrikbesitzer sind früher gewöhnliche Arbeiter gewesen. In diesem Staate werden vorzugsweise feinere Artikel verfertigt. Ganz Neu-England verdankt seinen Wohlstand der Fabrikthätigkeit, welche belebend auf den Ackerbau, die Schifffahrt, den Handel und überhaupt auf den Verkehr wirkt.

Im Verlauf des letzten Jahrzehnts sind auch Baumwollenfabriken im Westen und Süden entstanden. Der letztere steht indessen bis jetzt weit hinter der thätigen Betriebsamkeit der nördlichen und mittleren Staaten zurück, obwohl er alle Bedingungen zu einem schwunghaften Manufacturbetriebe aufzuweisen hat, z. B. Kohlen in Menge, billige Wasserkraft, welche das ganze Jahr hindurch ohne Unterbrechung benutzt werden kann, billigen Rohstoff, billige Nahrungsmittel und billigen Arbeitslohn. Daß der Neger auch in Fabriken mit Vortheil zu verwenden ist, unterliegt keinem Zweifel mehr, seit in Tennessee einige Manufacturen seit Jahren nur schwarze Arbeiter haben, und dabei sehr wohl gedeihen. Uebrigens eignet sich keine andere Gegend in den Vereinigten Staaten zu einem großen Fabrik- und Manufacturbezirke in so ausgezeichneter Weise, wie das Land am Ohio, wo der Boden fruchtbar ist, die Lebensmittel billiger sind als anderwärts; die Kohlenpreise kaum der Rede werth, die Baumwolle erzeugenden Staaten gleichsam vor der Thür sind, das Klima mild und gesund, und eine leichte Communication auf Wasserwegen und Eisenbahnen nach allen Seiten hin möglich ist. Dort, am untern Ohio, im Staate Indiana erhebt sich Cannelton zu einer großen Fabrikstadt. In der Beschreibung der einzelnen Staaten werden wir die Gewerbsverhältnisse näher berühren; hier weisen wir nach, wie ganz ungeheuer der Reichthum der Vereinigten Staaten an Steinkohlen ist.

Die **Kohlenregion** erstreckt sich, allerdings mit einzelnen Unterbrechungen, vom

südlichen Neu-York bis zum nördlichen Alabama; auch findet man Kohlen in Neu-England und Neu-Jersey, und sehr beträchtliche Lager bituminöser Kohle bei Richmond in Virginien. Die ganze Kohlenregion wird auf weit über 70,000, von Einigen sogar auf 133,000 Quadratmeilen Flächeninhalt geschätzt; sie ist mindestens zwölfmal so groß als jene von ganz Europa, und fünf und dreißigmal so groß als die von England, Schottland und Irland zusammengenommen. Am ausgedehntesten werden die Kohlenwerke im Staate Pennsylvanien bearbeitet, wo zwischen der Blauen Bergkette und dem Susquehannah, auf der Ostseite der Alleghannies die Anthracitkohlen-Region liegt, während die bituminöse Kohle auf der Westseite lagert. Der Kohlenreichthum im Westen des Gebirges war schon 1679 vom Pater Hennepin bemerkt worden; aber es verging fast ein Jahrhundert, ehe man demselben Aufmerksamkeit schenkte, und bis 1749 blieb ein großer Theil der Kohlenregion, selbst in Pennsylvanien, im Besitze der Indianer. Im Jahre 1768 kam einer der Erben Wilhelm Penns in den Besitz einer Landstrecke, welche fast die ganze bituminöse Region in sich begreift; er kaufte nämlich die Gegend zwischen dem Lycoming Creek, dem Nordarme des Susquehannah, und dem Quellbezirk des Alleghannyflusses, hinab bis zum Ohio für eine Summe von 10,000 Dollars! Freilich wußte man über die Kohlenlager im Westen noch eben so wenig Genaues wie über die rauhe und damals noch unbebauete Gegend, wo die Anthracitkohle liegt; man nannte sie nur „die St. Antonswildniß.“ Aber diese „Wildniß“ gab 1847 einen Ertrag von drei Millionen Tonnen Kohlen, und lieferte in Philadelphia $1^1/_4$ Million Tonnen an Bord von 7439 Fahrzeugen zur Ausfuhr in den Küstenhandel.

Aus dem großen alleghannischen Kohlenlager gewinnt man ein bituminöses Product; es erstreckt sich, von Süden herauf, durch Alabama, Georgien, Tennessee, Kentucky, Virginien, Maryland, Ohio und Pennsylvanien, und umfaßt nach einem 1838 dem Congresse abgestatteten Berichte etwa 50,000 englische Quadratmeilen; davon sind etwa 40,000 mit leichter Mühe zu bearbeiten. Ein anderer Bericht schätzt diese bituminöse Kohlenregion weit höher, nämlich auf 65,300 Quadratmeilen. Davon kommen auf Alabama 3400, Georgien 150, Tennessee 4300, Kentucky 9000, Virginien 21,000, Maryland 550, Ohio 11,900, Pennsylvanien 15,000. Außerdem sind in den westlichen Staaten noch mehre andere solcher Harzkohlenlager, deren Wichtigkeit und Bedeutung vollkommen begriffen wird. Dahin gehören das sogenannte „Illinois-Kohlenlager,“ in den Staaten Kentucky, Indiana, Illinois und Iowa; der Kohlendistrict in Michigan, und einige kleinere. Die erste mit bituminöser Kohle beladene Arche fuhr auf dem Susquehannah 1803; im Jahre 1837 überstieg die Production dieser Kohlenart in den Vereinigten Staaten schon die Ziffer von 1,750,000 Tonnen. Ein reiches Kohlenlager von sehr großer, jetzt noch nicht ermittelter Ausdehnung befindet sich im Westen des Mississippi, am Osageflusse. Ueberall findet man die bituminöse Kohle nicht, wie in Europa, tief, sondern der Erdoberfläche ganz nahe liegend, und sehr häufig in Hügeln über der Ebene, so daß man die Gruben nicht scheitelrecht, sondern wagerecht und mit weit weniger Gefahr und weit geringeren Kosten bearbeitet als anderwärts. Sie liegen zudem meist in sehr fruchtbaren Gegenden, in welchen die Lebensmittel wohlfeil sind, und in der Nähe schiffbarer Ströme. So wird das große alleghannische Kohlenlager auf einer Strecke von dreihundert Meilen vom Ohio begränzt, und vom Ohio- und

Eriecanal durchschnitten. Allein im Staate Ohio hat es eine Mächtigkeit von durchschnittlich sechs Fuß auf einer Fläche von mehr als 5000 Quadratmeilen. Der Bezirk Tuscarawas hält 550 Quadratmeilen, und jede derselbe hat Kohlen; allein auf dieser kleinen Strecke liegen mehr als achtzigtausend Millionen Buschel Kohlen! Im Jahre 1834 begann der Kohlenhandel im Bezirke (County) Meigs, und 1848 wurden in demselben mindestens drittbalb Millionen Buschel zu Tage gefördert. Zu Nelsonville, im Bezirk Athens, hat man keinen Centner Kohle ausgeführt, bevor der Hocking-Canal vorhanden war, 1848 aber stieg der Export schon auf nahezu eine Million Buschel. Im Jahre 1840 belief sich die Kohlenproduction in 17 Bezirken des Staates Ohio auf 2,382,368 Buschel; 1848 war sie auf 6,538,968 Buschel gestiegen. Dabei ist der Verbrauch in solchen Bezirken, die weder Canäle noch Eisenbahnen haben, und nur ihren häuslichen Bedarf zu Tage fördern, nicht mit gerechnet. Im Allgemeinen betrug von 1840 bis 1843 der Anwachs 24, von 1843 bis 1847 schon 65, von 1847 bis 1848 aber 28 Procent. Man veranschlagt, daß 1860 die Kohlenproduction im Staate Ohio sich gegen 1848 verdreifacht und die Ziffer von 20,000,000 Buschel erreicht haben werde *).

Noch reicher ist der Staat Indiana. Wenn man die Kohlenregion in den Vereinigten Staaten zu 133,000 Quadratmeilen annimmt, so kommt die Hälfte davon auf den centralen Westen, und ein großer Theil auf Indiana, das allein dreizehnmal so viel Kohlen hat als Belgien und zwei Drittel mehr als ganz Großbritannien. Auch ist die Qualität der Kohle weit besser. In 22 Bezirken hat Indiana 7700 Quadratmeilen Kohlen, je von 50,000,000 Buschel, zusammen 385,000,000,000, elfhundertmal so viel als die gesammte jährliche Kohlenausbeute Großbritanniens beträgt. Und auch diese Kohle liegt ganz nahe der Erdoberfläche und an schiffbaren Flüssen und Strömen. Am Rande des großen Kohlenlagers findet man vortreffliches Eisen; Bausteine sind in der Nähe; das in unermeßlicher Menge am Obern See lagernde Kupfer läßt sich zum Schmelzen leicht herbeischaffen, und man meint, daß einst die Kupferhütten und überhaupt die Manufacturen am obern Wabash und am Ohio die bedeutendsten auf der Erde werden müssen **). Von großer Erheblichkeit ist seit der Vollendung des Chesapeake- und Ohio-Canals auch das Lager halbbituminöser Kohle in Maryland geworden, in dessen Centrum die Stadt Westernport liegt. Dieses „Cumberland Kohlenbecken" liegt in einer Thalmulde zwischen zwei Ausläufern der Alleghannies, die sich in nordöstlicher Richtung gegen das nördliche Virginien hin erstrecken, durch den westlichen Theil von Maryland laufen und nach Pennsylvanien hineinstreichen. Das Becken ist etwa 34 Meilen lang und im Durchschnitt 4 Meilen breit. Die Kohle steht in Betreff ihrer Qualität mitten inne zwischen der bituminösen und der Anthracitkohle.

Diese letztere ist in den östlichen Staaten vorzugsweise im Gebrauch, und lagert im Staate Pennsylvanien. Hier zerfällt die Anthracitkohlenregion in drei Bezirke, im centralen Theile des Ostens; sie umfaßt die Bezirke Schuylkill, Dauphin, Lebanon, Carbon, Northumberland, Columbia und Luzerne, und wird bewässert vom Susque-

*) The Coal fields and Coal trade of Ohio; Hunt, May 1849, p. 558.

**) Resources and prospects of Indiana. De Bow, September 1849, p. 253.

hannah, Schuylkill, und Lehigh. Die südliche Anthracit-Region reicht von ihrem östlichen Punkte am Lehigh westlich an den Susquehannah, in einer Strecke von etwa 75 Meilen, und umfaßt die Districte Lehigh, Tamaqua, Tuscarora, Schuylkill-Valley, Pottsville, Minersville, Swartara, Lykens-Valley und Dauphin. Die mittlere Anthracit-Region begreift die Kohlenbezirke von Shamokin, Mahanoy, Girardsville und Quaquake, außerdem noch einige kleinere Becken am Lehigh, z. B. Beaver Meadow, Hazleton, Black Creek und Sandy Creek. Die nördliche Anthracit-Region wird gebildet aus den Kohlendistricten von Schickshinny, Wilkesbarre, Newport, Pittston, Lackawanna und Carbondale. Sie reicht von der Quellgegend des Lackawanna Creek bis westlich nach Schickshinny, am Nordarme des Susquehannah, in einer Strecke von etwa 60 Meilen, ist aber nicht so breit als die beiden übrigen. Man bezeichnet sie insgemein als „Wyoming Kohlenlager oder Feld.“

Von der Anthracitkohle wurde schon 1776 eine freilich geringe Quantität aus der Gegend von Wilkesbarre den Susquehannah hinab verschifft, da seit 1768 einige Grobschmiede sich derselben als Brennstoff bedienten; aber vor 1808 hat man sie auf Kaminrosten nicht gebrannt. Die erste Anlage einer eigentlichen, planmäßig bearbeiteten Kohlengrube fällt in das Jahr 1813, und einige Jahre später kam eine Ladung Kohlen vom Susquehannah nach Philadelphia. Bald nachdem man Kohlen im Lehighdistrict gefunden hatte, bildete sich die Lehigh-Kohlencompagnie, 1792; sie erwarb auch die Mauch Chunk Mountains, und ließ dort eine Grube eröffnen. Aber der Transport war zu beschwerlich und kostspielig, und man stellte die Arbeiten wieder ein. Als man 1807 wieder ans Werk ging und eine Ladung nach Philadelphia brachte, verstand man nicht, die Kohle zum Brennen zu bringen, hielt sie für werthlos und beschüttete Gartengänge mit dem „unbrauchbaren Zeuge.“ Nachdem der Lehigh auf einer Strecke etwas regulirt und fahrbarer gemacht worden war, hoffte man größern Aufschwung, aber das Gedeihen blieb aus. Während der Kriegsjahre, etwa 1814, hatten Fabrikanten, welche an den Wasserfällen des Schuylkill eine Drahtzieherei betrieben, der Versuch gemacht, die Anthracitkohle in Brand zu bringen. Schon verzweifelten sie an der Möglichkeit, als sie am andern Tage, als die Fabrikthür geöffnet wurde, den Ofen glühend fanden. Von nun an kam Schwung in die Bearbeitung der Kohlengruben; 1820 wurde das Flußbett des Lehigh weiter regulirt und ausgebaggert und 1820 die Kohle den Käufern in Philadelphia vor das Haus gebracht; die Tonne kostete 8½ Dollar. Die „Lehigh Coal- and Navigation-Company“ begann mit einem Capital von einer Million Dollars in Antheilen von 50 Dollars zu arbeiten; sie stellte von Easton bis Mauch Chunk auf einer Strecke von 46¾ Meilen eine ununterbrochene Schifffahrt her, welche 10 Meilen Teiche und 36¾ Meilen Canal enthielt. Binnen drei Jahren, 1827 bis 1829, war das Unternehmen, mit einem Kostenaufwande von 1,558,000 Dollars vollendet. In der Gegend von Pottsville kannte man die Kohlen schon vor 1800, aber erst 1825 wurde Dampf mit Anthracitkohle erzeugt, und zwar in den Eisenwerken zu Phönixville. Von nun an kam diese Kohle erst eigentlich in Aufnahme, obwohl seit 1814 in den Gruben am Schuylkill schon Thätigkeit geherrscht hatte. Man verwandte große Mühe auf die Verbesserung der Schifffahrt auf diesem Flusse, und die Ausgaben dafür beliefen sich bald auf 3,000,000 Dollars für eine Strecke von 108 Meilen Länge.

Man bauete 1827 Oefen mit Rosten für Anthracitkohlen. Diese werden in eigenthümlicher Weise zu Tage gefördert. So z. B. liegen 9 Meilen westlich von der Stadt Mauch Chunk die „Summit Mines," mit Kohlen, die sich nach amerikanischen Begriffen „sehr tief" unter der Erde befinden, nämlich bis zu 53 Fuß, aber beträchtlich höher als die Thalfläche. Sie werden so bearbeitet, daß man die über den Kohlen liegende Erde und das Gestein fortschafft, und um und durch die Kohlen fahrbare Wege unter freiem Himmel bahnt. Man hauet die Kohle in der überall üblichen Weise los oder sprengt sie mit Pulver ab. Aus dem Kohlenlager führen Eisenbahnen, die zum Theil, wie in der großen Grube von Mauch Chunk, sehr sinnreich angelegt worden sind. Am Schuylkill sind schon seit 1827 unterirdische Eisenbahnen vorhanden.

Vor 1813 wurde, wie schon bemerkt, die Anthracitkohle nur hier und da von Grobschmieden benutzt, die Umgegend war noch wenig angebaut, die Schifffahrt auf dem Schuylkill beschwerlich, und der gesammte Absatz der Anthracitregion belief sich von 1818 bis 1824 im Ganzen auf kaum 40,000 Tonnen. Als aber seit 1827 in dieser Gegend Eisenschienen gelegt wurden und bessere Arbeitsmethoden aufkamen, gewann Alles ein anderes Ansehen. Die Speculation, deren Hauptschauplatz 1829 Pottsville wurde, warf sich in wilder Gier auf die Kohlengruben und Kohlenlager, deren Preis weit über ihren wahren Werth hinausgetrieben wurde; man entwarf Städtepläne und vermaß Ortschaften, die nur auf dem Papiere blieben, und bezahlte Bauplätze hundertmal theurer als sonst. Die leere Blase platzte freilich bald auseinander, aber die Kohlenspeculation hatte doch auch gute Folgen, wie der Seidenbauschwindel, sie lenkte nämlich die Aufmerksamkeit mancher soliden Geschäftsleute auf die Kohlengruben, besonders seit man gelernt hatte, die Anthracitkohle auch bei Herstellung von Roheisen zu verwenden. Die ersten Versuche in dieser Beziehung waren schon 1820 in Mauch Chunk gemacht worden, aber erst 1838 war man dahin gelangt, etwa anderthalb Tonnen Eisen mit Anthracitkohle in einem Tage herzustellen. Als nun 1842 der neue Tarif dem amerikanischen Eisen hohen Schutz verlieh, entstanden eine Menge Anthracitöfen. Die erste zu Eisenbahnschienen geeignete Stange Eisen wurde in den Vereinigten Staaten 1845 verfertigt. Gegenwärtig liefert Pennsylvanien etwa 45,000 Tonnen von diesem Eisen, und rechnet man die übrigen Staaten hinzu, so werden etwa 100,000 Tonnen desselben erzeugt. Von 1839 bis 1849 sind in dem genannten Staate 40 Anthracitöfen eröffnet worden; sie lieferten 1847 schon 121,800 Tonnen Eisen; 19 Anthracit-Walzwerke producirten 69,500 Tonnen. In der neueren Zeit haben die Anlagen mit den Vorjahren nicht gleichen Schritt gehalten, weil die Eingangszölle auf Eisen beträchtlich herabgesetzt wurden, und die Engländer nun Eisen auch als Ballast nach Amerika bringen, selbst in ihren Packetschiffen von Liverpool. Die häufigen Tarifänderungen haben den Capitalisten keinen Muth gemacht, jetzt Gelder in der Eisenindustrie anzulegen.

Die Tarifveränderungen haben sich im Laufe der Zeit folgendermaßen geändert: Im Juli 1789 wurde ein Buschel importirter Kohle mit 2 Cents staltet; 1790 wurde dieser Ansatz auf 3 Cents erhöhet; 1792 auf $4^1/_2$ Cents und 1794 auf 5 Cents. Dieser Satz blieb bis 1816; 1824 erfolgte ein Ansatz von 1 Dollar 50 Cents per Tonne, 1832 wurde derselbe auf 1 Dollar 75 Cents erhöhet, 1846 aber auf 30 bis 45 Cents per Tonne herabgesetzt. Während 1821 nur 22,122 Tonnen

ausländischer Kohlen eingeführt wurden, hatte sich 1848 die Ziffer auf 196,251 Tonnen gesteigert. Die Preise der Anthracitkohlen sind allmälig bedeutend herab gegangen. Sie standen im Großverkaufe zu Philadelphia 1839 auf 5 Dollars 50 Cents für die Tonne von 2240 Pfd. und 1847 auf 3 Dollars 85 Cents bis 4 Doll., — in Neu-York, im Einzelverkauf für die Tonne von 2000 Pfd. 1839 auf 8 Doll., 1847 auf 5 D. 50 C. bis 6 D. — in Boston, im Einzelverkauf für die Tonne von 2000 Pfd. im Jahre 1839 auf 9 bis 10 D., 1847 auf 6 D. 50 C. bis 7 Dollars.

Der Grubenbau auf Anthracitkohle hat die frühere Wildniß in eine der bevölkertsten und reichsten Landschaften Amerikas umgewandelt. Binnen wenig mehr als einem Vierteljahrhundert sind über vierzig Millionen Dollars auf öffentliche Werke verwandt worden, die man vorzugsweise zu leichter und möglichst billiger Beförderung der Kohlen nach den Verladungs- und Verschiffungsplätzen angelegt hat. Allein in Pennsylvanien umfaßte 1848 das Canal- und Eisenbahnsystem, das mit den Anthracitdistricten in Verbindung steht, an Canälen eine Strecke von 623 Meilen, an Eisenbahnen 536 Meilen. Diese sechs und zwanzig Werke zu allgemeinem Nutzen waren mit einem Kostenaufwande vom 37,641,942 Dollars hergestellt worden. Dabei sind die sogenannten „Wyoming Verbesserungen" eben so wenig mit gerechnet, wie die vielen kleinen von einzelnen Grundbesitzern und Gewerbtreibenden angelegten Eisenbahnen. Von den Canälen kommen auf die Lehigh-Navigation 87½ M. mit 4,455,000 D. Kosten; auf die Delaware-Abtheilung des pennsylvanischen Canals 43 Meilen, 7,734,958 D.; auf den Delaware und Hudson-Canal, der theilweise in Neu-Jersey liegt, 108 M. Canal und 16 M. Eisenbahn, 3,250,000 D.; auf den Morris-Canal in Neu-Jersey 102 M., 4,000,000 D., die Schuylkill-Navigation 108 M., 5,785,000 Dollars. Die Eisenbahn von Pottsville nach Reading, 98 M., 11,590,000 Dollars.

Die nördliche Anthracitregion, welche die Districte Lackawanna und Wyoming umfaßt, ist ungemein malerisch. Theils besteht sie aus rauhem, wildem Gebirgslande, theils aus fruchtbaren Ebenen, welche der Susquehannah durchströmt. Die Kohlen aus der Lackawannagegend werden hauptsächlich auf einer 18 Meilen langen Eisenbahn und dem Delaware-Hudson-Canale ausgeführt, der bei Rondout am Hudson ausmündet; von dort bis Neu-York ist noch eine Flußstrecke von 91 Meilen. Carbondale bildet den Mittelpunkt der Lackawanna-Kohlenwerke. Dort stand 1829 eine einzige Hütte. Am lebhaftesten und ausgedehntesten ist jedoch der Kohlenverkehr im Schuylkillthale, von wo die Erträgnisse der Gruben auf der Readinger Eisenbahn verführt werden. Sie läuft von Mount Carbon bei Pottsville nach Port Richmond am Delaware, von wo eine Nebenbahn bis mitten in Philadelphia hinein geführt worden ist. Die Anlagen und Uferstaden, welche die Schuylkill-Compagnie in Richmond, dicht bei Philadelphia, hat erbauen lassen, umfassen 49 Acker Landes, und Schiffe von 700 Tonnen Last können dicht an die Kaie legen. Siebzehn verschiedene Werfte reichen in den Strom hinaus; von ihnen herab wird die Kohle auf geneigten Ebenen in die Schiffe geschüttet. Im Jahre 1820 lieferte die Gegend am Lehigh erst 365 Tonnen Anthracitkohlen; 1833 schon 123,000, und 1848 schon 680,193 Tonnen, zusammen in den Jahren 1820 bis 1848 nicht weniger als 5,505,327 Tonnen. Die Schuylkillregion producirte 1825 erst 6500, aber 1848 schon 1,652,834, zusammen von 1825 bis 1848 die

Summe von 11,859,150 Tonnen, die Lackawannagruben 1829 erst 7000, aber 1848 434,267, zusammen seit der Eröffnung 3,392,572. Auch der Ertrag der Gruben von Pine Grove, Lykens Valley, Shamokin und Wyoming ist beträchtlich gestiegen, und während in Pennsylvanien 1820 überhaupt nur 365 Tonnen Anthracitkohlen in den Handel kamen, sind seit jenem Jahre schon 22,417,000 Tonnen zu Tage gefördert worden, die einen Werth von weit über 100,000,000 Dollars vertreten. Schon jetzt wird pennsylvanische Anthracitkohle auf Dampfschiffen benutzt, die den St. Lorenz befahren, und auch bei Swansea in Südwales, England, bedient man sich derselben beim Kupferschmelzen in 23 Oefen. Gewiß sind Kohlen werthvoller als Gold, und sämmtliche Silbergruben Mexicos geben jährlich keinen so hohen Ertrag wie allein die Anthracitgruben Pennsylvaniens *).

Ueberhaupt kann kein anderes Land auf Erden sich mit dem Mineralreichthum der Vereinigten Staaten messen. Im Süden, namentlich in Georgien und Carolina, liegt eine Goldregion **); Californien und Neu-Mexico geben großen Ertrag an edlen Metallen, und Quecksilber kommt dort sowohl wie im Norden und Westen vor; Kupfer lagert in vielen Gegenden und, wie wir schon früher bemerkten, in ungeheuren Massen am Obern See; Eisen vorzüglich in Pennsylvanien, Neu-Yersey, Maryland und Missouri, sodann in Tennessee und Ohio, auch Jowa. Wisconsin und Minnisota haben sehr ergiebige Eisenerzlager. Die reichsten Bleiadern, welche anderwärts ihres Gleichen nicht haben, liegen im nordwestlichen Illinois, wo Galena sich schon zu einer bedeutenden Stadt erhob.

In **gewerblicher Beziehung** wurden die dreizehn Colonien von Seiten des Mutterlandes in einem Zustande der Kindheit und völligen Abhängigkeit gehalten. Die englische Regierung suchte planmäßig alle Gewerbszweige, die über das einfache Handwerk hinaus gingen, nieder zu halten. Dieser industrielle Zwang trug wesentlich dazu bei, die Gemüther der Amerikaner zu erbittern, und wir haben schon weiter oben erwähnt, daß gerade er in nicht geringem Maße zum Ausbruche der Revolution mitwirkte. England fragte nicht, was den Colonien nützlich sei, sondern was die Industrie und den Handel Großbritanniens etwa beeinträchtige; es hielt Wollen- und Leinenweberei, die Bereitung von Eisen und Leder, Papier und Hüten, wozu man in Amerika Anfänge

*) The Coal trade of the United States, Hunt, September 1849, p. 266. Statistics of Coal, in American Almanac 1851, p. 188. In beiden Aufsätzen ist das Werk von Richard C. Taylor: Statistics of Coal, Philadelphia 1848, benutzt worden. Auch Texas, Neu-Mexico, Californien und Oregon haben Kohlen. Die Anthracitregion in Pennsylvanien schätzt Taylor auf nur 400 englische Quadratmeilen. Man zieht die Anthracitkohle in vielen Beziehungen schon deshalb vor, weil sie keinen Rauch giebt. Auf Kriegsdampfern wird sie nicht zum Verräther, während der Qualm der bituminösen Kohle auf weithin dem Feind Signale giebt. Jene läßt sich auch besser zusammenpacken.

**) In Nord-Carolina fand 1803 ein Neger einen Goldklumpen von 27 Pfund Schwere; er war etwa 8000 Dollars werth. Seit jener Zeit legte man sich im Süden auf das Goldsuchen, und in beiden Carolina, Virginien, Georgien, Alabama und Louisiana wurden Goldgruben bearbeitet. Im Jahre 1830 war die Goldwuth aufs Höchste gestiegen, und es soll damals für etwa 5 Millionen Dollars gewonnen worden sein. Allerdings war und ist Gold genug in jenen Staaten vorhanden, man fand aber Industrie und Ackerbau lohnender. 1839 gab es noch 156 Stellen, wo man Gold fand und schmolz, und von 1824 bis 1848 ist etwa für 14 Millionen Dollars Gold gewonnen worden.

gemacht hatte, für schädlich, und verbot 1732 nicht nur die Ausfuhr von Hüten zur See, sondern überhaupt den Verkauf außerhalb des Ortes, an welchem ein Hut verfertigt worden war. Im Jahre 1750 erlaubte das Parlament die freie Einfuhr von amerikanischem Roh- und Stabeisen, verbot aber den Colonien bei 200 Pf. Sterl. Strafe Eisen zu walzen oder Stahl zu bereiten. Noch 1783 hemmten die einzelnen Staaten einander selbst zu ihrem großen Nachtheile. Der Schiffsbau zum Beispiel war so herabgekommen, daß man 1788 in Boston „aus Patriotismus" Geld unterzeichnete, um drei Schiffe zu bauen. Die wenigen überhaupt vorhandenen Manufacturen konnte man nur durch Prämien und andere künstliche Mittel nothdürftig aufrecht erhalten, bis unter den dreizehn Colonien freier Verkehr hergestellt war und eine gemeinsame Handelspolitik möglich wurde. Die Tarifgesetzgebung faßte zugleich das finanzielle Interesse der Union wie den Schutz der Gewerbe und Manufacturen ins Auge. Der Fortschritt war so rasch, daß man schon 1810 den Werth von Manufacturen aller Art, welche die verschiedenen Staaten der Union lieferten, in jenem Jahre auf 198,613,471 Dollars veranschlagte. Während der nachfolgenden Kriegsjahre, als europäische Waaren nur in geringer Menge nach Nord-Amerika kamen, wurden in der Industrie große Capitalien angelegt, namentlich in Baumwolle-, Wolle- und Eisenmanufacturen. Nach dem Frieden warf dann England eine ungeheure Menge von Waaren ins Land, und drückte die Preise um mindestens 50 Procent herab. Die Folge war, daß beinahe die Hälfte der amerikanischen Fabriken zu Grunde gerichtet wurde. Der Congreß hielt es 1816 und 1822 für nöthig, der einheimischen Industrie höhern Schutz zu gewähren, welcher für gröbere Fabrikate beinahe einem Einfuhrverbote gleich kam. Unter diesem Schutz erstarkte die amerikanische Fabrikation dermaßen, daß sie nach und nach den innern Markt behauptete, ohne doch den auswärtigen Handel lahm zu legen. Denn in den sechs Jahren vor 1826 importirte Großbritannien noch für mehr als 100 Millionen Dollars Wollen- und Baumwollenwaaren. Da England zu jener Zeit das amerikanische Getreide so gut wie ausschloß, den Taback mit mehr als 600 Procent Eingangssteuer belegte, und die Baumwolle nur nahm, weil es dieselbe nicht entbehren konnte, so hatten die Amerikaner auf das Interesse Großbritanniens keine Rücksicht zu nehmen, sondern thaten wohl daran, Maßregeln zu ergreifen, durch welche ihr Interesse gefördert wurde. Damals war der Süden gegen hohe Schutzzölle, weil er sich durch dieselben beeinträchtigt glaubte. Die Tarifstreitigkeiten wurden mit Lebhaftigkeit, ja mit Erbitterung geführt. Doch hat der Erfolg gelehrt, daß England Getreide und Baumwolle aus Amerika unter allen Umständen kaufen muß, und daß die geschützte Industrie, an welcher nun auch der Süden Theil nimmt, festwurzelte und gedieh. Der Tarif von 1846 hat einzelne hohe Ansätze des Tarifs von 1842 ermäßigt, ist aber weit entfernt, ein sogenannter Freihandelstarif zu sein, da er 100, 40, 30, 25, 20, 15, 10 und 5 Procent vom Werthe als Eingangszölle festgesetzt.

Schon im Jahre 1848 waren mehr als 350,000,000 Dollars in der Industrie angelegt, 1840 nur 268,000,000; hier ergiebt sich also binnen acht Jahren ein Zuwachs von nicht weniger als vierzig Procent. Am ausgedehntesten ist die Fabrikthätigkeit in Neu-England, den mittleren Staaten und in einem Theile des Westens, doch dehnt sie sich allmälig auch über den Süden aus, wodurch das Manufacturinteresse

in beinahe allen Theilen der Union ein gemeinsames geworden ist. Wir wollen hier die Hauptgewerbszweige der einzelnen Staaten nur im Allgemeinen berühren. Maine hat Baumwollen- und Wollenwaarenfabriken, Papiermühlen und liefert Gußeisen. Neu-Hampshire verfügt über eine sehr bedeutende Wasserkraft, und tritt als Nebenbuhler von Massachusetts auf; in Nashua, Dover und anderen Städten sind die Baumwollen- und Wollenfabriken zu großer Blüthe gelangt; der ganze Staat ist sehr gewerbsam. Vermont hat sich bis jetzt weniger entwickelt, aber das kleine Rhode Island hatte 1847 schon mehr als 12,000,000 Dollars in der Wollen- und Baumwollenindustrie. Massachusetts hat aber diese Staaten sämmtlich überflügelt; Connecticut treibt mehr Ackerbau als Gewerbe. In Neu-England waren in dem eben genannten Jahre über 100,000,000 Dollars in der Fabrikation angelegt. Auch der Schiffsbau hatte einen großen Aufschwung genommen. Neu-York besitzt große Mehlfabriken, Gerbereien und betreibt die verschiedensten Gewerbszweige, obwohl keinen einzigen in so großer Ausdehnung, wie z. B. Neu-England die Baumwollenfabrikation; doch liefert die Umgegend von Lockport grobe Baumwollenwaaren, welche überall Concurrenz halten; und das im Staate verfertigte Papier ist gut. In Neu-Jersey sind bei Paterson, Newark und Trenton Baumwollen- und Papierfabriken, Pennsylvanien verfertigt Baumwollenwaaren; aber den Hauptindustriezweig bildet die Eisenfabrikation. Die südlichen Staaten sind in gewerblicher Beziehung noch hinter dem Norden zurückgeblieben; aber in den letzten Jahren kamen Industrielle aus dem Norden mit Geschäftserfahrung und Capitalkräften in die Sklavenstaaten; sie haben namentlich in Maryland und Virginien die großen Vortheile, welche diese Staaten für die Fabrikation durch günstige Lage, Wasserkraft und Kohlenreichthum darbieten, zu benutzen angefangen, insbesondere bei Richmond. In den westlichen Staaten, wo Cincinnati als die gewerbreichste Stadt einen großartigen Aufschwung nimmt, war in der Industrie 1847 angelegt: in Ohio mehr als 18, in Kentucky 6, Indiana 5, Tennessee und Illinois je 4, Michigan und Missouri je $3\frac{1}{2}$ Millionen Dollars. In einem Theile der westlichen Staaten ist die Schweinezucht sehr bedeutend, dort wird die Fabrikation von Stearinkerzen und die Bereitung von Schweinsöl in umfassender Weise betrieben. Der künstliche Gegensatz, in welchem man von Seiten mancher Theoretiker und über ihre eigenen Interessen nicht aufgeklärter Agriculturisten Ackerbau und Industrie zu einander stellt, findet in den Vereinigten Staaten bei verständigen Leuten schon lange keine Gunst mehr; sie wissen, daß ein Gewerbszweig den andern trägt, und daß der Ackerbau eines Staates um so besser gedeiht, je mehr die Gewerbsamkeit den Agriculturproducten sichere Abnehmer im Inlande schafft. In den Staaten von Neu-England, Neu-York, Pennsylvanien, Neu-Jersey, Delaware und Maryland ergab die Ernte von 1847 einen Ertrag im Werthe von 216 Millionen Dollars, während der Ertrag der Gewerbe und der Industrie im Allgemeinen auf 252 Millionen sich belief. In den westlichen und südlichen Staaten überstieg der letztere freilich nicht 90 Millionen, und der erstere 356,000,000, so daß — den gesammten Ernteertrag zu 560,000,000 angenommen — auf die Industrie ein Werth von 340,000,000 Dollars kam. Mit vollem Rechte hat die Regierung der Vereinigten Staaten sich niemals auf Freihandelsexperimente eingelassen, sondern schützt die heimische Gewerbsamkeit so lange kräftig und ausgiebig, als dieselbe des Schutzes bedarf. Dabei sind Ackerbau und Industrie vortrefflich gefahren.

„Kein Land“ — sagt mit Recht Friedrich List *), der selbst amerikanischer Bürger war, — „ist in Beziehung auf seine künftige Bestimmung und seine Nationalökonomie so verkannt, und so unrichtig beurtheilt worden, von den Theoretikern sowohl wie von den Praktikern, als Nord-Amerika. Adam Smith und J. B. Say hatten den Ausspruch gethan: die Vereinigten Staaten seien „gleich Polen“ zum Ackerbau bestimmt. Die Vergleichung war für die Union von neu aufstrebenden jugendlichen Republiken nicht sehr schmeichelhaft, und die ihnen dadurch eröffnete Aussicht in die Zukunft keineswegs sehr trostreich. Die genannten Theoretiker hatten bewiesen, die Natur selber habe die Nordamerikaner ausschließlich auf den Ackerbau angewiesen, so lange das fruchtbarste Land dort fast für nichts zu haben sei. Man hatte ihnen großes Lob ertheilt, daß sie den „Forderungen der Natur“ so willig gehorchten, und der Theorie ein so schönes Beispiel von den herrlichen Wirkungen der „Handelsfreiheit“ aufstellten. Aber die Schule erfuhr bald die Widerwärtigkeit, auch diesen wichtigen Beleg für die Richtigkeit und Anwendbarkeit ihrer Theorie zu verlieren, und zu erleben, daß die Vereinigten Staaten ihre Wohlfahrt in einer der absoluten Handelsfreiheit direct entgegengesetzten Richtung suchten. War früher diese jugendliche Nation der Augapfel der Schule, so ward sie nun zum Gegenstand des heftigsten Tadels bei den Theoretikern. Es sei, hieß es, ein Beweis, welche geringen Fortschritte die neue Welt in den politischen Wissenschaften gemacht habe, daß, während die europäischen Nationen mit dem redlichsten Eifer die allgemeine Freiheit des Handels zu ermöglichen strebten, während (angeblich) insbesondere England und Frankreich eben im Begriff ständen, bedeutende Vorschritte zu diesem großen philanthropischen Ziel zu versuchen, die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika durch Rückkehr zu dem längst veralteten und von der Theorie aufs Klarste widerlegten Mercantilsystem ihre Nationalwohlfahrt fördern wollten. Ein Land, wie Nord-Amerika, in welchem noch so unermeßliche Strecken des fruchtbarsten Landes uncultivirt seien, und wo der Taglohn so hoch stehe, könne seine materiellen Capitale und seinen Bevölkerungszuwachs nicht besser verwenden, als für den Ackerbau. Sei einmal dieser zu vollständiger Ausbildung gelangt, so werden Manufacturen und Fabriken im natürlichen Lauf der Dinge, ohne künstliche Beförderungsmittel aufkommen; durch künstliche Hervorrufung der Manufacturen aber schadeten die Vereinigten Staaten nicht allein den Ländern alter Cultur, sondern am meisten sich selbst. Bei den Amerikanern war jedoch der gesunde Menschenverstand, und das Gefühl dessen, was der Nation noth sei, mächtiger als der Glaube an die Aussprüche der Theorie. Man forschte den Argumenten der Theoretiker auf den Grund und schöpfte starke Zweifel gegen die Unfehlbarkeit einer Lehre, die ihre eigenen Bekenner nicht einmal befolgen wollten. — — Die Amerikaner hatten längst aus Erfahrung gelernt, daß die Agricultur eines Landes sich zu hoher Prosperität nur dann aufzuschwingen vermag, wenn der Tausch der Agriculturproducte gegen Fabrikate für alle Zukunft verbürgt ist; daß er aber, wenn der Agriculturist in Nord-Amerika, und der Manufacturist in England wohnt, nicht selten durch Kriege, durch Handelskrisen oder durch fremde Handels-

*) Friedrich List's Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Ludwig Häusser. Stuttgart und Tübingen, 1851. Dritter Theil, S. 114.

maßregeln unterbrochen wird, daß demnach, soll der Wohlstand der Nation auf einer soliden Basis ruhen, „der Manufacturist," nach dem Ausspruche Jeffersons, „an der Seite des Agriculturisten sich niederlassen muß." Die Nord-Amerikaner fühlten endlich, daß eine große Nation nicht ausschließlich die zunächst liegenden materiellen Vortheile ins Auge fassen dürfe, daß Civilisation und Macht — wie auch Adam Smith selbst zugiebt, wichtigere und wünschenswerthere Güter als materieller Reichthum — nur durch Pflanzung einer eigenen Manufacturkraft zu erlangen und zu behaupten seien; daß eine Nation, die sich berufen fühle, ihren Rang unter den gebildetsten und mächtigsten Nationen der Erde zu nehmen und zu behaupten, kein Opfer scheuen dürfe, um die Bedingung dieser Güter zu erlangen. — — Jetzt fließt von allen europäischen Ländern Bevölkerung, Capital, technische Geschicklichkeit und geistige Kraft zu; jetzt steigt mit der Zufuhr an Rohstoffen und Materialien aus dem Westen die Nachfrage nach den Manufacturproducten der atlantischen Länder; jetzt wächst ihre Bevölkerung, die Zahl und der Umfang ihrer Städte, und ihr Reichthum in gleichem Verhältniß mit dem Anbau der westlichen Wildnisse; jetzt hebt sich, in Folge der vermehrten Bevölkerung, ihr eigener Ackerbau durch vergrößerte Nachfrage nach Fleisch, Butter, Käse, Milch, Gartengewächsen, Oelgewächsen, Früchten 2c.; jetzt steigt die Nachfrage nach gesalzenen Fischen und nach Fischthran, folglich die Seefischerei; jetzt sind längs der Küste Massen von Lebensmitteln, Baumaterialien, Steinkohlen 2c. zu verführen, um die Manufacturbevölkerung mit ihren Bedürfnissen zu versehen; jetzt produciren die Manufacturen eine Masse von Handelsgegenständen zur Verführung nach allen Ländern der Welt, woraus wieder gewinnreiche Rückfrachten entstehen; jetzt steigt, in Folge der Küstenfahrt, der Fischereien und der Schifffahrt nach fremden Ländern, die Seemacht, und damit die Garantie der Selbständigkeit der Nation, und ihr Einfluß auf andere Völker, insbesondere auf die südamerikanischen; jetzt heben sich Künste und Wissenschaften, Civilisation und Literatur in den östlichen Staaten, und verbreiten sich von hier aus über die westlichen. Dies sind die Verhältnisse, wodurch die nordamerikanischen Staaten veranlaßt worden sind, die Einfuhr fremder Manufacturwaaren zu beschränken, und die eigenen Manufacturen zu beschützen. Mit welchem Erfolg dies geschehen, liegt vor Augen. Daß ohne diese Maßregeln eine Manufacturkraft in den atlantischen Staaten nie hätte aufkommen können, lehrt ihre eigene Erfahrung und die Industriegeschichte anderer Nationen."

Der **Handel** der Vereinigten Staaten hat erst seit 1790 Bedeutung gewonnen, nachdem die dreizehn Gemeinwesen sich auch zu einem gemeinschaftlichen Zoll- und Handelsverein verbündet und alle inneren Verkehrsschranken aus dem Wege geräumt hatten. Von nun an gewann zugleich die Schifffahrt einen beträchtlichen Aufschwung. Die französischen Revolutionskriege waren dem Interesse der Amerikaner günstig; ihre Schiffe gingen in großer Zahl als Frachtfahrer nach Europa, und führten einen lebhaften und gewinnbringenden Handel mit Colonialwaaren. Im Jahre 1790 wurde der gesammte Exporthandel auf etwas über 19 Millionen Dollars veranschlagt; 1793 war er schon auf mehr als 26 Mill. D. gestiegen, und wuchs um so mehr an, je länger der Krieg in Europa dauerte; 1807 hatte er schon die Ziffer von mehr als 108,000,000 D. erreicht. Aber er gerieth zwischen Frankreich und England ins Gedränge; in den Jahren 1804 bis 1807 waren mehr als 1000 amerikanische Fahrzeuge wegen angeblichen

Bruches von Blockaden, in Folge von Bestimmungen napoleonischer oder britischer Handelsdecrete rc., von angeblich neutralen Mächten aufgebracht und weggenommen worden. Um größern Schaden zu verhüten, legte die amerikanische Regierung auf ihre eigenen Schiffe ein Embargo, das bis zum März 1809 aufrecht erhalten wurde. Unter diesen Umständen sank 1808 der Exporthandel auf 22,439,960 Dollars herab; stieg aber 1809 schon wieder auf mehr als 52 Millionen; fiel 1814 während des Kriegs mit England auf 6,927,441, ist aber seitdem in stetem Anwachsen geblieben.

In dem mit dem 30. Juni 1850 abgelaufenen Jahre stellten sich für den Werth der **Producte und Manufacturen** der Vereinigten Staaten, welche während des **Jahres nach auswärts verschifft** wurden, folgende Ziffern heraus:

Producte des Meeres	Dollars	2,824,818
Holz aller Art	2,597,015	
Schiffsmaterial, Pech, Theer und Terpentin	1,142,713	
Wollen-Manufacturen	1,948,752	
Pot- und Perlasche	572,870	
Andere Waldproducte	1,181,153	
Gesammtproducte rc.		7,442,503
Ackerbau-Producte.		
Schweinefleisch, Rindfleisch, Fett und lebende Schweine	7,550,287	
Butter und Käse	1,215,463	
Andere animalische Producte	1,783,638	
Gesammtbetrag der animalischen Producte	10,549,383	
Weizen und Weizenmehl	7,742,315	
Alles andere Getreide, Biscuit und Schiffsbrot	5,324,194	
Kartoffeln und Aepfel	124,307	
Reiß	2,631,557	
		26,371,750
Baumwolle		71,984,616
Taback		9,951,823
Alle anderen Ackerbau-Producte		175,402
Alle Baumwollen-Manufacturen	4,734,424	
Eisenguß und alle Eisenmanufacturen	1,911,320	
Alle anderen Manufacturen und Metalle (ausgenommen Münzen), angeführt	4,681,636	
Angeführte Gesammtmanufacturen		11,327,380
Nichtangeführte Manufacturen		3,869,071
Kohlen, Eis und alle anderen Artikel außer Münze		953,664
Gold- und Silbermünzen der Vereinigten Staaten		2,046,679
Einheimische Gesammtexportationen		136,946,912
Einfuhren zur Zollhaus-Abschätzung, noch nicht vollständig ermittelt, doch abgeschätzt zu	187,000,000.	

Die Handelsbilanz gegen die Vereinigten Staaten des genannten Jahres wird deshalb auf 40,000,000 Dollars geschätzt, oder die Vereinigten Staaten haben für 40 Millionen mehr importirt als exportirt.

Es zeugt für den Aufschwung der amerikanischen Production und das Gedeihen der Gewerbe, daß z. B. 1821 von dem Gesammtexport ein gutes Drittel auf fremde wiederausgeführte Waaren kam, während 1845 diese Wiederexporte sich kaum auf ein Siebentel beliefen. Im erstgenannten Jahre waren bloß zwei Drittel der Gesammtexporte einheimischer Production, im letztern aber mehr als sechs Siebentel. Die großen Stapelartikel für die Ausfuhr sind, wie die früher mitgetheilte Tabelle zeigt, Baumwolle, Taback, Mehl, Zucker und Reiß. Bald wird Eisen hinzukommen. Der auswärtige Handel der Vereinigten Staaten erstreckt sich über alle Meere und Hafenplätze der Erde. Kein anderes Land hat, wie wir schon in der Einleitung nachwiesen, eine günstigere Handelslage. Die Vereinigten Staaten kehren den Küsten der alten Welt eine doppelte Front zu, und werden, sobald die Eisenbahnen zum Stillen Meere vollendet sind, einen großen Theil des hinterindischen und chinesischen Handels an sich ziehen.

Von den Exporten kommen auf das Jahr, welches mit dem 30. Juni 1849 schloß, unter Anderm auf Pelzwerk 656,228, Ginseng 182,966, Hopfen 29,123, Indigo 49, Seife und Talglichter 627,280, Stiefel und Schuhe 151,774, Möbeln 237,342, Schnupftaback und fabricirter Taback 613,044, Wachs 121,720, Lein- und Terpentinöl 148,056, Schießpulver 131,297, Kupfer und Messing 66,203, Kämme und Knöpfe 38,136, Drucker-Pressen und Lettern 28,031, musikalische Instrumente 23,713, Bücher und Landcharten 94,427, Papier und Schreibmaterialien 86,827, Farben und Firniß 55,145, Glaswaaren 101,419, Salz 82,972, Kohlen 40,396, Blei 30,198, Eis 95,027 Dollars.

Die Einfuhrartikel sind von unendlicher Mannigfaltigkeit, und wir müssen darauf verzichten, dieselben allesammt aufzuführen. Nur einige wollen wir hervorheben. Importirt wurden in dem mit dem 30. Juni 1849 abgelaufenen Jahre: Thee 4,071,789, Kaffee 9,058,352, rohe Baumwolle 8255, Sämereien und Bäume 76,368, Guano 102,274, Tuche und Casimirs 4,995,957, Merinoshawls von Wolle 1,196,376, Decken 1,161,429, Strumpfwaaren und Artikel auf Stühlen gewebt 718,794, kammwollene Zeuge 4,070,185, Wollen- und Kammwollengarn 113,463, nicht specificirte Wollenwaaren 837,577, Teppiche für nahe an 5 Millionen; Baumwollenfabrikate: gedruckt, gefärbt ꝛc. 10,286,894, weiße oder ungefärbte 1,438,635, tambourirt ꝛc. 702,631, ganzbaumwollener Sammet 99,220, mit Seide gemischt 14,076, Schnüre, Tressen ꝛc. 185,964, Strümpfe und andere Artikel auf Stühlen gemacht 1,315,783, Twist, Garn, Zwirn 770,509, nicht specificirt 940,959; — Seidenfabrikate: Seidenzeuge 7,588,822, Strümpfe und andere Artikel auf Stühlen gemacht 468,393, Nähseide 551,840, tambourirt und gestickt 1,045,216, Hüte und Mützen 48,162, nicht specificirt 4,053,871, Flockseide 18,297, Rohseide 366,238; Beuteltuch 34,928, Seiden- und Wollgemischt 2,452,289; Camlets von Ziegenhaaren oder Mohair 35,016; — Flachsfabrikate: Leinwand, gebleicht und ungebleicht 5,156,924, Strumpfwaaren und dgl. auf Stühlen gemacht 1485, tambourirt oder gestickt 30,686, nicht specificirt 718,147; — Hanffabrikate: Sheetings 52,353, Ticklenburgs, Osnabrugs und Burlaps 119,217, nicht

specificirt 101,053, russisches Segeltuch 74,101, holländisch 5566, Ravensduck 121,386; Baumwollpacktuch 121,768, Strohhüte 1,150.964, Feuergewehre 231,905. An Eisenwaaren wurden in kleineren oder größeren Partien alle Arten europäischer Fabrikate eingeführt, z. B. gewalztes Stangeneisen für 6,060,068, Stangeneisen auf andere Art fabricirt 525,770, Stahl für etwa 1,226,000; Kupfer und Kupferwaaren 1,220,000, Messingwaaren 154,540, Zinn und Zinnwaaren etwa 2,800,000, Porcellan und Steingut 2,261,331, Juwelierwaaren, ächt und nachgemacht 281,335, Edelsteine und Perlen, gefaßt und nicht gefaßt 135,000, Uhren und Theile 1,676,606, Knöpfe aller Art, etwa 400,000, Glaswaaren aller Art für mehr als 800,000; Bücher: hebräisch 126, in Latein und Griechisch 2925, Englisch 284,935, in anderen Sprachen 109,951; Rohhäute 3,507,300, gegerbte und zugerichtete Felle 410,504, Handschuhe 772,217, Korke 120,413, Holzmanufacturen für etwa 250,000, Ceder-, Grenadilla-, Mahagoni- rc. Holz 324,620, Besen und Bürsten 146,063, Bleistifte 32,187, Schiefer aller Arten 152,030, Leinsaat 273,084, Wolle 1,177,347; Wein in Fässern: Burgunder 4866, Madeira 105,302, Scherry oder San Lucar 128,510, Portwein 272,700, Claret 263,836, Teneriffa und Canary 22,643, Fayal 5108, Sicilier und sonst aus dem Mittelmeer 32,231, österreichische und andere deutsche Weine 2832, Rothwein, nicht aufgeführt 221,177, Weißwein 210,139; Flaschenwein: Burgunder 8184, Champagner 439,508, Madeira 759, Scherry 803, Port 1281, Claret 68,636, alle anderen 32,642. — Ausländische Branntweine: 1,347,514, Kornbranntwein 327,957, aus anderen Stoffen 145,784, Arzneiliqueure 25,328; Bier, in Fässern 16,110, in Flaschen 134,431; Molassen 2,778,174, Olivenöl 55,787, Castoröl 3584, Leinöl 487,920, Cacao 123,946, brauner Zucker 7,793,616, weißer gedeckter 221,206, in Hüten und anderen Raffinaden 34,078, Kandies 461, Mandeln 152,979, Korinthen 99,576, Pflaumen rc. 48,719, Feigen 62,410, Datteln 7112, Rosinen 622,905, Nüsse 71,331; Gewürze: Macis 22,090, Muscatnüsse 219,349, Zimmet 8593, Gewürznäglein 56,594, schwarzer Pfeffer 65.253, rother 11,556, Piment 191,197, Cassia 74,198, Ingwer 73,198, Kampher 39,817; Käse 22,895, Seife 74,370, Butter 29,804, Borsten 88,265; Salpeter, roh, 436,250, raffinirt 25,815; Indigo 805 863, Opium 190,316, Schießpulver 43, Sodaasche 637,965; Taback: roh 276,684, Schnupftaback 358, Cigarren 1,439,765; Farben für etwa 70,000, Seilerwaaren: getheert und Kabel 129,120, ungetheert 17,290, Bindfaden 34,378, Hanf, unverarbeitet 491,633, Manilla rc. 196,634, roher Flachs 127,859, Lumpen aller Art 524,755, Salz 1,438,981, Kohlen 409,282. Die Einfuhr von Brotstoffen belief sich auf kaum 150,000. Fische: getrocknet und geräuchert 43,709, Salmen 81,200, Makrelen 456,286, Häringe 29,761.

Die Einfuhren aus fremden Ländern und die Exporte dahin im Jahre, das mit dem 30. Juni 1849 schloß, stellen sich in folgender Weise:

Einfuhren aus fremden Ländern und Exporte dahin.

	Länder.	Werth der Einfuhren.	Amerik. Producte.	Werth der Ausfuhren.	
				Fremde Producte.	Total.
1	Rußland	$ 840,238	$ 937,557	$ 197,947	$ 1,135,504
2	Preußen	17,687	34,703	9,516	44,219
3	Schweden und Norwegen . .	731,846	725,281	38,506	763,787
4	Schwedisch West-Indien . .	15,982	95,128	737	95,865
5	Dänemark	19,204	55,138		55,138
6	Dänisch West-Indien . . .	339,441	727,197	54,149	781,346
7	Hanse-Städte	7,742,864	2,710,248	604,682	3,314,930
8	Hannover		8,496	85	8,581
9	Holland	1,501,643	2,155,328	242,027	2,397,355
10	Holländ. Ost-Indien . . .	354,528	280,823	54,118	334,941
11	Holländ. West-Indien . . .	453,099	317,066	50,252	367,318
12	Holländ. Guiana	58,281	104,013	52	104,065
13	Belgien	1,844,293	2,443,064	288,243	2,731,307
14	England	58,818,425	69,161,992	1,880,878	71,042,870
15	Schottland	1,959,320	3,549,960	58,472	3,608,432
16	Irland	376,793	3,916,342	22,526	3,938,868
17	Gibraltar	1,193	723,819	78,467	802,286
18	Malta	8,405	51,233	62,734	113,967
19	Britisch Ost-Indien . . .	2,036,254	332,962	76,562	409,524
20	Cap der gutne Hoffnung . .	71,298	94,422		94,422
21	Mauritius		21,731	5,000	26,731
22	Honduras	262,417	191,347	34,620	225,967
23	Britisch Guiana	25,520	662,315	3,759	666,074
24	Britisch West-Indien . . .	997,865	3,935,834	203,097	4,138,931
25	Canada	1,481,082	2,320,323	1,914,401	4,234,724
26	Britisch-AmerikanischeColonien	1,345698	3,611,783	257,760	3,869,543
27	Andere Britische Colonien .	3,613			
28	Frankreich am Atlant. Meere	23,209,878	11,646,612	2,818,203	14,464,915
29	Frankreich am Mittelmeere .	1,153,905	877,147	168,521	1,045,668
30	Franz. West-Indien . . .	71,469	180,731	14,267	194,998
31	Miquelon u. franz. Fischereien		20,370		20,370
32	Franz. Guiana	23,417	46,161		46,161
33	Bourbon		9,473		9,473
34	Spanien am Atlant. Meere .	313,490	169,071	31,479	200,550
35	Spanien am Mittelmeere . .	1,005,687	1,619,423	19,827	1,639,250
36	Teneriffa und andere Canarien	38,919	17,840	654	18,494
37	Manilla und Philippinen . .	1,127,114	137,868	8,669	146,537
38	Cuba	10,659,956	4,641,145	668,068	5,309,213
39	Das übrige span. West-Indien	1,964,861	523,292	33,234	556,526
40	Portugal	322,220	169,721	6,273	175,994
41	Madeira	73,759	117,878	759	118,637
42	Fayal und andere Azoren .	17,052	14,204	1,839	16,043
43	Capverden	1,853	62,647	3,815	66,462

	Länder.	Werth der Einfuhren.	Amerik. Producte.	Werth der Ausfuhren.	
				Fremde Producte.	Total.
44	Italien	$ 1,550,896	$ 811,450	$ 293,419	$ 1,104,869
45	Sicilien	530,244	24,359	4,584	29,213
46	Sardinien	42,538	460,950	21,414	482,364
47	Toscana		30,076		30,076
48	Triest und andere österreichische Häfen	409,178	942,489	464,376	1,406,865
49	Türkei	374,064	193,876	85,120	278,996
50	Jonische Inseln	291			
51	Hayti	901,724	532,577	70,015	602,592
52	Mexico	2,216,719	1,047,999	1,042,869	2,090,868
53	Central-Amerika	56,017	112,480	23,739	136,219
54	Neu-Granada	158,960	244,460	53,324	297,784
55	Venezueala	1,413,096	431,421	106,213	537,634
56	Brasilien	8,494,368	2,838,380	264,597	3,102,977
57	Cisplatinische Republik . .	79,924	134,638	13,089	147,727
58	Argentinische Republik . .	1,709,827	595,518	172,076	767,594
59	Chili	1,817,723	1,722,457	294,643	2,017,100
60	Peru	446,953	93,195	18,041	111,236
61	China	5,513,785	1,460,945	122,279	1,83,2 24
62	West-Indien im Allgemeinen .		106,329	2,395	108,724
63	Süd-Amerika im Allgemeinen	16,159	85,215	8,019	93,234
64	Europa im Allgemeinen . .		18,588		18,588
65	Asien im Allgemeinen . . .	209,669	384,436	19,375	363,811
66	Afrika im Allgemeinen . .	495,742	676,769	31,642	708,411
67	Süd-See und Stiller Ocean .	85,318	336,660	63,068	399,722
68	Sandwich-Inseln	43,875			
	Total	147,857,439	132,666,955	13,088,865	145,755,820

Im Handel mit fremden Ländern stellte sich in demselben Jahre das Verhältniß der Tonnenzahl unter amerikanischer Flagge zu jener der anderen Nationen in folgender Weise heraus:

	Länder.	Amerikanische Flagge.		Fremde Flaggen.	
		Eingelaufene.	Ausgelaufene.	Eingelaufene.	Ausgelaufene.
1	Rußland	9,130	10,349		1,393
2	Preußen	272	240		606
3	Schweden und Norwegen . .	2,800	1,531	15,464	14,718
4	Schwedisch West-Indien . .	851	2,684		547
5	Dänemark	522		384	1,681
6	Dänisch West-Indien . . .	12,466	25,397	3,514	5,426
7	Hanse-Städte	36,800	23,385	71,931	44,264
8	Hannover				250

	Länder.	Amerikanische Flagge.		Fremde Flaggen.	
		Eingelaufene.	Ausgelaufene.	Eingelaufene.	Ausgelaufene.
9	Holland	16,666	22,536	8,662	16,460
10	Holländisch Ost-Indien	2,587	6,688		1,433
11	Holländisch West-Indien	25,212	14,193	660	357
12	Holländisch Guiana	3,703	5,369	361	1,000
13	Belgien	21,158	27,862	9,947	6,196
14	England	554,053	576,018	402,330	349,900
15	Schottland	22,032	21,032	48,188	24,940
16	Irland	24,684	53,901	105,121	46,165
17	Gibraltar	211	13,139		1,540
18	Malta	161	3,068		720
19	Britisch Ost-Indien	20,529	21,020		327
20	Cap der guten Hoffnung	911	2,728		
21	Honduras	4,742	5,215	373	898
22	Britisch Guiana	4,664	15,054	2,831	1,578
23	Britisch West-Indien	63,523	101,704	47,010	34,147
24	Canada	906,813	890,204	537,697	563,910
25	Britisch-Amerikanische Colonien	120,867	122,641	314,948	409,377
26	Frankreich am Atlant. Meere	95,435	114,035	25,664	27,161
27	Frankreich am Mittelmeere	6,582	13,853	8,253	3,227
28	Französisch West-Indien	1,552	7,485	5,940	2,786
29	Miquelon u. franz. Fischereien	206	1,348	42	260
30	Französisch Guiana	1,050	1,461		39
31	Bourbon		488		
32	Franz. Besitzungen in Afrika			465	
33	Spanien am Atlant. Meere	14,536	17,243	1,529	2,234
34	Spanien am Mittelmeere	12,979	5,603	10,003	28,073
35	Teneriffa und Canarien	1,160	912		235
36	Manilla und Philippinen	10,115	3,826		
37	Cuba	271,061	284,568	31,577	19,564
38	Das übrige spanische West-Indien	47,534	25,870	2,192	3,898
39	Portugal	5,576	4,837	3,509	5,023
40	Madeira	1,117	3,744	342	1,673
41	Fayal und andere Azoren	1,741	1,284	102	
42	Capverden	1,557	2,714		4,773
43	Sicilien	28,554	1,853	4,596	232
44	Sardinien	2,152	12,397	4,196	4,843
45	Toscana	7,599	1,586	3,364	666
46	Triest u. andere österr. Häfen	3,266	11,176	2,182	5,753
47	Türkei	3,994	1,912	670	300
48	Hayti	24,761	16,556	1,931	4,552
49	Mexico	47,807	29,820	7,881	10,140
50	Central-Amerika	1,226	5,203	393	78
51	Neu-Granada	16,413	25,094	755	1,354
52	Venezuela	11,749	8,420	1,350	1,157

	Länder.	Amerikanische Flagge.		Fremde Flaggen.	
		Eingelaufene.	Ausgelaufene.	Eingelaufene.	Ausgelaufene.
53	Bolivia	1,041	189	487	125
54	Brasilien	70,670	56,335	11,061	6,028
55	Cisplatinische Republik . .	483	2,345	1,126	2,635
56	Argentinische Republik . .	11,929	9,397	7,282	5,492
57	Chili	7,284	25,936	517	1,351
58	Peru	5,701	5,611	1,293	2,291
59	China	19,418	11,740		
60	Birmah				517
61	Liberia		1,732		
62	West-Indien im Allgemeinen.		6,861		328
63	Süd-Amerika im Allgemeinen	2,930	3,607	1,939	304
64	Asien im Allgemeinen . .	309	524		
65	Afrika im Allgemeinen . .	10,307	9,476	453	623
66	Süd-See und Stiller Ocean	43,755	39,659		
67	Indischer Ocean	1,975	3,668		
68	Atlantischer Ocean . . .	3,610	3,684		161
69	Sandwich-Inseln	3,221	3,066		
70	Nordwest-Küste	376	948		
71	Unbestimmte Plätze . . .	213			
	Total der Tonnenzahl	2,658,321	2,753,724	1,710,515	1,675,709

Die Zahl der unter amerikanischer Flagge eingelaufenen Schiffe betrug 11,208, jener unter fremder Flagge 8992; also Total 20,200. Ausgelaufen: amerikanische 11,466, fremde 8847, Total 20,313. Die Bemannung der eingelaufenen amerikanischen Fahrzeuge betrug 105,718 Schiffsleute und 3329 Schiffsjungen; zusammen 109,047; der fremden 87,033 Schiffsleute, 2651 Schiffsjungen; der ausgelaufenen: amerikanische Bemannung zusammen 112,771, der fremden 92,283.

Der gegenwärtige **Zolltarif** der Vereinigten Staaten vom Jahre 1846 setzt die Eingangszölle, in neun verschiedenen Abstufungen, von 100 Procent, 40, 30, 25, 20, 15, 10 vom Werthe der Waaren, bis zu 5 Procent, herab; und einige wenige Artikel, insbesondere manche Rohstoffe, gehen frei ein. Mit 100 Procent sind alle Branntweine und Spirituosen besteuert; 40 Procent vom Werthe zahlen unter Anderm: feine Tischlerarbeiten, Cigarren, manche Südfrüchte, Weine. 30 Procent z. B. Bier, mit Gold und Silber gestickte Artikel, alle und jede fertige Kleidungsstücke, Baumwollenschnüre und Borten, Baumwollen-, Leinen-, Seiden-, Wollen- und Kammwollenwaaren, gestickt oder tambourirt auf dem Stuhl oder in anderer Weise, durch Maschinerie, oder mit der Nadel, oder durch ein anderes Verfahren; Besen und Bürsten aller Art, Bleistifte, gefaßte Edelsteine, ächt oder falsch, Eisen in Stangen, Deuls, Stäben, Platten 2c., altes Eisen, Eisengußgefäße, Posamentirwaaren von Gold oder Silber, Glas, colorirt, bunt oder gemalt, Glaswaaren aller Art, Gußeisenwaaren, unverarbeiteter Hanf, Holzwaaren, Brennholz, Honig, Hutflechten, Hüte und Mützen für Männer, japanirte Blechwaaren, irdene Waaren und Porcellangeschirre, Käse, Kohlen, Knochen-, Horn-, Perlenmutter-,

Elfenbein- und drgl. Waaren, Körbe und anderweitige Geflechte, Lederarbeiten, Marmor, Menschenhaar, Metallarbeiten aus Messing, Kupfer, Gold, Silber, Eisen, Blei, Zinn, Platina, Weißblech, oder von anderm Metall, oder bei welchen eines dieser oder ähnlicher Metalle einen Hauptbestandtheil ausmacht; Metallfedern, Zimmer- und Haushaltungsmöbeln, Mineralwasser, Pelzwaaren, Feuerwaffen, Nähseide, Nüsse, Oblaten, Papier, Papierarbeiten, Papiermachéwaaren, Pergament, Puppen und Spielzeug aller Art, Regenschirme, Rothstifte, Sattlerwaaren, Seidentwist und Twist von Seide und Kameelhaar, Seitengewehre, Siegellack, Sonnenschirme, Spielkarten, unverarbeiteter Taback, Teppiche und Teppichzeuge, Tinten und Tintenpulver, Uhren und Uhrentheile, Uhrengläser, alle Arten Wachstuch, Wagen- und Geschirrzubehör aller Art, Wasserfarben, unverarbeitete Wolle, Wollenwaaren und solche, in welchen Wolle den werthvollsten Bestandtheil bildet; Zucker, Zuckerwerk, Syrup, Zwirn und Bindfaden. — Mit einem Eingangszolle von 25 Procent sind unter Anderm belegt: Baumwollenspitzen und andere Baumwollenwaaren, ganz aus Baumwolle, Flanell und Bodendecken aus irgend einem Stoff; Calomel, Federbetten, Flockseide, Haartuch und Haarpolster, Kammwollenwaaren, Knöpfe und Knopfformen, Matten, Manufacturarbeiten aus Ziegen- und Kameelhaar, Seidenwaaren oder theilweise aus Seide bestehend, Tauwerk, Wollen- und Kammwollengarn. — Mit 20 Procent: Aether, Alaun, Anis, Apothekerdroguen in rohem Zustande, Berlinerblau, Bettdecken, Blei, Bleischrot, Bleiweiß, salpetersaures und chromsaures Blei, Bretter, Butter, Chocolade, Eisenvitriol, Beinschwarz, Federkiele Felle, gegerbt und zugerichtet, Fensterglas, Fensterkitt, fremde Fische, Hausenblase, Galmey, Grünspan, Seegras, Hanf-, Lein-, Rüb- und alle Arten Maleröl, Hutfilze aus Wolle, Hutmacherplüsch, Indigoextract, Kappen, Handschuhe, Beinkleidungen, Mützen, Socken, Strümpfe, gewobene Hemden und Unterbeinkleider, auf Stühlen gemacht, ganz baumwollen; Krappextract, grüner Vitriol, Lackirspiritus, Lackschwefel, Oberleder, gegerbtes Sohlenleder, Leinwand aller Art, Leim, Leinsamen, Lettern, Malerfarben, musikalische Instrumente und Darmsaiten, Nadeln, Opium, Orangen, Citronen und -Schaalen, Papiertapeten, Pech, Perlgraupen und geschälte Gerste, Quecksilber, Rauchwerk auf dem Fell zugerichtet, Röthel, Säuren, Sammet am Stück, ganz Baumwolle, Sattlerzeug, Schießpulver, Schinken, Schmalz, Rindfleisch, Soda und alles kohlensaure Natrum, Stärke, Stahl, Stearinkerzen, Talglichter, Thierkohle, Terpentinöl, Wachs und Wachskerzen, Weinstein, Wißmuth, Zeitschriften und andere Werke zum Drucken und zur Wiederherausgabe in den Vereinigten Staaten, Zinnober, Zwirnspitzen. — Mit 15 Procent unter Anderm: unverarbeiteter Flachs, roher Schwefel, Seide, roh, nicht mehr verarbeitet als Coconsseidefäden oder Kettenseide, Stahl in Stangen, Gußstahl, deutscher Stahl, Staniol, Zink, Zinn. — Mit 10 Procent: Bücher, Flugschriften, Zeitschriften und illustrirte Zeitungen, gebunden oder ungebunden; Cameen und Mosaiken, Chronometer, Haar aller Art, Hanf-, Lein- und Rübsamen, Indigo, Mühlsteine, Palm- und Cocosnußöl, Polirsteine, Salmiak, Salpeter, Vitriolöl, Talg und alles Seifenfett, Tripel, Waid, Walkererde. — Mit 5 Procent sind z. B. belegt: Borsten, unverarbeitetes Elfenbein, rohe Häute, Lastings, Lumpen, Schellack.

In dem mit dem 30. Juni 1848 abschließenden Jahre, dessen Gesammtein-

fuhr 154,997,928 Dollars betrug, wurden nach dem Werthe verzollt für 133,281,325 Dollars Waaren; zollfrei gingen ein für etwa 22 Mill. Dollars.

Noch weit rascher als der auswärtige Handel, hat sich der Binnenhandel der Vereinigten Staaten entwickelt, und bei der unermüdlichen und stürmischen Thätigkeit der Bewohner, bei ihrem Handelsgeiste und den unerschöpflichen Hülfsquellen des Landes gewinnt er alljährlich an Ausdehnung. Und dieser Binnenverkehr ist durch keinerlei Schranke gehemmt, denn in nationalökonomischer Beziehung giebt es im Gebiete der großen Union gar keine Gränze, sondern alle Staaten verschwimmen in ein großes Ganzes. Der Unternehmungs- und Handelsgeist schlägt bei keinem andern Volke so entschieden vor, und er greift um sich und nimmt zu, je mehr die Volksmenge anwächst. In Amerika giebt es keine müßig lebenden Rentner, keine Leute, welche von Sinecuren leben, keine Kasten und Stände, welche, indem sie von den Geldern der Steuerpflichtigen zehren, sich bürgerlicher Betriebsamkeit schämen. Ueberall ist lebendige Anregung zur Thätigkeit, überall gestaltet sich Frisches und Neues; und so behalten auch die Geschäfte, welche allein zu Reichthum führen, frischen Reiz und Schwung. Das Vorwiegen dieses Handels- und Unternehmungsgeistes beeinträchtigt ohne Zweifel die Anmuth im Leben und mag in sittlicher Beziehung auch seine Nachtheile haben; allein nur durch ihn hat sich Nordamerika so rasch zu der Größe emporgehoben, welche Europa bewundernd anstaunt. Im Handelsbetriebe kommt viel Schwindelei, Marktschreierei und allerlei „Humbug“ vor, und in dem neuen Lande, wohin auch die alte Welt Tausende von Individuen von mehr als zweifelhafter Moralität schickt, mehr als anderswo. Aber dem Unfuge, der mit dem Bankwesen in so ausgedehntem Maße getrieben wurde, ist seit einigen Jahren gesteuert worden. Man giebt jetzt ziemlich allgemein zu, daß bei dem ausgedehnten Binnenverkehr und dem verhältnißmäßigen Mangel an edlen Metallen ohne Papiergeld und Banken das Geschäftsleben eine völlige Lähmung hätte erfahren müssen. Die Vereinigten Staaten haben mit den Banken eine lehrreiche Schule durchgemacht; allmälig hat man angefangen, ihren Mißbräuchen möglichst abzuhelfen. Die Regierung nimmt nicht mehr, wie vor 1846, an ihren Kassen Banknoten in Zahlung, deponirt auch nicht ferner ihre Kassenvorräthe in Banken, sondern nimmt nur baares Geld und verwahrt dasselbe in ihrem eigenen Staatsschatze. Einzelne neue Staaten, z. B. Wisconsin, haben die Banken überhaupt fern gehalten, und der Staat Neu-York hat ein Gesetz erlassen, demgemäß die Banken den Betrag der von ihnen auszugebenden Noten in Staatspapieren bei der Behörde als Garantie hinterlegen müssen.

Der Binnenhandel wird durch die Menge schiffbarer Ströme und Canäle, und durch das Eisenbahnnetz, welches über einen großen Theil der Union ausgespannt ist, ungemein befördert und erleichtert. Der Mississippi, die großen Seen und die atlantische Küste sind mit einander in vielfache Verbindung gebracht worden. Der „Vater der Gewässer“ mit seinen zahlreichen Nebenadern verleihet dem großen Westen Leben und Regsamkeit. Die schiffbare Länge des Mississippi und seiner Zuflüsse finden wir folgendermaßen angegeben: — Mississippi etwa 2000 englische Meilen, St. Croix 80, St. Peters 120, Chippeway 70, Black 60, Wisconsin 180, Rock 250, Jowa 110, Cedar 60, Des Moines 250, Illinois 245, Maumee 60, Kaskaskia 150, Big Muddy 5, Obion 60, Forked Deer 195, Big Hatchee 75, St. Francis 300, White 500, Big Black 60,

Spring 60, Arkansas 600, Canadian 60, Neosho 60, Yazoo 300, Tallahatchee 300, Yallabusha 130, Big Sunflower 70, Big Black 150, Bayou de Glaze 90, Bayou Care 140, Bayou rouge 40, Bayou la Fourche 60, Bayou Placquemine 12, Bayou Teche 96, Grand River 12, Bayou Sorrele 12, Bayou chien 5; zusammen ungefähr 6800 Meilen. Beinahe sechs Achtel der Landstrecken, durch welche diese Flüsse strömen, befinden sich noch im Urzustande; sie bewässern dichte Wälder oder Prairien, die kaum in einzelnen Theilen angepflügt worden sind. Für alle diese Gegenden ist Neu-Orleans der Hauptstapelplatz. Zum Mississippi gehören aber noch andere große Ströme. Der Missouri ist auf einer Strecke von 1800 Meilen schiffbar; in ihn fallen der Yellowstone mit 300, der Platte mit 40, der Kansas mit 150, der Osage mit 270, der Grand mit 90 Meilen schiffbarer Länge. Der Ohio ist 1000 Meilen schiffbar, von seinen Zuflüssen der Alleghanny auf 200, Monongahela 60, Muskingum 70, Kenhawa 65, Big Sandy 50, Scioto 50, Kentucky 62, Salt River 35, Green 150, Barren 30, Wabash 400, Cumberland 400, Tennessee 720. Endlich der Red River 1500, mit dem Washita 375, Saline 100, dem kleinen Missouri 50, Bayou de Arbourne 60, Bayou Bartholomew 150, Bayou Boeuf 150, Bayou Macon 175, Bayou Louis 30; der Tensas 150, Bistenaw-See 60, Caddo-See 75, Sulphur Fork 100, Little River 65, Kiamichi 40, Baggy 40, Bayou Pierre 150, Atchafalaya 360. Also zusammen 9697 Meilen, und den Mississippi sammt Nebenströmen hinzugerechnet 16,674 Meilen. Auf diesen Gewässern belief sich schon 1842 der Tonnengehalt der sie befahrenden Schiffe auf 426,278; neben den Hunderten von Dampfschiffen fuhren auf ihnen noch etwa 4000 anderer Fahrzeuge; der schwimmende Handelswerth beläuft sich für 1850 auf mehr als 300 Millionen Dollars. Die Trächtigkeit der 450 Dampfboote auf den westlichen Strömen wurde 1842 auf 126,278 Tonnen geschätzt, und 1846 schon auf 249,055 Tonnen. Den Herstellungspreis für die Tonne berechnet man durchschnittlich auf 32 Dollars. Im Jahre 1811 wurde das erste Dampfboot im Westen gebaut, und zwar von Deutschen, zu Pittsburg; 1817 gab es deren erst acht, 1834 schon 230, jetzt über ein halbes Tausend: nämlich im Anfange des Jahres 1849 nicht weniger als 572 Dampfer.

Mit Ausnahme der Häfen in Californien und Oregon hatten die Vereinigten Staaten 116 See- und Flußhäfen, die am 30. Juni 1848 zusammen eine Rhederei von 3,154,041 Tonnen und 1849 von 3,334,015 Tonnen besaßen. Davon kamen auf Boston 285,410; auf Neu-Bedford 123,318; auf Neu-York 733,077; Philadelphia 175,221; Baltimore 122,915; Neu-Orleans 225,680 Tonnen. Von den im Küstenhandel beschäftigten Fahrzeugen kamen auf solche unter 20 Tonnen 38,328 Tonnen, auf dergleichen im Stockfischfange beschäftigte 7194 Tonnen. Ueberhaupt waren im Küstenhandel beschäftigt 1,620,988; in der Makrelenfischerei, 43,558 beim Stockfischfang 82,651 Tonnen. Von jenen 1,620,988 Tonnen fallen 411,823 auf die Dampfschiffe.

Was den Schiffsbau anbelangt, so wurden in den Jahren 1815 bis einschließlich 1824 gebaut 8604 Fahrzeuge mit zusammen 879,858 Tonnen; davon waren 591 Barken und Schiffe, 1161 Briggs, 4367 Schooners, 2444 Slups und Canalboote, 41 Dampfer. — In den Jahren 1825 bis 1834: 9147 Fahrzeuge von

1,089,805 Tonnen; davon Schiffe und Barken 773, Briggs 1250, Schooners 4952, Dampfer 498. — Von 1835 bis 1844: 7905 Fahrzeuge von 1,045,418 Tonnen; davon 792 Schiffe und Barken, 734 Briggs, 1507 Schooner, Dampfer 1025. In den Jahren 1845 bis einschließlich 1848: 5897 Fahrzeuge von 894,081 Tonnen, wovon 761 Dampfer, 619 Schiffe und Barkschiffe, 593 Briggs, 2288 Schooner. Zusammen in 33½ Jahre: Schiffe und Barkschiffe 2775, Briggs 3741, Schooners 15,314, Slups und Canalboote 7650, Dampfer 2138, also Total 31,616 Fahrzeuge von 3,909,149 Tonnen, so daß durchschnittlich auf das Jahr 105,000 Tonnen kommen. In dem mit dem 30. Juni 1849 abgelaufenen Jahre waren gebaut worden: 1547 Fahrzeuge von 256,577 Tonnen; davon 198 Schiffe, 148 Briggs, 623 Schooners, 370 Slups und Canalboote, 208 Dampfer. Davon kommen auf den Staat Maine 344 Fahrzeuge von 82,255 Tonnen Trächtigkeit. Die meisten Dampfschiffe baueten Pennsylvanien 63, Neu-York 21, Ohio 44, Kentucky 34, Missouri 11. Beim Schiffsbau betheiligen sich vorzugsweise die Staaten Neu-York, Massachusetts, Pennsylvanien, Maryland, Ohio, Kentucky, hauptsächlich aber Maine, das doch selber nur Tannenholz liefert. Jedoch sind seine Schiffsbauer im höchsten Grade betriebsam; sie beziehen ihr Eichenholz hauptsächlich aus Virginien und ihre Fichten aus Georgien und Carolina. In diesen Staaten beschäftigten sie Tausende von Holzfällern aus Neu-England. Maine allein bauete in dem mit dem 30. Juni 1848 ablaufenden Jahre 428 Schiffe von zusammen 90,000 Tonnen.

Kein anderes Land hat eine so ausgedehnte Binnenschifffahrt wie die Vereinigten Staaten, die außerdem an der vielfach und tief ausgezackten atlantischen Küste ein Gestade von beinahe acht hundert Stunden, am mexicanischen Meerbusen eine fast eben so lange Strecke und am Stillen Weltmeer einen Küstensaum von fünfhundert Stunden besitzen. Im Innern haben sie die großen Seen und das mächtige Stromgebiet des Mississippi. Die Entwickelung des Verkehrs auf beiden hat in den letzten Jahrzehnten einen beinahe fabelhaften Aufschwung genommen, wie nachfolgende Zahlen beweisen.

Im Jahre 1840 stellte sich der Handel der großen Seen auf 33,483,441 Einfuhr und 32,342,541 Dollars Ausfuhr. Total: 65,826,022 Dollars, oder da die Ausfuhr des einen Platzes die Einfuhr des andern bildet, auf 32,913,011 Dollars. Im Jahre 1846 stellten sich die Ziffern in folgender Weise heraus:

Oswegatchie-District . . .	D. 180,555	Rochester	D. 212,926
Auf dem Champlain-See:		Pultneyville	20,324
Whitehall	6,327,489	Niagara	606,863
Plattsburgh-District . . .	1,160,844	Auf dem Erie-See:	
Burlington	3,777,726	Buffalo	48,989,116
Auf dem Ontario-See:		Conneaut	380,475
Sacketts-Harbour-District .	2,735,091	Ashtabula	715,467
Dexter Port	484,575	Fairport	819,584
Port Ontario	423,724	Cleveland	12,559,110
Oswego	9,502,980	Sandusky	5,943,127
Big Sodus	39,206	Monroe	9,519,067

Detroit	D. 8,706,348	Vermillion	D. 137,770
Erie	6,373,246	**Auf dem Michigan-See:**	
Black River	215,040	Chicago	3,927,150
		Total	D. 123,829,821

oder getheilt wie oben: 61,914,910, so daß sich der Handel auf jenen Seen binnen fünf Jahren beinahe verdoppelt hat.

Der Tonnengehalt der Schiffe auf den Seen stellte sich für 1846:

Champlain-District	3,192	Cap Vincent	2,230
Sacketts-Harbour-District	4,279	Presque Isle	2,993
Oswego- "	16,046	Cayuhoga	18,526
Niagara- "	75	Sandusky	2,864
Genesee- "	769	Maumee	3,163
Oswegatchie- "	2,058	Detroit	24,804
Buffalo- "	24,770	Mackinaw	1,067
		Total	108,836

Der Tonnengehalt ist seit 1841 in demselben Verhältnisse gestiegen wie die Einfuhr und Ausfuhr. Im Ganzen liefen auf den Seen aus und ein 1846: Fahrzeuge 15,855, und die Tonnenzahl der beförderten Waaren betrug 3,861,088. Die folgenden Häfen sind in obiger Abschätzung nicht berücksichtigt worden, weil genaue Nachrichten fehlen: Black Rock, Silver Creek, Irving, Portland, Huron und Dunkirk am Erie, St. Joseph, Grand River, Kalamazoo, Neu-Buffalo, Michigan City, Calumie, Little Fort, Southport, Racine, Milwaukee, Sheboygan und Manitowoc am Michigan; eben so fehlen jene vom Obern und vom Huron-See.

Die Engländer haben auf den Seen 46,575 Tonnen, wovon etwa 30,000 im amerikanischen Handel beschäftigt werden; so daß der gesammte Tonnengehalt des letztern sich auf 136,836 herausstellt. Der Werth der amerikanischen Schiffe ist für 1846 auf 5,341,800 Dollars abgeschätzt worden und die Ausgabe der Rheder, mit Einschluß von Zinsen und Versicherung auf jährlich etwa zwei Millionen; Seeleute 6972; Fahrgäste 250,000, welche ein Passagiergeld von 1,250,000 Dollars zahlen. Nimmt man an, und man hat volles Recht dazu, daß seit 1846 der Handel der Seen sich in der bisherigen Weise weiter entwickelt hat, so stellen sich für 1849 auf 1850 folgende Zahlen heraus:

Ausfuhr und Einfuhr, Wachsthum in 4 Jahren, zu $17^1/_2$ % jährlich	D.	105,255,347
Tonnengehalt	Tonnen	185,017
Beförderte Waaren	"	6,536,844
Britischer Handel für amerikanische Rechnung	"	51,000
Werth der amerikanischen Schiffe	D.	10,200,000
Jährliche Ausgabe	"	3,400,000
Fahrgäste		425,000
Passagiergeld	D.	2,335,000
Seeleute		10,500

Für 1849 liegen uns folgende statistische Angaben über die Zahl der Schiffe in fünfzehn bedeutenden Häfen an den Seen vor:

	Dampfer u. Propellors.	Briggs u. Barken.	Schooners.	Slups.	Total.	Tonnengeh.
Buffalo . .	42	31	85	5	163	42,265
Presque Isle .	5	4	14	—	23	6,237
Cayuhoga . .	10	23	55	17	105	22,949
Sandusky . .	7	4	34	3	48	8.458
Miami . . .	4	—	11	2	17	2,921
Detroit . . .	43	9	109	36	197	23,609
Chicago . . .	2	13	55	1	71	11,387
Michillimackinack	3	—	21	1	25	1,671
Lewiston . .	1	—	8	—	9	753
Rochester . .	2	—	6	1	9	1,298
Oswego . .	13	9	80	—	102	17,813
Oswegatchie .	4	—	4	—	8	2,215
Cap Vincent .	—	1	8	—	9	1,708
Sacketts-Harbour	2	4	33	—	102	5,484
Champlain . .	2	—	25	63	90	4,653
	140	98	548	915	129	153,426

wenn man beim Total die Brüche mit einrechnet. In obiger Schätzung fehlen noch eine Anzahl neugebauter Dampfer, welche seitdem hinzu kamen, von etwa 7500 Tonnengehalt, so daß der gesammte Tonnengehalt sich auf mehr als 160,000 stellt. Die Dampfschiffe (45,067 Tonnen) hatten gekostet 3,380,000; die Propellors (15,685 T.) 950,000; die Segelschiffe (101,080 T.) 3,538,000, zusammen 7,868,000 Dollars.

Angenommen, daß die bisherige Entwickelung nicht unterbrochen oder gehemmt wird, so stellen sich für das Jahr 1860 folgende Resultate heraus:

Werth der Ausfuhr, Einfuhr und Passagiergeld . . . . . . D. 213,507,384
Tonnengehalt 367,085
Werth der Schiffe auf den Seen . . . . D. 14,208,000

Die sechs großen westlichen Stromhäfen Neu-Orleans, St. Louis, Cincinnati, Pittsburg, Louisville und Nashville hatten im Jahre 1846 für die ihnen gehörenden Dampfer einen Tonnengehalt von 249,055, im Jahre 1842 erst 126,287. Neben diesen letzteren zählte man auf den westlichen Strömen noch etwa 4000 andere Fahrzeuge, zusammen mit einem Tonnengehalt von 300,000, so daß der Gesammtgehalt aller dieser Schiffe sich auf 426,278 Tonnen stellte. Die Barken, Flatboote 2c. führten etwa 600,000 Tonnen Waaren, die Dampfer 1,262,783, zusammen 1842 auf jenen Strömen 1,862,780 Tonnen Waaren, in einem Werthe von etwa 69 bis 70 Millionen D., wobei aber Neu-Orleans nicht mitgerechnet ist. Der gesammte westliche Handel wird für 1849 auf 190,777,000 D. netto geschätzt, wozu noch etwa 5,000,000 D. für Passagiergeld kommen. Auf den westlichen Gewässern waren 1842 schon 20,418 Schiffsleute beschäftigt.

Die Volksmenge, welche auf den Handel der Seen, Ströme 2c. angewiesen war, wird für 1846 auf 6,190,000 Seelen, für 1850 auf mehr als 7,000,000 geschätzt. Oberst

Albert in Washington, welcher dem Congresse von 1849 einen ins Einzelne gehenden amtlichen Bericht über das Seeland und den Westen abstattete, schätzt die Summe guten Ackerbodens und anbaufähigen Landes im Stromgebiete des Mississippi auf 666,666 englische Geviertmeilen. Wäre dieses Land so bevölkert wie im Durchschnitt die fruchtbaren Theile Europas, etwa 110 Seelen auf die engl. Geviertmeile, so würde es 73,333,260 Einwohner haben müssen; bei einer Bevölkerung von der Dichtigkeit wie in Frankreich, etwa 165 auf die englische Geviertmeile, 110,066,556, und wie Großbritannien, 222 auf die Meile, 148,000,000. Bevölkert sich der Westen auch ferner in dem Verhältnisse wie während der letzten acht Jahre, so wird 1870 das große Mississippi-Stromgebiet 17,770,000 Bewohner haben. Es hat sich herausgestellt, daß bei einer Zunahme von 5 Procent der Seelenzahl jährlich, die Production im Westen um acht Procent steigt. Dieser Annahme zufolge betrüge der Handel des „großen Westens“ 1850: 274,459,836 D., — 1860: 494,027,668; 1870: 889,249,802 Dollars. Diese Zahlen sind vielleicht etwas hoch gegriffen; aber es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß 1870 die Bewohnerzahl auf 15 Millionen und der Handel auf 500 Millionen Dollars, also auf eine Ziffer gestiegen sein wird, welche etwa jener des Gesammthandels der ganzen Union, für 1850, gleich kommt. Die Ströme des Mississippigebietes werden auf einer Strecke von 16 bis 17,000 englischen Meilen von Dampfschiffen befahren.

Die Bevölkerung von acht verschiedenen Staaten ist theilweise oder ganz auf den Handel mit den Seen angewiesen. Davon kamen im Jahre 1840 auf: Vermont 177,000, Neu-York 608,000, Pennsylvanien 126,000, Ohio 723,000, Michigan 212,000, Indiana 250,000, Illinois 93,000, Wisconsin 23,000. Seitdem ist in diesen Landestheilen die Volksmenge um 1,256,000 Seelen gestiegen, und man kann für das Jahr 1850 reichlich 3,570,000 Köpfe annehmen.

Die großen Seen sind mit dem Stromgebiete des Mississippi mehrfach durch Canäle verbunden. Der Illinois- und Michigan-Canal, 96½ englische Meilen lang, 60 Fuß breit und 6 Fuß tief, hat 17 Schleusen, Schleusenhöhe 158 Fuß. Er verbindet den Chicago, welcher in den Michigan-See fällt mit dem Illinois bei La Salle, 213 Meilen vom Mississippi entfernt. Der Illinois ist den größten Theil des Jahres mit Flachbooten und während vier Monate für Dampfer fahrbar.

Der Wabash- und Erie-Canal geht von Lafayette, etwa 378 Meilen oberhalb der Mündung des Wabash in den Ohio, bis Toledo am Maumee, also zum Erie-See, und ist 187 Meilen lang. Man beabsichtigt, ihn von Lafayette bis zum Ohio zu führen. Bei der sogenannten Junction durchschneidet er den von Cincinnati kommenden Miami-Canal. Das „Muskingum Improvement“ reicht bis zum Muskingum bei Zanesville und ist 91 Meilen lang.

Der Sandy- und Beaver-Canal verbindet den Beaver vom Ohio her mit den Seen. Der Mahoning-Canal ist ein Quercanal von 83 Meilen Länge. Die Verbindung mit dem Ontario-See ist vermittelst des Welland-Canals in Canada hergestellt, und die mit dem Ontario und Champlain vermittelst der Neu-Yorker-Canäle. Die Vereinigungspunkte dieser Canäle mit den Mississippi sind: die Mündung des Illinois in den Mississippi, 40 Meilen oberhalb St. Louis; die Mündung des Wabash in den Ohio, 130 Meilen vom Mississippi; Cincinnati am Ohio, 550 Meilen vom Mississippi; die Mündung des Hocking in den Ohio 589, Marietta am Ohio 783,

und die Mündung des Little Beaver in den Ohio 924 Meilen vom Mississippi. Auch durch Eisenbahnen findet eine Verknüpfung der Seen mit dem großen Stromthale statt. Die von St. Josephs am Michigan, nach Detroit, 200 Meilen lang, ist vollendet; die Mad-River- und Erie-Bahn reicht von Sandusky bis Dayton in Ohio; und die Verbindung dieser Bahn mit dem kleinen Miami bei Springfield vervollständigt die Linie von Cincinnati nach Sandusky.

Der große Erie-Canal verbindet Buffalo am See mit Albany am Hudson; er ist 363 Meilen lang und hat mehre Verzweigungen, z. B. von Syracus nach Oswego am Ontario, den Black-River-Canal, den Champlain-Canal, der nach Whitehall am Champlain-See führt, 65 Meilen lang. Der große Canal steht ferner in Verbindung mit dem Atlantischen Meere vermittelst des Chenango-Canals, von Utica zum Susquehannah und von dort ab mit den pennsylvanischen Canälen, oder von Rochester ab durch den Genesee-Valley-Canal bis zum Alleghanny, einem Hauptarme des Ohio. Von Montezuma am Erie-Canal, 200 Meilen westlich von Albany, findet eine Verbindung mit Philadelphia statt, vermöge des Seneca-Sees und Canals, des Chemung-Canals, der Williamsporter Eisenbahn, 73 Meilen, des Susquehannah-Canals, der Harrisburger ꝛc. Eisenbahn, 107 Meilen; Gesammtentfernung 360 Meilen. Am Erie-Canal bei Montezuma beginnt ferner eine Communicationslinie mit Baltimore, vermittelst des Cayuga-Sees, der Eisenbahn von Ithaca und Oswego, dann zum Susquehannah und weiter zu Wasser oder Eisenbahn nach Baltimore. Buffalo steht durch Eisenbahnen mit Neu-York und Neu-England in Verbindung. Die Philadelphia- und Pittsburger Bahn verbindet das Atlantische Meer mit dem Ohio und folglich auch mit den Seen.

Auf dem Ontario-See überwiegt die canadische Handelsmarine jene der Amerikaner; diese letztere besteht aus etwa 220, jene aus 500 Schiffen. Auf den Seen oberhalb Niagara kann die amerikanische Handelsmarine mit Leichtigkeit ein Heer von 10,000 Mann und allem, was zum Unterhalte desselben gehört, nach jedem beliebigen Punkte befördern und an die Kriegsflotte 1500 tüchtige Matrosen abgeben.

Buffalo am Erie-See hat sich binnen kurzer Zeit zum Hauptstapelplatze des Handels im Nordwesten erhoben, und trägt, obwohl es einige hundert Stunden weit von der Meeresküste entfernt liegt, doch völlig das Gepräge einer maritimen Stadt. Der Erie ist vorzugsweise ein amerikanischer, wie der Ontario ein canadischer See. Dieser weist mehr nach Montreal und Quebec, jener mehr nach Neu-York, Michigan und Ohio hin. Was an dem letztern Buffalo, ist am erstern Kingston; an beiden Punkten müssen die Waaren die großen natürlichen Verbindungscanäle verlassen und andere Wege einschlagen, um ins Meer zu gelangen. In Betreff dieser letzteren sind Canada und Neu-York Nebenbuhler; beide bemühen sich, den schwungreichen Handel durch ihr Gebiet zu lenken. Zu diesem Zwecke bauete Neu-York den oben erwähnten Erie-Canal, der bei Albany den Hudson verläßt, westlich dem Thale des Mohawk entlang geht, Schenectady, Canojoharie, Little Falls, Utica, Rom, Syracus und Palmyra berührt, bei Rochester über das Geneseethal und über Lockport nach Buffalo läuft. Somit eröffnet er für Neu-York das große Seen-Becken. Amerika verdankt dieses nützliche Werk dem Gouverneur von Neu-York, De Witt Clinton (1817 bis 1822),

der trotz aller Anfeindungen und bittern Spottes dasselbe begann und durchführte. Der ganze westliche Theil des Staates war damals zum größten Theil noch eine Wildniß, welche eben durch den Canal belebt werden sollte. Die Oertlichkeit war so günstig, daß auf zwei verschiedenen Punkten Strecken von siebzig Meilen ununterbrochen canalisirt werden konnten, ohne daß auch nur eine Schleuse angelegt zu werden brauchte. Als nach und nach einzelne Abtheilungen dem Verkehr übergeben werden konnten, und der Nutzen des Werkes deutlich zu Tage trat, verlangten auch die früheren Gegner rascheste Vollendung. Binnen wenigen Jahren gewann das westliche Neu-York einen ganz andern Anblick, und nun ist es schon seit länger als einem Jahrzehnt der schönste und am besten bebauete Theil des Staates. Anfangs war der Canal nur 40 Fuß breit und 4 Fuß tief; als aber der Verkehr auf demselben in unglaublicher Weise stieg, sah man sich genöthigt, ihn zu erweitern, und er hat nun eine Breite von 80 und eine Tiefe von 8 Fuß. Die Einnahmen, welche der Eriecanal abwarf, veranlaßten den Staat Neu-York, auch andere öffentliche Bauwerke von erheblichem Nutzen aber geringerm Umfange zu unternehmen. Die Kosten des großen Canals beliefen sich auf etwa 31 Millionen Dollars, welche durchschnittlich mit sechsthalb Procent verzinst werden müssen. Vor einigen Jahren warfen die Neu-Yorker Canäle, nach Abzug der Verwaltungskosten, etwa 2 Millionen Dollars ab, oder anderthalb Procent mehr als der Zins beträgt. Die 1846 vom Staate Neu-York angenommene neue Verfassung enthält eine Bestimmung, dergemäß ein Tilgungsfond das Capital und die Interessen binnen etwa 20 Jahren abzahlen soll.

Wir haben schon oben angeführt, welche amerikanische Landstrecken dem Gebiete der Seen angehören. Dazu kommt noch West-Canada am Erie-See, an der Ost- und Nordküste des Huron-Sees, und ein Theil der Küste des Obern Sees. Dieses gesammte Gebiet ist eine wahre Kornkammer, welche wunderbar schnell besiedelt worden ist: Wisconsin hatte 1840 erst 31,000 und 1847 schon 212,000 und 1850 schon 305,000 Bewohner; in Michigan stieg die Bevölkerung von 212,000 Seelen im Jahre 1840 auf 397,000 in 1850; und in Illinois binnen 5 Jahren um 45 Procent. Der Handel der Seen beruhet vorzugsweise auf Erzeugnissen des Ackerbaues, die vermöge der natürlichen und künstlichen Wasserstraßen mit leichter Mühe, und für die weite Entfernung mit verhältnißmäßig geringen Kosten ans Meer und dann nach Europa geschafft werden können. Mit alleiniger Ausnahme von Jowa haben alle anderen Staaten im nordwestlichen Binnenlande Seeküste, in einer Gesammtlänge von nahezu 2500 Wegstunden. Das ist mehr, als Großbritannien und Irland zusammen an Küsten aufweisen; auf Canada allein kommen davon, vom westlichen Ende des Obern Sees bis zur Ostgränze des Ontario-Sees, 1000 Wegstunden. Voraussichtlich wird noch auf längere Zeit die östliche Ecke des Erie-Sees den östlichen Endpunkt für den Verkehr auf den Seen bilden; aber späterhin, sobald die canadische Küste des Huron-Sees erst eine dichtere Bevölkerung aufweist, kann es nicht fehlen, daß der Huron-See mit dem Ontario in directe Verbindung gebracht wird. Jener bildet im Osten eine große Bai, deren südliches Ende als Nottawassagabucht bekannt ist. Vermittelst dieser und des Simcoe-Sees läßt sich ohne Schwierigkeiten eine Canalverbindung mit Toronto am Ontario-See herstellen; die Entfernung beträgt nur 90 englische Meilen, wovon 35 auf den Simcoe fallen. Ein solcher Canal würde, mit Vermeidung des jetzigen Umweges, den Ontario einem großen Theile des Nordwestens zugängig machen.

Bekanntlich geht schon seit Jahren ein beträchtlicher Theil des Ueberschusses an Getreide und Mehl auch aus dem amerikanischen Nordwesten nach Europa. Die Frage, auf welche Art diese Artikel sich am raschesten und wohlfeilsten beziehen lassen, gewinnt deshalb auch für unsern Erdtheil ein Interesse. Canada wie Neu-York haben vorzugsweise zu dem Zwecke, diesen Handel durch ihr Gebiet zu leiten, ihre Canäle gebauet. Was für das letztere der Hudson, ist für das erstere der St. Lorenzstrom, die große Pulsader des Verkehrs. Aber der St. Lorenz bietet der Schifffahrt große Schwierigkeiten und Hindernisse dar. Zwischen dem Erie und Ontario hat der Niagara den berühmten Wasserfall, welcher die Schifffahrt hemmt. Um dieses Hinderniß zu beseitigen, hat man den Welland-Canal gebaut, der westlich von Buffalo auf der canadischen Seite des Erie-Sees bei Port Stanley beginnt, und etwas westlich von der Mündung des Niagara, bei St. Catherines, in den Ontario mündet. Dieser letztere liegt ganz auf dem geraden Wege zum Meere. An seinem östlichen Ende steht Kingston, wo der eigentliche St. Lorenz beginnt. Auf ihm geht die Fahrt durch die Tausend Inseln bis Brockville und weiter nach Dickensons Landing, etwa 60 Stunden unterhalb Kingston. Einige Stromschnellen zwischen jenem Platze und Prescott bilden noch kein Hinderniß für die Schifffahrt, aber zwischen Dickensons Landing und Montreal liegt eine ganze Reihe gefährlicher Stromschnellen, auf einer Strecke von etwa sechs Stunden. Sie werden durch den St. Lorenz-Canal vermieden, der von Dickensons Landing nach Cornwall am obern Ende des St. Francis-Sees führt. Eine weitere Unterbrechung erleidet die Schifffahrt auf dem Strome zwischen diesem letztern und dem St. Louis-See; man hat daher am südlichen Ufer des Flusses den Beguharnais-Canal gegraben. Am Ende des St. Louis-Sees bietet der St. Lorenz das letzte große Hinderniß dar, die Stromschnellen von La Chine, welche der La Chine-Canal umgeht, der jenen See mit dem Strome bei Montreal verbindet. Weiter abwärts, im seichten St. Peters-See, ist sehr unsicheres Fahrwasser, das man durch mannigfache Wasserbauten weniger gefährlich zu machen sich bestrebt hat. Bei Trois Rivieres, welches noch mehr als 200 Stunden von der Mündung entfernt liegt, spürt man bereits Ebbe und Fluth, und von dort ab ist die Fahrt im Strome nicht weiter gehemmt. Noch eine andere Wasserstraße führt von Kingston bis Montreal vermittelst des Rideau-Canals, der vom Ende des Ontario-Sees nach Bytown am Ottawaflusse zieht; sie liegt jedoch abseiten, und hat nur örtliche Wichtigkeit. (Man vergleiche über die canadischen Gewässer S. 327 ff.)

Beide große Handelsstraßen, jene des Eriecanals und des Hudsons, wie die des St. Lorenz, haben ihre Vorzüge und Nachtheile. In Buffalo muß die von den Seen kommende Waare umgeladen werden, da auf dem Canale nur Canalboote gehen. Die Zeit der Umladung aus einem Schooner von 300 Tonnen auf die Boote erfordert zwei Tage Zeit. Die Canalfahrt bis Albany, eine Strecke von etwa 160 Wegstunden, erfordert 8 bis 12 Tage; am Hudson wird wieder eine Umladung nöthig, und die Waare aus Buffalo ist kaum vor 14 bis 16 Tagen in Neu-York, bis wohin das Barrel Mehl 2 Schilling 9 Pence, der Buschel Getreide 10 Pence Fracht kostet.

Die canadischen Canäle sind breiter und tiefer, und ein Schiff aus Buffalo kann ohne umzuladen bis nach Montreal und Quebec fahren; ein Propeller legt diese Strecke

von 650 englischen Meilen binnen 4 Tagen zurück*), und die Fracht beträgt je 2 Schilling 4 Pence und 9 Pence, weil noch immer Mangel an Schiffen herrscht; bei größerer Concurrenz würde die Fracht sich geringer stellen. Von Neu-York ab hat die in ein Seeschiff verladene Waare keine weiteren Hindernisse zu überwinden, während Quebec noch 350 englische Meilen von der Strommündung entfernt liegt. Für die Fahrt nach Europa stellt sich jedoch das Zeitverhältniß zwischen beiden ziemlich gleich. Der St. Lorenz ist 6 Monate im Jahre, von der zweiten Woche Novembers bis Anfang Mai, nicht zu befahren; aber auch der Eriecanal wird im November abgelassen und geschlossen, damit das Eis seine Ufer nicht beschädige. Somit hat Neu-York, wo die Schifffahrt auf dem Canale im Laufe des März wieder beginnt, über Canada einen Vortheil von etwa einem Monat. Aber bei der unermeßlichen Productionsfähigkeit und dem riesenhaft sich entwickelnden Verkehr ist anzunehmen, daß jede der beiden großen Handelsstraßen ihren reichen Antheil an der Beförderung der Güter behalten, und Canada beträchtlich gewinnen werde, da die Aufhebung der englischen Schifffahrtsgesetze ihm ganz besonders zu Gute kommt.

Man hat die verschiedenen Stromsysteme unter einander, so wie den Atlantischen Ocean mit den Binnengewässern durch ein System von Canälen in Verbindung gebracht, das zwar bei weitem noch nicht vollendet ist, jedoch schon nahezu eine Länge von 4000 englischen Meilen begreift. Wir erwähnten weiter oben des großen Erie-Canals ausführlicher, weil derselbe die Vereinigten Staaten mit Canada in unmittelbare Verbindung bringt, also auch von internationaler Bedeutung ist. Während die Canäle in den Staaten Neu-Englands nur von örtlicher Wichtigkeit sind, bilden die übrigen zum Theil eine Reihe großer Verkehrswege zwischen verschiedenen Regionen des Bundes; namentlich zwischen den Staaten an der Seekante und dem Westen. Die Küstenregion besitzt ein ausgedehntes Eisenbahnsystem, dagegen fehlen ihr Canäle von Norden nach Süden, für welche auch kein Bedürfniß vorhanden ist; der Reisende zieht die Schienenwege vor, und die Waaren befördert man zu billigem Frachtpreise auf dem Meere. Der Erie-Canal, 364 Meilen lang, verbindet Neu-York mit den großen Binnenseen, und zugleich mit dem Stromgebiete des Mississippi, da der Genesee-Valley-Canal ihn zu Rochester mit dem zum Alleghanny führenden Canal, und der am Erie-See beginnende Ohio-Canal ihn, freilich gleichfalls auf einem Umwege, mit dem Ohio vermittelt. — Der große pennsylvanische Canal läuft mit dem Erie-Canal etwa in gleicher Richtung, und erscheint in mancher Beziehung als ein Concurrent des letzteren. Unter den Wasserstraßen, welche das Meer unmittelbar mit dem Mississippistromgebiete verbinden, ist er der am meisten nördlich liegende; er hat eine Menge Abzweigungen. — Der Chesapeake-Ohio-Canal in Maryland und Virginien, beginnt bei Alexandria am Potomac, respective bei Georgetown, läuft von dort bis Hancock, 144 Meilen, ist noch bei weitem nicht vollendet, wird aber einst von sehr großer Wichtigkeit werden. Auch der James River- und Kenhawa-Canal ist noch nicht vollendet; er läuft, 164 Mei-

*) Im Juni 1844 machte ein Dampfschooner die Fahrt von Toronto nach Montreal, also eine Wegstrecke von 470 englischen Meilen, vollständig befrachtet binnen zwei Tagen und sechs Stunden; er fuhr über die Stromschnellen des St. Lorenz.

len lang, von Richmond bis Lynchburg, und soll an den Ohio geführt werden. — In den südlichen und westlichen Staaten finden wir viele künstliche Wasserverbindungen, aber ein großes allgemeines Canalnetz ist noch nicht entworfen. Bei der verhältnißmäßig dünnen Bevölkerung, bei der großen Menge langer und bequemer natürlicher Wasserstraßen und dem immer mehr sich erweiternden Eisenbahnnetze wird man eines solchen noch auf lange Zeit entbehren können.

Wir fügen hier eine Uebersicht der Canäle hinzu, und werden bei Beschreibung der Staaten einzelne Punkte von Erheblichkeit näher berühren. Maine hat den Cumberland- und Oxfordcanal, 50 Meilen. Neu-Hampshire: den Bow-Canal, zur Umgehung der Wasserfälle des Merrimack und anderer Flüsse, 14 M. In Vermont: der Bellow-Falls-C., 1/2 M.; Massachusetts: Middlesex-C. von Boston nach Lowell, 27 M.; Hampshire- und Hampden-C, von der Connecticutlinie bis Hampden, 22 M.; Blackstone-C., von Providence bis Worcester, 45 M.; Montague-C., um die Fälle des Connecticut, 3 M., und zu demselben Zwecke der 2 Meilen lange South-Hadley-C. — Rhode Island hat den oben erwähnten Blackstone-C. — Connecticut: Formington-C., von Neu-Haven bis zur nördlichen Staatseisenbahn, 56 M.; Enfield-C., 5 1/2 M. — Neu-York: Erie-Canal über Albany, Schenectady, Rotterdam, Amsterdam, Conojoharie, Little Falls, Utica (wo der Chenango-C. einmündet), Higgins, an der Mündung des Oneida-See-C., Syracus, wo der Oswego-C. beginnt, Canton, Jordan, Montezuma an der Einmündung des Cayuga- und Seneca-C., Lyons, Palmyra, Rochester, an der Verbindung mit dem Genesee-Valley-C. Brockport, Albion, Lockport, Black Rock bis Buffalo. — Der Champlain-C. von Albany bis Whitehall, 73 M.; Chenango-C., von Utica bis Binghamton, 97 M.; Cayuga- und Seneca-C., von Montezuma bis Geneva, 21 M. Oswego-C. von Syracus nach Oswego, 38 M. Chemung-C. vom Severn-See bis Corning, 33 M., und mit seinem „Feeder" 49 M.; Crooked-Lake-C., 8 M.; Genesee-Valley-C., von Rochester bis Dansville, 52 M.; der Delaware- und Hudson-C. von Eddyville im Staate Neu-York bis Honesdale in Pennsylvanien, 108 M. — In Neu-Jersey: der Morris-C., von Jersey-City bis Easton in Pennsylvanien, 102 M.; Delaware- und Raritan-C. von Neu-Brunswic nach Trenton und Bordentown, 43 M. Dieser Canal hat einen schiffbaren „Feeder", der von Trenton bis Saxonville am Delaware reicht und 23 M. lang ist. — In Pennsylvanien, das mehr als 1000 Meilen Canäle hat, durchzieht der Pennsylvania-C. eine Strecke von 312 M., von Columbia bis Pittsburg. Die Centraldivision desselben geht von Columbia über Harrisburg nach Hollidaysburg; die Alleghanny- und Portage-Railroad von Summit bis Johnstown (36 M.); die Western-Division von Laurel-Hill-Gap bis Pittsburg. Die Susquehannah-Division zweigt von der Hauptlinie ab bei Duncans-Island, 15 M. oberhalb Harrisburg, und erstreckt sich bis Cumberland, 40 M. Die West-Branch-Division, von Northumberland nach Farrandsville, 75 M., zur Region der bituminösen Kohlen; die North-Branch-Division, von Northumberland nach Lackawanna, 73 M. zur Region der Anthracitkohlen; die Delaware-Division, von Bristol nach Easton, 60 M.; die Beaver-Division, Erie-Extension 2c. führen die Canallinie von Pittsburg bis Erie fort,

136 M. Die Schuylkill-Navigation-Company begreift: Canäle und Schleusen von Philadelphia bis Port Carbon, 108 M. Lehigh-Navigation-Company, von den Great Falls bis Easton, 84 M. Union-C., von Reading nach Middletown am Susquehannah, 83 M. Susquehannah-C., von Wrightsville, Columbia am Susquehannah gegenüber, bis Havre de Grace in Maryland, 45 M. Wir haben die Bedeutung der pennsylvanischen Canäle schon früher nachgewiesen. — In Delaware: Chesapeake- und Delaware-C., von Delaware City nach Back Creek, Maryland, 14 M. — In Maryland: Chesapeake- und Ohio-C. (s. oben). In Virginien: der James-River-C. (s. oben); der Dismal-Swamp-C., von Deep Creek bis Joices Creek, einem Zuflusse des Pascotank, der in den Albemarle-Sund, Nord-Carolina, fällt, 23 M. — In Nord-Carolina: Weldon-C., um die Fälle des Roanoke, 12 M.; Clubfoot- und Harlaw-C., 1½ M., bei Beaufort. — In Süd-Carolina: Santee-C., von Charleston zum Santeeflusse, 22 M. Winyaw-C., von Winyaw-Bay bis zu einem Zuflusse des Santee, 7½ M. Die Schifffahrt auf dem Catawbaflusse ist durch 5 Canäle verbessert worden, die zusammen eine Länge von 11½ M. haben. — In Georgia: der Brunswic-C., von Brunswic zum Altamaha, 12 M. — In Alabama: Muscle-Shoals-C.; er umgeht Hindernisse im Tennesseeflusse, 35½ M. Der Huntsville-C., von Huntsville nach Triania am Tennessee, 16 M. — In Louisiana: der Barataria-C., von Neu-Orleans zum Bayou Terre Bonne, 21 M. Canal- und 25 M. See- und Stromschifffahrt. Lake-Verret-C., vom Bayou La Fourche bis zum Verret-See, 9 M. Orleans-Bank-C., von Neu-Orleans bis zum See Pontchartrain, 6 M. — In Kentucky: Louisville- und Portland-C., 2½ M. lang und für die größten Dampfschiffe fahrbar. An den Flüssen Kentucky Licking und Green sind manche Arbeiten vorgenommen worden, welche die Schifffahrt erleichtern. In Ohio (mehr als 700 M.): der Ohio-C., von Cleveland am Erie-See bis Portsmouth, 309 M.; Walhonding-C., von Roscoe bis Rochester, 25 M. Hocking-C. von Carroll nach Athens, 56 M.; Miami-C. von Cincinnati bis Dayton, 66 M.; Miami-Canal-Extension bis Junction (am Wabash- und Erie-C., Indiana) 115 M.; Warren-County-C. von Lebanon nach Middletown, 19 M. Sidney-Feeder 13 M.; Marys-Feeder 11 M.; Muskingum-Improvement, von Dresden bis Marietta und Harmar, 91 M. — In Indiana: der Wabash- und Erie-C., von Manhattan in Ohio über Defiance, Junction, bis zur State Line, 88 M., die Indiana-Division von da über Fort Wayne und Logansport bis Lafayette, 143 M. Der Whitewater-C. von Lawrenceburg über Brookville bis Cambridge, 68 M. In Illinois: der Illinois- und Michigan-C., von Chicago nach Peru, 100 Meilen.

Außer diesen vollendeten Canälen sind noch Strecken im Belauf von etwa 500 englischen Meilen vermessen worden, und theilweise in der Ausführung begriffen.

Die Landstraßen lassen in den meisten Theilen noch Vieles zu wünschen übrig, namentlich in den neueren Staaten. Ohnehin bieten die vielen Wasserwege für die Beförderung der Reisenden und der Waaren im Innern große Leichtigkeit dar; die Eisenbahnen kamen für die gewöhnlichen Straßen in den Vereinigten Staaten zu früh. Die einzige ziemlich gute Landstraße von beträchtlicher Ausdehnung ist die große Natio-

nalstraße, welche von Baltimore zum Ohio bei Wheeling führt, und von da weiter westlich nach St. Louis geht. Doch entspricht auch sie nur im östlichen Theile bescheidenen Anforderungen. Alle übrigen Landstraßen sind mehr oder weniger in schlechtem Zustande und im Winter oder bei nassem Wetter „geradezu abscheulich." In der neuesten Zeit hat man angefangen, für den Localverkehr auf dem platten Lande sogenannte Plank Roads, Bohlenwege, Bretterstraßen, zu bauen, wie sie seit langer Zeit in einzelnen Theilen Rußlands bekannt sind, und vor etwa anderthalb Jahrzehnten in Canada, wo die Colonialregierung einige Strecken bauen ließ, sich als nützlich und vortheilhaft herausstellten. Man nagelt dicke, etwa zwölf Fuß lange Bretter auf unterliegende Hölzer. In der Union wurde dieses neue Verkehrsmittel, welches namentlich den Landwirthen sehr willkommen ist, indem es ihnen einen bequemen Weg bietet, ihre Producte auf die nahen Märkte zu bringen, zuerst im Bezirk Onondaga, Staat Neu-York, eingeführt, und zwar 1846 im Dorfe Cicero, von Syracus nach Central Square. Ein Bohlenweg kostet durchschnittlich für ein einfaches Geleise 1000 Dollars auf die Meile. Seitdem hat man Hunderte solcher Straßen gebaut, die in holzreichen Gegenden einen verhältnißmäßig sehr geringen Kostenaufwand verursachen. Sie haben zum Theil eine ansehnliche Länge, z. B. jene eben erwähnte 17 M.; die von Utica nach Rome 15 M.; von Utica nach Bridgewater 18 M.; von Utica nach Sherborne 40 M.; von Utica nach Waterville 23 M., von Utica nach Mohawk 13 M., von Ilion nach Unadella Forks und Cedarville 8 M.; von Little Falls nach Newport 10 M.; von Schenectady nach Saratoga 21 M.; von Rome nach Turin 20 M.; von Rome nach Pulaski, von Oswego nach Syracus, nach Sterling, nach Hastings, nach Hannibal. Manche dieser Städte sind schon durch Eisenbahnen oder Canäle mit einander verbunden, und doch ist der Verkehr auf den Bohlenwegen sehr lebhaft.

Einen ungeheuren Aufschwung hat der innere Verkehr in den Vereinigten Staaten durch die Eisenbahnen erhalten, von welchen am Ende des Jahres 1850 eine Strecke von nicht weniger als 8860 Meilen bereits vollendet war. Vor 1830 unterhielt man zwischen Plätzen, die weder an der Meeresküste noch an den großen Seen und an schiffbaren Strömen lagen, nur Verbindungen vermittelst der schlechten Landstraßen oder der Canäle, auf welchen höchstens vier Meilen in der Stunde zurückgelegt wurden. Es konnte nicht fehlen, daß ein so rühriges und bewegliches Volk, wie die Amerikaner, die großen Vortheile begriff, welche durch die Eisenbahnen ihrem neuen und zum Theil noch sehr dünn bevölkerten Lande erwachsen mußten, und sie gingen mit einem bewunderswürdigen Eifer ans Werk. Bei der Anlage ihrer Schienenwege wurden sie freilich durch die Beschaffenheit des Geländes und manche anderen Umstände außerordentlich begünstigt. Zunächst kosten Grund und Boden im Allgemeinen nur wenig, brauchbares Holz ist vielfach an Ort und Stelle fast für nichts zu haben, und der Bau verursachte nur in seltenen Fällen örtliche Schwierigkeiten. Außer in Neu-England, auf der Strecke von Boston nach Albany, im westlichen Neu-York, und in Pennsylvanien, findet man nirgends große Durchstiche, lange Tunnels oder geneigte Ebenen. Auch begnügte man sich, namentlich im Anfange, vielfach mit hölzernen Schienen, auf welche Eisenplatten genagelt wurden, und bauete um so wohlfeiler, da man sich mit einfachen Geleisen behalf. Insbesondere die Küstenstrecken von Boston bis Neu-Orleans bieten kaum irgendwo ein

örtliches Hinderniß dar, und auf der 500 Meilen langen Strecke von Philadelphia bis Wilmington in Nord-Carolina laufen die Schienenwege fast aller Orten auf ebenem Boden.

Die erste Eisenbahn in den Vereinigten Staaten wurde 1827 gebaut; es war die vier Meilen lange Quincybahn in Massachusetts, auf welcher man Steine aus den Granite-Hills zum Neponsetflusse schafft. Im Jahre 1829 wurden 9 Meilen der Baltimore- und Ohio-Bahn, bis Relay-House eröffnet; damals nahm man auch die Bahn vom Mohawk zum Hudson in Angriff. Der Schienenweg zwischen Newcastle am Delaware und Frenchtown am Elk-River, der in die Chesapeakebay fällt, datirt von 1833. Zu derselben Zeit wurde die Bahn von Amboy nach Bordentown gebaut, die erste in Amerika, welche von einer Locomotive befahren wurde. Im Anfang des Jahres 1847 waren für Eisenbahnen, die mit wenigen Ausnahmen sämmtlich durch die Kräfte von Privatleuten und Compagnien hergestellt wurden, weit über 130,000,000 Dollars verausgabt worden.

Aus nachstehenden Tabellen ergiebt sich, welche Ausdehnung die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten bereits in der Mitte des Jahres 1850 gewonnen hatten. Die meisten Schienenwege findet man in Neu-England, namentlich in Massachusetts; sodann in Neu-York, Pennsylvanien und Georgien.

Hier folgt zuerst eine Uebersicht der 24 Hauptbahnen von Massachusetts:

Eisenbahnen.	Vollendet.	Länge.	Capital.	Totaleinnahme 1849.	Total-ausgabe 1849.
	Jahr.	Meilen.	$	$	$
Berkshire	1841	21.14	600,000	42,000	
Boston und Lowell . . .	1835	25.76	1,830,000	416,488	266,287
Boston und Maine . . .	1843	74.26	3,715,869	522,335	283,510
Boston und Providence . .	1835	41.00	3,160,000	354,331	169,905
Boston und Worcester . .	1835	44.62	4,500,000	703,361	429,443
Cap Cod Branch . . .	1848	27.80	377,750	51,282	31,145
Cheshire	1849	53.65	1,508,419	172,106	120,412
Connecticut River . . .	1846	50.00	1,283,210	192,072	95,090
Eastern	1840	54.11	3,342,500	517,929	209,686
Essex	1848	19.86	283,267	28,465	26,783
Fall River	1846	42.24	1,050,000	174,043	119,712
Fitchburg	1845	50.93	3,269,780	493,060	255,160
Lowell und Lawrence . .	1848	12.35	200,000	42,532	23,668
Nashua und Lowell . . .	1838	14.58	600,000	156,434	99,456
Neu-Bedford und Taunton .	1840	20.13	400,000	134,390	90,817
Norfolk County	1849	25.96	505,946	26,249	15,714
Norwich und Worcester . .	1839	66.00	1,688,500	236,197	159,661
Old Colony	1845	37.25	1,956,230	275,066	235,772
Pittsfield und Nord-Adams	1846	18.65	450,000	31,358	11,833
Providence und Worcester .	1847	43.41	1,457,500	217,253	101,231
Taunton Branch . . .	1836	11.10	250,000	108,398	85,044
Vermont und Massachusetts.	1849	69.00	2,237,454	145,117	115,407
Western	1842	156.00	5,150,000	1,343,810	588,322
Worcester und Nashua . .	1848	45.69	1,132,472	108,125	91,645

Diese 24 Bahnen, welche zusammen eine Länge von 1025½ Meile haben, ergaben im Jahre 1849 Dividenden im Betrage von 3, 6, 7, 8 bis 10 Procent, im Durchschnitt etwa 7 Procent. Außer denselben waren 1850 noch zwölf, meist kurze Bahnen, zusammen von 99½ Meile Länge vollendet, und ferner eine beträchtliche Anzahl kleiner Zweigausläufer von ganz localer Bedeutung. Sämmtliche Bahnen im Staate Massachusetts hatten, in der Mitte des Jahres 1850 zusammen eine Länge von 1216½ Meile. Auf etwa 5 englische Quadratmeilen Oberfläche kommt eine Meile Eisenbahn, und die Eisenwege liegen so nahe bei einander, daß im Durchschnitt ein Schienenstrang von dem andern kaum 7 englische Meilen entfernt ist. Diese neuen Communicationsmittel haben auf Wohlstand und Gewerbfleiß eine, man möchte sagen elektrische Wirkung. Der kleine Staat Massachusetts, dessen Bevölkerung um mehr als eine viertel Million Seelen hinter jener des Großherzogthums Baden zurücksteht, legte allein in den Jahren 1846 und 1847 ungefähr 60,000,000 D. in neuen productiven Unternehmungen an.

In Massachusetts sind außer den bezeichneten Bahnen noch mehre andere im Bau begriffen, durch welche die Hauptlinien mit jenen in anderen Staaten in Verbindung gebracht werden sollen. Von der Rührigkeit im Eisenbahnbau kann man sich einen Begriff machen, wenn man weiß, daß die Legislatur von Massachusets während ihrer Sitzung von 1846 nicht weniger als 18 Bahnen mit einem Capital von 5,795,000 Dollars genehmigte, 1847 wieder 16 mit 4,822,000 Dollars, 1848 abermals 19 mit 7,105,000 Dollars, 1849 noch 14 mit 2,470,000 Dollars, und 1850 abermals 5 Bahnen mit 740,000 Dollars Capital!

Boston bildet das Centrum für die Eisenbahnen Neu-Englands. Von diesem großen Ausgangspunkte erstreckten sich nicht weniger als sieben große Linien ins Innere, welche schon im Anfange des Jahres 1848 mit ihren Fortsetzungen eine Länge von 1773 Meilen hatten, und einen Kostenaufwand von 70,000,000 Dollars verursacht hatten. Der erste Dampfwagen war aus Boston am 7. April 1834 gefahren. Die nachstehenden Angaben zeigen, in wie großartiger Weise der Verkehr zwischen der Seeküste und dem Hinterlande sich schon gestaltet hat.

Die Boston- und Worcester-Bahn läuft westlich, etwa 44½ Meile, nach Worcester, wo sie mit der Western-Railroad in Verbindung steht, die, gleichfalls westlich, bis Greenbush geht, 155 M. Hier beginnt der Troy and Greenbush Railroad, nach Norden, bis Troy, 6 M., dort die Schenectady- und Troy-Bahn, 20 M., die Schenectady- und Utica-Bahn, 78 M., die Utica- und Syracus-Bahn, 53 M., die Syracus- und Auburn-Bahn, 26 M., die Auburn- und Rochester-Bahn, 78 M., Rochester- und Attica-Bahn, 43 M., die Attica- und Buffalo-Bahn, 31 Meilen. Die Bahnlinie von Boston bis Buffalo ist 535 Meilen lang. Bei Buffalo beginnt die Niagara-Bahn in nördlicher Richtung bis zu den Niagara-Wasserfällen, 13 M.; gegenüber Niagara, auf der canadischen Seite, beginnt die große West-Canada Bahn, die zum Theil vollendet ist, und nach Süd-Westen hin bis Detroit, 227 M., läuft. Dort beginnt die Centraleisenbahn von Michigan, 220 M., bis Neu-Buffalo, wo die Lafayette- und Lake-Michigan-Bahn anfängt, die nach Süden zieht und bis Lafayette in

Indiana, 100 M., fortgesetzt wird. Hier beginnt die Illinois-Central-Bahn, die nach Westen bis Springfield in Illinois, 180 M., läuft, und in Verbindung steht mit der Springfield- und St. Louis-Bahn, 90 M., die südlich bis St. Louis geht. Einzelne Strecken dieser großen Westbahn sind noch nicht vollendet, doch soll 1852 keine Lücke mehr sein, so daß dann Boston in Massachusetts mit St. Louis am Mississippi durch Eisenbahnen von 1365 Meilen Länge in unmittelbarer Verbindung steht, und der Reisende von einer Stadt zur andern binnen 64 Stunden gelangen kann. — Zu Sandusky City am Erie-See beginnt die Mad-River-Bahn, welche nach Südwesten läuft und bis Springfield in Ohio reicht, 214 M. Dort beginnt die Little-Miami-Bahn und geht in derselben Richtung bis Cincinnati, 109 M. Eine 165 M. lange Bahn zwischen Chicago und Galena ist im Bau.

Die Boston- und Providence-Bahn läuft nach Süden, 41 M., und weiter nach Stonington, 47 M. — Die Boston- und Lowell-Bahn, 26 M., läuft nordwestlich und hat doppeltes Geleis. Sie steht in Verbindung mit der Bahn nach Nashua, diese mit jener nach Concord, diese mit der Nordbahn bis Lebanon in Neu-Hampshire, wo die Connecticut- und Passumpsic-River-Bahn beginnt, die bis Wells River und Stanstead fortgeführt worden ist, zusammen 156 M. — Die Boston- und Maine-Bahn läuft nordöstlich bis Berwick in Maine, 73 M., und schließt dort an die Bahn nach Portland. — Die Fitchburg-Bahn geht nach Nordwesten, 49 M., bis Fitchburg, wo die Vermont- und Massachusetts-Bahn beginnt, die bis Brattleboro in Vermont geht, 60 M.; an dieser Bahn zu Ashburnham, beginnt die Cheshire-Bahn bis Bellow-Falls in Vermont, 54 M.; hier schließt die Sullivan-Bahn an, die nach Norden zieht, bis Charlestown in Neu-Hampshire, 30 M. Dort beginnt die Vermont- und Canada-Bahn, die nach Norden bis Rouses-Point am Champlain-See geht; 40 M. Dann fängt die Ogdensburg-Bahn an, nach Südwesten, 120 M. Die Länge dieser Linie beträgt 413 M. Bei Bellow-Falls beginnt die Rutland-Bahn, die nordwestlich bis Burlington geht, 118 M. — Die Ostbahn (Eastern Railroad) läuft nach Nordosten bis zu der Linie zwischen den Staaten Massachusetts und Neu-Hampshire, 38 M., wo die Ostbahn in Neu-Hampshire beginnt, die bis Portsmouth läuft und von da bis Portland weiter geht; Gesammtlänge 109 M. In Portland beginnt die große Bahn zum St. Lorenz, nach Montreal, die im Laufe der nächsten Jahre vollendet sein soll, und eine Länge von etwa 250 M. hat. — Die Old-Colony-Bahn geht nach Südosten bis Plymouth, 37 M. An diese Neben-Bahnen schließen sich, in Massachusetts namentlich, sehr viele Zweigbahnen an.

Außer den obengenannten sind in Neu-England noch folgende Bahnen vollendet:

Staaten.	Bahnen.	Länge.	Kosten.
		Meilen.	$
Maine	Androscoggin und Kennebec	55.00	1,621,878
"	Bangor und Piscataquis	11.75	350,000
"	Portland, Saco und Portsmouth . .	52,00	1,293,640
Neu-Hampshire . .	Ostbahn in Neu-Hampshire	16.80	493,082
"	Concord	34.50	1,386,788
"	Nordbahn (inclusive Bristol) . . .	81 75	2,759,106
"	Manchester und Lawrence	23.50	717,543
"	Sullivan	25.50	
Vermont . . .	Rutland	120.00	3,338,897
"	Vermont Central	115.00	
Rhode Island . .	Providence und Stonington	50.00	2,614,484
Connecticut . . .	Hartford und Neu-Haven	38.00	
"	Hartford und Springfield	20.13	
"	Housatonic-Bahn	110.00	
"	N.-London, Willman'c und Palmer . .	68.00	
	Total	821.83	

Sodann waren am 1. September 1850 in Neu-England und Neu-York noch folgende 26 Bahnen im Bau begriffen, theilweise schon vollendet und dem Verkehr übergeben:

Atlantic und St. Lawrence, von Portland in Maine bis zur canadischen Linie, welche sie bei Canaan in Vermont erreicht. Wir haben schon oben bei Canada bemerkt, daß von Montreal aus diese Bahn bis nach St. Hyazinthe vollendet ist. Die ganze Länge wird 156 M. betragen. — Kennebec, Bath und Portland, von Portland bis Augusta, 60 M. — York und Cumberland, von Somersworth in Neu-Hampshire nach Portland, 50 M. — Portsmouth und Concord, 40 M. — Concord und Montreal, von Concord in Neu-Hampshire über Haverhill an eine der Montrealbahnen, 69 M. — Von Concord nach Claremont, 50 M. — Die Ashuelotbahn, von Keene in Neu-Hampshire nach Vernon in Vermont, 20 M.; ist ganz vollendet. — Contoocook-Valley-Bahn, von Contoocookville an der Concord- und Claremont-Bahn nach Hillsboroughbridge, 14 M. — Neu-Hampshire-Centralbahn, von Manchester bis Bradford, wo die Concord- und Claremont-Bahn anschließt. — Cocheco-Bahn, von Dover, in Neu-Hampshire nach Haverhill; Great Falls- und Conway-Bahn von Somersworth, in Neu-Hampshire, nach Conway, über Rochester. Von diesen drei letztgenannten Bahnen waren Mitte 1850 schon 40 M. eröffnet. — Peterboro und Shirley, von Groton, in Massachusetts, wo sie von der Fitchburgbahn abzweigt, nach Peterboro, in Neu-Hampshire, 30 M. — Connecticut- und Passumpsic-River-Bahn; von der Mündung des White River bei Hartford in Vermont, dem Westufer des Connecticut entlang, bis zur Staatsbahn bei Canaan, wo sie in die St. Lawrence- und Atlantic-Bahn einmündet; 114 M., wovon der größte Theil bereits fahrbar. — Vermont und Canada, von der Vermont-Centralbahn bei Stanton, in Vermont, bis Rouses Point an der Ogdensburger Bahn, 40 M.; ganz eröffnet. — Whitehall und Rutland, 24 M., eröffnet (in Neu-

York). — Troy- und Rutland-Bahn, von der vorigen bei Castleton in Vermont abzweigend, nach Troy, 80 M. — Connecticut-Valley-Bahn; von Bellow-Falls nach Brattleboro in Vermont, 20 M., eine wichtige Verbindungsbahn zwischen den Bahnen nach Rutland und dem Oberlande und dem Connecticutflusse und den übrigen Bahnen. — Fitchburg- und Worcester-Bahn, 12 M. — Great Junction and Union-Bahn, ein Schienenweg zur Verbindung von East Boston zur Worcesterbahn bei Brighton, 6 M. — Wilton-Bahn, von Nashville in Neu-Hampshire, an der Nashua- und Lowellbahn, nach Wilton, 9 M., eröffnet. — Central-Bahn, von New-Haven nach Springfield; Mitte 1850, wovon 45 M., bis Tarifville, eröffnet. — Naugatuk-Bahn, eröffnet von Bridgeport, in Connecticut, nach Winsted, 62 M. — Hartford-, Providence- und Fishkill-Bahn, eröffnet von Plainville, in Connecticut, nach Willimantic, 43 M. — Ogdensburg-Bahn, von der gleichnamigen Stadt in Neu-York, nach Rouses Point am Champlain-See, 118 M., ist Ende 1850 ganz eröffnet worden. — Hudson-River-Bahn von der Stadt Neu-York nach Albany, 160 M., schon befahren bis Poughkeepsie, 75 M. von Neu-York. — Neu-York und Erie, von der Stadt Neu-York zum Erie-See. Diese Bahn war 1850 bis Corning, 301 M., eröffnet. Am 1. Mai 1851 ist sie in ihrer ganzen Länge dem Verkehr übergeben worden. Man fährt seitdem von Neu-York nach Cleveland in 26 Stunden, nach Detroit in 36, nach Cincinnati in 40 und nach Chicago in 48 oder 50 Stunden.

Wir fügen hier eine Uebersicht der Bahnen im Staate Neu-York bei, aus dem Jahre 1849. Eine Vergleichung mit vorstehenden Angaben zeigt, welche Fortschritte 1850 gemacht worden sind.

Bahnen.	Länge.	Baukosten.
	Meilen.	$
Albany und Schenectady	17.00	1,698,284
Albany und West-Stockbridge	38.25	1,930,895
Attica und Buffalo	31.50	870,648
Auburn und Rochester	78.00	2,968,837
Auburn und Syracus	26.00	1,197,427
Buffalo und Black Rock	3.00	
Buffalo und Niagara Falls	22.00	394,387
Cayuga und Susquehannah	28.00	186,011
Chemung	17.50	445,000
Hudson und Berkshire	31 50	819,631
Hudson River	75.00	5,003,675
Lewiston	3.33	20,052
Lockport und Niagara Falls	23.00	210,000
Long Island	98.00	2,091,341
Neu-York und Erie	294.00	16,430,868
Neu-York und Harlem	80.17	3,579,567
Oswego und Syracus	35.00	548,353
Rensselaer und Saratoga	25 00	674,798
Saratoga und Schenectady	22.00	386,304

Bahnen.	Länge.	Baukosten.
	Meilen.	$
Saratoga und Washington	39.5	1,102,505
Schenectady und Troy	20.50	672,910
Skaneateles und Jordan	5.20	28,361
Syracus und Utica	53 00	2,363,043
Tioga Coal, Iron rc.	15.00	
Tonawanda	43.50	974,865
Troy und Greenbush	6.00	275,425
Utica und Schenectady	78.00	4,006,428
Watertown und Rom		221,961
Total	1208.95	

In den übrigen Staaten waren im Laufe des Jahres 1850 folgende Bahnen eröffnet und dem Verkehr übergeben:

Staat.	Bahnen.	Meilen-länge.	Kosten. $
Neu-Jersey.	Burlington und Mt. Holly Zweigbahn . . .	6	
"	Camden und Amboy	61	3,200,000
"	Trenton Zweigbahn	$6^1/_4$	
"	Neu-Braunschweig Zweigbahn	29	
"	Camden und Woodbury	9	. . .
"	Neu-Jersey Central	36	680,000
"	Morris und Essex (Newark nach Dower) . .	36	400,000
"	Paterson (nach Jersey City)	16	500,000
"	Ramapo und Paterson	17	. . .
"	Neu-Jersey (Jersey City nach N.-Braunschweig) .	30	2,000,000
Pennsylvanien.	Philadelphia und Trenton	30	500,000
"	Philadelphia, Germantown und Norristown . .	17	. . .
"	Germantown Zweigbahn	6	. . .
"	Philadelphia, Wilmingtown und Baltimore . .	99	. . .
"	Philadelphia und Reading	93	11,531,447
"	Philadelphia und Columbia	82	4,204,969
"	Philadelphia City	6	. . .
"	Portage (Hollidaysburg und Johnstown) . .	$36^1/_2$	1,783,000
"	Valley (Norristown nach Columbia) . . .	$20^1/_4$	. . .
"	West-Chester (nach Columbia-Bahn) . . .	10	. . .
"	Pennsylvanien (Lancaster nach Huntingdon) . .	134	. . .
"	Cumberland Vall. (Harrisburg nach Chambersburg)	56	1,250,000
"	Franklin (Chambersburg nach Hagerstown) . .	22	. . .
"	York und Wrightsville	13	. . .
"	Strasburg (Cumb.-Vall.-Bahn nach Strasburg)	7	. . .
"	Little Schuylkill (Port Clinton nach Tamaqua) .	23	326,500
"	Danville und Pottsville	$44^1/_2$	. . .
"	Little Schuylkill und Susquehannah . . .	106	. . .
"	Williamsport und Elmira (N.-Y.)	$77^1/_2$	. . .
"	Bloßburg und Corning (N.-Y.)	40	600,000

Staat.	Bahnen.	Meilenlänge.	Kosten. $
Pennsylvanien.	Mt. Carbon	7¼	. . .
"	Schuylkill Valley und Zweigbahn	25	300,000
"	Schuylkill (Schuylkill nach Valley-R.) . . .	13	. . .
"	Mill Creek (Port Carbon nach den Kohlengruben)	9	. . .
"	Minehill und Schuylkill Haven	25	396,117
"	Mauch Chunk und Zweigbahn (nach den Gruben)	25	100,000
"	Room Run (Mauch Chunk nach den Kohlengruben)	5¼	. . .
"	Beaver Meadow (Parryville nach den Gruben) .	26	150,000
"	Beaver Meadow Zweigbahn	12	. . .
"	Hazleton und Lehigh	10	. . .
"	Nesquehoning (nach Lehigh River)	5	. . .
"	Lehigh und Susquehannah	20	1,250,000
"	Carbondale und Honesdale	21	. . .
"	Lyken's Valley (Broad Mt. nach Millersburg) .	16½	170,000
"	Pine Grove	4	. . .
Delaware.	Frenchtown und Newcastle	17	600,000
Maryland.	Baltimore und Ohio (nach Cumberland) . . .	178	7,623,606
"	Frederick Zweigbahn von Monocacy	3	. . .
"	Baltimore und Susquehannah (nach Columb., Pa.)	75	3,370,282
"	Westminster Zweigbahn	10	. . .
"	Baltimore und Washington	31	1,650,000
"	Annapolis und Elk Ridge	21	400,000
Virginien.	Richmond, Fredericksburg und Potomac . . .	76	1,458,219
"	Richmond und Petersburg	22½	875,405
"	Central	71	. . .
"	Chesterfield (Richmond nach den Kohlengruben) .	12	150,000
"	Appomatox (City Point nach Petersburg) . .	12	196,556
"	Winchester und Potomac	32	509,415
"	Portsmouth und Roanoke	78½	1,454,171
"	Greenville und Roanoke (Hicksford nach Gaston)	20	284,433
Nord-Carolina.	Gaston und Raleigh	87	1,600,000
"	Petersburg (nach Weldon, N.-C.)	63	. . .
"	Wilmington und Weldon	162	1,800,000
Süd-Carolina.	Süd-Carolina (Charleston nach Hamburg) . .	136	
"	Branchville und Columbia	68	5,943,678
"	Camden Zb. (von B. und C.-Bahn nach Camden)	44	
"	Greenville und Columbia	22	. . .
Georgien.	Central (Savannah nach Macon)	192	3,222,289
"	Macon und Western (Macon nach Atlanta) . .	101	328,091
"	Georgia (Augusta nach Atlanta)	171	3,000,000
"	Athens Zweigbahn	40	
"	Zweigbahn (Camak nach Warrenton) . . .	4	. . .
"	Western und Atlantic (Atlanta nach Chattanooga)	140	. . .
"	Memphis Zweigbahn (von W. u. A.-Bahn nach Rome)	18	. . .
Florida.	Tallahassee und St. Marks	26	130,000
"	St. Josephs (St. Joseph nach Jola) . . .	28	. . .
Alabama.	Montgomery und West-Point (nach Opelika) .	68	500,000
"	Tuscumbia und Decatur	46	450,000

Staat.	Bahnen.	Meilenlänge.	Kosten. $
Mississippi.	Vicksburg und Jackson	46	395,600
„	Jackson und Brandon	14	100,000
„	Mississippi (Natchez und Malcolm)	30	. . .
„	St. Francisville und Woodville	28	168,000
Louisiana.	Clinton und Port Hudson	24	. . .
„	Mexican. Golf (N.-Orleans nach Proctorsville) .	27	. . .
Tennessee.	Memphis und Lagrange	33	. . .
Kentucky.	Lexington und Ohio (nach Frankfort) . . .	29	450,000
„	Louisville und Frankfort (eröffnet nach Lagrange)	27	. . .
Ohio.	Little Miami	84	1,508,402
„	Mad River und Erie-See	135	1,754,260
„	Sandusky und Mansfield	57	1,106,131
„	Columbus und Erie-See (eröffnet von Mansfield nach Belvedere)	14	. . .
„	Cleveland und Columbus (eröffnet nach Wellington)	36	. . .
„	Columbus und Xenia	54	. . .
Indiana.	Madison und Indianapolis	86	. . .
„	Shelbyville Zweigbahn		. . .
Illinois.	Galena und Chicago Union (Chicago nach Elgin)	42	. . .
„	St. Charles Zweigbahn	8	. . .
„	Sangamon und Morgan (Springfield nach Naples)	55	. . .
Michigan.	Central (Detroit nach New-Buffalo)	218½	5,554,633
„	Southern (Monroe nach Coldwater) . . .	93	. . .
„	Tecumseh Zweigbahn	10	. . .
„	Detroit und Pontiac	25	300,000
„	Adrian und Tonedo	33	. . .

Somit stellte sich, außer Neu-England und Neu-York, eine Meilenlänge von 4728, und sämmtliche Bahnen 1850 zusammengerechnet von 8440 heraus. Im Januar 1851 waren 8860 Meilen dem Verkehre übergeben, im Mai mehr als 9000 Meilen. In der jüngsten Zeit hat namentlich der Staat Indiana große Rührigkeit im Eisenbahnbau gezeigt. Er hatte im April 1851 schon den Plan zu 19 Eisenbahnen entworfen, die zusammen eine Länge von 1205 Meilen haben werden. Davon waren 212 Meilen bereits vollendet *).

Aus den vorstehenden Anführungen ergiebt sich, daß die bis jetzt vollendeten oder im Bau begriffenen Eisenbahnen in drei große Systeme zerfallen, welche mit einander in Verbindung stehen, und drei großen natürlichen Abtheilungen des Landes entsprechen. Im Norden liegen die Bahnen, welche zu den Seen und zum St. Lorenzstrome führen, und diese mit den östlichen und mittleren Staaten verknüpfen. Das zweite System überzieht das Küstenland zwischen den Alleghannies und dem Meere mit Eisenstraßen, das dritte läuft im Westen der Gebirge, ist

*) Man berechnet, daß Ende 1850 in Amerika und Europa etwa 26,500 englische Meilen Eisenbahnen vollendet waren, deren Bau, die Schöpfung eines Vierteljahrhunderts, die Summe von 2500,000,000 Dollars kostete. An einander gereihet würden die Schienenstränge reichlich die ganze Erde umspannen.

aber durch Schienenwege von Osten nach Westen mit dem zweiten, und durch Bahnen von Süden nach Norden mit dem erstern verbunden. Bald wird ein ununterbrochener Verkehr auf Eisenbahnen von Neu-Orleans und Mobile im Süden bis nach Chicago und Montreal im Norden hergestellt sein. Das Eisenbahnsystem an der Küstenstrecke beginnt zu Portland in Maine und berührt alle wichtigen See- und Hafenplätze. Boston ist mit Neu-York durch nicht weniger als vier verschiedene Bahnen in Verbindung gesetzt worden, und diese letztere Stadt mit Philadelphia zwiefach. Die Linie von der größten Stadt Pennsylvaniens nach Baltimore läuft durch den Staat Delaware, nach Maryland hinein, berührt auch die Bundesstadt Washington, und setzt sich, auf einer Strecke durch den mit Dampfschiffen befahrenen Potomac unterbrochen, in gerader Richtung von Norden nach Süden laufend, durch Virginien und Nord-Carolina fort, wo sie bei Wilmington, am Cape Fearflusse, endet. Auf den Gränzen von Nord-Carolina und Virginien zweigen zwei Nebenbahnen ab, die eine westlich nach Raleigh, die andere östlich nach Norfolk. Südwestlich von Wilmington ist noch eine Lücke in der großen Verbindungskette, welche bis jetzt durch Dampfschifffahrt an der Küste bis Charleston ersetzt wird. In dieser Hauptstadt von Süd-Carolina beginnt abermals eine Bahnlinie zunächst bis Augusta in Georgien; dieser Staat hat, wie bemerkt, unter den südlichen sich im Eisenbahnbau ganz besonders thätig gezeigt. Von Augusta läuft der Eisenweg gerade westlich durch den nördlichen Theil des Staates bis Atlanta, und von da ab meist nordnordwestlich bis Harrison am Tennesseeflusse. Er soll weiter bis Nashville in Tennessee fortgeführt werden. Schon jetzt steht also auch im Süden das atlantische Küstenland mit dem Stromgebiete des Mississippi in Verbindung, und zwar nicht nur von Charleston her, sondern auch durch die Centralbahn von Savannah aus, von wo eine Bahn, im Süden jener, von Augusta über Macon bis Atlanta läuft. Süd-Carolina hat noch seine Inlandbahnen von Branchville nach Camden und Columbia. Hier hat vorerst die große Bahn ihren Endpunkt, sie wird aber nach Neu-Orleans weiter geführt werden. Und man meint in Amerika, schwerlich werde ein Jahrzehnt vergehen, ohne daß man auch den Weiterbau nach Westen, durch Louisiana, in Angriff nehmen, über den Sabine gehen, den Schienenweg nach Galveston und Houston, und, den Nueces überschreitend, bis Matamoras bauen werde. Auch sehe man keinen Grund ab, weshalb nicht auch der Rio grande überschritten, und Vera Cruz Endpunkt der mehre tausend Meilen langen Eisenbahn werden solle. Gegenwärtig ist von diesem Riesenwerke eine Strecke von mehr als 1300 Meilen Länge vollendet, die nur bei Washington und Wilmington unterbrochen ist, aber durch Dampfschifffahrt ergänzt wird. Diese Nord-Südbahn verbindet, wie gesagt, die wichtigsten See- und Hafenplätze und vermittelt zu allen Jahreszeiten einen regelmäßigen, ungestörten, von Wind und Wetter unabhängigen Verkehr zwischen dem atlantischen Norden und Süden.

Das dritte System läuft collateral mit dem atlantischen, von welchem es an vielen Punkten nach Westen abzweigt, mehrfach durch die Alleghannies Bahnen sendet, sich im Stromgebiete des Mississippi entwickelt, und auch mit den Bahnen an den großen Seen, respective mit dem St. Lorenz in Verbindung steht. So z. B. verbinden die pennsylvanischen Bahnen den Delaware mit dem Ohio; die Baltimore-Ohiobahn wird am Ohio, eine beträchtliche Strecke unterhalb Pittsburg auslaufen; auch Virginien denkt

daran, eine Bahn quer durch den Staat westlich an den Ohio zu bauen. Jene oben angedeutete Bahn von Charleston, respective Savannah, welche bereits bis an den Tennessee gelegt worden ist, soll über Louisville in Kentucky nach Cincinnati an den Ohio fortgeführt werden.

Man sieht, daß die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten nicht nach einem einheitlichen Plane entworfen oder ausgeführt wurden. Sie entstanden je nachdem das örtliche Bedürfniß fühlbar wurde, und sind zumeist durch Privatleute und theilweise durch den oder jenen Einzelstaat gebaut worden, aber die Union als solche, die Bundesregierung, ist ihnen völlig fremd geblieben. Seit man sich überzeugt hat, wie nothwendig eine Verbindung aller verschiedenen Bahnsysteme unter einander ist, und wie sehr das allgemeine Interesse ein vielfaches Zusammenbinden derselben, schon im Interesse des Postdienstes und der Beschleunigung des Verkehrs erheische, ist diese wichtige Frage vielfach erörtert worden, und man hat den Plan zu einem „Nationalen Eisenbahnsystem“ entworfen, das sich in seinen Umrissen folgendermaßen herausstellt:

Eine Linie müßte am Atlantischen Meere, von Maine bis Louisiana laufen, und vom Norden aus berühren: Bangor, Augusta, Concord, Worcester, Springfield, Hartford, Newhaven, Neu-York, Trenton, Philadelphia, Wilmington, Baltimore, Washington, Fredericksburg, Richmond, Petersburg, Raleigh, Columbia, Augusta, Louisville, Milledgeville, Macon, Columbus, Montgomery, Cahawba, Jackson, und bei Vicksburg am Mississippi enden.

Eine andere Linie müßte die großen Seehäfen am Atlantischen Meere mit den Hauptpunkten an der See-Gränze verbinden. Sie würde in Boston und Neu-York beginnen, von wo die respectiven Stränge bei Albany sich vereinigen, über Utica, Rochester, Buffalo, Erie, Cleveland, Sandusky, Toledo, Michigan-City und Chicago, bei Quincy oder Galena am Mississippi auslaufen.

Eine dritte Linie müßte zu Philadelphia beginnen, und über Pittsburg, Zanesville, Columbus, Indianopolis und Springfield, bei Quincy oder Alton am Mississippi enden. Von Pittsburg sollte eine Zweigbahn nach Erie oder Cleveland laufen; zusammen etwa 1000 Meilen.

Eine vierte Linie müßte anfangen in Richmond, und über Lynchburg, Point Pleasant und Chillicothe nach Dayton gehen, das an der dritten Linie liegt; etwa 550 Meilen.

Eine fünfte Linie müßte von Charleston in Süd-Carolina ausgehen, über Hamburg und Augusta durch Georgien, nach Chatanooga und Nashville in Tennessee laufen und am Mississippi bei St. Louis enden. Von dort wäre eine Verbindung mit Alton oder Quincy herzustellen. Etwa 900 bis 1000 Meilen.

Die sechste Linie müßte anfangen zu Neu-Orleans, liefe nach Mobile in Alabama, und hätte eine Zweigbahn zum Marinearsenale in Pensacola. Von Mobile liefe der Hauptstrang durch Tuscaloosa, Florence, Nashville, Frankfort, Cincinnati, Dayton, Toledo, Monroe und Detroit; zusammen 1100 Meilen. Im Ganzen würde diese „National-Eisenbahn“ eine Länge von etwa 6800 Meilen haben, nämlich: 1) die atlantische Linie 1850 M.; die Linie zur Nordgränze 1300; die mittlere Linie 1000, die virginische Linie 550; die Süd- und West-Linie 1000; die Golf- und Seen-Linie

1100 Meilen. Von Vicksburg aus wäre eine Fortsetzung nach Texas, von Alton oder Quincy eine solche nach dem Stillen Weltmeere hin in Aussicht zu nehmen*).

Dieser Plan datirt von 1847. Aus der weiter oben mitgetheilten Uebersichtstafel und den an sie geknüpften Bemerkungen ergiebt sich, daß man im Allgemeinen im Sinne dieses Planes gearbeitet hat. Ein beträchtlicher Theil der vorgeschlagenen Linien ist ohnehin bereits vollendet. Man weiß, daß Meere, Ströme und Canäle nicht mehr allein die „großen Verkehrsstraßen der Völker" bilden. Im Süden hat, wie mehrfach bemerkt, der Staat Georgien die Initiative kräftig ergriffen; und neuerdings beginnt man sich auch am mexicanischen Meerbusen zu regen; in Neu-Orleans und Mobile. Neu-York hat sich durch seine Canäle und Eisenbahnen den Verkehr mit dem nördlichen Westen und den Seen gesichert; Philadelphia und Baltimore sind dem Ohio nahe gerückt; Norfolk in Virginien kommt vermittelst des Jamesflusses, des Kenhawacanals, und der projectirten Virginia- und Tennessee-Bahn mit dem Ohio, dem Tennessee und Mississippi in Verbindung. Für Neu-Orleans ist allerdings dieser letztgenannte Strom ein unschätzbarer und bequemer Verkehrsweg, aber jene Communicationsmittel zwischen dem Atlantischen Meere und dem Stromgebiete des Mississippi ziehen bereits einen nicht geringen Theil des Handels aus dem Westen an sich. Dazu kommt, daß auch Georgien seine Schienenwege bereits bis zum Ufer des Tennessee hingestreckt hat, und daß auch Savannah und Charleston mit Neu-Orleans in commerciellen Wettbewerb treten. Und Mobile in Alabama ist geschäftig, sich in Verbindung mit dem Ohio, respective mit dem Erie-See zu setzen. Unter diesen Umständen wird es begreiflich, daß man in Neu-Orleans nach einer Eisenbahnverbindung mit Louisville und Cincinnati trachtet. Ein Schienenstrang von dem Weltemporium am untern Mississippi bis nach Nashville in Tennessee, würde dasselbe zugleich mit den Bahnen von und nach Memphis, St. Louis, Louisville, Cincinnati, den Seen, Neu-York, Philadelphia, Baltimore, Norfolk, Charleston und Savannah in Communication bringen, und dieser Verbindungsschienenstrang etwa 480 bis 500 Meilen lang sein.

Eine möglichst rasche Verbindungslinie zwischen den beiden größten Handelsstädten der Union ist schon längst als ein dringendes Bedürfniß erkannt worden. Neu-York bildet das Hauptemporium für den Norden und Osten, wie Neu-Orleans für den Süden und Westen. Bis vor etwa einem Jahrzehnt wurde der Seeverkehr zwischen diesen Plätzen durch Segelpacketschiffe unterhalten. Die Entfernung zwischen ihnen beträgt auf dem Seewege etwa 2500 Meilen, also beinahe so viel als jene zwischen Europa und Amerika, und die Fahrt nahm sechszehn bis dreißig Tage Zeit in Anspruch. Als dann die westlichen Ströme von Dampfschiffen befahren wurden, konnten die Reisenden von Neu-Orleans bis Pittsburg stromauf, von dort nach Baltimore und dann weiter nördlich gehen. Neuerdings schlagen sie auch von Neu-York den Weg nach dem Westen ein; sie benutzen die Neu-York- und Erie-Bahn und schiffen sich zu Cincinnati auf dem Ohio ein, oder sie machen vermittelst des Illinoiscanals einen großen Theil der Reise zu Wasser. Der directe Landweg ging bisher

*) A National System of Railroads. By J. W. Scott, of Ohio; in Hunt's Merchants Magazine, December 1847, p. 564—571.

von Neu-Orleans durch Alabama, Georgien, Süd-Carolina, Nord-Carolina, Virginien rc. Die Fahrt dauerte immer mindestens acht Tage und war eben so unbequem als unangenehm. Durch die oceanischen Dampfer wurde diesem letztern Uebelstande abgeholfen. Ein erster Versuch zur directen Dampfschifffahrtsverbindung fand schon 1820 statt, aber er mißlang; erst 1848 wurde er mit Glück wiederholt. Gegenwärtig fährt eine ganze Reihe von Dampfern, und unterhält regelmäßige Communication, welche im Durchschnitt noch nicht sieben Tage Zeit erfordert. Diese will man jetzt noch um ein Drittel abkürzen, indem man zugleich die gefährliche Schifffahrt um die langgestreckte Halbinsel Florida herum zu vermeiden gedenkt. Dieses kann geschehen durch einen großen Canal, welcher den obern Theil der Halbinsel in gerader Linie durchschneidet, oder vermittelst einer Eisenbahn, für welche überwiegende Gründe geltend gemacht werden. Am Atlantischen Meere, etwa unter 31° nördl. Br., hart an der Gränze Georgiens, und ein wenig nördlicher als die Breite von Neu-Orleans, liegt der Hafen St. Marys, 90 Meilen südlich von Savannah, mit einem Fahrwasser auf der Barre von 13 Fuß bei niedrigstem und 23 Fuß bei hohem Wasser. Dieser Hafen ist besser als jener von Charleston und mindestens so gut wie jener von Savannah. Auf der Westseite der Halbinsel am Golf, nach Südosten hin, liegt der Hafen Cedar Keys, vor der Mündung des Suwanee. Von dort bis Neu-Orleans beträgt die Entfernung 375, jene nach St. Marys 145, von Neu-York nach St. Marys reichlich 800 Meilen, so daß auf diesem Wege, wenn die genannten Punkte in Florida durch eine Eisenbahn verbunden werden, die Entfernung zwischen beiden großen Weltemporien auf etwa 1300 Meilen sich stellt. Die Fahrzeit für gute Dampfer von Neu-York bis St. Marys beträgt 65 Stunden, jene von Cedar Keys nach Neu-Orleans 35; für die Floridaeisenbahn würde sie 5 Stunden, für die ganze Reise 105 Stunden betragen, demnach, Aufenthalt eingerechnet, etwa 5 Tage. Diese Straße würde für den Handelsverkehr von Bedeutung werden, und jene zwei Hafenplätze zu großer Bedeutung bringen, indem man die Baumwolle, welche jetzt durch Küstenfahrer nach Neu-York gebracht wird, in Cedar Keys der Bahn übergeben, und in St. Marys entweder direct nach Europa oder nach Neu-York verschiffen würde.

Gegen diesen „Halbinselweg" erheben die Georgier Einspruch; sie wollen denselben um noch etwa 15 Stunden abkürzen. Die georgische Südwesteisenbahn nämlich läuft bis in das Herz des Südens an den Chattahoocheefluß, mitten in eine fruchtbare Baumwollenregion. Sie bildet einen Bestandtheil der großen Linie, welche von Savannah nach Pensacola am Golf, im westlichen Florida, weiter geführt wird. Diese letztere ist vom bisherigen Endpunkte der Bahn nur noch 150 Meilen entfernt, und während wir dieses schreiben (April 1851), wohl schon bis an den Flint-River vorgerückt. Die „kürzere Linie" würde zurückgelegt werden in Dampfern von Neu-York bis Savannah, 60 Stunden; auf der Bahn von diesem letztern Platze bis Pensacola, 17 Stunden, von hier mit Dampfschiff nach Neu-Orleans in $15\frac{1}{2}$ Stunde, im Ganzen also binnen $92\frac{1}{2}$ Stunde.

Einen wichtigern Ausgangs- und Endpunkt für die Eisenbahnen im Süden bildet ohne Zweifel einst Mobile in Alabama. Dieser wichtige Platz wird künftig mit Neu-Orleans wetteifern, und jedenfalls, nächst diesem großen Stapelplatze am Mississippi, der

wichtigste Platz am mexicanischen Meerbusen werden. Während Neu-Orleans am Strome, weit entfernt von der Mündung liegt, an welcher die Barre nur 15 Fuß Wasser hat, dabei auf sumpfigem Grunde steht und ungesund ist, erhebt sich Mobile dicht am Meere auf einer sandigen trockenen Ebene, 15 Fuß über der höchsten Fluthmarke, in gesunderer Lage. Die Sommerhitze wird durch die Seewinde gemäßigt, ringsum ist vortreffliches Quellwasser und unmittelbar bei der Stadt bildet der Mobilefluß, dessen Barre bei Ebbe noch 21 Fuß Wasser hat, eine geräumige Bay, in welcher ganze Flotten sichern Ankergrund finden können. Das fruchtbare und rasch aufstrebende Alabama bildet für die Seestadt das nächste Hinterland. Von Mobile aus soll nun eine große Stammeisenbahn zunächst bis an die Mündung des Ohio, und dann weiter bis Chicago am Michigan-See gebaut werden. Dieser Verkehrsweg erweiset sich als eine Nothwendigkeit, und wird ohne Zweifel im laufenden Jahrzehnt sicherlich hergestellt werden. Der Plan ist für die ganze Länge der Bahn im Allgemeinen entworfen, und da dieselbe von ganz unberechenbarem Einflusse für das weite Land sein wird, welches sie durchzieht, so müssen wir auf den Gegenstand näher eingehen.

Die große Stammbahn soll von Mobile aus durch fünf Staaten laufen; 62⅓ Meile kommen auf Alabama, 271 auf das östliche Mississippi, 119⅓ auf das westliche Tennessee, 39⅓ auf das westliche Kentucky, 375 auf Illinois. Die Strecke von Mobile bis zur Mündung des Ohio beträgt auf diesem Wege 492, jene vom Golf bis zum Michigan-See 867 Meilen. Die Richtung von Mobile bis zur Ohiomündung wird West zu Nord sein, von dort bis Chicago Nord zu Ost. In ihrer gesammten Länge durchschneidet sie keinen schiffbaren Strom oder Fluß, außer dem Ohio an dessen Ausfluß in den Mississippi. Von diesem letztern läuft sie im Durchschnitt 90 Meilen, vom Wabash und Illinois etwa 50 Meilen entfernt. Da man sie auf der linken Stromseite führen will, so wird sie nicht durch die Zuflüsse von Westen her behindert und vermeidet zugleich im Osten den Tombighbee, Tennessee und Wabash. Sie durchschneidet von Süden nach Norden einen großen und fruchtbaren Landstrich, dem es an jedem natürlichen Communicationswege fehlt, und schafft eine Hauptverkehrsader für den Theil des Westens, durch welchen sie geführt wird. Dabei geht sie fast nach der Schnur, und die Verhältnisse des Geländes sind so günstig, daß auf dieser Strecke, die etwas weiter ist als jene von Frankfurt am Main nach Neapel, der höchste Punkt über dem mexicanischen Meerbusen nur 505 englische Fuß beträgt. Er liegt etwas südlich vom Ohio. Der große Schienenstrang hat an vielen Stellen die günstigsten Oertlichkeiten für Ausgangs- und Durchschnittspunkte von Zweig- und Durchschneidungsbahnen; so z. B. 120 Meilen von Mobile, in Clarkes County, Mississippi, durchschneidet er die Vicksburg- und Montgomery-Linie; 30 Meilen weiter wird eine Zweiglinie aus dem Kohlendistricte des Black Warrier Valley, über Tuscaloosa her, einmünden. Bei Tischimingo, Staat Mississippi, schließt die Querlinie von Memphis in Tennessee an, welche durch Nord-Alabama, an die georgische Bahn bei Rome oder Chattanooga reicht. Eine 23 Meilen lange Zweigbahn soll über den Tennesseefluß unterhalb der Great Bend Shoal gehen, die 346 Meilen von Mobile liegt. Dieser Zweig, welcher über Columbia und Nashville in Tennessee, nach Louisville oder Frankfort in Kentucky geführt wird, und von dort bis Cincinnati läuft, bildet einst sicherlich für die Staaten Tennessee, Kentucky, Indiana

und Ohio, und die dort anschließenden Bahnen, welche zur Ostküste laufen, ein Verkehrsmittel von unschätzbarem Werthe. Zu Columbus in Kentucky soll ein Zweig der „St. Louis und Pacific Linie," von Iron Mountain, Madison County, Missouri, her einmünden. Etwa 60 Meilen östlich von St. Louis durchschneidet diese Stammbahn die wichtige Linie, welche von dieser großen Stadt und von Alton her nach Cincinnati und Louisville kommt. Weiter nördlich, auf halbem Wege zwischen dem Ohio und dem Michigan-See, wird jene Linie durchschnitten, welche von Springfield in Illinois nach Indianopolis, Columbus und Baltimore führt. Bei Peru, dem südlichen Endpunkte des Illinois- und Michigancanals, zweigt sie nach Chicago und Galena ab, zu diesen Stapelplätzen für den Handel der Seen und des obern Mississippi. Dort im Norden schließen dann wieder andere Bahnen an. In den Gegenden, welche die Stammbahn durchlaufen soll, wohnen schon jetzt nahezu sechs Millionen Menschen, und der Handelsverkehr steigert sich von Jahr zu Jahr in überraschender Weise. Diese Bahn wird den kürzesten Weg zwischen Norden und Süden bilden. So z. B. beträgt die Wegstrecke vom mexicanischen Meerbusen bis Memphis in Tennessee 913 Meilen Stromfahrt auf dem Mississippi; auf der Eisenbahn nur 461 Meilen, was eine Zeitersparniß von 90, und eine räumliche Ersparniß von 452 Stunden ergiebt; von Nashville, Tennessee: Stromweg auf dem Cumberland und Mississippi 1641, auf der Eisenbahn 508 Meilen. Unterschied 175 Stunden und 1133 Meilen. Von der Mündung des Ohio: Stromweg 1156 Meilen, Eisenbahn 526 Meilen: Unterschied 89 Stunden, und 630 Meilen. Von St. Louis: Stromweg 1366 Meilen, Eisenbahn 700; Unterschied 133 Stunden, 666 Meilen. Von Cincinnati: Stromweg 1666 M., Eisenbahn über Nashville nach Mobile 770; Unterschied 168 Stunden und 896 Meilen. Von Chicago: auf dem Illinoiscanal, dem Illinois und Mississippi 1734 Meilen, auf der Eisenbahn 900 Meilen; Zeitersparniß 171 Stunden, und räumliche Ersparniß 834 Meilen. Man glaubt die ganze, auf 876 bis 900 Meilen veranschlagte Strecke für 17,340,000 bis 18,000,000 Dollars herstellen zu können. Diese Summe erscheint hoch, aber im Vergleich zu dem Nutzen, welchen diese große Stammbahn ohne allen Zweifel gewährt, wäre sie doch nur gering; und sie betrüge noch nicht die Hälfte des Capitals, das von der einzigen Stadt Boston in Eisenbahnen angelegt ist. Sie wird, nach allen in den Vereinigten Staaten vorliegenden Beispielen, auch einen bedeutenden Transport schwerer Waaren — alle Producte jener Staaten, welche sie durchläuft, fallen sehr ins Gewicht — an sich ziehen, wird ferner mit den Schiffsfrachten auf dem Mississippi concurriren können, und aller Wahrscheinlichkeit zufolge auch künftig von den Einwanderern gewählt werden, welche vom gesundliegenden Mobile aus rascher und nicht theurer ins innere Land gelangen, als vom ungesunden Neu-Orleans aus, auf dem gefährlichen Mississippi.

Alle diese Bahnen sind entweder von bloß örtlicher oder von nationaler Bedeutung; keine von ihnen trägt einen internationalen, oder wenn wir so sagen dürfen kosmopolitischen Charakter.

Bald nach der Entdeckung der westlichen Erdhälfte machte sich ein Bedürfniß zu einer Verbindung beider Oceane fühlbar, insbesondere nachdem die reichen Silbergruben in Peru und Mexico von den Spaniern bearbeitet wurden. Das edle Metall ging theils über Vera Cruz, theils über Acapulco, also auf westlichem und auf östlichem Wege,

nach Europa, und die Buccaniere brachen sich auf ihren abenteuerlichen Zügen einen Weg durch die Urwälder von Portobello nach Panama. Die spanische Herrschaft in Amerika war ohne Schwung, sie wurde im Geiste des Monopols geführt, und obwohl die peruanischen Incas ihr ein Vorbild zum Straßenbau hinterlassen hatten, bahnte sie weder gute Straßen, noch grub sie Canäle. Cortez hatte auf die Herstellung einer künstlichen Wasserstraße gedrungen, doch ohne Erfolg, und spätere Vermessungen hatten keine Folge; eine erst 1798 über den Isthmus von Tehuantepec angelegte Straße war schlecht und fast unbrauchbar. Und doch hatten bereits im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts die Spanier sich überzeugt, daß im Südwesten wie im Südosten der weit ins Meer hineinragenden Halbinsel Yucatan, der Continent schmäler wird und die Cordillere tief einsattelt. Sie wußten, daß auf einer Länge von mehreren hundert Wegstunden, von der Bucht von Tehuantepec bis zum Golf von Darien mehre Punkte liegen, welche eine Communication zwischen dem östlichen und dem westlichen Weltmeere erleichtern. Solche Punkte sind der Isthmus von Tehuantepec, auf welchem der Guazacualco in den Atlantischen, der Chimalapa in den Stillen Ocean fällt; die Hondurasbay, Nicaragua, und die Landenge von Panama mit dem Golf von Darien. Wir werden über die Bedeutung dieser Punkte an einem andern Orte ausführlich reden; hier mag die Bemerkung genügen, daß durch den Unternehmungsgeist der Nordamerikaner drei dieser Oertlichkeiten schon nach Ablauf weniger Jahre, für den Verkehr zwischen dem Osten und Westen durch Canäle und Eisenbahnen hergerichtet sein werden, nämlich Nicaragua und die Landengen von Tehuantepec und Panama.

Amerika wendet seine Westküste dem Osten Asiens und der Inselwelt im Stillen Meere zu, seine Ostküste den Gestaden Europas und Afrikas. Es hat eine Mittellage wie kein anderer Erdtheil, es reicht aus der nördlichen kalten Zone bis in den südlichen kalten Himmelsstrich durch alle Klimate hindurch in der Richtung des Meridians; es umfaßt alle des Anbaues fähigen Breitengrade im Norden wie im Süden des Gleichers. Denkt man sich eine Charte, auf welcher Amerika in der Mitte verzeichnet ist, so sieht man auf den ersten Blick, daß die Verbindung zwischen dem Westen und dem Osten der alten Welt auf dem kürzesten und bequemsten Wege nur zu erreichen ist, *wenn die Weltheerstraßen durch den westlichen Continent führen.*

Während die Nordamerikaner an jenen oben bezeichneten drei Oertlichkeiten Canäle oder Schienenwege bauen, verkennen sie doch keinen Augenblick, von welcher Wichtigkeit für ihren großen Staatenbund es sein muß, die neuerworbene und so schnell zu hervorragender Bedeutung gelangte Westküste — Californien und Oregon — mit dem Stromgebiete des Mississippi in Verbindung zu setzen. *Eine Eisenbahn von diesem Vater der Gewässer bis an das Gestade des Großen Weltmeeres* wird ein Riesenunternehmen sein und eine unermeßliche Summe von Schwierigkeiten bieten, aber sie wird aus politischen wie aus commerciellen Rücksichten hergestellt werden *müssen.* Sie wird den einzigen und alleinigen *specifisch-nordamerikanischen Verkehrsweg* zwischen beiden Oceanen bilden, und soll der Handel mit der oceanischen Inselwelt, mit Hinterindien und China in nordamerikanische Verkehrsbahnen gelenkt werden, so ist die Durchführung jener „Mammuthbahn" eine unbedingte Nothwendigkeit. Ueber diese ist man auch einig, nur fragt es sich noch: Wer soll die Bahn

bauen und verwalten? Wo soll ihr Ausgangspunkt und wo ihr Endpunkt sein? Wir wollen in Nachstehendem aus der uns vorliegenden mächtigen Masse von Material das Wichtigste hervorzuheben suchen. In den letzten Jahren sind Dutzende von Plänen entworfen, besprochen und wieder verworfen worden, und man ist noch zu keinem Entschlusse noch weniger zu einer Entscheidung gelangt. Aber man weiß, daß die Herstellung der großen Ostwestbahn eine der ruhmreichsten, nützlichsten und zugleich folgenreichsten Unternehmungen aller Zeiten sein wird. Sie giebt künftig dem Welthandel und der ganzen Culturströmung eine neue Richtung, und es erfordert nur geringen Scharfblick, um mit Sicherheit vorauszusehen, daß einst im Herzen Nordamerikas Einwanderer aus Europa und dem übervölkerten Indien und China friedlich neben einander hausen werden. Die Uranfänge der menschlichen Gesittung liegen im alten Morgenlande; dieser Orient wird nun von Westen her neue Bildungskeime empfangen, und neben denselben zugleich Manufacturen und Brot über Californien und Oregon; denn die Ostwestbahn wird einen Abzugscanal für den von Jahr zu Jahr steigenden Ueberschuß des jetzigen Westlandes an Korn, Mehl und Fleisch bilden, wenn sie unter einem gemäßigten Himmelsstriche läuft; auf ihr wird der Austausch asiatischer und amerikanischer Erzeugnisse sich vermitteln, und die großen Handelsstädte an der atlantischen Küste werden künftig von der Westküste nur durch eine Zeit von acht bis zehn, von China durch eine solche von fünf und dreißig oder vierzig Tagen getrennt sein. Und wenn der Handel zwischen Europa und Ostasien über Amerika geht, so müssen die Nord-Amerikaner, und nur sie, gleichsam die Frachtfahrer zu Land und See für die ganze Welt werden. Gewiß, von dem Tage an, da die große internationale und kosmopolitische Bahn ihrer ganzen Länge nach dem Verkehr eröffnet wird, dürfen die Bewohner der Vereinigten Staaten sicher sein daß sie das mächtigste und reichste Volk werden, eine Nation mit einer materiellen Entwickelung, wie die Jahrbücher der Weltgeschichte sie noch nicht gekannt haben.

Seit beinahe einem Jahrzehnt hat ein Bürger von Neu-York, Asa Whitney, seine ganze Zeit und nicht geringe Summen Geldes aufgewandt, um die Landtage der verschiedenen Staaten und den Bundescongreß zur Annahme eines von ihm entworfenen Planes zu vermögen. Sein Vorschlag läuft darauf hinaus, die große Bahn am Michigan-See beginnen, und sich durch sich selbst bezahlt machen zu lassen. Dieses geschähe, indem die Union ihm zu beiden Seiten der Bahn je dreißig Acker, zusammen also sechszig Acker Landes, abträte, im Ganzen etwa 78,000,000 Acker, wofür er je einen Zehntel Dollar zahlen würde. Auf der ersten Strecke von 800 Meilen, wo der Grund und Boden fruchtbar und werthvoll ist, würde er Anfangs nur die Hälfte des Landes in Anspruch nehmen, und die andere Hälfte als einen Fond betrachten, aus welchem die Baukosten für die weiter durch die westlichen Einöden und Sandwüsten laufende Schienenstrecke gedeckt werden müßten.

Es liegt auf der flachen Hand, daß die drei neuen Verkehrswege durch Mittelamerika, die nordamerikanische Ostwestbahn nicht etwa überflüssig, sondern doppelt nothwendig machen. Voraussichtlich, und wenn Analogien nicht trügen, werden selbst vier große Communicationsstraßen einst nicht mehr ausreichen. Die Panamabahn ist die kürzeste, aber sie liegt in keinem gesunden Himmelsstriche; und, gleich dem Nicaragua-Canale in dem, von Nord-Amerika verhältnißmäßig entfernten caraibischen Meere. Da-

gegen ist der Isthmus von Tehuantepec, dessen Ostseite der mexicanische Meerbusen bespült, näher zu erreichen; er befindet sich gewissermaßen vor der Thür der großen Hafenstädte am Golf, z. B. Mobile und Neu-Orleans. Diese ersparen für ihren Verkehr mit dem Stillen Oceane auf diesem Wege, im Gegensatze zu jenem über Panama, etwa 500 Stunden Weges. So wird sich z. B. die Strecke von Neu-Orleans nach San Francisco über Panama auf 5000, über Tehuantepec auf nur 3300 englische Meilen stellen, und in demselben Verhältnisse würden die großen Handelsplätze am Atlantischen Meere Zeit ersparen. Käme z. B. die oben erwähnte Eisenbahn quer durch den nördlichen Theil von Florida zu Stande, so würden Neu-York und Californien nur noch etwa 4500 Meilen von einander entfernt sein, und gegen eine Fahrt um das Cap Horn ungefähr 10,000 Meilen erspart werden. Eine Ostwestbahn stellt freilich das Verhältniß noch ungleich günstiger.

Man hat, wie gesagt, eine Anzahl von Concurrenzlinien vorgeschlagen. Sie fallen sämmtlich in drei verschiedene Zonen, deren jede einen besondern Interessenkreis bildet: — die binnenländischen Staaten im Norden des 36°, die Staaten im Süden dieses Breitengrades, und die Staaten am mexicanischen Meerbusen. Um die verschiedenen Interessen auszugleichen, hat man als Anfangspunkt der Bahn die Stadt Independence im westlichen Missouri vorgeschlagen, bis wohin für alle drei Zonen leichter Wasserverkehr und in nicht gar langer Zeit auch Eisenbahnverkehr vorhanden ist. Dieser Punkt werde den Staaten Iowa, Wisconsin, Illinois, Indiana, Ohio, Kentucky und Missouri, nicht minder Neu-York, Pennsylvanien und Virginien genehm sein, so daß hier die Interessen von 10 Staaten zusammenfielen. Aber im Norden werde freilich die Communication bis Independence während einer Zeit von drei bis vier Monaten im Winter sich gar nicht oder nur sehr schwierig bewerkstelligen lassen, und es empfehle sich daher, auch einen Ausgangspunkt weiter im Süden aufzusuchen. Als solchen nennt man, wegen seiner centralen Lage, die Stadt Memphis am Mississippi, im Staate Tennessee. Indessen von da wie von dort werde die Straße nach Oregon durch das neue Gebiet Deseret-Utah, den frisch aufblühenden Mormonenstaat, laufen müssen, während die Südlinie nach Californien vom Arkansas gerade nach Westen laufe. Diese Straße würde durch die alten, sagenreichen Golddistricte ziehen; eine Straße vom Red River westlich sich vielleicht noch mehr empfehlen, weil sie weniger wasserarm sei und durch einen wärmern Landstrich laufe. Auch in Texas hat man Ausgangspunkte vorgeschlagen, und unter Anderm geltend gemacht, daß von dem Punkte ab, wo der Colorado in seinem obern Laufe schiffbar werde, bis zum schiffbaren Rio Gila die Entfernung nur etwa 700 Meilen betrage. Auf dieser Strecke liegen edle Metalle, man hat an vielen Stellen Kohlen gefunden; auch sei Holz und Baustein in Menge zur Hand, und da der Gila und der Colorado in einander münden, der letztere Strom aus dem Becken von Deseret komme, so sei es thunlich, diesem letztern Binnenlande eine Bahn bis zum Stillen Ocean, eine Verbindung mit Californien, zu verschaffen. Diese Texaslinie sei unter allen die kürzeste, ziehe durch ein zum großen Theile fruchtbares Land und könne binnen fünf oder sechs Jahren hergestellt werden. Durch sie würde der Nueces, der texanische Colorado, der Brazos, der Trinidad und der Sabine in ein großes Handelsdelta umgeschaffen werden. — Ferner empfehle sich eine Linie vom obern Rio grande

aus; aber von da ab, wo dieser Strom schiffbar wird, liege weniger fruchtbares Land, und diese Bahn würde zum größten Theil mexicanisches Gebiet durchschneiden müssen.

Andere Vorschläge empfehlen eine Bahn von St. Louis am Mississippi, welche auf ihrem westlichen Zuge den Rio grande überschritte, und zum Rio Gila liefe; sodann einen Schienenweg von Point Isabel in Texas zum Stillen Meere. Auch die Strecke zwischen Tampico am mexicanischen und Mazatlan am californischen Meerbusen hat Fürsprecher gefunden. Sie würde nur 800 Meilen lang sein, aber ganz in Mexico liegen, wo man kaum Straßen bauet, und sich nach wie vor mit dem alten 522 Meilen langen Wege zwischen Vera Cruz und Acapulco behilft. Ferner hat man eine Bahn von Natchez im Staate Mississippi nach Mazatlan beantragt; sie würde 1481 Meilen lang sein und 22,000,000 Dollars kosten. Weiter: ein Schienenweg von Galveston in Texas nach San Diego in Californien, von ersterm Punkte nordwestlich bis unter 32° n. Br. laufend, dann westlich, so daß die Bahn den Rio grande oberhalb El Paso überschritte und dem Gila entlang zum Colorado zöge; Länge der Strecke 1200 Meilen oder auch 1400. — Mehr Aufmerksamkeit hat der von Thomas Benton, bisherigem Senator von Missouri, in Antrag gebrachte Plan erregt. Er will eine Bahn von St. Louis nach San Francisco geführt, und in der Weise hergestellt wissen, daß drei Viertheile der für Landverkäufe in Californien und Oregon eingehenden Summe und die Hälfte des Ertrages alles übrigen Verkaufs von Staatsländereien zum Bau verwandt würde. Eine Zweigbahn nach Oregon solle sich anschließen. Wo ein Schienenweg zu große Schwierigkeiten fände, würde eine macadamisirte Chaussee aushelfen. — Whitney's Plan, dessen wir schon oben erwähnten, ist folgender: der östliche Anfangspunkt der Bahn soll am Michigan-See liegen, den Mississippi soll sie oberhalb der Mündung des Wisconsinflusses, etwa bei Prairie du Chien, berühren, 650 Meilen oberhalb St. Louis; dann nach Westen bis zum Südpasse laufen, und im Thale des Columbiastromes, und zwar des Lewis oder südlichen Armes, zum Stillen Ocean geführt werden. Im Südpasse wäre sie über eine Bodenerhebung von beinahe 8000 Fuß zu führen, und an einzelnen Stellen auf einer Strecke von nur 80 Meilen eine Steigung von 1280 Fuß haben. Whitney hat die Kosten auf 69,226,600 D. veranschlagt; in dieser Summe sind zwei Brücken, über den Mississippi und den Missouri mit inbegriffen. Den Einwurf, daß diese Bahn, bei welcher allerdings ganz ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden wären, zu weit nördlich laufe, und während der Wintermonate nicht practicabel sei, sucht er durch Hinweisen auf die Bahnen in Neu-England zu beseitigen, wo der Winter eben so streng sei. Wenn er annimmt, daß man im Durchschnitt von England nach Neu-York in 10 Tagen, von dort auf seiner Bahn zum Gestade des Großen Oceans in fünf, und von da nach Schang-hai in China in 16 Tagen, also vom englischen Canal bis zum himmlischen Reiche in 31 Tagen fahren werde, so ist das offenbar gewagt, und man wird mindestens 10 bis 14 Tage zulegen müssen. Aber richtig wird es sein, daß man nach Herstellung der Ostwestbahn von Neu-York nach Australien in 36 bis 40, nach Manilla in 30, nach Java in 30 bis 36, nach Singapur gleichfalls in 30, nach Calcutta in 36 Tagen gelangen kann.

Da die große Ostwestbahn auf Jahre hinaus die Aufmerksamkeit Europas wie Amerikas in nicht geringem Grade in Anspruch nehmen wird, so fügen wir noch die

Einwände und Bemerkungen einiger Sachverständigen über die verschiedenen Pläne und Entwürfe hinzu. Gegen die Strecken von Memphis und von Fort Smith in Arkansas, und von Texas ab zum Rio grande und Gila wird geltend gemacht, daß sie durch ein steiles Gebirgsland und völlig unbewohnbare Einöden führen, auch mangle es gänzlich an Holz. Gegen Bentons Plan, den Schienenweg von St. Louis ab am Kanzas und Plattefluß bis zum Südpaß zu führen, erhebt man die Einrede, daß sie gleichfalls durch holzarme Gegenden führe, daß im Staate Missouri der meiste Grund und Boden sich bereits in den Händen von Privatleuten befinde, und 150 Meilen durch das Indianergebiet laufe, von welchem gesetzlich auch kein Fuß breit veräußert werden darf. Ueber das Indianergebiet hinaus nach Westen ist Alles dürre Einöde. Die Ausführung dieses Plans würde mindestens 100,000,000 Dollars erfordern. Dagegen führe Whitney's Bahn auf der ersten Strecke von 800 Meilen durch fruchtbares, zur Ansiedelung durchaus geeignetes Land, das zumeist noch unverkauft da liege und Ueberfluß an trefflichem Bauholz habe. Uebrigens scheint es, als ob man den Plan, die Eisenstraße in Oregon ausmünden zu lassen, vorerst aufgegeben habe, und daß in dieser Beziehung nur noch Californien in Frage komme.

Ein Ingenieuroffizier stellt Folgendes auf*): — Das Stromthal des Rio Gila eignet sich nur streckenweise zur Anlage einer Bahn. Zwischen den Parallelen von 32° N., unter welcher der Gila, und 39° N., wo der obere Arkansas läuft, nehmen alle Gebirgsketten eine für den Bahnbau ungünstige Richtung, und es fragt sich, ob dort überhaupt eine geeignete Oertlichkeit aufzufinden sei, welche eine Bahnlinie von Osten nach Westen hier möglich macht. Dagegen sind auf der Ostseite des großen amerikanischen Rückgrades, der Felsengebirge, die Schwierigkeiten geringer und die Stromthäler des Arkansas und Platte erscheinen günstig. Wahrscheinlich wird man für die Bahn den Weg wählen, welchen jetzt die Auswanderer nehmen, nämlich bis in die Nähe des Großen Salzsees, in das Thal des St. Marys oder Humboldt, und von dort an den östlichen Fuß der Sierra Nevada in Obercalifornien. In diesem Küstengebirge wird man einen practicabeln Uebergang zu suchen haben, um irgendwo an einen Fluß zu gelangen, der sein Wasser der Bucht von San Francisco zusendet. Die ganze Strecke vom Mississippi ab würde reichlich zweitausend Meilen lang sein. Dagegen wäre die gerade Linie von Tampico bis Mazatlan nur etwa 600 Meilen lang, aber das Binnenland bietet für eine Eisenbahn allzugroße Schwierigkeiten. Aehnliches ist auf der Strecke im südlichen Theil der großen nordmexicanischen Einöde der Fall, am wenigsten jedoch auf der Strecke von Tampico nach San Blas; auf diesem Wege laufen die verschiedenen Zweige der Sierra Madre wie in einen Knoten zusammen, von welchem aus sie sich dann nach Norden in jener Gabeltheilung verzweigen, welche der „mexicanischen Wildniß" einen so eigenthümlichen Charakter aufprägt. Die Hauptkette der Sierra streicht nach Nordwesten, gegen den Großen Ocean hin, während die Sierra Gorda beinahe ganz nördlich nach Saltillo, Monterey und Linarez zieht. Zwischen diesen Gebirgsketten liegt das ausgedehnte Tafelland, welches seit Jahren von den Indianern, insbesondere von den Ka-

*) Connection of the Atlantic and Pacific Oceans by rails across North-America; in Hunt's Merchants Magazine, December 1849, p. 616.

mantsches durchstreift und ausgeplündert wird. Eine Eisenbahn von Tampico nach San Blas würde durch manche der fruchtbarsten Strecken Mexicos, namentlich durch die sogenannte Bajia laufen. Diese bleiben wohl noch lange in den Händen der spanischen Creolen. Fände man weiter nördlich, etwa unter 28° n. Br., eine practicable Linie, so würde diese nur halb so lang sein, wie jene vom Mississippi nach San Francisco. Sie ginge durch Texas, Chihuahua und Sonora, also durch anbaufähige Landstriche. Der östliche Anfangspunkt würde an der Matagorda-Bay in Texas, der westliche in Guaymas sein. Aber diese letztere Stadt liegt oben im californischen Meerbusen, und nicht am eigentlichen Großen Weltmeer. Der Hafen selbst ist übrigens vortrefflich. Da dieser Plan schwerlich nähere Beachtung finden wird, so übergehen wir die Einzelnheiten, um die Ansichten des Seeoffiziers Maury in Washington mitzutheilen, der wegen seiner Kenntnisse und seines Scharfblicks in den Vereinigten Staaten großes Ansehen hat. Er hebt hervor, daß schon jetzt die Schifffahrt der Amerikaner jene Großbritanniens an Tonnenzahl übertreffe, und den Vereinigten Staaten das commercielle Uebergewicht auf dem Meere bereits zugefallen sei. England, sagt er, liegt für den Verkehr mit Europa, dem Mittelmeere und einem großen Theile von Afrika günstiger als die Vereinigten Staaten; diese dagegen liegen in geographischer Hinsicht günstiger für den Verkehr mit den englischen Colonien in Nordamerika, mit ganz Westindien, Central- und Südamerika. Eine Scheidelinie, welche die relativ günstige Verkehrslage beider großen Seemächte auf einer Charte bezeichnet, kreuzt den Aequator gerade da, wo sich die große oceanische Straße für die Schiffe befindet, welche nach Ländern im Süden des Aequators, sei es nach dem Cap Horn oder nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, fahren. Geographisch liegen also die Häfen von Brasilien und des Stillen Oceans, China und Ostindien für die atlantischen Staaten Nordamerikas so günstig wie für England. Durch die Besiedelung von Oregon und Californien ist das Handelsgebiet der Nordamerikaner beträchtlich ausgedehnt worden, indem für dasselbe ein neuer Brennpunkt entstand. Die kürzeste Entfernung zwischen zwei nicht unter dem Aequator oder in derselben Länge liegenden Plätzen ist der Bogen eines großen Cirkels. An der Westküste von Südamerika läuft der große Cirkel, welcher die kürzeste Schifffahrtsstraße zwischen Chili, Peru, Ecuador, Mittelamerika und Mexico andeutet, so nahe bei Monterey in Californien vorüber, daß ein von Chili nach Schanghai in China bestimmter Dampfer auf jenem Wege bis zum Cap San Lucas, der Südspitze von Untercalifornien, steuern und dann San Diego, Monterey oder San Francisco berühren würde, ohne nur hundert Meilen umzufahren. Nimmt man aber Panama als Ausgangspunkt, so würde man für die Fahrt nach China etwa 1000 Meilen sparen, wenn man den großen Cirkel, über Californien, zur Fahrstraße wählte, statt den Weg über die Sandwichs-Inseln. So sind die Häfen Californiens gewissermaßen die Stationen auf dem halben Wege zwischen dem südlichen Theile der amerikanischen Westküste und Ostasien. Eine Linie, welche an der Küste des Großen Oceans in der Mitte zwischen Monterey und der Mündung des Columbia beginnt, und durch den Continent nach Philadelphia gezogen wird, bildet eine Theilungsscheide. Die gerade Entfernung vom englischen Canal ab nach Boston beträgt 2670 Meilen; von Boston über Albany und die Seen nach Chicago 1000, von dort in gerader Linie zur Columbiamündung 1650; zusammen 5320. Vom englischen Canal

über Philadelphia und Baltimore, nach Monterey 5100. Vom Canal nach Charleston in Süd-Carolina 3360, nach Memphis 510, nach Monterey 1500 Meilen, zusammen 5370. Monterey in Californien liegt drei Viertheilen der Unionsstaaten und dem ganzen Mittel- und Südamerika viel bequemer als Oregon. Hätte man schon eine Bahn von Memphis nach Monterey gebaut, so würden die Reisenden aus Chili, Peru ꝛc. nach ihrer Ankunft in Panama ihre Reise nicht auf Dampfbooten im Stillen Meer nach Californien fortsetzen, sondern nach Chagres fahren, dort mit dem Dampfer nach Neu-Orleans gehen, Mississippi aufwärts bis Memphis, und von dort auf der Eisenbahn nach Monterey. Sie könnten auf diesem Wege mehre Tage Zeit ersparen. Memphis liegt also ohne Frage besser als Chicago oder Prairie du Chien, und die californischen Häfen haben vor der unsichern und gefährlichen Columbiamündung große Vorzüge voraus. Geographisch liegen die Vereinigten Staaten, seit die Westküste ihnen gehört, für den Welthandel günstiger als ein anderes Volk; Oregon und Californien sind schon amerikanisirt; Bombay, Calcutta, Singapur, die Häfen von China, Japan, Australien und Polynesien sind ihnen Tausende von Meilen näher als den Engländern. Hier der Beweis in Zahlen:

Von dem persischen Golf	nach England	11,300	nach Californien	10,400 M.
„ Bombay	„ „	11,500	„ „	9,800 „
„ Calcutta	„ „	12,200	„ „	9,300 „
„ Singapur	„ „	12,300	„ „	7,400 „
„ Canton	„ „	13,700	„ „	6,100 „
„ Schanghai	„ „	14,400	„ „	5,400 „
„ Jeddo	„ „	15,200	„ „	4,500 „
„ Neu-Guinea	„ „	14,000	„ „	6,000 „
„ Nordwestspitze Neuhollands	„ „	11,800	„ „	7,800 „
„ Nordostspitze Neuhollands	„ „	13,500	„ „	6,900 „
„ Neuseeland	„ „	13,500	„ „	5,600 „

Von Memphis, einem Centralpunkte im Mississippithal, beträgt die Entfernung nach China, auf dem gewöhnlichen Wege über Panama und die Sandwichs-Inseln 11,700 Meilen; diese werden durch eine Bahn nach Monterey und durch die Seefahrt auf dem großen Cirkel auf 6900 Meilen reducirt. Diese Bahn kürzte somit den Weg nach China und die Verbindung mit asiatischen Ländern, welche 500 Millionen Bewohner zählen, um etwa 5000 englische Meilen ab. An Kohlen fehlt es weder in Californien noch in Oregon; weder auf Formosa noch auf Java. „Es wird die Zeit kommen, da man zu Charleston am Atlantischen Meere Thee von Blättern trinkt, die vor vier Wochen in China gepflückt wurden." Denn von Schanghai gelangt man nach dem 4500 Meilen entfernten Monterey in 26 Tagen, und erführe die Fahrt auf der Eisenbahn von dort bis Charleston keine Unterbrechung, legte der Dampfwagen Tag und Nacht 40 englische Meilen in der Stunde zurück, so würde man die Reise durch das ganze Festland in drei Tagen vollenden können. —

Für welche Strecke man sich endlich auch entscheiden möge, — sicherlich wird eine Eisenbahn vom Mississippi zum Großen Weltmeere hergestellt werden *). „In

*) Stupendous as appears this proposed enterprise, there is nothing in it at all imprac-

der ganzen weiten Welt ist amerikanischer Unternehmungsgeist sprüchwörtlich. Man gehe wohin man welle, vom eisigen Norden bis in den heißen Himmelsstrich, überall wird man Spuren vom Genius unseres Volkes finden. In jedem Winkel der Erde und sei er noch so ablegen, erscheint der Amerikaner, vorausgesetzt, daß er dort Handel oder Gewerbe treiben kann. Und er thut es nicht etwa, weil Armuth und Dürftigkeit ihn dazu zwingen, wie das bei anderen Völkern wohl der Fall ist. Er liebt von Hause aus die Unabhängigkeit, welche ganz zu seinen Staatseinrichtungen paßt; er stellt sich überall auf sich selbst, er trachtet nach Erwerb, während er vom Geiste des Fortschrittes geleitet wird, dem der Einzelne wie das ganze Land dienen. Am großartigsten tritt der amerikanische Unternehmungsgeist im eigenen Lande zu Tage. Der Amerikaner mühet sich ab, er erfindet, er will; und Alles gelingt ihm am Ende. Er begreift und weiß, daß er am Aufbau einer mächtig großen Nation mitarbeitet, einer freien Nation, deren Schild einst den ganzen Continent decken wird."

Die Beförderung der Correspondenz zwischen den Vereinigten Staaten und fremden Ländern bildet einen der wichtigsten Zweige der Post. Am Ende des Jahres 1850 befanden sich zu diesem Behufe 16 Dampfer im Dienste; zu diesen sollten 1851 noch vier andere kommen. So unterhalten die Vereinigten Staaten regelmäßigen directen Verkehr mit England, Deutschland (Bremen) und Frankreich, mit Mexico, Westindien, Süd- und Mittelamerika, wo sich an die in Chagres einlaufenden Dampfer auf der Westküste eine Dampfschiffpost anschließt, die südlich bis Valparaiso, nördlich bis Californien und Oregon reicht. Im Inlande betrug die Zahl der Postrouten in dem mit dem 30. Juni 1850 abschließenden Fiscaljahre 5590, die durchschnittliche Länge derselben 178,672 Meilen, der Jahrestransport 46,541,423 Meilen für 2,724,426 Dollars Kosten. Der Zuwachs der Zahl von inländischen Postrouten betrug 649, jener der Länge 10,969; Zahl der Postmeister 6518, Gesammtzahl der Postämter 18,417, von welchen im Laufe des Jahres 1979 neu errichtet waren. Die fünf „ausländischen Postrouten" hatten eine Durchschnittslänge von 15,079 Meilen. Das Gesammteinkommen des Postamtes belief sich auf 5,552,971 D. 48 Cts.

Die englische Regierung hatte schon 1692 einen „Generalpostmeister für Virginien" ernannt, aber ein allgemeines Postamt für die nordamerikanischen Colonien wurde erst nach 1770 errichtet; der Hauptsitz desselben war in der Stadt Neu-York. Die Verfassung von 1789 übertrug das Recht, Postämter und Poststraßen einzurichten, dem Congresse. Im Jahre 1750 ging alle 8 Tage ein „Stage-Boot" zwischen Neu-York und Philadelphia, wenn Wind und Wetter es erlaubten, und die Fahrt dauerte „nur sechs bis sieben Tage." Als 1756 in dem Boote, welches zwischen Neu-York und Amboy fuhr, ein „Theetisch" eingerichtet wurde, war man entzückt über so viel Comfort. Im Jahre 1755 ging die Post von Philadelphia nach Neu-England nur alle 14 Tage,

---

ticable. For a nation so extraordinary as ours, the fiat has only to go forth, and the deed is done. What is two thousand miles of railroad to the American people, and what is a hundred millions of dollars? We want the road, to complete for us that commercial Empire after which we have sighed, — which has been indicated for us in every step of our progress, from the landing of the Pilgrim Fathers, and which appears to be ours by a manifest and inevitable destiny. De Bow, Vol. VII. p. 32.

während der Winterzeit, und im Sommer erhielt man Briefe aus Boston in der Hauptstadt von Pennsylvanien in drei Wochen, im Winter aber oft erst in sechs Wochen. Der erste Vorschlag zur Einrichtung eines directen Postweges von Washington nach Neu-Orleans datirt vom December 1803. Bis dahin ging die Poststraße auf Umwegen nach Knoxville und Nashville in Tennessee, dann „durch die Wildniß" über Natchez nach Neu-Orleans. Noch 1805 meinte man, daß ein Postwagen von Georgien bis zur Hauptstadt von Louisiana mindestens vier Monate fahren werde. Im Jahre 1790 gab es in den Vereinigten Staaten 75 Postämter, die Poststraßen hatten eine Ausdehnung von 1875 Meilen, die Einnahme des Postamtes betrug im Ganzen 37,935 Dollars. Im Jahre 1800: 903 Postämter, 20,810 Meilen, 280,804 Dollars; 1820 schon 4500 Postämter, 72,492 Meilen, 1,111,927 Dollars; im Jahre 1830: 8450 Postämter, 115,176 Meilen, und 1,850,583 Dollars; im Jahre 1840: 13,468 Postämter, 155,739 Meilen und 4,543,522 Dollars. Die Ziffern für 1850 sind weiter oben angegeben worden.

Das Netz elektromagnetischer Telegraphen, mit welchem Ende März 1850 das Gebiet der Vereinigten Staaten von Canada bis zum Delta des Mississippi überspannt war, umfaßte nahezu 14,000 englische Meilen, und seit jener Zeit ist dasselbe noch vergrößert worden. Die erste elektrisch-magnetische Telegraphenlinie in den Vereinigten Staaten war jene von Washington nach Baltimore. Wir führen hier einige der wichtigsten Linien auf: Von Washington nach Neu-Orleans, über Richmond in Virginien, 1716 Meilen; von Washington nach Neu-York, über Baltimore und Philadelphia, 245 Meilen; von Baltimore nach Pittsburg in Pennsylvanien und Wheeling in Virginien, über Cumberland, 324 Meilen; von Philadelphia nach Lewistown an der Delawarebaymündung, 100 M.; nach Neu-York 120 Meilen; nach Pittsburg über Harrisburg, 309 Meilen. Von Neu-York nach Boston, über New-Haven und Springfield, 240 Meilen: von Neu-York nach Buffalo über Troy aus Albany 509 Meilen. Von Neu-York nach Fredonia, am Erie-See, über Newburgh, Port Jervis, Oswego 2c., 500 Meilen. Von Bridgeport in Connecticut, nach Bennington in Vermont, über Pittsfield in Massachusetts, 150 M., von Boston nach Portland in Maine, über Dover in Neu-Hampshire, 110 Meilen. Von Worcester in Massachusetts nach Neu-Bedford über Providence in Rhode Island, 97 Meilen; nach Neu-London in Connecticut, über Norwich, 74 Meilen; von Portland nach Calais in Maine, über Bangor, 260 M.; von Calais nach St. John in Neu-Braunschweig, 125 M. Von Troy, in Neu-York, nach Whitehall, über Salem, Neu-York, 72 M.; von Troy nach Montreal in Canada, über Bennington, Rutland und Burlington, in Vermont, 278 M.; von Buffalo nach Queenstown in Canada, über Lockport in Neu-York, 48 M.; von Buffalo nach Milwaukee in Wisconsin, über Erie in Pennsylvanien, Cleveland in Ohio, Detroit in Michigan und Chicago in Illinois, 812 Meilen. Von Queenstown nach Montreal, über Toronto und Kingston in Canada, 466 M.; von Montreal nach Quebec, über Trois Rivieres, Canada, 180 M.; von Cleveland nach Pittsburg, über Akron in Ohio, 130 M.; von Pittsburg nach Cincinnati in Ohio, über Columbus, 310 Meilen; von Pittsburg nach Columbia in Tennessee, über Wheeling in Virginien, 680 M.; von Columbia

nach Memphis in Tennessee, 205 M.; von Columbia nach Neu-Orleans über Natchez, 600 M.; von Neu-Orleans bis Balize an der Mississippimündung, 90 M.; von Columbus nach Chillicothe in Ohio 45 M.; von Cincinnati nach St. Louis in Missouri, über Vincennes in Indiana, 410 M.; von St. Louis, über Alton und Muscatine nach Galena und Chicago, in Illinois, 710 Meilen. Von Louisville führt ein Telegraph nach Neu-Orleans über Nashville, mit einer Verzweigung nach Memphis, 1050 M.; von Nashville nach St. Louis über Paducah und Cairo, 400 M.; von Dayton nach Toledo und Chicago, über Indianopolis, 580 M.; eine neue Linie von Neu-York nach Boston, 240 M. Im Bau waren in der Mitte des Jahres 1850 eine Telegraphenlinie von Monroe nach Green Bay, über Chicago, 550 M., und andere Linien im Staate Wisconsin, 400 Meilen. Auch hatte man eine Linie von St. Louis nach Fort Leavenworth in Aussicht genommen, und daneben in verschiedenen Theilen der Union manche Linien von vorzugsweise örtlicher Bedeutung.

Wir schließen diese allgemeinen Angaben über die materielle Entwickelung der Vereinigten Staaten, mit einigen Notizen über die Einwanderung, von welcher schon in der Einleitung und später in verschiedenen Abschnitten unseres Werkes die Rede gewesen ist. Im Laufe der zwölf Monate vom 30. September 1848 bis dahin 1849 kamen in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 299,610 Passagiere aus fremden Staaten an, zumeist Einwanderer. Davon waren constatirt 197,253 als männlichen und 119,915 weiblichen Geschlechts. Die meisten landeten in Neu-York, nämlich 213,726 Köpfe; in Massachusetts 29,780; in Pennsylvanien 15,511; in Maryland 8072; in Louisiana 25,209; in Texas 429 Köpfe. Im Laufe des Kalenderjahres 1848 landeten in Neu-York 191,907 Personen, 1849 schon 232,000; auf 1847 kommen nur 166,110 Köpfe. Wie sehr während der letzten dreißig Jahre die Einwanderung allmälig zugenommen hat, ergiebt sich aus folgenden Zahlen, die aus den Zollamtsregistern gezogen worden sind. Es kamen in den Vereinigten Staaten an, in den Jahren: 1820 auf 21 — 5993; 1824 auf 25 — 8532; 1831 auf 32 — 23,074; 1835 auf 36 schon 62,473; 1837 auf 38 schon 59,363; 1839 auf 40 — 84,146; 1841 auf 42 — 101,107; 1845 auf 46 — 147,051. Dabei sind jene, welche aus den englischen Colonien über die Landgränze einwanderten, nicht mitgerechnet. Die Mehrzahl der Einwanderer besteht aus Irländern und Deutschen. Von den ersteren landeten 1848 in Neu-York 98,061, von unseren Landsleuten 57,973. Die Gesammtzahl der dort angelangten Passagiere (189,176) kamen in 1041 Schiffen; davon waren 531 amerikanische, 341 britische, 125 deutsche Fahrzeuge. Der Rest von 44 gehörte anderen Flaggen an. Das Verhältniß der Kranken stellte sich für die englischen Schiffe auf 30 Procent, für die amerikanischen $9^3/_5$, für die deutschen auf nur $8^3/_5$. Wie bunt die Musterkarte der Einwanderung ist, und aus welchem Völkermosaik die Bewohner der Vereinigten Staaten, als Volk genommen, zusammengesetzt sind, ersieht man aus folgenden Angaben. Im Laufe der ersten fünf Monate von 1849 landeten im Hafen von Neu-York Einwanderer: aus England, Irland, Schottland, Wales, Deutschland, Schweiz, Frankreich, Holland, Belgien, Italien, Spanien, Polen, Rußland, Schweden, Dänemark, Norwegen, Ostindien, Westindien, Canada, Neuschottland, Mexico, Südamerika, Afrika, Sicilien, Sardinien und aus der Türkei.

2. Die Staaten von Neu-England.

Maine.

Dieser Staat liegt am meisten von allen übrigen nach Nordosten; zwischen 43° und 47° 24′ n. Br. In ihm beginnt die Seen-Region Nordamerikas, welche sich weit nach Westen erstreckt; der sechste Theil der Oberfläche von Maine besteht aus Wasser. Die zum acadischen Gebirgssystem gehörenden Höhenzüge reichen bis an die Küste, welche mit ihren vielen Buchten, tief ins Land einschneidenden Föhrden und der großen Menge vorliegender Inseln einen durchaus norwegischen Charakter aufweisen. Die größten Binnenseen sind der Moosehead, Sebago, Chesunkook und Umbagog; die wichtigsten Ströme sind der St. Croix, welcher die Gränze gegen Neu-Braunschweig bildet; er fällt, nach einem nur 54 M. langen Laufe, in die Passamaquoddy-Bay; — der Penobscot, 275 M. lang, hat im obern Laufe zwei Arme, ist schiffbar bis Bangor; — der Kennebec kommt aus dem Moosehead-See, 200 M. lang; für große Seeschiffe bis Augusta, für kleinere Fahrzeuge bis Hallowell schiffbar. In den obern Theil der Kennebec Bay fällt von Nordwesten her der Androscoggin. — Der St. Johns, welcher einen Theil der Gränze gegen Neu-Braunschweig bildet, nimmt unter anderen Flüssen auch den Aroostook auf. Das Klima ist streng kalt, aber gesund. Maine liefert die verschiedenen Getreidearten, gute Kartoffeln, eignet sich theilweise gut zur Viehzucht, und führt außer Kalk und Marmor besonders Holz aus. Fischfang, Schiffsbau und Wollenmanufactur sind Hauptgewerbszweige. Es hat eine günstige Handelslage. Ausfuhr 1849: 1,286,681, Einfuhr 721,409 Dollars. Die See-, Fluß- und Küstenschifffahrt ist ungemein bedeutend. Die Tonnenzahl der Rhederei der 13 Hafenplätze von Maine betrug 1849 etwa 467,700 Tonnen: Passamaquoddy 17,116 Tonnen, Machias 20,327; Frenchmans-Bay 31,636; Penobscot 36,484; Belfast 43,073; Bangor 24,716; Waldoborough 89,715; Wiscasset 17,089; Bath 88,820; Portland 84,568; Saco 203; Kennebunk 9849; York 1057.

Die Volkszahl (1840: 501,793; 1800: 151,719) war 1850 auf 583,018 Köpfe gestiegen. Staatseinnahme 525,688, Ausgabe 478,802 D.; von der letztern kamen auf die vollziehende Gewalt 5007 D.; Legislatur 41,690, der Gouverneur bezieht jährlich 1500 D.; ihm zur Seite stehen 7 Räthe, die von der Legislatur gewählt werden. Der Senat zählt 31, das Repräsentantenhaus 151 Mitglieder; sie erhalten 2 D. Taggeld während der Sitzungszeit; Wähler ist jeder Bürger der Vereinigten Staaten, der 21 Jahre alt ist, drei Monate vor der Wahl im Staate ansässig war, keine Almosen empfängt und nicht unter Vormundschaft steht. Mehr als 100,000 Kinder besuchten 1850 regelmäßig die 3350 Bezirksschulen. Maine wurde zuerst 1630 besiedelt, gehörte seit 1652 als District zu Massachusetts und bildet seit 1820 einen selbständigen Staat. Die Verfassung ist von 1829. Am Ende 1849 hatte Maine 32 Banken, mit einem Capitalstock von 3,148,000; Circulation 2,136,394; Deposita 1,076,288 Dollars.

Der Sitz der Regierung ist in Augusta (44° 18′ 23″ n. Br., 69° 50′ w. L.), am Kennebec, 43 M. vom Meere, 150 M. N.N.O. von Boston, 469 M. von Neu-

York, 595 M. von Washington, hat 8231 Einwohner, 6 Kirchen, ein Staatshaus, Zeughaus der Vereinigten Staaten, Irrenhaus und höhere Lehranstalt. — Portland (43° 39′ 52″ n. Br., 70° 13′ 34″ w. L.), die größte Stadt in Maine, auf einer Halbinsel an der Casco-Bay, 105 M. von Boston, mit 1850 26,819 Einwohnern und trefflichem, geräumigem Hafen, den die Forts Preble und Scammel schützen. Nordöstlich, dicht vor der Stadt, liegt auf dem Mount-Joy eine Sternwarte. Die ganze Umgegend ist malerisch. Portland hat bedeutenden Handel, auch nach Westindien, mit Landesproducten, steht mit dem übrigen Neu-England in Eisenbahnverbindung und wird Endpunkt der aus Canada herkommenden atlantischen Bahn. — Bangor (44° 47′ 50″ n. Br., 68° 47′ w. Länge), 231 M. von Boston, 663 M. von Washington, am westlichen Ufer des Penobscot, etwa 60 M. vom A. Ocean, in malerischer Gegend; 14,441 Einwohner. Im Jahre 1769 wurde das erste Haus gebaut, 1772 bestand die Volksmenge aus 12 Familien, 1790 aus 169 Köpfen. Die Brücke über den Penobscot ist 1330 Fuß lang; bis nach Bangor ist der Stron für Fahrzeuge von 400 Tonnen zugängig, aber 5 Monate im Jahre, wegen des Eises, nicht zugängig, das 1842 am 21. März, 1818 am 1. Mai aufging. Sehr bedeutend ist der Holzhandel; im J. 1849 wurden gemessen 160,418,808 Fuß; 38 Schiffe gingen mit 5,043,819 Fuß Bauholz beladen in dem genannten Jahre nach Californien. Bangor versorgt auch Boston mit Bauholz. Bangor hat eine höhere theologische Lehranstalt. Seit 1847 wird auch der obere Penobscot mit Dampfern befahren. Bei heiterm Wetter erblickt man von Bangor aus den 80 M. nach N.N.W. liegenden Cathadin-Berg, der sich etwa bis 5330 Fuß erhebt. — Brunswic, 5000 E., am linken Ufer des Androscoggin, am Pejebscott-Wasserfall, dessen Wasserkraft für Fabriken benutzt wird. Das 1794 gegründete Bowdoin-College ist in Neu-England berühmt; mit dieser höhern Lehranstalt ist eine 1820 gestiftete medicinische Facultät verbunden. Beide Anstalten sind gut begabt und erhalten vom Staate 3000 D. Zuschuß.

Weniger bedeutend sind: Bath, am Kennebec mit einem vortrefflichen Hafen, 8002 E.; Thomaston, 5500 E. an der St. Georgsbay, mit einer höhern theologischen Lehranstalt, und dem Staatsgefängnisse; Belfast, 5000 E., Hafenplatz am Penobscot; Calais am St. Croix, der bis dahin schiffbar ist; und Eastport (44° 54′ n. Br., 66° 56 w. L.), auf der Insel Moose in der Passamaquoddybay, 3000 E. Dieser Hafenplatz ist der östlichste Punkt in den Vereinigten Staaten. Deutsche sind zu Waldoborough, Biddeford und da und dort zerstreut angesiedelt.

Neu-Hampshire.

Zwischen Maine, Canada, Vermont und Massachusetts, 42° 41′ und 45° 11′ n. Br. u. 70° 40′ u. 72° 30′ w. L,; im J. 1790: 141,899; 1840: 284,574, 1850: 317,999 Einwohner. Der Staat hat nur 18 M. Seeküste und nur einen guten Hafen, Portsmouth. Das Gestade ist sandig, steigt aber schnell zu einer bedeutenden Höhe empor. Das Innere ist eine Abwechselung von Bergen, Hügeln und

Thälern. So streng und kalt das Klima, so schön ist die Scenerie in diesem Staate, den man wohl auch als nordamerikanische Schweiz bezeichnet. Die von Reisenden viel besuchten Weißen Berge, White Mountains, zwischen 44 und 45° n. Br. erheben sich im Washingtonberge bis zu 6234 Fuß; im Moosehillock zu 4636, im großen Monadnock zu 3254 Fuß Meereshöhe. Berühmt ist das „Thor" zu den Weißen Bergen (Notch oder Gap in the White Mountains), an der Westseite, unweit von den Quellen des Sacoflusses, eine tiefe Bergspalte, welche an einer Stelle nur 22 Fuß breit ist. Das Gebirge ist hier wie auseinander gespalten, und fällt auf der einen Seite senkrecht, auf der andern in einem Winkel von 45 Grad ab. Die Straße von Portland nach Lancaster in Connecticut ist durch diese Spalte dem obern Saco entlang geführt. Unweit von dem Anfang der tiefen Schlucht bricht ein Wasser hervor, das die Silbercascade bildet, welche über drei Felsenstufen 250 Fuß tief herabstürzt. Neu-Hampshire zählt viele Seen; der Winnipiseogee, im südöstlichen Theile des Staats, ist 23 Meilen lang, 10 breit; der Squam-See 6 M. lang; die anderen sind kleiner. Die beiden Hauptströme sind der Merrimac und der Connecticut. Der erstere entspringt, in seinem Hauptarme, dem Pemigewassit, unweit jener Schlucht in den Weißen Bergen, und vereinigt sich nach einem Laufe von 70 M. mit dem Winnipiseogee, einem Abfluß aus dem gleichnamigen See. Er mündet bei Newburyport in Massachusetts. Der Connecticut entspringt im nördlichen Hochlande von Neu-Hampshire; sein westlicher Arm, der Hall, bildet einen Theil zwischen diesem Staate und Canada. Sein Lauf, im Allgemeinen Süd zu West, scheidet Neu-Hampshire und Vermont, durchströmt das westliche Massachusetts und das mittlere Connecticut, wo er sich nach einem Laufe von reichlich 400 Meilen in den Long-Island Slund ergießt. Für Schiffe von einem Tiefgang bis zu 8 Fuß ist er bis Hartford, für kleinere Dampfer und Boote bis in den Staat Vermont zu befahren. Bei Walpole bildet er die Bellow-Falls, wo sein Wasser auf einer Strecke von 100 Ruthen 44 Fuß Gefäll hat. Diese Cascaden sind überbrückt, und durch einen Canal von einer halben Meile Länge und sieben Schleusen umgangen worden. Auch der Merrimac hat Cascaden, die Amoskeag-Falls, welche in zwei Absätzen 50 Fuß hinab stürzen. —

Neu-Hampshire eignet sich mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau; es liefert Fleisch, Butter, Käse, Getreide und Flachs, hat eine schwungreiche Industrie, und führt neben den Erzeugnissen dieser letztern, außer den Landesproducten vorzugsweise Holz, Fische, Pott- und Perlasche aus, aber nur in die Nachbarstaaten. 1849 betrugen die überseeischen Exporte überhaupt nur 5878 D., die Importe 64,351 D. Der Staat hat 22 Banken. Die ersten Ansiedelungen fallen in das Jahr 1623; eine besondere, von Massachusetts getrennte Provinz wurde es 1671; die Bundes-Verfassung der Vereinigten Staaten nahm es am 21. Juni 1788 mit 57 gegen 46 Stimmen an. Seine Staatsverfassung wurde 1784 gegeben und 1792 abgeändert. Der Gouverneur, den alljährlich das Volk wählt, bezieht 1000 Dollars Gehalt. Er muß während der 7 seiner Erwählung vorhergegangenen Jahre im Staate ansässig gewesen und 35 Jahre alt sein, auch für 500 Pf. Sterling Eigenthum besitzen, wovon die Hälfte an Grundstücken im Staate. Sein Beirath (Council) besteht aus fünf Mitgliedern, welche gleichfalls das Volk wählt; sie müssen 30 Jahre alt sein. Die Legislatur, genannt General Court of New-Hampshire,

besteht aus Senat und Repräsentanten. Der erste zählt 12 Mitglieder, welche das Volk jährlich wählt. Jeder Senator muß 30 Jahre alt sein, seit sieben Jahren im Staate ansässig sein, und innerhalb desselben Eigenthum im Betrage von 200 Pf. St. besitzen. Das Repräsentantenhaus zählt 250 Mitglieder, die jährlich gewählt werden. Jedes Mitglied muß 30 Jahre alt, und seit zwei Jahren im Staate ansässig sein, und 100 Pf. St. Vermögen haben, wovon die Hälfte als Liegenschaft im Wahlbezirke. Die Staatseinnahme betrug für 1850 nur 172,056 D.; die Staatsausgabe nur 167,011 D. Davon kommen auf Besoldungen sämmtlicher Beamten der vollziehenden und der richterlichen Gewalt nur 19,018 Dollars; für die fünf Räthe, welche jeder einen der fünf Districte verwalten, 885; Senat 1078; Repräsentanten 20,127 D. Der kleine Staat hatte 1850 2167 Schulen, die von 78,863 Schülern über 4 Jahren besucht wurden; die Einkünfte für das Volksschulwesen beliefen sich auf 174,517 D., wovon 145,892 durch Steuern aufgebracht wurden. Ein Staatsgefängniß und ein Irrenhaus unterhält der Staat in Concord; im erstern befanden sich am 31. Mai 1850 nur 91 Individuen, von welchen 72 wegen Verbrechen gegen das Eigenthum, 2 wegen Todtschlages, 4 wegen Mordes, 8 wegen wirklicher oder beabsichtigter Nothzucht eingesperrt waren.

Concord, die Hauptstadt liegt am Merrimac (43° 12′ 29″ n. B., 71° 29′ w. L. Staatshaus), 76 M. von Boston, 481 von Washington; 8584 E. Vermittelst der Canäle und Schleusen, welche die Fälle des Merrimac umgehen und des Middlesex-Canals hat die Stadt eine Wasserverbindung mit Boston. Die größte Stadt, und wie bemerkt der einzige Hafen in Neu-Hampshire ist Portsmouth (unitarische Kirche 43° 41′ 35″ n. Br., 70° 45′ 50″ w. L.), 9739 E.; unfern der Mündung des Piscataqua, auf einer Halbinsel, 54 M. von Boston, 493 von Washington. Es steht mit den gegenüberliegenden Orten Kittery in Maine und mit Great Island durch Brücken in Verbindung. Der Hafen ist vortrefflich, und wegen der starken Fluth immer frei von Eis. Ein bedeutender Werft der Bundesregierung liegt an der gegenüberliegenden Seite des Hafens, auf Continental Island. Rhederei 16,674 Tonnen Seeschiffe, 8694 Fluß- und Küstenschiffe. — Dover, 6000 E., liegt an den Wasserfällen des Cocheco; 6 M. nördlich von denselben Great-Falls Village, mit vielen Fabriken; — Exeter hat eine höhere Lehranstalt; — Nashua, am rechten Ufer des Merrimac, 41 M. von Boston, 5826 E., ist eine sehr gewerbsame Stadt; — Hannover, am linken Ufer des Merrimac, hat das Darmouth-College, eine schon 1770 gegründete höhere Lehranstalt, mit welcher eine medicinische Schule verbunden ist. Manchester, 18,933 Einwohner.

Vermont.

Zwischen Neu-Hampshire, Canada, Neu-York und Massachusetts; 42° 44′ und 45° 30′ n. Br., 71° 30′ und 73° 20′ w. L. Es hatte 1790 nur 85,416; 1800: 154,465; 1840: 291,948; 1850: 314,322 Einwohner. Der Staat ist ohne Meeresküste. Er wird von Süden nach Norden von den Grünen Bergen, einer Kette, in welcher einzelne Gipfel, z. B. der Mansfield, 4279 Fuß, eine beträchtliche Höhe haben, durchzogen.

Etwa in der Mitte des Staates theilt sich das Gebirge in zwei Ketten, von welchen eine nordnordöstlich nach Canada hinüberzieht. Die Green Mountains sind von 10 bis 15 M. breit, vielfach von Thälern durchschnitten, und mit Nadelholzwäldern bedeckt; daher der Name. Die Flüsse sind klein; die nach Osten laufenden fallen in den Connecticut; die westlichen, z. B. Lamoille, Missisque und Winooski, fallen, gleich dem Otter-Creek, in den Champlain-See, der in seiner ganzen Länge die Westgränze bildet. Er ist von S. nach N. 120 M. lang und bis zu 15 M. breit, und durch einen Canal mit dem Hudson im Staate Neu-York verbunden. Sein Abfluß liegt in Canada und geht zum St. Lorenz. Auch in Vermont ist das Klima gesund, aber die Winter sind lang und streng. Der Schnee liegt monatelang oft bis zu neun Fuß Tiefe, z. B. bei Burlington, und schmilzt nicht leicht vor der Mitte des April. Der Boden ist im Allgemeinen fruchtbar, die Viehzucht bedeutend, namentlich jene von Merinoschafen; die Pferde aus Vermont haben in Amerika großen Ruf. Man bereitet viel Pott- und Perlasche, Kartoffelstärke, etwa 6 Mill. Pfund Ahornzucker, und hat Marmorbrüche und Eisenminen. Die reichlich vorhandene Wasserkraft benutzte man zur Anlage von Fabriken, meist für Wollenwaaren, Säge-, Oel- und Papiermühlen. Ausfuhr 1849: 688,869, Einfuhr 147,721 D. Der Staat hatte 1849 etwa 70 Fabriken; vorzugsweise lieferten dieselben Flanell, Casimir, Satinet, schlichtes Wollentuch und Döeckskins.

Vermont trat 1796 als selbständiger Staat in die Union. Die Legislatur bestand früher nur aus einer Kammer, aber 1836 ging man zum Zweikammersystem über. Der Senat besteht aus dreißig, das Repräsentantenhaus aus etwa 230 Mitgliedern, da jede Town einen abordnet. Sie erhalten 1½ Dollar Taggelder; Senatoren, Repräsentanten, Gouverneur, der 750 D. Gehalt bezieht, und der Vollziehungsrath werden alljährlich vom Volke gewählt. Stimmberechtigt ist jeder 21 Jahre alte männliche Bürger, der seit einem Jahre im Staate ansässig ist; das Obergericht wird von 6 Richtern gebildet, welche jeder 1375 D. Gehalt beziehen. Diese und die Unterrichter werden jährlich von der General-Assembly gewählt. Eigenthümlich ist diesem Staate ein Rath von 13 Censoren, welche vom Volke einmal in sieben Jahren erwählt werden. Sie haben zu untersuchen, ob die Verfassung unverletzt erhalten sei, und ob sowohl die gesetzgebenden wie die vollziehenden Behörden ihre Pflichten treulich erfüllt haben. — Vermont hatte 1849 eine Staatseinnahme von 119,386 D., Staatsausgabe 111,056 D., Zahl der Banken: 23. Höhere Lehranstalten sind: die Vermont-Universität zu Burlington, 1791 gegründet. Das College zu Middlebury und die Universität zu Norwich. Die Zahl der gelehrten Schulen, „Akademien", beträgt etwa 50. Im Jahre 1850 hatte dieser Staat 2647 Schuldistricte; in den Schulen befanden sich 95,616 Schüler. Die Lehrer und Lehrerinnen bezogen 124,371 D. Gehalt; verausgabt wurden überhaupt für Volksschulen 204,695.

Montpellier, die Hauptstadt in malerischer Lage am Winooski, im nördlichen Theile des Staats, mit nur 4112 Einwohnern. — Burlington, auf einer Landzunge an der Mündung des Winooski oder Onion in den Champlain-See, die bedeutendste Stadt im Lande (44° 27′ n. Br., 73° 10′ w. L.), 300 M. nördlich von Neu-York und 513 von Washington; 5212 E. — Middlebury zu beiden Seiten der Wasserfälle des Otter-Creek, 3000 E.; in der Nähe bricht schöner Marmor.

Massachusetts.

Dieser „Bay-Staat" gränzt im N. an Neu-Hampshire und Vermont, in O. an das Meer, im S. an das Meer, Rhode Island und Connecticut, in W. an Neu-York; zwischen 41° 23′ und 42° 52′ n. Br., 69° 50′ und 73° 30′ w. L. Er hat eine Länge von etwa 190 und eine Breite von ungefähr 90 Meilen. Die Bewohnerzahl betrug 1790 nur 378,717; 1830: 610,408; 1840: 737,699; 1850 aber 994,665. Das Gelände zerfällt in drei verschiedene Abtheilungen. Der Gestadesaum ist flach und sandig; wo diese Alluvialebene aufhört, beginnt ein Hügelzug, der den Staat von Norden nach Süden durchzieht, und sich bis zu 300 Fuß Höhe erhebt. Die zweite oder mittlere Abtheilung umfaßt das schöne Thal des Connecticut, während der gebirgige aber fruchtbare Bezirk Berkshire den westlichen Theil einnimmt. Durch diesen letztern ziehen sich zwei Gebirgsketten, die Taghkannick- oder Taconicberge an der Gränze von Neu-York, und zwischen dem Connecticut und dem Housatonic, die zu den Green Mountains gehörenden Hoosickberge. Der Holyoke bei Northampton hat 1200, der Wachusett über 2000, der Sattelberg im nordwestlichen Theile 4000 Fuß. Der Connecticut bewässert den Staat auf einer Strecke von 50 Meilen; der Housatonic fließt im Westen, der Merrimac im Nordosten. Von den zahlreichen Gefließen heben wir noch die Flüsse Nashua, Concord, Taunton und Blackstone hervor. Massachusetts hat eine vielfach eingezackte Küste mit einer Menge trefflicher Häfen. Vor der Südküste liegen viele Inseln, unter denen Marthas Vineyard und Nantucket die größten sind. Die geräumige Massachusetts-Bay, 40 M. breit, liegt zwischen dem Cap Ann im N. und Cap Cod im S.; die Buzzards-Bay liegt im SW. der Halbinsel Barnstable, die halbmondförmig im Cap Cod ausläuft. Die Halbinsel Nahant liegt nördlich vom Bostoner Hafen; sie wird wegen ihrer wildromantischen Seescenerie häufig besucht. Massachusetts hat im Allgemeinen einen wenig ergiebigen Boden, der jedoch vortrefflich bebauet wird; doch liefert es kaum hinlänglich Getreide für den Bedarf der Einwohner; die Gewerbsindustrie steht auf einer hohen Stufe; die Schifffahrt und der Handel werden außerordentlich schwunghaft betrieben.

Wir haben die erste Besiedelung von Massachusetts in einem frühern Abschnitte ausführlich geschildert. Der Staat nahm die Unionsverfassung am 6. Februar 1788 mit 187 gegen 168 Stimmen an. Seine besondere Verfassung vom Jahre 1780, ist mehrfach revidirt worden, zuletzt 1840. Der Gouverneur (2500 D. Gehalt), dessen Stellvertreter, Senat und Repräsentanten werden alljährlich vom Volke gewählt. Die beiden ersteren müssen sieben Jahre im Staate ansässig gewesen sein, Grundeigenthum in demselben im Werthe von 1000 Pfund Sterling besitzen, und sich zur christlichen Religion bekennen. Ein aus 9 Männern bestehender Rath wird durch gemeinschaftliche geheime Abstimmung beider Zweige der Legislatur gewählt. Der Senat zählt 40 Mitglieder; jedes derselben muß 300 Pf. St. in Grundbesitz und 600 Pf. St. in anderem Vermögen nachweisen können; das Repräsentantenhaus zählt 356 Mitglieder, die für 100 Pf. St. Liegenschaften im Wahlbezirk oder sonstiges Vermögen im Belauf von 200 Pf St. haben müssen. Das Wahlrecht hat jeder männliche Bürger, der 21 Jahre

alt ist, ein Jahr im Staate, 6 Monate im Wahlbezirk gewohnt hat und zwei Jahre Staatsabgaben bezahlt hat.

Massachusetts ist ein ungemein blühendes Gemeinwesen. Die Staatseinnahmen betrugen 1850: 1,078,340 D.; die Ausgaben 1,057,406 D. Von diesen letzteren kommen 81,146 D. auf Kosten für die Legislatur, 72,157 auf Beamtengehalt; 91,867 für die Armen, deren im Ganzen 24,892 Unterstützung erhielten, und zwar 14,083 vom Staate, die übrigen von den Gemeinden. Von jenen 14,083 waren 10,253 Ausländer, und unter diesen 9128 aus Großbritannien und Irland gebürtig. 13,250 Individuen von jenen 24,892 waren arm in Folge von Trunksucht und Unmäßigkeit. Die Staatsschuld betrug 6,135,064 D.; davon kamen auf Betheiligung beim Eisenbahnbau 5,049,555, waren also productiv. Die Republik besaß dagegen ein Vermögen von 9,228,217 D., hatte also 3,093,153 D. mehr Activa als Passiva, und außerdem noch 2 Millionen Acker Land in Maine, im Werthe von 1½ Million D. Der Ertrag vom Verkauf dieser Ländereien soll theils dem Tilgungsfond, theils dem Schulfond zugewiesen werden, so lange, bis jeder von beiden die Höhe von 1,000,000 D. erreicht hat. Für das Volksschulwesen haben sich die verschiedenen Gemeinden mit 830,577 D. besteuert; außerdem zahlen sie 40,500 D. für Schulhäuser und Heizung. Kinder von 4 bis 16 Jahren giebt es 215,926; die Zahl der Volksschulen beträgt 3749, die Zahl der Schulbesuchenden in den Sommermonaten 173,659, in den Wintermonaten 191,712. An „Akademien", d. h. lateinischen Schulen hat Massachusetts 64 incorporirte, und 1047, die Privatanstalten sind. Localfonds zur Unterstützung an Akademien 354,620 D. Der Geldwerth der Schulhäuser stellte sich 1848 auf 2,750,000 D., wovon 2,200,000 seit 1838 verausgabt worden waren. Der Staat unterhält drei Lehrerseminarien, sogenannte Normalschulen. In Massachusetts befinden sich außerdem drei Hochschulen und zwei theologische Bildungsanstalten.

Massachusetts ist wesentlich ein Industrieland. Seine Bürger hatten schon 1848 in Fabriken und Manufacturen aller Art mehr als 70,000,000 Dollars angelegt. Am bedeutendsten ist die Baumwollenfabrikation, welche 1849 in 129 Fabriken betrieben wurde, von denen einzelne bis zu 16, 18, 23, 34, ja 36,000 Spindeln im Gange hatten. Wollenwaarenfabriken waren 71 vorhanden; 36 andere Fabriken lieferten Eisenwaaren, Nägel, Schienen, Maschinen, Knöpfe, Glas, Tauwerk ꝛc. Auch die Schuhfabrikation ist von außerordentlichem Belang. Im Staate befanden sich 1849 nicht weniger als 119 Banken, wovon 27 auf Boston kamen. Am Seehandel nahmen 13 Hafenplätze Theil im Jahre 1849: Newburyport mit 25,368, Ipswich 701, Glouster 20,990, Salem 25,410, Beverly 3173, Marblehead 5145, Boston 296,890, wovon 247,336 in der eigentlichen Seeschifffahrt, 49,553 in der Küsten- und Dampfschifffahrt; Plymouth 11,295, Fall-River 13,350; Neu-Bedford 123,911, wovon 115,091 in der Seeschifffahrt; Barnstable 73,756, wovon 67,631 in der Küstenschifffahrt; Edgartown 6797; Nantucket 30,157, wovon 26,325 Tonnen in der Seeschifffahrt. Besonders der Walfischfang, die Makrelenfischerei, der Stockfischfang und der Granit- und der Eishandel werden von Massachusetts aus mit großer Lebhaftigkeit betrieben.

Boston, die Hauptstadt von Massachusetts und Metropole von Neu-England, liegt (Statehouse 42° 21′ 22″ n. Br., 71° 4′ 9″ w. L.) auf einer Halbinsel am westlichen

Ende der Massachusettsbay, 432 M. von Washington, 105 von Portland, 214 von Neu-York, 302 von Philadelphia, 985 von Cincinnati, 1810 von Neu-Orleans. Diese Halbinsel, etwa 3 M. lang, 1 M. breit, erhebt sich 50 bis 110 Fuß über das Meer. Der indianische Name derselben war Shawmut, die ersten Ansiedler nannten sie dreier Hügel wegen Trimountain. Boston steht mit dem übrigen Lande durch Zugänge oder Brücken, mit Roxbury durch eine Landenge (Neck) in Verbindung; mit Ost-Boston (Noddle's Island) durch Dampffähren, mit Chelsea durch eine 600 Fuß lange Brücke. In East-Boston liegt der Werft, wo die Cunard-Dampfer anlegen; er ist 1000 Fuß lang. Von der Seeseite her gewährt Boston einen großartigen, äußerst malerischen Anblick. Merkwürdig sind die langen, Abends beleuchteten Brücken, welche die Stadt mit Charlestown, Cambridge rc. verbinden. Die Charlestown-Brücke über den Charles-River ist 13,503 Fuß lang und 42 Fuß breit; die West-Boston-Brücke 6190 Fuß, die Canal-Brücke 2796 Fuß rc. Süd-Boston ist mit der Stadt durch zwei Brücken verbunden. Die ganze Stadt, zum Theil sehr ansprechend gebauet, zeugt überall von Wohlhabenheit und regster Geschäftsthätigkeit. Auch zeigt sich vielfach Sinn für das Schöne neben der Sorgfalt für das Zweckmäßige. Boston-Common ist ein schöner Park am Westende der Stadt, welcher 75 Acker Landes bedeckt. Unter den vielen Gebäuden nennen wir das Staatshaus, dessen vergoldete Kuppel von der See her aus weiter Ferne sichtbar ist; in demselben befindet sich ein schönes Standbild Washingtons von Chantrey; das neue Zollhaus, die Börse, welche 1842 vollendet wurde; in ihr befindet sich die Post. Faneuil-Hall „ist allen Amerikanern von Ocean zu Ocean theuer und werth als die Wiege der Freiheit." Faneuil-Hall Market, ein 536 Fuß langes Marktgebäude. Bemerkenswerth sind noch Quincy Market und die Wasserleitungen, welche aus dem Jamaica-Teiche bei Roxbury und dem Cochituate-See die Stadt mit klarem Wasser versorgen. Unter den 75 Kirchen der Unitarier, Trinitarier, Baptisten, Episcopalen, Katholiken, Universalisten, Methodisten und Neu-Jerusalemiten, ist keine von architektonischer Bedeutung. Das Howard-Athenäum steht auf dem Platze des Tabernakels der Milleriten, das abbrannte, als man es in ein Theater verwandelt hatte. Die Stadt zählt 3 Schaubühnen. Boston hat eine große Anzahl gemeinnütziger Anstalten und Gebäude, wie man sie jetzt in den meisten großen Städten der Union findet; für 23 große Schulhäuser zahlte die Stadt 703,000, für 41 Elementarschulhäuser 246,000 D. Am 1. August 1850 hatte es 178 Elementarschulen; alle Unterrichtsanstalten sind Freischulen. Es hat 106 literarische und wohlthätige Vereine. Im „Athen" von Neu-England befinden sich z. B. die Amerikanische Akademie für Künste und Wissenschaften, gegründet 1780; die historische Gesellschaft von Massachusetts, seit 1794, welche nahe an 30 Bände sehr werthvoller historischer Abhandlungen und Documente veröffentlicht hat; das Boston-Athenäum, 1837 incorporirt, hat eine bedeutende Bibliothek und ein Münzcabinet. Der naturwissenschaftliche Verein besitzt ein Museum; das Lowell-Institut wurde von Johann Lowell gegründet, der 1836 im 37. Jahre seines Alters zu Bombay in Ostindien starb. Er begabte die Anstalt mit 250,000 D. und verordnete, daß in den Monaten October bis April unentgeldliche öffentliche Vorträge über natürliche und geoffenbarte Religion, Physik, Chemie, und deren Anwendung auf Gewerbe, Geologie, Botanik und andere Zweige der Naturwissenschaft gehalten werden sollen. In Boston erschienen 1850 nicht

weniger als 36 Zeitungen, wovon 12 täglich, außerdem manche Zeitschriften und Reviews, zusammen 80 periodische Blätter.

Als „Hauptsitz der Wissenschaften" muß die Cambridge Universität betrachtet werden, in Cambridge, das nur drei Meilen von Boston entfernt ist, für eine Vorstadt gelten kann, und aus drei Abtheilungen besteht: Old Cambridge, wo sich die Hochschule befindet, Cambridge Port und East Cambridge. Es ist eine der ältesten Städte, datirt von 1630, hat 3 Banken, 16 Kirchen, 2 gelehrte Schulen und 12,000 Einwohner. Die Universität wurde 1638 gegründet; nach einem Manne, der sie begabte, heißt sie Harward-College. Sie besitzt nun ein Vermögen von mehr als einer halben Million Dollars, hat im Durchschnitt 250 Studirende, eine Bibliothek von mehr als 70,000 Bänden, und einen botanischen Garten; mit ihr ist eine medicinische Facultät verbunden. In Cambridge wurde 1639 die erste Buchdruckerei in Amerika aufgeschlagen von Stephan Day. In der Nähe von Cambridge liegt der Mount Auburn-Gottesacker, von welchem aus man eine schöne Fernsicht hat. Charlestown liegt eine Meile nördlich von Boston und ist mit dieser Stadt, mit Cambridge, Chelsea und Malden durch eine Brücke verbunden; es hat ein Staatsgefängniß, Irrenhaus, Marinehospital und einen Werft der Vereinigten Staaten, der 60 Acker einnimmt; der große trockene Dock besteht aus behauenem Granit, ist 341 Fuß lang, 80 breit und 30 tief. Etwas nördlich erhebt sich das Bunker-Hill-Monument, zu welchem am 17. Juni 1825 Lafayette den ersten Stein legte; 1842 war es vollendet. Es besteht aus einem 221 Fuß hohen Obelisk. Roxbury, zwei Meilen südlich von Boston, zählt 12,000 E. Lexington, wo am 19. April 1775 das erste Blut im Unabhängigkeitskriege floß, hat gleichfalls ein Denkmal zur Erinnerung an diesen Tag.

Die Flüsse Charles und Mystic vereinigen sich unweit Boston; sie sind nun auf einer kleinen Strecke schiffbar, bilden aber mit dem Neponset und Weymouth einen der schönsten Häfen in der Welt. Er ist von Land umgeben, auch für die größten Schiffe zugängig, und fast ganz eisfrei; er nimmt 75 englische Quadratmeilen ein. Die Einfahrt für große Fahrzeuge ist eng; sie wird durch drei Festungswerke geschützt. In Boston sind die Uferstrecken mit Werften und Docks buchstäblich bedeckt. Die Bewohner zeichneten sich schon in frühen Zeiten durch Unternehmungsgeist aus, um 1740 durch ihren Schiffsbau und die Fischerei. — Damals hatte die Stadt 17,000 E. Von da ab war der Aufschwung langsam; 1790 hatte sie nur 18,038 E., in dem Revolutionskriege litt sie schwer und wurde seit der Unabhängigkeit von Neu-York und Philadelphia überflügelt. Aber seit 1790 hob sich Boston rasch; es betheiligte sich beim Handel nach China und Indien und nach der Nordwestküste von Amerika, beim Fischfang, beim Frachthandel, und knüpfte Verbindungen an mit Rußland, dem mittelländischen Meere, Liverpool, Südamerika und den englischen Colonien in Nordamerika. Als die napoleonischen Kriege auch auf den Handel von Boston hemmend einwirkten, warf es sich auf die Fabrikation. Der Industrie verdankt es sein Gedeihen, seinen Handel, seine Ausdehnung; denn die Altstadt bildet nur den Kern für Groß-Boston. Durch die westliche Aveune steht sie mit dem Festlande in Verbindung, sodann durch 6 Brücken, 7 Eisenbahnen und 3 Fähren. Jene 7 Eisenbahnen verzweigen sich zu 16, und 10 Avenuen theilen sich, innerhalb 9 engl. M., in 30; sie breiten sich fächerartig aus und bilden lange Straßen, die besondere

Municipalitäten ausmachen. Täglich kommen in Boston an und gehen ab 240 Eisenbahnzüge mit durchschnittlich 10,500 Passagieren; Hunderte von Omnibus sind in steter Geschäftigkeit. Groß-Boston umfaßt einen Bezirk von 16 Meilen Länge und 9½ Meile Durchschnittsbreite; ein Viertel davon besteht aus Wasser oder steinigen, des Anbaues nicht fähigen Hügeln. Am weitesten von der Börse liegen die Bezirke Dedham, Newton, Waltham, Lexington und Lynn, nämlich 9 Meilen. Die eigentliche Altstadt, Boston in engerm Sinne, hatte 1850 schon 138,788 E.; mit den 25 Bezirken, also Groß-Boston insgesammt aber 269,874 E. nach der Zählung des Staates Massachusetts; aber nach der Zählung der Bundesbehörden 292,813; da die letztere alle Einwohner aufzählt, auch die abwesenden Matrosen, Armen, Gefangenen, Spitalkranken 2c. Im Jahre 1820 belief sich die Gesammtzahl auf nur 86,696, 1840 auf 171,992. Das abgeschätzte Vermögen war von 120,114,574 D. im Jahre 1840 gestiegen auf 266,646,844 D. im Jahre 1850. Dazu kommt noch öffentliches und corporirtes Eigenthum im Belaufe von mehr als 21 Mill. D. Zu diesem Wohlstand hat die Baumwolleninduſtrie wesentlich beigetragen, doch ist sie von der Lederindustrie bereits überflügelt worden; sodann die Schifffahrt und die Fischerei. Boston war voran im Eisenbahnbau und in der Verbindung durch Dampf mit Europa. Ende 1839 liefen 167 Meilen Eisenbahn von Boston aus; jetzt, wie wir weiter oben nachgewiesen haben, steht es mit ganz Neu-England, dem St. Lorenz, den großen Seen und dem Mississippi in unmittelbarer Verbindung; seit 1841 landen die Cunard-Dampfer; außerdem hat es eine ganze Flotte von Dampfern für die Küstenverbindung. Für die Bedeutung seiner Betheiligung an den Fischereien zeugt es, daß 1849 etwa 200,000 Barrels Walfischthran und Spermaceti — drei Fünftel der gesammten Fischerei der Union — in Massachusetts eingebracht wurden; daneben 231,850 Barrels Makrelen. Auch beim Stockfischfang ist Boston betheiligt. Die Manufacturen von Massachusetts lieferten 1845: — an vermischten Artikeln: 19,357,000; Stiefel, Schuhe und Leder 18,635,000; Baumwollenwaaren (— 817,473 Spindeln, so viel wie der ganze deutsche Zollverein! —) *) 12,193,000; Wollenfabrikate 10,366,000; Holzwaaren, Schiffe, Fuhrwerke 2c., 11,596,000; Metallwaaren, Geräthe, Maschinen 2c. 8,024,000; Oel, Kerzen, Seife 4,931,000; Hüte, Mützen 2c. 2,384,000; Papier 1,750,000; Reperwaaren, als Taue, Seile 2c. 906,000; Glas 758,000; zusammen 91,000,000 Dollars für einen Staat, der noch nicht eine Million Einwohner zählt. Von dieser Jahresproduction kommen 21,000,000 auf Boston mit seinen Außendistricten, das Uebrige kommt zum größten Theil nach Boston zum Verkauf und zum Verschiffen; auch die Rohstoffe gehen zumeist über Boston ein, dessen Handelsumschlag man jährlich auf volle 200,000,000 Dollars veranschlagen darf. Die Baumwollenindustrie liefert nahezu ein Siebentel der Gesammtproduction. Sie ist nicht in den Händen einzelner Fabrikanten, sondern einer großen Anzahl von Vereinen, die aus einer Menge von Antheilhabern bestehen. Die Lederproduction hat man für 1850 auf nicht weniger als 25,000,000, die Wollenwaaren aller Art auf 14,000,000 D. geschätzt. Das von Seiten Bo-

*) Auf die sechs Staaten von Neu-England kamen, nach der Zählung von 1850 nicht weniger als 2,475,700 Spindeln, beinahe eine Spindel auf jeden Kopf.

sions in Manufacturen angelegte Capital beträgt 40, das im Handel, Banken und Versicherungsgesellschaften angelegte 50 Mill. D. Die Rhederei von Boston hatte 127,124 Tonnen im Jahre 1821; aber 1850 schon 313,192 Tonnen, wovon 270,710 auf die eigentliche Seefahrt, 42,483 auf Küstenfahrer und Dampfer kamen. Der auswärtige Handel ist im letzten Jahrzehnt ununterbrochen gestiegen, zugleich hat der Küstenhandel seit dem Anschluß von Texas und Californien sich in beträchtlicherm Verhältnisse vermehrt. Im Hafen von Boston kamen an im Jahre 1842: Schiffe vom Auslande 1738; Import 12,633,713; Export 7,226,104; im Jahre 1849: Schiffe 3111, Import 24,117,175, Export 8,843,974 (im Jahre 1847 mehr als 12, 1848 mehr als 10 Mill.); in den ersten sechs Monaten von 1850 Import 16,329,501; Export 4,426,216 D. Im auswärtigen Handel folgt Boston gleich auf Neu-York. Der große Unterschied zwischen Einfuhr und Ausfuhr wird ausgeglichen durch die Frachtfahrt, und die Küstenverschiffung von Granit, Marmor, Eis, und Manufacturwaaren nach dem Süden. Der Ackerbauertrag von Massachusetts beträgt noch keine 10 Mill. D., und davon ist noch die Hälfte Heu. Im Küstenhandel empfing Boston 1840: Baumwolle 269,813 Ballen (gegen 17,126 im Jahre 1821, und 138,709 im Jahre 1840); Anthracitkohle 262,632 Tons; Mehl 987,988 Barrels *); Mais 3,002,593 Buschel; Roggen, Gerste ꝛc. 621,513 Buschel; Terpentin 38,199 Barrels; Leder 763,530 Sides, Schweinefleisch 156,556 Barrels; Blei 200,560 Pigs. Außerdem kamen, besonders von Neu-Orleans, bedeutende Einfuhren von Rindfleisch, Hanf, Zucker, Syrup und Taback. Woher sollten in Massachusetts Consumenten kommen, wenn der Industriebetrieb fehlte? Im Küstenhandel sind Schiffe von 50 bis zu 1000 Tonnen Gehalt beschäftigt. Abgerechnet die kleinen Slups und Schooners, welche Sand, Steine, Holz ꝛc. bringen, kamen Küstenfahrer in Boston an: 1821 nur 2013, aber 1849 schon 6100. Nach allen bedeutenden Städten der nordamerikanischen Seeküste hat Boston Packetlinien. Wie bedeutend der Küstenhandel ist, zeigt sich aus der Thatsache, daß im August 1850 ein Schiff, der Präsident, aus Boston nach Neu-York 15,651 Colli brachte, im Werthe von 390,000 D. Mit Californien ist der Verkehr sehr lebhaft; von den 1300 Schiffen, welche von Januar 1849 bis August 1850 aus den atlantischen Häfen nach dem Goldlande segelten, kam reichlich ein Viertel aus Boston. Das Bankcapital von Groß-Boston betrug 1850 schon 21,730,000 D., durchschnittliche Dividende 7 Procent. In den Sparkassen waren von 29,799 Individuen 4,939,329 D.; in sämmtlichen Sparcassen von Massachusetts 12,111,553 D. eingelegt worden. Die Bostoner Versicherungscompagnien haben ein Capital von 5,483,000 D.

Von großer Wichtigkeit für Boston ist der Handel mit Eis. Von diesem Artikel wurden 1843 verschifft 55,000 Tonnen, die an Bord etwa 2 D. 50 C. kosteten, und im Verkauf 3,575,000 D. brachten. Eine einzige Firma (Gage, Hittinger und Compagnie) befrachtete in jenem Jahre 101 Fahrzeuge mit Eis; die eine Ladung wurde in Ostindien Pfund für Pfund gegen Baumwolle eingetauscht, welche in Liverpool ihren Absatzmarkt fand. Der Eishandel ist sehr gewinnreich, auch für die

*) In dem mit den 30. September 1850 abgelaufenen Jahre betrug der Gesammtexport von Mehl aus den Vereinigten Staaten nach Großbritannien 392,742 Barrels und Mais 4,813,373 Buschel.

Sägemühlen in Maine. Schon im Jahre 1839 wurden 140 Schiffe mit etwa 30,000 Tonnen Eis befrachtet. Im Jahre 1844 befaßten sich in Boston 16 Compagnien mit dem Eishandel, von denen eine 7000 D. bloß für Stroh und Heu zum Verpacken verausgabte. Vortreffliches Eis liefert namentlich der Fresh-Pond bei Cambridge, der sich durch ungemein klares Wasser auszeichnet. Dort sind große Eismagazine angelegt worden, „Mammutheishäuser.“ Das Hauptgebäude besteht aus drei, durch Lufträume getrennten Mauern, ist 40 Fuß hoch, 178 Fuß tief, 199 Fuß lang, hält über drei Viertel Acker, und kann 39,000 Tonnen Eis fassen. Durch einfache aber sinnreiche Vorkehrungen wird die Wärme abgehalten; das Gebäude hält fünf verschiedene Gewölbe, anderthalb Millionen Barnsteine und 800,000 Fuß Holz. Alle Eisblöcke sind gleich groß. Das große Gebäude hat fünf Dächer. Aus dem Vorgewölbe werden die Blöcke durch Krahnen gleich in die Eisenbahnkarren gehoben. Neben dem Hauptgebäude befindet sich ein Maschinenhaus, denn das Eis wird mit Maschinen regelrecht geschnitten. Eine Eisfläche von zwei Ackern giebt etwa 2000 Tonnen. Die Arbeiter schneiden, nachdem der Schnee sorgfältig weggekehrt worden ist, mit einem Handpfluge Quadrate in die Oberfläche, die nachher ausgesägt oder mit verschiedenen Werkzeugen ausgehoben werden. Vierzig Arbeiter können mit Hülfe von zwölf Pferden täglich 400 Tonnen loseisen und ins Lagerhaus bringen. Bei günstigem, d. h. heiterm, kaltem und trocknem Wetter bringt man binnen drei Wochen die ganze Eisernte, d. h. 200,000 Tonnen in die Magazine. Die Fitchburg-Eisenbahn schaffte im Winter 1850 auf 1851 mehr als 100,000 Tonnen nach Boston. Nach einem uns vorliegenden Bostoner Blatte ging der Eisexport 1846 nach folgenden Häfen: Calcutta, Canton, Manilla, Hong-Kong, Bombay, Mauritius, Rio Janeiro, Pernambuco, St. Thomas, Barbadoes, Demerara, Trinidad, Havanna, S. Jago de Cuba, Kingston, Nassau, Matanzas, Jamaica, Antigua, Portorico, Surinam, Cayenne, Guadeloupe, Galveston, Neu-Orleans, Mobile, Key West, Charleston, Pensacola, Savannah, Wilmington, Norfolk, Appallachicola, Baltimore, Neu-York, Liverpool, London und Oporto. Die Ausfuhr betrug in dem genannten Jahre 50,790 Tonnen.

Salem liegt 14 M. nnw. von Boston, 18,846 E.; Hafenplatz. Newburyport, eine der hübschesten Städte in Neu-England, mit sicherm aber schwer zugänglichem Hafen, 9534 E. Hier starb der Methodist Whitefield, der 13 Mal über den Atlantischen Ocean gefahren ist, und mehr als 18.000 Predigten gehalten hat. — Plymouth, 5717 E., in dessen Nähe die Pilgerväter an einem Felsblocke landeten, den man mitten in die Stadt gebracht hat. Der Tag der Landung wird alljährlich gefeiert. — Neu-Bedford, 56 M. südlich von Boston; 16,467 E.; sicherer Hafen, starke Betheiligung am Walfischfang. — Andover, 4000 E.; theologisches Seminar; Taunton mit Eisenwerken, 10,133 E.; Fall River, am gleichn. Flusse, der aus dem Wattuppa-Pond abfließt, und 140 Fuß herabfällt und sich in den Taunton ergießt, guter Hafen. Worcester, eine der hübschesten Städte im Binnenlande, 15,864 E. In der Halle der amerikanischen antiquarischen Gesellschaft befindet sich eine werthvolle Bibliothek. Springfield am linken Ufer des Connecticut, 18,000 E.; große Waffenfabrik; Amherst, mit einer höhern Lehranstalt; Pittsfield am Housatonic, der hier viel und stark benutzte Wasserkraft darbietet.

Lowell ist die wichtigste Fabrikstadt in Neu-England. Sie bietet einen höchst

erquicklichen Anblick dar; Alles sieht luftig und reinlich aus, ist „comfortable." Der Ort liegt am Süduser des Merrimac, dicht an der Einmündung des Concord, 25 M. nnw. von Boston. Beide Flüsse und namentlich die Pawtucket-Fälle im Merrimac stellen eine große Wasserkraft zur Verfügung, die auch beim niedrigsten Wasserstande nicht unter 2000 Kubikfuß in der Secunde beträgt. Oben bei den Fällen beginnt ein 60 Fuß breiter 8 Fuß tiefer Canal, der den Fabriken Wasser aus dem Concord zuführt. Im Jahre 1820 hatte Lowell 200 E., 1850 aber 32,964, mit einem Vermögen von mehr als 20,000,000 D. Man nennt Lowell mit Recht das Manchester Amerikas. Die erste Baumwollenfabrik wurde 1822 gegründet, 1850 waren ihrer 50 vorhanden, die von 12 Corporationen verwaltet wurden. Nachstehende Zahlen weisen den Anwachs der Fabrikation in Lowell nach. Im Jahre 1840 bestanden 32 Fabriken; Anlagecapital 10,500,000 D.; Spindeln 166,044; Stühle 5183; weibliche Arbeiter 6430, männliche Arbeiter 2077, an Zeug wöchentlich fabricirt 1,120,560 Yards; Baumwollenverbrauch wöchentlich 370,000 Pfund, Wolle 20,183, gefärbt und gedruckt Yards 265,000, Arbeitslohn für weibliche Arbeiter 2 D., für männliche 4 D. 80 Cts. Im Jahre 1850: 50 Fabriken; Anlagecapital 13,210,000; Spindeln 319,946; Stühle 9885; weibliche Arbeiter 8260; männliche 3744, an Zeug wöchentlich fabricirt 2,110,000 Yards; Baumwollenverbrauch wöchentlich 653,000 Pfund, Wolle 69,000; bedruckt und gefärbt 345,000 Yards; Arbeitslohn wie oben. Die Zahl der Spindeln hat sich binnen zehn Jahren mehr als verdoppelt, die Stühle sind um 80 Procent gestiegen; die Zeugbereitung um 1 Mill. Yards wöchentlich. Auf den Arbeiter kommen 1840 wöchentlich 131, 1850 aber 175 Yards, meist durch verbesserte Maschinen. Der Wollverbrauch ist von 1,039,536 Pfund in 1840, auf 3,588,000 in 1850 gestiegen, was dem Producte von 600,000 Schafen oder 60,000 Acker Landes gleich kommt. Lowell liefert auch Papier, Maschinen, Gußwaaren und Band; hatte drei Banken und zwei Sparbanken. Die Compagnien zahlen den Arbeitslohn monatlich aus, und zwar an verschiedenen Tagen; sie zeigen große Sorgfalt für das physische und moralische Wohl der Arbeiter, und wirken zu diesem Zwecke gemeinsam. Die Fabriken werden äußerst reinlich gehalten, die Arbeiter sehen kräftig und gesund aus; die Kinder unter 16 Jahren werden gar nicht angestellt. Für Erziehung und geistige Bildung wird viel gethan, und Mackay bemerkt: „es würde keine leichte Aufgabe sein, irgendwo einen scharfsinnigern und intelligentern Menschenschlag zu finden, als die Arbeiter in Lowell." Sie haben zur gegenseitigen Bildung eine Mechanics-Hall gebaut, ein sehr hübsches Haus. Die Stadt hat eine Bibliothek von jetzt 10,000 Bänden für sie gegründet; in den Wochentagen hören sie, nach vollendeter Arbeit, Vorträge über naturwissenschaftliche und andere gemeinnützige Gegenstände. Die Arbeiterinnen, welche in der Stadt keine Angehörigen haben, wohnen im Hause und unter Aufsicht achtbarer Frauen. Alle Arbeiter zeigen ein anständiges Benehmen, und fühlen sich in ihren Verhältnissen wohl. In der Bott-Fabrik waren 950 Mädchen 5½ Jahr beschäftigt; es kam nur eine uneheliche Geburt vor, und die Mutter war eine Irländerin. Als der englische Geolog Lyell von Boston nach Lowell fuhr, bemerkte ein Reisegefährte: „solche Corporationen sind zu aristokratisch für unsere Ideen, und können sich vereinigen, um den Arbeitslohn nieder zu halten." Aber ein Werkführer in einer Fabrik bemerkte: daß die Concurrenz der riva-

lisirenden Fabriken groß sei, und die Arbeiter leicht von einer Fabrik in die andere gehen können. Die Corporationen seien vielmehr wahrhaft demokratische Institutionen, indem die Actien nur 500 D. betrügen, und zu nicht geringem Theil im Besitz von Arbeitern seien, wie denn seine Dienstboten dergleichen hätten. Durch dieses System werde die arbeitende Klasse verhindert, die Fabrikherren als eine bestimmte Kaste anzusehen, die ein von dem ihrigen verschiedenes Interesse habe. Die Besitzer von kleinen Actien haben alle Vortheile von Theilhabern, sind aber nicht haftbar für die Schulden des Etablissements über die Depositen hinaus. Sie können jährlich alle Rechnungen untersuchen, sobald die öffentliche Darlegung der Geschäfte stattfindet. Lowell verdankt sein Aufblühen dem hohen Schutztarif von 1828, welcher die amerikanische Industrie dem erdrückenden Uebergewichte Englands entriß und wieder den Beweis lieferte, wie falsch die Behauptung ist, daß Schutzzölle die Waaren den Consumenten vertheuern. Durch den Schutzzoll, welcher die inländische Concurrenz an die Stelle der fremden setzte, wurde es den Amerikanern möglich, auf auswärtigen Märkten mit den Engländern zu concurriren. Im Jahre 1846 gingen aus Lowell Baumwollenfabrikate nach: Hong-Kong, Canton, Calcutta, Manilla, Batavia, Hinterindien, Valparaiso, Sumatra, Smyrna, Buenos-Ayres, Palermo, Neapel, Rio Janeiro, Istapa, Sandwichs-Inseln, Kronstadt, Gibraltar, Küste von Afrika, Hobart-Town, Zanzibar, Malta, Pernambuco, Honduras, Californien, Manzanilla, La Guayra, St. Thomas, Gonaives, Cap Haiti, St. Domingo, Neu-Seeland, den Caboverden, Jamaica, den Bahamas, Nassau, Campeche, San Juan, Neu-Schottland, Maracaibo, Fayal, Porto Cabello, Guaymas, Nuevitas, Galveston, Aux-Cayes und in viele südliche Häfen der Vereinigten Staaten.

Lynn, eine kleine Stadt, unweit von Boston, nach Norden hin, ist für die Schuhfabrikation, was Lowell für die Baumwollenindustrie. In Lynn werden nur Frauen- und Kinderschuhe gemacht. Das Personal der Arbeiter bestand im September 1849 aus 10,058 Individuen. Davon waren Fabrikanten 89, Zuschneider 175, Schuhmacher 2458; außer der Stadt beschäftigt 900, Frauenzimmer 4925 in, und 1600 außerhalb der Stadt; verfertigt wurden 3,540,000 Paar; Machelohn 957,575 Dollars. Das Schuh-, Stiefel- und Ledergeschäft in den Vereinigten Staaten producirt jährlich für etwa 50,000,000 Dollars. Massachusetts lieferte 1846 Stiefel 3,768,160 Paar, Schuhe 17,128,411 Paar, im Werthe von 14,799,140 Dollars. Leder wurde fabricirt für 3,836,657 Dollars. Einwohnerzahl von Lynn 1850: 16,007.

Einen bemerkenswerthen Punkt bildet Nantucket, ein sandiges Eiland von halbmondförmiger Gestalt, etwa 14 Meilen lang, und 30 Meilen vom Festlande entfernt. Nur ein sehr kleiner Theil des Bodens ist anbaufähig; die ersten Ansiedler fanden auf demselben keine Bäume; der letzte Indianer starb 1822. Ein englischer Abenteurer, Bartholomäus Gosnold, entdeckte Nantucket 1602; der Graf von Sterling verkaufte die Insel 1641 an Thomas Mayhew und dessen Söhne, welche sie wiederum an eine Gesellschaft für Waaren im Werthe von 30 Pf. Sterling und zwei Biberhüte abgaben. Im Jahre 1640 lebte zu Salisbury, in Massachusetts, Thomas Macy, ein Mann aus Wiltshire in England. Die unduldsamen Puritaner hatten ein Gesetz gegeben, demgemäß ein Bewohner von Massachusetts für jede Stunde, in welcher er einen Quäker unter seinem Dache beherberge, fünf Pfund Sterling Brüche zahlen solle. Thomas

Macy gab einst bei Sturm und Ungewitter vier wandernden Quäkern in seiner Scheune Obdach. Der Generalrath ließ den menschenfreundlichen Uebertreter des Gesetzes vor seine Schranken laden. Macy kannte seine Leute, die vielleicht ein „Exempel an ihm statuiren" und ihn aufknüpfen lassen wollten, ging mit seiner Familie in einem kleinen Boote aufs Meer, und stieg auf Nantucket ans Land, wo die Indianer ihn gastlich aufnahmen. Im Laufe der Zeit folgten einzelne Ansiedler. Im Jahre 1690 fingen sie bei der Insel den ersten Walfisch, und seitdem ist diese unfruchtbare Insel ein Hauptpunkt, von welchem der Walfischfang in großartiger Weise betrieben wird. Der Ausspruch eines Ansiedlers, der beim Erscheinen des ersten Walfisches an der Küste ausrief: „Da haben wir eine grüne Weide, von welcher unsere Kinder und Großkinder Brot holen werden," ist zur Wahrheit geworden.

Es ist hier nicht der Ort, ausführlich auf die Beschreibung der verschiedenen Walfischarten und des Walfischfanges einzugehen. Wir heben nur Einzelnes hervor, insoweit es auf den Betrieb der Amerikaner Bezug hat. Daß schon der angelsächsische König Alfred und daß die Isländer im elften Jahrhunderte den Walfischfang kannten, ist außer Zweifel. Diese letzteren, die Anwohner der französischen Küste und die Basken beschäftigten sich mit demselben; Barentz und Hudson fanden Walfische in großer Menge bei Spitzbergen, und sowohl die Holländer wie die moskowitische Compagnie zu London, die Hamburger, Franzosen und Dänen schifften nach dem hohen Norden der Walfische wegen. Die Holländer waren am rührigsten und besuchten Spitzbergen in so großer Zahl, daß sie dort eine zeitweilige Colonie, die Ortschaft Smeerenberg, gründeten, die aus hölzernen Häusern bestand, welche man in Amsterdam gezimmert hatte. Sie kochten den Thran gleich an Ort und Stelle aus. Batavia auf Java und Smeerenberg auf Spitzbergen entstanden gleichzeitig, aber der Walfischfang gab so großen Ertrag, daß man einige Zeit das letztere für die wichtigere Niederlassung hielt. Nach und nach wurden die Walfische in jenen Gegenden seltener; sie zogen sich mehr in die offene See, später hauptsächlich in die grönländischen Gewässer, und Smeerenberg wurde verlassen. Um 1680 beschäftigten die Holländer im Walfischfange etwa 260 Schiffe mit 14,000 Seeleuten. Hull in England, das noch heute eine beträchtliche Anzahl von Fahrzeugen auf den Walfischfang ausrüstet, begann damit schon 1598; im J. 1754 gingen aus England und Schottland 67 Schiffe auf den Walfischfang, alle in die nordischen Gewässer. Aber die anderen seefahrenden Völker sind von den Nord-Amerikanern weit überflügelt worden; sie allein beschäftigen in diesem Gewerbzweige mehr Schiffe und Seeleute, als alle übrigen zusammengenommen. Die Bewohner von Nantucket, lediglich auf das Meer angewiesen, begriffen bald, wie wichtig der Walfischfang für sie werden konnte. Sie baueten eine Stadt, welche bis 1792 Sherburne hieß, in diesem Jahre aber den Namen Nantucket erhielt. Bis 1760 trieben sie den Fang nur vor der Küste in Booten, den ersten Spermacetiwalfisch haben sie 1712 gefangen; 1715 hatten sie erst 6 Slups von je 30 Tonnen; 1745 schifften sie Thran direct nach London; die englische Regierung bot Prämien aus, um im eigenen Lande den Betrieb des Walfischfanges aufzumuntern. Der Fang in der Davisstraße begann 1746, an der Insel Disco und in der Baffinsbay 1751, im St. Lorenzbusen 1761, an der Küste von Guinea 1763, bei den Azoren 1765, im Osten der Neufundland-Bänke 1763, an der Küste Brasiliens 1774. Im

Jahre 1770 hatte Nantucket 125 Schiffe, die 14,331 Fässer Thran heimbrachten; 1772 gelang es einem seiner Bewohner, Spermacetikerzen zu bereiten; 1775 hatte es 150 Schiffe, zum Theil große Briggs. Während des Unabhängigkeitskrieges lag das Geschäft völlig darnieder, hob sich aber gleich nach dem Frieden. Ein Bewohner von Sherburne ging nach Neu-Bedford, das seitdem mit Schwung den Walfischfang betreibt und Nantucket überflügelt hat. Von dort aus ging 1791 das erste Schiff in den Stillen Ocean, um dort den Spermwalfisch zu fangen. Nantucket folgte diesem Beispiele und rüstete eine Expedition nach Canton aus, das seitdem in das Bereich amerikanischer Handelscombinationen fällt. Die Bewohnerzahl von Nantucket beläuft sich auf etwa 8442; sie hatten 1846: Thransiedereien und Spermacetikerzenfabriken 24, lieferten 1,022,019 Gallonen Thran im Werthe von 1,279,817 D., 858,581 Pfund Kerzen im Werthe von 214,645 D. In diesen Fabriken war ein Capital von 1,580,417 D. angelegt worden.

Am 1. Januar 1849 bestand die Walfischfahrerflotte der Vereinigten Staaten aus 580 Schiffen und Barkschiffen, 20 Briggs und 13 Schoonern, mit einem Tonnengehalte von 195,598. Diese 613 Schiffe vertheilen sich auf nicht weniger als dreißig Häfen, zumeist in Massachusetts. Der durchschnittliche Gehalt der Schiffe beträgt 319 Tonnen. Auf Neu-Bedford kommen 249 Schiffe mit 80,660; Nantucket 67: 23,477; Neu-London 53: 17,880; Fairhaven 49: 15,805; Sag-Harbour 41: 14,649; Warren in Rhode Island 20: 6558; Stonington 21: 6414; Mystic 16: 4897; Coldspring 8: 3315; Greenport 10: 3059; Westport 15: 2804. Geringer betheiligt sind die Häfen: Edgartown, Newport, Mattapoiset, Fall-River, Providence, Province Town, Falmouth, Holmes Hole, Lynn, Bridgeport, Salem, Wareham, Sippican, Neu-Suffolk, Bristol, Plymouth, Somerset, Dartmouth und Yarmouth. Das größte Schiff hielt 616, das kleinste 81 Tonnen. Manche Schiffe bleiben drei bis vier Jahre in See. Von den Ende 1848 in See befindlichen 558 Schiffen war etwa die Hälfte beim Fange des Spermwalfisches beschäftigt, die anderen mit jenem des gewöhnlichen Walfisches (Balaena Mysticetus). Etwa 35 Briggs, Schooners und kleinere Barkschiffe stellten dem Spermwalfisch im nördlichen und südlichen Atlantischen Ocean nach, etwa 85 Schiffe und Barken im südlichen Atlantischen und Indischen Ocean dem Sperm- und gewöhnlichen Walfisch; die übrigen durchfurchten das Stille Weltmeer, und zwar jene, welche den Mysticetus aufsuchen, an den Küsten von Asien und Amerika vom 1. März bis zum 1. October zwischen 35° und 60° n. Br., die Spermwalfischfänger unter dem Aequator, an den Küsten von Peru, Japan und Neu-Seeland das ganze Jahr hindurch. Im Januar 1829 beschäftigten die Nordamerikaner nur erst 203 Schiffe im Walfischfang; diese Zahl war 1843 auf 658, 1846 auf 736 gestiegen, 1849 auf 613 gefallen; und im Laufe des letzten Jahres sind abermals 72 Schiffe weniger in demselben beschäftigt, so daß 1850 die Zahl nur noch 551 beträgt, mit einem Ausfall von 24,626 Tonnen. Der Schwung des Betriebes hängt nicht allein von den hohen Preisen des Thrans und Spermaceti ab, sondern auch von der Ergiebigkeit des Fanges. Neue „Walfischweiden" hat man in der neuern Zeit nicht entdeckt; alle Meere werden längst durchkreuzt; indessen will 1848 ein Walfischfänger aus Sag-Harbour, im nördlichen Ocean, jenseits der Behrings-Straße einen sehr ergiebigen Weidegrund gefunden haben;

in der That brachte er 1800 Fässer zurück. Bis in die neuere Zeit hinein wurde das nördliche Eismeer von amerikanischen Walfischfängern nicht besucht; sie segelten vorzugsweise nach den Küsten Brasiliens, und blieben neun bis zwölf Monate aus; 1826 waren in diesem Fange nur 23 Schiffe beschäftigt, und der ganze Import von Walfischen überstieg nicht 46,065 Barrels; Fischbein 417,966 Pfund. Um 1830 zog der Walfisch mehr nach Osten und weidete namentlich in der See bei Tristan d'Acunha; als er auch dort scheu wurde, suchte man ihn am Vorgebirge der guten Hoffnung auf, im Indischen Ocean, vor der Südküste Neu-Hollands, und nun seit einigen Jahren stellt man ihm besonders bei Neu-Seeland nach. Auch an der Ostküste Asiens bis nach Kamtschatka sucht man ihn auf. Im nördlichen Theile des Stillen Oceans waren 1839 nur zwei amerikanische Walfischfänger; sie ernteten 2800 Fässer Thran; 1843 aber 108 Schiffe 146,800; 1846: 292 Schiffe 253,800 Fässer Thran. Im Jahre 1846 sandte man von Neu-London den ersten amerikanischen Walfischfänger nach der Davis-Straße. Der erste amerikanische Walfischjäger, welcher das Cap Horn umsegelte, lief 1791 von Nantucket aus. Spermaceti wurde in den Vereinigten Staaten eingeführt 1815: 2186 Faß; diese Ziffer stieg von Jahr zu Jahr, sie betrug 1825 schon 60,052; 1835 schon 172,682 Faß; die höchste Ziffer fällt ins Jahr 1837, nämlich 181,724; fiel 1846 auf 95,219, stieg 1848 auf 107,846. Die Preise schwankten zwischen 1 D. 40 C. und 61 Cents. Der Import von Walfischthran betrug 1828 nur erst 46,065 Fässer, 1848 aber 280,656. Fischbein wurde eingeführt 1844: 2,532,000; 1845: 3,167,000, 1848: 2,023,000 Pfund. Man rechnet durchschnittlich auf 800 Pfund Fischbein 100 Barrels Thran. Der Preis schwankte zwischen 9 Cents 1821, und 55 bis 60 Cents in 1844.

Der Walfischfang hat neben seiner commerciellen auch eine culturhistorische Bedeutung, die sich besonders an der Westküste von Amerika, in der Inselwelt des Großen Oceans, Californien und Australien geltend macht. Diese Gegenden empfangen einen nicht geringen Theil ihrer Bewegung durch die Walfischfänger. Ohne den durch diese angeregten Verkehr hätten sich die Süd-Amerikaner schwerlich so leich. von Spanien getrennt, das auf die Fremden eifersüchtig war, und das Kreuzen bis auf hundert Seemeilen von der Küste nicht gestatten wollte. Walfischjäger besuchten Australien und Vandiemensland, als noch kein Kauffahrer ein Interesse daran hatte, dorthin zu segeln; sie erforschten die Küsten und Häfen, brachten Ansiedler mit, unterhielten mit diesen einen regelmäßigen Verkehr, und Walfischjäger sind es gewesen, welche mehr als einmal die ersten Colonisten von Botanybay vom Hungertode gerettet haben. Sie brachten Missionäre auf die Südsee-Inseln, und thun es noch jetzt, z. B. nach Neu-Guinea, Neu-Irland, Neu-Britannien; auch Neu-Seeland ist durch sie erst recht bekannt geworden. Seit 1803 besuchen sie häufig die chinesischen Meere und jene bei den Molukken, seit 1819 die Küste von Japan. Schon 1830 wurden in London 6083 Tonnen Spermaceti eingeführt, 1836 schon 7001 Tonnen.

Die Walfischfänger theilen die ergiebigsten Weiden oder Gründe, in den „Grund an der Küste,“ „vor der Küste,“ und „Mittelgründe“. Alle haben einen großen Umfang, z. B. der Grund an der Küste begreift den ganzen Ocean entlang der Küste von Chili und Peru, von Juan Fernandez bis zu den Gallapagos und der „Off Shore Ground,“

den Raum zwischen 5° und 10° s. Br. und 90° bis 120° w. L. Außer diesen beiden Gründen besuchen die amerikanischen Walfischjäger das Meer bei der Hawaii-Gruppe, den Gesellschaftsinseln, den Gruppen Samoan, Fidschi, und Kings-Mill; am und unter dem Aequator von den Küsten Süd-Amerikas bis zur Kings-Mill-Gruppe; quer durch das südliche Stille Meer zwischen 21° und 27° s. B.; quer durch das nördliche Stille Meer zwischen 27° und 35° n. Br., die Ostküste von Neu-Seeland, den Mittelgrund zwischen Neu-Holland und Neu-Seeland, die Küsten von Japan bis zu den Bonin-Sima-Inseln, die Nordwestküste Amerikas und die Küste von Californien. Sie haben diesen ganzen ungeheuren Raum in vier Gürtel, von je etwa 25 Grad abgetheilt. Der erste derselben liegt zwischen dem Gleicher und dem nördlichen Wendekreise, der zweite zwischen diesem letztern und 50° n. Br., der dritte zwischen dem Gleicher und dem südlichen Wendekreise, und der vierte bis zum 50° s. Br. Innerhalb der Wendekreise trifft man zu allen Zeiten Walfische, doch haben sie ihre Lieblingsplätze, auf welchen sie sich in größerer Menge einfinden. In der ersten Zone schwärmen sie gern im Süden der Sandwichs-Inseln, westlich bis zum Mulgrave-Archipel den größten Theil des Jahres über; zu allen Zeiten findet man sie im Westen der Gallapagos. In der zweiten Zone sind sie am häufigsten von den Küsten Japans bis zu jenen Nordwest-Amerikas und Californiens, wo sie sich von Mai bis November häufig blicken lassen. Im Juli sind sie bei den Bonin-Inseln, zwischen diesen und Japan. Sie besuchen auch das Meer im Norden der Sandwichs-Inseln, zwischen 28° und 35° n. Br.; zwischen 145° und 156° w. L. von Juni bis October; im August und September ziehen sie an die Nordwestküste und von November bis Januar findet man sie bei Californien. In der dritten Zone liegen die Marquesas, Gesellschafts-Inseln, Freundschafts-Inseln, die Samoan- und die Fidschi-Gruppe; hier besucht der Sperm-Walfisch die „Off Shore Grounds" von November bis Februar, und ist im Juli und August bei den Kings-Mill- und Fidschi-Inseln. Im vierten Gürtel findet man ihn von März bis Mai östlich von Neu-Seeland, nachher zwischen 22° und 80° s. Br. von der Küste Neu-Hollands bis zu jener von Süd-Amerika. Das Meer zwischen Neu-Holland und Neu-Seeland heißt der „Mittelgrund," und giebt in manchen Jahren eine sehr ergiebige Ausbeute. Die Lieblingssammelplätze der Spermwalfische sind immer Meeresgegenden, in denen keine großen Strömungen sich bemerkbar machen, sogenannte neutrale Punkte. Das gilt nicht bloß vom Stillen Weltmeere, sondern auch vom Atlantischen Ocean.

Im Atlantischen Ocean ist die Jagd auf den Spermwalfisch am ergiebigsten: bei den Azoren, bei den Caboverden, im Norden der Bahamabänke, im Busen von Mexico, in der caraibischen See, im Osten der Windward-Inseln, an der Nordküste und an der Südküste Brasiliens; auf dem Carrol-Grunde, d. h. dem Meere zwischen St. Helena und Afrika. — Im Indischen Ocean: vor der Südspitze von Madagascar und zwischen dieser Insel und Afrika; vor der Nordküste von Madagascar; an der arabischen Küste; vor der Westküste von Java, an der Nordwestküste von Neu-Holland, an der Südküste Neu-Hollands, und zwischen dieser und Vandiemens-Land. Man betreibt den Walfischfang im Atlantischen Ocean mit kleineren Schiffen, als jenen im Stillen Weltmeer. Der Walfischgrund bei den Azoren liegt etwa 200 englische Meilen südwestlich; die Fangzeit fällt in die Sommermonate und dauert bis October. Diese Inseln liegen

im Wege der großen Nord=Polarströmung und bilden für diese ein Hinderniß; bei ihnen finden die Walfische reichliche Nahrung. Von den Azoren fahren die Walfischfänger auf die Höhe des Cap Blanco und zu den Caboverden, sind im October bis December vor der brasilianischen Küste, im Januar und Februar vor der Mündung des la Plata, und fahren dann nach dem Carrol=Grund, wo sie von März bis Mai kreuzen. Darauf steuern sie wieder nach Westen zur Küste von Süd=Amerika, von dieser nach Osten zu den Windward=Inseln, nach den Bahama=Bänken, hinauf bis zum Cap Hatteras und von dort nach Hause. Die kleineren Fahrzeuge gehen selten nach Süden über den Aequator hinaus; sie besuchen im Januar und Februar die caraibische See, fahren nachher bis April an den Küsten von Cuba und Yucatan, und im Mai und Juni gehen sie weiter nördlich.

Im Indischen Ocean besuchen die Schiffe die Höhe von Point=Dauphin, Süd=Madagascar, im März und April; von Mai bis Juli kreuzen sie an der Süd=Westküste, im Canal von Mozambik. Die St. Augustinbay bietet ihnen einen bequem liegenden Erfrischungshafen. Von diesem aus steuern sie zum Cap Corrientes und besuchen die Komoro=Inseln. Die afrikanische Küste von Mozambik bis Zanzibar ist ein sehr ergiebiger Grund. Manche Schiffe kreuzen während des Nordost=Monsuns von October bis April an der arabischen Küste. Den besten Ertrag giebt durchschnittlich das Meer vor der West= und Nordwestküste von Neu=Holland, ostwärts bis Timor und Lombock, westlich bis zu den Keeling=Inseln und der Küste von Java. Die Sulu=See wird hauptsächlich von Engländern besucht. Die Walfischjäger können auf zwiefachem Wege in den Stillen Ocean gelangen: um das Vorgebirge der guten Hoffnung und Neu=Holland oder um das Cap Horn. Ihre Fahrt auf dem erstern Wege richten sie gewöhnlich so ein, daß sie im März bei Neu=Seeland ankommen, wo sie etwa sechs Wochen lang verweilen. Sie segeln darauf nördlich bis zur Sonntags=Insel und von dort nach Osten zwischen 22° und 28° s. Br. Unter diesen Parallelen steuern sie bis zur Küste von Süd=Amerika, wo sie etwa im September anlangen, nachdem sie einige Zeit bei Juan Fernandez und Mas a Fuero gekreuzt haben. Andere Fahrzeuge sind im Juni bei den Gesellschafts=Inseln, gehen darauf westlich nach Samoan und Fidschi, von dort südlich entweder zum Mittelgrunde zwischen Neu=Holland und Neu=Seeland, oder in eine höhere südliche Breite, und sind am Ende des Sommers, im März, wieder vor Neu=Seeland. Vor den Küsten von Chili und Peru wird von November an gekreuzt. Die Schiffe, welche um das Cap Horn fahren, sind gewöhnlich im November vor diesen Küsten, bleiben dort einige Monate, gehen dann zu den Marquesas, und unter dem Aequator westlich, bis zum Mulgrave=Archipel und steuern von dort nach der Küste von Japan. Auf der Rückfahrt besuchen sie die amerikanische Nordwestküste, Californien, und sind im October und November bei den Sandwichs=Inseln (Hawaii=Gruppe).

Die Annahme, daß die Zahl der Walfische in den letzten Jahren reißend schnell sich vermindert habe, wird von Wilkes, der in der Beschreibung der amerikanischen Exploring=Expedition den Walfischfang ausführlich erörtert, als unrichtig hingestellt. Die Thiere seien nur wilder und vorsichtiger geworden als sonst. Im Durchschnitte muß ein Schiff, um volle Ladung zu haben, fünfzig Spermwalfische erlegen. Das Verhältniß der gefangenen Mysticeten zu den Spermwalfischen (B. Macrocephalus) stellt sich

wie zwei zu eins. Die ersteren sind bei weitem häufiger. Sie kommen meist in Buchten und an den Küsten vor; bei Chili sind sie in den Sommermonaten von October bis März, bei Californien und weiter nördlich von März bis November, bei Neu-Holland und Neu-Seeland von September bis März; in dieser Zeit „kalben" sie. Es ist bemerkenswerth, daß so wenig Walfischfänger verloren gehen; selten verliert die amerikanische Walfischflotte mehr als ein Procent; die Versicherungssumme beträgt jährlich nur 2½ Procent. Etwa 10 Procent der Schiffe machen schlechte Reisen. Im Durchschnitt werden jährlich etwa 10,000 Walfische beiderlei Art erlegt. Die Männchen, „Bullen," geben durchschnittlich von 30 bis 100 Barrels Thran, die „Kühe" selten mehr als 45 und manchmal nur 5. Die amerikanische Walfischflotte hat, wenn wir den Tonnengehalt auf 200,000 annehmen, einen Geldwerth von 20,000,000 Dollars, ist mit 17,500 Seeleuten bemannt, für welche sie die beste Schule bietet; sie consumirt jährlich, an Landesproducten, 3,800,000 D.; importirt einen Werth von 6 bis 7 Millionen Dollars, wovon für etwa 2 Millionen wieder ausgeführt werden*).

Rhode Island.

Der kleinste Staat der Union, zwischen Massachusetts, Connecticut und dem Meere, das hier tief ins Land dringt, und die schöne Narraganset-Bay bildet. Im Jahre 1636 verließ Roger Williams das damals unduldsame Massachusetts, floh in die Wälder, schiffte in einem gebrechlichen Nachen den Pawtucket hinab, und schlug eine Hütte neben einem Quell auf, an welchem er seinen Durst gelöscht hatte. Dort erhebt sich nun die Stadt Providence. Er kaufte das umliegende Land von den Narraganset-Indianern. Als 1638 Coddington, gleichfalls vor den Puritanern zu ihm flüchtete, erwarb dieser von den Indianern die Insel Aquidneck, die seitdem, nach der Insel Rhodus, Rhode Island genannt wurde und der Provinz den Namen gegeben hat. Sie gedieh, und hatte 1730 schon 18,000 Einwohner. Am 20. Mai 1790 nahm sie die Verfassung der Vereinigten Staaten mit einer Mehrheit von nur zwei Stimmen an. Rhode Island ist ein hübsches Land, sein Klima ist milder als das der übrigen neuengländischen Staaten; der Boden ist im Norden und Westen hügelig, nach dem Meere zu flacht er sich ab. An den Flüssen ist die Wasserkraft zu Fabriken benutzt worden, und der Staat hat eine ungemein schwungreiche Gewerbsamkeit. Rhode Island hatte im Anfange des Jahres 1850 nicht weniger als 219 größere und kleinere Fabriken. Sie lieferten meist weiße und gedruckte Baumwollenstoffe, Twiste, Flanelle und grobe Wollentuche. Die Zahl der Einwohner betrug 1800 erst 69,122, war 1840 auf 108,830, und 1850 auf

*) Etchings of a Whaling Cruise. With notes of a sojourn on the Island of Zanzibar. To which is appended a brief History of the Whale Fishery, its past and present condition; by J. Ross Browne. New York 1846, p. 511 — 575. — The Whale and Whaling; by Edward Wakefield, in Simmond's Colonial Magazine, London 1844. Vol II. p. 325 sqq.

147,543 gestiegen. Der Gouverneur wird auf 1 Jahr gewählt und bezieht 400 Dollars Gehalt, während der Schulcommissär 800 bezieht. Der Senat, in welchem der Gouverneur den Vorsitz führt, besteht aus dem Gouverneur, dem Vice-Gouverneur und einem Mitgliede für jede der 31 Towns. Das Repräsentantenhaus zählt 69 Mitglieder und darf nicht über 72 haben. Wähler ist jeder Bürger der Vereinigten Staaten, der 21 Jahre alt ist, ein Jahr im Staate und 6 Monat im Bezirk, wo er stimmen will, gewohnt hat. Auch die Neger sind stimmberechtigt. — Staatseinnahmen 1850: 161,648 Dollars, Ausgaben 161,413 D. Der Schulfond des Staates beträgt 51,300 D., der Staatsschatz zahlt jährlich für Schulen 35,000 D.; Anzahl der Schulbezirke 332. Während der letztverflossenen sechs Jahre sind für den Bau von Schulhäusern 148,254 D. verausgabt worden. Die Schulen wurden 1850 von 22,477 Schülern besucht. Gesammtausgabe für Schulen 86,554. Der Sitz der Regierung ist abwechselnd in Providence und Newport.

Providence (41° 49′ 22″ n. Br., 71° 24′ 48″ w. L.), 42 M. ssw. von Boston, 173 östl. von Neu-York, 394 M. von Washington, liegt am obern Ende der Narragansetbay, 35 M. vom Meere, an beiden Seiten des Seekonk oder Providenceflusses, und hat nun schon 41,513 Einwohner, welche durch ihren Unternehmungsgeist in Gewerben und Handel sich auszeichnen. Von 61 Banken, welche der Staat Rhode Island zählt, kommen allein auf Providence 23. In der Stadt endet der Blackstone-Canal. Rhederei: 10,226 Tonnen Seeschiffe, 7492 Tonnen Küstenschiffe. Die Stadt hat ein Theater und die Brown-Universität, 1770 von den Baptisten gegründet. — Newport, auf der Insel Rhode, mit einem vortrefflichen, gut befestigten Hafen, in lieblicher Gegend; 5563 Einwohner; berühmter Fischmarkt, auf welchem 60 verschiedene Arten von Fischen und Schaalthieren zum Kauf ausgeboten werden. Rhederei: 10,147 Tonnen. Die Stadt Bristol, 4610 E., hat 15,557 Tonnen. Pawtucket, 8000 E., ist eine betriebsame Fabrikstadt, wie Woonsocket-Falls, 4000 E., Tiverton 4699, Bristol, 4616 E.

Connecticut.

Zwischen Massachusetts, Rhode Island, Neu-York und dem Long Island-Sunde, 41° und 42° 2′ n. Br. und 71° 20′ und 73° 51′ w. L., ein hügeliges Land mit einem durchschnittlich ziemlich fruchtbaren, vortrefflich angebaueten Boden. Ackerbau und Viehzucht werden gleich schwunghaft betrieben; die Rindvieh- und Pferdezucht ist ausgezeichnet; Butter, Käse, Fleisch und Vieh werden ausgeführt; der Getreideertrag reicht beinahe für den inländischen Verbrauch aus; der Taback wird theurer bezahlt als die besten Sorten der südlichen und westlichen Staaten. Der Connecticutstrom, welcher den Staat von Norden nach Süden durchfließt, fällt zwischen Saybrook und Lyme in den Long Island-Sund, der Housatonic zwischen Milford und Stratford; er ist für kleinere Schiffe bis Derby schiffbar; die bis Norwich aufwärts schiffbare Themse mündet bei Neu-London ins Meer. Der Farmington und der Naugatack liefern Wasserkraft für viele Fabrikanlagen.

Die Colonie Connecticut wurde 1663 durch Einwanderer aus Massachusetts besiedelt, die 1633 Windsor baueten; 1635 ließen sich Engländer zu Hartford nieder, wo die Holländer ein Fort angelegt hatten; New-Haven ist eine Ansiedelung der Engländer, und datirt von 1638. Connecticut nahm 1788 die Unionsverfassung mit 128 Stimmen gegen 40 an. Die Volksmenge betrug 1790 schon 238,141 Seelen, 1840: 309,978, 1850: 371,947 Seelen. Der Gouverneur wird jährlich vom Volke gewählt; Besoldung 1100 D. Der Senat besteht aus nicht weniger als 18 und nicht mehr als 24 Mitgliedern. Die meisten Städte, namentlich die älteren, schicken zwei, die neueren nur einen Abgeordneten ins Repräsentantenhaus. Die Sitzungen der Legislatur werden alljährlich, und zwar abwechselnd in Hartford und in New-Haven gehalten. Die Staatsausgaben des Rechnungsjahres von 1849 auf 1850 beliefen sich auf 118,392 D., die Einnahmen auf 122,346 D. Zahl der Banken 37. Kein anderer Staat auf Erden hat verhältnißmäßig so viel für das Schulwesen gethan. Die Anzahl der Towns oder Stadtgemeinden beträgt 146, der Schulgenossenschaften 217, der Schuldistricte 1649; Kinder zwischen 4 und 16 Jahren 92,055. Der Schulfond ergab am 2. September 1849 einen Bestand von 2,076,602 D., der Zinsenbetrag für 1850 137,449. Im Jahre 1849 wurden 10,000 D. für ein Schullehrerseminar angewiesen. Die sinnreiche Betriebsamkeit der Bewohner von Connecticut, das jährlich auch Hunderte von Lehrern an die übrigen Staaten der Union abgiebt, findet anderswo kaum ihres Gleichen. Der Yankee in und aus Connecticut ist fleißig, mäßig, unterrichtet und voll Ausdauer, und er hat sich mit ganz ausgezeichnetem Erfolg auf Ackerbau wie auf Gewerbsindustrie, Schifffahrt und Handel geworfen. Schon im Jahre 1845 lieferte der kleine Staat Baumwollenfabrikate für 3,023,336 D.; Wollenfabrikate 3,280,575, Papier 1,186,302, Nähseide 173,382, Lederwaaren 735,827, Teppiche 597,028, Uhren 771,115, Kutschen und Wagen 1,222,091, Maschinen 363,860, Messingfabrikate 1,126,494 Dollars, also in diesen 10 Artikeln für 12,480,000 Dollars; es waren darin 13,112 Arbeiter beschäftigt. Außerdem lieferte er für 1,741,920 D. Schuhwerk; Hüte, Mützen und Muffe 921.806, Sättel, Koffer ꝛc. 547,990, Zinnwaaren 481,810, Nadeln 170,000 Dollars. Die Holzuhren, sogenannte Yankee Clocks, sind den bekannten schwarzwälder Uhren nachgeahmt. Stecknadeln werden hauptsächlich zu Derby verfertigt. Vermittelst eines sinnreichen Mechanismus werden die Nadeln auf das Papier gesteckt, und eine Arbeiterin verrichtet vermittelst desselben so viel wie anderwärts 59 Arbeiter. Im Jahre 1849 hatte Connecticut 180 Baumwollen- und Wollenfabriken, die gedruckten Kattun, Sheetings, Shirtings, Cotton Duck, Drills und Stripes, Diapers, Tweeds, Casimir und Flanell lieferten, und 43 andere Fabriken, z. B. 8 für Nähseide und seidene Franzen, Gummischuhe, Nadeln, Messingwaaren, Pulver, Messerschmiedewaaren ꝛc. Die Schifffahrt beträgt für Middletown 11,090 Tonnen, wovon 251 auf Seeschifffahrt; Neu-London 40,985, wovon 24,909 Seeschifffahrt; Stonington 20,122, wovon 12,921 Seeschiffahrt; Fairfield 21,243 T., lediglich Fluß- und Küstenschifffahrt. Export 1849: 264,000, Import: 234,743 Dollars.

New-Haven (41° 18′ 30″ n. Br., 72° 56′ 42″ w. L., das College), 301 M. von Washington, liegt im Hintergrunde einer Bucht des Long Island-Sundes, von sanft ansteigenden Hügeln umgeben, und hat etwa 22,539 Einwohner. Die Stadt

bietet mit ihren zum Theil in Gärten liegenden Häusern einen sehr anmuthigen Anblick. Das Yale-College, 1701 zu Killingworth gegründet, befindet sich seit 1717 zu New-Haven, und ist die am stärksten besuchte höhere Lehranstalt in den Vereinigten Staaten. Mit ihr ist auch eine medicinische Facultät verbunden. Sie besitzt die reichhaltigste mineralogische Sammlung in der Union. — Hartford (Staatshaus 41° 45′ 59″ n. Br., 72° 40′ 45″ w. L.), 335 M. von Washington, liegt am rechten Ufer des bis hier für kleinere Fahrzeuge schiffbaren Connecticut und hat jetzt 17,966 E. Die Episcopalen haben hier eine höhere Lehranstalt, das Washington- oder Trinity-College, 1824 gegründet. Die dortige Taubstummenanstalt war die erste in den Vereinigten Staaten gegründete. — New-London (41° 22′ n. Br., 72° 9′ w. L.), 354 Meilen von Washington, am rechten Ufer der Thames, unweit der Mündung; jetzt 9006 E. Der Hafen ist der beste im Staate und auch zur Aufnahme der größten Schiffe geeignet. Der Platz ist beim Walfischfange stark betheiligt. Im Jahre 1781 verbrannten die Engländer einen Theil der Stadt; zum Andenken hat man eine 125 Fuß hohe Spitzsäule aus Granit errichtet. — Kleinere Städte sind Norwich, 6000 E., wo der Yantic und Shetucket in die Themse fließen; der erstere bildet malerische Wasserfälle. — Stonington hat einen guten Hafen; — bei Stafford Springs, 24 Meilen nördlich von Hartford, sind stahlhaltige Quellen; — Middletown liegt am Connecticut, und hat eine Universität der wesleyanischen Methodisten. Hier wird der Strom für Seeschiffe fahrbar. Bridgeport, 7558 E.; Danburg, 5062 E.

Neu-England, dessen Flächeninhalt etwa so groß ist als jener von Virginien, hatte hundert Jahre nach der ersten Besiedelung noch nicht 140,000 Einwohner. Damals war erst ein kleiner Theil von Maine näher bekannt, in Neu-Hampshire lebten 10,000 Menschen, Vermont war noch eine Wildniß, Massachusetts war nicht über Worcester hinaus besiedelt, Rhode Island nur an der Narraganset-Bay, und die Volksmenge von Connecticut überstieg nicht 40,000. Im Jahre 1850 hatte Neu-England 2,719,840 Bewohner. Unter diesen befinden sich etwa 20,000 Deutsche, auch in den gebirgigen Theilen von Vermont, sonst in den größeren Städten. In Boston, wo die Zahl derselben 5000 übersteigt, haben sie eine deutsche Gesellschaft. Viele sind Aerzte, Lehrer und Anwälte.

3. Die mittleren Staaten.

Neu-York.

Dieser „Empire State“ wird begränzt im Osten von Connecticut, Massachusetts und Vermont, im Norden von Untercanada, dem St. Lorenz, und dem Ontario-See, im Westen von Obercanada und dem Erie-See, im Süden von Pennsylvanien und Neu-Jersey. Er liegt zwischen 40° 30′ und 45° n. Br. und 71° 56′ und 79° 56′ w. L. Seine Volksmenge ist von 2,428,921 Seelen im Jahre 1840, gestiegen auf 3,098,818 im Jahre 1850. Neu-York zerfällt in ungleiche Theile erstens durch das Thal des

Hudson sammt der Depression, in welcher der Champlain-See sich ausdehnt, sodann durch die Thäler des Mohawk und Oneida-Sees sammt dem Oswegoflusse. Die östliche Abtheilung bildet einen langen schmalen Gürtel von der Insel Manhattan, auf welcher die Hauptstadt liegt, bis zum Champlain-See; sie begreift die westliche Abdachung der Taghkanic-Berge, der Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Hudson und jenen des Long Island-Sundes. Den Norden des Staates durchzieht die Clinton-Kette, mit welcher kleinere Gebirgszüge verbunden sind. Sie beginnt bei Little-Falls, im Thale des Mohawk, und zieht nordöstlich bis Trembleau-Point am Champlain-See. In den Adirondack-Bergen erhebt sich der Mount Marcy bis zu 5467 Fuß Meereshöhe. Diese Kette bildet die Wasserscheide zwischen dem Hudson und dem St. Lorenz. Die südliche Abtheilung zwischen dem Ontario-See, den Thälern des Mohawk und Hudson und Pennsylvanien, steigt an der Gränze gegen diesen Staat am höchsten, und wird von drei Ketten durchzogen, den Highlands, Shawagunk und den Catskill-Bergen. Der Hudson hat einen 324 Meilen langen Lauf, und ist 156 Meilen, bis Troy aufwärts schiffbar; er entspringt in zwei Armen in den Bezirken Hamilton und Essex, strömt von den Glens-Fällen an gegen Süden, in der tiefen Depression, welche das acadische System von den Alleghannies scheidet. Sie setzt sich nach Norden durch den Champlain-See und den Richelieu bis zum St. Lorenz fort. Der Mohawk, 135 Meilen lang, fällt oberhalb Troy in den Hudson; der Genesee, 125 M. lang, strömt zum Ontario-See, in welchen sich auch der unweit von den Hudsonquellen entspringende Blackriver ergießt. In den Champlain-See mündet der 65 M. lange Saranac bei Plattsburg. Der Oswegatchie fällt in den St. Lorenz. Die Quellen des Susquehannah, Alleghanny und Delaware liegen im Staate Neu-York, der besonders im westlichen Theile eine große Anzahl malerischer Seen aufweist. Die meisten haben ihren Abfluß zum Ontario-See. Von Osten nach Westen folgen der Oneida, 22 M. lang. Sein Abfluß, der bei Oswego mündet, empfängt zugleich die Abflüsse aus den Seen Skeneateles, Cayuga und Seneca, welcher letztere 40 M. lang, 2 bis 4 Fuß breit ist, und sich durch seine schönen Umgebungen auszeichnet. Der Crooked-Lake steht mit dem Seneca in Verbindung, ebenso der Canandaigua. Alle diese Seen haben eine Communication mit dem Eriecanal. Dagegen gehört der Chatauque-See, in der westlichen Ecke des Staates, und nur wenige Meilen vom Erie entfernt, dem Stromgebiete des Missisippi an, indem er in den Alleghanny abfließt. An der Südküste liegt Long Island, eine 120 M. lange, im Durchschnitt 15 M. breite Insel, welche mit der gegenüberliegenden Küste von Connecticut den Long Island-Sund bildet.

Im Jahre 1609 fuhr Heinrich Hudson in den Strom, welcher von ihm den Namen trägt. Das umliegende Land wurde zuerst von Holländern besiedelt, kam 1664 in den Besitz der Engländer und wurde ihre wichtigste Colonie in Nord-Amerika. Die Unionsverfassung nahm der Staat Neu-York am 26. Juli 1788 mit 30 Stimmen gegen 25 an. Der Gouverneur wird auf zwei Jahre gewählt, und bezieht 4000 D. Jahresgehalt, er muß 30 Jahre alt sein, Bürger der Union und seit 5 Jahren im Staate ansässig sein; dasselbe gilt vom Vicegouverneur, welcher Vorsitzender im Senate ist. Der letztere besteht aus 32 Mitgliedern, die man, und zwar jährlich zur Hälfte, auf zwei Jahre gewählt; das Haus oder die Assembly zählt 128 Mitglieder. die jährlich gewählt

werden. Jeder männliche weiße Bürger, der 21 Jahre alt ist, ein Jahr lang im Staate sich aufgehalten hat, und vier Monate vor der Wahl im Wahlbezirke gewohnt hat, ist stimmberechtigt; farbige Personen müssen, um wählen zu können, drei Jahre im Staate ansässig gewesen sein, einen schuldenfreien Grundbesitz von 250 D. seit einem Jahre vor der Wahl und von demselben Steuer gezahlt haben.

Nächst den Staaten Neu-Englands hat besonders Neu-York dem Volksschulwesen große Aufmerksamkeit und bedeutende Geldmittel zugewandt. Am Ende Septembers 1849 betrug der Common School Fund 2,243,563 D., der United States Deposit Fund 4,014,520 D., der Literature Fund 265,966 D., zusammen 6,524,050 D. Capital, mit 380,529 D. Zinsen. Für den Unterricht der Taubstummen wurden jährlich 25,778 D. verausgabt, für die Blindenanstalt 18,476 D.; der Verfassung gemäß muß der Fond für die Volksschulen jährlich um 25,000 D. vermehrt werden. Der Total-Schulfond betrug 1849, alle Quellen zusammengerechnet, 5,018,563 D., mit 301,113 D. Zinsen; verwandt wurden für das Unterrichtswesen in demselben Jahre 846,710 D. 45 Cts. Davon kamen auf Lehrerbesoldungen 625,456 D., auf Bibliotheken 93,104. Im Durchschnitt dauerte die Schulzeit 8 Monate; 778,309 Kinder empfingen in den öffentlichen Schulen Unterricht; in den Districtsbibliotheken befanden sich 1,409,154 Bände. Es gab im Staate etwa 11,000 farbige Kinder zwischen 5 und 16 Jahren; 4006 in Schulen für die Farbigen, für welche der Staat 5006 D. zuschoß. Für die Indianer giebt es Schulen in den „Reserven." Neu-York hat eine beträchtliche Anzahl höherer Unterrichtsanstalten, sogenannte Colleges und Universities, viele Specialschulen für Theologie und Medicin, etwa 550 Akademien, d. h. Schulen, in denen auch Latein gelehrt wird.

Die Staatsschulden sind meist productiver Art. Der Generalfond und die Eisenbahnschuld belief sich am 30. September 1849 auf 6,389,693 D., die Canalschuld auf 16,414,523, zusammen 22,804,216 D.; mit einem Jahreszins von durchschnittlich 1,259,036 D. Dazu kommt die sogenannte Contingent Debt, welche aus den State Stock und Comptrollers Bonds besteht, im Belaufe von 1,233,905, wovon der Staat keine Zinsen zahlt. Gesammtschuld 24,038,122 D. Dagegen besitzt der Staat, abgesehen vom Schulvermögen, Staatswerke für öffentlichen Nutzen zu einem Kostenwerthe von 33,214,158 D. Sie ergaben aber im Jahre 1849 einen Ertrag von 3,442,906 D., was, nach Abzug der Unkosten, einen Reinertrag von 2,757,102 D. herausstellt, und einem Capital von 45,951,711 D. (zu 6 Procent gerechnet) gleich kommt. So viel sind demnach gegenwärtig jene öffentlichen Werke werth. Das durchschnittliche Reineinkommen betrug für die letzten fünf Jahre 2,370,780 D., was zu 6 Procent einem Capital von etwa $39^1/_2$ Mill. D. entspräche. Die zum Bau contrahirte, noch nicht bezahlte Schuld beträgt, wie schon oben erwähnt, für die Canäle 16,414,523 D. Das steuerpflichtige Eigenthum belief sich 1848 auf 666,089,526, wovon unbewegliches Vermögen 536,162,901, und bewegliches 129,926,625 D. Die Staats- und Bezirkssteuern beliefen sich auf 4,174,277 D., die Town Taxes auf 1,374,703; Totalabgaben 5,548,981. Die Staatseinnahmen 1849: 992,688, die Staatsausgaben 842,316 D. Im Staate sind 77 corporirte Banken in Thätigkeit, mit einem Capital von 28,960,860 D., Circulation 21,406,861 D., außerdem

58 freie Bankassociationen und 55 individuelle Banken, im Ganzen 113 mit einer Circulation von 11,180,675 D. (In Eisenbahnen bis Ende 1850 angelegt 60,769,797 D.)

Neu-York ist in politischer und commercieller Hinsicht der bedeutendste Staat der Union, wie er denn auch an Volkszahl allen übrigen voransteht. Er hatte 1701 nur etwa 30,000 E.; die Zählung von 1731 ergab 50,395, von 1771 schon 163,338, jene von 1790 bereits 340,120, 1800: 586,756, 1810: 959,949, 1820: 1,372,812, 1830: 1,918,608; die von 1845 schon 2,603,495, jene von 1850, wie schon oben angeführt, 3,098,818. Auch in Bezug auf Ackerbau und Gewerbe ist er von großer Wichtigkeit, indem der Boden sich im Allgemeinen gleich gut zum Weideland wie zum Getreidebau eignet. Außer den verschiedenen Kornarten und Hülsenfrüchten liefert der Staat viel Obst, wovon auch ausgeführt wird. Einen wichtigen Zweig der Landwirthschaft bildet seit etwa zehn Jahren die Käsebereitung, welche bereits zur Grundlage eines bedeutenden Handels geworden ist. Seit 1840 gehen bedeutende Quantitäten Käse aus Boston, namentlich aber aus Neu-York nach Europa, besonders nach England, theilweise auch schon nach den deutschen Nordseehäfen. Folgende Zahlen thun dar, wie bedeutend sich dieser Exportzweig gesteigert hat. Im Jahre 1840 führten die beiden genannten Plätze aus: 723,713 Pfund; im Jahre 1841: 1,748,781, 1842: 2,456,677, 1843: 3,440,144, 1844: 7,433,145, 1845: 7,941,187, 1846: 8,675,390. Davon gingen nach England, in runder Summe 6$^3/_4$; nach Westindien über 1 Mill. Pfund, das übrige nach Canada, Britisch-Guyana, Schottland und Venezuela. Besonders die westlichen Bezirke treiben die Käsebereitung ins Große; auch jene in Norden, z. B. Herkimer, der 1845 nach amtlichen Angaben 8 Mill., und St. Lorenz, der 9 Mill. Pf. bereitete. In Albany kamen an und gingen stromab im Jahre 1846 nicht weniger als 34,812,513 Pfund Käse. In Liverpool stellte sich der Preis für 112 Pfund auf 10 bis 15 Dollars je nach der Qualität.

Die Industrie begreift die verschiedensten Gewerbszweige. Man beutet den Metallreichthum des Staates aus, und namentlich die vielen Salzquellen, welche auch bei mangelhafter Benutzung reichen Ertrag liefern; die Fabriken liefern Wollen- und Baumwollenwaaren, Leinen, Glas, Eisen, Hüte, Papier. Von Erheblichkeit ist auch die Lederbereitung. Wahrscheinlich ist die Gerberei zu Prattsville im Bezirk Greene die größte nicht nur in der neuen, sondern auch in der alten Welt. Vor 25 Jahren war die Gegend, wo sie steht, unweit der Catskill-Berge, 36 M. vom Hudson, noch eine völlige Wildniß. Im Jahre 1824 wurde dieselbe vom Obersten Pratt durchstreift, der binnen drei Monaten eine großartige Lederfabrik einrichtete. Die Gerberei wurde 1847 in einem Hause betrieben, das 530 Fuß lang, 34 breit ist, und mehre Stockwerke hat. Sie verausgabte in den Jahren 1824 bis 1846 mehr als 6,000,000 D. Davon kamen z. B. 360,000 D. auf Borke, 162,000 D. Arbeitslohn für Gerber, 78,000 D. für Lebensmittel an die Arbeiter, für Häute 1,750,000, Frachtkosten für Häute und Leder zwischen Neu-York und Catskill 30,000 D. In den Jahren 1841 bis 1845 bearbeitete sie 144,006 Häute, welche kosteten 421,810 D., die nach der Verarbeitung werth waren 704,044 Dollars.

Neu-York trägt seit seiner Entstehung einen wesentlich commerciellen Charakter. Es wurde nicht von politischen Flüchtlingen oder von religiösen Corporationen gegrün-

det, sondern von Speculanten besiedelt. Die Hauptstadt wurde bald zu einem natürlichen Stapelplatze für ein großes Hinterland, und erhob sich nach und nach zu einem Weltemporium, besonders seitdem sie durch den Erie-Canal und durch Eisenbahnen mit dem Westen und dem Norden in unmittelbare Verbindung gesetzt wurde, und die pennsylvanischen Kohlengruben, welche 1850 eine Ausbeute von 3,127,633 Tonnen gegeben haben, billigen Brennstoff lieferten. Der Handel auch der westlichen und nördlichen Staaten ist von jenem Neu-Yorks abhängig, das gleichermaßen den Küstenhandel bis Neu-Orleans und Galveston beherrscht. Zwei Drittheile aller in den Vereinigten Staaten eingeführten Güter landen im Hafen von Neu-York, das auch den finanziellen Mittelpunkt der Union bildet, der Hauptwechselplatz ist, und die größte Anzahl von Importeurs hat. Im Jahre 1850 kamen in Neu-York 3499 Schiffe von auswärts an; davon waren 2026 amerikanische, 960 britische, 96 bremische und nur 27 französische, 59 schwedische, 70 norwegische, 32 aus Schleswig-Holstein und Dänemark, 12 aus Oesterreich. Im Jahre 1821 waren 912 Schiffe eingelaufen; Export 12,124,645; Import 26,020,012; im Jahre 1846: 2293 Schiffe; Export 36,423,762; Import 70,269,811. Gelandet wurden 1850 226,287 Passagiere gegen 221,799 in 1849, und 57,337 in 1841. In 3387 Fabriken und Manufacturen der Stadt, die ein Betriebscapital von 34,232,822 D. hatten, wurden 53,703 männliche und 29,917 weibliche Arbeiter beschäftigt; erzeugt wurde ein Arbeitswerth von 105,218,308 D.

Staat und Stadt Neu-York werden ohne Frage die erste Stelle in der Union behaupten. Wir haben schon weiter oben nachgewiesen, wie ausgedehnt die Canal- und Eisenbahnverbindung dieses Staates ist, und wie derselbe mit dem Norden und Westen sich in unmittelbare Communication gesetzt hat (S. 626). Zugleich hat er sich durch mehre Linien von Dampfschiffen mit Westindien und Mittelamerika, respective mit Californien, sodann mit Europa in Verbindung gesetzt (Bremen, Havre, und Liverpool; seit dem 27. April 1850 fahren die Dampfpacketboote der Collinslinie von Neu-York) und unterhält Dampfverbindung mit allen übrigen Häfen an der Meeresküste und an den Seen. Im Jahre 1825 erhielt Buffalo aus den Staaten und Gebieten im Westen von Buffalo noch gar nichts, seit Eröffnung des Erie-Canals 1836 aber 36,273 Tonnen; 1849 schon 535,086 Tonnen und dazu kamen noch 233,583 Tonnen über Oswego. Binnen 23 Jahren erstand zwischen Neu-York und dem westlich liegenden Lande ein Verkehr, welcher in der Navigationszeit von 1849 zum Erie- und zum Oswegocanal 768,669 Tonnen Güter brachten, im Werthe von 26,713,796 Dollars. Wir erwähnten weiter oben, bei Aufzählung der Canäle, daß der Eriecanal Nebenbuhler am St. Lorenz habe (S. 617), und an den Canälen von Pennsylvanien, Maryland und Virginien. Die Eröffnung des Canals von Cleveland zur Mündung des Cayuhoga am Ohio, und der Pennsylvania- und Ohiocanal, welcher Pittsburg mit dem eben genannten bei Akron verbindet, sechs Wochen früher eisfrei ist als der Eriecanal, und 300 Meilen kürzer ist, haben dem Handel der Neu-Yorker Canäle keinen Abbruch gethan. Durch die Verbindung der letzteren mit jenen von Ohio und Pennsylvanien hat sich der Verkehr auf beiden ungemein gesteigert; gleichermaßen seit Eröffnung mehrer Canäle in Ohio, der Verlängerung des Indianacanals in das getreidereiche Land am Wabash, und seit der Michigan-See mit dem Illinoisflusse in Communication gebracht

worden ist. Allein der Artikel Mais, der über Buffalo, Black Rock und Oswego in den Staat Neu-York einging, ist von 33,000 Buschels in 1845 auf 3,581,674 Buschels in 1849 gestiegen. Der Eriecanal hat bis heute alle seine Rivalen überflügelt; man betrachtet ihn als den leichtesten, sichersten und besten Weg zu den großen Märkten. Die künstlichen Verbindungswege von Pennsylvanien, Maryland und Virginien nach dem Westen haben die Alleghannies in einer Höhe bis zu 2500 Fuß zu übersteigen, während im Staate Neu-York die Natur selbst, in der tiefen Depression, welche das alleghannische vom acadischen Gebirge trennt, eine leichte Verbindung hergestellt hat. In dieser Erdspalte fließt der Hudson, der weit hinauf für Seeschiffe fahrbar ist; seine Ebbe und Fluth reicht, was bei keinem andern atlantischen Strome der Fall ist, über die Blaue Kette nach Westen hinaus. Der Eriecanal hat auf den 363 Meilen von der Fluthgränze des Hudsons bis zum See eine Steigung und ein Gefäll von nur 687 Fuß, und hat jetzt im Ganzen 71 Schleusen, oder etwa eine Schleuse auf fünf Meilen Canallänge. Der Eriecanal ist in den letzten zehn Jahren durchschnittlich 221½ Tage im Jahre schiffbar gewesen; die pennsylvanische Canallinie nur etwa eben so lange Zeit, theils wegen des Eises, theils wegen Wassermangels im hohen Sommer. Der Staat Pennsylvanien hat sein Improvement über die Alleghannies gebaut. Die Eisenbahn überschreitet das Gebirge vermittelst eines 900 Fuß langen Tunnels und einer Steigung und eines Gefälles von 2570 Fuß auf einer Strecke von 36 Meilen. Die Hindernisse hat man durch Anlage von zehn geneigten Ebenen und eben so viel stehenden Maschinen überwunden. Auf der ganzen Strecke von Philadelphia nach Pittsburg vermittelst der Columbiabahn und des Canals, 394 Meilen, beträgt Steigung und Gefäll 5220 Fuß, und vermittelst des Schuylkill-, Union- und Pennsylvaniacanals, 441 Meilen, betragen sie 4514 Fuß, wovon 1944 auf Schleusen und 2570 auf geneigte Ebenen kommen. Um diesen Hindernissen und Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, will man eine ununterbrochen von Philadelphia bis Pittsburg laufende Eisenbahn bauen. Auf der Virginia-Route kann man den Uebergang über das Gebirge um etwa 500 Fuß niedriger bewerkstelligen, als auf der pennsylvanischen Route, sie ist aber nichts destoweniger gleichfalls mit großen Schwierigkeiten verbunden. In nachstehender Uebersicht geben wir, von Cincinnati aus gerechnet, diesem wichtigsten Emporium am Ohio, eine Uebersicht der Strecke in Meilen bis zu den verschiedenen großen Seehäfen, welche als Ausgangspunkte für den westlichen Handel zu betrachten sind, die Entfernung der Stadt vom Ocean, und die Steigung und das Gefäll durch Schleusen oder geneigte Ebenen von Cincinnati bis zur Ebbe und Fluth auf den verschiedenen Communicationswegen.

Von Cincinnati nach:	Zum Hafen.	Vom Hafen z. Ocean.	Von C. z. Ocean	Gef. u. Stgg.
Richmond, verm. des Ohio, Kenhawa und James . .	688	135	823	3300
Georgetown, ver. d. Oh., u. Chesapeake u. Ohiocanals	808	177	985	3215
Baltimore, verm. des Ohio bis Wheeling, von da ab Eisenbahn	741	200	941	3215

Von Cincinnati nach:	Zum Hafen.	Vom Hafen z. Ocean.	Von C. z. Ocean.	Gef. u. Stgg
Philadelphia, ver. des Ohio, Canäle u. Columbiabahn	862	105	967	5220
Philadelphia, ver. Ohio und Canäle	941	105	1046	4514
Neu-York, ver. des Miami zum Erie-See, und dann Eriecanal	1010	20	1030	1239
Neu-Orleans, ver. Ohio u. Mississippi	1511	100	1611	—

Die Frachtkosten vom Ohio nach Neu-York stellen sich günstiger als auf dem Wege durch Pennsylvanien. Von Cincinnati nach Neu-York ergiebt sich gegen Neu-Orleans eine Wegersparniß von 500 Meilen; auch sind auf dem Ohio und Mississippi keine Zölle zu erlegen, wie auf der 613 Meilen betragenden Canalstrecke durch Ohio und Neu-York. Man schafft das Barrel Mehl von Cincinnati nach Neu-Orleans, für 50 Cents Fracht, was weniger ist als die Canalzölle allein betragen. Aber diese Vortheile der Mississippiroute werden geschmälert durch die Gefährlichkeit der Schifffahrt und höhere Assecuranz; den weitern Weg durch die von Orkanen heimgesuchten westindischen Gewässer; durch das heiße Klima im Süden, welches manchen Producten schädlich ist; sodann sind Lagerung, Versicherung, Commission 2c. in Neu-Orleans theurer als in Neu-York. Die Vortheile, welche dieser letztere Platz vor Montreal und Quebec voraus hat, sind schon früher (S. 617) von uns nachgewiesen worden; er zieht einen Theil des Handels auch von Canada an sich.

Neu-York hat 12 Hafenplätze; wovon nur vier oceanisch sind: nämlich Sag-Harbour mit 17,077 Tonnen Seeschifffahrt, 5735 Tonnen Küstenschifffahrt, und Greeport, mit zusammen 4639 Tonnen; Cold Spring, 4215 Tonnen, alle drei Plätze auf Long Island. Diese wie die folgenden Ziffern gelten für 1849. Die Stadt Neu-York hatte 796,491, wovon 378,986 Tonnen auf die Seeschifffahrt, 417,504 Tonnen auf Küsten- und Dampfschiffe kommen. Die übrigen Häfen liegen am Erie, Ontario und St. Lorenz und haben keine oceanische Schifffahrt. Es sind: Champlain 4570 Tonnen; Sacketts-Harbour 8776; Oswego 22,151; Niagara 732; Genesee 1036; Oswegatchie 2586; Buffalo 40,667; Cape Vincent, am St. Lorenz, 2424. Mit der Schifffahrt hat der Schiffsbau gleichen Schritt gehalten. Im Jahre 1847 beschäftigte die Stadt Neu-York auf zwölf Werften für den Schiffsbau 2320 Schiffszimmerleute, und außerdem noch 3500 Maler, Schmiede, Blockmacher, Reper und andere Handwerker, die vom Schiffsbau lebten; dazu kamen noch mehre tausend in den Maschinenfabriken beschäftigte Arbeiter; im Ganzen ziehen etwa 25,000 Menschen vom Schiffsbau, der Bau der Dampfschiffe mit eingerechnet, ihren Lebensunterhalt. Im Laufe des Jahres 1850 wurden auf den Werften der Stadt Neu-York 87 Schiffe von 89,741 Tonnen Trächtigkeit vom Stapel gelassen. Davon waren 19 große Dampfer von 2200 bis 3000 Tonnen, 24 andere Dampfboote, 3 Schraubendampfer (Propellors), das

übrige Segelschiffe. Im Laufe 1850 wurden überhaupt in den Vereinigten Staaten 1360 Schiffe von 272,218 Tonnen Gehalt vom Stapel gelassen*).

Die Ausfuhr des Staates Neu-York betrug 1849: 45,963,100 D., wovon 36,738,215 D. einheimische Erzeugnisse waren; Einfuhr 92,567,369 D., wovon für 76,148,308 in amerik. Schiffen. Gesammtexport der Ver. St. in 1849 145,755,820, Gesammtimport 147,857,439 D. Import und Export von Neu-York zusammen 1850 186,034,435 D.; davon Import 123,236,046, Export 59,800,787. Angekommen 3489 Schiffe, wovon 207 deutsche (96 Bremer).

Die Stadt Neu-York, Metropole von Nordamerika, und nächst London der bedeutendste Handelsplatz der Erde, liegt (Cityhall 40° 42′ 40″ n. Br., 74° 1′ 8″ w. L.) auf der Insel Manhattan, 226 M. von Washington. Es ist eine Seestadt und doch durch eine Gruppe vorliegender Inseln gänzlich vor dem stürmischen Ocean geschützt; denn seine Lage ist vollkommen sicher, dabei der Hafen leicht zugängig und durch Festungswerke gegen feindliche Unternehmungen gedeckt. Der Hudson bildet, etwa vierzig Meilen oberhalb seiner Mündung, den sogenannten Tappan-See. Auf der westlichen Seite, oder dem Ufer von Neu-Yersey, läuft dieses Aestuarium weiter nach Süden als auf dem östlichen Ufer oder jenem von Neu-York, macht dann eine Biegung nach Osten und endet am Atlantischen Meere bei den Höhen von Neversink. Das östliche Ufer läuft mit jenem parallel, und endet dann am Südende der Insel Manhattan mit der sogenannten Batterie, wo der Strom unmittelbar in die offene See münden würde, wenn nicht die Inseln vorlägen. So liegt Neu-York an einer Bay, welche theils von der Neu-Jerseyküste, im Westen, theils von Staaten Island, und dem westlichen Ende von Long Island gebildet wird. Nach Südosten, zwischen Long Island und Staaten Island liegen die Narrows, die enge Hauptein- und Ausfahrt zum Meere. Doch ist Neu-York auch zugängig vom Long-Island-Sunde her, und durch die Raritan-Bay, zwischen Staaten Island und dem Festlande; alle diese Zugänge sind befestigt. Neu-York erhebt sich auf einer südwärts in die Bay hervortretenden Landzunge, und hat im Westen den Hudson, während es im Osten durch den East River von Long Island getrennt ist. Diese Landzunge ist von N. nach S. etwa 15 M. lang und von einer halben Meile bis zu zwei Meilen breit; sie hält etwa 22 Geviertmeilen. Im Norden wird sie vom Haarlemflusse begränzt, welcher zwischen dem Hudson und East River eine Communication bildet. So ist Neu-York auf der Insel Manhattan auf allen Seiten von Wasser umgeben. Der Haupttheil der Stadt nimmt das südliche Ende der Insel ein, doch ist diese letztere ihrer ganzen Länge nach bereits in Straßen ausgelegt; wiewohl erst kaum der vierte Theil bebauet sein mag. In wie rascher Weise diese Stadt sich vergrößerte, geht aus folgenden Zahlen hervor. Häuser wurden gebaut: 1834: 877; 1835: 1259; 1836: 1826; 1837: 840; 1838: 781; 1839: 674; 1840: 850; 1841: 971; 1842: 712; 1843: 1273; 1844: 1210; 1845: 1980; 1846: 1910; 1847: 1824; 1848: 1191; 1849: 1495; was ein Total von 19,872 neu gebaueten Häusern in einem Zeitraume von 16 Jahren ergiebt. Und in ähnlichem Verhältnisse haben

*) Einem Gesetz der Vereinigten Staaten zufolge muß jedes für den auswärtigen Handel bestimmte Schiff „registered" sein, jedes für die Küstenschifffahrt bestimmte „enrolled or licensed."

sich auch die Plätze vergrößert, welche man als Vorstädte von Neu-York betrachtet, nämlich Brooklyn, Jersey City, Brighton und Tompkinsville, Williamsburg, Greenpoint, Hoboken, Astoria, Morrisania und New-Village. Die Stadt Neu-York hatte 1696 erst 4302 Einwohner; 1731: 4622; 1756: 10,381; 1773: 21,870; 1786: 24,612; 1790: 33,131; 1800: 60,489; 1810: 96,372; 1820: 123,706; 1825: 166,086; 1830: 202,589; 1835: 270,089; 1840: 312,710; 1845: 370,102. Die Zählung von 1850 ergiebt für die 19 Districte (Wards) der Stadt Neu-York eine Volkszahl von 517,846 Seelen, in Brooklyn war sie von 36,233 in 1840 gestiegen auf 96,850 in 1850, und Williamsburg zählte schon 30,786 E.; so daß auf diese drei Städte, die geschäftlich als eine einzige Stadt zu betrachten sind, 644,000 Seelen kommen, die in 51,763 Häusern wohnen. Staaten Island hatte 1840 nur 110,307, aber 1850 schon 212,767 E., und auf Manhattan, Staaten Island und Long-Island kommen zusammen mehr als 750,000 Seelen. Wenn einst Neu-York ganz Manhattan einnimmt, wird es nicht weniger als 26 Meilen Küstenstrecke haben, auf welcher jeder einzelne Punkt auch für die größten Seeschiffe zugängig ist. Schon jetzt nimmt der bebauete Theil mehr als sieben Meilen Uferraum ein. Die ausländischen und im fremden Handel beschäftigten Schiffe sammt den großen Küstenfahrern liegen meist an den Uferstaden des East River, die Küstenfahrer und die Binnenlandschiffe vorzugsweise im Hudson.

Der Hafen erstreckt sich bis 8 M. südlich von der Stadt bis zu den Narrows, hält 25 M. im Umfange, und gewährt mit seiner herrlichen Uferscenerie und der belebten Schifffahrt einen wunderbar schönen Anblick. Der Außenhafen oder die „Bay" reicht von den Narrows bis Sandy Hook, einer vorspringenden, mit einem Leuchtthurme versehenen Landzunge in Neu-Jersey, etwa 18 M. von der Stadt. Im innern Hafen liegen Governors-, Bedlows- und Ellis-Island, sämmtlich befestigt; das erstere ist nur 3200 Fuß von der Batterie, dem südlichsten Punkte der Stadt, entfernt; durch den sogenannten Buttermilk-Channel ist Governors-Island von Brooklyn getrennt. Auf der Insel liegt Fort Columbus in der Mitte, im nördlichen Theile Castle William, ein runder Thurm von 600 Fuß Umfang und 60 Fuß Höhe. Am Buttermilk-Channel ist eine Batterie, wie auf den beiden anderen eben genannten Inseln; weiter befinden sich Fortificationen an den Narrows, nämlich Fort Hamilton und Fort Lafayette, und auf Staaten Island die Forts Tompkins und Richmond. Dort sind die Narrows nur eine Drittelmeile breit; die Einfahrt vom Sunde her wird durch Fort Schuyler auf Throgs Neck vertheidigt.

Der größte Theil der Stadt hat sehr regelmäßige Straßen, besonders der innere nördliche Theil. Am Süstostende liegt die Batterie, ein halbmondförmiger Platz von etwa 11 Acker Umfang. Von ihm aus läuft der berühmte Broadway etwa drei Meilen lang bis zum Union Square, die große Arterie von Neu-York, etwa in der Mitte zwischen dem Hudson und East River. Die Engländer vergleichen diesen 80 Fuß breiten und schönen Broadway, welcher zugleich Geschäftsstraße ist und zum Lustwandeln dient, mit Regent-Street und Strand in London zumal; Pearl-Street, zwischen dem Broadway und East River, zieht sich halbmondförmig über eine Meile weit, und ist der Hauptmittelpunkt für das Geschäft in Schnittwaaren und kurzen Waaren, die zugleich in Cedar- und Pine-Street schwungreich betrieben werden. South-Street ist Mittel-

punkt für Rheder, Seefahrer und hat viele Speicher und Comptoire; sie liegt am East River, und hat immer einen Mastenwald vor sich; Water-Str. und Front-Str., zwischen Pearl-Str. und dem East River, haben die meisten Colonialwaarenhändler und Commissionäre; Wallstreet, die vom Broadway zum East River zieht, ist Sitz der Finanzwelt, der Banken, der Sensale und Versicherungsanstalten, der Zeitungen; hier ist auch die Börse und das Zollhaus. Die Bowery ist eine breite Straße östlich vom Broadway. Mit der Batterie, die aber ihren Namen jetzt nur noch uneigentlich führt, da sie keineswegs mehr Fortificationen hat, steht ein anderer geräumiger Platz, Castle Garden, durch eine Brücke in Verbindung; er ist überdacht, und wird zu Ausstellungen und Versammlungen benutzt. Auf dem Bowling-Green, einem Platze am Südende des Broadway, erhob sich einst ein bleiernes Standbild Georg des Dritten. Am Park, auch wohl Commons genannt, liegt die City-Hall. Außerdem hat Neu-York noch manche andere Squares. Unter den öffentlichen Gebäuden sind bemerkenswerth: die City-Hall, ein schönes, 216 Fuß langes, 105 tiefes Bauwerk; sie ist Geschäftshaus der städtischen Behörden; die Börse, Merchants Exchange, ein massenhaftes, aus Granit aufgeführtes Gebäude, in welchem nur Thüren und Fenster von Holz sind; es steht auf dem Platze, welchen die 1835 abbrannte Börse einnahm. Der Bau kostete 1,800,000 D. Das Zollhaus, Custom-House, liegt an der Ecke von Wall- und Nassau-Street; zum Muster diente das Parthenon in Athen; es steht auf dem Platze der alten Federal-Hall, in welcher Washington mit seiner Amtswürde als Präsident bekleidet wurde. Das Justizgebäude, the Tombs genannt, liegt in Centre-Street, und ist 253 Fuß lang und 200 tief. Unter den Kirchen, deren Neu-York etwa 250 hat, zeichnet sich vor allen die Dreieinigkeitskirche, Trinity Church, aus, eine der schönsten in Amerika, von deren 300 Fuß hohem Thurme man Neu-York und die weite Umgegend wie ein Panorama übersieht. Im Jahre 1848 hatte Neu-York 220 Kirchen; davon gehörten den Anglicanern 41, Presbyterianern 33, bischöflichen Methodisten 31, Baptisten 26, Niederländisch-Reformirten 15, Reformirten Presbyterianern 13, Römisch-Katholischen 13, Juden 9, Congregationalisten 7, Quäkern 4, Unitariern 3, Lutheranern 3, Associirten Presbyterianern 3, Universalisten 3, Associirten reformirten Presbyterianern 2, Walisern 2, zc. — Unter den wissenschaftlichen Anstalten nennen wir das Columbia College, die Universität der Stadt Neu-York, gegründet 1831; mit ihr ist eine medicinische Facultät verbunden; das theologische Seminar der Anglicaner; jenes der Presbytrianer; und die Gewerbschule. Ferner hat Neu-York die Society Library von mehr als 40,000 Bänden. Von Bedeutung sind die Historical Society, mit einer werthvollen Bibliothek, und einer Sammlung indianischer Alterthümer und Merkwürdigkeiten; und die Ethnological Society. Die National Academy of Design besteht seit 1826; sie veranstaltet Kunstausstellungen. Die Mercantile Library Association, mit Bibliothek und Lesezimmer, ist zur Benutzung für junge Kaufleute bestimmt. Das American Institute zur Aufmunterung des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels veranstaltet jährlich eine Ausstellung und besitzt eine Modellsammlung, ebenso das Mechanics Institute, in welchem Versammlungen gehalten werden. Neu-York hat eine beträchtliche Anzahl von Versicherungsanstalten, Sparkassen, 15 Märkte, 5 Schaubühnen und einen Circus. Unter den Gasthäusern zeichnet sich das Astor-Haus aus, ein Gebäude einzig in seiner Art, gleichsam eine Welt im Kleinen;

es hat sogar eine eigene Druckerei für Speisezettel; eröffnet 1836. Ein wichtiges Werk für den allgemeinen Nutzen ist die Croton-Wasserleitung. Der Aquäduct beginnt am Crotonflusse, etwa 5 M. vom Hudson entfernt, und 40 M. von der City-Hall entfernt. Der „Damm" ist 250 Fuß lang, 70 Fuß am Boden, oben 7 Fuß breit und 40 Fuß hoch; ganz aus Stein und Mörtel aufgeführt. Durch ihn wird ein langer Teich geschaffen, welcher eine Fläche von reichlich 400 Acker Landes bedeckt und 500,000,000 Gallons Wasser faßt. Vom Damme läuft die Wasserleitung aus, bald durch Tunnels im harten Gestein, bald über Thäler auf Viaducten, bald wieder unter der Erde fort, 33 Meilen weit bis zum Haarlem River. Sie besteht aus behauenen Steinen, gebrannten Backsteinen und Mörtel, ist gewölbt, hat ein Gefäll von 13½ Zoll auf die Meile, und leitet alle 24 Stunden 60 Mill. Gallons Wasser. Den Haarlem überschreitet sie auf einer schönen Brücke von 1450 Fuß Länge; sie hat 14 Pfeiler, von welchen 8 Bogen von 80 Fuß Spannung, 7 andere dergleichen von 50 Fuß Spannung tragen; sie liegt 114 Fuß über der Tide. Das Aufnahmebecken in Neu-York liegt auf der 86sten Straße, nimmt 35 Acker ein, und faßt 150 Mill. Gallons. Von dort ab ist das Wasser vermittelst eiserner Röhren durch die einzelnen Stadttheile geleitet; die Röhren liegen so tief, daß der Frost ihnen nichts anhaben kann. Dieses Werk wurde in den Jahren von 1835 bis 1842 gebaut, und kostete mehr als 13,000,000 D.

In der Umgegend von Neu-York liegen: Brooklyn auf Long Island, dem südöstlichen Theile der Stadt gegenüber, mit welcher es durch vier Dampffähren in Verbindung steht, die ununterbrochen Tag und Nacht in Bewegung sind. Es steht auf einem erhöheten Boden, und wird von vielen Leuten bewohnt, die in Neu-York Geschäfte treiben, sich aber den dortigen hohen städtischen Steuern entziehen wollen. Diesem Umstande und seiner günstigen Lage verdankt es sein beispiellos rasches Aufblühen, denn während es 1851 schon fast 100,000 E. zählt, hatte es 1828 deren erst 7115. Der große Kriegswerft, welcher den Vereinigten Staaten gehört, liegt an der Wallabout-Bay und nimmt etwa 40 Acker ein. Ein in B. befindlicher trockener Dock hat über eine Mill. D. gekostet; das U. S. Naval Lyceum enthält eine Sammlung von Merkwürdigkeiten, Seekarten, nautischen Büchern, und ist eine von Seeoffizieren gegründete wissenschaftliche Anstalt; Marinespital. Auf Long Island werden im Sommer viele Plätze als Seebäder besucht. Auch Williamsburg liegt auf dieser Insel, Neu-York gegenüber, am East River; auch dieser Platz ist in raschem Aufblühen wie Astoria und Flushing. Staaten Island liegt etwa 5 M. von Neu-York; auf demselben ist die Quarantäne.

Den Hudson aufwärts bemerken wir folgende Punkte: Gegenüber Neu-York liegt Jersey City, im Staate Neu-Jersey, 6000 E., wo der Morriscanal und die Eisenbahn nach Philadelphia beginnen; und eine Meile weiter nördlich Hoboken, wo viele Neu-Yorker Landhäuser besitzen. Bei Piermont am westlichen Ufer beginnt die Neu-York- und Eriebahn. Sing-Sing, am westlichen Ufer, 33 M. von Neu-York, mit dem Mount Pleasant Staatsgefängnisse und Marmorbrüchen. Oberhalb Peekskill liegen die Highlands oder Matteawan-Berge, die sich etwa 15 M. weit erstrecken und vom Hudson durchbrochen werden. Einige ihrer Gipfel erheben sich von 1000 bis zu 1685 Fuß. West-Point, 52 Meilen von Neu-York, liegt am rechten Ufer

da wo der Fluß eine Biegung macht, in einer Gegend, die von Reisenden mit den schönsten am Rhein verglichen wird. Die Gebäude der Kriegsschule sind sehr zweckmäßig eingerichtet. Das Cadettencorps hat hier zu Ehren Kosciuszko's ein Denkmal errichtet. In der Point Foundry, einer der größten Gießereien in Amerika, werden mehr als 400 Arbeiter beschäftigt. — Neuburg oder Newburg, am rechten Ufer, in einer malerischen Gegend, 60 M. von Neu-York und 95 von Albany, verdankt sein Entstehen deutschen Einwanderern aus der Pfalz, denen unter der Königin Anna mehre tausend Morgen Landes bewilligt wurden. Sie wählten eine treffliche Lage, und machten, wie Deutsche es in so vielen Gegenden Nordamerikas gethan, die Umgegend durch Ackerbau blühend. Nach dem Unabhängigkeitskriege erwuchs in Neuburg ein lebhafter Handelsverkehr, der das „Dorf," welches jetzt 7623 E. zählt, bereicherte. Man verschönerte die Stadt, bauete geräumige Waarenlager, betheiligte sich am Walfischfange, und legte sich, als diese Speculation unglücklich ausfiel, mit Erfolg auf das Fabrikwesen. Neuburg hat nun Wachstuch-, Baumwollen-, Wollen-, Hut-, Papier-, Nägel- und Pulverfabriken, eine große Brauerei, die 10,000 D. Arbeitslohn zahlt und jährlich 25,000 Faß Bier liefert, elf Kirchen und drei Zeitungen. Etwas weiter stromaufwärts am andern Ufer liegt Neu-Hamburg. Gleichfalls von Deutschen gegründet wurde 1735 die nun so blühende Stadt Poughkeepsie, auf halbem Wege zwischen Neu-York und Albany. Dieses „Apokeepsing," d. h. sicherer Hafen, liegt am rechten Stromufer, auf einer Anhöhe von 200 Fuß, und hat ein reiches, von den Deutschen vortrefflich angebauetes Hinterland. Die Bewohner zeichnen sich durch Unternehmungsgeist aus, haben treffliche Landstraßen gebaut, und eine Wasserleitung angelegt. Als Neu-York noch Colonie war, kam die Legislatur in Poughkeepsie zusammen; hier wurde auch 1788 die Bundesverfassung genehmigt. Die Betheiligung am Walfischfang fiel, wie für alle Plätze am Hudson, so auch für diesen Ort unglücklich aus; die Fabriken sind einträglicher und beschäftigen mehre tausend Menschen, z. B. die Mahl-, Säge- und Oelmühlen, die Wollen-, Baumwollen- und Eisenfabriken, die Gerbereien und großen Brauereien. Die Baumwollenfabrik am Wappingers Creek zahlt 48,000 D. Arbeitslohn. P. hat jetzt 11,080 E., 13 Kirchen, und hat für eine Akademie, ein Female Seminary, 19 private und Select Seminaries und 15 Volksschulen die Summe von 175,926 D. angewiesen. Catskill, 111 M. von Neu-York, am rechten Ufer; in der Nähe, in den Catskillbergen, mehre malerische Stromschnellen und Wasserfälle. Hudson, am linken Ufer, 6263 E. Unweit davon bei New-Lebanon eine Ansiedelung der Shakers.

Albany (Capitol: 42° 39′ 3″ n. Br., 73° 44′ 49″ w. L.), 376 M. von Washington, liegt am rechten Ufer des Hudson, 145 M. von Neu-York, 200 von Boston, 250 von Montreal und ist Sitz der Staatsbehörden. Es verdankt seinen Ursprung der holländischen Compagnie für Neu-Niederland, welche etwas unterhalb der gegenwärtigen Stadt eine Ansiedelung gründete. Ihre Nachfolgerin, die westindische Compagnie, errichtete 1623, da wo nun Albany liegt Fort Orange, das seit 1664 seinen gegenwärtigen Namen führt. Allmälig hoben sich der Ackerbau und der Holzhandel; Mehl und Holz wurden bis nach Westindien ausgeführt; bis tief ins vorige Jahrhundert hinein war Albany ein Hauptplatz für den Pelzhandel, dann während des siebenjährigen Krieges Mittelpunkt der englischen Kriegsoperationen gegen die Franzosen in Canada. Aber

die Stadt zählte 1754 noch nicht 2000 Einwohner, und ihr Aufschwung erfolgte sehr langsam. Im Jahre 1797 wurde sie zur Hauptstadt des Staats erklärt; 1828 hatte sie 12,541 E.; aber der Anwachs war rasch, seitdem Albany Anfangs- und Endpunkt für die Canäle zum Erie-See, zum Champlain-See und nach Oswego zum Ontario-See wurde. Es hatte 1840 schon 33,721; 1845: 41,139, und im Jahre 1850 50,771 Einwohner. Wir haben oben nachgewiesen, wie bedeutend sich der Geschäftsverkehr auf den Canälen gesteigert hat; er geht ganz und gar über Albany, das neben dem Handel eine sehr schwunghafte Fabrikation betreibt, besonders in Eisen. So liefert es jährlich im Durchschnitt an 75,000 Oefen, viele Locomotiven und andere Maschinen, gewalztes Eisen, Nägel und Glas, für mehr als eine Mill. D. Hüte und Pelzmützen, große Massen Seife und Licht, auch Glas. Die Brauereien sind berühmt, Albany Ale geht nach Südamerika, Californien und Europa, es werden etwa eine halbe Million Buschels Gerste versotten, und 80,000 Barrels Bier und Ale gebraut. Sehr erheblich sind die Buchdruckereien; in jener von Van Benthuysen, welche sieben Dampfpressen im Gange hat, wurde 1824 die erste Dampfpresse in Amerika aufgestellt. Albany hat fünf politische Zeitungen, die täglich erscheinen. Die Staatsbibliothek, seit 1818, zählt etwa 24,000 Bände; die Staatsnormalschule liefert jährlich eine Anzahl geprüfter Volksschullehrer; die medicinische Facultät wurde 1839 gegründet; die Albany Academy, und die Female Academy werden stark besucht. Am 18. August 1848 wurden bei einer großen Feuersbrunst 436 Gebäude in Asche gelegt. Den Canalhandel theilt Albany mit der sechs Meilen weiter aufwärts liegenden Stadt Troy, bis wohin die Tide im Hudson reicht; eine hübsche, gesunde Stadt mit jetzt 28,785 Einwohnern. Ballston Spa und Saratoga Springs sind berühmte Modebäder in schöner Gegend. Auf der Ebene von Saratoga ergab sich die britische Armee unter Burgoyne am 17. October 1777. Das Dorf Glens Falls, 18 Meilen nördlich von Saratoga am Hudson; Wasserfälle. Der Georgs-See hat wildromantische Uferscenerie. Da wo der Georgs-See zum Champlain-See abfließt, liegt das in der amerikanischen Kriegsgeschichte berühmte Ticonderoga. Plattsburg, mit 5590 Einwohnern, 161 M. nördlich von Albany, liegt unweit der canadischen Gränze am Champlain-See, am Saranac; siegreiche Schlacht der Amerikaner gegen die Engländer, 11. September 1814.

Westlich von Troy liegen Schenectady am Mohawk, 8922 Einwohner; Little Falls zu beiden Seiten des Mohawk; Trenton Falls, wo das Wasser in einer Reihenfolge von Cascaden auf einer Strecke von zwei Meilen 312 Fuß Gefäll hat. Utica, 94 Meilen von Albany, 202 von Buffalo, 237 von Neu-York, in hübscher Lage am Mohawk, 17,240 Einwohner. Hier stand einst das ziemlich starke Fort Schuyler. Rome am Mohawk, auf der Stelle des 1758 erbaueten Fort Stanwix, 3000 Einwohner. Syracuse, in der Nähe des Onondaga-Sees; 22,235 Einwohner, Salzbereitung. Auburn am Owasco-See, mit einer theologischen Lehranstalt der Presbyterianer und dem berühmten Staatsgefängnisse, 9548 E. Geneva am Nordende des Seneca-Sees, eine reizend gelegene Stadt mit höheren Lehranstalten, 5000 Einw. Canandaigua, 3000 Einwohner, gilt für das schönste „Dorf" in dem schönen westlichen Theile des Staates. — Rochester, eine Stadt von 36,561 Einwohnern, liegt unweit vom Ontario-See, zu beiden Seiten des Genesee; hat 7 Banken, 22 Kirchen, ein Mu-

seum, mehre höhere Lehranstalten, ein Athenäum. 1812 standen hier nur zwei Blockhütten. Der Genesee bildet in der Stadt drei senkrechte Wasserfälle von je 105, 96 und 10 Fuß; und liefert eine große Wasserkraft. Der Erie-Canal ist hier vermittelst eines Aquäducts über den Fluß hinweggeleitet und über den Aquäduct hinweg führt noch eine hölzerne Brücke, welche nebst zwei anderen beide Theile der Stadt mit einander verbindet. Rochester ist eine wichtige Fabrikstadt, und liefert besonders große Quantitäten Mehl. Beiden Flußufern entlang steht Fabrik an Fabrik; am zahlreichsten sind die Sägemühlen und die Mahlmühlen, von denen manche täglich 500 Barrels Mehl liefern. Im Ganzen wird jährlich weit über eine Million Barrels Mehl in Rochester verpackt; allein auf dem Erie-Canal verschiffte es 1847 Barrels 631,547; 1849: 570,757. Das Hinterland dieser Stadt, namentlich die Genesee Flats, ist eine wahre Getreidekammer. Unterhalb Rochester, etwa 4 M. vom Ontario-See, ist der Genesee in das Flachland getreten, nachdem er auf seinem kurzen Laufe, auf einer Strecke von nur 50 Meilen, d. h. von Portage bis zur Mündung, 800 Fuß Gefäll hatte. Von Rochester über Batavia gelangt der Reisende nach Buffalo, wo in der Nordostecke des Erie-Sees, die Eisenbahn und der große Erie-Canal von Albany her ausmünden. Diese Stadt (42° 53′ n. Br., 78° 55′ w. L.) liegt 470 M. von Neu-York, 325 M. westlich von Albany, 22 M. von den Niagarafällen, 75 M. von Rochester, 103 von Cleveland in Ohio, 290 von Detroit, 597 von Chicago in Illinois, 376 von Washington, und bildet den großen Stapelplatz für den Binnenhandel des Nordwestens. Obwohl so fern von der Meeresküste hat es ganz und gar das Ansehen eines großen Seehafens, und in der That ist der Handel, welcher sich in Buffalo concentrirt, und jener auf den westlichen Binnenseen kaum minder belangreich als z. B. der des ganzen Mittelländischen Meeres *). Buffalo, das jetzt nun schon 40,266 E. zählt, entstand 1801, wurde 1813 von Engländern und Indianern eingeäschert, dann wieder aufgebaut, und ist erst seit 1832 eine „Stadt." Es liegt auf einer Anhöhe, die sanft zum Erie abfällt, und ist hübsch und regelmäßig gebauet. Wir haben die commercielle Wichtigkeit dieser Stadt schon weiter oben, da wo wir die Canäle und Eisenbahnen schilderten, hervorgehoben. An der Mündung des Buffalo Creek hat man einen 1500 Fuß langen steinernen Hafendamm gebaut, auf welchem sich ein 46 Fuß hoher Leuchtthurm erhebt. Der Hafen ist sicher, und hat Raum für mehre Hundert Schiffe. Da Buffalo ein wichtiger Punkt auch für die deutschen Auswanderer ist, so fügen wir folgende Notizen bei. Die Fahrt auf der Eisenbahn von Albany dorthin kostete 1850 9 D. 50 Cts. (von Neu-York nach Albany mit dem Dampfboote 50 Cents bis 2 D.); zu den Niagara-Wasserfällen 75 C. Fast täglich gehen Dampfboote nach Erie in Pennsylvanien, Cajüte 3, Vorcajüte 2 D.; Cleveland in Ohio 4 D. 50 und 2 D. 50; Sandusky 5 D.; und 3 D. Detroit in Michigan 6 D. und 3 D.; nach Mackinaw oben im Huron-See 10 und 6 D., nach Milwaukee und Chicago, 10 und 6 Dollars. Wir erwähnen noch der Stadt Lockport am Erie-Canal, wo das Wasser des Canals vermittelst 5 Schleusen 60 Fuß herabgelassen wird; 12,312 E. — Oswego 12,199 E. und Sacketts-Harbour (43° 55′ n. Br., 75° 57′ w. L.) sind lebhafte Hafenplätze am Ontario-See; Ogdensburg liegt am St. Lorenz. — Im südlichen Theile der westlichen Abtheilung des Staates liegen

*) Die Einfuhr betrug unter anderm 1850: 1,088,321 Barrels Mehl und 3,672,886 Buschels Weizen.

Ithaca unweit des Cayuga-Sees, 6000 E.; Elmira am Chemung; Binghamton am Zusammenflusse des Chenango und Susquehannah: sämmtlich Städte im Aufblühen.

Der Staat Neu-York zählt mehre hunderttausend Deutsche. „Rechnet man," sagt Löher, „Alle die von Deutschen abstammen, so möchte die Hälfte kaum zu viel sein. Das Deutsche spricht aber nur noch ein Fünftel der Bevölkerung, und diese besteht vorzugsweise aus Neu-Eingewanderten." In der Stadt Neu-York bilden unsere Landsleute etwa den sechsten oder siebenten Theil der Bewohnerzahl; so wie man über die Bowerystraße hinauskommt, ist fast Alles deutsch; der nordöstliche dichtbevölkerte Stadttheil ist fast ganz von Deutschen eingenommen; Williamsburg ist zu zwei Dritteln von Deutschen bewohnt; von Brooklyn ist der sechste, von Hoboken der vierte, von Jersey City der zehnte Theil deutsch. In allen diesen Plätzen und auf Long Island wohnen weit über 100,000 Deutsche. Im Staate giebt es keinen Bezirk, wenigstens sicherlich keinen fruchtbaren, in welchem nicht Deutsche leben, am dichtesten am Ontario, Niagara und Erie, wo Buffalo ihr Hauptplatz ist, wo sie allein 18,000 Köpfe zählen. In der Nähe dieser Stadt, in Ebenezer, haben deutsche „Inspirirte" eine blühende Ansiedelung. In Syracus wohnen 3000, in Rochester 6000 Deutsche. Sie sind überall tüchtig als Kaufleute und Aerzte, Handwerker, Ackerbauer und Viehzüchter.

Ein großes Verdienst um arme, rathlose Einwanderer erwirbt sich die Deutsche Gesellschaft in der Stadt Neu-York. Je uneigennütziger sie wirkt, um so mehr ist sie verleumdet und angefeindet worden, besonders von habsüchtigen Speculanten, deren Pläne sie durchkreuzt und deren eigennützigem Treiben sie entgegenwirkt. Jeder deutsche Auswanderer sollte sich lediglich nur an die uneigennützig und kostenfrei Rath ertheilende Deutsche Gesellschaft wenden.

Neu-Jersey.

Zwischen dem Atlantischen Ocean, der Delaware-Bay, Pennsylvanien und Neu-York, westlich vom Delaware, östlich, im obern Theile, vom Hudson umflossen, zwischen 39° und 41° 24′ n. Br., 74° und 75° 29′ w. L. Volksmenge 1840: 373,306, und 1850: 489,381. Der nördliche Theil wird von einer Kette der Alleghannies durchzogen und ist, gleich dem mittlern Theile, fruchtbar; der Süden ist flach, sandig und mit Fichten bestanden. Außer den genannten Strömen hat Neu-Jersey den Raritan, er ist von der nach ihm benannten Bay bis Neu-Braunschweig, 17 M. für Slups schiffbar; den Passaic, der in die Newarkbay fällt, gleich dem Hackensack; und den Great Egg Harbour River der in eine Strandlagune des Atlantischen Meeres fällt. An der Delawarebay liegt Cap May, am Eingange der Bay von Neu-York Sandy Hook. Am Cap May landete 1623 Cornelius May oder Mey mit einigen Holländern; 1638 gründeten die Schweden einige Niederlassungen, wurden aber 1655 von den neuyorker Holländern vertrieben, wie diese ihrerseits nach 1664 von den Engländern. „Neu-Jersey," wie die Colonie seitdem heißt, nahm die Verfassung der Vereinigten Staaten am 19. December 1787 einstimmig an. Nach der Staatsverfassung

von 1844 werden die Senatoren auf drei Jahre, die Repräsentanten auf ein Jahr gewählt; der Gouverneur (1600 D. Gehalt) für drei Jahre; nach Ablauf derselben ist er für die nächsten drei Jahre nicht wieder wählbar. Er muß dreißig Jahre alt sein, sieben Jahre im Staate gelebt haben und seit 20 Jahren Bürger der Vereinigten Staaten sein. Jeder weiße Bürger, der 21 Jahre alt ist, kann wählen. Einnahmen für 1849: 136,513 Dollars, Ausgaben 126,552 Dollars, Schulausgaben 75,029 Dollars; 24 Banken.

Neu-Jersey, trotzdem ein sehr beträchtlicher Theil des kleinen Landes unfruchtbar ist, hat sich zu hoher Blüthe emporgearbeitet, und sich bereichert durch Obstbaumzucht und Obstweinbereitung — es verfertigt auch Schaumwein aus Obst in beträchtlicher Menge —, durch Anbau von Gemüsen, die in den großen Städten Neu-York und Philadelphia vortheilhaften Absatz finden; durch eine sehr schwungreiche Industrie in Wolle, Baumwolle, Leder, Kutschen und Wagen, und ganz neuerdings auch in Nadeln; durch die Ausbeute seiner Metallschätze, namentlich des Eisens, Kupfers und Bleis. Dazu ist seit 1850 noch Zink gekommen, wovon man in der nördlichen Ecke des Staates, im Bezirk Sussex bei Stirling Hill, ergiebige Lager entdeckt hat und bearbeitet. Handel und Schifffahrt sind von den beiden genannten Nachbarstädten abhängig; die eigene Rhederei nicht sehr erheblich. Sie wurde betrieben von Perth Amboy, 23,587 Tonnen, Bridgetown 14,741, Burlington 9209, Camden 10,184, Newark 7362, Little Egg Harbor 5318, Great Egg Harbor 11,845 Tonnen, und ist fast ganz Küstenschifffahrt. Im Jahre 1849 wurden 87 Schiffe von 8025 Tonnen gebaut.

Durch diesen Staat laufen zwei Eisenbahnen, welche Philadelphia und Neu-York mit einander verbinden. Die eine geht von Jersey City über Newark, Elizabethtown, New-Brunsvic, Princeton, und bei Trenton über den Delaware; auf der zweiten Route benutzt man von der Battery in Neu-York bis South Amboy an der Raritan-Bay die Eisenbahn, und geht auf derselben bis Camden, Philadelphia gegenüber. Die Hauptstadt ist **Trenton**, 40° 14′ n. Br., 74° 76′ 30″ w. L., am Delaware, der bis dorthin für Slups und Dampfer schiffbar ist; 17 M. von Philadelphia, 60 von Neu-York. Hübsche Lage, nur 6766 E. Sieg Washingtons 25. December 1776. Die wichtigste Stadt ist **Newark**, 9 M. von Jersey City am Passaic- und Morriscanal 38,585 E., sehr gewerbsam. Bei **New-Brunsvic**, 7898 E., 31 M. von Neu-York, beginnt die Dampfschifffahrt auf den Raritan, und Raritan- und Delaware-Canal bis **Bordentown**. Eine höhere Lehranstalt, das New-Jersey-College und eine theologische Facultät der Presbyterianer befinden sich zu **Princeton**. Bei **Paterson** am Passaic hat dieser Fluß einen senkrechten Fall von 70 Fuß. 21,341 E. **Camden** 9605 E.

Pennsylvanien.

Dieser „Key Stone State" liegt zwischen Neu-York im N., Neu-Jersey im O., Delaware, Maryland und Virginien im S., Virginien, Ohio und dem Erie-See im W., zwischen 39° 49′ und 42° n. Br., 74° und 80° 40′ w. L. Volkszahl 1840 nur

1,724,033, aber 1850 schon 2,314,897 Pennsylvanien hat eine vortreffliche Lage, es giebt ein Bindeglied zwischen dem Norden und Süden ab, und ist in unmittelbarem Verkehr sowohl mit den Seen im Norden, wie mit dem Ohio, also mit dem Mississippi im Westen und mit dem Atlantischen Ocean. Dabei wird es von zahlreichen schiffbaren Flüssen durchschnitten, hat ein ausgedehntes Eisenbahn- und Canalnetz, besitzt äußerst fruchtbaren Boden und großen Mineralreichthum. Ackerbau und Gewerbe stehen in Blüthe. Das Klima freilich ist da und dort nicht angenehm und stellenweis für Brustkranke sehr gefährlich; das Wetter schlägt häufig um, und geht von einem Extrem ins andere, besonders im Osten, während im Westen der Nebel sehr häufig ist. Die Ketten der Alleghannies durchziehen den Staat von SW. nach NO. unter verschiedenen Benennungen, und bilden eine Menge fruchtbarer Thäler. Hauptstrom ist im östlichen Theile der etwas mehr als 300 M. lange Delaware, welcher sich aus zwei an der Westseite der Catskillberge entspringenden Zweigen, dem Popacton und Cooquago, bildet. Sie fließen auf der Gränze von Pennsylvanien zusammen und der Strom bildet dann die Ostgränze des Staates, indem er die Kette der Alleghannies (Blaue Berge) durchbricht, und eine Anzahl von Fällen und Stromschnellen bildet. Bei Easton mündet in ihn der Lehigh, 75 M.; 6 M. unterhalb Philadelphia der Schuylkill, 130 M. Der Susquehannah, ein gleichfalls durch Cascaden und Stromschnellen vielfach behinderter Strom, hat seinen östlichen Hauptarm in Neu-York, während der westliche in Pennsylvanien entspringt. Seine Länge beträgt etwa 450 M., von denen jedoch nur ein kleiner Theil des untern Laufes schiffbar ist. Die Juniata mündet 11 M. oberhalb Harrisburg. Im Westen bilden der von S. aus Virginien kommende Monongahela und der aus Neu-York von N. herströmende Alleghanny bei ihrer Vereinigung bei Pittsburg den Ohio.

Wir haben die Besiedelung von Pennsylvanien in einem frühern Abschnitte ausführlich geschildert, und namentlich darauf aufmerksam gemacht, daß gerade die Deutschen das Mark und die Kraft dieses Landes bilden. Die Unionsverfassung nahm der Staat am 13. December 1787 mit 46 gegen 23 an. Nach der Staatsverfassung von 1838 wird der Gouverneur (3000 D. Besoldung) auf drei Jahre vom Volke gewählt, kann aber binnen neun Jahren nur sechs Jahre das Amt bekleiden, muß 30 Jahre alt sein und sieben Jahre im Staate ansässig sein. Der Senat zählt 33 Mitglieder, die auf drei Jahre gewählt werden; jährlich scheidet ein Drittel aus. Die 100 Repräsentanten werden jährlich gewählt. Die Richter ernennt der Gouverneur unter Billigung des Senats. Der Staat hat eine große Anzahl von Bildungsanstalten. Für die Volksschulen hatten sich 1849 die Gemeinden mit 583,187 D. besteuert; der Staat schoß 156,387 D. zu.

Pennsylvanien hatte Anfang des J. 1851 eine Staatsschuld von 40,677,214 D., die großentheils productiver Art ist; denn das productive Eigenthum betrug 32,152,754 Dollars. Die Staatseinnahmen beliefen sich 1849 auf 5,010,978 D., davon an Steuern auf bewegliches und unbewegliches Eigenthum 1,293,921, von Canälen und Eisenbahnen 1,628,860. Ausgaben: 4,433,688 D., davon kamen auf Werke öffentlichen Nutzens 951,249; sämmtliche Regierungskosten, Legislatur, Besoldungen und dergleichen nur 237,105; Zinsen für Anleihen 2,040,116 Dollars. Den Kohlen-

reichthum des Landes, seinen Gewerbsbetrieb, die Eisenbahn- und Canalnetze haben wir bereits angegeben; in Betreff der Schifffahrt bemerken wir, daß Pennsylvanien nur drei Häfen hat: Philadelphia mit 53,821 Tonnen Seeschiffen, 134,265 T. Küsten- und Binnenschiffen, zusammen 188,086; Presque Isle, 7794, und Pittsburg, 35,770 T. Totalausfuhr 1849: 5,343,421; Einfuhr 10,645,500. Gebaut wurden in demselben Jahre 197 Schiffe von 24,007 Tonnen.

Philadelphia (Observatorium der High-School: 39° 57′ 9″ n. Br., 75° 10′ 37″ w. L.), 130 M. von Washington, 87 M. von Neu-York, 322 M. von Boston, Mass., 97 M. von Baltimore, 106 M. von Harrisburg, liegt zwischen dem Delaware und Schuylkill, etwa 100 M. vom Meere. Die eigentliche „City" ist der Theil, welcher vom Delaware im O., dem Schuylkill im W., Vine-Street im N. und South-Street oder Cedar-Street im S. begränzt wird. Die „Districte" Northern-Liberty, Kensington, und Springgarden im N. und Southwark, Moyamensing und Passyunck im S. gehören allerdings zu Philadelphia, haben aber jede ihre besondere, unabhängige Municipalität. Die völlig oder dicht bebaueten Theile der Gesammtstadt haben einen Umfang von 9 Meilen; am Delaware erstreckt sich die Stadt in einer Länge von einer deutschen Meile, 5 engl. M. Der höchste Punkt liegt 64 Fuß über Hochwassermarke. Philadelphia hat ein specifisch amerikanisches Gepräge. Es ist so langweilig regelmäßig gebaut, wie Mannheim am Rhein, alle Straßen durchschneiden einander rechtwinkelig, und man bezeichnet sie nach „Blöcken," Vierecken; auch sind sie zum Theil mit Baumreihen bestanden, aber durchschnittlich nicht eben breit, eine sehr verständige Einrichtung, da Philadelphia in den Monaten Juli und August für die heißeste Stadt der Union gilt. Die dem Strome parallel laufenden Straßen bezeichnet man mit Nummern, als erste, zweite &c. Straße, während die, welche von Strom zu Strom laufen, ihre Namen von Pflanzen, namentlich Bäumen erhalten haben, z. B. Walnut-, Chesnut-, Juniper- oder Pine-Street. Am lebhaftesten ist die Marktstraße, auf welcher auch die Börse steht. Als Hafenplatz hat die Stadt zugleich die Vortheile eines Seeplatzes und eines sichern und noch dazu eines doppelten Flußhafens. Jener am Schuylkill ist für Schiffe bis zu 300 Tonnen Last zugängig, und dort befinden sich auch die Kohlenniederlagen; jener am Delaware ist für die größten Fahrzeuge zugängig, welche bis dicht an die Speicher legen können; hier ist auch vorzugsweise überseeischer Verkehr. Am Delaware liegt auch ein Schiffswerft der Unionsregierung. Die Stadt hat eine Anzahl öffentlicher meist mit Bäumen bepflanzter Plätze, Squares, und viele bemerkenswerthe öffentliche Gebäude, die meist aus weißem Marmor aufgeführt sind, während man zu den Wohnhäusern gebrannte Ziegelsteine verwendet. Dem Zollhause hat das Parthenon zum Muster gedient; die Börse hat korinthische Säulen, mehrere Bankgebäude fallen vortheilhaft auf. Das Münzgebäude der Vereinigten Staaten, in welchem monatlich bis zu 8 Mill. Dollars Gold ausgeprägt werden können, liegt beinahe in der Mitte der Stadt; von geschichtlicher Bedeutung ist aber vor Allem das Alte Staatshaus oder Independence Hall, dessen Vorderseite an der Chesnutstraße steht. In diesem Gebäude hielt der Continentalcongreß seine ersten Sitzungen, und in einem kleinen Saale zur Linken, auf ebener Erde wurde die weltberühmte Unabhängigkeitserklärung, mit welcher eine neue Epoche in der Weltgeschichte anhebt, erörtert und unterzeichnet; das Zimmer befindet sich noch in dem-

selben Zustande, wie 1774. Unter den mehr als anderthalbhundert Kirchen sind manche hübsche Gebäude; die Zahl der wohlthätigen Anstalten ist sehr beträchtlich; das Pennsylvania-Hospital datirt von 1757, im Marine-Hospital der Vereinigten Staaten werden ausgediente Seeleute verpflegt; das Girard-College, eine zur Erziehung von Waisen bestimmte Anstalt, gehört zu den schönsten Gebäuden in Amerika. Die Eastern-Penitentiary, das Pennsylvanische Zellengefängniß, dessen Gefangene zu einsamer Haft in Zellen verdammt sind, und dessen Einrichtung man leider auch in Deutschland nachgeahmt hat, gleicht einer mittelalterlichen Festung; die dreißig Fuß hohe Mauer umschließt einen Raum von 10 Ackern Landes. Höhere wissenschaftliche Anstalten: die American Philosophical Society, hauptsächlich auf Antrieb Benjamin Franklins gegründet, mit werthvollen Sammlungen, und gleich den übrigen Instituten, mit einer Bibliothek. Das 1824 begründete Franklin-Institut befördert Künste und Gewerbe und veranstaltet alljährlich eine Ausstellung; die Akademie der Naturwissenschaften; die Akademie der schönen Künste; die Universität von Pennsylvanien datirt als solche von 1779; sie besitzt das beste anatomische Museum in der Union und vortreffliche chemische und physikalische Apparate; ihre medicinische Abtheilung wird stark besucht; außer derselben giebt es in der Stadt noch zwei andere medicinische Facultäten. Von großem Nutzen für die Stadt sind die Fairmount Waterworks, die zwei Meilen vom Mittelpunkt der Stadt am linken Ufer des Schuylkill liegen, und von denen aus eiserne Röhren, die eine Länge von mehr als 100 Meilen haben, ganz Philadelphia mit vortrefflichem Wasser versorgen. Die Wasserwerke nehmen eine Fläche von etwa 30 Ackern ein. Vier Wasserbehälter können 22 Millionen Gallons fassen; sie liegen 60 Fuß über dem höchsten Punkte der Stadt, nehmen 6 Acker ein, sind gewöhnlich 12 Fuß tief, völlig ausgemauert und gepflastert. Der Wasservorrath ist unerschöpflich, und die Bewohner benutzen ihn, um zu allen Jahreszeiten die Straßen und die Häuser äußerst reinlich zu halten. 409,354 E.

In der Umgegend von Philadelphia liegen: Germantown, meist von Deutschen bewohnt, wie überhaupt die benachbarten Ortschaften, in denen vorzugsweise Gemüsebau getrieben wird. Das Dorf ist etwa 4 M. lang; Mayung und Morristown am Schuylkill sind berühmte Fabriförter; bei Wissahickon bildet der gleichnamige Bach, der in den Schuylkill fällt, eine Reihe von Cascaden in malerischer Gegend. — Allentown, 5000 E., unweit vom Lehigh; Bethlehem, am Lehigh, von Zinzendorf 1741 gegründet, und das 10 M. entfernte Nazareth sind Herrenhuterniederlassungen. — Weiter aufwärts am Lehigh liegen Easton, an der Einmündung in den Delaware, 50 M. von Ph.; Mauch Chunk 122 M., 3000 E., mit Kohlengruben. — Am Schuylkill liegen: Reading, im Bezirk Berks, 56 M. von Philadelphia, in herrlicher Gegend, 15,821 E., meist Deutsche, wie überhaupt in den meisten Strecken am Schuylkill und Susquehannah; Pottsville, 92 M., eine Stadt, die 1824 entstand und jetzt schon 7496 E. zählt. Sie ist Hauptmarkt für den Kohlenhandel, und liegt oberhalb der Schlucht, durch welche der Fluß aus dem Gebirge bricht. Morristown am linken Ufer, liegt nur 16 M. von Philadelphia, und hat vermittelst eines durch den Fluß gezogenen Dammes über eine große Wasserkraft zu verfügen; 6032 E.

Lancaster an der Conestoga, 70 M. westl. von Ph., mit 12,382 E., eine fast ganz deutsche Stadt, mitten in dem „Garten von Pennsylvanien," den gleichfalls Deutsche

geschaffen haben. Harrisburg ist Sitz der Staatsbehörden, und liegt am linken Ufer des Susquehannah, in einer malerischen Gegend, im fruchtbaren Kittalinny-Thal, 8173 E., Capitolium. Südlich von Harrisburg Gettysburg, 3000 E., mit einem deutsch-lutherischen Predigerseminar. York, 11 M. westlich vom Susquehannah, 6000 E. Hier suchte 1777 der Congreß nach der Schlacht vom Brandywine eine Zufluchtstätte. Oberhalb Harrisburg liegt Sunbury, 2000 E., wo eine Meile oberhalb des Orts der Nord- und der Westarm des Susquehannah zusammenfließen. Wilkesbarre, 3000 E., im schönen Wyomingthale, am Susquehannah, in der fruchtbarsten, von Deutschen vortrefflich bebaueten Gegend. Nördlich davon liegt Carbondale an der Lackawanna: Kohlengruben. Sowohl der östliche wie der westliche Theil von Pennsylvanien enthält außer den genannten noch eine große Anzahl von kleinen Mittelstädten, die fast allesammt im Aufblühen begriffen sind.

Der westliche Landestheil gehört zum Theil dem Stromgebiete des St. Lorenz an, und in demselben liegt die Stadt Erie, 5850 E., an der Presque-Islebay, mit einem guten Hafen, theils dem Mississippigebiet. Die Hauptstadt des westlichen Pennsylvanien ist Pittsburg (40° 32′ n. Br., 80° 2′ w. L.). Diese wichtigste Fabrikstadt im Westen, die man auch wohl das „amerikanische Sheffield“ nennt, erhebt sich auf der Landzunge, welche beim Zusammenflusse des Alleghanny und Monongahela gebildet wird, die hier den Ohio bilden, und hat eine Lage, die nicht günstiger sein könnte. Sie hat gleich sehr erleichterte Verbindung mit allen Plätzen am Ohio und Mississippi, mit den großen Seen und mit der Küstenbrücke am Atlantischen Meere, hat ein fruchtbares, an Bevölkerung wunderbar rasch anwachsendes Vor- und Hinterland, nnd liegt mitten in der westpennsylvanischen Kohlenregion. Wo heute geschäftiges Leben von 150,000 betriebsamen Menschen waltet, standen 1775 nur 25 Hütten. Jetzt ist die eigentliche Stadt von einer Anzahl von Vorstädten umgeben, z. B. Alleghanny, Manchester, Birmingham, Lawrenceville, die gewerblich und commerciell mit ihr ein Ganzes bilden. Da ganz in der Nähe unerschöpfliche Massen von Eisenerz liegen, so wird besonders die Eisenfabrikation schwunghaft betrieben, welche auch eine Menge Holzkohleneisen verarbeitet. Pittsburg liefert Eisen- und Stahlfabrikate aller Art, Nägel, Dampfmaschinen, auch für die Zuckerpflanzungen im Süden, Baumwollenpressen, Pflüge und alles andere Ackergeräth von Eisen, Kanonen; seine Glasfabriken sind die bedeutendsten in der Union, es hat ferner Hut-, Mützen-, Wachstuch-, Baumwollen- und Wollenfabriken, liefert Papier, Seilerwaaren, Buchdruckertypen und Pressen, Lederwaaren und feine Tischlerarbeiten. Alle diese Artikel versendet es nach allen vier Himmelsgegenden und empfängt dafür große Massen von Agriculturproducten; es ist ein Hauptabsatzmarkt für Schinken aus Ohio, für Speck, Butter, Käse, Mehl, für Hanf, Taback, Baumwolle, Zucker, Syrup und für Kaffee und andere Colonialwaaren, die als Rückfracht Mississippi und Ohio aufwärts eingehen. Vom Alleghanny, der für kleine Dampfboote fahrbar ist, kommt viel Holz herab, das jährlich für mehr als 400 Archen und Flatboote Ladung giebt; in diesen Fahrzeugen gehen dann von Pittsburg Kohlen nach Cincinnati, und weiter bis Louisville und Natchez. Auch der Handel mit Pot- und Perlasche, Branntwein, Holzwaaren, Hopfenstangen, Borke, Salz und Roheisen ist beträchtlich. Die Stadt ist im Allgemeinen sehr regelmäßig gebaut und äußerst lebhaft; über den Alleghanny führen

mehre Brücken, über den Monongahela eine große Drahthängebrücke. Die Western-University of Pennsylvania datirt von 1819, theologische Lehranstalten sind mehrere vorhanden, sodann viele Vereine zur Beförderung der Sittlichkeit und Enthaltsamkeit von geistigen Getränken, zwölf Vereine zur Beförderung gemeinnütziger Kenntnisse, die sämmtlich Volksbibliotheken gegründet haben. Seit 1827 wird die Stadt durch ein großartiges Maschinenwerk mit Wasser aus dem Alleghanny versorgt, und hat Gasbeleuchtung. Der Gesammtwerth des Manufacturbetriebs und des Kohlenhandels von Pittsburg wird für 1850 auf 50 Mill. D. geschätzt; 1847 wurden 60 Dampfer auf den dortigen Werften gebaut. Ein Arsenal der Vereinigten Staaten liegt drittehalb Meilen östlich, am Alleghanny.

Pittsburg ist eine Hauptstation für die Einwanderer, welche nach dem Westen ziehen; es liegt von Washington 223, von Philadelphia 317 M. entfernt; von Cincinnati am Ohio (5 D. Fahrgeld auf dem Dampfboote) 496, von Louisville (6 D.), von der Mündung des Ohio 1004 M., von St. Louis 1176 (10 D.), von Memphis 1246 (15 D.), von Natchez 1743; von Neu-Orleans 2044 M. (26 D.), und von der Mündung des Mississippi 2149 Meilen.

Dem Staate Pennsylvanien hat das deutsche Element vorzugsweise seinen Charakter gegeben. Dieser Staat hat zu viel Gehalt, als daß er von politischen Parteien in stürmische Bewegung versetzt werden könnte; er ist auch moralisch und politisch der Vermittler zwischen dem Norden und dem Süden, und heißt deshalb der Schlußstein, der das Ganze zusammenhält, „Keystone Staate." Die Zahl der Deutschredenden beträgt über eine halbe Million, der von deutscher Abstammung gewiß eine volle Million. Auf Philadelphia kommen von den ersteren mehr als 50,000, unter ihnen viele höher Gebildete, sowohl Kaufleute als Aerzte, Prediger und auch Handwerker. Löher, der die Verhältnisse unserer Landsleute in Pennsylvanien mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtet hat, bemerkt, daß auch die deutschen Juden gesellig und kaufmännisch den Portugiesen mit Glück entgegen treten. Die der „Quäkerstadt" benachbarten Orte, wie Germantown und Frankfurt, tragen ein behaglicheres und heimischeres Gepräge, und kommt man weiter ins Land, so zeigt ganz Pennsylvanien, mit Ausnahme der wenigen von Yankees und Irischen dichter besetzten Bezirke, ein vortheilhaft deutsches Gepräge. „Alles hat dort ein festes und tüchtiges Ansehen. Diese prächtigen Gehöfte mit den hübschen Häusern und hochräumigen Scheunen, die reichen Obstgärten, das üppige zahlreiche Vieh, die Menge des Hausgeflügels, die sorgfältig angebaueten weiten Aecker mit Wiesen und zierlichen Einfassungen, und das Alles zwischen freundlichen Waldhügeln, denn der deutsche Bauer liebt grüne Bäume und frische Bäche bei seinem Hause, — das Alles sieht man in Amerika nur bei den deutschen Pennsylvaniern. Ihre Städte sind reinlicher, netter und ruhiger als die von den englischen angelegten. Pennsylvanien ist eines der anmuthigsten und fruchtbarsten Länder auf der Erde. Es birgt zwischen seinen Hügelwellen unendliche heimliche Reize, und hat an seinen breitglänzenden Strömen und an seinen blau aufragenden Gebirgen erhabene Schönheiten. Die Menschen aber haben mehr Ruhe und Gehalt in ihrem Wesen, und auch mehr Herzlichkeit als sich bei den Yankees und Südländern findet. Daß die deutschen Pennsylvanier die ehrlichsten und verständigsten Leute in ganz Amerika sind,

das müssen ihnen selbst ihre pfiffigen alten Feinde, die Yankees, lassen. Diese sagen ihnen aber auch nach, daß sie harte Köpfe hätten und Geizhälse wären. Die Pennsylvanier sind nämlich gute Haushalter; der englische Amerikaner will Habe erwerben, um sie schnell zu genießen, der deutsche, um sich recht lange daran zu erfreuen. Uebrigens ist der Pennsylvanier gastfreier als der Yankee. Diese Deutschen wollen sich nicht verenglischen lassen; die deutsche Sprache hat aber viel an Boden verloren; hoffentlich wird das bei der starken Einwanderung gebildeter Familien nun zu Ende sein. In Lancaster schlägt schon die englische Sprache vor, in Reading dagegen selbständiges deutsches Wesen, und dort hat auch der Jahrmarkt noch sein Recht behalten, ebenso in Allentown, Middletown, Trexlerstown, Heidelberg, Easton, Orwigsburg, Wilkesbarre, Pottsville, Harrisburg, Schippensburg, Lebanon, Chambersburg und Carlisle. Deutsch versteht man noch in jedem Winkel Pennsylvaniens. In Pittsburg sind an 30,000 Deutsche, von denen viele in den Eisenfabriken arbeiten. Fortwährend sind im Staate große deutsche Ansiedlungen im Entstehen. Noch immer bildet der deutsche Bauer den Grundstock der Landesbevölkerung und in den Landkirchen ist noch das Deutsche vorwiegend. Von den östlichen Bezirken (Counties), sind Berks, Lancaster, Lebanon fast ganz deutsch; Northhampton, Schuylkill, Dauphin, Perry, Cumberland, Franklin und York weit überwiegend deutsch; Bucks, Montgomery, Chester, Adams, Union etwas über die Hälfte deutsch; Delaware, Pike, Monroe, Wayne, Carbon, Juniata enthalten wenigstens eben so viel Bewohner von deutschem als von anderm Stamm. Von dem westlichen Pennsylvanien ist reichlich die Hälfte deutsch. Ueberwiegend ist die deutsche Bevölkerung in all' den südlichen Bezirken, außer in den rauhen Gebirgen, weniger in den mittleren, am geringsten in den nördlichen. Noch immer vermehrt sich im Westen Pennsylvaniens die deutsche Bevölkerung, welche in einer auffallenden Weise auch fruchtbarer an Kindern ist als die nichtdeutsche. Im westlichen wie im östlichen Pennsylvanien ist kein Ort von Bedeutung, der nicht eine oder mehrere Kirchengemeinden von Neueingewanderten hätte. Die Scheune ist der Stolz des deutschen Bauers in Pennsylvanien, gewöhnlich ein paarmal größer als sein Wohnhaus und oft mit hübschen Farben und zierlichen Fenstern geschmückt. Er bauet vorzugsweise Weizen und Mais, seit einigen Jahren auch Taback. „Bei den Pennsylvaniern kann man lernen, wie der Feldbau durch kluge Anordnung und Fleiß, so wie durch Anwendung einer großen Mannigfaltigkeit der zweckmäßigsten Dresch-, Aufwinde-, Futterschneide- und anderen Maschinen, so wie der Wagen, Pflüge und aller Ackergeräthschaften auf eine leichte und höchst einträgliche Weise betrieben wird. Die Viehzucht, in welcher Pennsylvanien früher so ausgezeichnet war, hat sich weiter nach den Wiesenflächen des Westens gezogen. Nicht wenige Bauern befehligen einige Hunderttausende von Thalern. Dörfer giebt es nicht; jeder Landmann hat seine große Wirthschaft und seine Felder rings um sein Haus. Das Ganze erinnert an die westfälischen Bauernwirthschaften. Auch ein Kötter- und Heuerlingswesen hat sich hier gebildet. Der Bauer errichtet an den Enden seiner Gemarkung den Tagelöhnern und Handwerkern artige Häuser und versieht sie mit Lebensmitteln; sie selbst halten sich einen Garten und ein paar Stück Vieh; den Werth von dem Allen verdienen sie dem Bauer ab durch Arbeiten. Unter sich haben diese Pennsylvanier viel Familienstolz, namentlich die Mennoniten. Ihre Familiengeschichten bewahren sie gut, und die Söhne und Töchter

von den großen Höfen heirathen nur unter einander. Häufig hat der Bauer auch den Kirchhof für seine Familie. Will der Hofbesitzer sich zur Ruhe setzen, so zieht er in ein kleineres Haus und läßt sich von seinem Sohne, dem Gutsnachfolger, den Ertrag von einer bestimmten Anzahl Aecker liefern. Die Töchter werden in der Regel abgefünden; haben aber die Aeltern von Todeswegen keine Verfügung getroffen, so wird das ganze Vermögen unter die Kinder gleich vertheilt; jedoch hat der älteste Sohn das Recht, das ganze Gut zu dem Schätzungswerth zu übernehmen. Das Güterrecht zwischen Eheleuten neigt sich eher, was auch ältestes deutsches Bauernrecht war, dem getrennten Eigenthum als der Gütergemeinschaft zu." Viele ursprünglich deutsche Familiennamen sind allmälig verenglischt worden. Von dem Halbhundert deutschen Zeitungen, welche in Pennsylvanien erscheinen, sind viele in einem entsetzlich schlechten Deutsch geschrieben; doch bessert es sich in dieser Beziehung allmälig*).

Auch die Staaten Neu-Jersey, Delaware und Maryland tragen, die Städte ausgenommen, vielfach pennsylvanischen Charakter, denn auch dort haben die deutschen Bauern überall ihre Höfe gebaut. Jersey zeigte ehemals eine überwiegend deutsche Bevölkerung, jetzt ähnelt dieser Staat mehr dem von Neu-York und hat ein Drittel deutsche, ein Drittel holländische und ein Drittel englische Bevölkerung. Das Landvolk von Delaware und Maryland ist noch jetzt über die Hälfte von deutscher Abkunst; der nordwestliche Theil von Maryland ist fast ganz pennsylvanisch-deutsch. In den Städten aber ist das Deutsche vielfach zurückgedrängt. Von dem sandigen Küstenstriche, der von Long-Island aus sich am Meere in einer von 30 bis 100 Meilen wechselnden Breite bis zum Mississippi zieht, hatten sich die Deutschen früher nicht besonders angezogen gefühlt; jetzt kommen sie aus dem Innern von Pennsylvanien auch dorthin, und kaufen sich an; denn mit ihrer Düngweise schaffen sie bald fruchtbare Aecker (Löher S. 302 bis 316).

Delaware.

Dieser kleine, nächst Florida am schwächsten bevölkerte Staat — er hatte 1840: 78,085 (wovon 2605 Sklaven) und 1850 nur 90,407 Einw. — liegt zwischen der

*) Hier einige Proben von pennsylvanischem Bauerndeutsch aus den Ankündigungsspalten einer Zeitung:

„Unterzeichneter zahlt den Philadelphiapreis für einiges (— soll heißen jede Menge, any) Getreide, welches man ihm bringen wird in Käsch."

„Zu verkaufen in öffentlicher Vendu eine vornehme Grundlotte; darauf sind errichtet zwei gute Wohnhäuser. ein Brickhaus und ein Främhaus gewetterbordet."

„Guter Bargain! Zu verkaufen ein vornehmes Familienpferd" (— a first rate family horse —).

„Ein Schuttingmätsch (— Freischießen —) wird stattfinden am Gasthaus des Unterzeichneten am Centre Turnpike (— Schlagbaum —) für ein fettes Schwein. Auch soll an selbigem Tage ein Fastnachtsfrolick gehalten werden."

Der Sinnspruch des Berks-County-Adler, einer zu Reading erscheinenden Zeitung, die vor einigen Jahren ihr halbhundertjähriges Jubelfest feierte, lautet:

Er kehrt bei Stadt- und Landmann ein,
Und kräht: er will kein Sklave sein!

Delawarebay, Maryland und Pennsylvanien, 38° 29′ und 39° 47′ n. Br. und 74° 56′ und 75° 40′ w. L.; er ist nur 92 M. lang und 23 M. breit. Der untere Theil ist flach und ungesund, der nördliche hügelig; der westlichen Gränze entlang läuft ein zum Theil sumpfiges Tafelland, das die Wasserscheide zwischen der Delawarebay und der Chesapeakebay bildet. Die Uferstrecken am Delaware sind fruchtbar. Das Land wurde zuerst von Holländern, Schweden und Deutschen besiedelt. Die Unionsverfassung nahm der Staat am 3. Decbr. 1787 einstimmig an. Seine Staatsverfassung wurde 1831 revidirt. Der Gouverneur bezieht 1333⅓ D. Gehalt, wird auf 4 Jahre gewählt und ist nachher nicht wieder wählbar; die Senatoren, 9 an der Zahl, werden auf 4, die 21 Repräsentanten auf 2 Jahre gewählt; die Legislatur tritt alle zwei Jahre einmal zusammen. Jeder weiße männliche Bürger, der 22 Jahre alt ist, ein Jahr lang im Staate und den letzten Monat in dem Bezirk, wo er wohnt und Steuer zahlt, gelebt hat, ist stimmberechtigt.

Delaware ist weder in Bezug auf Gewerbe noch auf Handel von Bedeutung. Staatsausgaben 1850: 40,242 D., Einnahme 32,502 D. Der Staat hat keine Schulden. Die Hauptstadt Dover (39° 10′ n. Br., 75° 30′ w. L.) liegt am Jonasbache, der 10 M. unterhalb in die Delawarebay mündet; mit etwa 1000 E. Wichtiger ist Wilmington, 13,931 E., 27 M. südwestlich von Philadelphia; es hat 16 Kirchen, 9 Akademien, 3 Banken, 1 Zeughaus, einige Fabriken und gleich dem 5 M. südlicher, gleichfalls an der Delawaremündung liegenden Newcastle, 3111 E., einige Rhederei. Newark, 12 M. von Wilmington, hat eine höhere Lehranstalt. Am Flusse Brandywine liegen große Mahlmühlen.

---

4. Die südlichen Staaten am Atlantischen Meere.

Maryland.

Dieser Staat, zwischen Delaware und der See, Pennsylvanien und Virginien, 38° und 39° 44′ n. Br. und 75° 10′ und 79° 20′ w. L. ist 196 M. lang und 120 M. breit. Die prächtige, 270 M. tief ins Land eindringende, von 7 bis 20 M. breite Chesapeakebay sondert ihn in zwei Theile, und bildet in ihren zahlreichen Inlets und Buchten mehrere schöne Häfen. Maryland hat eine vortreffliche geographische Lage; an seiner Westgränze, welche dem Laufe des Potomac folgt, lagern große Mineralreichthümer, denn Kohlen und Eisen sind in unerschöpflicher Fülle vorhanden, und auch Gold ist gefunden worden. Diese Mineralgegend ist überdies sehr fruchtbar, und hat vortreffliche Wiesen. Das Land im O. der Chesapeakebay ist niedrig, zum großen Theil feucht und theilweise ungesund wegen der Wechsel- und Gallenfieber; doch der bei weitem größere Landestheil, jener auf der Westseite, ist gesund, und namentlich in den Gegenden, welche

die Deutschen inne haben, musterhaft angebaut, z. B. in den Bezirken Friedrich und Washington. Durch die Mitte läuft, in nördlicher Richtung, die Blaue Gebirgskette; auch ein Theil der Alleghannies durchzieht den Westen. Der Potomac, 550 M. lang, bildet die Gränze zwischen Maryland und Virginien; beinahe 300 M. spüren Ebbe und Fluth und sind schiffbar bis Washington hinauf; 59 M. oberhalb dieser Stadt liegen viele Wasserfälle und Stromschnellen. Der Patapsco hat nur einen kurzen Lauf, ist aber bis Baltimore für größere Seeschiffe fahrbar, und der 110 M. lange Patuxent etwa die Hälfte seines Laufes für kleinere. Die Hauptproducte sind Weizen, namentlich auch eine weiße Art, welche dem podolischen gleicht, und Taback, der den eigentlichen Stapelartikel bildet; sodann Kohlen und Eisen, besonders bei Cumberland, im Bezirke Alleghanny, dem westlichsten Theile des Staates. In Maryland sind nahe an 50 Mill. D. in Canälen, Eisenbahnen, Bergwerken und Fabriken angelegt worden. Die Eisenbahn zum Ohio läuft durch ein reiches Ackerbauland und die Kohlen- und Eisenregion; Laurel, zwischen Baltimore und Washington, und Weaverton am Potomac, unweit Harpers-Ferry, sind aufblühende Industriestädte. Der Plan zur Canalverbindung zwischen Georgetown, im Bundesdistrict Columbia, mit dem Ohio bei Pittsburg, eine Strecke von 341 M., wurde 1820 entworfen, jener der Eisenbahn von Baltimore zum Ohio 1826; erst 1834 war die Eisenbahn bis Harpers-Ferry, 82 M., vollendet; sie wurde dann bis nach Cumberland weiter geführt und 1842 eröffnet, so daß sie nun 179 M. lang ist. Von dort bis Wheeling am Ohio sind noch 211 M., die vermessen und zum Theil in Angriff genommen worden sind. Nach der Vollendung wird sich der Einwandrerzug nach Westen sicherlich zum großen Theil in diese Bahn lenken.

Maryland hatte 1840 nur 470,019 E., wovon 89,737 Sklaven, aber 1850 hatte es 575,150 E. Der Handel ist sehr bedeutend; die Exporte betrugen 1849 schon 8,000,660 D., wovon 7,786,695 Landesproducte; die Importe 4,976,731 D. Die Hafenplätze sind Baltimore, mit 122,915 T., wovon 72,367 Seeschiffe, 1850: 123,084 T., Oxford 10,857, Vienna 11,080, Snow-Hill 7028, Town-Creek 2061, Annapolis 2293 T. Küstenschiffe. Georgetown, das politisch zum Bezirk Columbia gehört, hatte 11,823 T. Gebaut wurden 152 Schiffe von 17,462 T. Maryland hat im November 1850 eine Convention zur Ausarbeitung einer neuen Staatsverfassung ernannt, welche im Juni 1851, also erst nachdem wir diese Zeilen geschrieben, dem Volke zur Genehmigung vorgelegt werden soll. Der Staat hatte am 1. Decbr. 1849 eine nominelle Schuld von 15,909,981 D.; dagegen ein productives Eigenthum von 5,292,225 D. und ein noch nicht productives von 15,495,451 D. Einnahme im Jahre 1850 1,227,000, Ausgabe 1,467,000 Dollars. Maryland nahm die Unionsverfassung am 28. April 1788 mit 63 gegen 12 Stimmen an.

B a l t i m o r e (Battle Monument 39° 17′ 23″ n. Br., 76° 37′ 30″ w. L.) ist eine der wichtigsten Handelsstädte Amerikas. Sie liegt an einer Bucht, welche das Norduser des Patapsco bildet, etwa 10 M. von der Chesapeakebay, 200 M. vom Meere, bedeckt etwa 10,000 Acker, erstreckt sich in der Länge von beinahe 5 Meilen von Osten nach Westen auf einer großen Anzahl von Hügeln; in der Mitte fließt ein reißender Bach, Jones Falls; der östlich von demselben liegende Theil zerfällt in die Abtheilungen Fells-Point und Old-Town, der westliche in City-Proper, wo sich der Handel concentrirt, und

Spring-Garden. Dieser letztere Theil ist nicht gesund, obwohl Baltimore im Allgemeinen eine sehr gesunde Stadt ist, und im J. 1849 von nahezu 150,000 E. nur 4165 starben. Diese wichtigste Stadt Marylands ist als solche nicht viel über 50 Jahre vorhanden. Freilich stand da, wo sie sich erhebt, schon 1729 eine Blockhütte, 1732 kamen mehre hinzu; 1745 erhielt das Dörfchen Johnstown den Namen Baltimore. Dieses bestand 1752 aus 25 Häusern, wovon nur 4 aus gebrannten Ziegelsteinen; 1773 hatte es die erste Zeitung, wurde Einfuhrhafen erst 1780, bis dahin waren die Schiffe in Annapolis vor Anker gegangen. Mit der Straßenpflasterung machte man 1782 einen Anfang; damals begann auch ein regelmäßiger Verkehr nach Philadelphia mit Landkutschen; 1784 erhielt die Stadt Nachtwächter; 1796 wurde sie als „Stadt" incorporirt; sie zählt unter den „Cities" erst seit 1798. Im J. 1775 hatte sie 564 Häuser und 5934 E.; 1840 schon 102,513, wovon 81,321 Weiße, 3212 Sklaven und 17,980 freie Farbige, 1850 zählte sie bereits 169,012, unter denen fast ein Drittel Deutsche; 1808 wurde das steuerpflichtige Eigenthum auf 2,522,780, 1850 aber auf 75,310,808 D. angegeben; dazu kam noch steuerfreies Grundvermögen 4,507,038 und bewegliches Vermögen, so viel gleichfalls davon keine directe Steuer zahlte, 420,114, zusammen 80,237,960 D. Im Jahre 1847 wurden 2006, 1848 1920, 1849 1894 neue Häuser aufgeführt. Baltimore hat 12 Banken, vier Sparkassen und ist eine sehr gewerbreiche Stadt. Sie liefert Eisen- und Kupfer-, Wollen- und Baumwollenwaaren, Mehl, chemische Präparate, Glas, Hagel, Pulver, Druckertypen, Töpferwaaren, hat Zuckerraffinerien, Schiffsbau, große Distillerien, Reperbahnen, Wachstuchfabriken, Teppich-, Hut-, Lederwaarenfabriken 2c. Die Handelslage der Stadt ist überaus günstig; der Hafen, welcher nur höchst selten zufriert, zerfällt in drei Abtheilungen. Der Eingang, zwischen dem Fort Mac-Henry und dem Lazareth, ist etwa 600 Yards weit und hat 22 Fuß Wasser; der zweite Hafen liegt oberhalb Fells-Point, der dritte oder Binnenhafen mit 10 bis 12 Fuß Tiefe dringt bis mitten in die Stadt. Doch sind häufige Ausbaggerungen nöthig. Das Meer liefert eine große Fülle vortrefflicher Fische; mit dem Austerfischen sind mehrere hundert Menschen beschäftigt; eingemachte Austern gehen in Menge besonders nach Westindien, Californien und Süd-Amerika; ein einziger Exporteur hat 1849 nicht weniger als 200,000 Buschel Austern gekauft. Das jetzt durch seine schnellsegelnden, für die seichteren Meerestheile und zur Schnellfahrt vortrefflich geeigneten „Clippers" so berühmte Baltimore hatte 1752 nur eine einzige Brigg von 152 Tonnen; 1850, wie schon oben angegeben, 123,084 Tonnen (29 Dampfer). 1849 liefen ein 2108 Schiffe, wovon 517 vom Auslande und 1591 von der Küste, wozu auch Texas und Californien gehören; unter amerikanischer Flagge kamen 1942, britische 115, Bremer 21, russische 10, holsteinische 5, französische 3, preußische 1, hanoverische 1, Hamburger 1. Mit West-Indien und Süd-Amerika unterhält Baltimore einen sehr lebhaften Verkehr, und bezieht von dort besonders Zucker, Syrup und Kaffee. Es hat regelmäßige Packetschifffahrt mit sämmtlichen großen Küstenplätzen der Union, und hat zugleich durch Eisenbahnen und Canäle sowohl seine Mineralreichthümer dem übrigen Lande näher gerückt, als auch eine Verbindung mit dem Westlande hergestellt. Hauptstapelartikel für B. sind Taback und Mehl. In den fünf Tabacksniederlagen, welche der Staat in B. hat, wurden inspicirt 1824 17,688 Hogsheads; diese Ziffer stieg in

den nachfolgenden Jahren, am höchsten war sie 1846: 70,647; 1849 betrug sie 45,876. Davon waren Marylandtabacke 30,955, aus Ohio 13,618, Kentucky 1243, Virginien 24, Pennsylvanientabacke 12, vermischte 14. Die Hogsheads wechseln von 400 bis 1800 Pfund Gewicht; man nimmt im Durchschnitt 800 Pfund Gewicht an, zu einem Durchschnittspreise von 45 Dollars, so daß auf das Jahr 1849 für die inspicirten Tabacke etwa 2,064,420 D. kommen. (Kein anderer Hafen kann an Import von Taback sich mit Bremen messen.) Die reichlich vorhandene Wasserkraft wird in ausgedehntem Maße zum Betriebe von großen Mahlmühlen benutzt, deren sich in der Umgegend von Baltimore mehr als 60 befinden. Der Mehlhandel war dort stets bedeutend, denn ein großer Theil des Weizens, welcher an den fruchtbaren Gestaden der Chesapeakebay, im mittlern Pennsylvanien, am Shenandoah und Potomac, und am Ostabhange der Blauen Kette wächst, geht nach Baltimore, welches Mehl nach Westindien, Süd-Amerika und auch nach Spanien und Portugal sendet. Im J. 1798 wurden in B. inspicirt an Weizenmehl 247,046 Barrels und 17,612 halbe Barrels; 1847 aber 945,482 ganze, 28,191 halbe Barrels; 1849: 765,820 ganze und 27,341 halbe Barrels. Ferner wurden 1849 inspicirt: Roggenmehl 801,192 Barrels und Maismehl 428 Hogsheads, 51,772 Barrels und 2051 halbe Barrels.

Baltimore führt in Amerika die Benennung der Monumentenstadt. Das wichtigste Denkmal ist das Washington-Monument, das auf einem 150 Fuß hohen Hügel steht und sich 180 Fuß über denselben erhebt. Auf einer 20 Fuß hohen Grundlage strebt eine 160 Fuß hohe Säule empor, die 20 Fuß Durchmesser hat. Auf ihr befindet sich ein 13 Fuß hohes Standbild Washingtons. Das „Battle-Monument," zur Erinnerung an das Treffen bei Baltimore 1814, wurde 1815 errichtet; es ist von weißem Marmor, 52 Fuß hoch. B. hat mehr als 100 Kirchen, davon waren 1849 bischöflich-methodistisch: 40; protestantisch-methodistisch: 3; protestantisch-episcopal 12; presbyterianisch 11; katholisch 11; lutherisch 8, baptistisch 5, Disciples 2, deutsch-reformirt 3, evangelische Association 2, Quäker 3, vereinigte Brüder 1, Universalisten 1, Unitarier 1, „Winebranerians" 1, Synagogen 2. Dreizehn dieser Kirchen sind für Neger und Mulatten bestimmt. B. hat schon 3 Universitäten und 4 Colleges. In der Börse befindet sich das Zollhaus, die Bank und das Local für die Telegraphen. Im Athenäum, einem Gebäude in Styl der florentinischen Paläste, hat die historische Gesellschaft von Maryland ihre Büchersammlung, eben so die Mercantile Library Association.

Annapolis, die Staatshauptstadt, am Severn, der gleich unterhalb in die Chesapeakebay mündet; 4198 E. Im Staatshause hielt der amerikanische Congreß während des Unabhängigkeitskrieges mehrmals Sitzungen. Havre de Grace an der Mündung des Susquehannah in die Chesapeakebay, 60 M. von Philadelphia, an der Ausmündung des Susquehannahcanals, der die Chesapeakebay mit den pennsylvanischen Canälen verbindet. Friedrichsstadt oder Fredericktown am Monacacy-Arme des Carrols-Creek, 61 M. von Baltimore, mit 6037 meist deutschen Einwohnern, in einer äußerst fruchtbaren Gegend; treibt bedeutenden Handel mit Landesproducten. Hägerstown, 70 M. von Baltimore, 6500 E., gleichfalls eine meist deutsche Stadt. Cumberland, am linken Potomacufer, 178 M. von B., 2000 E., mitten in den reichen Kohlen- und Eisendistricten.

Virginien.

Dieser nach der „jungfräulichen Königin Elisabeth" benannte Staat, wird als der zuerst besiedelte (1607) auch wohl die Old Dominion genannt. Er liegt zwischen 36° 33' und 40° 43' n. Br. und 75° 25' und 83° 40' w. L.; 370 M. lang und bis zu 200 M. breit; 1840: 1,249,764 (wovon 448,987 Sklaven); 1850: 1,424,863 Einw. Er hat eine prächtige Lage, zwischen dem Atlantischen Ocean, Maryland, Pennsylvanien, Ohio, Kentucky, Tennessee und Nord-Carolina; mit Ausnahme des östlichen, flachen und sumpfigen Theils ein gesundes Klima bei überwiegend fruchtbarem Boden, unerschöpflichen Mineralreichthum und eine Anzahl großer schiffbarer Stöme. Er lehnt sich ans Meer, wie an den Ohio, liegt etwa auf halbem Wege zwischen der Nordgränze der Union und dem Golf von Mexico, und umschließt die Mündung der Chesapeakebay. In Betreff der Bodenbeschaffenheit zerfällt er in 4 Abtheilungen; der östliche Theil ist, wie gesagt, flach, sumpfig und nicht gesund, hat leichten Boden und ist meist mit Nadelholz bestanden. Weiter nach Westen hin wird das Land hügelig und erhebt sich zu der Blauen Gebirgskette, welche den Staat der ganzen Länge nach durchzieht. In dieser zweiten Abtheilung sind höchst einladende Landstrecken, besonders am Jamesflusse. Die dritte Abtheilung wird gebildet von dem Lande zwischen der Blauen Kette und den Alleghannies, die im Staate auch Laurel-Hills genannt werden, während man ihre südlichere Fortsetzung als Clinch-Mountains bezeichnet. Zwischen beiden ziehen sich mehrere andere Ketten. Auch diese Abtheilung ist fruchtbar und gesund; ebenso das Land zwischen dem Gebirge und dem Ohio, welches die vierte Abtheilung bildet. Der Potomac scheidet Virginien von Maryland, und nimmt kurz vor seinem Durchbruche durch die Blaue Kette den Shenandoah auf; der Rappahannock entspringt in der Blauen Kette, ist bis Friedrichsburg schiffbar, und fällt nach einem Laufe von 120 M. in die Chesapeakebay; in diese mündet auch der York, 30 M. unterhalb des vorigen; bis 40 M. für Seeschiffe zu befahren. Der James, Virginiens Hauptstrom, bildet sich aus dem Jackson und Cowpasture, welche in den Alleghannies, nahe dem Südarme des Potomac entspringen, durchbricht die Blaue Kette, wird bei Lynchburg schiffbar, bildet oberhalb Richmond Fälle, und fließt bei Hampton in die Chesapeakebay. Etwa 100 M. oberhalb nimmt er den bis Petersburg schiffbaren Appomattox auf. Im westlichen Theile fließen der aus Nord-Carolina kommende Große Kenhawa und der Kleine Kenhawa; beide fallen in den Ohio, dessen südlicher Arm, der Monongahela, in Virginien entspringt.

Der Gouverneur bezieht 3333 Dollars Gehalt; der Senat darf nicht über 30, die Assembly nicht über 150 Abgeordnete zählen, die letzteren werden jährlich, die Senatoren, von denen jährlich ein Drittel ausscheidet, auf 4 Jahre gewählt. Stimmberechtigt ist jeder 21 Jahre alte weiße Bürger, der Grundbesitz von 25 D. Werth oder einen so hoch sich belaufenden Antheil an einem Grundstücke hat, oder Anspruch im Werthe von 50 D. auf ein Gut machen kann, und 6 Monate vor der Wahl im Besitze dieses Anspruchs ist, oder eine Pachtung auf 5 Jahre zum jährlichen Pachtzins von 20 D. seit 2 Monaten inne hat, oder seit einem Jahre Haus- und Familienvater ist, und seit dieser

Zeit Staatssteuern bezahlt hat. Die Abstimmung geschieht mündlich. Virginien nahm die Unionsverfassung mit 89 gegen 79 Stimmen am 25. Juni 1788 an. Die Staatsschuld Virginiens betrug am 1. Febr. 1850: 9,387,963 D., die beinahe ganz für „Internal Improvements" contrahirt worden war; dagegen betrug das productive Eigenthum 7,379,455, und das noch nicht productive 4,475,359 D. Virginien hat einen „Literary Fund" von 1,561,160 D., aber das Volksschulwesen befand sich bis in die jüngste Zeit in einer traurigen Lage; erst neuerdings besserte man in dieser Beziehung.

Virginien war im vorigen Jahrhundert die bedeutendste unter den 13 Colonien, ist aber seit einem halben Jahrhundert von vielen anderen Staaten überflügelt worden. Er fühlt die moralischen Uebel der Sklaverei, und seine ausgezeichnetsten Köpfe legten sich mehr auf Politik, in welcher es die bedeutendsten Männer der Union hervorbrachte, als auf Ackerbau, Gewerbe und Handel. Es müßte 5 Mill. E. haben, wenn es im Verhältnisse wie Neu-York sich entwickelt hätte. Erst spät und langsam hat es angefangen, den nördlichen Staaten in Bezug auf innere Verbesserungen nachzueifern, ist nun aber rüstig am Werke, seinen atlantischen Theil mit dem Ohio in Verbindung zu setzen. Ohne Frage wird die Eisenbahn von Richmond zum Ohio einen der kürzesten Wege von diesem Flusse zum Atlantischen Meere bilden, und Landstrecken durchschneiden, mit deren Productenreichthum kein anderer Staat sich messen kann, denn Virginien ist ein reiches Weizenland, bauet viel Mais und Taback, hat Holz in Fülle und dazu Gold, Kupfer, Blei, Eisen, Salz, Kohlen, Kalk, Alaun, Granit und Marmor; auch ist die Viehzucht beträchtlich und die Wolle fällt reichlich und gut. Ein beträchtlicher Theil ist von Deutschen besiedelt, denen Westvirginien zur Ansiedelung dringend zu empfehlen ist. Offenbar hat dieser Staat eine große Zukunft, indem er anfängt sich allmälig der Sklaven zu entledigen, deren übrigens im westlichen Theile nur wenige vorhanden sind. Er ist zugleich alt und doch noch kaum entwickelt bei seinem großen natürlichen Reichthum. Ein nicht geringer Theil des Bodens ist durch ununterbrochenen Anbau des aussaugenden Tabacks, und überhaupt durch schlechte Bewirthschaftung ruinirt worden; aber fleißige Deutsche und Engländer schaffen diese Wüstenei in üppige Wiesen um. Kein anderes Land eignet sich klimatisch besser zur Seidenzucht; der Tabacksbau liefert immer noch mehr als 70 Mill. Pfund, und überall, namentlich aber bei Richmond, sind viele Mahlmühlen, in welchen 1848 ein Capital von 5,184,669 D. angelegt worden war; in der Tabacksfabrikation 1,526,080, in der Baumwollenfabrikation 1,299,020, in der Lederfabrikation 1,180,098. Außerdem hat Virginien Manufacturen von Wolle, Seide, Flachs, Hanf, Seife, Hüten, Pulver, Papier, Wagen rc. Der Ertrag der Agriculturproducte belief sich 1840 auf 59,085,821, und sobald die Communicationen zum Westen vollendet sind, kann es nicht fehlen, daß auch ein beträchtlicher Theil der Ackerbauproducte aus Ohio, Kentucky, Indiana, Illinois und Missouri seinen Abzug zum Atlantischen Meere durch Virginien sucht, und daß dessen Eisenbahnen und Canäle eine ähnliche Wirkung ausüben, wie jene in Neu-York. Die Ausfuhr Virginiens betrug für 1849: 3,373,738 D., die Einfuhr 241,935 D. Die Hafenplätze sind Alexandria 10,304 T. (wovon 4888 registrirt), Norfolk 24,003, wovon 12,606 Küstenschiffe; Petersburg 2258, Richmond 7217, Yorktown 3237, East River 4201, Tappahannock 5557, Accomac 4023, Yeocomico 3427, Cherrystone 1291, Wheeling 2660 T. Gebaut wurden 38 Schiffe von 3094 T.

Die Hauptstadt Richmond (Capitol 37° 32′ 17″ n. Br., 77° 27′ 28″ w. L.) liegt 122 Meilen von Washington, 343 von Neu-York, hatte im J. 1850 27,483 E., wovon zwei Fünftel Neger. Sie wurde 1742 gegründet, und hat eine schöne und gesunde Lage am Jamesflusse, 130 M. von der Chesapeakebay. Bis nach Richmond reicht die Fluth; Schiffe von 10 Fuß Tiefgang können bis an die Stadt, größere nur bis Warwick kommen. Die Fälle des Flusses oberhalb sind durch Schleusen umgangen, so daß derselbe für Boote noch 220 M. aufwärts schiffbar ist. Ein Canal führt bis Lynchburg 116 M. Mit Richmond ist das gegenüber liegende Manchester durch Brücken verbunden. Im Capitol steht ein nach dem Leben gearbeitetes Standbild Washingtons vom Bildhauer Houdon. Richmond hat manche Fabriken; die Wasserkraft, welche zur Verfügung steht, ist reichlich; in den 40 Tabacksfabriken sind an 3000 Neger beschäftigt; die vielen Mühlen, deren manche mehr als 20 Gänge haben, liefern vortreffliches Mehl zur Ausfuhr; die Eisenfabriken Schienen, Nägel, Kanonen, Kanonenkugeln und Bomben. Kohlen, Eisen und Kupfer liegen wenige Meilen oberhalb der Stadt. Petersburg, etwas südlich von Richmond, am Appomattox, eine gewerbsame Stadt mit 14,603 E., Ausfuhr von Taback und Mehl. Norfolk, am rechten Ufer des Elisabeth, 8 Meilen oberhalb der Mündung in die Hampton-Roads, 106 M. von Richmond, Handels- und Hafenstadt, 14,320 E. Gegenüber Portsmouth, 8456 E. In dem Stadttheile Gosport ein großes Werft der Vereinigten Staaten mit trocknem Dock, und Marinespital. Der Hafen von Norfolk gehört zu den besten an der Küste, und in Hampton-Roads, welche von den Forts Monroe und Calhoun geschützt werden, finden die größten Kriegsschiffe Wasser genug. Am James-River liegt Jamestown, wo die erste Niederlassung in Virginien begründet wurde; es sind von derselben nur noch einige Trümmer übrig. Friedrichsburg am Rappahannock, 56 M. von Washington; Wasserkraft; in Charlotteville die virginische Universität, welche auf Jeffersons Antrieb entstand. Lynchburg hat 9000 E., am rechten Ufer des James, ein großer Tabacksmarkt; Harpers Ferry, wo der Shenandoah in den Potomac mündet, 87 M. von Baltimore, 63 M. von Washington, in äußerst malerischer Lage an der Blauen Kette. Unionsarsenal und Zeughaus, 4000 E. Charlestown mit den Shannondale Springs. Winchester, 113 M. von Baltimore, 146 M. von Richmond, 4000 E. In der Nähe dieser Stadt, wie bei Woodstock, Staunton und überhaupt in jener Gebirgsgegend, eine Menge von Mineralquellen, von denen die Warm Springs, Hot Springs und besonders die White Sulphur Springs am bekanntesten sind. Diese, ein sehr besuchter Badeplatz, liegen 229 M. vom Richmond am Westabhange der Alleghannies. Die Zahl der Mineralquellen in der Umgegend ist sehr beträchtlich.

Am Ohio liegen: Wheeling (40° 7′ n. Br., 80° 42′ w. L.), am linken Ufer, 264 M. von Washington, 104 M. unterhalb Pittsburg, in einer an Kohlen sehr ergiebigen Gegend; eine besonders durch ihre Eisenwerke wichtige Gewerbsstadt, die sehr lebhaften Verkehr mit dem Hinterlande wie mit den Städten am Ohio und Mississippi unterhält. Point Pleasant, 296 M. unterhalb Pittsburg, an der Mündung des Großen Kenhawa. Hier wurde am 10. October 1774 das blutige Treffen mit den Indianern geschlagen, das wir (S. 522) geschildert haben. Guyandotte, 337 M.

unterhalb Pittsburg; der wichtigste Schifffahrtsplatz im westlichen Virginien, nächst Wheeling. Die Stadt hebt sich rasch.

Reichlich ein Viertel der weißen Bevölkerung Virginiens ist von deutscher Abkunft; Deutsche bilden in vielen Theilen vorzugsweise den Stand der kleinen Ackerbauer, welcher keine Sklaven hält. Ihre Bauereien sind meist nicht über 20 Acker groß, aber im besten Zustande. Besonders in den Landstrich zwischen dem Rappahannock und Potomac wandern deutsche Pennsylvanier ein, und verbessern, wie schon bemerkt, ausgesogenes Tabacksland durch Gyps- und Mergeldüngung. Zwischen den Bergen durch den ganzen fruchtbaren Landstrich von Maryland bis über die südlichsten Bezirke Virginiens hinaus sind die Deutschen viel verbreitet; sie sitzen auch häufig dicht neben einander und machen in dem „großen Thale", einer der schönsten Landschaften Nordamerikas, wohl drei Viertheile der Bevölkerung aus.

Nord-Carolina.

Dieser „Old North State" ist von Virginien, Tennessee, Georgien, Süd-Carolina und dem Meere umschlossen und liegt zwischen 33° 50′ und 36° 30′ n. Br., 75° 45′ und 84° w. L. Er hatte 1840 753,419 E., wovon 245,817 Sklaven; 1850: 868,870 E. Vor der Küste lagert eine lange Reihe von Stranddünen, welche vom Festlande theils durch schmale Meeresstreifen, theils durch breite Sunde und Buchten (Albemarle-Sund, Pamlico-Sund) getrennt sind. Die Einfuhr vom Meere durch die schmalen zum Meere führenden Inlets, ist wegen des seichten Wassers gefährlich; die Schiffe fahren meist durch Ocracoke-Inlet. Die Vorgebirge oder besser Landzungen und Spitzen Lookout und Hatteras ragen weit ins Meer, und die letztere hat wegen der Gefährlichkeit der Schifffahrt in ihrer Gegend eine traurige Berühmtheit erlangt. Cap Fear liegt auf einer Insel vor der Mündung des gleichnamigen Flusses. Auf einer Strecke von 60 bis 80 M. nach dem Innern zu ist das Land flach, und entweder sandig oder mit Sümpfen bedeckt; das Marschland am Ufer der Ströme ist fruchtbar, aber dieser ganze Küstenstrich, in welchem auch Reiß, viel Tannenholz, Pech, Theer und Terpentin gewonnen wird, höchst ungesund; hinter diesem Flachlande erhebt sich, bis an die Abhänge des Gebirges, eine nicht so flache Gegend von etwa 40 M. Breite mit sandigem Boden und Tannenwäldern; darauf folgt ein fruchtbares Hügelland, das reichen Ertrag an Getreide giebt. Der westliche Theil von Nord-Carolina ist ein Tafelland von etwa 1800 Fuß Meereshöhe; dort liegen die höchsten Gipfel der Alleghannies, z. B. der Black Mountain, 6476 Fuß. Der ganze Westen ist gesund und zu Ansiedelungen für Deutsche in jeder Beziehung geeignet. Der Roanoke kommt aus Virginien und ist für kleinere Schiffe weit hinauf zu befahren; der Neuse hat einen Lauf von etwa 300 M.; der Cape Fear, 280 M., bildet die beste, am leichtesten vom Meere zugängige Wasserstraße; er hat bis Wilmington 11 Fuß Wasser. Der Yadkin fließt nach Süd-Carolina. Nord-Carolina hat in den mittleren und höher gelegenen Theilen eine sehr reiche Wasser-

kraft, und in unerschöpflicher Fülle Eisen und Kohlen; sodann Blei, Gold, wovon jährlich für etwa 400,000 D. gewonnen wird; von 1803 bis 1844 wurden für etwa 12 Millionen D. gefunden. Es producirt alle Getreidearten, Reiß, Baumwolle, Taback; exportirt auch Holz, Theer, Terpentin, Pech, eingesalzene Fische, aber nicht direct, weil ihm gute Häfen fehlen. Direct exportirte man 1849 für 270,076 und importirte für 113,146 D., gebaut wurden 29 Schiffe von nur 2032 Tonnen. Doch haben Wilmington 16,246 T., Newbern 4607, Washington 5585, Edenton 4183, Camden 9028, Beaufort 1550, Plymouth 2403, Ocracoke 798 Tonnen. Die Betriebsamkeit ist in diesem Staate lange zurückgeblieben, in der neuesten Zeit gewinnt sie einigen Schwung; bereits sind in Canälen, Eisenbahnen und Manufacturen 22 Millionen D. angelegt worden; wenn die Bahnen vollendet sind, werden sie eine Länge von 500 M. haben, und die Centralbahn wird die werthvollen Producte des westlichen Theils auf die Märkte liefern. — Die Staatsverfassung von 1776 wurde 1835 revidirt. Der Gouverneur, Gehalt 2000 D., wird auf 2 Jahre gewählt, er kann das Amt binnen 6 Jahren nur 4 Jahre bekleiden; Senatoren 50, Abgeordnete 120; ein Vollziehungsrath von 7 Männern wird auf 2 Jahre von den Mitgliedern beider Häuser gemeinschaftlich gewählt. Stimmberechtigt sind alle freien steuerzahlenden weißen Bürger, über 21 Jahre, wenn sie ein Jahr vor der Wahl im Staate gewohnt haben; wer Senatoren wählen will, muß ein Grundstück von 50 Ackern besitzen. Die Legislatur kommt alle 2 Jahre zusammen. Nord-Carolina, seit 1660 besiedelt, nahm die Unionsverfassung am 27. November 1789 mit 193 gegen 75 Stimmen an. Staatseinnahme 1847: 251,717, Ausgaben 175,402 D., Staatsschulden 977,000 D. Im Vergleich zu den übrigen südlichen Staaten wird viel für das Schulwesen gethan.

Raleigh, die Hauptstadt, 35° 47′ n. Br., 78° 48′ w. L., 286 M. von Washington, in der Nähe des Neuse, 3091 E., hat mehre wissenschaftliche Anstalten. Der Staat hat keine Städte von großer Bedeutung. Wir erwähnen nur Neu-Bern am Neuse, früher Hauptstadt, 4722 E., gesunde Lage; von Schweizern gegründet.

Beaufort, am North River, 11 M. vom Cap Lookout, mit einem Hafen, in welchen Schiffe mit 14 Fuß Tiefgang einfahren können. Wilmington, am linken Ufer des Cap Fear, 11,218 E., die gewerbsamste Stadt, mit ziemlichem Handelsverkehr; 88 M. oberhalb liegt Fayetteville, Fabrikstadt mit 5000 E. Nord-Carolina hat gleich Virginien viele Mineralquellen.

Süd-Carolina.

Umgeben von Nord-Carolina, dem Meere und Georgien; zwischen 32° 2′ und 35° 10′ n. Br., 78° 24′ und 83° 80′ w. L., etwa 200 M. lang und 125 breit; hatte 1840 595,398 E., wovon 327,038 Sklaven; 1850: 668,247. Die Küstenstrecke hat im Allgemeinen einen ähnlichen Charakter wie jene von Nord-Carolina; nur daß die Strandlagunen tieferes Wasser haben und sich besser zur Schifffahrt eignen. Das Tiefland reicht etwa 100 Meilen weit ins Innere; die Pine Barrens wechseln mit

Sümpfen und Morästen ab; hier in diesem ungesunden, vom gelben Fieber wie vom Gallenfieber heimgesuchten Striche, wächst der vortrefflichste Reiß; auf den Strandinseln die beste Baumwolle. Weiter aufwärts folgt ein Sandstrich, den man wohl mit den stehen gebliebenen Wellen des Meeres verglichen hat; er bildet das sogenannte Mittelland, ist 50 bis 60 M. breit, und hat einzelne fruchtbare Strecken. Dann folgt die sogenannte Ridge, das Oberland, an dessen Rande die Ströme in Wasserfällen und Stromschnellen ins Unterland abfallen. Diese ganze Ridge ist fruchtbar, gesund, hat herrliche Scenerien und klares Wasser; 150 M. nordwestlich von Charleston hat das Land erst eine Bodenerhebung von 800 Fuß. Durch den Westen laufen die Alleghanies in mehren Ketten und erheben sich im Tafelberge zu 4000 Fuß. Die Hauptproducte sind Baumwolle, Reiß, Taback und Mais; nur von den ersteren beiden wird ausgeführt. Das Gebirgsland ist reich an Metallen, und liefert besonders Eisen. Süd-Carolina hat angefangen, in Bezug auf innere Verbesserungen anderen Staaten nachzueifern; es hat Eisenwerke und Gießereien, Baumwollenfabriken, und Aiken, im mittlern Theile des Staates, scheint sich zu einer lebhaften Manufacturstadt erheben zu wollen. Ausfuhr des Staates 1849: 9,701,176, Einfuhr 1,475,695 D. Hafenplätze: Charleston 24,237 T., Georgetown 18,355, Beaufort 33 Tonnen. Schiffsbau 8 Fahrzeuge von 655 T. Süd-Carolina ist reich bewässert. Der große Pedee erhält diesen Namen nach der Vereinigung der aus Nord-Carolina herabfließenden Yadkin mit dem Rocky River, mündet bei Georgetown und ist für Slups 130 M. aufwärts schiffbar. Der Santee entsteht durch die Vereinigung des Wateree und Congaree; der erstere heißt vor seinem Eintritt in Süd-Carolina Cattawba. Der Santee ist 130 M. schiffbar und steht mit dem Ashley und dem Cooper, welche an ihrer Mündung den Hafen von Charleston bilden, durch einen Canal in Verbindung. Der Savannah bildet die Gränze gegen Georgien. — Die Verfassung des Staates wurde 1775 angenommen und 1790 verbessert. Den Gouverneur, Gehalt 3500 D., wählen die Mitglieder des Senats und des andern Hauses auf zwei Jahre; jener zählt 45 auf 4 Jahre gewählte Mitglieder, dieses 124 auf 2 J. Jeder Weiße, der 21 J. alt ist, seit 2 Jahren im Staate wohnte oder seit 6 Monaten vor der Wahl einen Stadtbauplatz besitzt oder seit 6 Monaten im Wahldistrict wohnt und jährlich eine Steuer von 3 Pfund Sterling zahlt, ist stimmberechtigt. Süd-Carolina, das seit 1670 besiedelt wurde, nahm die Unionsverfassung am 23. Mai 1788 mit 149 gegen 73 Stimmen an. Staatseinnahmen 1849 481,613; Ausgaben 418,723; Staatsschuld 2,310,896; Staatseigenthum 5,020,577 D.

Columbia, Staatshauptstadt mit etwa 6000 E., liegt 130 M. von Charleston am Congaree, 33° 57′ n. Br., 71° 7′ w. L., 500 M. von Washington. Die Metropole ist Charleston (St. Michaelskirche 32° 46′ 33″ n. Br., 79° 57′ 27″ w. L.), 544 M. von Washington, 580 von Baltimore, 765 von Neu-York, 118 M. von Savannah in Georgien. Sie liegt auf einer Halbinsel zwischen der Mündung des Ashley und Cooper, welche beide bis 40 Fuß Tiefe haben und in den zwei Meilen breiten Hafen fallen, der sich 7 M. nach Südosten bis zur Insel Sullivan erstreckt. Die Fluth steigt bis zu 6 Fuß, und ist sehr stark; 9 Fuß höher liegt das Niveau der Stadt. Sie wurde 1680 gebaut, hatte 1731 schon 600 Häuser. Die Einwohner-

zahl belief sich 1790 auf 16,359, 1848 auf 26,451, wovon 14,187 Weiße, 10,772 Sklaven, 1492 freie Farbige; rechnet man etwa die 16,000 Bewohner der Vorstadt, the Neck, hinzu, so ergiebt sich für das J. 1850 ein Total von 42,806 Seelen. Charleston ist häufig von verheerenden Feuersbrünsten heimgesucht worden, und hübsch gebaut. Es besitzt mehre höhere Lehranstalten, z. B. das Charleston-College, seit 1795, eine medicinische Facultät, 16 „Academien," 2 „Hochschulen," eine literarische und naturwissenschaftliche Anstalt. Hafen und Stadt werden durch drei Forts vertheidigt. Bemerkenswerth ist der schwimmende trockene Dock, 160 Fuß lang, 52 weit und 20 tief, in welchem Schiffe von mehr als 1200 Tonnen ausgebessert werden können und zwar mit Hülfe einer Dampfmaschine. Charleston, das man etwas hochfahrend als „Königin unter den Städten des Südens" bezeichnet, ist ein sehr bedeutender Handelsplatz, und unterhält regelmäßige Packetfahrten durch 15 Dampfer und mehr als 60 Segelschiffe mit Westindien, Boston, Neu-York, Philadelphia, Providence, Baltimore, Wilmington, Savannah und Neu-Orleans. Charleston steht in dem Rufe, eine sehr ungesunde Stadt zu sein; doch scheint die Sterblichkeit zum mindesten nicht größer als in anderen amerikanischen Küstenplätzen. Sie betrug, auf etwa 30,000 E. in 1847 218 Weiße, 330 Farbige, zusammen 548, wovon 51 Ausländer, 20 nicht aus Carolina waren; Verhältniß 1 von $54.^{74}$. Aber in Baltimore starben in demselben Jahre von 135,000 Einwohnern schon 3795 oder 1 von $35.^{82}$, Neu-York 400,000 E. 15,788 also 1 von $25.^{35}$, Boston 135,000 E. 4122 oder 1 von $32.^{74}$; in Savannah kam unter den Weißen ein Sterbefall auf 33, in Neu-Orleans, im Jahre 1845, wo das gelbe Fieber nur sehr schwach auftrat, starben von 130,000 E. 2783 oder 1 von 47, in St. Louis 1847, das damals 56,000 E. hatte, 2825, also 1 von 20; zu Natchez in Mississippi stellte sich das Verhältniß wie 1 von 45, in Providence, Rhode Island, 1 von 36, Cambridge in Massachusetts 1 zu $47^1/_2$.

Georgetown und Cheraw liegen am großen Pedee; Camden, wo dem Baron von Kalb zu Ehren ein Denkmal errichtet worden ist, steht am Wateree.

Georgien.

Zwischen beiden Carolina, Tennessee, Alabama, Florida und dem Atlantischen Meere, zwischen 30° 21′ 39″ und 35° n. Br., und 86° 6′ w. L.; hält von N. nach S. 372, von O. nach N. 256 M. So reicht es von der Blauen Kette im N. bis zum Okefeenokee-Morast (Swamp) im S., und vom Chattahoochee im W. bis zum Savannah im O. Ein Theil der Gränzlinie gegen Florida ist noch nicht genau bestimmt worden. Volksmenge 1840: 774,325, wovon 280,944 Sklaven; 1850 stieg sie auf 888,726. Dieser Staat hat große Mannigfaltigkeit in Boden und Klima. Auch vor seiner Küste, wie vor jener von Carolina, liegen Strandinseln, die Sea-Islands, in deren lockerm Sandboden die Baumwolle trefflich gedeiht. Der ganzen Küste entlang können in dem Binnenwasser Schiffe von 100 Tonnen fahren. Der Küstenrand des festen Landes besteht aus salziger Marsch; dicht an diesen Rand schließt ein Streifen

Landes, der noch den Ueberschwemmungen ausgesetzt ist; in beiden wird vorzugsweise Reißbau getrieben, auch wächst das Zuckerrohr. Etwa 60 bis 70 M. landeinwärts beginnen dann die Pine Barrens, die Holz, Pech, Theer und Terpentin in großer Menge liefern. Etwa 60 M. weiter erhebt sich das mit äußerst fruchtbaren Oasen durchsprenkelte Sandhügelland, das bis dahin reicht, wo die Ströme aus dem Gebirge treten. Es liefert Taback, Getreide und Baumwolle, ist aber, gleich vielen Strecken in Virginien, durch frühere schlechte Bewirthschaftung ausgesaugt. Seit sich Ackerbauvereine gebildet haben, und Düngung und Wechselwirthschaft eingeführt wurde, hat sich Vieles besser gestaltet. Das Oberland, oder nach seinen früheren Bewohnern, denen man es schmachvoll geraubt hat, auch Tschiroki-Georgien genannt, ist eines der schönsten Länder auf Erden, und in Bezug auf Klima und Fruchtbarkeit nicht leicht irgendwo übertroffen. Die Thäler sind ungemein ergiebig an Getreide; die Baumwolle aber giebt dort schon, wegen des nicht heißen Klimas, keine sicheren Ernten. Der Boden kostet bereits von 10 bis 30 D. der Acker. Dieser Landstrich mit heiterm blauen Himmel ist gesund, und für Ansiedelungen geeignet. Der Westen ist auch reich an Eisen, Blei und Gold; für dieses letztere, wovon jährlich etwa für 300,000 D. gewonnen wird, meist in der Quellgegend des Tooca, Coosa, Tallapoosa und Chatahoochie, hat die Union eine Münzstätte zu Dahlonega errichtet. Georgien ist vortrefflich bewässert; es zählt mehr als 50 Flüsse, und hat Wasserverbindung zugleich mit dem Atlantischen Meere wie mit dem mexicanischen Meerbusen. Der Savannah bildet die Gränze gegen Süd-Carolina; er wird durch den Tugalo und Kiowee gegründet, ist bis Savannah für große Seeschiffe, und 250 M. bis Augusta für Dampfer zu befahren. Der Altamaha wird durch den Oconee und Oakmulgee gebildet, ist bis Darien, 12 M. für große Seeschiffe fahrbar, für kleinere Schiffe auf dem Oconee 300 M. bis Dublin; der Santilla fällt in den St. Andrews-Sund; der St. Marys kommt aus dem Okefeenokee-Swamp und ist auf 70 M. für Fahrzeuge von 14 Fuß Tiefgang fahrbar. Im westlichen Gebirge entspringen der Coosa und Tallapoosa, welche den Alabama bilden, der Flint und der Chattahoochie, aus denen der Appalachicola entsteht.

Georgien ist an Rührigkeit den meisten übrigen Staaten des Südens voraus und scheint eine sehr günstige Zukunft zu haben. Es hat aus eigenen Mitteln eine größere Strecke von Eisenbahnen gebaut, als irgend ein anderer Staat, mit Ausnahme von Massachusetts und etwa Neu-York. Durch seine Westbahn hat es den Ocean mit dem Tennessee verbunden; in Bahnen und Manufacturen, namentlich in Baumwolle, hat es mehr als 55,000,000 D. angelegt, und da es, das „Neu-England des Süden," auch neuerdings Einwanderer anzieht, so ist die Bevölkerung in raschem Steigen begriffen. Der Ausfuhrhandel mit Landesproducten betrug 1849 6,857,806, die Einfuhr 371,024 D. Der Schiffsbau ist von keiner Bedeutung. Die Häfen sind: Savannah, 18,355 T.; St. Marys 2218 T.; Brunswick und Hardwick haben keine eigene Rhederei. Die Staatseinnahme beträgt im Durchschnitt 300,000, die Ausgabe 290,000 D. Die Staatsschuld, 1,828,472 D., ist für den Bau der Western und Atlantic Eisenbahn contrahirt worden. Das Land wurde 1733 besiedelt, die Staatsverfassung ist von 1777, verbessert 1785, 1798 und 1839. Der Gouverneur, 3500 D. Gehalt, wird vom Volke auf zwei Jahre gewählt; Senat 47, das Haus 130 Mitglieder; beide

Häuser kommen alle zwei Jahre zusammen. Jeder freie weiße Bürger, der 21 Jahre alt ist, sechs Monate vor der Wahl im Bezirk gewohnt hat, und seit einem Jahre Steuern bezahlte, hat Stimmrecht. Die Richter des Obergerichts werden auf drei Jahre von der Legislatur, die übrigen Richter jährlich vom Volke gewählt. Georgien nahm die Unionsverfassung am 2. Januar 1798 einstimmig an.

Savannah (Börse 32° 4′ 56″ n. Br., 81° 8′ 18″ w. L.), 662 M. von Washington, 90 M. von Charleston, 120 von Augusta, 158 von Milledgeville, liegt auf der Südseite des gleichnamigen Flusses auf einem 40 Fuß hohen Hügel, 17 M. vom Meere. Die Barre des Stromes hat bei Ebbe 19, bei voller Fluth 25 Fuß Wasser; der Hafen gehört zu den besten im Süden, Schiffe von 13 Fuß Tiefgang können dicht an die Werfte legen. Die Stadt datirt von 1733, wo Oglethorpe mit 30 Familien sie gegründet; 1750 hatte ganz Georgien erst 1500 E., 1763 erhielt es die erste Buchdruckerpresse, 1766 hatte die Stadt 400 Häuser, am 5. Juni 1775 wurde ein Freiheitsbaum in ihr errichtet; im April 1819 lief hier das erste Dampfboot von Neu-York ein, das jemals die See befahren hat. 1810 hatte die Stadt 5195, 1848 13,573, 1850 27,841 Einwohner. Sie treibt Handel mit Reiß, Baumwolle und Holz. Das Denkmal zu Ehren Greene's und Pulaski's ist von weißem Marmor und 53 Fuß hoch. Die Staatshauptstadt ist Milledgeville am Oconee, der dort für Dampfer fahrbar wird, 3000 E.; Augusta, am Savannah, 8000 E.; Zeughaus, drei Akademien, medicinische Facultät. Die Georgia-Universität ist zu Athens am Oconee, 3000 E. Macon 5953 E.; hier wird der Oakmulgee für Dampfer schiffbar; bedeutender Baumwollenhandel. Columbus, am Chattahoochee, der hier Dampfschiffe trägt, 284 M. von Savannah, 6000 E., eine wichtige Manufacturstadt. Auch Georgien hat in seinem nördlichen Theile viele Mineralquellen.

Auch in den südlich von Virginien liegenden, eben beschriebenen drei Staaten wohnen viele Deutsche, aber nicht mehr dicht beisammen, sondern meist über das Land zerstreut. In den größeren Städten sind sie ziemlich zahlreich. Im Sumpflande haben sie sich nie angesiedelt, sondern meist im gesunden, fruchtbaren Gebirge. Hier reden viele eine Sprache, die weder recht Englisch noch recht Deutsch ist, doch waltet das letztere noch vor. Ackerbauer, Kleinhändler und Handwerker sind häufig Deutsche. In Neu-Bern hört man von den Nachkommen der Schweizer, welche die Stadt gründeten, kein deutsches Wort mehr. Charleston zählt etwa 2000 Deutsche, unter denen mehre Künstler, Aerzte und Großhändler, sie haben deutsche Kirchen, Schulen, Zeitungen und eine deutsche Unterstützungsgesellschaft, die von 1765 datirt; Löschverein, Musikverein und dergleichen mehr. Die vielen deutschen Ansiedelungen am Savannah sind zum Theil verenglischt, aber dafür sind neue vorhanden, welche deutsches Leben erhalten. Hamburg in Süd-Carolina ist ganz deutsch.

Florida.

Zwischen Georgien, Alabama, dem mexicanischen Meerbusen und dem Atlantischen Ocean, 25 und 31° n. Br., 80° und 87° 35' w. L. Die Bewohnerzahl stieg von 54,477 in 1840 (wovon 25,717 Sklaven) auf 89,459 in 1850. Das Land erhebt sich an keinem Punkte mehr als 300 Fuß über das Meer, vor beiden Küsten liegen Strandlagunen, und im S. und Südwesten eine Menge von Keys, d. h. Klippen, die wegen der Meeresströmungen sehr gefährlich sind. An der Ostküste haben die Häfen kein tiefes Wasser und sind meist nur für kleinere Schiffe zugängig; dagegen dringen auf der Westseite mehre Buchten tief ins Land ein, z. B. die Bayen Gullivan, Charlotte, Tampa und Wacasassa, im Norden die Appalacheebay. Die Hauptflüsse im östlichen Theile sind der St. Marys, der die Gränze gegen Georgien bildet, auf 70 M. für Schiffe von 14 Fuß Tiefgang fahrbar ist, und zwischen den Inseln Cumberland und Amelia mündet, und der St. Johns. Dieser hat seinen Ursprung in dem großen Cypreß-Swamp, fließt vom N. nach S. in einem sehr gewundenen Laufe, durch ein zum großen Theil sehr anmuthiges und gesundes Land, und ist bald nur eine Viertelmeile breit, bald erweitert er sich seeartig bis zu 6 M.; er bildet auch den Georgs-See, bis zu welchem Schiffe von 8 Fuß Tiefgang hinauffahren können. Auf der Westküste bilden der Perdido, Pensacola, Chactawhatchee, St. Andrews, St. Joseph, Apalachicola, Apalachee, Suwanee, Tampa und Carlos gute Häfen. Der Chattahoocheearm des Appalachicola ist für Dampfboote auf einer Strecke von 280 M. bis Columbus in Georgien fahrbar. Die Strecke zwischen dem Appalachicola und dem Perdido bildet West-Florida. Zu den Eigenthümlichkeiten Floridas gehört, daß einige Flüsse plötzlich im Boden verschwinden, einige dagegen gleich sehr mächtig aus der Erde hervordringen, so z. B. der Wakulla, der gleich von seiner Quelle an schiffbar ist. Der südliche Theil ist zum großen Theil mit Wasser bedeckt, den sogenannten Everglades; der mittlere Theil liegt etwas höher, bis 171 Fuß Meereshöhe, und fällt ganz allmälig nach O. und W. ab, das Land zwischen dem Suwanee und Chattahoochee ist hügelig, der Westen flach. Die Bodenverhältnisse sind sehr eigenthümlich, man bezeichnet das Land verschiedenartig. Die sogenannte High Hammocks sind mit Eichen-, Magnolien- und Lorbeerbäumen bestanden und eignen sich am besten zu Niederlassungen, die Low Hammocks, welche tiefer liegen, sind Ueberschwemmungen ausgesetzt, lassen sich aber entwässern, und eignen sich dann zum Zuckerbau. Savannas, Wiesengründe, ziehen sich fast überall den Stromufern entlang, kommen aber einzeln vertheilt vor, und sind in trockenen Jahren anbaufähig; durch Entwässerung könnten sie sehr werthvoll gemacht werden. Marsch-Savannas liegen an den Strömen, so weit diese der Tide ausgesetzt sind; sie eignen sich für den Anbau von Reiß und Zucker. Außerdem besteht ein großer Theil des Landes aus Pine Barrens; dort bauen sich kleinere Pflanzer an, die nicht über Sklavenarbeit verfügen können. Der Reichthum an trefflichem Schiffsbauholz, namentlich an Eichen und Fichten, ist sehr beträchtlich; Baumwolle und Zucker sind Stapelartikel, auch Reiß wird immer mehr gebaut. Florida ist der einzige Theil der Vereinigten Staaten, der einen tropischen Charakter trägt, und sich völlig zum Anbau tropischer

Producte eignet. Cacao und Ananas gedeihen vortrefflich, auch Guaven, Bananen, Tamarinden, Pfeilwurz, wovon schon bedeutend ausgeführt wird; alle Südfrüchte, Kassave, Indigo. Sisal-Hanf wächst im Süden wild, und in derselben Güte wie in Yucatan. Auch wächst die Palma Christi häufig, von welcher man das Castoröl gewinnt. Die Keys liefern Seesalz in großer Menge.

Die Everglades erstrecken sich vom südlichen Ufer des Okeechobee-Sees, etwa 90 M. nach Süden hin, und sind von 30 bis 50 M. breit. Das Wasser ist süß, seine Tiefe wechselt von 1 bis 6 Fuß. Ein Theil dieser Wasserwüste, in welcher sich Tausende von Eilanden als Oasen, aber nur wenig über die nasse Fläche erheben, liegt mehre Monate im Jahre trocken; der größte Theil der Everglades, welche einen Raum von weit über acht Millionen Acker bedecken, ist stets von Wasser bedeckt (4,300,000 Acker). Mehrfache Untersuchungen haben ergeben, daß einige Millionen Acker dieser Everglades mit verhältnißmäßig geringen Kosten trocken gelegt und in ergiebige Aecker oder Wiesen verwandelt werden können. Dasselbe ist der Fall mit manchen Swamps, die sich in großer Anzahl vom rechten Ufer des Okeechobee-Sees nordwestlich durch die Halbinsel, bis etwa zum 29° erstrecken. In diesen Sümpfen hatten die Seminolen, in ihrem Kriege gegen die Amerikaner, eine Zufluchtstätte gefunden, deren Eigenthümlichkeit es ihnen möglich machte, den Kampf gegen eine weit überlegene Macht Jahrelang mit Ruhm zu bestehen. Florida hat ein tropisches Klima, aber im Allgemeinen ist es ein sehr gesundes Land. Seitdem die Indianer besiegt sind, wächst die Volkszahl allmälig an, die Küste ist reich an wohlschmeckenden Fischen, einige zwanzig Schiffe aus Neu-England betreiben dort den Fischfang, mit dessen Ertrage sie die Märkte von Havanna und anderer Städte an der Nordseite von Cuba versorgen.

Die Fahrt durch die Straße von Florida ist, wie schon bemerkt, wegen der Meeresströmungen und Klippen sehr gefahrvoll, und der Seemann fürchtet diese Holmen, oder wie man sie nennt, die Keys, welche sich von Nordost nach Südwest und West vom Cap Florida bis zu den Tortugas erstrecken. Sie liegen gerade auf dem Wege einer großen Handelsstraße, die zwischen der Küste von Florida, den Bahama-Inseln und Cuba läuft. In den Sommermonaten, wenn der Passatwind schwach ist, aber der Golfstrom rascher fließt, müssen Schiffe, die von Osten her nach Cuba und den südwestlichen atlantischen Häfen wollen, an der Küste von Florida hinsteuern, um dem Golfstrom auszuweichen, um bei Bekalmungen, d. h. völligen Windstillen, die oft mehre Tage lang andauern, sichern Ankergrund zu finden. Jene Florida-Riffe, die Keys, welche sich eine Strecke von 200 M. weit erstrecken, sind häufig Stürmen unterworfen und verursachen gefährliche Gegenströmungen. Eine Durchschnittsberechnung hat ergeben, daß mindestens allwöchentlich ein Schiff an ihnen strandet. Wirklich verloren gingen 1845: 29 Schiffe im Werthe von 725,000 D., 1846: 26 von 737,000 D., 1847: 37 von 1,624,000; 1848: 41 von 1,282,000; 1849: 46 von 1,305,000; 1850, das doch ein von Stürmen wenig heimgesuchtes Jahr war, gingen 46 Schiffe theils ganz verloren, theils erlitten sie schwere Havarie, so daß der Schaden sich auf 1,305,000 berechnet. Diese Unglücksfälle haben zum Theil ihren Grund darin, daß gerade von dieser gefährlichen Passage noch keine genaue Seecharten vorhanden sind; doch werden eben

jetzt, 1851, die Küsten vermessen, und die Leuchtthürme vermehrt *). Der wichtigste Punkt unter diesen Holmen ist Key West, eine der sogenannten Pine Islands, auch in militärischer Hinsicht eine bedeutende Position. Die Vereinigten Staaten lassen jetzt den Hafen stark befestigen; er ist zwischen Pensacola und der Chesapeakebay der einzige, in welchen ein Schiff von 22 Fuß Tiefgang zu allen Zeiten einlaufen kann. In der Hafenstadt Key West, welche einige tausend Einwohner zählt, haben die berühmten „Florida Wrekers" ihre Hauptstation: kühne, unerschrockene Lootsen, meist aus Neu-England, welche den in Gefahr schwebenden Fahrzeugen Hülfe bringen, und zu bergen suchen was möglich ist. Im Jahre 1848 waren an den verschiedenen Riffen 22 solcher Lootsenfahrzeuge, durchschnittlich von 50 Tonnen, in Thätigkeit; sie erwarben ein Bergelohn von 125,000 und im folgenden Jahre von 127,870 Dollars. Die meisten dieser Rettungsschiffe gehören in Neu-York und Connecticut zu Hause, und haben 10 bis 15 Köpfe Bemannung.

Die ersten Ansiedler waren die Spanier, welche 1564 St. Augustin, 1696 Pensacola gründeten. Wir haben an einem andern Orte erzählt, daß die Bemühungen der Franzosen, in Florida Niederlassungen anzulegen, scheiterten; wie das Land 1763 an England, 1781 wieder an Spanien fiel und am 22. Februar 1819 für die Summe von 5 Mill. D. an die Vereinigten Staaten abgetreten wurde, von welchen es seit 1845 als Staat einen Bestandtheil bildet. Die Verfassung ist von 1838; der Gouverneur, 2500 D. Gehalt, wird auf 4 Jahre gewählt, die 19 Senatoren auf 4, die 40 Repräsentanten auf 2 Jahre. Staatseinnahmen 60,587, Ausgaben 50,259 D. in 1848. Für das Schulwesen wird gut gesorgt, 1849 hatte der Staat 20 „Akademien" und 60 Freischulen. Ausfuhr 1849: 2,518,027 D., Einfuhr 63,211. Schiffsbau noch unbedeutend, obwohl eine Menge des trefflichsten Holzes vorhanden ist. Hafenplätze mit Rhederei: Pensacola 5819, St. Augustine 67, Appalachicola 3408, St. Marks 598, St. Johns 180, Key West 5091 Tonnen.

Die Hauptstadt Tallahassee, 30° 28′ n. Br., 84° 36′ w. L., 896 M. von Washington, 210 M. von St. Augustin, liegt im Norden der Appalacheebay, zu deren 26 M. weit entferntem Hafenplatze Port Leon eine Eisenbahn führt; 3000 E. Appalachicola, am rechten Ufer des gleichnamigen Stroms, der hier mündet; 4000 E., bedeutender Baumwollenmarkt. Pensacola, 30° 24′ n. Br., 87° 10′ 12″ w. L., 1050 M. von Washington, an der gleichnamigen Bay, 10 M. vom Meere, 3000 E. Hauptkriegshafen am mexicanischen Golf; der unterhalb der Stadt liegende Werft der Vereinigten Staaten bedeckt 60 Acker Landes. Auf der Ostküste liegt St. Augustine, 29° 48′ 30″ n. Br., 87° 85′ w. L., 841 M. von Washington, auf einer

*) Die Küstenvermessung wurde 1843 organisirt. Die Arbeiten am Lande, welche etwa vier Fünftel des Ganzen begreifen, werden von Civilingenieuren ausgeführt und von Offizieren der Landarmee; der hydrographische Theil von Marineoffizieren. Der trigonometrische Theil der Vermessungen reicht nun von Portland in Maine bis über das Cap Hatteras, ist in Süd-Carolina, Georgien und Florida begonnen, in Alabama ganz, in Mississippi nahezu vollendet. Auch die Küste von Californien und Oregon ist zum größten Theil bereits aufgenommen worden, wie wir aus dem Berichte des Schatzsecretärs an den Congreß vom 18. December 1850 ersehen.

Halbinsel, eine halbe Stunde vom Meere entfernt, 2993 E. Die Häuser liegen meist in Orangengärten; das Klima ist lieblich, und man nennt daher die Stadt wohl das amerikanische Nizza oder Hyeres. Selten zeigt sich im Winter einiger Frost, im Sommer kühlen Land- und Seewinde die Luft. Vor der Stadt liegt der Matanzas-Sund, der, durch die Insel Anastasia geschützt, einen geräumigen Hafen bildet, dessen Barre jedoch nur 9 Fuß Tiefe hat, und vom Fort Marco, das vollkommen bombenfest ist, gedeckt wird. Am Matanzasflusse erhebt sich auf einem großen Platze eine steinerne Säule, welche die Spanier zu Ehren der Cortesverfassung von 1812 errichteten. Jacksonville liegt am linken Ufer des St. John. — Die Südspitze von Florida, Cap Sable, liegt in 24° 50′ n. Br., 81° 15′ w. L.; auf Key West die Südwestspitze in 24° 32′ und 81° 47′ 30″ w. L.

---

5. Der Süden am mexicanischen Meerbusen.

Alabama.

Zwischen Florida, Georgien, Tennessee, Mississippi und dem mexicanischen Golf, welcher den Staat nur auf einer schmalen Strecke (nur 60 M.) bespült, aber hier die geräumige Mobilebay bildet, die 30 M. lang und bis 18 breit ist; zwischen 30° 10′ und 35° n. Br. und 85° bis 88° 30′ w. L. Die Bewohnerzahl ist rasch angewachsen; von 127,901 in 1820 auf 590,756 (wovon 253,532 Sklaven) in 1840, auf 624,827 in 1845, und auf 779,001 in 1850. Der südliche Theil ist auf 60 M. landeinwärts flach, zum Theil sandig oder sumpfig, und den gelben Fiebern wie den Gallenfiebern ausgesetzt; der mittlere Theil ist hügelig, und hat viele Prairien; in Nordosten laufen die Alleghannies in Hügeln aus; diese beiden letzteren Landestheile sind zum großen Theile fruchtbar und dabei gesund, das Marschland an den Strömen und die Umgegend der Muscle Shoals in Tennessee abgerechnet. Dort ist auch das Klima mild. Alabama ist vortrefflich bewässert; es hat auf seinen Strömen eine für Dampfschiffe und Dampfboote fahrbare Strecke von 1945 Meilen; davon kommen auf den Mobile 60 M., auf den in diesen sich ergießenden Alabama 450, auf den Tombighbee, welcher den andern Arm des Mobile bildet, 550 M.; den Black Warrier, der sich mit dem letztgenannten vereinigt, 150, auf den Tennessee 130, den Chattahoochie an der Gränze 200, den Coosa, der in den Alabama mündet, 170, den Cahawba 120, den Tallapoosa 40; beide münden gleichfalls in den Alabama; der auf 50 M. schiffbare Noxuba, und der Suckernochee, 35 M., fallen in den Tombighbee. Der Staat hat seit mehren Jahren angefangen, die großen Vortheile seiner Lage zu benutzen, und Georgien nachzueifern. Er besitzt mehrere Verbindungswege, Canäle und

Eisenbahnen; die Wichtigkeit der projectirten Mobile-Ohiobahn ist weiter oben von uns nachgewiesen worden. Das Land liefert vorzugsweise Baumwolle (1848 auf 1849 schon 596,000 Ballen) und nun auch im nördlichen Theile Getreide, Obst und Gemüse. Dazu hat es Reichthum an vortrefflichen Kohlen, viel Eisen und auch etwas Gold im Coosa. Alljährlich werden neue Schachte eröffnet, und die Baumwollenfabrikation hat bereits Bedeutung erlangt. Der Handel mit Landesproducten steigert sich von Jahr zu Jahr; die Ausfuhr betrug 1849 schon 12,823,725 Dollars, Einfuhr 657,149 D. Mobile, der einzige Seehafen hatte eine Rhederei von 22,110 Tonnen. Das heutige Alabama, an dessen Küsten 1702 einige Franzosen sich ansiedelten, bildete später einen Theil des Mississippigebietes und trat, nachdem es zwei Jahre lang Territorium gewesen, 1819 in die Union. Der Gouverneur, 2500 D. Gehalt, wird auf 2 Jahre gewählt, die 33 Senatoren auf 4, die 100 Repräsentanten auf 2 Jahre. Die Staatsschuld betrug Ende 1849: 8,539,109 D., doch stehen die Finanzen des Staates sehr gut; über Einnahme und Ausgabe für das letzte Jahr fehlen uns specielle Angaben. In Alabama sind 4 Colleges, 120 Akademien und andere lateinische Schulen und an 700 Freischulen.

Mobile, 30° 41′ 48″ n. Br. und 87° 59′ w. L., an dem gleichnamigen Flusse, der hier in die Bay fällt, liegt 30 M. vom Meere, 1033 M. von Washington, 164 von Neu-Orleans, 15 Fuß über der höchsten Fluthmarke; der Hafen wird durch das Fort Morgan geschützt; Wasserleitung, 20,513 E., wovon 9804 Sklaven. Nächst Neu-Orleans der bedeutendste Baumwollenmarkt in den Vereinigten Staaten; es empfing 1848 schon 509,867 Ballen; auch wird viel Holz ausgeführt, sodann Terpentin, Häute und Wachs. Mehre große Baumwollenfabriken sind in den letzten Jahren gegründet worden. Montgomery, die Staatshauptstadt am Alabama, der hier schiffbar wird, liegt 338 M. vom Mobile; von hier werden jährlich etwa 40,000 Ballen Baumwolle verschifft; bis vor Kurzem war Tuscaloosa Hauptstadt. Sie liegt in 38° 12′ n. Br., 87° 42′ w. L., 858 M. von Washington, 217 M. von Mobile; 4000 E. Universität von Alabama, seit 1828. Das Dorf Gainesville, ein Baumwollenmarkt von Belang, am Tombighbee, hatte 1848 drei Kirchen, drei Akademien und — 200 Einwohner. Am Tennessee liegen Florence und Tuscumbia.

Mississippi.

Umgränzt von Alabama, Tennessee, dem Mississippistrom, respective Arkansas, Louisiana und von dem mexicanischen Meerbusen, zwischen 30° 10′ und 35° n. Br., 80° 30′ und 91° 35′ w. L., mit 375,651 E., wovon 195,211 Sklaven, in 1840, und 605,488 in 1850. Die Bodenverhältnisse im Süden ähnlich wie in Alabama; der mittlere und nördliche Theil sind gesunder und zum Theil sehr fruchtbar an Baumwolle, Mais, Getreide; auch wachsen vortreffliche Holzarten, besonders im Norden; im Nordosten liegen Prairien; im Südosten wird neben der Baumwollenzucht im sogenannten Kuhlande auch viel Viehzucht getrieben. Am bevölkertsten ist der Landstrich am Yazoo,

dessen Marschstrecken sich, gleich jenen am Mississippi, die freilich auch Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, durch Fruchtbarkeit auszeichnen. Baumwolle ist Stapelartikel. Hauptstrom ist der Mississippi, welcher die Westgränze bildet und den Yazoo, Big Black und Homochitto aufnimmt; der schiffbare Pascagoula fällt in die nach ihm benannte Bucht des Golfs, der Pearl in den Lake Borgne. Die Hauptabsatzmärkte für die Erzeugnisse dieses Staates sind Memphis im Norden, Mobile und Neu-Orleans im Süden. Schifffahrt unbedeutend, Seeschiffe keine. — Mississippi trat als Staat 1817 in den Bund. Seine Verfassung hat es im Jahre 1832 revidirt. Das Volk wählt den Gouverneur auf zwei Jahre, 3000 D. Gehalt; 32 Senatoren auf vier Jahre, doch scheidet alle zwei Jahre die Hälfte aus, 92 Repräsentanten auf zwei Jahre. Wahlberechtigung wie in den meisten übrigen Staaten des Südens. Staatseinnahmen 1850: 329,402 D., Ausgaben 284,999 D. Staatsschuld 1849: 7,271,707 D.

Jackson, die Hauptstadt, liegt in 32° 23′ n. Br., 90° 8′ w. L. am Pearl, der hier schiffbar wird; 1035 M. von Washington, umgeben von Gärten und Baumwollenpflanzungen; 7000 E. Vicksburg am Mississippi, 513 M. von Neu-Orleans, ist im Aufblühen begriffen, 4211 E. Grand Gulf, 352 M. von Neu-Orleans, liegt an einer weiten Krümmung, welche der große Strom bildet. Der bedeutendste Platz ist Natchez, 301 M. von Neu-Orleans, am Mississippi (Fort Panmure 31° 34′ n. Br., 91° 24′ 42″ w. L.), 1146 M. von Washington, liegt zum Theil auf einem hohen Uferhügel; 5239 E.; bedeutender Baumwollenmarkt. Port Gibson liegt am Bayou Pierre. Yazoo City am Yazoo, 493 M. von Neu-Orleans; Columbus, 9312 E., am Tombighbee.

Louisiana.

Zwischen dem mexicanischen Golf, Mississippi, Arkansas und Texas; 29° bis 32° n. Br. und etwa 89° bis 94° w. L., mit 523,094 E. in 1850; im J. 1840 erst 342,411, wovon 168,452 Sklaven. In diesem Staate mündet der Mississippi, von dessen Hauptstrome sich unterhalb der Mündung des Red-River eine große Anzahl von Seitencanälen oder Nebenarmen abzweigen; es sind die sogenannten Bayous. Vor der Mündung des Hauptabflusses liegt eine ungeheure Sand- und Schlammbarre. Noch bei der Stadt Neu-Orleans hat der Strom eine Tiefe von 130 Fuß. Bliebe der letztere ungetheilt und könnte er mit der ganzen Macht seines Laufes in den Golf sich ergießen, so würde er diese Barre, welche nur von 12 Fuß Wasser bedeckt ist, die aber 100 Fuß höher liegt als der Boden des Stroms bei Neu-Orleans, leicht entfernen; sie ist übrigens keinen erheblichen Veränderungen unterworfen*). Durch die Bayous ist

---

*) Die genauesten Forschungen und Untersuchungen über das Mississippidelta, die Barre, die Deiche rc. hat Albert Stein in Mobile angestellt. Seine Resultate hat er in einer Reihe von Aufsätzen in den letzten Jahrgängen von De Bow's Review mitgetheilt, z. B. Januar 1851, S. 20 sqq.

der südwestliche Theil von Louisiana in eine Anzahl von großen strom- und meerumflossenen Inseln getheilt. Der Atchafalaya zweigt vom Strome bald unterhalb der Mündung des Red-River ab und fällt in die nach ihm benannte Bucht; 128 M. weiter abwärts biegt der Plaquemine aus dem Hauptstrome ab, um sich später mit dem Atchafalaya zu vereinigen; 31 M. unter dem Plaquemine und 82 M. oberhalb Neu-Orleans zweigt Bayou La Fourche ab; dieser Seitenarm fällt mit zwei Mündungen in den Golf. Unterhalb des La Fourche entsendet der Mississippi eine große Anzahl kleinerer Bayous, die wir schon weiter oben namhaft gemacht haben. Alle diese genannten Seitenarme liegen westlich; der bedeutendste auf der Ostseite ist der Iberville, der mit dem Golf durch die Seen Maurepas, Pontchartrain und Borgne in Verbindung steht. Die weite Landstrecke zwischen den Atchafalaya und dem Iberville bildet eben das Delta des Mississippi; ein großer Theil desselben ist jährlich den Ueberschwemmungen ausgesetzt. Das angeschwemmte Uferland zu beiden Seiten des Stroms hat eine Breite bis zu zwei und drei Meilen und ist äußerst fruchtbar, aber auch ungesund. Man hat dasselbe auf einer weiten Strecke eingedeicht. Dieser Uferdamm heißt die Levee, die Eindeichung. Sie beginnt auf der Ostseite des Stroms etwa 40 M. unterhalb Neu-Orleans, und erstreckt sich ungefähr 180 M. weit stromaufwärts; auf der Westseite reicht sie mit geringen Unterbrechungen aufwärts bis Arkansas. An beiden Ufern liegen viele blühende Pflanzungen, besonders Zuckerplantagen, welche der Gegend einen ungemein freundlichen Anblick verleihen. Der südwestliche Theil ist Seemarsch, so weit er am Golfe liegt, weiter landeinwärts liegen schon Prairien, die zum Theil bis 50 Fuß über die Fluthmarke sich erheben. Der Boden zwischen dem Mississippi, Iberville und Pearl ist flach, und liefert neben dem Zucker auch Baumwolle. Der Norden des Staates ist wellenförmig und bewaldet. Im Nordwesten tritt der Red-River in ungetheilter Mündung in Louisiana ein; nach einem Laufe von etwa 30 M. theilt er sich in eine Anzahl Canäle, bildet viele Seen, Inseln, Sümpfe. Sein Bottomland ist fruchtbar. Er nimmt den Washita auf. Der Sabine bildet die Gränze gegen Texas. Spätsommer und Herbst sind in Louisiana nicht gesund; für deutsche Ansiedelungen ist der Staat kaum irgendwo geeignet; an der Küste und am untern Laufe des großen Stromes erscheint alljährlich das gelbe Fieber.

Wir haben die Besiedelung von Louisiana weiter oben geschildert. An die Vereinigten Staaten kam dasselbe durch Kauf für den Preis von 15 Mill. D., und trat 1812 als Staat in die Union. Die Verfassung wurde 1845 revidirt. Die Legislatur versammelt sich alle zwei Jahre zu Baton-Rouge; Senatoren 32, auf 4 Jahre gewählt; alle zwei Jahre scheidet die Hälfte aus; Repräsentanten nicht weniger als 70, nicht mehr als 100, auf 2 Jahre gewählt. Keine Session darf länger als 90 Tage dauern; der Gouverneur, 6000 D. Gehalt, bekleidet 4 Jahre sein Amt. Stimmrecht hat jeder freie Weiße von 21 Jahren, der 2 Jahre Bürger der Vereinigten Staaten ist, 2 Jahre vor der Wahl im Staate und ein Jahr in dem Wahlbezirk wo er stimmt, wohnhaft war.

Neu-Orleans (City Hall 29° 57′ 30″ n. Br., 90° 8′ w. L.), 1203 M. von Washington, 953 M. von der Ohiomündung, 1149 von der Missourimündung, 1397 M. von Neu-York, 1612 M. von Boston, heißt auch wohl die Halbmondstadt, Crescent-City, weil die dem Strom entlang laufenden Straßen sich halbmondförmig

biegen; die Entfernung von der Mündung des Mississippi beträgt ungefähr 100 M. Neu-Orleans liegt auf sumpfigem, angeschwemmtem Boden, der sich vom Strome nach dem Pontchartain-See zu etwas senkt; wenn der Mississippi volles Wasser hat, liegt es vier bis fünf Fuß niedriger als das Niveau des hier bis 150 Fuß tiefen Stromes, und der Deich bietet dann nicht immer genügenden Schutz, wie die häufigen Deichbrüche (Crevasses) beweisen, von welchen die Stadt sehr oft heimgesucht wird. Die Keller liegen nicht unter der Erde, weil wenige Fuß unter der Oberfläche schon Wasser quillt, sondern über derselben; das Brunnenwasser ist zum Trinken nicht geeignet; man zieht durchgeseihtes Wasser aus dem Strome vor. Die Altstadt, deren Gründung 1718 durch Bienville begann, bildet ein längliches Viereck, das 1320 Yards am Strome hinläuft; die Gesammtlänge der Stadt aber, wenn man die Vorstädte mit ihren hübschen in Orangengärten liegenden Gebäuden hinzu rechnet, dehnt sich wohl 5 M. am Strome hin, und ist von einer Viertel- bis zu zwei Meilen breit. Häuser aus Holz dürfen innerhalb der sogenannten Feuergränze nicht aufgeführt werden. An architektonisch schönen Gebäuden sind nur wenige vorhanden, z. B. die Münzstätte der Vereinigten Staaten, 282 Fuß lang, 108 Fuß tief, 1835 gebaut; die City-Exchange, mit 300 Fuß Vorderseite an der St. Louisstraße, und 120 an je Royal- und Chartresstraße, ist zugleich ein Gebäude für Bank, Gasthaus und Waarenläden; die Commercial-Exchange; das St. Charles-Hotel wird von den Amerikanern für das prachtvollste Gasthaus auf der westlichen Erdhälfte erklärt. Bemerkenswerth sind die großen Baumwollenpressen, z. B. die Lever-Cotton-Presse, welche jährlich 200,000 Ballen preßt. Die vom deutschen Ingenieur Karl Zimpel gebaute Orleans-Cotton-Presse, welche einen Raum von 632 Fuß Länge und 308 Fuß Tiefe einnimmt. Sie kostete 753,558 Dollars; in ihren Räumen können 25,000 Ballen lagern. Die Universität von Louisiana wurde 1835 gegründet; das Marinehospital der Vereinigten Staaten liegt bei Mac Donough, auf dem andern Stromufer.

Vom Mississippi her bietet Neu-Orleans einen prachtvollen, eigenthümlich belebten Anblick. Hinter dem Deiche erheben sich großartige, durch ihre Massenhaftigkeit imponirende Gebäude, ohne Unterbrechung eine volle Wegstunde lang; im Strome selbst ankern Hunderte von Schiffen, wehen die Flaggen aller seefahrenden Nationen. Vor dem obern Theile der Stadt liegen zumeist Strombarken und Kielboote, weiter unterhalb dicht neben einander kleine Seeschiffe, dann folgen lange Reihen von Mississippidampfern, und darauf, nach dem untern Hafen zu, eine unabsehbare Menge von Briggs, Schunern und Slups, meist für die Küstenfahrt im mexicanischen Golf und nach Westindien bestimmt. Auf sie folgen die großen Seeschiffe, von denen manche bis zu 1500 Tonnen halten. Auf dem Strome herrscht ununterbrochene Bewegung; hinüber nach Algiers und dem besonders durch Deutsche aufblühenden Lafayette sind die Dampffähren in ununterbrochener Thätigkeit, und die Kais sind ihrer ganzen Länge nach mit Gütern bedeckt. Neben den Pyramiden von Baumwollenballen liegen in langen Reihen Fässer voll Zucker und Syrup, voll Schweinfleisch und Reiß, voll Taback, Mehl oder Kaffee, und von früh bis spät herrscht in den Monaten November bis Juni eine wunderbare Thätigkeit am Hafen. Keine andere nordamerikanische Stadt hat eine so bunt gemischte Bevölkerung und ein solches Sprachengewirr. In der Stadt selbst sind ansäßig Anglo-

Amerikaner, Deutsche, Franzosen, die bis heute noch dem ältern Stadttheile das Gepräge geben, Spanier, und neben den Negern noch Farbige in allen Abstufungen der Farbe vom braunen Mulatten bis zu dem durch ihre körperlichen Reize und die feinsten Körperformen und lichte Haut ausgezeichneten Quarteronweibe. Im Jahre 1810 hatte Neu-Orleans eine Gesammtbevölkerung von 24,552 Seelen; davon waren 8001 Farbige; 1830 hatte es 49,826 Seelen, wovon 21,280 Farbige; 1840 im Ganzen 102,193 Seelen, 1850 aber 119,285. Trotz des ungünstigen Klimas, das vorzugsweise den Neueingewanderten, gleichviel woher sie kommen, besonders von Juli bis October gefährlich ist, wuchs die Bevölkerung in ungemein rascher Weise. Keine andere Stadt hat eine so vortheilhafte Lage zu einem großen Weltstapelplatze. Neu-Orleans hat ein großes und fruchtbares Hinterland, mit Strömen, die viele tausend Meilen weit schiffbar sind, und einen der fruchtbarsten Landstriche der Erde bewässern, und Mittel-Amerika sammt Westindien liegen gleichsam vor seiner Thür. Von welchem Werthe das Mississippigebiet für Neu-Orleans ist, ergiebt sich schon daraus, daß die Ziffer des Geldwerthes der im Laufe des Jahres 1850 dort auf dem Strome angekommenen Waaren sich auf 96,897,873 Dollars belief, 1844 aber erst auf 57,199,122 Dollars. Allein an Baumwolle und Taback kam in den Jahren 1822 bis 1850 für 778,306,000 Dollars zur Verschiffung nach Neu-Orleans. Im Jahre 1848 kamen an Schinken für mehr als $2^1/_2$ Mill., Baumwolle 35,200,345 D., Fett und Talg für mehr als 4 Mill., Syrup 1,920,000, Schweinfleisch 4,231,007 D., Zucker 9,600,000, Tabacksblätter 2,633,510 D. auf dem Strome nach Neu-Orleans. Die eigene Rhederei des Platzes betrug 82,405 registrirte Tonnen und 143,275 einrollirte Tonnen. Im Jahre 1847 kamen 2981 Schiffe seewärts an, wovon 109 Dampfer; und 4024 Dampfboote auf dem Strome. Im Jahre 1846 schätzte Oberst Abert den Werth des Handelsverkehrs der westlichen Gewässer auf 183,609,725; Richter Hall auf 220 Millionen; und in einem 1849 auf Anordnung des Senates zu Washington gedruckten statistischen Aufsatze wird er auf 256,233,820 Dollars angegeben. Uebrigens fängt man in Neu-Orleans zu begreifen an, daß man neben dem Mississippi auch künstliche Verkehrswege schaffen müsse, um nicht überflügelt zu werden. Wir haben schon oben (S. 632) darauf hingewiesen, daß die großen atlantischen Handelsstädte einen beträchtlichen Theil des westlichen Verkehrs durch Eisenbahnen und Canäle an sich ziehen. Wir ersehen eben aus amerikanischen Berichten vom Mai 1851, daß im Jahre 1850 bedeutende Productenmassen aus dem südlichen Ohio ihren Weg nach Neu-York genommen haben, namentlich Mehl, und daß auch auf dem Illinois-Canal viel Waare nach Osten geht; ebenso nimmt schon Taback vom Ohio und vom Cumberland seinen Weg nach Neu-York, Baumwolle von Nashville und Memphis. Auch strecken Maryland und Virginien ihre Arme nach dem Westen aus; besonders aber scheint Charleston in Süd-Carolina eine gefährliche Mitbewerberin zu werden. Es unterliegt indeß keinem Zweifel, daß Neu-Orleans unter allen Umständen der bedeutendste Handelsplatz am mexicanischen Meerbusen bleiben wird. — Zum Pontchartrain-See führt eine Eisenbahn.

Baton-Rouge, die Staatshauptstadt, am linken Ufer des Stromes, liegt 140 M. oberhalb Neu-Orleans; 4200 E. — Opelousas, in einer lieblichen Landschaft am Vermillon, mit dem Franklin-College; unweit davon Grand Coteau mit einem

katholischen Seminar. Am Red-River liegt Natchitoches, 414 M. von Neu-Orleans, 3000 Einw., starker Handelsverkehr. Von hier aus führt die sogenannte Obere Straße über Gaines-Ferry, St. Augustine, Nacogdoches, Robbins-Ferry, Bastrop und San Antonio zum Rio Grande.

In den Staaten am mexicanischen Golf wohnen manche Ansiedler von deutscher Abstammung, z. B. in den nördlichen Theilen von Alabama und Mississippi. Sie kamen theils aus Pennsylvanien, theils aus Carolina, und sind von diesem letztern Staate aus auch nach Arkansas und Texas gewandert. In diesen Golfstaaten sind die Deutschen unbedingt die besten eigentlichen Ackerbauer, halten so wenige Sklaven als möglich und behandeln sie gut. Auch in den Städten leben manche Deutsche; in Neu-Orleans sollen ihrer 1850 nahe an 20,000 wohnen; viele auch in Mobile, Vicksburg und Natchez, in Appalachicola, Pensacola und Tallahassee als Handwerker; auch in St. Augustine. Zu deutschen Ackerbau-Ansiedelungen eignen sich alle diese Staaten nicht.

Texas.

Dieser südlichste Staat der Union wird begränzt von Louisiana, Arkansas, dem Indianergebiete, von welchem er durch den Red-River geschieden wird, Neu-Mexico, dem mexicanischen Staatenbunde und dem mexicanischen Meerbusen, zwischen 26° und 36° 30′ n. Br. und 93½ und 103° w. L. Einem Beschlusse des Bundescongresses vom 9. Septbr. 1850 zufolge, welchem der Staat Texas seine Zustimmung gegeben hat, soll die Gränze des letztern im Norden beginnen an einem Punkte, wo der Meridian 100° westlich von Greenwich durchschnitten wird von der Parallele 36° 30′ nördlich, und soll von diesem Punkte gerade westlich laufen bis zum Meridian 103; von dort soll die Gränze gerade südlich ziehen bis zum 32° n. Br., von da ab auf der Parallele von 32° N. bis zum Rio bravo del Norte, und von da mit dem Rinnsal dieses Stromes bis zu der Mündung desselben in den mexicanischen Meerbusen. Texas hatte nämlich Ansprüche auf das ganze Gebiet Neu-Mexico erhoben, welche weder dieses letztere noch die Regierung der Vereinigten Staaten anerkannten. Für das Aufgeben jener Ansprüche und die Einschränkung in die angegebenen Gränzen wurde ihm die Summe von 10 Millionen Dollars, in 5 procentigen Stocks, bewilligt, die binnen 14 Jahren abzuzahlen und halbjährlich vom Schatzamte in Washington zu verzinsen sind. So enthält Texas nun 223,000 Quadratmeilen oder 142,720,000 Acker (wonach die Angaben S. 547 zu berichtigen) mit etwa 230,000 Einwohnern, wovon 62,000 Sklaven.

Der größte Theil von Texas bildet eine geneigte Ebene, die sich von Nordwest gegen Südost abdacht, und zerfällt seiner physischen Beschaffenheit nach in drei Regionen. Die erste, flaches angeschwemmtes Land, zieht sich in einer Breite von 30 bis 100 Meilen an der Küste hin, vom Sabine bis zum Rio Grande, besteht meist aus nassen, wenig über die Meeresfläche sich erhebenden Prairien, hat dem Laufe der Flüsse entlang

schmale Streifen Waldland, und eignet sich vorzugsweise zum Zuckerbau. Der ganzen Küste entlang dehnen sich langgestreckte dünenartige Inseln, welche eine Menge von Strandlagunen bilden. Die zweite Region ist Hügelland mit wellenförmigen Prairien, die 150 bis 200 Meilen weiter landeinwärts reichen und sich vom niedrigen Küstenlande bis zum bergigen Hochlande ausdehnen. Auch in ihr ist Holz nur spärlich vorhanden, mit Ausnahme der östlichen Abtheilung. Zwischen dem Nueces- und Rio Grande ist eine wasserarme Wüste. Hinter dem welligen Hochlande liegt die dritte Region, das zum Theil felsige Hochland, in welchem aber höhere Gebirgsketten nicht vorhanden sind; auch das sogenannte San-Sabagebirge ist nur ein bis etwa 2000 Fuß über den mexicanischen Golf sich erhebendes Tafelland, in welchem meist enge Thäler mit steilen felsigen Einhängen und einzelnen fruchtbaren Thalsohlen eingeschnitten sind, so daß die Unebenheit der Oberfläche nur durch die Vertiefung der Thäler und Schluchten entsteht. Das Land am obern Colorado ist wasserarme, unbewaldete Prairie. Zwischen dem Red-Fork des Brazos und dem Red-River liegen zwischen 32 und 34 ° n. Br. und 97 bis 98 ° w. L. die sogenannten, später näher zu erwähnenden Croß-Timbers, Gehölze, die meist aus Eichenarten bestehen und sich nach Norden hin auf dem linken Ufer des Red-River bis gegen den Arkansas erstrecken. Die Hauptstapelartikel des Landes sind Zucker und Baumwolle; auch Taback, Mais und Weizen gedeihen vortrefflich; für die Viehzucht eignet sich Texas in vielen Gegenden ganz ausgezeichnet. Am Trinityflusse sollen Kohlenlager gefunden worden sein; sie liegen etwa 200 Meilen von Galveston, auch soll es dergleichen in der Mustang-Prairie geben, sodann am Colorado bei Austin, und am Brazos Anthracitkohle, am Rio Grande, südwestlich von Bexar, bituminöse Kohle. Bestimmte Angaben fehlen noch. Einen großen Theil der Nordgränze bildet der Red-River, die östliche Gränze der Sabine. Nach Westen hin folgt der Neches, der in die Sabine-Bay fällt und auf eine kurze Strecke für flache Dampfboote fahrbar ist. Wichtiger erscheint der schmale und tiefe Trinidad oder Trinity, der aus den Croß-Timbers kommt und 300 bis 400 M. aufwärts schiffbar ist; er mündet in die Galveston-Bay, gleich dem San Jacinto und dem bis Houston aufwärts schiffbaren Buffalo-Bayou. Der Brazos strömt aus dem westlichen Tafellande herab, gleich dem Colorado, bis Austin City, 200 Meilen schiffbar; er fällt in die Matagorda-Bay, wie der La Vaca und Natividad; der Guadalupe mündet in die Espiritu-Santo-Bay, der Nueces in die nach ihm benannte Bucht. Diese texanischen Ströme sind alle wegen der Seichtigkeit ihres Wassers für die Schifffahrt von keiner großen Erheblichkeit, wie es denn überhaupt dem Lande an guten Communicationsmitteln völlig mangelt. In dem untern, überdies flachen Lande hat auch die Anlage von Eisenbahnen um so größere Schwierigkeiten, da es demselben völlig an Steinen gebricht, das Holz theuer ist, und die Prairie alljährlich monatelang unter Wasser steht und fast immer mehr oder weniger naß bleibt. Deshalb erscheint auch die Anlage von Landstraßen schwierig, und das innere fruchtbare und weniger ungesunde Land wird daher stets große Schwierigkeit haben, die Erzeugnisse des Ackerbaues und der Viehzucht an die Küste zu schaffen. Es ist durchaus unrichtig, wenn man das Klima von Texas „als eines der angenehmsten und gesundesten der Welt" bezeichnet. Die flache Gegend ist so ungesund wie irgend ein anderer Küstenstrich am Golfe, so

weit das Gebiet der Vereinigten Staaten reicht, und das wellenförmige Hügelland ist in vielen Theilen noch ungesunder, was auch Lobredner von Texas einräumen. Kein einziger Einwanderer, auch in den sogenannt gesundesten Gegenden, bleibt von störenden Einwirkungen des Klimas frei; bei Allen erschlaffen die Kräfte, stellt sich Abmagerung ein; Gallen- und Wechselfieber sind gefährlich; im Herbst wüthet die Ruhr. „Man muß Texas im Allgemeinen für weniger gesund halten, als die Länder des nördlichen Europa, und namentlich Deutschland. Jeder Deutsche — wir wollen es trotz aller den Sinnen schmeichelnden Lieblichkeit des Klimas nicht verhehlen —, der nach Texas einwandert, übernimmt ein nicht geringes Wagniß für Leben und Gesundheit. In jedem Falle ist diese Gefahr größer als für den Einwanderer nach den nördlichen und nordwestlichen Staaten der Union, z. B. Wisconsin, Illinois, Missouri, wo das Acclimatisiren leichter und gefahrloser vor sich geht" *). Das gesundeste und angenehmste Klima haben ohne Zweifel die Höhen und Thäler der Alleghannies von Pennsylvanien bis ins nördliche Alabama. Es war unter allen Umständen eine Thorheit von Seiten des 1844 zu Mainz gebildeten „Vereins zum Schutze deutscher Auswanderer in Texas," dieses Land zum Zielpunkt seiner Unternehmung zu wählen. Der Plan war, wie der Verfasser dieses Werkes schon 1844 nachwies, schlecht und ohne alle Sachkunde entworfen; der Verein täuschte sich selbst und täuschte Andere; aber während er selbst nur Geld und Reputation in die Schanze schlug, verloren Tausende, welche von ihm sich hatten bethören lassen, Gesundheit, Leben, Eigenthum, und nur einzelne spärliche Colonialanfänge haben sich, allen Widerwärtigkeiten zum Trotz, und nachdem sie alle Verbindung mit jenem Verein aufgehoben, zu einigem Gedeihen durchgearbeitet, z. B. in Neu-Braunfels, das allerdings in einer für Ackerbau und Viehzucht günstigen Oertlichkeit steht, aber weit ab von der Küste, und ohne gute Communicationsmittel dorthin **). Alles wohl erwogen, sollte kein deutscher Auswanderer Texas zum Zielpunkte wählen; er findet dort nichts, was er nicht in anderen Theilen der großen Union billiger, sicherer und eben so gut haben könnte. Es ist erfreulich, daß in den letzten Jahren nur wenige unserer Landsleute nach Texas gegangen sind. Im Ganzen mag sich die Zahl der über das Land zerstreuten Deutschen auf 25 bis 30,000 belaufen. Galveston ist etwa zu einem Drittel deutsch.

Der Name Texas bedeutet „Freunde"; das Land erhielt denselben vom Spanier Alonzo de Leon, 1689, der mit dem Indianerstamme der Asimais freundlich verkehrte. Es gehörte zu Mexico und wurde, nachdem man die Spanier vertrieben und die Unabhängigkeit gesichert hatte, am 7. Mai 1824 mit Cohahuila auf so lange politisch verbunden, „bis Texas die nöthigen Elemente haben würde, einen besondern Staat zu bilden." Man suchte seitdem Einwanderer ins Land zu ziehen, denn Texas war nur spärlich bevölkert.

---

*) Texas. Mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderung und die physischen Verhältnisse des Landes; nach eigener Beobachtung geschildert, von Dr. Ferdinand Römer, Bonn, 1849, S. 37 ff. Unbedingt das beste Werk, das über Texas erschienen ist, und mehr werth, als alle anderen zusammengenommen.

**) Die Geschichte des Mainzer Vereins, und den jammervollen Untergang ganzer Massen von deutschen Einwanderern haben unter Anderen geschildert Löher, S. 348 ff. Römer, S. 20 ff.

Einige spanische Ansiedelungen lagen zerstreut umher, wie z. B. St. Augustine, Nacogdoches; auch waren einzelne Punkte am Trinidad, Brazos, Colorado und Guadalupe besiedelt; im Westen lag San Antonio de Bexar. Sie wurden, als Presidios, militärisch verwaltet; bei jedem Presidio befand sich eine Mission, deren Gebäude befestigt waren, so daß die Kirche im Fort stand. Die ältesten waren San Antonio de Bexar und Goliad. Ueberall streiften Indianerhorden umher. Um das Land durch auswärtige Colonisten in Aufnahme zu bringen, gab man große Landstrecken zur Besiedelung an einzelne Unternehmer, sogenannte Empresarios, zuerst schon 1821 an einen Mann aus Durham in Connecticut, Moses Austin, der die erworbenen Anrechte auf seinen Sohn Stephan Austin vererbte. Diesem gelang es, eine Menge Einwanderer aus den Vereinigten Staaten nach Texas überzusiedeln. 1835 betrug die angloamerikanische Bevölkerung von Texas schon 20,000 Köpfe, während die spanische sich auf kaum 3000, nach Anderen auf 6000 belief; Austins Colonie allein zählte 13,000 Seelen. Sie geriethen bald in Zwist mit den Behörden Mexico's, als ihnen die zollfreie Einfuhr von nothwendigsten Ackerbaugeräthschaften, Eisenwaaren, Seilen, Schuhen, Büchern, Papier und anderen „Lebensbedürfnissen" verweigert wurde. Die gegenseitige Erbitterung war bereits auf einen hohen Grad gestiegen, als General Santa Anna, nachdem er den mexicanischen Congreß durch Soldaten auseinandergesprengt und die Verfassung über den Haufen geworfen hatte, eine Dictatur ausübte. Die Texaner verlangten einen besondern Staat in der mexicanischen Union zu bilden; die mexicanischen Behörden hatten Stephan Austin neun Monate lang ohne Verhör in der Hauptstadt Mexico eingekerkert gehalten, ohne ihm auch nur die Ursache seiner Verhaftung mitzutheilen; mexicanische Soldaten hatten auch die Legislatur von Cohahuila-Texas mit Gewalt auseinander getrieben; alle texanischen Bürger sollten entwaffnet werden. Aber im November 1835, nachdem es bereits zu mehren blutigen Gefechten zwischen mexicanischen Truppen und den texanischen Bürgern gekommen war, erklärten die Bevollmächtigten der letzteren feierlich die Trennung ihres Landes vom mexicanischen Staatenbunde; General Cos wurde auf's Haupt geschlagen und mußte die Festung Alamo bei San Antonio de Bexar durch Capitulation übergeben, 11. December 1835. Doch schon am 21. Februar 1836 erschien Santa Anna selbst plötzlich vor San Antonio; das Häuflein bewaffneter Texaner mußte die Stadt räumen und sich eiligst in den Alamo flüchten. Ihr Führer war Oberst Travis; unter seinen Gefährten befand sich der durch seinen Muth und seine Jagdabenteuer berühmte Tennesseer David Crockett. Die Mexicaner umzingelten das Fort von allen Seiten und beschossen dasselbe unaufhörlich. Doch nach zehn Tagen hatten die Texaner noch nicht einen einzigen Mann verloren, während Hunderte von Mexicanern gefallen waren. Jene erhielten am 1. März 32 Mann Verstärkung und zählten nun 150 Streiter. Santa Anna ließ auf der Kirche von San Antonio eine blutrothe Fahne wehen und faßte endlich den Entschluß, das Fort Alamo mit Sturm zu nehmen. Er wußte, daß die kleine Anzahl der Texaner durch Hunger, Wachen und Anstrengung ermüdet war. Um Mitternacht rückte er mit seiner ganzen Streitmacht heran. Es war der 5. März. Die Texaner hatten alle Hoffnung auf Entsatz aufgegeben, und waren entschlossen, ihr Leben auf das Theuerste zu verkaufen. Binnen zwei Wochen hatten sie den Mexicanern nahe an tausend Mann getödtet. Von ihnen selbst war Keiner unverwundet geblieben.

ihre Zahl mehr und mehr zusammengeschmolzen. Travis stand, aus vielen Adern blutend, auf der Mauer und munterte, das Schwert hoch empor hebend, seine Gefährten zum Kampfe bis in den Tod auf. Endlich schwand den Texanern alle Körperkraft; es war Niemand mehr vorhanden, der es den Mexicanern hätte wehren können, Sturmleitern anzulegen. Massenweis drangen sie in das Fort und schossen die mit den Gewehrkolben verzweifelt kämpfende Besatzung nieder. Von dieser waren zuletzt nur noch sieben Mann am Leben, alle verwundet. Als ihnen die Arme den Dienst versagten, baten sie um Pardon. Er wurde verweigert. Da zogen sie sich in einen Winkel zurück, stellten sich mit dem Rücken an eine Mauer, und leisteten Gegenwehr mit ihren Bowiemessern, bis auch der letzte von ihnen zu Boden sank. Sie lagen umgeben von hohen Haufen getödteter Feinde. Die Mexicaner verstümmelten die Leichen und verbrannten sie. Das war die Erstürmung des Forts Alamo, dessen Einnahme die Mexicaner mit dem Verluste von 1500 Mann erkauften. Am 18. März wurden die Texaner wiederum von einem Mißgeschick heimgesucht. General Urrea überfiel 300 Mann unter Oberst Fannin auf offener Prairie; die ihm zugesicherte Capitulation wurde nicht gehalten, das feierlich gegebene Ehrenwort gebrochen und die gesammte texanische Mannschaft ermordet. Während dieser Vorgänge waren die Vertreter des texanischen Volks zu Washington am Brazos versammelt und setzten eine provisorische Regierung ein. Der Krieg ging inzwischen fort und das Glück war den Texanern günstig. Sie nahmen den General Martin Perfecto de Cos am 11. December 1835 gefangen; er versprach auf Ehrenwort nicht wieder gegen Texas zu dienen. Auch er brach dasselbe und kehrte nach einigen Monaten in Begleitung Santa Anna's zurück. Da erklärten am 2. März 1836 die Texaner die Unabhängigkeit ihres Landes; Santa Anna wurde auf den Ebenen am San Jacintoflusse, im Norden der Galveston-Bay, am 21. April 1836 vom General Samuel Houston auf's Haupt geschlagen, und nachdem 630 seiner Leute getödtet, 280 verwundet worden waren, in einem Röhricht, in welchem er sich versteckt hatte, selbst gefangen genommen. Dieses Schicksal theilten 730 seiner Soldaten; auch Cos fiel in die Hände der Sieger. Die Texaner hatten nur 6 Todte und 23 Verwundete; sie waren mit dem Schlachtrufe: Denkt an Alamo! gegen die Feinde angerückt. Seitdem blieb die Unabhängigkeit von Texas gesichert; es bildete bis Ende 1845 einen besondern Staat und trat dann in die große nordamerikanische Union.

Der Gouverneur wird vom Volke auf 2 Jahre gewählt; derselbe Mann kann dieses Amt in sechs Jahren nur vier Jahre bekleiden. Er bezieht 2000 D. Gehalt, muß 32 Jahre alt sein und drei Jahre vor seiner Wahl im Staate gewohnt haben. Der Vicegouverneur ist Vorsitzender im Senat, der aus 21 auf vier Jahre gewählten Mitgliedern besteht. Die Hälfte der Senatoren scheidet alle zwei Jahre aus; auch sie müssen 32 Jahre alt und drei Jahre vor der Wahl in Texas ansässig gewesen sein. Die Repräsentanten werden auf zwei Jahre gewählt, müssen 21 Jahre alt sein und seit zwei Jahren im Staate gewohnt haben. Die Legislatur versammelt sich alle zwei Jahre. Jeder weiße Bürger oder steuerzahlende Indianer, der 21 Jahre alt ist, ein Jahr vor der Wahl im Staate und sechs Monate im Wahlbezirke gewohnt hat, ist stimmberechtigt, aber kein Neger oder wer von einem solchen abstammt, kein Soldat der Vereinigten-Staaten-Armee, kein Seemann, der in der Unionsmarine dient. Die Staatsschuld be-

trug am 20. März 1848 die Summe von 11,055,694 D. in ostensiblem Werthe; sie hatte einen Pariwerth von 5,600,696 D. Dagegen hat Texas nun 10 Mill. D. von den Vereinigten Staaten zu beziehen. Die Einnahmen betrugen 1848 148,449 D., die Ausgaben 116,161 D. Das steuerpflichtige Eigenthum war auf 45,939,997 D. abgeschätzt worden. In Texas geht man 1851 mit dem Plane um, aus dem östlichen Theile des Landes zwischen dem Sabine und Trinidad einen eigenen Staat zu bilden.

Unter den Städten in Texas ist noch keine von großer Bedeutung. Der wichtigste Handelsplatz, Galveston, 6000 Einw., liegt auf einer dürren Strandinsel, 255 M. von Austin und 350 West zu Nord vom Südwestpasse der Mississippi-Mündung. Die Stadt wurde 1835 gegründet und hat einen für diese Küste verhältnißmäßig guten Hafen; die Barre hat 12 Fuß Wasser. 85 M. nordwestlich am Buffalo-Bayou liegt Houston am Rande einer schönen, aber ungesunden Prairie, 4000 Einw.; bedeutender Baumwollenmarkt. — Im östlichen Theile des Staates liegen St. Augustine, am Aysh-Bayou, einem Arme des Neches, mit einem College der wesleyanischen Methodisten und einer „Universität", welche 5 Lehrer hat. — Nacogdoches, 260 M. vom Austin und 60 M. westlich vom Sabine, ein altes Presidio der Spanier, 1400 Einw. und eine „Universität" mit — 2 Professoren. Am Brazos liegt Washington, 1200 Einw. Am untern Theile dieses Stromes dehnt sich das Hauptzuckerland von Texas hin; die Zuckerregion nimmt überhaupt die ganze Alluvialprairie zwischen dem Sabine und dem Nueces ein und reicht, wie diese, von 30 bis 100 M. landeinwärts. Am Colorado liegen: Matagorda, 198 M. von Austin, 800 Einw., Bastrop, 700 Einw., und Austin, die politische Hauptstadt von Texas, am linken Ufer des Stromes, 200 M. von der Mündung, 3000 Einw. — San Antonio de Bexar, 90 M. südwestlich von Austin (29° 25′ 30″ n. Br., 98° 52′ 30″ w. L.), am San Antonio, eine der ältesten Städte in Nordamerika, mit jetzt nur 1500 Einw. In der Nähe der Stadt die Ruinen des Forts Alamo (d. h. Pappel); es bildete ein längliches Viereck mit 10 Fuß hohen und 3 Fuß dicken Mauern, die etwa eine Fläche von einem Acker einschlossen. Corpus Christi, an der gleichnamigen Bucht, in welche der Nueces mündet, 800 Einw. — Unweit der Mündung des Rio Grande, der mexicanischen Stadt Matamoros gegenüber, liegt Brownsville, eine, wie es scheint, rasch aufblühende kleine Handelsstadt, welche seit einiger Zeit mit Camargo und Laredo, stromauf, Dampfbootverbindung unterhält. Der Einfuhrhafen für die übrigens wüste Gegend am untern Rio Grande ist zu Point Isabel, wohin freilich nur Schiffe gelangen, die nicht über 6 Fuß Tiefgang haben. Es ist mit Brownsville durch eine Landstraße verbunden.

Neu-Braunfels, die deutsche Ansiedelung, liegt am Flüßchen Comal, das gleich bei dem Städtchen in den klaren Guadalupe fällt, in einer angenehmen fruchtbaren Gegend; es hat über 2000 Einw. Nordwestlich davon, an einem Zuflusse des Pedernales, Friedrichsburg, mit einigen 100 Einw.; weiter nördlich liegt der Grant, die Landstrecke, welche der Mainzer Texasverein ankaufte. Es ist ein zu nichts nützes Land und den Ueberfällen der Indianer preisgegeben. Von diesen sind die Tonkaways, Lipans und Caddos weniger gefährlich, als die wilden und streitbaren Kamantsches. Sowohl das östliche wie das westliche Texas war durch sie noch bis in die Mitte des Jahres 1851 unsicher.

6. Der sklavenhaltende Westen.

Arkansas.

Zwischen Louisiana, Texas, dem Indianergebiete, Missouri, Tennessee und Mississippi; 33° und 36° 30′ n. Br., 89° 30′ und 94° 30′ w. L. Volksmenge 1840: 97,574; 1845: 145,000; 1850: 198,796. Der östliche Theil, welchen der große Strom begränzt, besteht aus niedrigem Boden und Sumpfland, ist häufig Ueberschwemmungen ausgesetzt und sehr ungesund; der mittlere Theil ist hügelig; den gesunden Nordwesten durchziehen die Ozarkhöhen und die Washitahügel. Ein großer Theil des Staates ist nicht fruchtbar; in manchen Theilen dehnen sich weite, manchmal wasserlose Prairien aus. Einzelne Strecken eignen sich zur Viehzucht; Haupterzeugnisse sind Baumwolle, Mais und Holz. Man hat in den letzten Jahren angefangen, den großen Mineralreichthum an Eisen, Blei, Zink ꝛc. theilweise auszubeuten. Hauptstrom ist der bis Little-Rock schiffbare Arkansas; bei Hochwasser kann man ihn 350 M. weiter aufwärts bis Fort Gibson befahren; im Südwesten fließt der Red-River; der White, an welchem Batesville liegt, strömt von Nord nach Süd; auch der Washita und St. Francis sind von Belang. Arkansas war früher ein Theil des alten Louisiana, wurde 1819 Gebiet und trat 1836 als Staat in die Union. Der Gouverneur, 1800 D. Gehalt und freie Wohnung, wird vom Volke auf 4 Jahre gewählt. Die Senatoren, deren nicht weniger als 17 und nicht mehr als 33 sein dürfen, gleichfalls auf 4 Jahre; die Repräsentanten, nicht weniger als 54 und nicht mehr als 100, auf 2 Jahre. Die Legislatur versammelt sich alle 2 Jahre. Jeder weiße Bürger der Vereinigten Staaten, der seit 6 Monaten im Staate wohnt, ist stimmberechtigt. Staatsschulden in runder Summe etwa 2 Mill.; nach anderen Angaben aber 3,095,586 D. Einnahme 1850: 93,540 D.; steuerbares Eigenthum 34,955,885 D. Keine höhere Lehranstalt und wenige Schulen. Arkansas steht hinter den meisten übrigen Staaten noch weit zurück.

Little-Rock, 34° 40′ n. Br. und 92° 12′ w. L., 1068 M. von Washington, 905 M. von Neu-Orleans auf dem Wasserwege, liegt auf einem 150 Fuß hohen Hügel am Arkansas; 4138 E.; Helena, am rechten Ufer des Mississippi, 1000 E.; Hot-Springs, unweit des Washita, mit Mineralquellen, deren man im gebirgigen Theile sehr viele findet.

Missouri.

Zwischen Arkansas, dem Indianergebiete, dem zu einem Territorium heranwachsenden Nebraska, Jowa, Illinois, Kentucky und Tennessee; 36° und 40° 36′ n. Br. und 89° und 95° 30′ w. L. Volksmenge 1840 erst 383,702; 1845: 511,937, und 1850: 595,140 Freie und 87,767 Sklaven. Missouri ist in Betreff des Flächeninhalts

einer der größten Staaten der Union, und seiner Lage wegen von großer Wichtigkeit. Seine Oberfläche ist sehr mannigfaltig. Der Ostgränze entlang strömt auf 400 Meilen der Mississippi, der hier den Missouri aufnimmt, nachdem derselbe mitten durch den Staat geflossen; er ist 5 Monate im Jahre 1800 M. aufwärts schiffbar. Seine Zuflüsse vom Süden her, der La Mine, Osage und Gasconade, und von Norden her der Grand Chariton sind gleichfalls auf Strecken fahrbar. Der schiffbare Maramec durchzieht einen reichen Mineraldistrict; er und der Salt-River münden unterhalb St. Louis in den Mississippi. Im Südosten fließen der White und St. Francis, und Nebenflüsse des Neosho im Südwesten. Am Ufer der Ströme ist fast überall Bottom, fettes, äußerst fruchtbares aber ungesundes Marschland; dann steigt allmälig das Land auf bis zu dürren Felsketten, Barrens oder Prairien, die mit Waldland abwechseln; im Südosten liegen ausgedehnte Marschen und Sümpfe, hinter denen das Land wieder ansteigt bis zum Osageflusse. Zwischen diesem und dem Missouri liegen die fruchtbarsten Strecken, die zugleich großen Reichthum an Salz und Kohlen haben. Das Land im Norden des Missouri bezeichnen die allerdings mit Beiwörtern freigebigen Amerikaner als „den Garten des Westens." Der Staat bringt Taback und Getreide in Menge hervor, viele Theile eignen sich vortrefflich zur Viehzucht, auch bauen die Deutschen Wein; aber von größter Wichtigkeit ist der Metallreichthum. Das Ozark-Gebirge, oder die Black Mountains, wie man es wohl auch in Arkansas und Missouri nennt, zieht in nordöstlicher Richtung durch diese Staaten und läuft allmälig gegen den Missouri hin in Hügeln aus. Auf seinem ganzen Zuge führt es Metalle, die auch weiter nördlich in Jowa, Wisconsin, Illinois und selbst im westlichen Michigan in größter Menge vorkommen. Blei wird im heutigen Missouri, das einst einen Theil von Louisiana bildete, schon seit 1715 gewonnen; im J. 1846 wurden 9 Mill. Pfund in den Handel gebracht. Die ganze Gegend nördlich und nordwestlich von Mine à la Motte, einem montanistischen Mittelpunkt, ist bleihaltig; den meisten Ertrag geben Potosi, Mine à Bourton, Merrimac-Mine, die Minen Hazel-Run, Mammouth und Turpley. Im Süden liegen wahre Eisenberge, deren Masse an reinem Eisen man auf 600 Mill. Tonnen geschätzt hat. In der Eisenkette (Iron Ridge) giebt das Erz reichlich 60 pCt. Eisen; das Erz liegt oben auf den Bergen und an den Abhängen derselben in mächtigen Massen offen zu Tage. Der Iron Mountain im Bezirke St. Francis erhebt sich 300 Fuß über die Ebene, hat auf seinem Gipfel anderthalb Meilen Durchmesser und giebt 80 pCt. Eisen. Zwei Stunden von ihm entfernt liegt der Pilot-Knob, gleichfalls 300 Fuß hoch, und ebenso ergiebig. Man vergleicht den Eisenreichthum Missouri's mit dem Kohlenreichthume Pennsylvaniens. Auch Kupfer ist in Menge vorhanden, namentlich am Currentflusse; das Erz der Buckeye-Mine giebt von 20 bis 70 pCt. Metall; Aehnliches ist am Merrimac und im Bezirk Jefferson der Fall. Außerdem hat Missouri, wie bemerkt, Salz, Kohlen, sodann Silber, Kobalt, Nickel, Zink. In keinem andern Staate ist in Bezug auf die Wahl von Ackerbau-Niederlassungen größere Vorsicht nöthig, als gerade in diesem.

Missouri trat 1821 als Staat in die Union, der Gouverneur wird vom Volke auf 4 Jahre gewählt, erhält 2000 D. Gehalt und freie Wohnung. Die Senatoren, nicht mehr als 33 und nicht weniger als 14, werden auf 4, die Repräsentanten, nicht

mehr als 100, auf zwei Jahre gewählt. Stimmrecht wie in den meisten übrigen sklavenhaltenden Staaten. Staatseinnahme Ende 1850: 520,735, Staatsschuld 922,261 D. Steuerpflichtiges Eigenthum 79,456,541 D., wovon 17,772,180 D. auf die Sklaven kommen.

St. Louis, 38° 37′ 28″ n. Br., 90° 15′ 16″ w. L., 856 M. von Washington, 1317 M. vom mexicanischen Golf, 1212 M. von Neu-Orleans, 911 von Natchez, 414 von Memphis, 172 von der Ohiomündung, 732 von den St. Anthonyfällen. Diese wichtige Stadt am mittlern Mississippi erhebt sich am rechten Ufer des Stromes, der 18 M. oberhalb den Missouri aufnimmt, auf einem Kalksteinhügel, welcher allmälig zum Wasser abfällt. Der untere Theil, der schon mehrfach großen Ueberschwemmungen ausgesetzt war, bildet die Handelsgegend der Stadt. Hinter den belebten Kays stehen in langer Reihe große Waarenspeicher; vom Strome her bietet die Stadt einen sehr hübschen Anblick dar; sie hat demselben entlang bereits eine Ausdehnung von nahezu anderthalb Stunden; doch sind manche Quadrate noch nicht ausgebauet. Die Häuser sind meist von Backsteinen; unter den öffentlichen Gebäuden ist nur die katholische Domkirche bemerkenswerth. Die Katholiken, welche diese Stadt als ihren Mittelpunkt im Westlande betrachten, haben hier mehre Lehranstalten, an welchen besonders Jesuiten wirken, z. B. die St. Louis-Universität, mit 15 Professoren und etwa 130 Studenten, sodann mehre höhere weibliche Bildungsanstalten, auf deren Leitung gleichfalls die Jesuiten Einfluß üben. Die Staatsuniversität hat, gleich der katholischen, eine medicinische Facultät. In den Sammlungen der Westlichen Akademie der Wissenschaften befinden sich viele indianische Merkwürdigkeiten. Die Union hat hier ein Zollamt, ein Schatzamt, Landvermessungsamt, Zeughaus, ein Hauptquartier, große Casernen, die sogenannten Jefferson Barracks einige Stunden unterhalb der Stadt, und Indianeraufseher. St. Louis, anfangs eine Station der Pelzhändler, wurde schon 1664 gegründet, blieb aber unter den Franzosen immer nur ein sehr unbedeutender Platz, trotz der ungemein vortheilhaften Lage. Es wird der Hauptstapelplatz des westlichen Binnenhandels bleiben. Denn durch den Missouri geht sein Geschäftsbereich bis an den Fuß der Felsengebirge, durch den Ohio bis in die Alleghannies, durch den obern Mississippi in die nördlichen Staaten, durch den etwas oberhalb der Stadt gegenüber mündenden Illinois-Canal bis zu den großen Seen. Und sollte einst der Sitz der Bundesregierung von Washington weg nach dem Westen verlegt werden, so wird wahrscheinlich St. Louis zur Capitale des großen Staatenbundes. Im J. 1810 hatte es erst 1600 Einwohner, 1820 erst 4598, 1830 nur 6694; dann beginnt der Aufschwung; anfangs langsamer, da man 1840 doch nicht über 16,469 Seelen zählte. Der Census von 1850 ergiebt schon 77,465, wovon nur 2616 Sklaven*). Die Zahl der Deutschen, welche aus Europa eingewandert waren, belief sich auf 23,774; 11,257 waren Irländer, 2933

*) Wir entlehnen diese und die folgenden Angaben über diese Stadt dem Missouri Republican, vom 1. Januar 1851, und De Bow, März 1851, p. 320. Nach einer uns Mitte Juni 1851 zugekommenen Zählung in The Seventh Census of the United States of America 1850; compiled from official and other authentic sources, by Richard S. Fisher, New York 1851, p. 56, wird die Volkszahl von St. Louis auf 82,744 angegeben; demnach hat dieselbe binnen zehn Jahren um mehr als 66,000 Seelen zugenommen.

Engländer und 37,051 aus den Vereinigten Staaten gebürtig. Die Katholiken haben 12 Kirchen, die Methodisten 12, Presbyterianer 8, Lutheraner 5, Episcopalen 5, andere Protestanten 7; zusammen 49 Kirchen, deren Bau 1,213,000 D. kostete. Freischulen giebt es 15, Elementarschulen 44 und 9 specifisch-katholische Schulen.

Für den Pelzhandel ist St. Louis noch immer ein wichtiger Platz, da die Beute der amerikanischen Trappers hier zumeist an den Markt kommt. Es hat bedeutende Wachstuchfabriken. Im Jahre 1850 kamen nach diesem Stapelorte: Taback 9055 Hogsheads; Hanf 60,862 Ballen; Blei von den sogenannten oberen Minen 567,946 Pigs, soviel wie 37,589,728 Pfund; von den unteren Minen 85,976 Pigs oder etwa 6 Mill. Pfund; Weizen 1,792,074 Buschel, Mehl 325,070 Barrels, Mais 484,014 Buschel, Schweinfleisch 101,562 Barrels (in der Stadt wurden außerdem 1849 etwa 115,000 Schweine geschlachtet). Von der lebhaften Hafenbewegung geben folgende amtliche Ziffern für das Jahr 1850 einen Begriff. Es liefen ein in St. Louis 246 verschiedene Dampfboote, welche 2599 Fahrten machten. Von Neu-Orleans kamen 303, vom Ohio 493, vom Illinois 788, vom obern Mississippi 635, vom Missouri 390, von Cairo, das am Zusammenflusse des Ohio und Mississippi liegt, 75; von anderen Punkten 215. Die Anzahl der ankommenden Kiel- und Flachboote finden wir nicht angegeben, sie geht aber gleichfalls hoch in die Hunderte; auch sie bringen Metalle, Getreide, Kartoffeln, Fleisch, Obst, Vieh und andere Waare. Die eigene Rhederei von St. Louis betrug 1848 schon 36,312 Tonnen.

Jeffersonville oder -City, 38° 26′ n. Br., 92° 8′ w. L., 980 M. von Washington, 128 M. von St. Louis, ist Sitz der Legislatur; 3722 E. Im Staate liegen eine Menge kleiner, erst heranwachsender Städte zerstreut, die jetzt noch von keiner erheblichen Bedeutung sind. Cape Girardeau, 132 M. unterhalb St. Louis, 1000 E. Neu-Madrid, 247 M., ist durch ein Erdbeben 1811 zertrümmert worden. An der Westgränze des Staates, 6 M. südlich vom Missouriflusse, 292 M. von St. Louis, liegt Independence, 3000 E. Von diesem Platze aus treten die nach Santa-Fe bestimmten Karawanen, und die nach Oregon und Californien über Land reisenden Auswanderer ihren Zug an. Deshalb herrscht in diesem Städtchen immer reges Leben.

Die Zahl der Deutschen in Missouri ist beträchtlich. Dort sitzt, wie Löher sich ausdrückt, einer der edelsten Theile unseres Volkes, thätig, ehrenhaft und gebildet; für das Land unschätzbar. Sie nehmen nur wenige Theile am untern Missouri ein, diese aber stark. Ihre drei Hauptplätze sind: St. Louis, St. Charles und Hermann. Sie haben in St. Louis auch eine eigene Vorstadt, die sie Neu-Bremen genannt haben. Die deutsche Bevölkerung ist an Zahl, Reichthum und Bildung in außerordentlichem Zunehmen begriffen, und alle Nichtdeutsche halten ihre Kinder zum Erlernen der deutschen Sprache an, weil sie unentbehrlich geworden ist. Sie nehmen eine bedeutende Stellung in der Gesellschaft und Politik ein, halten den Nativismus nieder und erlauben keine Anwendung der Sabbathgesetze. Ihre Schulen sind gut, ihre Musikvereine noch besser und ihre Biergärten die besten in Amerika. — In Hermann „ist ein rühriges und fröhlich deutsches Leben, und es wird Einem dort wohl bei der Freiheit unserer Landsleute. Mancher sucht sich in dieser Stadt ihrer überaus lieblichen und gesunden Lage, sowie des fröhlichen Sinnes ihrer Bewohner wegen eine freundliche Stätte. Auch die

Umgegend ist hauptsächlich von Deutschen besiedelt.“ Hermann liegt am rechten Ufer des Missouri, etwa 75 M. oberhalb St. Louis, und ist nun, nach vielen Mühsalen, als eine gelungene Ansiedelung zu betrachten; weder Fabrik- noch Handelsort, sondern ein deutsches Weindorf mit den nöthigen städtischen Gewerben. Der Rebenbau gewinnt allmälig immer weitere Ausdehnung. Man begann mit der Isabelle und Caprebe, die leichten und angenehmen Wein liefern, nachher zog man die Catawba vor, findet aber, daß die einheimischen, veredelten sich am besten arten: Gutedel und Burgunder werden von der Ohio- und einheimischen Missourirebe übertroffen, sodann hauptsächlich von der Halifaxrebe und Missouris Birdseye. Im Jahre 1850 gewann Hermann an 40,000 Gallonen Wein, zu 1 bis $1^1/_2$ Dollars, von etwa 400 Ackern, die mit Reben bepflanzt waren. Auch am Merrimac und Osage bauen Deutsche Wein.

Tennessee.

Dieser Staat wird begränzt von Arkansas, Missouri, Kentucky, Virginien, Nord-Carolina, Georgien, Alabama und Mississippi; ihn umschließen also nicht weniger als acht verschiedene Staaten. Er erstreckt sich von Osten nach Westen 400 M., von Süden nach Norden nur 114 M., zwischen 35° und 36° 30′ n. Br. und 81° 30′ und 90° 10′ w. L. Einwohnerzahl 1840: 829,210, wovon 183,059 Sklaven; 1850 schon 1,006,213, wovon etwa 200,000 Sklaven. Die Cumberlandberge durchziehen von Südost nach Nordost den Staat, und theilen ihn in zwei Halben. Die größere westliche ist flach, und zum Theil Marschland, überall fruchtbar, aber vielfach ungesund. Stapelproducte sind dort Baumwolle und Taback, die von Sklaven gebauet werden. Der mittlere Theil ist Hügelland, hat guten Boden und ist reich bewässert; für deutsche Ansiedelungen ist er noch zu heiß und zu schwül. Dagegen ist der gebirgige Osten gesund, bei mildem, keinen plötzlichen Witterungswechseln unterworfenem Klima, und zum Anbau von Getreide, zur Viehzucht und besonders zur Schafzucht ganz vorzüglich geeignet. Die Südostgränze wird von den Stone-, Yellow-, Iron-, Ball-, Smoky- und Unikabergen gebildet; nordwestlich von dieser Kette liegen Bays Mountain, Copper Ridge, Clinch Mountain, Powells Mountain und Wellings Ridge, zwischen welchen fruchtbare Thäler von 5 bis 10 Meilen Breite liegen. Hier ist überall noch viel Wild. Die Westgränze des Staates bildet der Mississippi. Im östlichen Theile bilden der Holston und der Clinch den Tennesseefluß, der von Nordost nach Südwest strömt, bald nach seinem Eintritt in Alabama einen westlichen Lauf nimmt, dann in nördlicher Richtung den westlichen Theil von Tennessee und Kentucky durchströmt, und sich in den Ohio ergießt. Er hat einen Lauf von 1200 M., ist für Dampfboote bis Florenz in Alabama, 276 M. oberhalb seiner Mündung, schiffbar; für andere Boote von den Muscle-Shoals noch 250 M. weiter aufwärts. Im Westen fließen der Obion, Forked Deer und Wolf in den Mississippi; der Cumberland kommt aus Kentucky, ist für Dampfer 198 M., bis Nashville, fahrbar, und fällt etwas nordöstlich von der Mündung des Tennessee in den Ohio.

Tennessee, seit 1796 Staat, ist ein frisch aufstrebender, in neuerer Zeit recht regsamer Staat. Die Zahl der Manufacturen und Fabriken wächst, und der Tennessee wurde 1850 schon von 11 Dampfern befahren. Ackerbau und Viehzucht haben beträchtlich an Ausdehnung gewonnen, die Verfassung von 1796 wurde 1833 revidirt. Das Volk erwählt den Gouverneur, Gehalt 2000 D., auf zwei Jahre; die Repräsentanten, deren Zahl 99 nicht übersteigen darf, gleichfalls auf zwei Jahre; dasselbe ist der Fall mit den 25 Senatoren. Die Legislatur versammelt sich alle zwei Jahre zu Nashville. Jeder 21jährige Weiße, der Grundbesitzer (Freeholder) im Wahlbezirke ist, und in demselben sechs Monate vor der Wahl ansässig war, hat Stimmrecht. Gottesläugner und Solche, welche sich direct oder indirect bei einem Zweikampfe betheiligten, können kein Amt bekleiden. Staatseinnahme 1849: 790,693 D.; Ausgabe: 802,336 D.; productives Staatseigenthum 4,894,922 D.; Staatsschuld 3,352,856 D.; Schulfond des Staates 1,321,655 D.

Nashville, die Hauptstadt (Universitätsgebäude 36° 9′ 33″ n. Br., 86° 49′ 3″ w. L.), 714 M. von Washington, am linken Ufer des Cumberland, 120 M. von dessen Mündung in den Ohio, 50 bis 150 Fuß über dem Wasser. Die Nashville-Universität wurde 1806 gegründet. Handel und Manufacturen sind im Aufschwunge; 17,502 Einw. Memphis, in der Südwestecke des Staates, am Mississippi, 798 M. oberhalb Neu-Orleans, 12,000 E., ist ein Waarendepot für die Producte von West-Tennessee, treibt bedeutenden Baumwollenhandel, und hat ein Werft der Vereinigten Staaten. — Murfreesboro, 3000 E., am Cumberland, war früher Hauptstadt. Die übrigen Städte sind klein; im östlichen Theile liegen: Kingston, an der Mündung des Clinch, 2000 E., und Knoxville, am Holston, mit der Universität für Ost-Tennessee.

Nahe ein Fünftel der Bewohner dieses Staates besteht aus Deutschen, die zum Theil aus Pennsylvanien und Carolina kamen, zum Theil neu einwanderten. In Nashville wohnen ihrer weit über 1300; sie haben eine deutsche Gesellschaft gegründet; auch bei Memphis leben sie in beträchtlicher Zahl; der Hauptort im Bezirk Weakly heißt Dresden; am Cumberlandflusse bis weit nach Kentucky hinein sind deutsche Ansiedelungen, zum Theil von Rheinländern begründet. Bei Montgomery im Morganbezirke liegt Wartburg in einer schönen Gegend; diese Ansiedelung soll, neuesten Nachrichten zufolge, trefflich gedeihen; ein Gleiches wird von jener zu Kingston gemeldet. Die Gebirgsthäler von Ost-Tennessee eignen sich in jeder Hinsicht für deutsche Niederlassungen; auch wird in diesen Gegenden seit einigen Jahren viel für Verbindungswege gethan, so daß einem blühenden Gedeihen nichts mehr im Wege steht.

Kentucky.

Umgeben von Virginien, zu welchem es einst gehörte, Tennessee, Missouri, Illinois, Indiana und Ohio, zwischen 36° 30′ und 39° 10′ n. Br. und 81° 50′ und 89° 20′ w. L.; Volkszahl 1840: 779,828 Seelen, und 1850 schon 993,344, wovon 195,110

Sklaven. Kentucky, der „blutige Grund,“ bekam um 1775 die ersten weißen Ansiedler, und trat, nach langen Zerwürfnissen mit Virginien und der Union, in den Staatenbund. Es ist ein schönes Land, von der Natur reich gesegnet. Seine Nordgränze bildet auf einer Strecke von 637 Meilen der Ohio mit seinen vielen Krümmungen; den westlichen Theil durchströmen der Cumberland und Tennessee; die Gränze gegen Virginien wird zum großen Theile von dem Big Sandy gebildet. Der 60 Meilen weit schiffbare Kentuckyfluß kommt aus den Cumberlandbergen. Die Westgränze bildet der Mississippi. Am Ohio liegt fruchtbares aber ungesundes Bottomland, das alljährlich Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Den mittlern Landestheil nennt man mit Recht den „Garten;“ er hat wellenförmige Oberfläche, reichen Boden, prächtige Wälder; im Südwesten liegen die bekannten Kentucky-Barrens, die übrigens guten Getreideertrag liefern und sich trefflich zur Viehzucht eignen. Der größte Theil von Kentucky ist Kalksteinboden. Eisen ist kaum in geringerer Fülle vorhanden als in dem gegenüber liegenden Missouri, außerdem hat der Staat viele Salz- und Mineralquellen, Salpeter, Gyps und Kohlen für alle Zeiten. Bemerkenswerth sind die sogenannte Oelquelle, im Bezirk Cumberland, am gleichnamigen Flusse; die Lager von Mammuthknochen am Big Bone Lick, die schon 1773 gefunden wurden, und im Bezirk Edmonton, auf halbem Wege zwischen Louisville und Nashville, die berühmte Mammuthhöhle, welche nebst dem Niagarafalle für das größte Naturwunder in den Vereinigten Staaten gehalten wird. Sie besteht aus einer großen Anzahl von Abtheilungen, ist auf einer Strecke von wohl zehn Meilen weit erforscht worden, dehnt sich aber noch viel weiter aus, man sagt bis zu 40 Meilen. Die Hauptproducte des Staates sind Mais und Taback; sodann andere Getreidearten, Pferde und Schweine. Neuerdings wird auf die Schafzucht und den Weinbau Sorgfalt verwandt. Die erste Verfassung ist von 1790, die zweite von 1799; die jetzt in Kraft stehende wurde am 11. Juni 1850 angenommen, mit 71,563 Stimmen gegen 20,302. Das Stimmrecht ist so ziemlich an die Bedingungen geknüpft, wie in den übrigen südlichen und westlichen Staaten; 21 Jahre Alter; auch sollen die wahlberechtigten Bürger, welche etwa im Gefängnisse sitzen, für die Zeit der Stimmabgabe freigelassen werden, falls sie nicht wegen Hochverrath, Felonie, Friedensbruch und schimpflicher Verbrechen sich in Haft befinden. Senatoren 38 auf vier Jahre gewählt; alle zwei Jahre scheidet die Hälfte aus; Repräsentanten sind 100 auf zwei Jahre gewählt. Keine Session der Legislatur darf über 60 Tage dauern. Die Verfassung enthält unter anderen den sehr verständigen Grundsatz, daß kein Geistlicher und kein besoldeter Beamter der Vereinigten Staaten, oder des Staates in der Legislatur sitzen kann. Der Gouverneur, 2500 D. Gehalt, wird auf vier Jahre gewählt. Der Staat darf niemals seinen Credit geben oder verleihen; der Fond zur Tilgung der Staatsschuld darf nicht vermindert werden. Einnahme 1849: 468,630 D., Ausgabe: 447,620 D.; Werth des steuerpflichtigen Eigenthums 285,085,378 D., oder 12,237,682 D. mehr als im Jahre vorher, und 1850 schon 299,381,802 D. Werth der Sklaven 62,261,571 D. Fundirte Staatsschuld 4,497,652, wovon 836,000 D. dem Schulfond gehören, der sich auf 1,299,268 D. belief.

Frankfort, 38° 14′ n. Br., 84° 49′ w. L., 551 M. von Washington, 60 M. oberhalb der Mündung des Kentuckyflusses, 102 M. von Cincinnati; 4372 Einw.

Auf dem Kirchhofe sind die Gebeine des in Missouri gestorbenen Daniel Boone beigesetzt worden. — Lexington, am Elkhorn, 84 M. von Cincinnati, die älteste Stadt im Lande; sie datirt von 1782, hat 12,000 E., die Transsylvania-Universität, und sehr bedeutende Hanfmanufacturen, welche 1849 schon dritthalb Millionen Yards Sackzeug und 2 Mill. Pfund Taue, Stricke und Seile lieferte. Newport, 6026 E., liegt Cincinnati gegenüber, an der Mündung des Licking, hat ein Unionszeughaus. Maysville am Ohio, 441 M. unterhalb Pittsburg und etwa 60 M. oberhalb Cincinnati, mit einem guten Hafen, der größte Hanfmarkt im Lande, 4255 E. Zwölf Stunden entfernt liegen die Blue Lick Springs. Harrodsburg, 8 M. südlich vom Kentucky, 31 M. südlich von Frankfort, 3000 E., ist die älteste Niederlassung im Staate. Die wichtigste Stadt in demselben Louisville, 38° 3′ n. Br., 85° 30′ w. L., 590 M. von Washington, 633 M. von Pittsburg, 137 von Cincinnati, 371 von der Ohiomündung, 1412 von Neu-Orleans, 543 M. von St. Louis; sie liegt am Ohio, dessen Stromschnellen durch einen Canal umgangen werden. Die Stadt hat einige 30 Kirchen, eine Universität, ist mit Gas beleuchtet und gilt mit Recht für hübsch. Unter den 43,217 Einw. sind etwa 12,000 Deutsche, die hier zwei Zeitungen haben. Louisville ist eine der bedeutendsten Handelsstädte im Westen, Ein- und Ausfuhr belaufen sich jährlich auf mehr als 50 M. Dollars. Zahlreich sind die Hanfmanufacturen, Wollen- und Baumwollenfabriken, Mahlmühlen und Papiermühlen. Covington, 9687 E.

In Kentucky wohnen weit über 100,000 Deutsche; die neueingewanderten sitzen meist dem Ohio entlang und reichen bis in den „Garten," zwischen dem Licking und Salzfluß. Wo sie sich ansiedeln, muß die Sklaverei, weil sie hier die Concurrenz mit freier Arbeit nicht bestehen kann, weichen. Fast keine Stadt in der Mitte und im Osten ist ohne deutsche Gemeinden, die meist aus Handwerkern und Krämern bestehen; in der Umgegend wohnen die Bauern.

---

7. Der nicht-sklavenhaltende Westen und der Norden.

Ohio.

Dieser schöne und blühende Staat wird begränzt von Pennsylvanien, Virginien, Kentucky, Indiana, Michigan und dem Erie-See, zwischen 38° 30′ und 42° n. Br.; 80° 35′ und 84° 47′ w. L. Bevölkerung 1840: 1,519,467 Seelen, 1850: 1,981,940. Im Allgemeinen hat Ohio den Charakter eines Tafellandes, das in der Mitte, nach Norden hin sich bis zu 1000 Fuß Meereshöhe erhebt, am Ost- und Südrande aber bis zu 600 und 800 Fuß. Die Wasserscheide liegt im Osten am höchsten. Die zum Erie-See fließenden Ströme sind kurz und haben starkes Gefälle, während die zum Ohio fließenden in breitem Bett langsamen Lauf haben, und theilweise bei hohem Wasser Gabeltheilungen zwischen den großen Seen und dem Ohio bilden. Gebirgig ist das

Land nirgends, obwohl im Osten hügelig, der Nordwesten ist eben und noch zum Theil sumpfig, aber fast durchgängig ist Ohio sehr fruchtbar, am meisten zwischen dem Maumee und Ohio, insbesondere die Thäler des Scioto, des großen und kleinen Miami; am obern Muskingum liegen ausgedehnte Prairien. Haupterzeugnisse sind Mais und Getreide aller Art, Taback, Wein, Seide, Vieh, Kohlen, Eisen. Auch die Gewerbthätigkeit wird schwunghaft betrieben. Der Ohiofluß, welcher die Südgränze bildet, ist auf der ganzen Strecke für Dampfboote schiffbar; der Muskingum, gebildet durch den Zusammenfluß des Tuscarawas und Walhonding, mündet bei Marietta, der Scioto bei Portsmouth. Der Große Miami, ein raschfließendes Wasser, strömt im Westen, der Kleine Miami mündet einige Stunden oberhalb Cincinnati. Der Maumee entspringt in Indiana, durchströmt den nordwestlichen Theil von Ohio, und fällt in den Erie-See, gleich dem Sandusky, dem Cayuhoga, Vermilion, Ashtabula und anderen kleinen Flüssen.

Ohio ist wunderbar rasch gediehen. Noch heute leben, wie wir in dem Abschnitte über die Besiedelung des Westlandes gezeigt haben, die ersten Weißen, welche im Norden des Ohioflusses geboren wurden. Es waren Deutsche, welche überhaupt das Wesentlichste dazu beigetragen haben, diesen Staat zu seiner gegenwärtigen Blüthe zu bringen. Der fruchtbare Boden, das im Allgemeinen günstige und gesunde Klima und die vortreffliche Handelslage zogen an; seit 1825 beschritt man eifrig die Bahn der inneren Verbesserungen. Damals wurde die große Nationalstraße in Angriff genommen; der Bau des großen Ohiocanals war 1832, der Miamicanal schon früher beendet; in demselben Jahre wurde der Bau von nicht weniger als 13 Eisenbahnen genehmigt. Einer Schätzung aus der Mitte des Jahres 1850 zufolge betrug der Geldwerth von 23,768,835 Ackern Landes 264,661,957 D., der Städte, d. h. ihres Grundwerthes, Gebäude 2c.: 71,177,354; des persönlichen Eigenthums, des Geldes und der Credite: 92,235,470, des steuerpflichtigen Eigenthums insgesammt: 430,839,085 Dollars. Ohio hatte 569,830 Pferde im Werthe von 18,162,269; Schafe 3,911,836 zu 2,072,287 D.; man berechnete 1847 den Wollertrag auf 6 Mill. Pfund; Schweine 1,947,672 zu 2,449,820 D. Der gesammte Geldwerth des Viehstandes wurde auf 33,269,135 D. abgeschätzt; davon fallen auf 1,058,933 Stück Rindvieh 10,483,526 D.; Anzahl der Lustfuhrwerke (pleasure carriages) 56,805; Anzahl der Fortepianos 2117. An Kohlen werden jetzt nahezu 9 Mill. Buschel zu Tage gefördert; und die Anzahl der Hochöfen und Hammerwerke wächst von Jahr zu Jahr beträchtlich an. Von den 56,000 Tonnen Eisen, welche Kentucky und Ohio 1848 lieferten, verarbeitete Cincinnati allein mehr als 22,000 Tonnen.

Ohio gehörte früher zu Virginien, bildete dann einen Theil des Nordwestgebietes, und bildet seit 1802 einen besondern Staat, der in seiner Verfassung ausdrücklich aussprach, sie solle ein Versuch sein, an welchem man erproben wolle, welches das Minimum an Macht für eine Regierung sei. Man besoldete daher die Beamten möglichst niedrig, den Gouverneur z. B. mit nur 1200 Dollars, und gab demselben weder ein Einspruchsrecht (Veto), noch das Recht irgend einen andern Beamten zu ernennen. Er wird nur auf 2 Jahre, die 36 Senatoren werden auf 2 Jahre, die 72 Abgeordneten auf 1 Jahr gewählt. Jeder weiße Bürger von 21 Jahren, der ein Jahr

vor der Wahl im Staate ansässig war und Steuer zahlte, ist stimmberechtigt. Staatseinnahmen 1850: 3,092,993 D.; Ausgaben: 2,960,927. Gesammte Staatsschuld 1851: 18,744,654 D. Schulbezirke 6826; mehr als 90,000 Kinder besuchten die öffentlichen Schulen; im Laufe des Jahres wurden 153 neue Schulhäuser gebaut.

Cincinnati, die „Königin des Westens," ist nach Neu-Orleans die volkreichste Stadt im Westen der Alleghannies. Sie liegt (Fort Washington 39° 5′ 54″ n. Br., 84° 27′ w. L.) 497 M. von Washington, 496 M. von Pittsburg, 137 M. von Louisville, 508 M. von der Mündung des Ohio, 680 von St. Louis und 1548 M. von Neu-Orleans, am rechten Ufer des Ohio, und hatte 1800 erst 750, aber 1840 schon 46,338 und 1850 schon 116,108 Einw. Das Thal, in welchem die Stadt sich erhebt, hat etwa 12 M. im Umfange und wird von Hügeln umschlossen, die sich allmälig bis zu 300 Fuß Höhe erheben, und theils noch mit Wald, theils mit Reben bedeckt sind. Es scheint, als ob die Lage von Cincinnati Aehnlichkeit mit jener von Lüttich habe. Die Stadt selbst steht auf zwei Hochebenen, deren eine bis 60 Fuß höher ist als die andere. Diese höhere liegt 25 Fuß tiefer als der Spiegel des Erie-Sees. Im Allgemeinen ist Cincinnati gut gebauet, die Straßen sind zum größten Theile schon gepflastert und manche mit Bäumen geziert. Das Wetter ist sehr veränderlich, doch gilt das Klima im Allgemeinen nicht gerade für ungesund. Unter den vielen Lehranstalten befindet sich auch eine Arzeneischule, eine Rechtsschule, das Lane-Seminarium, als theologische Anstalt für Presbyterianer. Cincinnati hat ein Mechanics Institut und die Western Academy of Natural Sciences, 76 Kirchen, 3 Theater; jährliche Gewerbeausstellung. Ihre Bedeutung hat die Stadt durch Handel und Gewerbe. Alle Bedingungen zum großartigsten Aufschwunge sind gegeben. Einmal hat sie nicht weniger als 16 Verbindungswege nach allen vier Himmelsgegenden, sodann das beste Holz zum Schiffsbau, liegt auf Kohlen und Eisen, und hat, umgeben vom fruchtbarsten Lande, die billigsten Nahrungsmittel. Ihre Ausfuhr, meist aus Nahrungsmitteln bestehend, betrug 1848 schon nahe an 56,000,000 Dollars, und die Erzeugnisse der Fabriken hatten in demselben Jahre einen Geldwerth von mehr als 25,000,000. Neben den billigen Kohlen verfügt Cincinnati über eine unerschöpfliche Fülle von Wasserkraft und hat deshalb auch viele Mahlmühlen. Zahlreich sind die Gerbereien, die Fabriken in Bleiweiß, Farben, die Bierbrauereien und Branntweinbrennereien. Aber an Wichtigkeit stehen sie weit zurück hinter den Schlächtereien und den Metall-, besonders Eisenfabriken; diese liefern hauptsächlich Dampfmaschinen, die Gießereien Oefen; auch ist Cincinnati ein Hauptplatz für den Bau von Dampfschiffen, deren hier im Durchschnitt jährlich 45 bis 50 von Stapel laufen. Von der Lebhaftigkeit der Dampfschifffahrt dieses Platzes zeugen folgende Zahlen. Es kamen an 1848 von Neu-Orleans 319, von Pittsburg 728, von St. Louis 278, von anderen Häfen 1924 Dampfboote. Zusammen 3239, während die Zahl im Jahre 1847 schon 4007 erreicht hatte. Schon mehr als ein Fahrzeug ist zur Zeit des hohen Wasserstandes direct von Cincinnati nach Westindien, Neu-York oder Boston gegangen.

Der Handel mit Schweinfleisch ist für den Westen so bedeutend, daß wir darüber einige Notizen einschalten. Geschlachtet wurden, fast ganz für die Versendung, 1850 nicht weniger als 1,871,330 Schweine. Davon kamen auf Ohio (das 1850 schon 1,486,191 Schweine und 1,031,169 Stück Rindvieh hatte), 523,755, Kentucky

198,000, Indiana 428,575, Illinois 268,100; sodann am Mississippi 252,900; am Missouri muthmaßlich 75,000, am Cumberland muthmaßlich 100,000, anderweitig etwa 25,000 Stück. Voran im Geschäfte ist die „Königin des Westens," die deshalb wohl auch „Porkopolis" genannt wird. Sie versendet in Barrels, Eichenfässern, welche 200 Pfund Waare fassen, Meß-Pork, d. h. Schweinfleisch von Seitenstücken; Prime Pork, d. h. die Schultern ohne Füße, Köpfe, Nacken und Schwanzstücke; und Cargo-Pork, d. h. Köpfe, Schultern und sonstiges Fleisch. Das Abschlachten wird völlig fabrikmäßig betrieben. Sobald die Schweine sich auf einem Hofraume befinden, schlägt ein Mann ihnen mit einem spitzen Hammer den Schädel ein. Sogleich schneidet ein zweiter ihnen den Kopf ab; nachdem das Blut abgezapft wurde, brühet man sie, weidet sie aus, und schafft die gereinigten Thiere ins Magazin. Das größte Schlachthaus gehört einem Herr Duffield. Es ist 159 Fuß lang, 92 Fuß tief, hat 3 Stockwerke, 2 Fettküchen, jede mit 4 Kesseln zu 100 Gallonen, eine Fettpresse und 3 Kühlapparate von 300 bis 500 Gallonen; sodann Rauchkammern, in welchen 400,000 Pfund Schinken auf einmal geräuchert werden können. Während der Schlachtzeit wird fünfmal geräuchert, und man bereitet allein in dieser Fabrik jährlich 2 Mill. Pfund geräuchertes Fleisch für den Markt. Wenn ein Landwirth seine Schweine nach Cincinnati bringt, so führt er sie zu einem Schlachter, der sie ihm tödtet, abbrüht und herrichtet, wofür er die Abfälle erhält. Dann geht die Waare nach den sogenannten Porkhäusern, wo sie gewogen und verkauft wird. Man wirft die geschlachteten und gereinigten Schweine auf einen sogenannten Fleischstock, von welchem sie herabgelangt und rasch zerhauen werden; die Schinken richtet man sogleich zum Räuchern her. Der dicke Theil am obern Ende der Rippe nahe am Rückgrat wird als Clean-Pork verpackt. — Auf jeden Fleischstock rechnet man 50 Mann, welche in einer großen Schlachterei sämmtliche Arbeiten verrichten, und im Durchschnitt 500 Schweine täglich fertig machen; schon nach 24 Stunden ist Alles zum Verschiffen bereit. Der Schinken aus Cincinnati geht als amerikanischer „Westphalia" in den Handel. Cincinnati hatte 1849 nicht weniger als 30 große und 21 kleinere Schweinsölfabriken. Eine derselben verarbeitete monatlich 140,000 Pfund Schweinfett zu Oel und Stearin. In dem genannten Jahre wurden 11,000,000 Pfund zu Oel verarbeitet, wovon etwa zwei Siebentel Stearin ausgaben, so daß 24,000 Barrels, jeder von 42 Gallonen Oel übrig blieben. Mit Schweinsöl wird häufig der Walrath verfälscht, in Frankreich seit einigen Jahren auch das Olivenöl. Eine Fabrik in Cincinnati, welche etwa 30,000 Schweine im Jahre schlachtet, hat 7 große Behälter, von denen 6 je 15,000 Pfund fassen, eins nur 6000 Pfund. In diese wird das Schwein geworfen, nachdem man ihm die Schinken abgelöst hat, und dann dem Dampfe bei einem Drucke von 70 Pfund auf den Quadratzoll ausgesetzt, so daß Alles zu einer weichen Masse wird. Das Fett schöpft man ab, und der Rest wird als Dünger verkauft. Im Jahre 1848 lieferte Cincinnati etwa 3,000,000 Pfund Stearinkerzen.

Columbus, die politische Hauptstadt, liegt etwa in der Mitte des Staates, 39° 57′ n. Br., 83° 3′ w. L., 396 M. von Washington, am linken Ufer des Scioto, 142 M. von Cleveland, 127 M. von Cincinnati, mit 17,367 E. Hier haben die Deutsch-Lutheraner eine theologische Lehranstalt. Gleichfalls am Scioto liegen Circleville, 5000 E., und Chillicothe, 10,000 E.; beide insbesondere bemerkens-

werth wegen der indianischen Alterthümer, über welche wir in dem betreffenden Abschnitte ausführlich gehandelt haben. — Am Muskingum liegen Coshocton, 2000 E.; Mount-Vernon, 25,000 E., am Owl-Creek, der in den Muskingum fällt. Einige Stunden entfernt liegt Gambier mit dem Kenyon-College, einer Bildungsanstalt der Episcopalen; Zanesville, 10,355 E.; von hier ab ist der Fluß bis zu seiner Mündung schiffbar. An der Mündung des Muskingum in den Ohio Marietta, 196 M. unterhalb Pittsburg, 5253 E., in hübscher aber nicht gesunder Gegend; indianische Alterthümer. Am Ohio: Steubenville, oberhalb Wheeling, eine sehr gewerbsame Stadt, 6146 E. An der Mündung des Scioto in den Ohio Portsmouth, 105 M. oberhalb Cincinnati, 4228 E. Hier endet der Ohiocanal. Im westlichen Theile des Staates am Miami: Dayton, eine lebhafte Fabrikstadt mit 10,000 E., und Oxford, 2000 E., mit der Miami-Universität.

Die bedeutendsten Plätze am Erie-See sind: Cleveland, an der Mündung des Cayuhoga, 195 M. von Buffalo. Der sichere und geräumige Hafen gehört zu den besten am See. Von dem 80 Fuß hohen Uferhügel, auf welchem ein großer Theil der Stadt liegt, hat man eine prächtige Aussicht. Bei Cleveland, dessen Bewohnerzahl sich schon auf 17,074 Seelen beläuft, beginnt der Ohio-Canal. Unter den Lehranstalten befindet sich auch eine medicinische Schule. Der Handelsverkehr wird von Jahr zu Jahr bedeutender. Die Ausfuhren beliefen sich 1848 schon auf 6,713,244 D., hauptsächlich Mehl: 493,876 Barrels, im Werthe von 2,311,339 D., Weizen: 1,232,627 Buschel, im Werthe von 1,195,648 D., Schweinfleisch, Wolle: 528,380 Pfund, im Werthe von 132,095 D., Kohlen, Eisen ꝛc. Die Einfuhren 7,006,988 D. Rhederei 94 Schiffe von 16,821 Tonnen. (Ueber die Schifffahrtsbewegung auf den Seen und die Betheiligung der einzelnen Häfen haben wir weiter oben geredet.) Sandusky-City, an der Südseite der Sandusky-Bay, 3 M. vom Erie-See, ein lebhafter Hafenplatz mit 5088 Einw.; Einfuhr 1848 schon 7,147,261 D. Große Steinbrüche. Toledo, am nordwestlichen Ufer des Maumee, der vier Meilen unterhalb mündet, 130 M. von Cleveland. Die Stadt hat eine sehr günstige Handelslage; sie ist durch den Miami- und Erie-Canal mit Cincinnati verbunden, und gewinnt seit der Vollendung des Wabasch- und Erie-Canals bedeutend an Aufschwung; doch gilt die Lage für ungesund, und 1847 betrug die Einwohnerzahl nur 2774 Seelen. 1850: 3819. Maumee-City, 3000 E., benutzt die reichlich vorhandene Wasserkraft zum Betriebe von Manufacturen und Mahlmühlen.

Ohio zählt unter seinen Bewohnern mehr als 800,000 von deutscher Abkunft. Es ist kein Bezirk und keine Stadt in diesem Staate, welche nicht eine Anzahl von Deutschen zu Einwohnern hätte. Die Ansiedelungen gehen z. B. von Cincinnati am Miami hinauf; am dichtesten ist mit Deutschen die mittlere Reihe der Bezirke bevölkert, wo das Land sich allmälig nach Norden abneigt; die mittleren und östlichen Bezirke gehören vorzugsweise Pennsylvanier-Deutschen an, die durchschnittlich in den fruchtbarsten Theilen wohnen: am Scioto, am obern Sandusky, am Mohikan und Tuscarawas. Schon von Weitem, sagt Löher, kann man an den hohen und langen Häuserfirsten, welche über die Bäume ragen, erkennen, wo eine deutsche Ansiedelung liegt. Bei den in Zoar angesiedelten Schwaben besteht noch Gütergemeinschaft; ihr Vermögen beträgt nahezu eine

Million. Die Mündigen wählen alle Jahre einen Vorsteher mit drei Aufsehern, von denen der erste die Feldarbeiten leitet, der zweite das Bauwesen, der dritte Handel und Gewerbe. Nach ihrer Anweisung und nach gemeinschaftlicher Besprechung wird gruppenweise gearbeitet; das Horn ruft zur Arbeit und zum Essen. Jeden Morgen ist Gesang und Gebet mit Clavierbegleitung. Die Kinder werden vom dritten Jahre an in zwei Erziehungshäusern von Frauen erzogen. Der Stifter der Gemeinde, Bäumler, ist zugleich Prediger, Richter und Arzt. Diese communistische Ansiedelung hält sich, weil sie eine religiöse Unterlage hat, während andere communistische Niederlassungen, denen solche Unterlage fehlte, bald wieder zerfielen. In Cincinnati wohnen über 30,000 Deutsche; außerdem sehr viele in den Städten Columbus, Cleveland, Massillon, Canton, Wooster, Chillicothe, Zanesville, Dayton und Hamilton. „Man findet überall eine Menge wahrhaft deutscher Männer, deutsch an Bildung und an Gesinnung. Es vergeht kein Tag, an welchem nicht Eigenthum von Englischen an Deutsche übergeht; wie denn auch die deutsche Bevölkerung fortwährend in stärkerm Zunehmen ist, als die englische. Die ersten Ansiedler aus Deutschland kamen 1812 nach Cincinnati."

Michigan.

Dieser Staat reicht von $41^1/_2$ bis über 47^0 n. Br. und von $82^1/_2$ bis $90^1/_2{}^0$ w. L. Er besteht aus zwei Halbinseln, einer südlichen, die sich von Süd nach Nord erstreckt, und einer nördlichen, von Westen nach Osten. Jene ist etwa 200 M. im südlichen Theile breit und erstreckt sich von der Gränze Ohios bis zur Straße von Mackinaw wohl 280 Meilen weit. Sie hat kein Gebirge, ist zum Theil wellenförmig und steigt bis 300 Fuß über das Niveau der See an. Zum Theil ist sie vortrefflich bewaldet; theils besteht sie aus trockenen und nassen Prairien, oder aus Sümpfen, so z. B. die Strecke zwischen dem Huron-See und der Saginawbay. Das Klima ist im Allgemeinen streng, namentlich im Norden; die Winter dauern vom November bis Ende März; Herbst und Frühling kurz, die Sommer sehr heiß. Viele Gegenden sind Gallen- oder Wechselfiebern unterworfen. Es ist keine Frage, daß einzelne Oertlichkeiten von Michigan sich für deutsche Niederlassungen eignen; doch ist bei der Ansiedelung kaum in einem andern Staate so große Vorsicht vonnöthen, wie gerade in diesem; den meisten Berichten, welche die Speculation dictirt, darf man nicht trauen. Michigan ist ein sehr fruchtbarer Staat mit einer sehr vortheilhaften Handelslage. Er wird im Süden von Ohio und Indiana begränzt; seine Küsten werden von den vier großen Binnen-Seen bespült. Flüsse sind der Raisin und Huron, die in den Erie fallen, der Rouge in die Straße von Detroit, der Clinton und Black in die Straße von St. Clair, der Saginaw in die nach ihm benannte Bay des Huron-Sees. Er kann eine wahre Getreidekammer werden; die Gewässer sind fischreich und die nördliche Halbinsel ungemein ergiebig an Metallen, insbesondere an Kupfer. Die Besiedelung im Großen datirt eigentlich erst von 1830. Damals belief sich die Seelenzahl auf 31,639 Köpfe, 1845 auf 304,278 und 1850 auf 402,041. Das steuerpflichtige Eigenthum war 1848 abgeschätzt auf 29,908,769

Dollars. Der Schulfond besteht aus 1,140,000 Ackern im Werthe von 5,700,000 D.; auch hat der Staat für Bezirksbibliotheken gesorgt, und nicht nur in den Volksschulen, sondern auch auf der 1841 eröffneten Staatsuniversität wird der Unterricht unentgeltlich ertheilt. Noch 1837 führte der Staat Getreide aus Ohio ein; seit 1838 führt er aus, und schon 1847 betrugen die Gesammtexporte von Landesproducten: Weizen, Mehl, Asche, Holz, Fische, Wolle, Pelzwerk, Häute, Stärke rc., 7,119,832 D., wovon 933,479 Barrels Mehl im Werthe von 4,691,223 D. und 601,668 Buschel Weizen zu 559,738 D., 1,812,443 Pfd. Kupfer. Auf die wichtigste Stadt Detroit kam von diesen Exporten 3,883,318 Doll.; von den Einfuhren, die für den Staat 7,276,829 D. betrugen, 4,020,559 D. Der südliche Theil der untern Halbinsel ist verhältnißmäßig schon dichter besiedelt, als der nördliche Theil, welcher großen Reichthum an Kohlen hat. Die Fischereien lieferten 1847 einen Export von nahe an 200,000 D. Der Ausfuhr- und Einfuhrhandel zusammen übersteigt 15,000,000 D. Auch in der Anlage von Eisenbahnen ist der Staat thätig gewesen, und die große Centraleisenbahn ist eine Hauptheerstraße zwischen dem Osten und dem Westen geworden. Michigan gehörte früher den Franzosen, wurde 1763 mit Canada an England abgetreten, bildete seit 1803 ein Gebiet der Vereinigten Staaten und wurde 1836 in die Union als Staat aufgenommen. Im November 1850 hat er sich eine neue Verfassung gegeben. Staatseinnahmen 1848: 545,846, Ausgaben 490,399 Doll.; Staatsschuld Ende 1849: 2,812,717 Doll. Im J. 1848 waren unter Cultur 1,437,460 Acker, wovon mit Weizen bestellt 465,900, die einen Ernteertrag von 4,739,300 Buschel gaben; Wollproduction 1,645,756 Pfd.; Ahornzucker 1,774,369 Pfd.; 228 Mahlmühlen mit 568 Gängen; 730 Sägemühlen, welche 157,179,257 Fuß Holz sägten.

Detroit, 42° 19′ 10″ n. Br., 71° 4′ 19″ w. L., 526 M. von Washington, die bedeutendste Stadt, steht am rechten Ufer der Detroit-Straße, 7 M. vom St. Clair-See und 18 M. vom westlichen Ende des Erie-Sees, 327 M. von Buffalo, 30 Fuß über dem Wasser, in einer vortrefflichen Handelslage. Sie ist Anfangspunkt mehrer Eisenbahnen, hat 16 Kirchen und schon 21,057 Einw. Bedeutend sind die Sägemühlen, die Eisengießereien und Maschinenfabriken. Im August 1818 lief das erste Dampfboot im Hafen ein; im J. 1848 kamen nicht weniger als 933, und überhaupt Schiffe 1873 an. Sitz der höchsten Staatsbehörden für Michigan ist seit 1847 das Städtchen Lansing; ein Staatsschullehrerseminar ist in Ypsilanti; die Staatsuniversität befindet sich zu Ann Arbor, 40 M. westlich von Detroit, am Huronflusse. Kalamazoo, 4000 Einw., am gleichnamigen Flusse, 146 M. westlich von Detroit, an der großen Eisenbahn, die bis Neu-Buffalo und St. Joseph am Michigan-See läuft.

Die nördliche Halbinsel eignet sich in keiner Hinsicht zu Ackerbauniederlassungen. Sie ist rauh, gebirgig und ungemein malerisch, besonders an der Küste des Obern Sees. Hier liegt auch eine unermeßliche Fülle von ergiebigem Kupfererz, das durch eine große Anzahl von Speculantencompagnien ausgebeutet und zum Theil auch im Lande selbst geschmolzen wird. Das Kupfer kommt an einzelnen Stellen sogar gediegen vor. In den Jahren 1845 bis 1847 wurden 10,244,200 Pfund Kupfererz gewonnen. In den letzten Jahren hat man angefangen, die Kupfergruben systematisch zu bearbeiten.

Mackinaw oder Michillimackinak liegt in der gleichnamigen Straße zwischen dem Michigan- und Huron-See, auf einer kleinen Insel, hat etwa 1000 Einw. und ein Fort. Es ist noch immer ein wichtiger Platz für den Pelzhandel, gleich Sault de St. Marie mit 1200 Einw., an der Straße, welche aus dem Obern See zum Huron-See führt.

Im Staate Michigan sind mehr als 100,000 Deutsche angesiedelt, in Detroit allein mehr als 6000. Im Jonia-Bezirke liegt die Ansiedelung Westphalen in einer nicht eben gesunden Gegend; auch sind deutsche Niederlassungen im Bezirke Saginaw, z. B. Frankenlust, Frankenhilf, Frankentrost und andere.

Indiana.

Zwischen Michigan, Ohio, Kentucky, Illinois und dem Michigan-See; 37° 45′ und 41° 52′ n. Br., und 84° 42′ und 87° 49′ w. L. Im J. 1800 nur 4875 Einw., 1820 schon 147,178, dann 1840 schon 685,866 und 1850 war sie auf 990,258 gestiegen. Es ist ein fruchtbares Land, von einer sehr strebsamen Bevölkerung bewohnt, und im Eisenbahnbau hat Indiana schon Großartiges geleistet. (Es hatte in der Mitte 1851 schon 993 Meilen vollendet, von 4205 M., wozu der Plan entworfen war.) Nur die Gegend am Ohio ist hügelig, alles Uebrige meist flach und ein nicht geringer Theil besteht aus Prairien. Der Staat hat 40 M. Seeküste; der Ohio bildet auf einer Strecke von 370 M. die Südgränze; die Flüsse, welche das Innere durchströmen, haben eine 2000 Meilen lange Schifffahrt für Flachboote; der Wabash hat eine Länge von 500 M., kommt aus Ohio und bildet auf 120 M. die Südwestgränze; bis Lafayette ist er für Dampfboote zu befahren. Sein größter Zufluß ist der White River, 200 M.; der White Water fällt in den Großen Miami. Auf den außerordentlichen Kohlenreichthum haben wir schon an einer andern Stelle aufmerksam gemacht. Indiana trat 1816 in die Union; der Gouverneur, 1500 D. Gehalt, wird auf drei Jahre gewählt, die 50 Senatoren auf zwei, die 100 Repräsentanten auf ein Jahr. Das Land ist eine rechte Getreidekammer, und schickt sich an, ein bedeutender Manufacturstaat zu werden; Ueberschuß im Staatsschatz von 1848 694,096 Doll.; Einnahmen für 1849 872,243, Ausgaben 1,137,398; Schuld Mitte 1849 12,358,932 Dollars.

Städte von großer Bedeutung hat der Staat noch nicht. Die Hauptstadt Indianopolis, 39° 55′ n. Br., 86° 5′ w. L., am White, 122 Meil. von Cincinnati, 8034 Einw. Am Ohio: die Städte Madison 8037 Einw., Neu-Albany 9785 Einw., Evansville, mit einigen Tausend Bewohnern. Vincennes, am linken Ufer des Wabash, 197 M. von dessen Mündung in den Ohio, in einer fruchtbaren Prairiegegend, ist eine französische Ansiedelung aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Am Michigan-See liegt Michigan-City; in der südwestlichen Ecke Cannelton, zu einer großen Fabrikstadt bestimmt.

Illinois.

Umgränzt von Indiana, Kentucky, Missouri, Jowa, Wisconsin und dem Michigan-See; zwischen 37° und 42° 30′ n. Br. und 87° 17′ und 91° 50′ w. L. Volksmenge 1810: 12,282, 1830: 157,455, 1845: 643,482, 1850: 855,384. Meist flach, nur im Norden Hügel; das Land im Süden einer Linie von der Mündung des Wabash bis zur Mündung des Kaskaskia meist trefflich bewaldet; nördlich von dieser Linie erstrecken sich ausgedehnte Prairien, sowohl trockene, die insgemein bis 100 Fuß über dem Bottomlande der Flüsse liegen, als nasse. Etwas oberhalb der Mündung des Ohio beginnt am Mississippi eine Kette von hohen Uferhügeln, an welchen das Marschland sehr fruchtbar, aber höchst ungesund ist. Das Letztere gilt auch von den Gegenden, in welchen sich nasse Prairien und Sümpfe befinden, während die trockenen Prairien zum Theil Wassermangel haben. Im Allgemeinen ist Illinois ein sehr ergiebiges Land, das besonders Getreide, Taback und Hülsenfrüchte liefert und sich an vielen Stellen trefflich zur Schafzucht eignet. Im Süden bildet der Ohio die Gränze gegen Kentucky, im Westen der Mississippi gegen Jowa und Missouri. Der Illinois ist der größte Fluß im Staate selbst; er wird von den aus Wisconsin herströmenden Fox und Des Plaines gebildet und mündet nach einem Laufe von 400 Meilen in den Mississippi; der Rock-River kommt aus Wisconsin. Der Kaskaskia entspringt mitten im Staate. Illinois wurde 1809 Gebiet, 1818 Staat. Der Gouverneur, 1000 Dollars Besoldung, wird auf vier Jahre gewählt, die 25 Senatoren auf vier Jahre, die 75 Repräsentanten auf zwei Jahre. Jeder 21jährige weiße Bürger, der sechs Monate vor der Wahl im Staate wohnte, ist stimmberechtigt. Staatsschuld am 7. Jan. 1851 16,627,509 D.

Springfield, die Hauptstadt, 39° 48′ n. Br., 89° 33′ w. L., 801 M. von Washington, 95 M. von St. Louis, 6000 Einw.; zu Jacksonville, 4000 Einw., ist das Illinois-College; Kaskaskia, eine alte französische Niederlassung, unweit des Mississippi, 1200 Einw. Vandalia, von Mecklenburgern angelegt, war früher Hauptstadt, 1600 Einw. Peoria, am rechten Ufer des Illinois, wo dieser den Peoria-See verläßt. Die wichtigste Stadt ist Chicago, das in kurzer Zeit einen wunderbaren Aufschwung genommen hat. Es liegt an der Südwestküste des Michigan-Sees, zu beiden Seiten des Chicagoflusses, und hat einen trefflichen Hafen; 1836 wohnte auf der schönen Prairie, auf welcher die Stadt sich erhebt, noch kein weißer Mann; 1850 betrug die Einwohnerzahl 28,269 Seelen, die Zahl der Kirchen für 15 verschiedene Religionsparteien mehr als 20. Die Stadt wird durch eine „hydrauliche Compagnie" mit gutem Trinkwasser versorgt, und hat eine medicinische Facultät. Das nördliche Illinois ist ungemein fruchtbar und Chicago für dessen Erzeugnisse ein natürlicher Stapel- und Ausfuhrplatz; es steht durch Eisenbahnen und Canäle mit demselben in Verbindung und hat regelmäßige Dampfschifffahrt mit Buffalo, ja mit den Häfen am Ontario-See. Im Jahre 1840 hatte Chicago 4853 Einw.; die Importe betrugen 562,106 D., die Exporte 228,635 Doll.; 1847 17,000 Einw., Importe 2,641,852 Doll., Exporte 2,296,299 D.; 1848 schon 19,724 Einw., Importe 8,338,639 D. und Exporte 10,706,333 D.! Ein solcher Aufschwung ist selbst in den Vereinigten Staaten ohne Beispiel. Galena, in der nordwestlichen Ecke des Staates am Fève oder Bohnenflusse,

der von den Amerikanern sehr oft ganz unrichtig Fevre-River genannt wird, 158 M. von Chicago, sechs Stunden vom Mississippi. Diese Stadt wurde 1826 gegründet und hat 4000 Einw. Sie liegt in der großen Bleiregion des obern Mississippi, welche auch einen Theil des nordwestlichen Illinois umfaßt. Im Ganzen producirte diese Region, deren größter Theil in Wisconsin und ein kleiner auch in Jowa liegt, in den 7 Jahren von 1841 bis 1847 für 8,676,647 Doll. Blei. Ein großer Theil des producirten Metalls kommt in Galena auf den Markt. Nauvoo, am Mississippi, war einst Hauptort der Mormonen, welche gewaltsam von hier vertrieben wurden. Ihr einst prächtiger, dann zerstörter Tempel wurde später von französischen Icariern erworben, deren communistische Ansiedelung wieder auseinandergefallen ist.

In Indiana und Illinois bilden die Deutschen wohl ein Drittel der Volksmenge. Im erstern Staate liegen ihre Striche hauptsächlich an der Grenze von Ohio, am Maumee, am obern Wabash, am Michigan-See und Ohio; der ganze Staat ist mit Deutschen durchsetzt, besonders den Flüssen und Canälen entlang. Sie sind meist Landbauer, Handwerker und Krämer. Vevay ist von Schweizern gegründet worden. Im Bezirke Decatur liegt Mühlhausen, in Franklin Neu-Oldenburg, in Allen Hessen-Kassel. Im Bezirk Posey liegt die vom Würtemberger Rapp gegründete Niederlassung Neu-Harmony. In Illinois ist der Bezirk St. Clair mit der Hauptstadt Belleville, fast St. Louis gegenüber, beinahe ganz von Deutschen bevölkert. Quincy besteht zur Hälfte aus Deutschen, Chicago zu einem Drittel, eben so die Umgegend von Galena.

Wisconsin.

Dieser „Badger State“ liegt zwischen 42° 30′ und 47° 10′ n. Br. und 87° und 92° 25′ w. L., umgeben vom Obern See, der nördlichen Halbinsel des Staates Michigan, dem Michigan-See, Illinois, Jowa und Minnisota. Der Mississippi bildet einen Theil der Ostgränze, und nimmt den Chippewa, den Prairie à la Crosse und den Wisconsinfluß auf; in die Greenbay, eine tief ins Land eindringende Bucht des Michigan-Sees, fällt der Neenah oder Fox-Fluß. Der Landestheil im Süden der Green-Bay, des Fox und Wisconsin, besteht aus Prairien und Waldland, und hat einen ungemein ergiebigen Boden. Im Norden des Wisconsin wird das Land uneben und weiterhin gebirgig. Diese Gegend ist rauh, und zwar malerisch, aber zu Ackerbauniederlassungen weniger geeignet. Am dichtesten ist das Land im Süden angesiedelt, wohin fortwährend der Zug der Einwanderung sich lenkt. Bei den Niederlassungen muß man mit großer Vorsicht zu Werke gehen, da in vielen Gegenden das kalte Fieber ungemein nachtheilig auf die Gesundheit einwirkt. Vor zwanzig Jahren, als Wisconsin noch einen Bestandtheil von Michigan bildete, streiften dort nur Indianer und Pelzjäger umher; 1840 betrug die Bewohnerzahl des im J. 1836 gebildeten Territoriums Wisconsin 39,945 Seelen; im December 1847 schon 211,252; es trat 1848 als Staat in die Union, und hatte 1850 eine Bevölkerung von 305,538 Seelen. Das

Volk wählt den Gouverneur, Gehalt 1250 D., auf 2 Jahre; er muß 21 Jahre alt sein und ein Jahr lang im Staate ansässig gewesen sein. Die 18 Senatoren bekleiden ihre Stelle 2 Jahre lang; die Hälfte wird jährlich erneuert; die 54 Repräsentanten werden auf 1 Jahr gewählt. Jeder männliche Bürger, der 21 Jahre alt ist, ein Jahr vor der Wahl im Staate gewohnt hat; sodann Personen von indianischem Blut, welche durch ein Gesetz des Congresses zu Bürgern erklärt worden sind, oder alle civilisirten Personen von indianischer Abkunft, die nicht Mitglieder irgend eines Stammes, und welche durch einen Beschluß der Legislatur zu Bürgern erklärt worden sind, haben das Stimmrecht. Der durch die Verfassung dem Schulwesen überwiesene Fond ist auf 2,780,912 D. abgeschätzt worden. Außerdem fallen demselben mehre Arten vom Gerichte verhängter Geldbußen zu; und der fünfte Theil vom Ertrag des Verkaufs öffentlicher Ländereien. Auch bestimmt die Verfassung, daß jede Gemeinde zum Unterhalte von Schulen mindestens halb so viel Geld beischießen muß, als sie vom Staate für das Schulwesen Beitrag erhält. Im J. 1849 besuchten 32,174 Schüler zwischen 4 und 20 Jahren die Schulen. Wisconsin ist ein rasch aufblühender Staat, gilt schon jetzt für eine Getreidekammer und treibt auch starke Viehzucht; Schafwolle wird ausgeführt, wenn auch erst in geringer Quantität. Man hat den Wisconsinfluß und den Fox für die Schifffahrt regulirt; der Canal und die Arbeiten am Fox bis zum Winnebago-See sind 1850 vollendet, somit würde eine Verbindung, auch für Dampfschiffe, zwischen der Green-Bay des Michigan-Sees und dem Mississippi hergestellt werden. Der Wisconsin ist seicht und hat viele Sandbarren; vom Fox-River ist er durch einen Tragplatz von nur anderthalb Meilen getrennt, welchen der Canal durchschneidet. Auch ist der Bau der Milwaukee- und Mississippi-Eisenbahn (nach Prairie du Chien) in Angriff genommen worden, und überall bauet man Bohlenwege.

Erst im J. 1845 beginnt Wisconsin Getreide auszuführen, vorzugsweise Weizen, und zwar über den Hauptplatz Milwaukee. Es exportirte in jenem Jahre 133,310 Buschel Weizen, 1848 schon 1,076,134, und 1849 schon 2,208,517 Buschel. Auch Racine, Southport und andere Plätze führen Weizen aus; außerdem ist Mehl ein Exportartikel; an Wasserkraft ist die größte Fülle vorhanden. Milwaukee, das 1840 erst 1700 Einwohner hatte, lieferte 1849 schon für 1,714,200 D. Manufacturen, darunter Wollenwaaren für 40,000 D., Lederwaaren 120,000, Maschinen 195,000, Tischler- und Wagnerarbeiten 127,700, Kleidungsstücke 97,000, für 8000 D. Buchbinderarbeiten und für mehr als 150,000 D. Metallwaaren. Die Importe dieses einen Platzes betrugen 3,828,650 D., die Ausfuhr 2,098,469 D.; es besaß 39 Segelschiffe, und hatte Antheil an mehren Dampfschiffen; die Rhederei zusammen betrug 8542 Tonnen. Im Laufe des Jahres liefen 1176 Fahrzeuge ein, wovon 498 Dampfboote und 248 Propellors. Wisconsin hat Antheil an der großen nordöstlichen Bleiregion. Die Blei- und Kupfergruben liegen 75 bis 100 M. westlich von der Stadt; der Staat hat weder Banken noch Schulden.

Der wichtigste Platz ist Milwaukee, zu beiden Seiten des gleichnamigen Flusses, der hier in den Michigan-See mündet, 43° 3′ 45″ n. Br., 87° 57′ w. L., 90 M. von Chicago; 1835 stand dort nur die Hütte eines Pelzhändlers, 1850 zählte die Stadt 20,026 Einw., von denen reichlich die Hälfte Deutsche sind, deren im Staate

Wisconsin mehr als 100,000, meist in günstigen Verhältnissen, leben. Die Wasserkraft des Flusses wird zu Fabriken und Mühlen benutzt; der Hafen ist sicher und geräumig, und steht mit allen wichtigen Handelsplätzen an den Seen in lebhafter Verbindung. Die Staatsbehörden haben ihren Sitz in Madison, einer kleinen Stadt im Bezirk Daym, 80 M. von Milwaukee und 159 M. von Chicago, 1871 Einw. Südlich von Milwaukee am See liegen Racine, 5111 Einw., und Southport, 4500 Einw.; nördlich: Sheboygan, dessen Bezirk 8386 Einw. zählt, und Manitouvoc, 1200 Einw., mit bedeutendem Holzhandel. Die Städte im Innern sind noch von keinem Belang. Prairie du Chien ist eine „alte" Niederlassung; sie war schon im vorigen Jahrhundert ein Sammelplatz der Pelz- und Indianerhändler, liegt am linken Ufer des Mississippi (4 M. oberhalb der Mündung des Wisconsin, 75 M. zu Lande von Galena, 248 M. unterhalb der St. Antonsfälle), am Rande einer sehr anmuthigen Prairie, 3000 Einw.; dieser Platz hat alle Aussicht, sehr bedeutend zu werden. Mineral-Point im Bezirk Jowa, 1000 Einw.; Blei- und Kupfergruben.

Wisconsin, Jowa und das Gebiet Minnisota haben eine zahlreiche deutsche Bevölkerung, die in Jowa auf nahezu 80,000 Köpfe steigt. Es scheint, als ob in diesen Landen deutsches Leben kräftig emporkeimen werde; gewiß wird es, bei dem steten Zuschusse, den es aus Europa erhält, nicht der Gefahr ausgesetzt sein, vom englisch-amerikanischen Elemente aufgeschlürft zu werden. In Wisconsin leben, außer mehr als 100,000 Deutschen, auch an 20,000 Norweger. In Jowa sitzen die Deutschen vorzugsweise am Mississippi; in Minnisota wohnen sie bis über die St. Antonsfälle hinaus, und am St. Petersflusse vereinzelt, oder in rasch aufblühenden Niederlassungen beisammen. Die bisher in Wisconsin noch befindlichen Winnebago-Indianer haben Anfang 1851 den Staat verlassen und sind in das südwestliche Indianergebiet abgezogen.

Jowa.

Zwischen Wisconsin, Illinois, Missouri, Nebraska und Minnisota, 40° 30′ und 43° 30′ n. Br., 90° 20′ und 96° 50′ w. L.; das Land erhielt 1831 die ersten Ansiedler, wurde als Gebiet organisirt, hatte 1840 erst 43,111 Einw., trat 1846 als Staat in die Union und zählte 1850 schon 192,247 Seelen. Jowa (sprich Eiouä) ist ohne Gebirge oder hohe Hügel, doch keineswegs überall flach, sondern auf weiten Strecken eine hügelige Hochebene. Ein Tafelland ist die Wasserscheide zwischen dem Mississippi und Missouri. Dieser letztere bildet einen großen Theil der Westgränze, gleich dem in ihn mündenden Siouxflusse; der Mississippi macht die Ostgränze. Von Nordwest nach Südost wird der Staat vom Keosagua oder Des Moines durchströmt, der in der Südostecke in den Mississippi mündet und für Dampfer 100 Meilen aufwärts schiffbar ist. Gleichfalls in den Mississippi mündet der Checauque oder Skunk; der 300 M. lange Jowafluß, der Wapsipinecon und der Turkey. Das Uferland der Flüsse ist zumeist vortrefflich, oft bis auf zehn Meilen weit bewaldet;

dann folgt baumlose Prairie, so daß die Gegend große Abwechselung darbietet. Doch nehmen die Prairien wohl drei Viertel der Oberfläche ein; theils sind sie flach, theils wellenförmig, und entweder mit Gras oder mit Gebüsch, insbesondere mit Sassafras, bestanden. Der Boden ist im Allgemeinen äußerst fruchtbar, zum Getreidebau, wie zur Viehzucht geeignet, und der höhere Theil des Landes ganz gesund. Bis jetzt ist nur der Südosten und das Uferland am Mississippi dichter besiedelt; doch sind einzelne Ansiedelungen auch schon weit bis ins Innere zerstreut. Der Gouverneur, 1000 D. Gehalt, wird, gleich den 19 Senatoren, auf 4 Jahre, die 39 Repräsentanten werden auf 2 Jahre gewählt. Stimmrecht ähnlich wie in Wisconsin. Der Werth des productiven Eigenthums des Staates beträgt 11,277,139 D.; die Staatsschuld 55,000 D.; die Jahresausgaben für die Beamten und Richter, die Legislatur und andere Staatsausgaben betrugen 1849 nur 19,000 D. Das steuerpflichtige Eigenthum wurde 1849 auf 18,479,751 D. abgeschätzt. Für das Schulwesen sind beträchtliche Fonds vorhanden; eine Staatsuniversität befindet sich zu Mount-Pleasant im Bezirke Henry; auch waren 7 „Akademien" vorhanden.

Jowa-City, die Hauptstadt, 2308 Einw., am gleichnamigen Flusse; Dubuque, am rechten Ufer des Mississippi, 226 M. oberhalb St. Louis, 306 M. unterhalb der St. Antonsfälle, steht auf einer Terrasse mitten in der Bleiregion; 3710 Einw. Es treibt lebhaften Handel mit dem Innern Jowas, mit dem benachbarten Galena und mit Wisconsin. Burlington, am Mississippi, 5102 Einw., 222 M. oberhalb St. Louis. Die übrigen Städte sind noch von keiner Erheblichkeit.

Das Gebiet Minnisota.

Zwischen Wisconsin, Jowa, dem noch nicht organisirten Missourigebiete, dem britischen Nord-Amerika und dem Obern See, 43° 30′ und 49° n. Br. In diesem Lande liegen die Quellen des Mississippi, der mit dem St. Croix einen Theil der Ostgränze bildet; die Westgränze sind der Missouri und der Blue-Earth-River. Minnisota ist zum größten Theil fruchtbare, hochgelegene Prairie, theils bewaldet, theils nur mit Gras bedeckt. Man könnte es vorzugsweise ein Gebiet der Landseen nennen, deren es eine so große Menge hat, wie etwa Finnland. Aus einem derselben, dem Itasca, fließt der Mississippi hervor. Diese Seen stehen zumeist mit einander in Verbindung oder sind nur durch schmale Tragplätze von einander geschieden. Im nördlichen Theile des Gebietes ist z. B. der Wälder-See durch eine ganze Kette kleiner Seen und Flüsse mit dem Obern See verbunden, und der Mississippi mit diesem letztern durch die Flüsse St. Louis und Savanna und dem Sandy Lake, und dann durch die Flüsse St. Croix und Bois-Brulé. Mit dem Wälder-See steht er z. B. durch den Big-Fork des Regen-Sees in Verbindung; mit dem Red-River durch den Turtle und Red-Lake-River; der St. Peters steht mit dem Des Moines in Verbindung durch den Mankato oder Blue Earth und dem Wantonwan. Die größten unter den vielen Seen sind im Nordwesten der Miniwakan oder Teufels-See, 40 M. lang, 15 breit; er ist ohne Abfluß, hat brackisches Wasser und wird, da an seinen Ufern Salz liegt, von den Büffelheerden auf-

gesucht. Der Red-Lake, 60 M. lang, 24 breit, eine Erweiterung des Red-Lake-River, fließt durch den Red-Fork ab. Der Regen-See oder Rainy-Lake, der mit dem Wälder-See, Lake of the Woods, in Verbindung steht, ist 100 M. lang und sehr fischreich; der Wälder-See hat 300 M. im Umfang; der Leech-See bildet einen der Quellseen des Mississippi (S. 484 ff.), der das Gebiet Minnisota auf einer Strecke von 900 M. durchströmt, wovon jetzt 219 Meilen, bis zu den St. Antonsfällen, von Dampfern befahren werden; auch oberhalb der Fälle geht schon ein kleines Dampfboot. Bei diesen Fällen ist der Strom 627 Yards breit und durch Cataract-Island in zwei ungleiche Theile geschieden (44° 58′ 40″ n. Br., 120° 55′ w. L.). Diese mit Bäumen und Gesträuch bewachsene Insel, ist etwa 100 Yards breit; die größte Wassermasse fällt über den 310 Yards breiten Katarakt auf der Westseite herab; die Stromschnellen beginnen schon eine weite Strecke oberhalb des eigentlichen Falls. Die senkrechte Höhe des letztern beträgt 16½ Fuß. Unten im Wasser liegen gewaltige Felsmassen über einander oder umher zerstreut. Man meint, daß auch der Wasserfall des Mississippi gleich jenem des Niagara zurückgewichen und einst da gewesen sei, wo nun Fort Snelling steht, 6 Meilen unterhalb der jetzigen Stelle. Die obere Felslage besteht aus Kalkstein, von etwa 20 Fuß Mächtigkeit, der auf lose zusammenhängendem, zerbröckeltem Sandstein lagert. Diese Fälle erhielten den Namen des heiligen Antonius durch Pater Hennepin, bei den Tschippewähs heißen sie Kakabikah oder getrennte Felsen. Eine Meile unterhalb, am linken Ufer liegt der Ort Anthony-City, mit reichlicher Wasserkraft. Der bedeutendste Zufluß, welchen der Mississippi in diesem Gebiete empfängt, ist der St. Peters, den die Sioux Mini-sota, d. h. schlammigen Fluß, die Odschibwäs Ashkibogisibi, d. h. Grünen Laub-Fluß nennen. Er hat seine Quelle in einigen kleinen Seen auf der Coteau des Prairies unter 45° 48′ n. Br. und 97° 20′ w. L. und, die Krümmungen eingerechnet, einen Lauf von etwa 470 M. Oberhalb des Big-Stone-Sees, den man als eine Erweiterung des Flusses zu betrachten hat, ist er sehr schmal, und hat bis dahin auf einer Strecke von etwa 60 M. ein Gefäll von 702 Fuß; von da bis zur Mündung, die unter 44° 52′ 46″ n. Br., 93° 4′ 54″ w. L. liegt, fällt er noch 222 Fuß. Er ist bei seiner Vereinigung mit dem Mississippi 320 Fuß breit, 16 Fuß tief und für Dampfschiffe bis 45 M. oberhalb Fort Snelling, zu den Little Rapids, fahrbar; bei Hochwasser aber bis Travers de Sioux, und zur Zeit der Wasserschwellungen im Frühjahr für kleine Boote bis zum Big-Stone-See, wobei aber zwei kleine Tragplätze, Patterson Rapids und Grand Portage, zu umgehen sind. Sein Hauptzufluß ist der Blue-Earth-River, welcher seinen Namen von einem unfern der Mündung befindlichen Lager blauer Erde hat, mit welcher die Indianer, die ihn Mankato nennen, sich bemalen. Er fließt von N. nach S. und nimmt eine Menge kleinerer Flüsse auf, von welchen einer, der Watonwan, vom Des Moines nur durch eine Erdzunge von einer halben Stunde Breite getrennt ist. Im nördlichen Theile des Gebietes empfängt der Mississippi den Crow-Wing-River mit dem Leaf und Long-Prairie, und bei den Sauk-Fällen den Osakis. Die Westgränze des Gebietes bildet, wie gesagt, der Missouri; die weiten Prairien zwischen ihm und dem James-River, die alljährlich von Büffelheerden besucht werden, sind Jagd- und Kampfgebiet der in ewiger Feindschaft mit einander lebenden Sioux und Odschibwäs. Der James (Riviere a Jacques

oder Tschan-sanson) entspringt unter 47° n. Br., durchfließt das Gebiet in südlicher Richtung, und mündet nach einem 600 M. langen Laufe, nachdem er ein schönes Prairieland bewässert. Parallel mit ihm fließt der Big-Sioux oder Tschankasadata, was so viel bedeutet als: immer mit Holz eingefaßt. Er hat seine Quelle auf der Coteau des Prairies, nur eine halbe Stunde von jener des St. Peters entfernt; Länge 350 M. Zwischen diesem Flusse und dem obern Des Moines, unter 44° n. Br. liegt der Red-Pipestone-Quarry, der rothe Pfeifenstein-Bruch, zu welchem alljährlich Indianer verschiedener Stämme aus weiter Entfernung kommen, um sich das Material zu ihren Pfeifenköpfen zu holen. Diesen Steinbruch hat einst, der Sage zufolge, der große Geist selbst geöffnet; die Stätte ist geheiligt, und man betritt sie nur, nachdem man sich durch allerlei Feierlichkeiten geweiht hat. Die Dakotas nennen die Steinart Eyanschah. — In den Obern See mündet bei Fond du Lac der St. Louis; der nördliche Red-River, dessen Quelle im Elbow-See, etwa unter 47°, wenige Meilen von denen des Mississippi entfernt liegt, ergießt sich in den Winnipeg-See. Er ist häufigen Ueberschwemmungen unterworfen.

Das Klima von Minnisota ist nicht allzustreng; die Winter sind trocken, der Schnee liegt meist nur dritthalb Fuß hoch, und die großen Fichtenwaldungen im Norden, welche sich auf einer Strecke von Hunderten von Meilen ausdehnen, gewähren Schutz gegen die scharfen Nordwinde. Doch tritt manchmal schon in der zweiten Hälfte des Septembers Frost ein, zu Fort Snelling z. B., das unter 44° 53' n. Br. liegt, schon am 26. Sept.; in anderen Jahren aber auch erst am 20. October. Mais, der am 10. Juni gepflanzt worden war, konnte nach 90 Tagen geerntet werden. Im Mississippi bildet sich bei St. Paul vor Ende Novembers kein Eis. — Das Gebiet war bis 1848 ein Bestandtheil von Michigan; dann wurde es abgeschieden und am 3. März 1849 als Territorium organisirt. Die Bevölkerung betrug 4780 Köpfe; 1850 6077; Flächeninhalt 83,000 Geviertmeilen oder 53,120,000 Acker. Für den Schulfond sind in jeder Township 1280 Acker Land vorbehalten worden, doppelt so viel wie in allen anderen Staaten. Im November 1849 beendigte die erste Volksvertretung ihre Sitzungen. Sie beschloß die Anlage von Straßen; ordnete die gesammte Verwaltung, traf Einrichtungen über das Postwesen, und entschied, daß keinem Schuldner sein liegendes Vermögen genommen werden dürfe. Jeder 21 Jahr alte weiße Bürger der Vereinigten Staaten, welcher 6 Monate im Gebiete wohnte, ist stimmberechtigt; ebenso jeder Bürger aus gemischtem weißen und indianischen (nicht Neger- oder Mulatten-) Blute. Im April 1849 wurde in Minnisota die erste Buchdruckerpresse aufgeschlagen; sie druckte eine Zeitung, den Minnisota Pioneer, und im Mai erschien bereits ein zweites Journal, die Minnisota Chronicle. Zwischen Galena und St. Peters ist allwöchentlich regelmäßige Dampfbootverbindung. Die Fahrpreise von Neu-York bis St. Peters betragen 24 D.

St. Paul, die Hauptstadt in diesem „Lande der Wildniß", 1135 E., liegt am Mississippi, 8 M. unterhalb der St. Antonsfälle. 1842 stand dort die erste Hütte. Anfangs 1849 zählte man 142 Häuser, darunter 3 Gasthöfe, ein Staatshaus, 2 Druckereien, ein Schulgebäude, in welchem 4 verschiedene Religionsgenossenschaften reiheum Gottesdienst hielten, 12 Advocaten (!!) und 5 Aerzte. Am rechten Stromufer, an der Mündung des St. Peters liegt Mendota in einer sehr günstigen Lage; gegenüber, am

linken Ufer des St. Peters Fort Snelling, bisher Station der Vereinigten Staatentruppen, um Ruhe unter den Indianern zu erhalten. St. Anthony-City, 705 E. Stillwater, 636 E., an der Ostseite des St. Croix-Sees, wo 1843 die erste Sägemühle errichtet wurde. — Das ganze Land im Süden des St. Peters schildert Nicollet als ungemein schön, fruchtbar und gut bewässert; als eine Abwechselung von Prairien und bewaldeten Hügeln, Flüssen und Seen. Er hat es Undine genannt.

Der ferne Westen und das Küstenland am großen Weltmeer.

Das Gebiet der Vereinigten Staaten reicht von den Gestaden des Atlantischen Oceans bis zu jenen des Stillen Weltmeeres, aber das Mark und die Kraft des Landes und Volkes wird zu allen Zeiten im Osten und im großen Stromthale des Mississippi concentrirt sein. Hier im Tieflande ist Alles gegliedert, die Ströme sind tief und weit aufwärts für regelmäßige Schifffahrt zugängig, der Boden giebt den reichsten Ertrag, Ebene, Gebirg und Thal wechseln in einer keineswegs schroffen Weise ab, überall ist der Verkehr der Menschen untereinander durch die ganze Bodengestaltung erleichtert, die Verbindung mit der alten Welt ununterbrochen und in kurzer Zeitfrist zu bewerkstelligen. Hier finden wir überall harmonische Entfaltung und allseitiges Ineinandergreifen entweder schon vorhanden, oder doch ohne erhebliche Schwierigkeit zu ermöglichen. Ganz anders in dem größten Theile der ungeheuren Ländermasse auf der rechten Seite des Mississippi, welche die Amerikaner als den „fernen Westen" bezeichnen. Die Ströme kommen aus weit ablegenen, von den Ansiedelungen durch eine viele hundert Meilen breite Einöde geschiedenen Gebirgen; sie fließen durch zum großen Theil unfruchtbare und baumlose Ebenen, und nicht ein einziger von ihnen bietet der Schifffahrt jene Bequemlichkeit, wie der Mississippi oder der St. Lorenz. Viele Gewässer verlieren sich theilweise oder ganz im Sande, oder fallen in Binnenseen, die mit dem Ocean in keiner Verbindung stehen. Mitten in diesen Einöden erheben sich Gebirge, welche Wüste von Wüste trennen, und durch welche nur einige wenige, mit großer Mühe zu überschreitende Päffe führen. Auch die Ströme im Westen der Felsengebirge sind nur mangelhaft entwickelt, und das Meeresgestade ist beinahe ohne alle Gliederung. Es giebt keine schrofferen Gegensätze als Nord-Amerika diesseits und jenseits des 98. Längengrades. Boden, Klima, Menschen, Alles ist verschieden.

In der Mitte dieser großen amerikanischen Einöde, erheben sich, von Süden nach Norden streichend, die Felsengebirge (Rocky-Mountains). Wir haben

schon oben (S. 136) darauf hingewiesen, daß zwischen 42 und 44° n. Br. und etwa 109 bis 112° w. L. die Wind-River-Mountains einen Gebirgsknoten bilden, von welchem vier große Ketten auslaufen. Die von diesem Knoten nach Norden hin ziehende Gebirgsreihe behält die Namen Rocky-Mountains, bis sie denselben im Norden des 50. Grades mit jenem der Tschippewäyan-Gebirge vertauscht. Bis zum 49.° n. Br. ziehen diese Rocky-Mountains in nördlicher Richtung, nordwestlich vom Wind-River-Gebirge; etwa unter 44° n. Br. und 113° w. L. liegen, gleichsam als vorgeschobene Posten und Landmarke, die Drei Tetons, westlich von diesen die Drei Butes oder Buttes, welche sich auf der Hochebene nordwestlich von Fort Hall erheben. Im Knotengebirge selbst liegt unter 43° 10′ n. Br. und 112° 35′ w. L. der Fremonts-Pik, 13,575 engl. Fuß oder 12,730 Pariser Fuß. Etwa unter 44° läuft eine Kette nach Westen, im Süden eines Nordarmes des Lewis; man bezeichnet sie als Salmon-River-Mountains. Im Südosten zweigt von dem Wind-River-Gebirge eine Kette ab, das Klapperschlangengebirge (Rattlesnake-Mountains), welche unter 107 Grad w. L. vom Nordarme des Platteflusses durchbrochen wird, dann unter dem Namen der Schwarzen Hügel bis gegen 105° w. L. sich fortzieht, wo sie eine südliche Richtung nimmt, und etwa unter 40°½ sich mit einem andern Gebirgszuge vereinigt, der als Green-River-Mountains aus dem Plateaulande (den Laramie-Plains) kommt, welches im Südosten den Wind-River-Mountains vorliegt. Es beginnt im Norden des berühmten Südpasses, der in dieser ganzen Gebirgswelt einen wichtigen Centralpunkt bildet (42° 42′ n. Br., 109° 24′ w. L., 7489 Fuß hoch). Durch ihn ziehen die meisten Auswanderer, welche auf dem Landwege vom Mississippi nach Oregon oder Californien wandern. Südlich von dem Gebirgsknoten, in welchem die Rattlesnake- und Green-River-Mountains sich vereinigen, liegen zwei hohe Spitzberge, der Longs Peak (etwa 40° n. Br., 106° w. L.) und der Pikes oder James Peak (38° 48′ n. Br.), der sich über 11,000 Fuß erhebt. Weiter südlich erheben sich die Spanish Peaks, alles „Schreckhörner" von glimmerarmem und hornblendereichem Granit. Von jenem Gebirgsknoten, welcher als Sierra Verde bezeichnet wird, laufen wieder zwei Ketten aus. Die westliche derselben bildet die Wasserscheide zwischen dem Rio Grande und dem Colorado, und zieht als Sierra de los Grullas (Kranichgebirge) und Sierra de los Mimbres (Weidenruthen), oder de Mogollon (Schmarotzerflanzen-Gebirge) gegen Südsüdwest, wo sie der Sierra Madre sich nähert, von welcher sie durch die Hochebene am obern Gila getrennt ist. Diese Kette bildet eine Gränzmauer Neu-Mexicos. Die östlichere Kette, welche von der Sierra Verde ausläuft, zieht gleichfalls in südsüdwestlicher Richtung, und endet erst im Süden des 30.° n. Br. als Guadalupe-Gebirge in Texas. Sie schließt mehre Längenthäler

ein, z. B. das des Rio Puercos oder Pecos, der mit dem Rio Grande, in welchen er sich ergießt, parallel läuft; im obern Theile führt der Gebirgszug den Namen der Sierra de los Comanches. Diese von der Sierra Verde auslaufenden Gebirgsketten erheben sich auf einer Hochebene, die von 2000 bis 7000 Fuß Höhe hat; der Bergzug, welcher sich südwestlich von dem Wind-River-Gebirge ablöst, zieht auf der Westseite des Rio Colorado in der Richtung gegen Süd und Südsüdwest als Timpanogos- und Wahsatschgebirge, die im Allgemeinen wenig über die 5000 bis 7000 Fuß aufsteigende Hochebene sich erheben. Diese füllt von da gegen Osten, zwischen 37° und 43° n. Br., und im Westen den ganzen Raum zwischen 34° und 45° n. Br. bis zu den californischen Seealpen aus. Das Land im Osten der Timpanogosgebirge ist ein von Bergketten umsäumtes Plateau, das von 6000 Fuß Höhe im Norden, bis zur niedrigern Hochebene am Gila allmälig abfällt. Im Westen der Timpanogosgebirge liegt das im höchsten Grade merkwürdige und eigenthümliche Great Basin, über welches wir durch Fremont genauere Kunde erhalten haben*).

Im Osten der californischen Sierra Nevada, und zwischen ihr und den Felsengebirgen nämlich, finden wir ein Becken von etwa 500 Meilen Durchmesser, überall 4000 bis 5000 Fuß über die Meeresfläche erhaben, ringsum von Bergketten eingeschlossen, mit einem eigenen System von Flüssen und Seen, und ohne irgend welche Verbindung mit dem Meere. Dieses „Great Basin" trägt im Allgemeinen den Charakter einer Wüste. Doch mangelt es ihm auch nicht an fruchtbaren Oasen; eine derselben haben die Mormonen sich zu einer rasch emporblühenden Ansiedelung erkoren. Im Innern herrscht die Gebirgsform entschieden vor; die Berge sind bewaldet und keineswegs wasserarm, die Ebene dagegen ist dürr und unfruchtbar. Die Gebirge im Innern ziehen, gleich den Rocky-Mountains und der Sierra Nevada, von Süden nach Norden, sind steil und abschüssig, steigen plötzlich auf einer engen Basis von 10 bis 20 Meilen empor, und erreichen eine Höhe bis zu 5000 Fuß über dem Niveau der Hochebene. Die Gipfel sind den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt; von ihnen herab strömen kleine Flüsse von 5 bis zu 50 Fuß Breite, die sich zum Theil im fruchtbaren Alluvialboden der Basis, oder in Seen, oder auch im Sande verlieren. Zwischen diesen Bergketten lagern dürre Ebenen, die man mit vollem Recht als Wüsten bezeichnet. Das große Becken trägt, wie Fremont ausdrücklich hervorhebt, einen mehr asiatischen als amerikanischen Charakter, indem es mannichfache Aehnlichkeit mit dem Hochlande zwischen dem Kaspischen See und dem nördlichen Persien habe. Den Saum oder

---

*) Geographical Memoir upon Upper California; Washington, June 1848, in California Guide Book, p. 7—11.

die Einrahmung des Basin bilden Gebirgsketten, von welchen, wie oben bemerkt, die Sierra Nevada im Westen und die Wahsatsch- und Timpanogosketten am bedeutendsten sind. Vom Stromgebiete des Columbia wird es durch eine Verzweigung der Rocky-Mountains getrennt, und, im Süden, vom californischen Meerbusen durch eine Schicht von Gebirgsketten, deren Existenz erst vor einigen Jahren ermittelt wurde. Auf einigen Berggipfeln schmilzt der Schnee niemals. Nach dem östlichen Rande dieses Beckens hin liegen der Große Salzsee und der süßes Wasser führende Utah- (sprich Yutah-) See; jener etwa 4200 Fuß über der Meeresfläche und dieser, der mit ihm durch einen etwa 35 Meilen langen Fluß in Verbindung steht, etwa 100 Fuß höher. Diese Seen empfangen die Gewässer eines Landraumes von etwa 10,000 bis 12,000 englischen Geviertmeilen. Im Osten liegt ihnen eine Strecke Alluvialboden vor, welche wohl bewässert, grasreich und mit Holz bestanden ist, und sich bis zu 300 M. ausdehnt. Der Utah-See, gleich dem Utah-Flusse 35 M. lang, erhält namentlich von Südosten her eine beträchtliche Anzahl rasch fließender Gewässer, und ist reich an vortrefflichen Salmen. Der Große Salzsee*) bietet sehr unregelmäßige Formen dar, und ist in den Monaten, in welchen der Schnee auf den Gebirgen schmilzt, von größerm Umfang als gewöhnlich. Im Durchschnitt mag er 70 M. Länge haben. Sein Wasser ist durchaus salzig (97 Procent Kochsalz), das Gestade weit und breit mit Salz bedeckt; in dem Wasser findet sich kein lebendes Wesen; er ist in Wahrheit ein todtes Meer. Südwestlich vom Utah-See empfängt der Nicollet-See den Severe oder Sevier, einen etwa 200 M. langen Fluß, der aus den Wahsatsch-Bergen kommt und noch wenig bekannt ist. An der Westseite des Basin, gleich innerhalb der ersten Kette der Sierra Nevada strömt der Salmon-Trout-River in den Pyramiden-See, der zwischen 4000 bis 5000 Fuß über dem Meere liegt, rings von Bergen umschlossen ist, und sich durch Tiefe und Klarheit seines Wassers und ungewöhnlich große Lachsforellen auszeichnet. Südwärts, der Basis der Sierra Nevada entlang, befindet sich eine Reihenfolge nicht unbedeutender Seen, welche durch Ströme gebildet werden, die von der Sierra herabfließen. Der größte unter ihnen ist der Walker-See, die Anzahl kleinerer Seen, zum Theil mit salzigem Wasser, ist sehr beträchtlich; je nach der Jahreszeit vergrößert oder verringert sich ihr Umfang; bei den meisten liegen Strecken fruchtbaren und anbaufähigen Landes.

Der bedeutendste Strom im Großen Becken ist der Humboldt-River; er hat seine Quelle in einer Gebirgskette, welche Fremont mit dem Namen

---

*) Er wird auch zuweilen, obwohl unrichtig, Bonneville-See genannt, z. B. auf der Charte zu F. A. Wislizenus: Ein Ausflug nach den Felsengebirgen im Jahre 1839. St. Louis 1840, bei Wilhelm Weber.

Humboldt-River-Mountains bezeichnet hat*). Den Gebirgsjägern und Fallenstellern war dieser Fluß längst als Mary's oder als Ogdens-River bekannt, und als solcher auch, wiewohl bisher ungenau, auf den Charten verzeichnet. Er ist ein durchaus eigenthümlicher Strom, der nach langem und einsamem Laufe, gleich dem Jordan, sich in einem See verliert, dem Humboldt-See, welchen er allein bildet. Er entspringt in der beinahe das ganze Jahr mit Schnee bedeckten, sanft abgerundeten, mit Wald bestandenen und wasserreichen Bergkette, welche westlich vom großen Salzsee sich erhebt; seine beiden Arme vereinigen sich nach einem etwa 50 M. langen Laufe; darauf strömt der Humboldt in einem engen, in der trockenen Jahreszeit 4 bis 6 Fuß tiefen Bette, unterwegs viel an Wasserfülle, durch Einsickerung und Verdunstung verlierend, zu seinem morastigen See, dessen niedriges Uferland mit Binsen und Schilf bewachsen ist, und theilweise Salzincrustationen zeigt. Unmittelbar an seinen Ufern ist fruchtbarer Boden, im Allgemeinen aber erscheint das Land, welches er durchströmt, und das von 4700 bis 4200 Fuß Höhe hat, als eine völlige Wüste. Wichtig ist der Humboldt besonders darum, weil er auf dem Wege nach Californien und Oregon liegt, und den besten Straßenzug für die Auswanderer bildet; denn der ihm entlang ziehende Pfad hat auf einer Strecke von etwa 300 Meilen keinen Mangel an Wasser, Gras und Holz. Sein oberer Lauf ist nicht eben weit vom Großen Salzsee und der Niederlassung der Mormonen entfernt, welche einen Ruhe- und Erfrischungspunkt für Alle bildet, die am Nordarme des Platteflusses hinauf, über Fort Laramie und den Südpaß, nach den Gestaden des Großen Oceans reisen. Der See, in welchen er sich ergießt, ist nur 50 M. von der Basis der Sierra Nevada und nicht weit von dem Salmon-Trout-River-Paß entfernt, einem bequemen Uebergange nach Californien. Denn dieser Paß hat nur 7200 Fuß Meereshöhe, und liegt nicht halb so hoch über dem Niveau des Großen Beckens; er führt in das Thal des San Sacramento, also zur Bay von San Francisco. Es kann somit nicht fehlen, daß der Humboldt eine große Bedeutung gewinnt.

Die übrigen Ströme des großen Beckens sind: der Bear-River, im Osten; er kommt aus dem Timpanogosgebirge, bewässert auf seinem 200 M. langen Laufe ein fruchtbares, an malerischen Gegenden reiches Thal, und fällt in den Großen Salzsee. Der Utah und der Timpana-ozu oder Timpanagos münden in den Utah-See; der Nicollet, welcher südlich in der langen Kette der Wahsatschberge seine Quellen hat, durch ein gebirgiges Land und grasreiche Thäler strömt, fällt nach einem 200 M. langen Laufe in den nach ihm

*) So called as a small mark of respect to the „Nestor of scientific travellers," who has done so much to illustrate North American Geography, without leaving his name upon any one of its remarkable features.

benannten See. Der Salmon-Trout-River, im Westen, 100 M. lang, kommt von der Sierra Nevada, bietet manche für den Anbau geeignete Stellen und waldreiche Strecken dar und fällt in den Pyramiden-See. Gleich ihm kommen der Carson und der Walker, jeder etwa 100 M. lang, vom östlichen Abhange der Sierra Nevada, und münden in die nach ihnen benannten Seen. Owens-River hat seinen Ursprung im Süden, gleichfalls in der Sierra Nevada; er ist 120 M. lang, und bildet einen See, der keinen Abzug hat. Das Wasser des Sees ist brackig; am Flusse selbst liegen manche fruchtbare Strecken.

Das Innere des Großen Beckens besteht abwechselnd aus isolirten Gebirgsketten, mit Spitzbergen, die sich zum Theil bis 10,000 und 11,000 Fuß aufgipfeln; oder aus nackten Ebenen. Jene sind mit Fichten (pinus monophyllus ist charakteristisch), Cedern, Espen und einigen anderen Baumarten ziemlich dünn bestanden, haben viele grasreiche Plätze, und werden vom Hirsch und Gebirgsschafe bewohnt. Die Thäler zwischen den verschiedenen Gebirgsketten sind dagegen absolut unfruchtbar, ohne Holz, Wasser oder Gras, nur die Artemisia wuchert, in deren Gesträuch sich der Hase oder die flüchtige Antilope verbirgt. Andere Vierfüßer fehlen; selbst Vögel sieht man in den Ebenen gar nicht; und auch im Gebirge kommen sie selten vor. Die Indianer, welche in dieser Wüste ein trauriges Dasein führen, und die wir weiter unten schildern, leben nicht einmal in Horden beisammen, sondern nur familienweise, und oft streifen Individuen viele Jahre lang ganz allein und vereinsamt umher. Das Klima des großen westlichen Beckens hat keine so strengen Winter, als man aus der Höhe seiner Lage und nach dem gebirgigen Charakter schließen möchte. Fremont fand 1835 den Octobermonat ziemlich mild*). Im Innern, zwischen 41° und 38° n. Br. hatte er im November einmal Schneesturm; die niedrigen Hügel und die Thäler waren einige Zoll hoch mit Schnee bedeckt, der aber nach einigen Stunden weggeschmolzen war. Nichts hindert in klimatischer Hinsicht die Besiedelung der vielen fruchtbaren Landstrecken, welche das Große Becken in keineswegs unbeträchtlicher Anzahl darbietet.

Das Gebiet Utah.

In den Oasen dieses Großen Beckens bildet sich eben jetzt ein Staat, dessen Anfänge in hohem Grade eigenthümlich sind: der Staat der Mormonen. Sonderbare Leute in einem sonderbaren Lande!

*) Vom 13. bis 27. October Mitteltemperatur bei Sonnenaufgang 40° F., Mittags 70°, bei Sonnenuntergang 50°; sie wechselte bei Sonnenaufgang von 28 bis 57, Mittags von 62 bis 76, um 4 Uhr Nachmittags von 58 bis 69 und bei Sonnenuntergang von 47 bis 57°.

Im Jahre 1825 beschäftigte sich im westlichen Theile des Staates Neu-York ein Mann Namens Joseph Smith mit dem Aufsuchen verborgener Schätze. Er wollte angeblich dieselben dadurch erspähen, daß er einen Stein in seinen Hut legte, und letztern vor sein Gesicht hielt. Beglaubigten Aussagen zufolge war er ein leichtfertiger Mensch, ungehorsamer Sohn und windiger Abenteurer. Nachdem er ein Mädchen entführt, gab er das Glassehen und Schatzgraben auf, und zeigte in Neu-York ein „wunderbares Buch von Metallplatten," das in seltsamen Charakteren geschrieben sein sollte. Er übersetzte die „Zeichen und Hieroglyphen" des „wunderbaren" Buches, das er später in einem Walde vergraben haben will, und gab das Buch der Mormonen heraus. Es besteht aus 15 verschiedenen Abtheilungen oder Büchern nach Art der Bibel, deren Sprache dasselbe nachahmt. Es erzählt die religiösen Abenteuer von Patriarchen, die lediglich Gebilde eigener Erfindung sind. Im Anfange des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung läßt es Mormon auftreten, einen gewaltigen Helden und großen Christen. Jesus stieg, nachdem er von den Todten auferstanden war, vom Himmel und besuchte in Amerika das Volk Nephi. Er forderte dasselbe auf, seine Hände und seine Seite zu untersuchen, wie er es mit Thomas gethan; 2500 Männer, Frauen und Kinder untersuchten ihn wirklich und beteten ihn alsdann an. Nephi und elf andere Apostel, die Christus für Amerika besonders weihete, begannen nun zu taufen. Nephi, der amerikanische Oberapostel, taufte sich selbst, und nachher die anderen elf „mit Feuer und dem heiligen Geist." Nephi hatte heilige Messingplatten, welche Christus in Augenschein nahm, er befahl, daß die Nephiten sich Christen nennen sollten. Um das Jahr 320 nach Christi Geburt war keine Frömmigkeit und Gottesfurcht in Amerika. Da erhob sich Mormon; er schlug an der Spitze von 42,000 Nephiten die Lamaniten aufs Haupt, Anno 330. Diese nahmen darauf Besitz von Süd-Amerika, während Nord-Amerika den Nephiten blieb. Auch Mormon und dessen Sohn Maroni schrieben an den heiligen Messingplatten weiter, und der letztere beklagt das Vorherrschen der Freimaurerei in der Zeit, in welcher einst die Platten aus der Erde gegraben werden würden. Die Sprache der Platten ist ein „verbessertes Aegyptisch." Maroni schildert im Buch Ether die Geschichte des Volkes Jared, welches mit unverwirrter Sprache glücklich vom Bau des babylonischen Thurmes entkam. Kein Wunder! Denn die angeblichen Metallplatten wissen, daß Gott selbst in einer Wolke dieser Nation voranschritt, dasselbe durch die Wildniß führte und es lehrte Schiffe zu bauen, damit es über das Meer käme. Endlich hatte das Volk Jared acht „luftdichte" Archen; es wurde ihm der Befehl, oben eine Oeffnung anzubringen, um Licht, und eine andere im Boden, um Wasser einzulassen. In diese Oeffnungen setzte man 16 Fenster von geschmolzenem Stein, welche so durchsichtig wie Glas wurden, als Jesus sie mit dem Finger berührte. So hatten die Archen Licht, wenn sie unter den „berghoben" Wogen oder über dem Wasser segelten. In dem von Maroni geschriebenen Buche wird vorhergesagt, daß Smith die Platten finden und das Vorrecht haben solle, sie Denjenigen zu zeigen, welche ihm bei seinem Werke förderlich sein würden. Zwei von den steinernen durchsichtigen Fensterplatten wurden sammt den Messing tafeln versiegelt. Jene Steine sind dieselben, welche dem „Propheten" Joseph Smith als Brille bei der Uebersetzung ins Englische dienten, und Alles dieses einer Weissagung gemäß, welche schon vor Abrahams Geburt ausgesprochen wurde. „Und dreien Personen

sollen die Platten durch die Macht Gottes gezeigt werden; deshalb sollen sie auch mit Gewißheit erkennen, daß diese Dinge wahr sind." Die drei Zeugen, welche versichern, die heiligen Messingplatten gesehen zu haben, heißen Oliver Cowdry, David Whitmer und Martin Harris. Die acht luftdichten „gleich Enten gestalteten Archen" erreichten Amerika, das durch das Volk Jared bevölkert wurde*). — Man weiß jetzt, in welcher Weise Joseph Smith auf den Gedanken kam, seine Mormonenbibel zu verfassen oder herauszugeben. Salomo Spalding, ein Geistlicher zu Neu-Salem in Ohio, hatte um 1812 in seinen Mußestunden einen in biblischer Sprache abgefaßten Roman geschrieben, in welchem er, seinen Phantasien folgend, eine angebliche Geschichte der verlornen Stämme Israel behandelte. Er schreibt diesen Verlornen, welche er als die ersten Ansiedler Amerikas hinstellt, die vielen großartigen Bauwerke zu, deren Ueberreste das heutige Geschlecht mit Staunen und Bewunderung erfüllen. Bei dem Buchdrucker, in dessen Werkstatt die Handschrift des Spaldingschen Romans, welcher nie öffentlich erschien, längere Zeit lag, arbeitete ein nachmals eifriger Mormone, Sidney Rigdon, der eine Abschrift genommen und diese Joseph Smith mitgetheilt haben soll. Der Abenteurer ging sogleich ans Werk, um mit Hülfe des Romans als Prophet aufzutreten. Und so plump und wahnwitzig auch sein ganzes Gebahren war, so fand er doch bald Tausende von Anhängern, die glaubten, ihm sei ein Engel erschienen, der ihn im Traume an den Ort geführt habe, wo die Neue Bibel verborgen sei, in deren Sprache dann Moses selbst ihn einweihte. Sie glauben der Prophezeiung ihrer Bibel, daß nach Vereinigung der verlornen Stämme, welche eine Hauptaufgabe der Gläubigen ist, die Welt untergehen werde. Diese Zeit halten die Mormonen für nahe, und sie nennen sich auch „Heilige des jüngsten Tages." Ihre Einrichtungen sind theokratisch und hierarchisch, und wer öffentliche Aemter bekleidet, ist auch Priester.

Kurze Zeit nach der Verkündigung seiner „Bibel" zählte der Prophet Joe Smith schon Tausende von Anhängern, die ihm bis an die Westgränze des Staates Missouri gefolgt waren, wo sie bei Independence den Raum für ihren Tempel absteckten, und des „Herrn Vorrathshaus" (Lords Store) baueten. Als sie dann in Zwist mit ihren Nachbarn geriethen, zogen sie auf die andere Seite des Missouri und gründeten die Stadt Far-West, das die Capitale und Metropole des Neuen Zion werden sollte. Far-West war ihr „Neu-Jerusalem," und sie hatten allerdings eine vortreffliche Lage für ihre Hauptstadt gewählt. Aus der „Vorrathskammer des Herrn" wurden die Gläubigen für mäßige Preise mit allem Bedarf versorgt. Anfangs hatten die Mormonen von den Missouriern sich freundlicher Behandlung zu versehen; es scheint aber, daß sich unter ihnen manche Personen befanden, welche keinen Anstand nahmen, sich das Eigenthum ihres Nächsten widerrechtlich zu Nutzen zu machen. Man hielt die „Heiligen" für Diebe, und warf ihnen unzüchtigen Lebenswandel vor. Man machte ihnen ernste Vorstellungen, welche der Prophet hochmüthig beantworten ließ. Die Erbitterung der Missourier stieg immer höher; mehre Anführer der Mormonen wurden getheert und befiedert;

*) Der Verfasser hat sich vergeblich bemüht, aus Amerika das Book of the Mormons zu erhalten. Es scheint jetzt auch in den Vereinigten Staaten selten zu sein, wurde 1842 zu Nauvoo in Illinois gedruckt und enthält 588 Seiten in Duodez. Auszüge aus demselben brachte das Ausland 1851, Nr. 22 bis 24.

ihr Dünkel und ihre Anmaßungen wurden für unerträglich gehalten, nachdem sie in einer zu Independence gedruckten Flugschrift erklärt hatten, sie, die „Heiligen," allein seien von des Herrn wegen alleinige Besitzer des Landes Zion, d. h. vom Staate Missouri. Nachdem man sie dann aus Independence vertrieben hatte, zogen sie, wie bemerkt, auf das andere Ufer des Missouri, in den Bezirk „Clay," und als auch dort ihres Bleibens nicht war, in den Bezirk Caldwell, wo sie, die Erbauer von Far-West, sich nach Ablauf weniger Jahre abermals mit ihren „unheiligen Nachbarn" im Streite befanden. Sie sollen, wie ihre Gegner behaupten, Auserwählte ihrer Secte, welche den „Stamm Dan" bildeten, als eine eigentliche Diebsbande organisirt haben. Der Gouverneur von Missouri bot die Miliz gegen sie auf, erschien 1838 vor der „Burg von Zion," genannt „Far-West," das aber kein „Jericho" war, indem die hölzernen Zäune bald zusammen stürzten. Dieser sogenannte Mormonenkrieg endete ohne viel Blutvergießen mit dem Abzuge der Gläubigen, die sich nach Illinois begaben und an dem Mississippi in der Stadt Nauvoo, welche bald eine zahlreiche und wohlhabende Bevölkerung erhielt, den berühmten Mormonentempel baueten. Aber auch hier war ihres Bleibens nicht; in Illinois wurden dieselben Beschwerden gegen sie erhoben wie in Missouri; das gegen sie aufgeregte Volk zog bewaffnet nach Nauvoo, wo in einem blutigen Gemetzel viele Mormonen ihren Tod fanden. Joseph Smith der Prophet wurde erschossen, der Tempel theilweise zerstört*). Die Mormonen begriffen endlich, daß in den bereits an-

*) Was von demselben übrig geblieben war, kaufte im März 1849 der französische Communist Cabet, um in Nauvoo seine icarische Colonie zu gründen. Sie ist indessen bald wieder in sich selbst zerfallen. Am 27. Mai 1850 wurden die Mauern des Tempels durch einen gewaltigen Sturmwind über den Haufen geworfen. — Joseph Smith war am 23. December 1805 zu Sharon, Bezirk Windsor, im Staate Vermont, geboren. 1815 zogen seine Aeltern nach Palmyra, Staat Neu-York. Am Abend des 21. September 1833 erschien ihm der Engel. Die heiligen Messingplatten fand er in einem Hügel bei Manchester zwischen Palmyra und Canandaigua. Die „Mormonenkirche," bildete er mit nur sechs Anhängern. Nach dem Sturm auf den Tempel zu Nauvoo war der Prophet gefangen genommen und ins Gefängniß zu Carthago in Illinois gebracht worden. Eine bewaffnete und verkleidete Pöbelmasse, etwa 200 Köpfe stark, machte einen Angriff auf das Gefängniß und schoß hinein. Als Smith aus einem Fenster springen wollte, um sich zu retten, wurde er verwundet, dann als Zielscheibe an einen Brunnen gestellt, und von vier Kugeln durchbohrt. Man brachte die Leiche nach Nauvoo, wo der Schmerz über den Verlust des Propheten zu ergreifenden und rührenden Auftritten führte. Männer, Weiber und Kinder durchzogen weinend und wehklagend die Straßen, mehr als 12,000 Menschen folgten dem Leichenzuge. Wo aber der Prophet begraben wurde, das ist für die Nichtmormonen ein Geheimniß geblieben.

Vor uns liegt eine 1849 zu Neu-York erschienene Flugschrift mit dem Titel: Startling Disclosures of the great Mormon Conspiracy against the liberties of this country, being the celebrated „Endowment" as it was acted upwards of 12,000 men and women in secret, in the Nauvoo temple, in 1846, and said to have been revealed from God. By J. M'Gee van Dusen and Maria his wife, who were initiated into these dreadful mysteries. Ein Titelkupfer giebt 12 raffinirteste Gauner- und Galgenphysiognomien als jene Brigham Youngs (des jetzigen Gouverneurs im Utahgebiete) und seiner elf Mitapostel, sodann wird Young in Eden neben einem „spiritual wife" dargestellt, und eine solche Genossin seiner Vergnügungen in der Tracht der Einweihung in die Mysterien abgebildet, welche letztere angeblich nackt vollzogen wird. Maria van Dusen oder van Deusen will am 13. December 1847 di

gesiedelten Theilen der Vereinigten Staaten für sie keine ruhige Stätte vorhanden sei, und brachen daher seit dem Jahre 1845 in großen Massen nach dem fernen Westen auf. In ganzen Karawanen, unter Anstrengungen und Entbehrungen aller Art, pilgerten ihre langen Züge durch die weiten Prairien, über die Felsengebirge, und in die Einöden des Großen Beckens, wo sie zwischen dem Utah- und dem Salz-See eine Oase fanden. Dort begannen sie im Frühjahr 1847 ein Neues Zion zu gründen; in der Wüste konnten sie sich ungestört nach ihrem Belieben einrichten. Nachdem sie den Boden bebauet und Häuser errichtet hatten, kamen ihre Aeltesten und Vorsteher aus Jowa nach, beriefen alles Volk zusammen, und gründeten am 24. Juli 1848 den „Staat der Honigbiene" oder Deseret, welcher als Gebiet Utah am 9. September 1850 in die große Union aufgenommen wurde. Es wird begränzt im Westen vom Staat Californien, im Norden vom Oregon-Gebiet, im Osten von den Felsengebirgen und im Süden vom 37° n. Br. Bei der Aufnahme bewilligte der Congreß dem neuen Territorium 20,000 Dollars für Errichtung öffentlicher Gebäude und 5000 D. für eine Bibliothek. Die Volkszählung von 1850 liegt uns noch nicht vor; der zumeist aus Wüsten bestehende Flächeninhalt wird auf 187,923 Geviertmeilen angegeben.

In der Oase unfern vom Utah-See haben somit die Mormonen eine Ruhestätte gefunden. Daß in dem ganzen Wesen und in den Principien dieser Secte etwas liegt, das die Anhänger derselben unfähig oder wenigstens ungeeignet macht, in großer Anzahl und als geschlossene, autonome Gesellschaft, inmitten anders denkender und anders handelnder Menschen zu leben, scheint klar; aber eben so wohl ist gewiß, daß auf Kosten der Mormonen viel Unwahrheiten und Verläumdungen verbreitet worden sind. Das Buch der Mormonen mag albern sein; es ist auffallend, daß ein Abenteurer wie Smith, der übrigens auf keinen Fall lediglich Betrüger, sondern auch Fanatiker war, binnen kurzer Zeit in dem nüchternen Nordamerika aus den Reihen eines so praktischen Volkes Tausende von Anhängern gewinnen konnte; aber es ist nicht minder auffallend, daß überall die Ansiedelungen der Mormonen ganz ausgezeichnet gediehen und schnell zu kräftiger Blüthe gelangten. Schon diese Thatsache zeugt für den Fleiß und die Ordnungsliebe der verfolgten Secte. Wenn die Anhänger derselben ein so liederliches und verworfenes Leben führten, wie von ihren Gegnern behauptet wird, so ließe sich die Prosperität ihrer Niederlassungen gar nicht erklären. Sie können nur gedeihen durch unablässige Thätigkeit und große Umsicht. Fremont bezeugt, daß sie schon im April 1848 in ihrer Oase am Salzsee 3000 Acker mit Weizen bestellt, 700 Häuser gebaut, 7 Säge- und Mahl-

---

Wahrheit ihrer Aussagen beschworen haben. Von dem Eide, welchen, der Flugschrift zufolge, jeder Mormone schwören muß, wenn er den Vereinigten Staaten ewige Feindschaft gelobt, wird folgende Formel mitgetheilt: „You do solemly swear in the presence of Almighty God, his holy angels and these witnesses, that you will avenge the blood of Joseph Smith on this nation, and teach the same to your childern; and that you will, from this time and henceforth and forever, begin and carry out hostilities against the nation, and to keep the same intent a profound secret, now and forever. So help you God."

Welche völlig unbegründete Furcht die ersten Auswanderer nach Oregon und Californien vor Rachezügen der Mormonen auf den großen Prairien hegten, ersehen wir aus Edwin Bryant: What I saw in California, etc. New York 1849, in den beiden ersten Capiteln.

mühlen errichtet hatten. Sie bewässern ihre Felder, und erzielen reiche Ernten. Für diese wie für ihr Vieh und alle anderen Erzeugnisse ist ihnen ein Absatz immer sicher, da, wie wir schon oben bemerkten, ihre Wohnplätze auf der großen Straße nach Westen liegen. Mit Californien stehen die Utah-Mormonen in lebhaftem Verkehr; sie können binnen zwanzig Tagen bis in das Thal am untern San Sacramento gelangen, und waren unter den Ersten, welche in dem neuen Dorado Gold, in den sogenannten Mormon Diggings, fanden. Daß die verfolgte Secte, deren Prophet schmachvoll ermordet wurde, nachdem sie viele Unbilden erlitten, Haß gegen ihre Dränger im Herzen trägt, ist begreiflich; aber die Beschuldigung, in ihr bestehe ein Geheimbund, um die Vereinigten Staaten auseinander zu sprengen und deren Bevölkerung zu vertilgen, ist lächerlich; die Behauptung, daß die Mormonen sich gegen die Union verschworen haben, widerlegt sich durch ihren Eintritt in dieselbe; der ihnen untergeschobene Plan, die Indianer zu einem großen und furchtbaren Bunde gegen die Weißen zu vereinigen, ist an sich vollkommen abenteuerlich. Auch haben gerade die Mormonen von Seiten der Indianer anfangs große Bedrängniß erlitten. Im Jahre 1847 zogen unter Brigham Youngs Leitung etwa 17,000 an den Salzsee; in dem von ihnen bebaueten Thale haben sie schon fünf größere Ortschaften, und ihre hübschgebauete Hauptstadt Neu-Jerusalem oder Fort Mormon zählt bereits an 10,000 Einwohner. Im Gebiete der Vereinigten Staaten überhaupt mögen im Ganzen mehr als 60,000 Mormonen leben; die Secte gewinnt alljährlich neue Anhänger. Sie hat auch zu Kirkland in Ohio einen großen Tempel. Missionäre der Mormonen treiben auf den Inseln der Südsee, namentlich auf dem Gesellschaftsarchipel das Geschäft der Heidenbekehrung mit großem Eifer und Erfolg. Eine wahre und vorurtheilsfrei aufgefaßte Schilderung der Mormonen, ihrer Einrichtungen und hervorragenden Persönlichkeiten ist noch nicht vorhanden*).

Im Osten der Wahsatsch- und Timpanogos-Gebirgskette, und im Süden des Great Basin, östlich von der Sierra Verde und deren südlichen Fortsetzungen bis zum Rio Gila begränzt, dehnt sich das weite Strombecken des westlichen Colorado, der in den californischen Meerbusen mündet. Den nordwestlichen Arm dieses Stromes bildet der Green-River oder Sheetskadic, welcher etwa unter 43° n. Br. südlich dem Fremonts-Pik vom Wind-River-Gebirge herabströmt, und dessen Quelle 3000 Fuß höher liegen soll als Santa Fé, demnach reichlich 10,000 Fuß. Das obere Green-River-Thal zieht sich wie eine Prairiebucht zwischen die Hauptkette der Felsengebirge und die vorspringenden Wind-River-Gebirge mit ihren schroffen abgerissenen Granitformen und tiefen Schluchten hinein, und liegt auf dem Wege, welchen die Wanderer nach Westen

*) Die Zahl der Mormonen oder Latter Day Saints ist auch in Großbritannien sehr beträchtlich und im Zuwachs begriffen. Im Januar 1851 betrug sie 30,747; während der letzten 14 Jahre hatten allein mehr als 50,000 sich mormonisch taufen lassen; ein volles Drittel dieser Zahl war nach Amerika ausgewandert.

einzuschlagen haben, nachdem sie den Südpaß überschritten. Er nimmt dort einige kleine Zuflüsse auf, z. B. den Little Sandy, den Big Sandy und den Horse-Creek, wo zwischen 44 und 45° n. Br., und unter 107° 12′ w. L., ein Lagerplatz sich befindet, welcher als „Messe der Wildniß" bezeichnet wird, weil sich dort zu bestimmten Zeiten die Agenten verschiedener Handelsgesellschaften einzufinden pflegen, um mit den Fallenstellern und Indianern, unter denen sich auch Schoschonies, Flatheads und Nez-percés vom Columbia befinden, Waaren zu tauschen oder Verträge abzuschließen. Der südöstliche Arm des Colorado kommt als Grand-River aus der Sierra Verde; und vereiniget sich mit dem Green-River etwa unter 37° 45′ und 110° 45′ w. Länge; und der Strom führt von nun ab den Namen Colorado. Nach den Berichten des Dr. Lyman aus Buffalo, welche Farnham mittheilt*), liegt der Vereinigungspunkt beider Flüsse etwa 2500 Fuß über dem Spiegel des californischen Meerbusens, bis wohin der Strom, in gerader Linie, eine Strecke von etwa 700 Meilen durchfließt. Der genannte Reisende war, um an den Colorado zu gelangen, von Santa Fé in Neu-Mexico aus, in einer nördlichen Richtung etwa 300 M. weit vorgedrungen, und hatte bis zum San Juanflusse, der von dem Felsengebirge herabkommt, und in seinem obern Laufe fruchtbares Land darbietet, gute Weide für seine Lastthiere gefunden; aber weiterhin erschien ihm das Land als eine Wüstenei, und die Gewässer flossen in tiefen Schluchten, deren Rand, oft Hunderte von Fuß hoch, ganz steil und abschüssig war. Im Süden wie im Osten fand er lediglich dürre Einöden, und nur wenige grüne Stellen erquickten das Auge in dem „unglückseligen, trostlosen Lande." Dem Strome entlang fand er kaum einige Stellen, die von früheren Reisenden besondere Namen erhalten haben. Unterhalb des Zusammenflusses werden die Ufer des Colorado hoch und steil, der Strom bricht sich reißend durch wilde Schluchten Bahn. Weiter abwärts folgt eine öde, mit Flugsandhügeln bedeckte Ebene, abermals mit vielen Schluchten, fast ohne Vegetation und mit brackigem Wasser. Alles ist mit Salz geschwängert, und die Luft so trocken, daß die Leichen längst gefallener Pferde nicht verfault, sondern mumiengleich vertrocknet in der Wüste lagen. Dieses Stromthal des Colorado wird als ein ausgedehntes Felsenplateau geschildert, von organischen Stoffen beinahe gänzlich entblößt, doch meint Lyman, es sei ein „Todtenacker früherer Fruchtbarkeit"; denn man findet etwa unter 37° n. Br. noch Ruinen einer alten Stadt, Bruchstücke von

*) Life, adventures and travels in California, by F. J. Farnham. To which are added the conquest of California, travels in Oregon and history of the gold region, New York 1849, p. 313. Das Buch selbst ist unkritisch und ein reiner Fabrikartikel, enthält aber manche schätzbare Notizen, gleich dem weit bessern Werke desselben Farnham: Travels in the Great Western Prairies, the Anahuac and Rocky Mountains and in the Oregon territory. New York 1843.

gebranntem Thon, irdene Geschirre von runder Gestalt, an denen auf weißer Grundfarbe sich erhabene schwarze Abbildungen von Vögeln und vierfüßigen Thieren mit Menschenköpfen befinden. Diese Trümmer liegen mitten in einer Einöde; das nächste süße Wasser ist 30 Meilen entfernt; 15 M. nördlich will man in einer Bergkette Spuren von Silberminen erkennen. In dieser Gegend sollen, wie eine nicht näher begründete Ansicht annimmt, die Azteken auf ihrer Wanderung nach Süden im zwölften Jahrhunderte lange Rast gehalten haben; man meint wohl auch, daß jene in Trümmer gesunkenen Gebäude von ihnen herrühren. Doch ist hier Alles dunkeles Räthsel, und eben so wenig bewiesen erscheint die Annahme, daß das ganze Stromgebiet des Colorado einst sehr fruchtbar gewesen und durch mächtige vulcanische Feuer in eine dürre Wüstenei umgewandelt worden sei. Von Norden her empfängt der Colorado, vom Südostrande des großen Beckens, den Rio Virgen, und unweit seiner Mündung von Westen her den Amajaves, dessen Quelle, Lymans Berichten zufolge, östlich von Puebla de los Angelos liegen soll (— ist es etwa der Mohave, von welchem auf den Charten nur ein Stück des obern Laufes verzeichnet ist? —), und zwar in dem sogenannten Cajon oder Koffer, einer merkwürdigen Schlucht im Gebirge, das dort senkrecht auseinander gespalten ist. Die Schlucht bildet ein längliches, kofferartiges Viereck, bietet aber an den Abhängen einen ganz bequemen Uebergang. Aus diesem Cajon kommt der klare Amajaves, der in südöstlicher Richtung dem Colorado zuströmt, aber auf dieser ganzen Strecke keine zwei Meilen weit fließt, ohne sich gänzlich im Sande zu verlieren. Indessen bald nachher dringt er immer wieder hervor und bildet so eine lange Reihe von Teichen von zwei bis dritthalb Fuß Tiefe. Dieser ganze Theil der californischen Wüste ist noch wenig bekannt; wenn es aber ausgemacht ist, daß das große Becken einen asiatischen Charakter aufweist, so scheint es uns, als ob wenigstens der untere Theil des Coloradogebietes einige Eigenthümlichkeiten darbiete, die man sonst nur in Australien findet.

Einen gleichfalls australischen Charakter trägt auch ein Theil der Bewohner des Landes im Norden des Colorado und des großen Beckens. Es sind die Payutas oder Yamparicas, auch Wurzelgräber (Root Diggers) und Wurzelfresser genannt, „ekelhaftere Menschen als die Hottentoten, und auf der tiefsten Stufe, bis zu welcher ein Mensch hinabsinken kann.“ Sie schweifen in vereinzelten Familien, nicht einmal in Horden durch die Wüstenei; und stehen unter sich selbst in keinerlei Verbindung. Nur reden sie eine ihnen allen verständliche Sprache, die im Wesentlichen jene des Utahvolkes ist, von welchem jedoch diese „Schneckenfresser“ lediglich als Hunde betrachtet werden. In ihrem Gebiete giebt es außer dem flüchtigen Hasen, den sie in Schlingen fangen, kein Thier, dessen Fell ihren Körper gegen Wind und Wetter schützen könnte; kein Wild, das ihnen Nahrung gäbe; denn in jenen dürren Wüsteneien mangelt auch der

Büffel; wächst kein Getreide irgend einer Art. Deshalb sammelt der Payuta den Samen der spärlich an Bächen und Salzteichen wachsenden Gräser, den er röstet, zu Staub zerreibt und als dicken Brei genießt; er zerstampft die Rinde der Fichten, wenn er bis an das waldbedeckte Gebirge streift, und gräbt Wurzeln aus, die ihm ein Leckerbissen sind. Als solchen betrachtet er auch Ameisen, Schnecken, Eidechsen, Heuschrecken und das Ungeziefer am eigenen Leibe. Der Payuta ist von kleinem Wuchs; sein Haar wallt ihm nicht über die Schultern herab, sondern ist wirr durcheinander hängend zu dicken Büscheln zusammengeballt; es wird so wenig gekämmt, wie der Leib jemals gewaschen. Und diese Menschen, welche von der Geburt bis zur letzten Stunde immer dem Hungertode nahe sind und eine dürre Einöde bewohnen, hängen doch an dieser trostlosen Landschaft mit solcher Innigkeit, daß manche von ihnen in Neu-Mexico am Heimweh starben. Bevor diese Provinz von den Nordamerikanern erobert wurde, sind manche Payutas von den Creolen geraubt, „für den Markt gewaschen und gereinigt," und für 50 bis 100 Piaster als Sklaven verkauft worden. Diese körperlich schwachen Menschen sind feig; sie haben sich in ihrer Wüste nicht einmal der Raubthiere zu erwehren, oder die Erdhöhlen, welche ihnen zur Wohnung dienen, gegen irgend einen Feind zu vertheidigen. Doch tragen sie neben der Keule auch Bogen und Pfeile; sie schleichen hinter den Reisenden her, welche die Ebene durchziehen, und erschießen ihnen bei Nacht Pferde und Maulthiere, deren Leichen ihnen als kräftigende Speise dienen.

Von ganz anderer Art sind die Menschen, welche an dem großen Nebenflusse des untern Colorado, dem Rio Gila, wohnen. Dieser Strom hat seine, noch nicht erforschten Quellen im Westen des Hochlandes von Neu-Mexico, zwischen 33 und 34° n. Br. und etwa unter 108° w. L. Anfangs fließt er südwestlich, dann mit manchen Krümmungen gerade nach Südwesten durch ein mannigfach gestaltetes Bergland, bis sein Thal weiter wird. Er hat ein sehr starkes Gefäll, und mündet unter 32° 43′ n. Br. und 114° 87′ w. L. Von Norden her empfängt er den Salt-River mit dem San Francisco, von Süden her, aus dem Hochlande, der sogenannten Pimeria alta, den San Pedro. Der Gila ist Gränzfluß zwischen dem Gebiete der Vereinigten Staaten und Mexico. Sein Lauf ist durch die Expedition des Obersten Kearny und Major Emory's Beschreibung (im Jahre 1846) näher bekannt geworden*). Man findet am Gila häufig Ruinen von früheren Wohnörtern, und sogenannte

*) The California Guide Book, comprising Colonel Fremont's geographical Account of Upper California; Major Emory's Overland Journey from Fort Leavenworth in Missouri to San Diego in California; including ports of the Arkansas, del Norte and Gila rivers, and Capitain Fremont's Narrative of the exploring expedition to the Rocky Mountains, and to Oregon and North California, New York 1849. Abtheilung II, S. 36 ff. Ueber die Ruinen S. 38, 46, 47 und 50.

Casas Grandes, große Häuser, manchmal von 60 Fuß Länge und 20 Fuß Tiefe, auch wohl von 40 zu 30, und sogenannte Casas Montezuma; sie liegen in Einöden, in welchen auf Tagereisen keines Menschen Fuß zu sehen war. Emory fand auch bei sorgfältigster Durchforschung derselben keine Spur von scharfen Werkzeugen, oder irgend einer Geräthschaft, außer einer ungeheuren Menge irdener Scherben und dem Werkzeuge, mit welchem die heutigen Indianer den Mais zerreiben. Er meint, die Scherben seien Ueberbleibsel von Röhren, in welchen man einst Wasser herbeileitete. Auch fand er Bruchstücke von Agatstein und Obsidian, und ist der gewiß richtigen Ansicht, daß diese Ruinen nicht etwa Trümmer einer alten Aztekenstadt seien, sondern von neueren Indianern, Vorfahren der jetzt lebenden, herrühren. Wahrscheinlich sind diese Wohnplätze von den räuberischen Apaches zerstört worden. (S. am Ende den Abschnitt über Neu-Mexico.) Uebrigens ist das Land am Gila metallreich, besonders an Kupfer und Gold.

Am mittlern und untern Gila wohnen die Pimos und Coco-Maricopas. Die ersteren namentlich sind ein friedlicher, thätiger und in festen Wohnsitzen lebender Stamm, der sich vortrefflich auf den Ackerbau versteht, das Land wohl bewässert und reiche Ernten von Mais, Weizen und Baumwolle erzielt. Die Felder werden sorgfältig eingehegt; die Häuser sind sehr einfach; eigentlich nur Wetterdächer, an den Wänden mit Weidenruthen und Maisstengeln bekleidet. Ihre Viehzucht ist unbedeutend. Emory lobt ihr ganzes Verhalten, und stellt sie in Bezug auf Fleiß und Rechtschaffenheit den spanischen Mexicanern zum Muster auf. Sie sind, was bei Indianern unter die Ausnahmen gehört, keine Diebe. Die Zahl der Pimos und ihrer Nachbarn an der Mündung des Salt-River, der Coco-Maricopas, wird von 3000 bis auf 10,000 Köpfe geschätzt. Von ihrem schönen Lande ist ein großer Theil fruchtbar und anbaufähig. Sie glauben an einen großen Geist, leben friedlich, sind aber allezeit zur Abwehr gerüstet, und haben sich bis jetzt des Genusses berauschender Getränke enthalten. Die den Pimos befreundeten und stammverwandten Maricopas sind diesen fast in allen Beziehungen ähnlich, doch im Durchschnitt höher gewachsen, die Männer durch Adlernasen ausgezeichnet, und lebhaften Temperamentes. Sie saßen früher am californischen Meerbusen, und zogen von dort vor einigen Jahrzehnten an den mittlern Gila, wo Emory ihren Hauptwohnort unter 33° 28′ n. Br. und 112° 7′ 13″ w. L. fand. Bis zum Dorfe der Pimos aufwärts ist der Gila vielleicht schiffbar. Um seine Mündung wohnen Apaches Coyoteros oder Wolfsfresser, Tontears oder Narren, und Garroteros oder Keulenindianer. Diese bauen Melonen, Mais und Bohnen. Das weite Land in dem Dreieck, welches der Colorado, der Gila und der Rio del Norte einschließen, gleicht im Allgemeinen einem großen Theile von Neu-Mexico, nur sind Boden und Vegetation noch weit ärmer. An den Strömen

liegen hin und wieder fruchtbare Strecken, die sich bewässern lassen; dort findet man auch Waldstrecken, wiewohl diese nirgend von großer Ausdehnung sind.

Der Staat Californien.

Im Westen des Großen Beckens erhebt sich die Sierra Nevada, ein Theil jener langen Küstenkette, welche von der Südspitze der Halbinsel Untercaliforniens bis ins russische Amerika zieht. Sie öffnet den von den Felsengebirgen nach Westen abfließenden Gewässern nur zwei Durchgangspforten zum Meere, da nämlich, wo der Columbia und der Fraser sie durchbrechen. Neben ihrer langen Ausdehnung zeichnet sie sich auch durch die Höhe ihrer Gipfel aus, welche jene der Rocky-Mountains weit überragen, liegt der Seeküste, mit welcher sie parallel läuft, sehr nahe, und hat eine Anzahl vulcanischer über die ewige Schneegränze hinausreichender Spitzberge. Diese steigen einsam, gleich Pyramiden, auf dicht bewaldeten Plateaux bis zu 17,000 Fuß empor. Der Theil des Gebirges, welcher Obercalifornien durchzieht, wird insbesondere als Sierra Nevada bezeichnet. Sie theilt dieses Land in zwei Abtheilungen, welche in Bezug auf Boden, Klima und Producte von einander völlig verschieden sind. Diese hohe, etwa 150 M. von der Küste entfernt lagernde Gebirgsmauer hält die warmen und feuchten Winde, welche vom Stillen Weltmeere heran wehen, auf, und bewirkt, daß das vorliegende Küstenland feuchten Niederschlag empfängt. Dagegen sind die Winde auf der Ostseite kalt und trocken, während die Westseite sich durch mildere und feuchtere, also mehr befruchtende Luft auszeichnet. Dieses gilt auch für die nördlich von Californien liegenden Gegenden, und insbesondere von Oregon. Das Große Becken ist obercalifornisches Binnenland im Norden und Westen des Colorado, es ist der californische Osten. Dagegen erscheint uns der Westen maritim, in allen Theilen bewohnbar, in vielen Gegenden mit wunderbar ergiebigem Boden, und schon seit längerer Zeit, wenn auch spärlich besiedelt, jetzt als das Dorado des neunzehnten Jahrhunderts, als Staat Californien, von größter Bedeutung. Dieses West-Californien ist geographisch ein Land für sich, und wenn man Ost-Californien oder das Große Becken, in welchem neuerdings das Territorium Utah gebildet worden ist, mit dem nördlichen Persien verglichen hat, so möchte für den Westen in mancher Beziehung für Klima und Bodenerzeugnisse eine Parallele mit Italien keineswegs völlig unstatthaft sein. Diese maritime Region reicht von Süden, wo die Halbinsel Untercalifornien beginnt, also von 32°, bis 42° n. Br., an die Gränze von Oregon. In den mittleren Theilen mag sie von der Küste bis zur Sierra 150 M. breit sein, im Norden etwa 200, so daß der Flächeninhalt ungefähr 100,000 englische Geviertmeilen beträgt. Hauptströme

sind der von Norden nach Süden fließende San Sacramento, welcher sich mit dem von Süden nach Norden strömenden San Joaquim vereinigt und in die San Francisco-Bay fällt. Parallel mit der Sierra Nevàda und der Küste streichen noch andere Gebirgsreihen, so daß hier dieser californische Westen abwechselnd Berge von 2000 bis 4000 und Thäler von einigen hundert Fuß Meereshöhe darbietet. Diese Berge an der Küste sind nach Norden hin, wo der Schaste oder Tschaschtl bis über die Schneegränze sich erhebt, höher als im Süden.

Die Indianer im Westen der Sierra Nevada haben im Allgemeinen die physischen Eigenthümlichkeiten ihrer Nachbarn im Norden und Osten, aber sie sind von dunklerer Farbe, die auf der californischen Halbinsel beinahe an das Schwarze streift. Obwohl die Spanier auch ihnen Pferde ins Land brachten, sind sie doch keine Reiter geworden; sie blieben allerdings vortreffliche Fußgänger und sind Lastträger. Dieses phlegmatische, in manchen Stämmen bis zu australischem Stumpfsinn erniedrigte Geschlecht, konnte von den spanischen Missionären „wie eine Heerde Vieh in großen Umhegungen, Missionen genannt," zusammen gehalten werden, wiewohl nicht ganz ohne scharfen Zwang, und nicht ohne daß die Lust rege gewesen wäre, sich einem Drucke zu entziehen, welcher dem ganzen Wesen dieser Indianer widerspricht. Kein einziger von diesen Stämmen der Saintskla, Kiliwatschat, Kaus, Totune, und der Kinkla (unter dem letztern Namen faßt man alle Indianer am San Sacramento zusammen), ferner der Puzhune, Sikamne, Tsamak und Talatni rc., flößen irgend ein Interesse ein. Hale hat zusammengestellt, was in Bezug auf Stammesverwandtschaft oder Stammesverschiedenheit von diesen californischen Indianern bekannt ist*); er hebt es als einen allerdings bemerkenswerthen und schon früher von uns angedeuteten Umstand hervor, daß von der Behringsstraße bis zum Cap St. Lucas an der Küste eine große Menge kleiner Stämme wohnen, die ganz verschiedene Idiome reden, während das Land hart im Westen der Felsengebirge von einigen weitverzweigten Völkerfamilien bewohnt wird (Takellis, Selisch, Sahaptin und Schoschonis). Er fügt hinzu, daß keine andere Gegend auf Erden ein solches Gewimmel verschiedener Völker und Sprachen auf einem so beschränkten Raume aufzuweisen habe. Allein zwischen San Diego und San Francisco zählt man an der Küste 17 Stämme.

Die californischen Indianer tragen auf ihrem kleinen Kopfe kurz abgeschorenes Haar; die meisten ziehen die Haare am Körper aus und tättowiren sich. Sie haben Kleider, welche sie aus dem Gefieder der Wasservögel bereiten, gehen aber im Sommer fast nackt, während sie im Winter die Haut mit einem Ueber-

*) United States Exploring Expedition, Vol. VII. Philology, Quartausgabe S. 221 ff.

zug von Schlamm gegen die Kälte zu schützen suchen. Sie sind unreinlich, haben als Wohnung eine armselige Hütte, und befehden einander aus den geringfügigsten Ursachen. Nie haben sie sich freiwillig zu Ackerbau oder Viehzucht bequemt; an der Küste sind sie Ichthyophagen; ihre Fahrzeuge, mit welchen sie sich auf das Wasser wagen, bereiten sie aus zusammengebundenem Schilf (Tule); als Jäger stehen sie weit hinter den Prairievölkern zurück, obwohl ihr Land ungemein reich an Wild aller Art ist. Eine ihrer Hauptspeisen bereiten sie aus zerstampftem Samen, Wurzeln und Eicheln; das Fleisch gestrandeter Walfische ist ein Leckerbissen. Der Mann heirathet oft sämmtliche weibliche Mitglieder einer Familie, z. B. die Mutter mit allen ihren Töchtern; gleich nach der Niederkunft muß die Frau im kalten Flusse baden und wieder an die Arbeit gehen, während der Mann drei Tage lang mit dem neugeborenen Kinde unter einem Baume liegt, und sich anstellt, als liege er in Kindesnöthen. Die Weiber werden wie Lastthiere gehalten. Von den religiösen Vorstellungen dieser Stämme ist im Allgemeinen wenig bekannt. In Farnhams Buche über Californien (S. 370), finden wir folgende Eigenthümlichkeit erwähnt: „Wenn ein Häuptling oder angesehener Krieger im Gefechte sein Leben verliert, so wird er von seinen siegreichen Feinden dadurch hoch geehrt, daß jeder derselben ein Stück von seinem Fleische verzehrt. Ein höherer Ruhm kann ihm nicht zu Theil werden. Man glaubt, daß durch den Genuß vom Fleische des Helden ein Theil von dessen Tapferkeit in Den übergehe, welcher dasselbe verspeiset. Sie trennen ihren Feinden die Schädelhaut ab, welche als Siegeszeichen gilt*); aber sie reißen ihnen auch die Augen aus, welche sie gleichfalls als Trophäen aufbewahren, nachdem sie dieselben durch eigenthümliche Vorkehrungen gegen die Verwesung geschützt haben."

Der Staat Californien wird im Norden von Oregon, im Osten von den Gebieten Utah und Neu-Mexico, im Süden von Unter-Californien und Sonora, im Westen vom Stillen Weltmeere begränzt. Genauer bezeichnet beginnt die Gränze an den Punkten, wo der 42.° n. Br. den 120.° w. L. von Greenwich durchschneidet, läuft

*) Wir haben mehrfach die Behauptung gelesen, daß die californischen Indianer den erschlagenen Feinden keine Skalpe nähmen. Farnhams Mittheilung widerspricht dem. Wir legen übrigens mehr Gewicht auf eine Angabe in einem andern Buche. Der spanische Franciscaner Boscana hat über die Indianer bei der Mission S. Juan Capistrano geschrieben. In seinem Buche erzählt er (S. 308), daß man den Gefangenen die Köpfe abschnitt und the hair was taken from the heads, together with the scalps, which were dried and cured and preserved as trophies of victory. Bei ihren Feierlichkeiten stellten sie die an einer hohen Stange befestigten Skalpe in ihrem Vanquech oder Tempel aus. Chinigchinich; an historical account of the Origin, Customs and Traditions of the Indians at the Missionary establishment of St. Juan Capistrano, Alta California; called the Agagchemem Nation, collected by the rev. Father Friar Geronimo Boscana, translated from the original spanish Manuscript. New York 1846.

von da ab auf der Linie des 120°, bis dieser den 39° n. Br. durchschneidet. Von da ab geht sie in gerader Linie nach Südost bis an den Coloradostrom, wo sie den 35.° n. Br. durchschneidet und weiter in der Mitte dieses Stromes bis zu der Gränzscheide fortläuft, wie dieselbe durch den Vertrag vom 30. Mai 1848 zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico bestimmt worden ist. Sodann zieht sie westlich dieser Linie entlang bis an den Stillen Ocean und drei englische Meilen weit in denselben hinein. Nach Norden hin folgt sie der Küste aufwärts bis zum 42° n. Br., so daß sie alle Inseln, Häfen und Buchten vor dem Gestade einschließt. Die Spanier, welche seit 1533 diese Westküsten besuchten, faßten unter dem Namen Californien das ganze Land im Nordwesten zusammen, ohne demselben in Norden und Osten eine feste Gränze zu geben; zuletzt begriff Californien das Küstenland von der Südspitze der Halbinsel bis zum 42° n. Br. mit unbestimmter Begränzung im Innern. Die oben angegebenen Gränzen scheiden einen Theil im Osten ab und legen denselben zu den Gebieten Utah und Neu-Mexico, doch so, daß die Sierra Nevada innerhalb des Staates liegt, welcher östlich noch über dieselbe hinausreicht. Dem Gestade entlang streichen die californischen Küstenketten, die sich bis zu 4000 Fuß erheben; dicht am Gestade laufen dann noch, wieder ein großes Längethal parallel mit jenem zwischen der Sierra Nevada und dem Küstengebirge bildend, kleinere Gebirgshügel, welche der Küste den Charakter einer Steilküste geben und zahlreiche Vorgebirge bilden. Nur die Bucht von San Francisco unterbricht die Höhenzüge, denen sie zum Theil ihre Bildung verdankt. Nach Norden hin bildet das Küstengebirge am Cap Mendocino eine 9000 Fuß hohe Wetterscheide. Das Gestade zeigt eine Anzahl zum Theil vortrefflicher Häfen, die wir weiter unten aufführen. Von den Küstenhöhen fallen zahlreiche Bäche in das Meer; manche derselben trocknen jedoch während der heißen Jahreszeit aus, andere bieten fruchtbare und für kleine Niederlassungen geeignete Punkte dar, so z. B. der Buenaventura oder Salinas, der in die Bucht von Monterey fällt. Das Längethal zwischen dem Schneegebirge und dem californischen Küstengebirge charakterisirt sich durch die Flüsse San Sacramento und San Joaquim, die von verschiedenen Richtungen her einander entgegenströmen und durch ein etwa 25 Meilen langes Delta vor der Bucht von San Francisco verbunden sind, in welche sie münden. Das Thal des San Joaquim ist etwa 600 M. lang und bis zu 60 M. breit. Nach den Schilderungen Fremonts enthält es eine große Mannigfaltigkeit des Bodens, der zum Theil ganz dürr und unfruchtbar, theils aber, besonders in den Bottoms der Ostseite, sehr ergiebig ist. Dort sind große Eichenwälder; die Hügel vor der Sierra Nevada schließen herrliche, gut bewaldete Thäler ein. Eine große Anzahl von Flüssen bilden den Schilf-See, Tulares-See, welcher in der Regenzeit mit dem weit hinauf schiffbaren San Joaquim in Verbindung steht. Nach Kelly's Bericht ist das Thal des Stroms an manchen Stellen bis 100 M. breit, und besteht zum großen Theil aus offenen Prairien, die mit Wald abwechseln. Das Land sei ungemein reich an wilden Pferden, Elken, Hirschen und grauen Bären, habe große Strecken, welche sich trefflich für den Ackerbau eignen, doch hält er das Thal im Allgemeinen nicht für geeignet zur Agricultur. Der Boden sei an vielen Stellen zu hart und zäh, oder stark mit Salz geschwängert oder damit bedeckt. Doch gelte das nur von den Ebenen; das Berg- und Hügelland scheine meist vortrefflich zu sein. Das Klima sei ein großes Mißgeschick. Von

November bis März falle zu starker Regen; von Mitte April folge heiße Dürre und im August habe er, in der Ebene unter $38^1/_2$ Gr., 110° F. Wärme im Schatten beobachtet. Die stehenden Sümpfe entwickelten dann schädliche Dünste, durch welche das umliegende Land so lange zu einem Todtenfelde werde, bis man Abzugscanäle angelegt habe. Das Thal des San Sacramento bietet dagegen günstigere Verhältnisse dar. Das Land am obern Laufe des Stromes ist dicht bewaldet und bildet eine schöne Gebirgslandschaft, in welcher der Schaste-Pik sich bis über die Schneegränze emporhebt. Unter diesem Berge windet sich der Strom in einem von tiefen Schluchten gebildeten Bette und mit steilem Gefäll, das auf einer Strecke von 10 Stunden 2000 Fuß beträgt, in das breitere Unterland hinab. Dieses zerfällt in die oberen und unteren Prairien, und überall ist der Fluß schiffbar bis zu den Stromschnellen, welche etwas oberhalb der Einmündung des Deerflusses, in 40° n. Br., liegen. Unter der großen Menge kleiner Zuflüsse ist der Rio de los Americanos oder American Fork der wichtigste; bis zu ihm reicht Ebbe und Fluth. Vor seiner Mündung bildet der San Sacramento mit dem San Joaquim das schon erwähnte Delta, indem er sich in mehre Arme theilt. In zwei Hauptcanälen fällt er in die Suisun-Bucht. Im Delta selbst bilden die vielen Ausläufer des Stroms Eilande. Durch die Carquines-Straße, die etwa 1 Meile breit und bis zu 10 Faden tief ist, steht die Suisun-Bay mit der San-Pablo-Bay in Verbindung. Diese letztere ist der nördliche Theil der schönen Bay von San Francisco, die bei einer mittlern Breite von 6 Meilen in einer Länge von 60 bis 70 Meilen, bis auf die Straße, durch welche sie mit dem Meere in Verbindung steht, rings vom Lande umschlossen ist, und, wie von Hoppe hervorgehoben wird, in ihrer Bildung eine nicht geringe Aehnlichkeit mit der Ostsee zeigt, welche sie in allerdings kleineren Dimensionen nachahmt, indem ihre Küstenentwickelung nur 275 Meilen beträgt. Der Eingang vom Meere her, eine Straße, die am engsten Punkte nur 1 Meile breit, aber etwa 6 Meilen lang ist, heißt nun die Chrysopylen oder die goldene Pforte. Diese berühmte Bay bildet eines der schönsten Hafenbecken der Welt, wie schon von Vancouver hervorgehoben wurde, ist im Stande, alle Kriegsflotten der Seemächte zumal zu bergen, hat vortrefflichen Ankergrund, zeigt mit den sie umschließenden Bergen eine höchst malerische Landschaft, ist ringsum von fruchtbarem Erdreiche umgeben und hat ein mildes gesundes Klima, bei einer ungemein günstigen Handelslage. So ist es erklärlich, daß sie, nachdem im Hinterlande Gold in ungeheurer Menge gefunden wurde, wie durch Zauber eine so hervorragende Bedeutung erhielt*). Fort Point, der Eingang zu San Francisco, liegt, nach M'Arthur, unter 37° 36′ 30″ n. Br., 122° 28′ 12″ w. Länge.

Das Klima in dem maritimen Staate Californien wird durch die Beschaffenheit der Erdoberfläche wesentlich modificirt. Nach Adolf Erman hat Fort Roß, unter 38°

---

*) Diese Bay ist, auch seit Beechey, in den letzten Jahren genau untersucht und vielfach beschrieben worden. Man findet in allen Werken über Californien mehr oder minder ausführliche Darstellungen; unter Anderen in Revere, A tour of duty in California, edited by Joseph N. Balestier, New York and Boston 1849, in den ersten Capiteln, mit einer Charte, welcher jene Beecheys zu Grunde liegt; ferner in Fremont, Geographical Memoir, S. 12 ff. wo auch das Thal der beiden Ströme ausführlich behandelt wird; und in Hoppe: Californiens Gegenwart und Zukunft, Berlin 1849. S. 47 ff.

33′ n. Br., das nur um etwa $^3/_4$ Grad nördlicher liegt als San Francisco, eine mittlere Jahrestemperatur von $+9^{0},267$ Reaum. Es ist, fügt er, die nöthigen Belege mittheilend, hinzu, nirgends auf der Erde eine Gegend bekannt, in welcher bei gleicher Breite so niedrige Jahrestemperaturen herrschten, wie in Ober-Californien (wenigstens an der Küste). San Francisco hat nach jährlichem Durchschnitt nur eine um $2^{0},9$ höhere Temperatur als Berlin und eine mit der von Göttingen vollkommen gleiche. Aber die beiden kältesten Monate sind dabei in San Francisco eben so warm, wie die zweite Hälfte des April und die erste des Mai für Berlin*), und ein winterlicher Stillstand der Vegetation kommt nicht vor. Die Monate Juli, August und September sind ohne Regen in Ober-Californien, und statt des europäischen Winters hat man Regenzeit. In den dürren Monaten bedarf in vielen Theilen das Land künstlicher Bewässerung für die Culturpflanzen. Besonders vortrefflich wächst der Wein; zu Anfang Februar wird die Rebe verschnitten, im September reifen die Trauben. Auch Oelbaum und Orangen gedeihen in den südlichen Theilen, sodann 2 Palmenarten und Baumwolle, und überall, wo der Boden entsprechend ist, Mais und ganz ausgezeichneter Weizen. An vortrefflichem Schiffsbauholz ist großer Reichthum vorhanden; ebenso an nahrhaften Gräsern.

Dieses schöne Land lag in der Hand der Spanier und mexicanischen Creolen unbenutzt da und hat die Augen der Welt erst in den letzten Jahren auf sich gelenkt. Cabrillo hatte 1542 den Hafen von Monterey entdeckt; Cap Mendocino (das „Vorgebirge der Gefahren“) und vielleicht der 43.° n. Br. wurde 1543 erreicht. Nach Vertreibung der Jesuiten aus Nieder-Californien gingen 1768 Franciscanermönche nach Ober-Californien, wo im folgenden Jahre Pater Junipero die Mission San Diego gründete. Dieser „Chef der seraphischen und apostolischen Schwadron, beauftragt, die Seelen der armen Indianer zu erobern,“ hatte nach 16 Jahren 9 Missionen gegründet, deren 1835 nicht weniger als 21 vorhanden waren. Sie bestanden aus einer Anzahl von Gebäuden, welche ein großes Viereck bildeten, enthielten Kirche, Schulzimmer, Wohnräume, Spital und Scheune; ringsum wohnten die bekehrten Indianer, welche von den Mönchen zur Arbeit und zur Ausübung kirchlicher Bräuche angehalten wurden. Sie lernten unter Anderem Spinnen und Weben, Musik und einige Handwerke. Getreide, Oel und Wein waren Haupterzeugnisse des Feldbaues, und bei vielen Missionen wurde die Viehzucht in so ausgedehnter Weise betrieben, daß jene von San Gabriel bei los Angeles 17 große Viehzuchthöfe besaß mit 105,000 Stück Rindvieh, 40,000 Schafen und 20,000 Pferden; auch lieferte sie jährlich 20,000 Fanegas Getreide. Die Spanier hatten 4 Militairstationen im Lande, sogenannte Presidios: zu San Diego, Santa Barbara, Monterey und San Francisco, gleichfalls viereckige Gebäudemassen mit dicken Mauern; sie enthielten Kirche und Caserne, Ställe und Schmieden. Neben Missionen und Presidios entstanden Wohnplätze, die meist nur einige hundert Seelen zählten; der größte, Puebla de los Angeles im Süden, hatte nahezu 2000 Einwohner. Das Land gehörte zur Generalcapitanerie der inneren Provinzen; seit der Unabhängigkeit Mexicos erhielt es einen besondern Gouverneur. Von jener Zeit an kam Californien nicht zur

*) Hoppe, S. 53 ff.

Ruhe; die Missionen wurden aufgehoben und die Indianer zerstreuten sich; eine Revolution folgte der andern; auch wurde schon 1836, wiewohl noch ohne weitere Folgen, die Unabhängigkeit Californiens von Mexico erklärt. Allmälig waren von den Rocky-Mountains her kühne Abenteurer über die Sierra Nevada gedrungen und hatten sich angesiedelt. Unter ihnen zeichneten sich besonders Graham und Sutter aus. Diese Fremdlinge, ein kräftiges unternehmendes Geschlecht, fühlten ihre Stärke gegenüber den entarteten Creolen; sie hatten 1845 an der Schlacht bei los Angeles Theil genommen, in welcher der Gouverneur Micheltorena von aufständischen Creolen besiegt wurde. Als nach Ausbruch des Krieges zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico neuer Zuzug, zum Theil militärischer Art, ihre Reihen verstärkte, erklärten sie am 5. Juli 1846 zu Sonoma die Unabhängigkeit des Landes, welche sie auch zu behaupten vermochten, da ein nordamerikanisches Geschwader an der Küste und Oberst Kearny mit Soldaten im Lande erschien. Am 17. August erklärte Commodore Stockton Ober-Californien für ein Zubehör der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, denen es im Friedensvertrage von Guadalupe-Hidalgo am 2. Februar 1848 abgetreten wurde. Sie haben mit den an Mexico gezahlten 12 Millionen Dollars ein so schönes Land nicht zu theuer erkauft.

Die Bevölkerung von Ober-Californien, so weit sie zu den festen Wohnplätzen gehörte, überstieg 1846 die Zahl von 15,000 nicht. Wie viele Indianer im Lande leben, ist noch nicht ermittelt worden; man schätzt sie auf 40 bis 50,000. Sie sind in den fern von der Küste liegenden Theilen so lästig geworden, daß man im Frühjahr 1851 streitbare Mannschaft gegen sie aufbieten mußte, um sie zu Paaren zu treiben und ihren Mordthaten und Räubereien zu steuern.

Californien hat in seiner politischen Begränzung einen Flächeninhalt von 188,981 Geviertmeilen; seine Volksmenge soll im März 1851 schon 214,000 Seelen betragen haben*). Die Staatsverfassung wurde am 13. November 1849 vom Volke genehmigt. Jeder 21 Jahre alte Bürger ist stimmberechtigt, auch wenn er rothe Haut hat. Die Senatoren werden auf 2 Jahre gewählt; die Hälfte scheidet jährlich aus; die Repräsentanten, nicht unter 24, nicht über 36, bis die Volkszahl 100,000 Seelen erreicht hat; und späterhin nicht über 80. Die Legislatur versammelt sich jährlich. Der Gouverneur, 10,000 D. Gehalt, wird auf 2 Jahre gewählt. Es hat eine Veto; sind aber zwei Drittel der Legislatur für ein Gesetz, so tritt dasselbe doch in Kraft. Die Legislatur darf keine Ehescheidungen aussprechen und keine Lotterie genehmigen. Sie soll für ein Volksschulensystem Sorge tragen. Was die vom Staate für diesen Zweck bewilligten Ländereien eintragen, sodann die 500,000 Acker, welche durch eine Congreßacte von 1841 neuen Staaten für das Schulwesen bewilligt werden, das Vermögen aller ohne Erben mit Tode Abgehenden, und die noch näher zu bestimmenden Procente von Congreßlandverkäufen, sollen einen unantastbaren Schulfond bilden. Wer jemals irgendwie bei einem Zweikampfe betheiligt war, verliert sein Stimmrecht und kann nie ein öffentliches Amt bekleiden. Der Staatscredit kann

*) Diese Angabe scheint zu hoch. Wir finden sie in Fissers Seventh Census. Der American Almanac von 1851 nimmt für Mitte 1850 nur 103,000 an. Doch liegt es in der Natur der Sache, daß in Californien die Volkszahl vorerst großem Wechsel und stetem Schwanken unterworfen ist.

nie zu Gunsten eines Privatmannes oder einer Corporation angestrengt werden. Die liegende oder fahrende Habe, welche eine Frau vor ihrer Verheirathung besaß, oder welche sie nach derselben durch Schenkung, Erbfall oder Vermächtniß erwirbt, soll ihr Eigenthum bleiben. Die Legislatur soll durch ein Gesetz einen Theil des Eigenthums der Heimstätte und anderes Eigenthum aller Familienglieder vor Zwangsverkauf schützen. — Die Richter in den Districtsgerichtshöfen erhalten jährlich 7500 D.; die Richter am Obergericht 10,000 D. Das steuerbare Eigenthum schätzte man, wohl etwas sehr hoch, 1850 auf etwa 200,000,000 D. Einnahme 1,525,000; Ausgaben 700,000 D. Der Sitz der Regierung ist in San Jose. Die erste Post nach Californien ging von Neu-York am 2. Octbr. 1848 ab, um Cap Horn; die späteren über Panama. Bei der ersten Beförderung genügte ein einziger Sack, jene vom 23. Juni 1850 bedurfte 160 Säcke. Der Congreß zahlt für die Beförderung jährlich 500,000 D.

Californien verdankt seine große Bedeutung neben der günstigen Weltlage vor Allem dem ungeheuren Goldreichthum, welcher seit nun drei Jahren die Welt in Erstaunen setzt, und auf die Handelsverhältnisse beider Erdhälften einen so tiefgreifenden Einfluß übt. Auf diesen Reichthum hat zuerst ein deutscher Naturforscher, Adolf Erman aus Berlin, hingewiesen. Während seiner Reise um die Erde besuchte er auch Californien, und schrieb am 8. December 1829 bei San Francisco folgende Worte in sein Tagebuch: „Die durch Verwitterung in eine gelbe erdige Masse übergehenden Talkgesteine und der hier so häufige Magnetsand erinnern an das Vorkommen des Goldes im Ural, und wenn man noch die durchsetzenden Quarzgänge und Stöcke hinzunimmt, so wird die Analogie der Verhältnisse noch bedeutender und verdiente wenigstens einen Waschversuch. Ich schlug dem Capitain Chremtschenko, einem Beamten der russisch-amerikanischen Handelscompagnie, vor, einen solchen zu veranlassen; denn da man wohl sicher auf Uebereinstimmung der geographischen Beschaffenheit zwischen San Francisco und dem benachbarten Roß rechnen könne, so würde die Auffindung des Goldes für die russisch-amerikanische Compagnie vom directesten Nutzen sein." Der Naturforscher hatte ganz richtig geurtheilt; allein es blieb dem Zufall überlassen, das californische Gold zu Tage zu fördern. In den letzten Tagen des Februarmonats 1848 war ein Arbeitsmann, Jacob Marschall, von Capitain Sutter*) beauftragt worden, am Südarme des

*) Johann August Sutter, ein Deutscher aus Baden, war in die Schweizergarde König Karl des Zehnten von Frankreich getreten, das er nach der Julirevolution verließ. Er ging nach Basel, von wo er 1834 nach Amerika auswanderte, und, von Dudens bekanntem Buche bestimmt, sich in Missouri niederließ. Schon 1835 schloß er sich einer Handelskarawane an, die nach Santa Fé in Neu-Mexico zog. Auch bei diesem Unternehmen war er nicht glücklich. Allmälig reifte in ihm der Entschluß, nach der Westküste Amerikas überzusiedeln. — In der Mitte des Jahres 1838 trat er mit mehren Gefährten, unter welchen der von den Oregon-Reisenden des letzten Jahrzehnts häufig genannte Schweizer Ermatinger, die Reise an, und gelangte bis Fort Hall. Von einer Wanderung durch die Einöden nach Californien rieth man ihm dort ab; er ging daher nach Fort Vancouver am Columbia, und von dort nach den Sandwichs-Inseln. Von Honolulu schiffte er als Supercargo nach Sitka, dem Hauptorte des russischen Amerika, und dann nach San Francisco, wo er im Jahre 1839 anlangte. Nach einigem Verkehr mit dem Gouverneur Alvarado erhielt er die Erlaubniß, eine Landstrecke zum Anbau in Besitz zu nehmen. Die Wahl, welche er traf, zeugt von seinem scharfen, richtigen Blick. Sutter suchte nämlich ein

American-Fork, etwa 50 M. von Neu-Helvetia entfernt, eine Sägemühle zu bauen, um die schönen Nadelwaldungen nutzbar zu machen. Es zeigte sich, daß Marschall den Mühlgraben zu schmal gebaut und dem Wasser nicht Abzug genug gegeben hatte. Um Arbeit zu ersparen, ließ er daher die volle Strömung des Flusses in den Graben leiten, damit diese das Bett erweitere. Der Versuch gelang; die Strömung riß viel Schlamm und Sand fort, welche sich am untern Ende des Grabens ablagerten. In dem Sande gewahrte Marschall eine Menge glitzernder Theilchen, die er für Gold hielt. Er benachrichtigte den Capitain Sutter von diesem wichtigen Funde, welchen beide geheim halten wollten. Aber durch die Arbeiter, welche beim Mühlenbau beschäftigt waren — fast lauter Mormonen —, wurde die wichtige Entdeckung bald allgemein bekannt, und an den Ufern des Rio de los Americanos und des San Sacramento, ereigneten sich Auftritte und kamen Erscheinungen vor, wie die Welt sie noch nicht gesehen hatte. Nach wenigen Wochen waren schon Tausende von Goldgräbern in dem neuen Dorado; sie stürzten, wie ein Augenzeuge sich ausdrückte, „ans Wasser und in die Thäler, um Gold aus der Erde zu raffen, gerade so wie tausend Schweine, die man in einen Wald läßt, nach Wurzeln und Erdnüssen wühlen. Kaufleute und Advocaten, Aerzte und Geistliche, Handwerker und Gerichtsbeamten, Matrosen und Schiffscapitaine, Weiße und Mestizen, rothe und schwarze Menschen, Alles eilte in die Goldregion, und San Fan Francisco, damals (im Sommer 1848) noch ein Dorf, war von allen seinen männlichen Einwohnern verlassen, bis auf drei Kaufleute und einige Soldaten." Alle Waaren und Lebensbedürfnisse stie-

---

Gebiet aus, welches durch den San Sacramento, den Rio de las Plumas (Federfluß) und den Rio de los Americanos begränzt wird, und auf dem Wege liegt, den die Einwanderer nehmen müssen, welche von Osten her nach Californien kommen. Zugleich war diese Niederlassung von der russischen Niederlassung Bodega oder Roß her zugängig, und somit gewissermaßen außer dem Bereich der mexicanischen Zollstätte zu San Francisco. Er besaß nun 11 Quadrat-Sitios als freies Eigenthum am San Sacramento, dessen östliche Zuflüsse vor ihm noch kein Weißer besucht hatte. Sutter ist der rechte „Schanzgräber" dieses Landes. Sogleich schloß er einen Bund mit den benachbarten Indianerstämmen, die er zu sich heranzog, und theils militärisch einübte, theils zum Bau eines Fortes anhielt, welches durch zwölf Stück Geschütz gegen alle feindlichen Ueberfälle gesichert war. Bald waren mit den Indianern im San Sacramentothale Handelsverbindungen angeknüpft, große Strecken Landes urbar gemacht, die Viehzucht in einen schwungreichen Betrieb gesetzt und Mühlen angelegt. Allmälig kamen mehr und mehr Amerikaner, meist Händler und Fallensteller, an den San Sacramento, zum großen Mißvergnügen der nun auf Sutters Macht und Reichthum eifersüchtigen Mexicaner. Der Gouverneur machte 1841 den Versuch, ihm seine „Gränzfestung" aus den Händen zu spielen, und bot ihm als Ersatz die bereits urbar gemachten Ländereien der Mission San Jose und 30,000 Piaster an baarem Gelde. Aber der kühne Schanzgräber behielt nicht nur sein Fort am San Sacramento, das er Neu-Helvetia genannt hatte, sondern kaufte auch von der russisch-amerikanischen Compagnie Fort Roß mit allem Zubehör, namentlich mit zwei Schoonern, und trieb seitdem directen Handelsverkehr mit den Sandwichs-Inseln. Er war schon einer der reichsten Privatleute auf Erden, bevor auf seinem Grund und Boden, der einen größern Flächeninhalt hat als manches Fürstenthum, das erste Gold in Californien aufgefunden wurde. Sutter war einer von den Männern, welche die Verfassung für Californien entwarfen und unterzeichneten. Auch ein rother Mann vertrat bei dieser Constitution Pathenstelle. Uebrigens hat Sutter einen großen Theil seiner Ländereien am San Sacramento im Juli 1850 verkauft, jedoch seiner Familie am Federflusse eine bedeutende Strecke vorbehalten. Fort Roß mit der fruchtbaren Umgegend ist noch in seinem Besitze.

gen unerhört im Preise, und der Arbeitslohn in so fabelhafter Art, daß ein schwarzer Koch täglich 25 Dollars erhielt, daß der geringste Arbeiter nicht weniger als 10 Dollars Taglohn bekam, daß ein Paar Schuhe, welche in Boston 75 Cents kosteten, in Californien mit 12 Dollars bezahlt wurden. Eine Flasche Branntwein bezahlte man anfangs mit 48 Dollars. Sutter vermiethete einen kleinen Raum in seinem Fort für 500 Dollars monatlich; er hatte 1848 mehr als 40,000 Buschel Weizen geerntet, und verkaufte das Barrel Mehl für 36 D. Der Ertrag in den „Diggings" war freilich ungeheuer; es ist keinem Zweifel unterworfen, daß eine Arbeitergruppe am Rio de los Americanos in zwei Tagen für 17,000 D. Gold gewann. Wir können uns weitere Schilderungen über das „Goldfieber" ersparen, da das californische gelbe Metall einen stehenden Artikel aller Zeitungen bildet, und beschränken uns auf wenige Bemerkungen. Im Jahre 1849 strömten von aller Welt Enden Abenteurer nach Californien, um Theil an der Goldernte zu haben; theils auf dem Landwege über die Felsengebirge und die Sierra Nevada, theils um das Cap Horn; sodann aus Chile, Peru, Mexico, von den Sandwichs-Inseln, aus China und Neu-Holland. Im Juli 1849 waren mehr als 15,000 Ausländer, d. h. solche, die nicht den Vereinigten Staaten als Bürger angehörten, im Lande; eine doppelt und dreifach größere Zahl folgte, und in dieser Einöde regte sich ein ganz wunderbares und wildes Leben, während wie durch Zauberschlag Hunderte von Wohnörtern entstanden, die theils nach Wochen wieder verschwanden, theils blieben. Diese letzteren müssen als die Anfänge zu Flecken und Städten betrachtet werden. Wir haben früher mehrfach angedeutet, welchen Einfluß diese rasche Besiedelung Californiens auf Handel und Schifffahrt ausübt, und welche großartige Culturbedeutung dieser neue Staat schon jetzt gewonnen hat. Die Goldregion läßt sich noch nicht genau umgränzen, da fortwährend neue „Placeres" entdeckt werden, und das edle Metall nun auch schon an der Nordgränze nach Oregon hin, am Tlamathflusse aufgefunden worden ist. Im Thale des San Joaquim und San Sacramento reicht sie zwischen der Sierra Nevada und dem Küstengebirge vom 41. bis zum 37. Grade nördlicher Breite; dort ist der Erdboden überall „goldgeschwängert", im Bette der Flüsse, z. B. auch des Weberflusses, des Bear, des Yubah, des Federflusses rc.; in trockenen Strombetten und in den Gebirgsschluchten. In diesen findet man das Gold im Quarzgestein, in jenen als Blättchen oder Staub. Im September 1849 waren etwa 20,000 Goldgräber in Thätigkeit; binnen 6 Monaten hatte man für mehr als 20 Mill. D. von dem edlen Metall gewonnen, wovon die größere Hälfte den Nichtamerikanern, z. B. den Chilenen, zugefallen war; für 1849 überhaupt schlug man den Goldgewinn auf 40,000,000 D. an. Nach der Annahme Freeman Hunts, waren bis Ende Januar 1851, also binnen etwa 33 Monaten nach einer keineswegs übertriebenen Annahme 150,000,000 D. gewonnen worden*); und im Gebirge war das Quarzgestein so reich an edlem Metall, daß oft in einem Pfund Gestein für 18 D. Gold vorkam. Der Handelswerth der Unze Gold ist zu 16 D. angenommen; geprägt rechnet man sie zu 18 D. Uebrigens bilden diese ungeheuren Goldmassen nicht den einzigen mineralischen Reichthum Californiens. Männer aus Illinois haben bereits Bleilager entdeckt; Quecksilber giebt in den Werken von Neu-

*) Merchants Magazine, April 1851, p .462.

Almaden, südlich von San Jose, reichen Ertrag; im August 1848 wurden binnen zwei Tagen 656 Pfund gewonnen. Auch Eisen ist in Fülle da; an Kohlen soll es nicht fehlen; gewiß ist, daß viele kräftige Mineralquellen vorhanden sind. Viele Tausende von Abenteurern haben Californien, theils reich wie Crösus, theils bettelarm, je nachdem das Glück ihnen hold war, wieder verlassen; aber dafür strömen immer neue Einwanderermassen herzu, theils zur See, theils auf dem Landwege. Von Independence in Missouri brechen die Californiazüge im April nach Westen auf, um über Fort Laramie am Nordarme des Platteflusses nach dem Südpasse, und von da nach dem Salzsee und weiter über die Sierra Nevada zu ziehen. Am 20. Juni 1850 waren binnen wenigen Wochen an jenem Fort vorübergezogen 32,740 Männer, 493 Frauen, 591 Kinder, mit 6725 Maulthieren, 21,418 Ochsen, 3185 Kühen, 28,798 Pferden und 7586 Wagen.

San Francisco (früher auch Yerba Buena genannt), schon jetzt der wichtigste Handelsplatz an der Westküste Amerikas, liegt an der Westseite der großen Bay, und nur etwa 4 M. vom innern Eingangspunkte der Chrysopylen, an einer Bucht, vor welcher in einer Entfernung von etwa einer halben Stunde die Insel Yerba Buena sich erhebt. Vom Gestade ab steigt der Boden nach Westen und Südwesten allmälig an, und erhebt sich hinter der Stadt zu einem 500 Fuß hohen Hügelzuge. Der Hafen ist sicher, tief und geräumig. Im Juni 1847 zählte die Stadt 459 Einw., worunter 34 Indianer, 40 Kanacken oder Sandwich-Insulaner und 10 Neger. Von den 375 Weißen stammten aus Canada 5, Californien 38, Mexico 2, Chile 2, Dänemark 1, Deutschland 27, England 22, Frankreich 3, Irland 14, Malta 1, Neu-Holland 1, Neu-Seeland 1, Peru 1, Polen 1, Rußland 1, Sandwichs-Inseln 1, Schottland 14, Schweden 1, Schweiz 6, Westindien 1, zur See geboren 4, die übrigen waren aus den Vereinigten Staaten. Von der Mitte 1846 bis dahin 1847 waren 30 Häuser gebaut worden. Anfang 1851 standen deren mehr als 4000, und die Volksmenge hatte in einzelnen Monaten 1850 mehr als 50,000 Köpfe erreicht; als ständige Einwohnerzahl nimmt man etwa 25,000 an. Die meisten Häuser waren leicht aus Holz aufgebaut; einzelne sind von Eisen. Am 1. August 1850 lagen mehr als 600 Schiffe im Hafen. Die Straßen, im Sommer unerträglich staubig, in der Regenzeit einem Moraste vergleichbar, sind erst theilweise mit Brettern belegt oder gepflastert worden. San Francisco ist zu einer Copie von Neu-York geworden. Bayard Taylor, ein englischer Reisender, bemerkt: „San Francisco ist ein Wunder. Etwas Aehnliches kennt man nicht, und dergleichen wird auch nicht wieder vorkommen. Als ich vor vier Monaten landete, fand ich zerstreute Zelte, leinene und hölzerne Häuser. Als ich jetzt die Stadt wieder sah, erblickte ich viele Straßen mit gut gebaueten Häusern, angefüllt mit thätigen unternehmenden Menschen, mit jedem Zeichen eines andauernden Handelswohlstandes. Jetzt erstreckt sich die Stadt bis zu den Gipfeln der Hügel; man trifft hochgebauete Hotels mit Verandahs und Söllern in allen Stadttheilen und findet denselben Luxus wie daheim in Europa; kaum vergeht ein Tag, an welchem nicht eine Zahl von Segeln durch das goldne Thor in das Große Weltmeer ausläuft." Eine nähere Beschreibung dieser Stadt können wir uns umsomehr ersparen, da sie vor einigen Wochen zum dritten Male von einer zerstörenden Feuersbrunst heimgesucht worden ist; die erste vom 24. December 1849 verursachte 1,500,000 D. Schaden; die zweite vom 14. Juni 1850 schon 5,000,000,

und jene vom 15. Mai 1851 einen Schaden von etwa 10,000,000 D. Wenigstens ein großer Theil von San Francisco ist ein Schutthaufen geworden. Doch wird man die Stadt rasch wieder aufbauen. — An der Bay oder in der Nähe liegen Benicia, 50 M. von San Francisco; im Norden an der San Paulobucht Sonoma; im Süden der Großen Bay, etwa 5 M. landeinwärts, die Hauptstadt San Jose in fruchtbarer Gegend, unweit von den schon erwähnten Quecksilberbergwerken. Am San Joaquim liegt Stockton, das mit den Goldgräbereien am Mokelumnefluß in lebhafter Verbindung steht. Am Sacramento: Sutterstadt und etwas oberhalb San Sacramento-City, 15,000 E., am östlichen Ufer des Flusses, in welchen hier der American-Fork mündet. Es ist nach dem Plane von Philadelphia angelegt; die Gegend wird als nicht gesund geschildert. In der Nähe Neu-Helvetia, das einst dem Capitain Sutter gehörte. An sämmtlichen Zuflüssen, welche von Osten her in den Strom fallen, wird auf Gold gegraben.

Die verschiedenen Missionen, deren von 1769 bis 1822 nicht weniger als 21 gegründet wurden, führen Namen nach Heiligen. Am südlichsten liegt San Diego, 32° 45′ n. Br., 117° 11′ w. L.; mit gutem Ankergrund in dem trefflichen Hafen. Monterey an einer Bay, zwei Meilen östlich von der Punta Pinos (36° 37′ 30″ n. Br., 121° 58′ w. L.), wird eine bedeutende Stadt werden, hat einen ziemlich guten Hafen und vortreffliches Klima, und gewinnt an Wichtigkeit, weil es die Goldgegenden an den Nebenflüssen des San Joaquim versorgt; 5000 E. Nördlich von San Francisco liegt das schon erwähnte Fort Roß in 38° 33′ n. Br. und 123° 16′ 30″ w. L.; die Einfahrt zum Humboldthafen 40° 51′ n. Br., 124° 8′ w. L. Man hat Californien wohl mit Italien verglichen; seine Handelslage ist ungemein günstig, sein Productenreichthum außerordentlich, und man hat nun auch schon angefangen, die Aecker fleißig zu bestellen und den Wohlstand auf eine solidere Weise zu begründen, als durch Goldsuchen in den „Diggings“ und „Gulches“.

Das Gebiet Oregon.

Das Land zwischen den Felsengebirgen und der Westküste vom 42. bis 49. Grad nördlicher Breite begreift man unter dem Namen Oregon. Wir haben schon bemerkt, daß die Spanier bald nach Entdeckung der Südsee die Gestade nach Norden hin zu erforschen suchten. Cabrillo und Ferrer kamen bis zum 43°; Juan de Fuca entdeckte 1792 die Straße, welche nach ihm benannt worden ist. Sebastian Vizcaino fuhr 1602 von Acapulco aus bis 42° n. Br., und einer seiner Piloten, Antonio Flores, kam bis 43°. Dann hörten die Expeditionen auf, bis in den Jahren 1774 bis 1779 deren drei von Seiten der spanischen Regierung ausgerüstet wurden. Juan Perez entdeckte 1774 die Königin Charlotten-Insel und den Nutka-Sund; Bruno Heceta und Bodega y Quadra suchten die verlorne Fuca-Straße in einer falschen Breite auf. Während der Rückfahrt von der Quadra-Vancouver-Insel kam Heceta an

einer Eintiefung vorüber, aus welcher ihm eine so gewaltige Strömung entgegen trieb, daß er sich vergeblich abmühete, in dieselbe hineinzusteuern. Er glaubte die Fucastraße unter 46° 10′ n. Br. gefunden zu haben, und nannte die vermeintliche Einfahrt Ensenada de Asuncion. Ohne Zweifel war es die Columbiamündung, welche er am 15. August 1775 sah. Inzwischen hatte Bodega den Archipel König Georg des Dritten, den Prinz von Wales-Archipel und den Norfolk-Sund entdeckt, auch den Berg San Jacinto erblickt, den die Engländer Edgecumbe nennen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Spanier vor den Briten die Westküste vom Cap Mendocino bis über den 48.° n. Br. hinaus zuerst untersucht und beschrieben haben. Cook kam 1778 an die Westküste; Bodega gelangte 1779 auf einer neuen Reise bis vor die Küste, an welcher sich der Eliasberg erhebt. Etwa zehn Jahre früher hatte ein unternehmender Amerikaner (dessen wir schon bei Beschreibung des Pelzhandels erwähnten), Jonathan Carver aus Connecticut, am obern Mississippi von Indianern unbestimmte Nachrichten über einen großen Strom gehört, der weit im Westen dem Meere zufließe. Er belegte ihn mit dem Namen Origan oder Oregon, den er wahrscheinlich selbst erfunden hat. Genauere Nachrichten hatte schon vor 1750 der französische Reisende Lepage Dupraz in Louisiana von einem Yazooindianer über den „Strom im Westen“ vernommen. Cook besuchte keinen Theil der Küste im Süden des Edgecumbe, der nicht schon vor ihm den Spaniern bekannt gewesen wäre. Seit seiner Reise aber wurden viele Expeditionen nach der Nordwestküste unternommen und der Pelzhandel von dort nach China lebhaft betrieben. Portlock und Dixon erschienen 1786 in jenen Gewässern; Meares wollte die von Heceta gefundene Oeffnung wieder aufsuchen, und fand in der That dieselbe, ohne es zu ahnen, am Cap Disappointment. Berkeley besuchte 1787, zuerst seit 1592, wieder die Fuca-Straße wohin im folgenden Jahre Meares ihm folgte. Dann erschienen 1791 zugleich sieben amerikanische Kauffahrteischiffe im nördlichen Stillen Ocean, unter ihnen das Schiff Columbia aus Boston, welches unter Capitän Gray's Führung, am 11. Mai 1792 in der Mündung des Großen Stromes ankerte, welcher seitdem Columbia genannt wird. Gray blieb bis zum 20. Mai auf dem Strome, die Südspitze an der Mündung nannte er Point Adams, das Vorgebirge an der Nordseite (Meares' Cap Disappointment) Cap Hancock. Fest steht, daß Heceta die Stelle, wo der Columbia sich mit dem Meere vereinigt, im August 1775 entdeckte, und den ihm noch unbekannten Fluß San Roque nannte; Meares hatte, und mit ihm Vancouver, behauptet, daß dort kein Strom in die See falle; Gray, Entdecker der Mündung, bewies das Gegentheil.

Noch bevor Louisiana an die Vereinigten Staaten abgetreten war, hatte Jefferson in einer vertraulichen Botschaft den Congreß aufgefordert, das ferne Westland, dessen Wichtigkeit er erkannte und nachwies, näher erforschen zu las-

sen. Meriwether Lewis und Wilhelm Clarke wurden beauftragt, den Missouri bis zu seinen Quellen zu bereisen, und sodann den Columbia, den Colorado, oder jeden andern Strom, der die am besten praktikable und directeste Wasserverbindung durch den Continent bis zum Stillen Weltmeere darbiete, bis an die Mündung zu bereisen. Lewis begann seine Fahrt den Missouri aufwärts in der Mitte Mai 1804; er hatte drei Boote und 44 Mann. Im October hatte er 1600 Meilen, von der Mündung des Missouri in den Mississippi, zurückgelegt und überwinterte unter 48° n. Br. bei den Mandanen. Am 7. April 1805 brach er mit Capitän Clarke und 30 Mann wieder auf, kam bis an die Quellflüsse des Missouri, ging über das Felsengebirge und fand Bäche, die nach Westen hin strömten. Aus Mittheilungen einiger Schoschoni-Indianer nahm er ab, daß diese Gewässer dem obern Laufe des Columbia angehörten. Die Expedition kaufte Pferde von den Indianern und begann ihre Landreise am 30. August. Während des Zuges durch die Felsengebirge, der volle drei Wochen dauerte, hatten die Reisenden von Kälte, Hunger und Anstrengungen schwer zu leiden; sie suchten ihren Weg über hohe Berge, durch steile, oft schneebedeckte Pässe und nährten sich spärlich von Beeren, gedörrten Fischen und dem Fleische von Hunden und Pferden. Unter manchen Gefahren mußten sie über breite reißende Flüsse setzen, bis sie in 43° 34′ n. Br., nach einer Wanderung von 400 Meilen (von den Missouriquellen ab gerechnet), an den Kuskuskifluß gelangten. Dort fanden sie Schopunisch-Indianer, denen sie ihre Pferde anvertraueten. Sie baueten fünf Nachen, und schwammen in diesen den Kuskuski hinab. Nach drei Tagen erreichten sie den südlichen Hauptarm des Columbia, und nannten ihn Lewis. Nach abermals sieben Tagen gelangte sie zu der Stelle, wo er mit dem nördlichen Hauptarme, dem Clarke, zusammenfließt, und befanden sich nun auf dem Wasser des „Großen Stromes im Westen", dessen Wasserfälle sie am 31. October sahen. Unterhalb derselben spürten sie Ebbe und Fluth, und am 15. November landeten sie am Cap Disappointment, nach einer Kahnfahrt von 600 Meilen, und einer Reise, von der Missourimündung ab, von mehr als 4000 Meilen. Bis zum 23. März 1806 überwinterten sie in der Nähe der Mündung, traten dann die Rückreise an, entdeckten den Cowelitz, welcher auf der Nordseite, und den Multnomah oder Willamette (Wallamut), welcher an der Südseite einmündet, waren am 8. Mai wieder am Kuskuski, ließen dort die Nachen zurück, ritten gerade nach Osten an den Clarke, und trennten sich dort am 3. Juli unter 47° n. Br., gerade westlich von den Fällen des Missouri. Lewis zog durch das Land der Schwarzfuß-Indianer an den Missouri und dann zum Yellowstone, den er bis zur Mündung hinabschiffte, während Clarke den nach ihm benannten Strom bis zu den Quellen untersuchte, und dann gleichfalls den Yellowstone abwärts fuhr, an dessen Mündung er am 23. September 1806 mit Lewis wieder zusammentraf. So kannte

man nun die Quellen des Missouri, und den ganzen Stromlauf des Columbia; und ein Theil des heutigen Oregon-Gebietes war im Innern erforscht worden.

Im Osten desselben erheben sich die Windriver-Mountains und die von denselben nach Norden fortziehende Abtheilung der Felsengebirge. Schon an einem andern Orte haben wir darauf hingewiesen, daß die große amerikanische Gebirgskette zwischen 42 und 53° n. Br. eine beträchtliche Anzahl von Spitzbergen trägt; doch liegen die berühmten Drei Tetons nicht in der Kette selbst, sondern erheben sich westlich vor derselben auf dem Hochlande. Die Felsengebirge sind hier im Allgemeinen unfruchtbar und weder zum Ackerbau noch zur Viehzucht geeignet; man mag sie Alpen nennen, aber anbaufähige Strecken und grüne Matten, welche den europäischen Alpen einen so großen Reiz verleihen, mangeln zumeist; denn das Gebirge erhebt sich auf einer beträchtlichen Hochebene, und hat ein scharfes, excessives Klima. Von Osten nach Westen führen über dasselbe der mehrfach erwähnte Süd-Paß (7489 Fuß), in der südöstlichen Ecke des Gebietes, zwischen 42 und 43° n. Br.; ein anderer Paß zwischen dem Henrys-Fork, einem Quellflusse des Lewis, und dem Bighorn, einem Quellflusse des Yellowstone; noch ein Uebergang befindet sich zwischen den Quellen des Maria und des Clarke, und weiter im Norden liegt der Paß zwischen den Bergen Brown und Hooker, die von den Pelzjägern auf ihrem Wege nach Oregon häufig gewählte Athabasca-Portage mit dem kleinen See Committees-Punch-Bowl. In Oregon senden die Felsengebirge eine Anzahl Ausläufer nach Westen hin, z. B. einen durchaus steilen, zwischen den Flüssen Flathead und Flatbow, und zwischen dem letztern und dem Spokanéfluß einen andern, dicht bewaldeten Gebirgszug. Auch läuft ein solcher dem Kuskuski entlang, der eine Verbindung mit den Blauen Bergen zu bilden scheint, einer unregelmäßigen vielfach gebrochenen Kette, welche etwa unter 46° nördlicher Breite beginnt, und nach Süden bis an die Gränze von Oregon läuft, wo sie die Tlamathkette durchschneidet. Nach Thornton*) bilden diese Blauen Berge eine besondere Kette; sie laufen im Allgemeinen von Norden nach Süden. Dieses oregonische Mittel- oder Zwischengebirge, das auf der Südseite des Salmon-River die Benennung Salmon-River-Mountains führt, begränzt das Stromgebiet des Lewis im Westen; ist weit niedriger als das Felsengebirge, hat manche fruchtbare Thäler, gute Weideplätze und schöne Waldungen. Auch in Oregon wie in Californien ist das Hochthal zwischen den Rocky-Mountains und der Sierra Nevada, d. h. den Seealpen, mit einem beiden Gebirgen parallel laufenden Berglande ausgefüllt. Deshalb tragen die Flüsse den Charakter eines nicht völlig entwickelten Stromsystems, und sind zur Schifffahrt nicht geeignet. In den See-

*) Oregon and California in 1848. I, 255.

alpen von Oregon, die man mit dem Namen der Cascaden- oder Präsidentenkette*) bezeichnet, erheben sich eine Menge schneebedeckter Spitzberge; sie liegt etwas über 100 M. von der Küste entfernt. Der Gebirgsstock, welcher die einzelnen Piks trägt, ist mit prächtigen Tannen, Fichten, Cedern und Schierlingstannen besetzt; die Riesenbäume erreichen hier eine Höhe von weit über 200 Fuß. Ein Ausläufer der Präsidentenkette rückt sich nach Westen vor und scheidet die Flußgebiete des Willamette und Umpqua. Im Süden der Fuca-Straße, westlich vom Puget-Sund, erhebt sich der Olympus oder Van Buren. Die kleineren Höhenzüge an der Küste sollen fruchtbar sein.

Der Hauptstrom des großen Oregon-Gebietes ist der Columbia; für beinahe alle Gewässer auf diesem Raume, der zwölf Grade der Länge und eben so viele Grade der Breite umfaßt, bildet er die Hauptader, durch welche sie mit dem Weltmeere in Verbindung stehen. Etwa 300 M. vom Ocean wird er durch den Zusammenfluß zweier Flüsse gebildet, deren einer von Südosten, der andere von Nordosten herströmt. Dieser letztere, oder der Nordarm, führt von Anfang an den Namen Columbia, und hat seine Quelle in 50° n. Br. und etwa 116° w. L. in zwei Seen, die nur durch den Zwischenraum von einer halben Stunde Weges von jenen des Kutanie (auch Flatbow und Mac Gillivray genannt) getrennt sind. Der Columbia fließt durch ein wildes vielfach durchbrochenes Land nach dem sogenannten Boat Encampment, wo er ein Gefließ aufnimmt, das von der Punch-Bowl herabkommt und ganz nahe den Quellen des Athabasca entspringt. Nach der Vereinigung mit diesem Punch-Bowl-Flusse empfängt der Columbia von Norden her den Canoe-River; in etwa 3000 Fuß Meereshöhe. Eine Drittel-Meile breit strömt er nun nach Süden, oft ungemein reißend in Stromschnellen über ein von Felsen und Klippen starrendes Bett, z. B. an den oberen und unteren Steinernen Rinnen (Upper- und Lower-Dalles), bildet darauf mehre Seen, in deren Nähe Wälder und grasbewachsene Prairien liegen, und nimmt dann, immer noch nach Süden fließend, den Kutanie von Osten her auf, in etwa 49½° n. Br. und 117° 40′ w. L. Etwa unter 48° 50′ n. Br. strömt dem Columbia von Südosten her der Clarkes-River oder Flathead zu; der Vereinigungspunkt liegt 2500 Fuß über dem Meere. Dieser Fluß hat seinen Ursprung in den Felsengebirgen in zwei Quellbächen, von welchen der eine den Quellen des Missouri sehr nahe liegt. In seinem mittlern Laufe bildet er den Kullespelm-See,

*) Auf diesem Namen bestehen jetzt die Amerikaner. Sie bezeichnen den Mount Pitt als Jackson, den Mount Vancouver, 44¾°, als Jefferson, den Hood als Washington, 45½°; und nördlich vom Columbia, den St. Helens 46½°, als Adams, den Rainier als Harrison, 46½° n. Br. Dieser letztere ist 12,330 Fuß hoch; und der Baker an der Nordgränze von Oregon fast eben so hoch. Der Rainier-Harrison, und der 9550 Fuß hohe St. Helens-John Adams sind noch thätige Vulcane. Der letztere hatte 1831 eine Eruption, deren seit jener Zeit mehre beobachtet worden sind.

oder Lac Pend Oreilles, und fließt von dort an bis zu seiner Mündung durch ein bewaldetes und zum Theil anbaufähiges Land. Von nun ab nennen wir den Strom Clarke-Columbia. Er fließt jetzt nach Westen und bildet die merkwürdigen Kesselfälle, deren Gefäll im Ganzen 50 Fuß beträgt, und an deren Fuß er eine Breite von 2330 Fuß hat. Unterhalb Fort Colville liegen die Thompsons Stromschnellen. Da wo der Strom eine nordwestliche Richtung nimmt, mündet von Süden her der Spokané, ein reißender Fluß mit vier Wasserfällen und vielen Stromschnellen, welcher aus dem Lac Coeur d'Alene oder Pointed Heart-See abfließt, und einzelne fruchtbare Landstriche bespült. Der Okanagan mündet von Nord-Westen her etwa unter 48° n. B. und 119° 40′ w. L., er bildet den Abfluß mehrer Seen, ist zwar für Boote auf einer beträchtlichen Strecke schiffbar, strömt aber durch eine dürre Wüstenei. Von nun ab nimmt der Clarke-Columbia einen südlichen Lauf, empfängt eine Anzahl kleiner Zuflüsse aus der Cascaden-Kette, und vereinigt sich mit dem Lewis unter 46° 15′ n. Br. und 118° 45′ w. Länge, 9 Meilen oberhalb Fort Wallawalla oder Nez Percé.

Der Lewis, der auch die Namen Schoschoni, Snake und Saptin führt, hat seine Quellen im Windriver-Gebirge, unweit vom Ursprunge des Jefferson-Missouri, wo der Henry und ein anderer Fluß die drei Tetons umfließen, und sich unter etwa 43½° n. Br. vereinigen. Der Lewis-Saptin nimmt dann eine westliche und später nordwestliche Richtung. Auf seiner rechten Seite nimmt er auf den Malade oder Sickly-River, etwa unter 43° 20′ n. Br. den Boisé oder Wooded-River, 44° 30′ den Payette, den Salmon-River, 46°, und den Kuskuski, 46½° n. Br.; auf seiner linken Seite münden: der Portneuf unweit Fort Hall, und mehre andere kleine Flüsse, welche auf der Wasserscheide im Norden des Großen Salz-Sees entspringen. In seinem mittlern und untern Laufe empfängt er den Owihee oder Fish-River, in 44° 20′ n. Br., den Malheur oder Unlucky, den Powder in 45° 40′ und den Grand Round in 45° 50′ n. Br. Dieser letzte Fluß bewässert eine schöne fruchtbare Ebene, oder Bergprairie südöstlich von Fort Wallawalla, die von dicht bewaldeten Basaltkuppen umschlossen wird. Sie ist etwa 20 M. lang, 15 M. breit, hat ein mildes gesundes Klima, und liegt auf dem Auswandrerwege. Sie ist ein vielersehnter Erfrischungspunkt, den auch die Cayuses, Nez Percés und Wallawalla-Indianer besuchen, um mit den Schoschonis Tauschhandel zu treiben. Diese Stämme haben jene Bergmatten für neutralen Boden erklärt, auf welchem kein Blut fließen darf. Alle diese eben genannten Ströme sind von Bergen vulcanischen Ursprungs eingeschlossen und bahnen sich ihren Weg über Cascaden und Stromschnellen und durch tiefe Schluchten. Im Allgemeinen haben die umliegenden Gegenden Holzmangel.

Der vereinigte Clarke-Columbia und Lewis-Saptin heißt nun vorzugsweise

Columbia, und ist da, wo er den Wallawalla aufnimmt, in einer Meeres-höhe von 1286 Fuß etwa 1100 Yards breit. Von nun ab behält er im Allgemeinen eine westliche Richtung, empfängt von Süden her den Umatilla, den John Day's River und den Falls-River oder Rivière aux Chutes, 45° 30′ n. Br. (den Towahnakioks der Indianer). Die Fälle des Columbia, der auf seinem Laufe überall Wirbel und Stromschnellen hat, werden von Felsenleisten gebildet, die quer durch den Strom reichen, der hier zwischen hohen steil abfallenden Basaltufern rauscht, und manchmal 30 bis 40 Fuß über seinen gewöhnlichen Stand anschwillt. Wenige Meilen unterhalb liegen wieder Steinerne Rinnen, die Dalles des Columbia, wo der gewaltige Strom in ein nur wenig über 300 Fuß breites Bett eingezwängt ist, zwischen senkrechten Basaltmassen, etwa eine halbe Meile fließt, und zuweilen 60 Fuß über die gewöhnliche Wassermarke steigt. An einer Stelle verengt er sich zu 174 Fuß Weite. Fünf Meilen unterhalb der Steinernen Rinne, an welcher bedeutender Lachsfang getrieben wird, ist das Land auf dem linken Ufer offen, und 45 M. weiter westlich, nachdem der Columbia an mehren Stellen zwischen Steilufern hindurchströmte, die bis zu 1500 Fuß sich erheben, wird er abermals auf etwa 1350 Fuß Breite eingeklemmt, und bildet dann, hohe Wellen schlagend und gewaltig wirbelnd, die 40 Fuß hohen Cascaden, 125 M. weit von seiner Mündung. Bis hierher können ungehindert Seeschiffe fahren. Er ist nun in das Gestadeland eingetreten, wird bis zu einer Meile breit, dehnt sich aber, sobald er auf acht Stunden dem Weltmeer nahe kommt, zu einer Breite von fünf Meilen aus, und mündet zwischen Point Adams im Süden und Cap Disappointment im Norden; jene ist eine sandige Landspitze, dieses ein 300 Fuß hohes Hügelvorgebirge. Die Mündung ist wegen der Winde, Nebel, Strömungen und Sandbarren für die Schifffahrt äußerst gefährlich. In seinem untern Laufe nimmt der Columbia noch zwei wichtige Flüsse auf. Der Willamette oder Wallamut entspringt unter 42° in der Cascaden-Kette und fällt mit zwei Mündungen unter 45° 40′ in den Ocean, indem er die fruchtbare Wappatu-Insel bildet. Er hat Nebenflüsse an dem Clackamas und dem Putin. Das Stromgebiet des Willamette wird das Hauptculturland in Oregon werden. Vom Norden her mündet in den Columbia der Cowlitz, nachdem er ein zur Viehzucht vortrefflich geeignetes Land durchfloß. — In den Stillen Ocean fallen: der Tschehalis, der etwa unter 47° n. Br. in den Gray's-hafen mündet, und im südlichen Theile des Gebiets der Umpqua, und der Tlamath, welcher zum Theil die Gränze gegen Californien bildet.

Das Oregon-Gebiet wird von einer großen Anzahl verschiedener Indianerstämme bewohnt, über welche wir durch die Reisenden seit Lewis und Clarke und durch die Missionäre eine Menge zerstreuter Nachrichten erhalten haben. Ethnographisch geordnet und übersichtlich zusammengestellt wurden sie zuerst von

Horatio Hale*). Die Indianer im Westen der Felsengebirge stehen an körperlicher und geistiger Begabung offenbar hinter jenen im Osten zurück; auch ist ihre sociale Entwickelung auf einer niedrigern Stufe geblieben. Ihnen fehlen die ausgedehnten leicht zugängigen Wälder, wie das Stromthal des Mississippi und der atlantische Osten sie darbieten; ihrem Lande mangelt die Hunderte von Meilen weite Prairie, welche den Büffel ernähren könnte; an die Stelle des Jägers tritt der Wurzelgräber und der Fischer; doch haben die den Felsengebirgen zunächst wohnenden Stämme sich auch das Pferd angeeignet, wie sie denn überhaupt dem Prairie-Indianer näher stehen als jene am untern Columbia. Wie hoch sich ihre Zahl beläuft, wissen wir nicht; man hat sie im Anfang des Jahrhunderts, z. B. Lewis und Clarke, auf 80,000, späterhin wohl richtiger auf 30,000, und um das Jahr 1840 auf etwa 20,000 Köpfe geschätzt. Neueren Berichten zufolge, sind während der letztverflossenen zwanzig Jahre nicht weniger als 58 Procent der Indianer am Columbia durch Fieber hinweggerafft worden, oder, und zwar fünf Procent, an der Auszehrung gestorben. Ein Stamm in der Nähe von Fort Vancouver war 1847 bis auf sechs Köpfe umgekommen. Diese Oregon-Indianer kennen keine zwiefache Häuptlingsschaft, keine Kriegerweihe der Jünglinge, keine Eintheilung nach Totems, wie jene im Osten. Auch sind ihre religiösen Vorstellungen äußerst roh und eng begränzt, und bei den meisten bleibt es noch zweifelhaft, ob sie überhaupt eine Vorstellung vom höchsten Wesen haben. Trotz aller Mühe und Anstrengung konnten die Missionäre in keiner der Oregonsprachen ein Wort für Gott ausfindig machen. Die Hauptgottheit heißt der Wolf; sie scheint halb Thier halb Gottheit zu sein. Hale vergleicht die Stämme im westlichen Oregon und Californien mit den Urbewohnern Australiens, bemerkt nur, daß diese letzteren noch tiefer stehen und gleichsam als ein verzerrter Nachdruck jener erscheinen. Die Oregon-Indianer haben keine festen Wohnsitze und sind doch nicht eigentlich Nomaden. Wir wiesen schon bei Beschreibung der Wakasch am Nutka-Sunde darauf hin, daß die Fischervölker im Binnenlande sich zu bestimmten Jahreszeiten von einem Platze zum andern begeben, je nachdem da oder dort der Fischfang ergiebig zu sein pflegt. Aehnliches kommt in Oregon vor, wo man die Indianer in gewissen Monaten unfehlbar an derselben Stelle trifft, wie im Jahre vorher. Das Land nämlich ist ungemein ergiebig an eßbaren Wurzeln, deren man mehr als 20 Species kennt**). Von diesen ernähren sich die Indianer einen Theil

*) United States Exploring Expedition; Vol. VII. Ethnography und Philology, p. 197 — 225, und 533 — 650. Eine vortreffliche Charte zeigt die Stamm- und Sprachverwandtschaft der verschiedenen Völker und ihre Wohnsitze.

**) Thornton I, 355 führt unter anderen folgende eßbare Wurzeln auf: Die Ithwa oder Kamaßwurzel; sie wächst in großer Masse auf feuchten Wiesen, wird so groß wie eine kleine Zwiebel und gleicht im Geschmacke gerösteten Walnüssen. Die Indianer bereiten Brot daraus.

des Jahres hindurch fast ausschließlich, und da die verschiedenen Wurzelarten zu verschiedenen Zeiten reif werden, so geht man von einem Wurzelgrunde zum andern. Dasselbe geschieht mit Früchten und Beeren, deren eine Menge vorhanden ist. Der Fischfang hat zwei verschiedene Erntezeiten. Wenn der Lachs stroman geht, um zu laichen, findet der erste Fang statt; der zweite einige Monate später, wenn der Fisch wieder stromab schwimmt. Dadurch wird auch ein zweimaliger Wechsel des Wohnortes bedingt. Bei einigen Stämmen ist es herkömmlich, nach Osten über das Gebirge zu ziehen, um den Büffel zu jagen; doch bleiben dann die Weiber im Lande zurück. Die Stämme an der Küste halten sich während der Sommermonate am Meere auf, für den Winter hausen sie im Lande in einer vor Wind und Wetter möglichst geschützten Gegend an irgend einem Flusse. Einige wechseln den Wohnort gar nicht, sondern streifen nur einige Wochen umher, um zu fischen oder Wurzeln zu graben, und kehren dann immer wieder in ihre ständigen Hütten zurück.

Zu der Abtheilung der nördlichen Oregon-Indianer rechnet Hale alle im Norden des Columbia, und drei oder vier Stämme im Süden desselben. Jenseits der politischen Gränze des heutigen Oregon-Gebiets, also im britischen Amerika am obern Fraser leben Takellis oder Carriers, welche wir schon früher (S. 166) beschrieben. Südlich von ihnen, etwa unter 52° n. Br., beginnt die Taihaiti-Selisch-Familie, welche die Schuschwaps, Flatheads, Schikoilisch, Cowelitz und Killamecks in sich begreift, sammt den Tschinucks, den Yakones oder südlichen Killamecks und theilweise den Kalapuyas. Alle diese Stämme sind äußerst häßlich, unter Mittelgröße und plump; breites Gesicht, niedriger Vorderkopf, großer Mund, grobe rauhe, meistens lohbraune oder schmutzig kupferfarbene Haut ist ihnen gemeinsam, insbesondere aber den Stämmen an der Küste; denn jene weiter im Binnenlande, wie die Schuschwaps und Selisch, sind nicht ganz so häßlich. Die am Meere wohnenden haben zum Theil schräg liegende Augen. Man schildert diese Volksfamilie als geistig sehr beschränkt, schmutzig, träg, betrügerisch, der Wollust und der Spielsucht ergeben. Die meisten Stämme, besonders jene am Meere und unter ihnen vorzugsweise die

---

Die Wappatu oder Pfeilspitzenwurzel ist knollig, und wächst in feuchten Niederungen am Columbia. Sie bildet unter den Indianern einen wichtigen Handelsartikel. Die Spatlam, oder Spatylon oder Bitterwurzel ist dünn und weiß, sieht aus wie Nudeln, giebt gekocht ein Gallert und schmeckt bitterlich, aber nicht unangenehm. Sie wächst in steinigem Boden. Die Poxpoxwurzel hat Aehnlichkeit mit der Kamaßwurzel und ist schon sehr früh im Jahre reif. Die Mesauiwurzel sieht aus wie die Pastinake, ist aber nicht besonders nahrhaft. Gebacken wird sie schwarz und hat einen ganz eigenthümlichen Geschmack. Man sammelt sie im October. Die Cowish (Kauisch) oder Biscuitwurzel wird etwas größer als ein Pfirsich, wächst in trockenem Boden und wird als Brot gegessen. Sie schmeckt etwa wie süße Kartoffeln. Auf vulcanischen Schlacken, wo nichts Anderes wachsen will, fand Thornton eine Wurzel mit einer schönen rothen Blume; der Name war ihm unbekannt. Es ist auffallend, daß noch kein Versuch gemacht worden ist, die eine oder andere dieser eßbaren Wurzeln nach Europa zu verpflanzen.

Tschinucks, drücken ihren Kindern den Kopf platt; von ihnen scheint dieser merkwürdige Brauch auf die anderen Stämme übergegangen zu sein.

Die Schuschwaps oder Atnahs sitzen am untern Fraser. In der Sprache der Takellis bedeutet das Wort Atnah einen Fremdling, einen Wälschen. (Das Land zwischen den beiden obern Quellflüssen des nördlichen Columbia wird von den Kitunahas (Kutanis oder Flat-Bows) bewohnt, einem tüchtigen Jägervolke, das mehr den östlich wohnenden Prairie-Indianern als jenen im Oregon gleicht.) Die Selisch oder Plattköpfe (Flatheads), am obern Columbia und dessen Zuflüssen, dem Spokané, Flathead und Okanagan, etwa 3000 Köpfe, führen ihre Beinamen mit Unrecht, da sie den Kopf nicht plattdrücken. Sie bilden gewissermaßen einen Uebergang zwischen den Küstenstämmen und jenen im Süden und Osten. Ihre Nahrung bilden Wurzeln, Fische, Beeren, Wild und eine Art von Flechten. Sobald im April der Schnee wegschmilzt, suchen sie die Pohpoh oder Porporwurzel, im Mai die Bitterwurzel, im Juni ist die Ithwa reif; sie liefert um so eher auf einige Monat Zuspeise, da im Juni und Juli die Lachse erscheinen, und in großer Menge gefangen werden. Im August sammeln sie Beeren, von welchen auch ein kleiner Wintervorrath getrocknet wird, was mit dem im September wieder abwärts schwimmenden, nun freilich abgemagerten Lachse gleichfalls geschieht. Zu derselben Zeit wird die Mesauiwurzel gegraben. Im October muß man schon die Vorräthe angreifen, wenn der Winter nicht ergiebig ausfällt, und seine Zuflucht zu Flechten und Moosen nehmen. Die Selisch leben in Banden oder Horden, deren jede einige hundert Köpfe zählt, die seit etwa einem halben Jahrhundert mit einander in Frieden leben. Wechselheirathen zwischen den Horden sind häufig, und insgemein schließt der Mann sich der Bande an, aus welcher er seine Frau nimmt, wahrscheinlich weil diese die Fischplätze und Wurzelgründe in ihrer Heimath genauer kennt. Die Frauen müssen hart arbeiten, einen großen Theil der Nahrungsmittel herbeischaffen, und stehen deshalb auch in großem Ansehen. Sie verfügen über die Vorräthe, und der Mann muß sie zuvor fragen, ehe er von denselben für sich nehmen darf. Jagd und Fischfang ist übrigens vorzugsweise Obliegenheit der Männer. Die Familienneigung tritt bei den Selisch stark hervor; bei ihnen trägt man auch Sorge für alte und schwache Leute, was bei den Sahaptinstämmen nicht der Fall ist. Damit steht freilich ein alter Brauch im Widerspruche, demzufolge jungen Kindern, welchen der Vater stirbt, alle Habe, namentlich aber die Pferde, von den nächsten Verwandten geraubt wird. Der Häuptling hat gar keine gesetzliche Gewalt, und verdankt seinen Einfluß nur dem persönlichen Ansehen, das er durch seine Tüchtigkeit zu erwerben weiß. Die Skitsuisch oder Coeurs d'Alene-Indianer, etwa 400, wohnen an dem See, von welchem sie den Namen führen, und sind dadurch bemerkenswerth, daß sie Kartoffeln pflanzen und Neigung für den Acker-

bau bethätigen. Die Piskwas, berüchtigte Diebe, hausen unterhalb Fort Okanagan bis zu den Priest's Stromschnellen. Die Skwale oder Nisqually wohnen am Puget-Sunde, die Cowelitz in der Mitte der Halbinsel zwischen dem Columbia und dem Puget-Sunde; die Tsihailisch am Cowelitzflusse und die Killamecks oder Nsietschawus an der Küste, südlich vom Columbia. Sie weichen in der Sprache von einander ab, sind aber untereinander und mit den Schinucks oder Tschinucks in der äußern Erscheinung und Bräuchen sehr ähnlich. Ihre Gesammtzahl betrug 1840 etwa 3600 Köpfe.

Die Sahaptins (Saptin) oder Nez Percés, wohnen am Kuskuski, Salmon-River und untern Lewis, zusammen etwa 2000 Köpfe. Sie gleichen mehr den Missouri-Indianern, denn sie sind gute Jäger, halten viele Pferde, gehen über das Gebirge auf die Büffeljagd und haben vor etwa 15 Jahren eine Gesandtschaft nach Washington geschickt, die um Lehrer bat, damit sie die Künste der Weißen sich aneignen könnten. Den Namen Nez Percés führen sie mit Unrecht, indem der Brauch, den Nasenknorpel zu durchbohren, ihnen vollkommen fremd ist. Die Wallawallas, Peluses, Yakemas und Klikatats, wohnen die ersteren um Fort Wallawalla, die zweiten an dem gleichnamigen Zufluß des Lewis, die dritten an einem Flusse, Fort Wallawalla gegenüber, die letzteren um den St. Helensberg, zusammen 2200 Köpfe; sie sind mit den Sahaptins sprachverwandt, aber keine Jäger, sondern mehr Lachsfänger. Allesammt pressen sie den Kopf platt, aber nicht so sehr wie die Stämme an der Küste.

Der Wailaptu- oder Cayusestamm lebt am obern Wallawalla, neben einigen Sahaptinbanden, deren Sprache die Cayuses angenommen haben, nachdem sie ihre eigene in Abgang kommen ließen. Sie zählen nur 500 Köpfe, sind aber tapfere Krieger und halten in ihrem grasreichen Lande Tausende von Pferden. Die Molele am Hoodberge sind ausgestorben.

Die Tschinuck-Familie. Die Watlala oder oberen Tschinucks gehören eigentlich zu den Indianern an den Cascaden des Columbia; man faßt aber unter dieser Benennung alle zusammen, welche von der Insel Multnomah bis zu den Fällen des Columbia, und am untern Willamette wohnen. Im Jahre 1823 raffte das kalte Fieber vier Fünftel dieser einst zahlreichen Völkerschaft in einem einzigen Sommer hinweg. Von 10,000 sind jetzt kaum 500 übrig; weiter aufwärts zwischen den Dalles und den Cascaden war die Verheerung geringer; dort sind noch etwa sechs Dörfer mit mehr als 700 Bewohnern. Den Weißen waren diese Indianer sehr lästig; jetzt sind sie ungefährlich und haben Missionäre unter sich. Auch die unteren Tschinucks, unterhalb der Multnomah-Insel, nämlich die Wakaikam, Katlamet, Tschinuk und Klatsap, einst 6000 Köpfe stark, sind auf weniger als ein Zehntel zusammengeschmolzen und gehen dem Untergange rasch entgegen. Diese Tschinucks bauen Häuser von dicken Planken, ihre Nachen sind oft von beträchtlicher

Größe und können die See halten. Der schon erwähnte Brauch, dem Kinde den Kopf platt zu drücken, scheint bei ihnen sehr alt zu sein. Der Säugling wird bald nach der Geburt auf ein längliches etwas ausgehöhltes Stück Holz gelegt, das als Wiege dient. Ein kleines mit Moos ausgestopftes Polster wird ihm auf den Vorderkopf gelegt, und zu beiden Seiten an dem Brette befestigt, so daß das Kind den Kopf nicht zu bewegen vermag. Bei diesem Druck kann der Schädel nur nach den Seiten hin auswachsen, und dadurch erreicht das Gesicht des Tschinuck jene Mißgestalt, welche nach landesüblicher Vorstellung für die größte Schönheit gilt, und als Vorrecht der Freien. Denn den Kindern der Sklaven darf der Kopf nicht platt gedrückt werden.

Die Kalapuyas bewohnen den fruchtbarsten Theil von Oregon, nämlich das Thal des Willamette oberhalb seiner Wasserfälle. Auch sie sind auf einige Hundert zusammengeschmolzen. Gleich den Umpquas stehen sie mitten inne zwischen den wandernden Stämmen im Innern und den schmutzigen, streitsüchtigen Küstenbewohnern. Die Lutuami oder Klamet sind ein kriegerischer Stamm am obern Klamet, und den Reisenden gefährlich, welche von Oregon nach Californien gehen.

Die Schoschonis oder Schlangenindianer (Snakes) sind weit verbreitet. Das Land der eigentlichen Schoschonis ist im Süden des Lewis bis nordöstlich von Großen Salzsee. Die südlichen Stämme faßt man unter dem Namen Bonnacks zusammmen. Diese Schlangenindianer sind ein kriegerisches Volk, das mit den Satsika oder Schwarzfüßen und den Upsarokas oder Krähen-Indianern häufige Fehde führt, besonders am obern Lewis, Green und Platte. Manche von ihnen sind beritten und mit Feuerwaffen versehen. Die Schoschonis und Bonnacks, sowie die Yutahs (Utahs) und Sampiches östlich vom Großen Salzsee sollen mit den Kamantsches in Texas sprach- und stammverwandt sein.

Die südlichen Oregon-Indianer, d. h. die Sahaptin-, Wailaptu-, Schoschoni- und Lutuami-Familien, haben, wie bemerkt, einige Aehnlichkeit mit den Indianern im Osten der Felsengebirge; sind höher gewachsen als jene in Nordoregon, haben länglicheres Gesicht, dünnere Lippen, breite Backenknochen; sie sind kalt, schweigsam, kriegerisch und kühn. Reisende, welche den Columbia aufwärts fuhren, fanden den Unterschied zwischen den Wallawallas und den Tschinucks ganz ungemein auffallend. So sind auch die Sprachen der Nordoregon-Indianer von denen in Südoregon völlig verschieden. Jene zeichnen sich durch eine rauhe Härte aus, die oft allen Glauben übersteigt; es scheint beinahe, als ob den Tschinucks und Killamecks das Sprechen geradezu schwer falle; neben den Kehl- und Gurgellauten haben sie auch Räusperlaute. Dagegen sind die südlichen Sprachen durch Harmonie und Weichheit ausgezeichnet, die Kehllaute nur sehr schwach vorhanden, und zwar bloß in wenigen

Idiomen; statt derselben hat man den Lippenbuchstaben F, das Liquidum R und ein nasales N, die alle im Norden fehlen. In grammatikalischer Hinsicht haben alle Oregonsprachen dieselben Eigenthümlichkeiten wie die übrigen amerikanischen.

Seit dem Jahre 1806 hatten die Briten mehre Handelsposten nacheinander jenseits der Felsengebirge angelegt; die Missouri-Pelz-Compagnie, welche 1808 zu St. Louis gegründet wurde, legte einen solchen am obern Lewis an, der wegen der Feindseligkeit der Indianer bald wieder verlassen werden mußte. Im Jahre 1810 begann ein Deutscher, Johann Jakob Astor*), Gründer der Pacific Fur Compagny, eine umfassende Thätigkeit von Neu-York aus. Sein Plan war, am Columbia und dessen Nebenflüssen, an den Küsten des Stillen Oceans und am obern Laufe des Missouri Handelsposten, und eine große befestigte Factorei an der Mündung des Columbia zu bauen. Diese letztere sollte alljährlich von Neu-York aus über See mit Waaren reichlich versehen werden, die von den Agenten der Gesellschaft eingetauschten Felle einladen, nach Canton zum Verkauf bringen und von dort mit chinesischen Waaren, namentlich Thee und Seide, in den Hudson zurückkehren. Eine von ihm ausgerüstete Expedition, deren Arbeiten und Schicksale Washington Irwing in einem bekannten Werke nach Astors Papieren geschildert hat, gründete im April 1811 die Niederlassung Astoria, am südlichen Ufer des Columbia, einige Stunden oberhalb der Mündung. Als bald nachher der Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten ausbrach, wurde Astor in seinen Unternehmungen gestört, und im December 1813 die Factorei von den Engländern weggenommen, welche dieselbe Fort George nannten und erst 1818 zurückgaben. Nachdem die, früher ausführlich erwähnte, Nordwest-Compagnie sich mit der Hudsonsbay-Compagnie vereinigt hatte, wurde Fort Vancouver statt Astoria's zur Hauptfactorei erklärt, und das letztere verfiel. Die Amerikaner dachten längere Zeit kaum an das Columbialand; nur ein kluger und unternehmender Schullehrer in Boston, Hall J. Kelly, verlor dasselbe nicht aus den Augen, und beschloß, eine Reise dorthin zu unternehmen. Er veröffentlichte 1830 eine geographische Abhandlung über Oregon. Man erfuhr inzwischen, daß hin und wieder ein amerikanischer Walfischfänger die Mündung des Columbia besuchte, und daß 1830 einige Canadier sich am Willamette niedergelassen hatten. Kelly's unermüdlichen Anstrengungen gelang es, etwa hundert Männer für seine Expedition zu gewinnen, die er militärisch organisiren wollte. Unter denselben befanden sich die seitdem vielgenannten Capitäns Bonneville und Wyeth, deren Abenteuer gleichfalls von Washington Irwing geschildert worden sind. Doch scheiterte am Ende

*) Astor war 1763 in Walldorf bei Heidelberg geboren, und Sohn eines Gerichtsdieners. Im Alter von 21 Jahren wanderte er nach Nord-Amerika, und kam mit 7 Flöten und einiger spärlichen Habe nach Baltimore, von wo er bald nach Neu-York ging. Dort wurde er Kürschner, trieb Pelzhandel, trat in ein großes Pelzgeschäft bei einem Quäker und begann später ein eigenes Geschäft, in welchem er nach wenigen Jahren ein Vermögen von 200,000 Dollars erworben hatte, das er durch eben so kühne als zweckmäßig geleitete Speculationen ins Ungeheure vergrößerte, denn als er 1848 starb, hinterließ er etwa 30,000,000 Dollars. Doch wurde nur der geringste Theil dieser Summe im Pelzhandel erworben; der Verkauf von Bauplätzen in Neu-York und von Ländereien in den westlichen Staaten brachten ihm bei weitem mehr ein.

Kelly's Plan; die beiden genannten Offiziere zogen jeder auf eigene Faust in die Felsengebirge; einige wenige Amerikaner gelangten nach dem westlichen Oregon, wo sie Landbau trieben und gleich bei ihrer Niederlassung eine Schule gründeten. Diese Männer waren Johann Ball und Calvin Tibbits, 1832. Kelly selbst reiste 1834 über Mexico und Californien nach Fort Vancouver, von wo er bald zurückkehrte. Er lebte 1849 arm in seiner Heimath. Schon 1834 erschienen Missionäre am Willamette; 1836 kamen Frau Wittmann und Frau Spalding ins Land, die ersten weißen Frauen, welche die Felsengebirge überschritten. Die eigentliche Einwanderung begann im Jahre 1843; fünf Jahre später waren bereits 12,000 Weiße im Lande. Die wenigen Abenteurer, welche schon 1841 in Oregon sich befanden, traten am 7. Februar dieses Jahres zu Champoeg am Willamette zusammen, um Gesetze zu geben und deren Geltung zu sichern. Denn wo nur ein Dutzend Amerikaner beisammen sind, da treibt Instinct und Berechnung sie zur Gründung einer bürgerlichen Ordnung. Ein aus neun Männern bestehender gesetzgebender Ausschuß wurde 1843 gebildet, auch wurde ein Vollziehungsausschuß gewählt, und 1845 der erste Gouverneur gewählt. Bekanntlich machte England Ansprüche auf das ganze nordwestliche Amerika zwischen 49° und 54° 40′ n. Br., die von den Nordamerikanern bestritten wurden. Nach langen und heftigen Erörterungen wurde endlich am 15. Juni 1846 zu Washington der Oregon-Vertrag abgeschlossen, demzufolge der 49. Grad n. Br. zwischen den amerikanischen und britischen Besitzungen die Gränze bildet. Oregon ist nun als Gebiet in den Bund der Vereinigten Staaten aufgenommen und hat seine besondere Territorialregierung. Die Hudsonsbay-Gesellschaft behält in Oregon ihre früheren Rechte bis zum Jahre 1863.

Die Küste von Oregon hat keine weit ins Meer vorspringenden Vorgebirge. Nach den neuesten Aufnahmen liegen Cap Blanco oder Orford in 42° 55′ n. Br.; die Mündung des Umpqua in 43° 44′; der südliche Hügel vom Cap Perpetua 44° 11′; Cap Foulweather 44° 45′; Point Adams 46° 12′ 40″ n. Br., 123° 57′ 34″ w. L.; Cap Disappointment 46° 16′ 16″ n. Br., 124° 1′ 42″ w. L.; für Cap Flattery am Eingange der Fucastraße finden wir 48° 27′ n. B. angegeben. Oregon hat Mangel an guten Häfen; Schiffe von 8 Fuß Tiefgang können in den Umpqua einlaufen. Die Mündung des Columbia ist, wie schon bemerkt, sehr gefährlich, und war bis in die jüngste Zeit ohne Lootsen, Leuchtfeuer, Tonnen und Dampfschlepper; Gray's Hafen und die Bakers-Bay sind nicht tief genug für große Schiffe. Dagegen hat die Fucastraße eine Anzahl ganz vortrefflicher Häfen, z. B. Port Discovery, und besonders im Admiralty-Inlet und dem Puget-Sunde, der überhaupt von großer maritimer Bedeutung ist.

Oregon zerfällt naturgemäß in drei Abtheilungen. Der östliche Theil wird im O. von den Felsengebirgen, im W. von den Blauen Bergen begränzt; Mittel-Oregon im Westen von der Cascadenkette, das westliche vom Ocean. Diesen Abtheilungen entspricht auch das Klima. Im Osten fällt vom April bis October nur selten Regen; am Tage ist die Hitze oft sehr stark, die Nächte sind kühl, die Luft ist äußerst trocken, und die Pflanzen verdorren, wo es ihnen an Wasser fehlt. Der Schneefall ist auf den Hochebenen nicht bedeutend, aber die Kälte im Winter oft sehr scharf. In Mittel-Oregon sind die Extreme von Hitze und Kälte geringer, die Sommer jedoch trockener und heißer,

auch fällt im Winter mehr Schnee und weniger Regen, als in West-Oregon. Im Juni ist das Getreide reif. West-Oregon hat mehr eine Regenzeit, als einen Winter, und mildes Klima. Die Regenzeit beginnt gegen November und dauert bis Anfang April. Zu Oregon-City, 45° 20′ n. Br., hatte man im Winter auf 1848 noch kein 3/4 Zoll dickes Eis. Was den Boden anbelangt, so ist der Osten, mit Ausnahme einiger kleinen Thäler, unfruchtbar und nur unbewohnbare Wüstenei. Doch erzielt der Missionär Spalding zu Lapwai am Kuskuski, unter 46° 27′ n. B., 118° 30′ w. L., 468 M. von der Columbiamündung, Weizen, Kartoffeln, Mais, Melonen, Kürbisse und Hülsenfrüchte. Auch treibt er Viehzucht. Bei Fort Colville, 2200 Fuß über dem Meere, in 48° 36′ 16″ n. B., 118° 4′ w. L., gedeihen dieselben Früchte, nur ist die Maisernte ungewiß. In der Gegend zwischen dem Spokané und Kuskuski und sonst hin und wieder zerstreut sind einzelne geschützte und fruchtbare Thäler; aber beinahe das ganze Land der Schoschonis ist Wüstenei. Mittel-Oregon ist nur schwach bewaldet, jedoch am Wallawalla und dessen Nebenflüssen mehrfach anbaufähig; auch liegen dort viele Wiesen. Im westlichen Oregon erscheinen die Bodenverhältnisse günstiger, und das Willamettethal ist ungemein fruchtbar. Dort wächst ganz vortrefflicher Weizen, der wohl ein Stapelproduct werden wird; sehr guter Flachs gedeihet gleichfalls. Die Wälder liefern ausgezeichnetes Bauholz. Die Flüsse sind fischreich; am Cowelitz liegen Kohlen und Blei.

Das Gebiet Oregon hat nur erst wenige kleine Städte. Die Bevölkerung besteht zumeist aus Landwirthen. Am untern Columbia liegt Astoria, das 1847 etwa 12 Häuser zählte; Plymouth, an der Mündung des Willamette; Portland, am linken Ufer dieses Flusses, an welchem auch unmittelbar unter den Wasserfällen die Hauptstadt Oregon-City liegt; 700 Einw. Hier befinden sich mehre Mühlen, eine Druckerei und eine Stadtbibliothek. Fort Vancouver, die wichtigste Niederlassung der Hudsonsbay-Gesellschaft, liegt am nördlichen Ufer, 1824 gegründet, am Nordufer des Columbia, 90 M. von der Mündung. Der Strom ist hier 1670 Yards breit und bis zu 7 Faden tief. Das Fort bildet einen 250 Yards langen und 150 Yards breiten Raum, der von 20 Fuß hohen Pfählen eingehegt wird; auf demselben stehen 35 Holzgebäude; unterhalb des Forts liegt ein aus 53 Holzgebäuden bestehendes Dorf, mit etwa 300 Ackern bebauten Landes und einem nicht unansehnlichen Viehstapel und mehren Mühlen. Durchschnittlich halten sich im Dorfe und im Fort an 500 bis 1000 Menschen auf. Andere Handelsposten an den gleichnamigen Flüssen sind die Forts Umpqua, und Nisqually, an der See; Wallawalla, unweit vom Zusammenflusse der beiden großen Arme des Columbia; weiter nördlich Fort Okanagan, und tief im Binnenlande auf der großen Einwandererstraße, am Lewis-Saptin, Fort Boisé, 43° 49′ 22″ n. B., 116° 47′ 3″ w. L., am östlichen Ufer, 8 M. von der Mündung des Flusses Boisé oder Reid. Es wurde 1832 von der Hudsonsbay-Gesellschaft gegründet, um den Operationen des amerikanischen Capitäns Wyeth entgegen zu wirken, der weiter oberhalb in demselben Jahre Fort Hall, 43° 1′ 30″ n. B., 112° 29′ 54″ w. L., gebaut hatte, um mit den Indianern Handel zu treiben. Oestlich von diesem, als Ruhepunkt für die Reisenden jetzt so wichtigen Posten stehen in einer Entfernung von etwa 20 Meilen die Drei Buttes, weithin sichtbare Landmarken, welche sich mehre tausend Fuß über die Ebene erheben.

Im Osten der Felsengebirge bis an den Missouri und vielfach bis in die Nähe des Mississippi, nördlich vom Saskatschewan und südlich bis über den Red-River, tief nach Texas hinein, dehnt sich das weite nordamerikanische Prairieland aus. Ein beträchtlicher Theil desselben ist dem Gebiete Minnisota, den Staaten Jowa, Missouri, Arkansas, Texas und dem Gebiete Neu-Mexico einverleibt worden; ein anderer Theil im Westen der Staaten Missouri und Arkansas ist als Reserve den Indianerstämmen angewiesen und vorbehalten worden, welche auf Antrieb der Regierung zu Washington ihre alten Wohnsitze im Osten des Mississippi verließen und in diesem Indianergebiet, dem schönen und fruchtbaren Lande zwischen dem Red-River und Arkansas, eine neue Heimath fanden. Der dritte Theil des Prairielandes wird im Süden vom Arkansasflusse, im Westen von den Felsengebirgen, im Norden politisch vom 49° n. Br., im Osten vom Missouriflusse begränzt, und bildet ein Gebiet oder vielmehr eine Landschaft, für welche man den Namen Nebraska — so heißt bei den Sioux der Nordarm des Platteflusses — nun allgemein angenommen hat. Diese weite Fläche ist, wenige Oertlichkeiten abgerechnet, z. B. an der Gränze von Arkansas, und da wo eine Hügelkette zwischen dem Red-River und dem False Washita streicht — die Witchita oder Toyashberge — durchweg Flachland. Aus der Ferne und von der Ebene her gesehen gleichen freilich die Ränder der Hochebenen, welche auf der Fläche lagern, oft hohen Gebirgen; sie sind aber eben nur Ränder von Tafelebenen, und werden daher von den Spaniern ganz richtig als Cejas, d. h. Brauen, bezeichnet, wie die Tafelebenen als Mesas. Diese letzteren steigen oft beträchtlich über die Fläche empor, und gleichen den asiatischen Steppen. Sie werden von zahlreichen Gefließen durchschnitten, deren größte insgemein zu beiden Seiten auf einige Meilen landeinwärts von einem dürren und unfruchtbaren Hügellande eingefaßt sind. Die größte dieser Tafelebenen ist die Ausgepfählte Ebene (Llano estacado, Staked Plain), die ein großes Dreieck von nahezu 30,000 Geviertmeilen bildet, und etwa zwischen 32 und 35½° n. Br., und 100½ bis 104½° w. L. sich ausdehnt. Im Norden reicht sie bis nahe an die Ufer-Strecke des Canadianflusses; auf ihrem östlichen Theile liegen die Quellen des False Washita und anderer Zuflüsse des Red-River; südlich reicht sie bis zum Quellgebiet des Trinidad, Brazos und Colorado, und westlich bis nahe an das Uferland des Rio Pecos in Neu-Mexico. Dieses merkwürdige Tafelland ist zum größten Theil absolut dürr, viele Gegenden haben nur ein paar Monate im Jahre Wasser, in anderen haben die nicht im Sande sich verlierenden Flüsse ungenießbares Wasser. Durch oder über dieses Tafelland führt von Santa Fé nach Südosten hin in der dürren Jahreszeit nur eine einzige Route, welche die Reisenden ohne Gefahr des Hungertodes einschlagen können, und selbst auf ihr liegen die Plätze, wo man Wasser findet, fünfzig bis achtzig Meilen weit auseinander. Einst

haben mexicanische Handelsleute, um den Weg nicht zu verfehlen, diese einzuschlagende Richtung mit Pfählen und Stangen bezeichnet. Daher der Name.

Aber im großen Prairielande machen nicht bloß die dürren Sandsteppen das Reisen mühsam oder gefährlich. Sehr oft reichen die Brauen oder Ränder der Tafelebenen bis dicht zum Uferrande der Ströme, welcher nicht selten durch dieselben gebildet wird. Dann liegt das Bett des Gewässers in tiefen Schluchten, sogenannten Cañones, die auch bei den Strömen im Westen der Felsengebirge sehr häufig sind. Der Canadian z. B. drängt sich auf einer Strecke seines Laufes ununterbrochen mehr als 50 Meilen weit durch eine solche tief eingerissene Schlucht, und ist auf dieser ganzen Strecke nicht zu passiren. Die Uferränder werden durch Steilklippen bis zu 1200 bis 1500 Fuß Höhe gebildet. In kleinerm Maßstabe zeigen sich ähnliche Erscheinungen auch an kleineren Flüssen; manche derselben sind vielleicht nicht einmal eine Ruthe breit, und doch sind ihre vom Regen ausgewaschenen Schluchten 50 bis 100 Fuß tief. Oft ahnen die Reisenden gar nichts von einer solchen Schlucht bis sie sich hart am Ufer und vor dem Abgrunde befinden, der sie zu weiten Umwegen und zum Aufsuchen praktikabler Furthen nöthigt. Da wo das Prairieland den Charakter der dürren Steppe trägt, ist es unbewohnbar, auch in jenen Strichen, welche nicht gerade absolut unfruchtbar sind. Hier hindert die Dürre jeden Anbau und jede regelmäßige Viehzucht. Das wilde Pferd, der Büffel, die Antilope und der diesen Thieren nachstellende Indianer erscheinen in den grasbewachsenen Theilen nur auf kurze Zeit, um bald weiter zu schweifen. Die Gegend ist unendlich einförmig, und fast immer wehet ein scharfer Wind. Anbaufähig sind die Hochprairien nur strichweise hart an der Strömen, wo zwei Arten von vortrefflichem Mezquite- oder Buffalograse wachsen; dort ließe sich wohl auch unter Umständen Rindvieh- und Schafzucht betreiben. Indessen die meisten Flüsse haben, wie die Prairiejäger sich ausdrücken, einen nackten Lauf. Im Norden des Red-Fork, der unter 36° n. Br. in den Arkansas fällt, und im Westen der, schon bei der Beschreibung von Texas kurz erwähnte Croſſ Timbers, sind die Gewässer meist völlig baumlos. So wächst am Cimarron auf einer Strecke von mehr als hundert Meilen gar kein Holz, und selbst ein so großer Fluß wie der Arkansas zeigt an seinen Ufern nur sehr dürftigen Baumwuchs; auch die Ufer des Canadian sind fast durchgehends nackt, und wo man an diesen Flüssen Bäume findet, sind es gewöhnlich nur Pappeln (Cottonwood, Populus canadensis, P. angulosa). Uebrigens verschuldet diesen dürftigen Baumwuchs nicht die Beschaffenheit des Bodens. Beobachter, welche die Prairiegegend genau kennen und vortrefflich beschrieben haben, wie Gregg und Wislizenus, stimmen darin überein, daß in diesem westlichen Uplande der Baumwuchs durch die häufigen Prairiebrände niedergehalten werde. Denn wohin sie nicht reichen, z. B. auf den Inseln in den Flüssen, stehen allerdings Bäume. Pater Mar-

quette fand 1673 auf ſeiner Thalfahrt am Miſſiſſippi oberhalb der Ohiomündung offenes Prairieland; erſt unterhalb des letztern begann Wald. Im ſiebenzehnten Jahrhundert reichte alſo die Prairie bis hart an den Miſſiſſippi. Gregg, der dieſe Bemerkung des alten franzöſiſchen Reiſenden hervorhebt*), fügt hinzu, daß im Südweſten nun ſtark bewaldete Gegenden vorhanden ſind, die noch bei Menſchengedenken ſo nackt wie Prairieebenen waren. Wislizenus meint, die große Prairie enthalte zur Hälfte cultivirbares Land, und der Mangel an Holz ſei weniger der Beſchaffenheit des Bodens als den häufigen Prairiebränden und der Menge des Wildes, namentlich den Alles zerſtampfenden Büffelheerden zuzuſchreiben. Mit dem allmäligen Vorſchreiten der Cultur werde dieſer Mangel ſich weniger fühlbar machen. „Auch Illinois hatte früher viele baumloſe Strecken, die ſich erſt in der Cultur von ſelbſt bewaldet haben.“ Manche alte Anſiedler im Weſten behaupten, daß, je weiter der Anbau und die Civiliſation nach dem Innern vorrücke, auch die Dürre abnehme. Am Südufer des Arkanſas, das durch eine Kette von Sandhügeln gegen die Prairiebrände geſchützt wird, iſt der Baummangel nicht ſo auffallend als auf der nördlichen Seite. Am obern Arkanſas ſucht das Auge vergeblich nach Bäumen; es gewahrt nur Buffalogras, Cactus in größter Mannigfaltigkeit, aber nur klein; die Seifenpflanze Yucca angustifolia, und zuweilen auch Ipomea leptophylla, welche die Jäger Menſchenwurzel nennen, weil ihre Wurzel einige Aehnlichkeit mit der menſchlichen Geſtalt hat. In der Nähe von Bents Fort beginnt das Big Timber, wo in einer Breite von etwa einer halben Stunde dem Ufer entlang große Pappeln ſtehen. Bei dieſen Bäumen pflegen Shyennes, Arapahos und Kioway-Indianer zu überwintern. Auf der Straße von der Gränze Miſſouris nach Santa Fé iſt das Land bis zum Pawnee-Fork, 99° w. L., eine rollende Prairie; dann flacht dieſe ſich, nach Weſten hin zu einer dürren, unfruchtbaren Ebene ab. Dieſer Uebergang kündigt ſich dadurch an, daß unter 88° w. L. zuerſt der Cactus und andere ſtachelige Pflanzen erſcheinen. Die Gegenden im Weſten des Staates Miſſouri, in welchem auch die Quellen des Neoſcho, des Verdigris und anderer Nebenflüſſe des Oſage liegen, und das Land am untern Kanſas hat fruchtbare Hochprairien, ergiebige Bottoms, treffliches Waſſer und geſundes Klima. Ein großer Theil deſſelben liegt innerhalb des Indianergebietes. Auch die Prairien im Süden des Red-River, namentlich jene zwiſchen dieſem Fluſſe und dem Brazos ſollen geſund, fruchtbar und zum Theil gut bewaldet, und das Land am obern Colorado anbaufähig ſein. Eine eigenthümliche Erſcheinung bilden die ſogenannten Croſſ Timbers, welche ſich vom obern Laufe des Brazos in Texas, durch die Quellgegend des Trinidad, oberhalb der Mündung des Falſe Waſhita über

*) Gregg, II, 202. Wislizenus, Ein Ausflug nach den Felſengebirgen, S. 121.

den Red-River und von da ab in nordwestlicher Richtung bis zum Red-Fork des Arkansas und vielleicht über denselben hinaus erstrecken. Dieses rauhe durchbrochene Hügelland wechselt in seiner Breite von 5 bis 30 Meilen, und scheidet vollkommen die inneren Prairien von der großen Ebene. Gregg bezeichnet sie als die Franse, als den zerbrochenen Rand der großen Prairien, als einen buschigen Streifen, der aus verschiedenen Arten von Unterholz besteht, insbesondere Pfosteneichen, Ulmen, Walnüssen und einer Art Zwergeiche. Der größte Theil dieses Gehölzes wird durch die Prairiebrände an hohem Aufwachsen verhindert, treibt aber alljährlich neue Schößlinge und wird dadurch immer dichter, weil ohnehin die Croß Timbers überall Reben und sonstige Schlingpflanzen in Menge haben. Diese ganze Region ist gut bewässert und hat manche fruchtbare Strecken. Den Charakter der nördlichen Prairien haben wir schon weiter oben (S. 140) geschildert. Es ergiebt sich aus der ganzen Beschaffenheit dieses Geländes, daß dasselbe keine große Fülle von Erzeugnissen des Pflanzenreiches aufzuweisen vermag. Das Gränzgebiet hat auf einer Strecke von 200 Meilen nach Westen hin allerdings eine Menge wilder Beeren, aber der Hochprairie fehlen Früchte, auf ihr wuchern der Cactus, der Wermuth und wilde Salbei, der bei Mannshöhe einen armsdicken Stamm hat; auf jenen in der Nähe des Platte findet man auch die Psoralia esculenta (Pomme blanche), deren knollige Wurzel viel Stärkemehl enthält, angenehm schmeckt und von den Indianern gesammelt wird. Am Nordarme des Canadian und am Cimarron wachsen viele Arten wohlschmeckender Pflaumen und Beeren, und in den Schluchten und sumpfigen Gründen im Osten verschiedene Arten von Zwiebeln, deren eine mit dem Knoblauch Aehnlichkeit hat. Den größten Schmuck der Prairien bilden die Blumen, in unendlicher Menge und in buntester Reihenfolge von Frühling bis zum Herbst. Aber diese Blumenregion reicht nur etwa einhundert Stunden weit nach Westen, und fehlt der Hochprairie. Das Klima fast der ganzen Prairieregion ist äußerst gesund; zwar ist die Luft scharf, aber durchaus rein; sie wirkt so wohlthätig auf den Menschen, daß auch die schwächlichsten in ihr sich kräftigen. „Auf den Prairien wird der Körper gleichsam neu," sagen alle Reisenden, und Wislizenus schreibt: „Beinahe sechs Monate hatten wir in der Prairie zugebracht. In dieser Zeit hatten wir unter täglichen Strapazen gegen 3000 Meilen zurückgelegt, in jedem Wetter auf der bloßen Erde geschlafen, und fast bloß von Fleisch gelebt. Dennoch strotzten wir alle von Gesundheit"*).

*) So bemerkt auch Ruxton, Adventures in Mexico and the Rocky Mountains, London 1847. p. 288: It is an extraordinary fact, that the air of the mountains has a wonderfully restorative effect upon constitutions enfeebled by pulmonary diseases; and of my own knowledge I could mention a hundred instances, whose cases have been pronounced by eminent practitioners as perfectly hopeless, have been restored to compara-

Ueber diese weiten Ebenen schweift im Süden der Mustang oder das wilde Prairiepferd, das von den durch die Spanier eingeführten Racen abstammt, und ohne Zweifel etwas arabisches Blut in sich hat. Es ist ein schönes Thier, wohlgestaltet, mit schlanken Gliedern so lange es in der Wildniß frei ist, wo es zu Hunderten neben einander weidet; unter dem Sattel oder vor dem Geschirr büßt es seine Schönheit ein. Man fängt den Mustang mit dem Lasso ein. Hauspferde, die einmal unter eine wilde Heerde gerathen sind, lassen sich schwer wieder zähmen. Der Büffel, den die Mexicaner Cibolo nennen, ist das „Korn" der Prairien; sein Fleisch wird als „Brot" betrachtet, sein Dünger, Bois de vache, wie die canadischen Prairiejäger sich ausdrücken, liefert Feuerung. Dem Indianer ist der Büffel, was dem Lappen das Rennthier, was dem Araber das Kameel. Wir haben in einem frühern Abschnitte die Wichtigkeit dieses Thieres ausführlich besprochen, und fügen hier nur hinzu, daß dasselbe vor vierzig Jahren im Bereiche der gegenwärtigen Staaten Missouri und Arkansas noch sehr häufig war, jetzt aber 200 Meilen von der Gränze kaum noch sich blicken läßt. Auch auf den Hochprairien hat die Zahl der Büffel bedeutend abgenommen. Sie werden immer weiter westlich gedrängt, und jährlich zu Millionen getödtet. Jährlich werden allein an 100,000 sogenannte „Buffalo Robes" in die Vereinigten Staaten und Canada eingeführt, und diese sind nur die Felle von Kühen, denn jene der Bullen sind so dick, daß man sie gar nicht zubereitet. Trotzdem weiden Heerden von tausend und abertausend Stück, so weit das kurze nur einige Zoll hohe zarte Büffelgras wächst, im Westen, und bedecken die Gegend in einer so ungeheuren Menge, daß man sie nicht nach der Kopfzahl berechnet, sondern nach Meilen, welche sie einnehmen. Wo diese Büffelheerden eine Zeit lang geweidet haben, ist der Boden wie abgeschoren; was sie nicht fressen, zerstampfen sie mit ihren Klauen. Daher gedeihet kein Pflanzenwuchs, kein Holz. Wenn sie in Myriaden über die Ebene „donnern," hört man auf Stunden weit das Getöse, es gleicht, wie Ruxton sich ausdrückt, dem Geräusch von tausend Katarakten. Bei dem vielseitigen Gebrauche, den die Indianer vom Büffel machen, wird es erklärlich, daß dieses Thier der Anfang und das Ende aller ihrer religiösen Feierlichkeiten ist; daß man große Büffeljagden nur unter geheimnißvollen Feierlichkeiten beginnt; daß der tapfere Indianer in dem Glauben fällt, er werde in einem Paradiese voller Büffel fortleben, und daß ein Hauptgrund des Hasses der Indianer gegen die Weißen in der Furcht vor Vertreibung und Vernichtung der Büffelheerden be-

---

tively sound health by a sojourn in the pure and bracing air of the Rocky Mountains and are now alive to testify the effects of the revigorating climate. Zwei seiner Gefährten waren in hohem Grade schwindsüchtig über die Prairien nach den Felsengebirgen gezogen, hatten dort während eines strengen Winters sich aufgehalten, nur von Fleisch gelebt, und kehrten frisch und körperkräftig heim.

steht. Der Indianer und der Büffel, sagt Wislizenus, sind siamesische Zwillingsbrüder; beide leben und gedeihen nur auf einem Boden, dem der Wildniß, und beide werden gemeinschaftlich untergehen. Den Büffelheerden und den Karawanen folgt der graue Wolf, ein unverschämtes gefräßiges Thier, auf dem Fuße; der Prairie-Schakal oder Coyote, Canis latrans, schweift in unzählbarer Menge über die Ebene; Elennthiere, die hier den Jäger leicht nahe kommen lassen, was in der östlichen atlantischen Hyläa nicht der Fall ist, und Hirsche erblickt man weit im Westen auf der Hochprairie nur selten, am untern Laufe der Flüsse, z. B. des Arkansas, sind sie häufiger. In den Croß Timbers hauset der schwarze Bär; die flüchtige Antilope schweift über die ganze Prairieregion; das Bighorn oder Bergschaf, welches die Mexicaner Carnero cimarron nennen, lebt auch in den südlicheren Felsengebirgen, besonders in der Kette zwischen dem obern Rio del Norte und dem Arkansas, welche von den Trappers als „Wet-Mountain" bezeichnet wird. Auch in der Sierra Madre ist es häufig. Ein höchst merkwürdiges Thier ist der uneigentlich sogenannte Prairiehund (Arctomys ludoviciana; Prairie dog, von den Canadiern als Marmotte de la Prairie bezeichnet). Er hat weder mit dem Hunde noch mit dem Murmelthier Aehnlichkeit; sondern nach Wislizenus, mit dem Hamster, und gehört in dasselbe Geschlecht. Gregg bemerkt, es sei unrichtig, wenn man glaube, er halte Winterschlaf; denn bei milden Tagen kommt er auch in der kalten Jahreszeit wie die Kaninchen aus seinen Höhlen, in welchen er Vorräthe aufspeichert. Er ist gegen 16 Zoll lang, sein Haar gelbbraunröthlich*), der Kopf breit, die Ohren sind kurz, der Körper dick, der behaarte Schwanz gegen zwei Zoll lang. Die 5 Zehen an jedem Fuße sind von sehr ungleicher Länge. Der Prairiehund gräbt sich Höhlen unter der Erde; die aufgeworfene Erde bildet nach außen einen festen runden Wall; der trichterförmige Eingang der Höhle ist ein bis zwei Hand breit und läuft anfangs einen Fuß lang senkrecht hinab, dann schräg nach innen und unten. Solche Wohnungen sieht man in mäßiger Entfernung von einander über eine Strecke von mehren Ackern, selbst mehren Meilen sich verbreiten, und das nennt man eine „Stadt" oder ein „Dorf". Hunderte und Tausende dieser Thiere leben nachbarlich beisammen. Bei schönem Wetter verlassen sie ihre Höhlen, um sich zu sonnen, setzen sich auf ihre Hinterfüße, und geben einen scharfen zwitschernden Ton von sich. Bei Annäherung von Menschen erheben sie anfangs ihr Geschrei heftiger, bewegen ihre kurzen Schwänze, und nehmen eine Stellung an, als seien sie auf einen heftigen Kampf gefaßt, aber sobald man ihnen näher tritt, ziehen sie sich in ihre Höhlen zurück. Der Prairiehund wohnt zu beiden Seiten der Felsengebirge

*) Nach Römer, Texas S. 304, gelblichgrau. Das Thier kommt auch im nördlichen Texas unter 30° n. Br. vor, im San Sabathale; im untern wärmern Lande ist es unbekannt.

auf hohen, trockenen, mit Gras bewachsenen Ebenen, und nährt sich von Gras und dessen Körnern. Mit und neben ihm, oft in seinen Höhlen, wohnen viele Klapperschlangen und kleine Eulen (Stryx hypogaea, Bonaparte). Auch der gehörnte Frosch (Phrynosoma cornuta), eine Eidechsenart mit kurzem Schwanze und dickem Kopf und Körper, lebt nur auf trockenen Prairien. An Vögeln ist die Prairie arm. In und an den Croß Timbers sind wilde Puter häufig; an der Gränze kommt das Prairiehuhn in großer Menge vor. Die Biene ist der Vorläufer der weißen Ansiedler im Westlande.

Einige Theile der Prairiegegend haben Kohlenlager, die z. B. an Neoscho vorkommen; Salz ist in großer Menge vorhanden; es giebt eigentliche Salzminen, mit reinem Salze unweit des Missouri und Platte, Salzebenen am Salt-Fork des Arkansas; und südwestlich vom Red-Fork des Arkansas liegt ein großer Salzfelsen. Am Rande der Prairien hat man da und dort Eisen und Blei gefunden; auch soll in den Bergen Silber, und an den Quellen des Platte Gold liegen.

Der mächtigste Strom in diesen Ebenen ist der Missouri. Lewis und Clarke entdeckten 1805 seine Quellen, welche zwischen 42 und 43° n. Br. am Ostabhange des Windriver-Gebirges, unweit von denen des Columbia liegen. Am 13. Juni hatten sie auf ihrer Bergfahrt die großen Fälle des Flusses erreicht, eine Reihe Katarakten von zehn Meilen Länge, 47° n. Br.; bei einem dieser Fälle stürzt die gesammte Wasserfülle wohl 1000 Fuß breit über eine 87 Fuß hohe Felswand hinab. Oberhalb der Katarakten befuhren die Reisenden den Strom in ausgehöhlten Baumstämmen, und gelangten am 19. Juli zu den Thoren oder Pforten der Felsengebirge (Gates of the Rocky Mountains), wo der Missouri aus denselben hervorbricht und auf einer Strecke von sechs Meilen in engem Bette zwischen zwölfhundert Fuß hohen Steilwänden sich Bahn bricht. Oberhalb wird er aus drei Quellflüssen gebildet, dem Gallatin, Madison und Jefferson. Dieser letztere ist der größte; Lewis ging bis zu seinen Quellen, die etwa 3000 Meilen von der Mündung des vielfach gekrümmten Missouri liegen; 429 Meilen weit läuft er im Gebirge. Der Missouri ist ein gewaltiger Strom, aber wegen der Eigenthümlichkeit des Landes, durch welches er fließt, kann er immer nur eine untergeordnete Bedeutung für die Cultur haben. Es fehlt seiner Ufergegend an Holz und Kohlen; sein Lauf ist, wie gesagt, vielfach gekrümmt, sein Bett voller Sandbarren und Baumstämme, die Tiefe desselben sehr ungleich. Von der Mitte Februar bis Ende Juli hat er die Zeit seiner Anschwellungen; dann ist er bis zur Mündung des Yellowstone für Dampfboote von 4 bis 5 Fuß Tiefgang fahrbar; in den übrigen Monaten können nur flachgehende Dampfer bis zu den Council-Bluffs hinauffahren. Er hat eine ungemein schnelle, und doppelt so rasche Strömung als der Mississippi und trübes, schlammiges Wasser. Auf seiner

linken, nördlichen Seite empfängt er nur wenige Zuflüsse von Bedeutung, z. B. den White-Earth-River, und den James oder Rivière à Jaques. Dieser letztere ist etwa 600 M. lang, bildet in seinem obern Laufe mehre Seen, und durchströmt Minnisota. Der Big Sioux oder Tschankasn-data, d. h. bewaldeter Strom, kommt von der Coteau des Prairies, und bildet im untern Theile seines 350 M. langen Laufes einen Theil der Gränze zwischen Minnisota und Jowa. Auf der rechten, südlichen Seite münden in den Missouri: der Yellowstone, mit dem Big-Horn; der kleine Missouri, der Shyenne, der Running-River oder der Rivière qui court, und der Platte. Der Nordarm desselben (North-Fork oder Nebraska) entspringt im Windriver-Gebirge in 42° n. Br.; der Süd-Arm (South-Fork oder Paduca) etwa 100 M. westlich vom James-Pik, unweit der Stelle, wo der Arkansas aus dem Gebirge bricht. Der Platte hat einen Lauf von etwa 1500 M. und ist drei Viertheile des Jahres selbst für Kähne zu seicht. Aber trotzdem ist er von Wichtigkeit, weil ihm entlang die große Route durch das Westland nach Oregon und Californien zum Südpaß führt. Von seiner Mündung bis zu jener des Columbia und nach San Francisco können beladene Wagen fahren. Er mündet unter 41° 3′ n. Br., 600 M. oberhalb St. Louis; der Kansas unter 39° 5′ n. Br. Der Osage und der Gasconade sind von keiner Erheblichkeit.

Hauptstrom im südlichen Prairielande ist der Arkansas*). Er entspringt in den Felsengebirgen, etwa unter 41° n. Br., 80 M. nordwestlich vom James-Pik, läuft 200 M. weit erst südlich, dann südöstlich im Gebirge, das er wildströmend unter 39° n. Br. verläßt. Die Länge seines Laufes beträgt 2173 Meilen. In der Prairie hat er ein breites, seichtes Bett, und meist sehr niedrige Ufer. Er ist zur Zeit der Stromanschwellungen weit hinauf schiffbar; eben so der Neoscho, einer seiner Zuflüsse. Der Red-River kommt vom Llano estacado; auch er hat, wie der in ihn mündende False Washita, seichtes Bett und niedrige Uferränder. Bemerkenswerth ist ein Zufluß des Arkansas, der Cimarron, welchen die von Neu-Mexico nach Santa Fé ziehenden Karawanen zu überschreiten haben. Er verschwindet auf weite Strecken im Sande und kommt dann wieder zum Vorschein; in manchen Gegenden ist sein Sandbett so locker, daß das Wasser, außer zur Zeit der Flußanschwellungen, niemals über der Erde fließt. Die Reisenden kennen solche trockenen Ströme im Prairielande und finden in ihrem Bette allemal Wasser, sobald sie einige Fuß tiefe Löcher graben.

Dieses weite Gebiet wird von zahlreichen Indianerhorden durchstreift. Im östlichen Theile, innerhalb der Gränzen, welche das sogenannte Indianer-

*) Die Mexicaner nennen ihn Rio Napeste; die Sioux Akansá. Auch im Worte Arkansas, das gewöhnlich Arkansá ausgesprochen wird, ruht der Ton auf der letzten Sylbe.

gebiet umschließen (S. 269 ff.), sind die dort hingeführten Stämme in festen Wohnsitzen angesiedelt worden; sie befinden sich in einem Zustande der Halbcivilisation, in einem Uebergange vom Alten zum Neuen. Am schwersten fügen sich die verschiedenen Siouxbanden, deren einige man gleichfalls an ein seßhaftes Leben zu gewöhnen sich Mühe giebt. Die Sioux oder die Dakotastämme sind das Hauptvolk der Prairien im Norden des Platteflusses und werden als im Westen einheimisch betrachtet, obwohl sie ihren Sagen zufolge aus dem Norden kamen. Ganz Nebraska betrachten sie als ihren Jagdgrund; sie liegen in Jahrhunderte langer Fehde mit den Odschibwäs in Minnisota, welche gleich ihnen Anspruch auf das Land zwischen dem Jamesflusse und Missouri erheben, und reichen in einzelnen Stämmen bis an den Arkansasfluß im Süden, im Westen bis an die Felsengebirge. Viele von ihnen zeichnen sich durch schönen Wuchs aus, und unter den nördlichen Prairievölkern sind sie am meisten kriegerisch. Nur ein einziger Stamm treibt einigen Ackerbau; alle übrigen sind lediglich Krieger und Jäger. Sie theilen sich in sieben verwandte, aber wenn auch verbündete, doch von einander durchaus unabhängige Stämme, die „sieben Feuer". Die östlichen, welche am obern Mississippi umherstreifen (S. 231), sind die Mendewahkontoan oder Gens du Lac, Wahkpotoan, d. h. Volk der Blätter, und Sisitoan; die westlichen Stämme sind die Panktons, Panktoanans und Tetons; die Winnebagos, welche von den übrigen Sioux getrennt lebten, sind vom Michigan-See nun auch ins Westland abgezogen. Diese Völkerschaften bilden die Dakota-Stämme, welche von den Franzosen unter der Benennung Nadowessier zusammengefaßt werden. — Die mittlere Gruppe der Sioux wird von den Mönnitari- oder Minetari-Stämmen gebildet, die, wenn auch nur entfernt, mit den Sioux sprachverwandt sind. Zu ihnen gehören die Mönnitaris und Mandanen am obern Missouri. Sie sind durch die vortrefflichen Schilderungen des Prinzen Max zu Neuwied, Catlins und durch die Expedition von Lewis und Clarke allgemein bekannt geworden. Ihre Dörfer am Missouri, zwischen 47 und 48° n. Br. verödeten 1835, als die Blattern unter den Prairie-Indianern furchtbare Verheerungen anrichteten, beinahe völlig; von den Mandanen blieb kaum eine Seele übrig, und auch ihre westlich wohnenden Stammverwandten, die Upsarokas oder Krähen-Indianer, Crows, wurden so schwer von dieser Geißel heimgesucht, daß kaum noch 3000 vorhanden sind. Die Mönnitaris werden von den canadischen Jägern auch, obwohl sehr uneigentlich, Dickbäuche der Prairien, Gros ventres des Prairies, genannt. — Die Gruppe der südlichen Sioux umfaßt acht Stämme, nämlich die Eiouäs (Joways), Pankas oder Ponkas, Omahas, Otus, Missouris, Kahs oder Kansas, Osagen und Quappas. Auch diese südlichen Stämme sind durch verheerende Krankheiten auf weniger als die Hälfte zusammengeschmolzen und die

Missourier schon völlig ausgestorben. Nächst den Sioux sind jetzt die Osagen der wichtigste Dakotastamm.

Die Pawnees (Pahnihs) betrachten die Gegend am Kansas und besonders am Platte als ihren Jagdgrund. Sie sind gefürchtete Krieger; gleich den Schwarzfüßen wahre „Ismaeliter der Wüste", schwärmen sie in wenig zahlreichen Banden zu Fuße durch das ganze Prairieland, bis an die Gränzen Neu-Mexicos, rauben Pferde, lauern besonders den Santa Fé-Karawanen am Cimarron auf, und leben mit aller Welt in steter Fehde. Sie waren bis auf die jüngste Zeit herab von der Halbcivilisation noch nicht im mindesten berührt, sondern ächte Indianer alten Schlags geblieben. Sie zerfallen in vier Haupthorden: die Großen Pawnees oder Grand Paus, die ihr Hauptdorf am Loup-Fork des Platte haben; die Pawnee Republics; die Pawnee Loups und die Nöisy- oder Tapagé-Pawnees. Stammverwandt mit ihnen sind die Rickaris oder Arickaras, welche am Missouri etwa unter 45° n. Br. in einigen Dörfern ansässig leben, und die Pawnee Picts. Unter diesem Namen faßt man eine Anzahl kleiner Stämme am Red-River zusammen: die Wakoes, Wishitas, Towockanoes, Towyash und Keechyes, arme Stämme, die sich sehr stark tättowiren, namentlich die Weiber, bei denen die Tättowirung einen Hauptputz bildet, während die Männer ihre Haut bunt färben und den Kopf mit Federn schmücken.

Im westlichen Theile der Prairien leben außer den Siouxstämmen die Schwarzfüße (S. 170), die Shyennes und Eutaws oder Utas, Yutahs. Ueber die Stammverwandtschaft und Sprache der Shyennes oder Chayennes, welche zu beiden Seiten des obern Arkansas wohnen, herrscht noch Dunkel*). Vor zwanzig Jahren zählten sie noch an 400 Zelthütten, jetzt kaum die Hälfte. Sie sind weniger räuberisch, als die übrigen Stämme, und versammeln sich häufig bei Bents Fort. Gleich anderen Prairiestämmen rühmen sie sich eines hohen Alterthums; ihr Volk, sagen sie, sei geschaffen, ehe noch der Mond war. Ihren Sagen zufolge sind sie von Norden hergekommen, was nach Lewis und Clarke auch richtig ist. Sie saßen einst am nördlichen Red-River und am Winnipeg-See, von wo sie durch die Sioux vertrieben wurden,

---

*) Ein Führer, welchen Farnham bei sich hatte, erklärte die Shyennes für eine Bande, welche den Utahs und Kamantsches abtrünnig geworden und nicht so stark und kräftig sei, wie jene. Lieutenant J. W. Abert, Examination of New Mexico in 1846—47; Washington 1848, Thirtieth congress, first Session, Ex. Doc. Nr. 41. p. 427, bemerkt, daß ihre Sprache außerordentlich schwierig zu erlernen sei, weil die Indianer gewöhnlich die letzte Sylbe eines jeden Wortes verschlucken. Gallatin, Transactions of the American Ethnological Society Vol. II., Einleitung 104, 107 und 111, schließt aus dem von Abert mitgetheilten Vocabularium, daß sie nicht, wie man früher annahm, mit den Sioux verwandt sind, sondern gleich den Schwarzfüßen, von algonkinischem Stamme. Damit ist die von Farnham mitgetheilte Angabe beseitigt.

zogen dann über den Missouri und bis an das Felsengebirge. Ihre Todten hängen sie am Arkansas in Bäumen auf, um die Leichen vor den gefräßigen Wölfen zu sichern.

Zwischen dem Südarme des Platte und den oberen Zuflüssen des Arkansas streifen auch Utahs (Yutas) umher, ein weit verbreitetes Volk, das vom nördlichen Neu-Mexico einerseits in die Prairie hinabzieht, andererseits bis an die Ufer des Lewis-Sahaptin in Oregon und bis an den Colorado reicht, also vom 35 bis 42° n. Br. und 102° bis 115° w. L. Die östlichen oder Taos-Utahs haben ihren Mittelpunkt um Taos in Neu-Mexico und schweifen nach Westen hin bis an den San Juan. Jenseit dieses Stromes wohnen ihre Stammverwandten, die Timpanogos-Utahs, im westlichen Neu-Mexico und im Großen Becken, bis an den obern südlichen Columbia. Beide Stämme leben in Erbfeindschaft miteinander und mögen zusammen 20,000 Köpfe zählen. Sie sind ein Wandervolk, das seine Zeltdörfer bald da bald dort aufschlägt und einerseits mit den Schoschonis in Oregon, andererseits mit den Kamantsches in Texas stamm- und sprachverwandt*) ist, und mit den Arapahos in Fehde lebt.

Das mächtigste Volk im Süden sind die Kamantsches (Comanches), die „Beduinen der Ebene," ein wildes Jäger- und Reitervolk, das mit dem Pferde gleichsam verwachsen ist. Sie streifen nach Norden hin bis über den Arkansas und sind manchmal bis Council-Grove am Missouri geritten; sie erschienen auch an der Mündung des Rio Grande und überhaupt im südlichen Texas noch vor einigen Jahren; sie plünderten die Stadt Camargo aus, wo sie mehr als hundert Weiße ermordeten, und überfielen die große Ortschaft Austin an hellem Tage. Ihre Hauptsitze liegen jetzt in dem für Feinde schwer zugängigen Hochlande zwischen dem obern Rio del Norte und dem obern Red-River; von dort aus schweifen sie nach allen Richtungen; im Süden bildet die Gränze ihres Jagdgebietes aber nicht ihrer Raubzüge im nordwestlichen Texas der Llano; und gern überwintern ihre Horden am San Saba. Sie nennen sich selbst Herren der Prairien, und befehden alle Stämme, welche sich nicht, wie z. B. die Kioways, als Vasallen mit ihnen verbünden. Sie rauben, wo es Beute giebt; in viele kleine Banden getheilt, deren Hauptreichthum in Pferden besteht, ziehen sie dorthin, wo diese Thiere Gras finden, und stellen dem Büffel nach, dessen Fleisch ihre Hauptspeise bildet; getrocknetes Pferdefleisch muß aushelfen, wenn Büffel mangeln. Die Kamantsches, welche den Branntwein und alle geistigen Getränke verabscheuen, werden von Weißen wie von Indianern gleich sehr gefürchtet; sie greifen nicht, wie die meisten anderen Stämme,

---

*) Gallatin, p. CVIII. bezweifelt diese Verwandtschaft; aber Ruxton p. 253 hält sie für ausgemacht, und fügt als Beleg eine alte Stammsage von der siedenden Quelle bei, in welcher erzählt wird, wie und weshalb die Kamantsches sich von den Schoschonis trennten. In den religiösen Vorstellungen beider Stämme soll viel Uebereinstimmendes sein.

den Feind heimlich und bei Nacht an, sondern als tapfere Reiter in freiem Felde. Doch sollen auch sie an persönlichem Muthe den atlantischen Stämmen, z. B. Irokesen und Delawaren oder Schanis nicht gleich kommen. Mit den Arapahos und Shyennes leben sie in ununterbrochener Fehde*).

Die Indianer der westlichen Prairien unterscheiden sich in mancher Hinsicht von jenen der östlichen Waldregion, über welche wir weiter oben (S. 226 bis 324) ausführlich geredet haben. Dagegen sind wieder viele Züge beiden gemeinsam. Jeder Prairiestamm theilt sich in eine Menge kleiner Horden, deren jede ihren eigenen Häuptling hat; selten vereinigen sie sich unter einem gemeinschaftlichen Führer. Zwar sind sie alle Krieger, und ihre blutigen Streitigkeiten nehmen kein Ende, aber, wie schon bemerkt, an eigentlicher Tapferkeit stehen sie hinter den östlichen Stämmen weit zurück. Sie schonen sich, und greifen nur an, wenn sie dem Feinde überlegen sind, oder ihn, am liebsten bei nächtlicher Weile vor Aufgang des Mondes, überfallen und ihm Pferde rauben können. Vorsichtig umschleichen sie die Lagerplätze, und ahmen das Geheul des Wolfes oder das Gekrächze der Eule nach, um den Gegner zu täuschen oder ihren Genossen ein Zeichen zu geben. Dagegen sind sie nicht so raffinirt grausam, wie die östlichen Völker in der Waldregion, sie quälen ihre Gefangenen nicht an Marterpfählen, auch scheint ein Verbrennen derselben, das früher wenigstens bei einzelnen Stämmen bräuchlich war, abgekommen zu sein. Nur im Norden, wo wilder Haß und ewiger erblicher Krieg zwischen Sioux und Odschibwäs herrscht, haben noch vor wenigen Jahren „Starkmuthige" aus dem letztern Volke das Fleisch erschlagener Sioux aus Rache verzehrt, und im Süden sollen die Tonkaways in Texas noch im Anfange unseres Jahrhunderts Kannibalen gewesen sein. Den Skalp nehmen alle Prairie-Indianer dem getödteten Feinde ab; er giebt auch bei ihnen zu Tanz und Festlichkeit und hochfahrenden Reden Veranlassung. — Auch bei ihnen steht die Friedenspfeife in hohen Ehren; auch sie haben Bilderzeichen, Wampumgürtel und öffentliche Ausrufer. Das Feuergewehr hat nur erst theilweise die alten Schußwaffen, Bogen und Pfeil verdrängt, welche z. B. der Kamantsche so vortrefflich zu handhaben weiß, daß das Eisen den mächtigsten Büffel durchdringt. Das Tomahawk ist den meisten Prairie-Indianern fremd; sie haben statt dessen eine Kriegskeule. Auch bedienen sie sich der Lanzen, und manche Stämme haben zierlich bemalte Schilde aus Büffel- oder Elennthierhaut. Auch bei ihnen ist der Tanz von großer Bedeutung, er bildet einen Theil ihrer religiösen Feierlichkeiten, und darf unter den Vorbereitungen zum Kriege nicht fehlen. Bei den Kamantsches ist er, seit sie ein Reitervolk geworden, beinahe völlig abgekommen und wird durch Paraden zu Pferde

*) Eine lebendige Schilderung dieses Volkes bei Römer, Texas, an mehren Stellen, besonders S. 281 ff.

ersetzt. Die Prairiestämme haben ihre sehr entwickelte Telegraphie eigener Art, indem sie sich Zeichen geben, namentlich durch Rauchsäulen, deren Bedeutung der Eingeweihete genau versteht, je nachdem sie hoch oder niedrig sind, oft wiederholt werden 2c. Fast jeder Stamm hat seine besondere Art Hütten zu bauen, und seine eigenthümliche Weise die Mokassins anzufertigen. An dieser letztern erkennt der Indianer sogleich den Fremden und den Stamm, selbst an der Spur im Sande. Manche Wigwams haben ein Gerüst von Stangen oder Ruthen, die gewöhnlich mit Büffelfellen bespannt werden; andere bauen ihre Hütten kreisrund. Der Eingang wird mit einer Bärenhaut verhängt; der Rauch zieht durch ein oben angebrachtes Loch ab, und Römer lobt die Zelthütten der Kamantsches, welche Wind und Wetter abhalten, als sehr bequem und zweckmäßig. Der Aufbau des Wigwams ist Sache der Frauen; sie sind darin so geübt, daß binnen wenigen Minuten plötzlich ein Dorf von hundert und mehr Zelthütten sich erhebt, und eben so leicht und rasch an einen andern Ort versetzt wird. Die Zeltstangen werden auf allen Wanderungen mitgenommen, und schleppen mit einem Ende hinter den Lastthieren her, so daß man an der Spur sogleich erkennt, daß da eine friedliche Bande des Weges gezogen ist; denn auf Raub- und Kriegszügen führt man keine Zeltstangen mit sich. Es ist auffallend, daß kein einziger Prairiestamm Nachen bauet oder sich auf das Rudern versteht; aber diese Thatsache erklärt sich leicht, da alle Ströme seicht und ohne Mühe zu durchwaten sind.

Der Prairie-Indianer trägt keinerlei Kopfbedeckung, weder im Sommer noch im Winter; er scheert das Haar nicht, sondern läßt es lang wachsen, salbt es mit Fett, und schmückt es mit Federn und anderm Zierrath. Seine Haut bemalt er in mannichfacher Weise; er färbt sie schwarz, wenn er in den Krieg geht, bestreicht sie mit rothen, weißen und blauen Streifen, sobald er sich schmücken will. Das Tättowiren ist allen Stämmen gemeinsam, und wird bei einigen, z. B. eben den Pawnee Picts bis zum Uebertriebenen gesteigert, während andere nur wenige Streifen auf Arme und Brust ätzen. Die Krieger sind bei weitem eitler als die Weiber, wenden große Sorgfalt auf ihren Putz, gehen nie ohne einen Spiegel, tragen stets ein Zänglein bei sich, um jedes Haar am Körper auszurupfen, sobald es sich zeigt; selbst Augenlider und Augenbrauen werden entfernt, weil sie als unziemlich für den Krieger gelten. Die Frauen erscheinen gleichsam als Sklavinnen der Männer. Die Hochzeitgebräuche sind mannigfach. Bei den Osagen ist die älteste Tochter alleinige Erbin; und ihr fällt, wenn sie heirathet, auch bei Lebzeiten der Eltern alle Habe zu, ihre Geschwister mit eingerechnet. Aber so lange sie ledig ist, gilt sie nicht mehr als die übrigen Kinder. Vielweiberei ist bei allen Stämmen bräuchlich; bei den Kamantsches nehmen die Häuptlinge und angesehene Krieger wohl bis zu acht oder zehn Frauen, denn je mehr Weiber um so mehr Staat. Mehrere Frauen

zu haben, gilt als Zeichen der Wohlhabenheit; doch hat insgemein der Häuptling nur bis neun, und der gewöhnliche Krieger nicht mehr als drei. Die Frauen sehen es gern, daß sie Gefährtinnen erhalten, weil ihnen dadurch die Last der Arbeit erleichtert wird, und die Männer hängen an der Polygamie aus einem andern Grunde. Da die Völker in steter Fehde leben, erscheint eine Vermehrung der Krieger, deren doch im Laufe des Jahres viele umkommen, wünschenswerth. Bei den Kamantsches kann kein Mädchen ohne seine Einwilligung verheirathet werden; bei den Utahs üben, ähnlich wie bei den Irokesen, die Matronen großen Einfluß durch guten Rath. Ueber die religiösen Vorstellungen dieser Völker ist noch wenig bekannt. Bei den Pawnees und Kamantsches steht ein getrockneter Büffelkopf in hohen Ehren; die letzteren haben unzweifelhaft eine Art von Sonnencultus; wenn sie in den Krieg ziehen, stellen sie früh Morgens ihre Waffen an die Ostseite ihrer Hütten. Die Osagen haben einen guten und einen bösen Geist, und glauben an Hexerei. Bei allen Stämmen findet man Medicinmänner, Medicinbeutel und Zauberer*).

Durch diese weiten Prairien führt keine Landstraße und kein gebahnter Weg; kein einziger der vielen Ströme ist bis ans Gebirge hinauf zu allen Jahreszeiten schiffbar. Aber die Pelzhändler und Handelsleute haben den Weg durch die Wüste gefunden, welchen sie in dreifacher Richtung durchziehen. Von der Hudsonsbay her und den Handelsposten im hohen Norden, wählen die Beamten der großen Handelsgesellschaft, wenn sie nach den Niederlassungen an der Westküste, namentlich in Oregon sich begeben, den Weg über die Punch-Bowl (Athabasca Portage), und ziehen dann, am Hauptarme des nördlichen Columbia nach Süden über Fort Colville bis zum Fort Nez Percé oder Wallawalla (46° 3′ 46″ n. Br.), am Hauptarme des Columbia. Bei diesem Handelsposten läuft auch die große Auswandererstraße von Missouri her am nun schiffbaren Strome des Westens aus. Den Ausgangspunkt für die Reisenden bildet an der Gränze entweder Fort Leavenworth im Gebiet der Delawaren, am rechten Ufer des Missouri, 39° 21′ 14″ n. Br., 94° 44′ 4″ w. L., oder Independence, mit dem unweit davon gelegenen Städtchen Westport an der nordwestlichen Ecke des Staates Missouri. In einem anmuthigen Hain, dem Council-Grove, ordnen die Wanderer, welche nach Neu-Mexico ziehen, ihre Karawane, wählen ihre Führer, pflegen Raths, in welcher Weise der Zug von Statten gehen soll. Die Straße nach Oregon und Californien

---

*) Catlin, die Indianer Nord-Amerikas; deutsch herausgegeben von Heinrich Berghaus, Brüssel und Leipzig 1848. Capitel VI. Dieses Buch bringt über die Stämme am Missouri ausführliche Nachrichten. Man hat ein vollständiges Bild von denselben, wenn man Catlins Schilderungen durch die naturgetreuen Darstellungen des Prinzen Max zu Neuwied ergänzt. Ueber die schauderhaften religiösen Gebräuche der Mandanen und die dabei üblichen Selbstmartern spricht Catlin als Augenzeuge im 22. Capitel.

nimmt schon früher, von Roundgrove aus die Richtung nach Nordwesten, über den Kansasfluß zum Platte, dessen beide Hauptarme sich unter 41° 5′ 5″ n. Br. und 101° 21′ 24″ w. L. vereinigen, und dann eine Breite von 5350 Fuß haben. Die Reisenden gehen am Nordarme hinauf bis Fort Laramie, 42° 12′ 10″ n. Br. und 105° 21′ 10″ w. L., 640 M. von Independence, das schon am Fuße eines Gebirgslandes liegt, und einen Ruhepunkt bildet. Am Südarme des Platte im Angesichte und 17 M. östlich vom Longs Peak, liegt St. Vrains Fort, 40° 16′ 52″ n. Br., 105° 12′ 23″ w. L., 5400 Fuß über dem Meere. Von Fort Laramie zieht die Straße weiter nach Nordwesten am Nordarme des Platte hinauf, an den Rothen Buttes und Rock Independence vorüber, indem sie die Laramie-Plains und die Sweetwaterberge im Süden läßt, und die Windriver-Gebirge im Norden hat. Hier geht sie durch den berühmten Südpaß, überschreitet den Green-River, den Rand des Great Basin und den Bear-River, und leitet nordwestlich ziehend nach Fort Hall am Lewis, dem zweiten großen Haltpunkt auf der weiten Reise. Jene Reisenden, welche nach Oregon ziehen, folgen dem Laufe des Lewis-Sahaptin bis Fort Boisé, 43° 49′ 22″ n. Br., 116° 47′ 3″ w. L., verlassen ihn da wo er eine weite Biegung nach Norden macht, welche sie auf einem Landwege in gerader Richtung über die Grande Ronde abschneiden, von wo sie in nordwestlicher Richtung nach Fort Wallawalla ziehen, und weiter abwärts zum Willamette und Fort Vancouver zu Wasser fahren. Die nach Californien Reisenden ziehen von Fort Hall gerade südwärts zum Großen Salzsee und zur Mormonenstadt Neu-Jerusalem, von dort nach Nordwesten über das Große Becken zum Pilot Knob oder Pilot Pik, durch das Humboldtgebirge, dem Humboldtfluß entlang; vom Humboldt-See südlich zum Carson-See, von diesem ab nordwestlich zum Salmon-Trout-River und über den die Sierra Nevada durchschneidenden Salmon-Trout-Paß nach Californien ins Thal des San Sacramento. Eine dritte große Route ist jene, welche in südwestlicher Richtung von Independence nach Santa Fé in Neu-Mexico leitet. Sie geht anfangs westlich zum Arkansas, diesen hinauf bis Fort Mann, und darauf südwestlich den Cimarron überschreitend, zu den St. Clara Springs und Vegas nach Santa Fé, oder den Arkansas weiter aufwärts, zu Bents Fort, 38° 2′ 53″ n. Br., 103½° w. L., 3958 Fuß über dem Meere, und südwestlich nach der Hauptstadt von Neu-Mexico, nachdem sie bei Sta. Clara mit der vorigen Straße sich vereinigt.

Das Gebiet Neu-Mexico.

Die sogenannten inneren Provinzen Mexicos wurden mit europäischen Waaren von der Hauptstadt Mexico oder von einigen Häfen am Golf versehen. Vor dem Jahre 1804 hatte kein Kaufmann von Nordosten her Santa Fé betreten. Allmälig aber lenkte man in den Vereinigten Staaten den Blick auf das Land am obern Rio del Norte. Capitän Zebulon Montgomery Pike hatte 1807 auf seiner Entdeckungsreise zu den Quellen des Red-River die mexicanische Gränze überschritten, war von den Spaniern gefangen genommen, nach Santa Fé und Chihuahua gebracht und über San Antonio de Bexar in sein Vaterland zurückgeschickt worden. Seitdem galt Neu-Mexico, von dessen Goldreichthum übertriebene Vorstellungen verbreitet waren, für ein neues Dorado. Einzelne unternehmende Männer rüsteten Handelszüge aus, und trotz mancher fehlgeschlagener Hoffnungen und vieler Widerwärtigkeiten, war im Jahre 1821 ein regelmäßiger Karawanenhandel zwischen der Gränze Missouris und Santa Fé eingerichtet. Lange Wagenreihen fuhren durch die Wildniß, von bewaffneten Männern gegen die Ueberfälle der Indianer gesichert, und trieben mit allerlei Waaren, namentlich mit Baumwollenstoffen einen gewinnbringenden Handel. Durch sie wurde Neu-Mexico näher bekannt; amerikanische Gebirgsjäger kamen auf ihren Streifzügen bis Taos, und manche dieser fremden Abenteurer siedelten sich am Rio Grande an.

Die Spanier hatten gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts unter Don Juan de Oñate Besitz von dem Lande an dem großen von Norden her kommenden Strome genommen, und dasselbe Neu-Mexico genannt. Sie unterwarfen die friedlichen, in großen Dörfern ansässigen Indianer, gründeten neue Ortschaften, entdeckten und bearbeiteten Bergwerke, welche reichen Ertrag an edlen Metallen gaben, und bekehrten die Indianer zu ihrem spanischen Christenthume. Die Härte und Grausamkeit ihres Verfahrens erbitterte die Eingeborenen, und als um 1680 ein Krieger aus einem fernen Stamme bei Taos und Santa Fé erschien, um die geknechteten Menschen zum Aufstande gegen ihre fremden Dränger aufzustacheln, breitete sich ein alle Stämme umfassendes Netz von Verschwörungen über das Land, die am 13. August 1680 zum Ausbruche kamen. Kein Weib war ins Vertrauen gezogen worden, damit das Geheimniß besser bewahrt bleibe; aber zwei Häuptlinge hatten dem spanischen Statthalter Otermin das Geheimniß verrathen, auch einigen Priestern war es zu Taos von Gläubigen offenbart worden. In allen Dörfern erhoben sich die Indianer und mordeten so viele Weiße als in ihrem Bereich waren. „Der Gott der Christen ist todt," riefen sie, „aber unser Gott, die Sonne, stirbt niemals!" Nachdem Otermin mit etwa 1000 Mann längere Zeit sich in Santa Fé gehalten hatte, mußte er

die Stadt verlassen. Er schlug sich, unablässig verfolgt bis Paso del Norte durch, das 320 Meilen südlich von Santa Fé liegt; dort erst fand er Ruhe. Beinahe zehn Jahre lang waren die Indianer unabhängig. Aber ihre Uneinigkeit erleichterte den Spaniern die Wiedereroberung des Landes, und sie blieben seitdem in ungestörtem Besitze desselben. Im Jahre 1837 empörten sich die Indianer gegen die Mexicaner, gegen welche sie einen unauslöschlichen Haß hegen wurden aber bei La Cañada, 25 Meilen nördlich von Santa Fé, besiegt. In dem Kriege zwischen den Vereinigten Staaten wurde die Provinz von den Amerikanern 1846 erobert, und im Frieden von 1848 an dieselben abgetreten.

Das Gebiet Neu-Mexico hat einen Flächeninhalt von 210,744 Geviertmeilen, und 1850 nur 61,574 Bewohner. Durch Congreßbeschluß vom 9. September 1850 wird die Südgränze gebildet, vom Colorado an, da wo der Gila mündet, diesen Fluß aufwärts östlich bis zum Rio Grande, sodann diesen Strom abwärts bis zum 32.° n. Br.; von dort eine Linie nach Osten bis da, wo der 32.° n. Br. den Meridian 103° von Greenwich schneidet; darauf nördlich auf der Linie des 103. Meridians bis 38° n. Br.; dann westlich auf der Linie des letztern bis zum Gipfel der Sierra Madre, von da südlich auf dem Kamme des Gebirges bis 37° n. Br. und von da in gerader Linie nach Westen bis zur Gränze des Staates Californien. Neu-Mexico ist ein gebirgiges Binnenland, ohne einen schiffbaren Strom; verhältnißmäßig wasserarm ist selbst der Rio del Norte oder Rio Grande (Bravo del Norte), dessen Hauptquelle Pike zwischen 37 und 38° n. Br. fand; einzelne Quellbäche liegen vielleicht noch höher hinauf, nahe den Quellen des Arkansas. Der Lauf des vielfach gewundenen Stromes, der auf einer langen Strecke die Gränze zwischen Mexico und Texas bildet, beträgt 2000, in gerader Linie nur etwa 1000 M. Nach Wislizenus hat er an der Südgränze von Neu-Mexico, bei Paso del Norte 3800 Fuß Meereshöhe; weiter oberhalb ist sein Gefäll sehr stark; bei Taos im Norden von Santa Fé bricht er durch schauerliche Steilschluchten. Er ist zu seicht für die Schifffahrt, welche erst bei Reynosa in seinem untern Laufe beginnt. Sein Thal hat in Neu-Mexico durchschnittlich eine Breite von 20 Meilen; es ist von 6000 bis 8000 Fuß hohen Bergen eingeschlossen. Die Zuflüsse sind von keiner Bedeutung; der Pecos mündet in Texas. Der Boden des Landes ist dürr und sandig, giebt aber bei künstlicher Bewässerung gute, in manchen Jahren doppelte Ernten; denn das Klima im Thale ist mild und gesund, die Luft sehr trocken. Man dämmt die Flüsse ab und leitet das Wasser in vielen kleinen Gräben, Azequias, durch das Land. Die Viehzucht ist ausgedehnt, da es an Bergweiden nicht mangelt. Der Bergbau wurde im siebenzehnten Jahrhundert und auch später von den Spaniern sehr schwungreich betrieben; seit längerer Zeit ist er aber im Verfall, und nur eben jetzt wieder durch die Amerikaner in Aufnahme gekommen. Die Gebirge sind reich an Gold, Silber, Kupfer und Eisen; das erstere kommt besonders in allen Bergen bei Santa Fé vor, südlich von dort, auf einer Strecke von 100 Meilen bis nach Gran Quivira, und nördlich auf einer solchen von 120 Meilen bis zu dem Flusse Sangre de Christo. Aus den Strömen wird da und dort Goldstaub gewaschen; bei dem alten und neuen Placer in der Nähe von

Santa Fé sind Goldwäschereien und Goldbergwerke im Betrieb *). Zur Zeit der Spanier wurden auch Silbergruben ausgebeutet.

Santa Fé, die Hauptstadt, 35° 41′ 6″ n. Br., 106° 2′ 3″ w. L., 7047 Fuß über dem mexicanischen Meerbusen liegt auf der Stelle eines alten Pueblo oder Indianerdorfes, etwas über 15 Meilen vom Rio Grande, in einer großen rings von Bergen eingeschlossenen baumlosen Ebene, durch welche sich ein frischer Bach schlängelt. Die Stadt ist unregelmäßig, hat fast nur Lehmsteinhäuser mit flachen Dächern. An der Plaza befindet sich der Palast der ehemaligen Statthalter, welcher „zwei Merkwürdigkeiten" hatte, nämlich Glasfenster und Guirlanden aus getrockneten, auf Bindfaden gezogenen Ohren, welche man feindlichen Indianern abgeschnitten hatte. Die Amerikaner haben jetzt ein Fort gebaut, welches die Stadt beherrscht. Sie zählte 1850 nur 7713 Einwohner, zumeist mexicanische Mischlinge und Creolen, ein ungebildetes, entnervtes und entsittlichtes Geschlecht. Die übrigen Wohnplätze liegen im Stromthale, etwa 100 M. nördlich und bis 140 M. südlich von Santa Fé. Das angenehmste Thal ist jenes von Taos im Norden.

In Neu-Merico, das schon gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts von einzelnen Spaniern besucht wurde, fanden dieselben Indianerstämme, welche zwar weit von der vergleichungsweise hohen Gesittungsstufe der Azteken Tenochtitlans entfernt waren, aber doch zu einem Grade von Cultur sich emporgearbeitet hatten, der sie weit über die Prairie-Indianer stellt. Sie bebaueten fleißig ihre Aecker und bewässerten dieselben, waren enthaltsam und von untadelhafter Sittlichkeit; Diebstahl und Trunkenheit waren unbekannte Laster. Sie hatten weder König noch Adel, noch Sklaven, alle waren gleich frei, und der Häuptling oder Cazike hing von einem Rathe der Alten ab. Sie führten Bogen und Pfeile, Keulen und Schilde als Schutz- und Trutzwaffen, und zeigten sich als ein tapferes Geschlecht. Kannibalismus und Menschenopfer kamen weder bei ihnen noch bei den Indianern am Colorado vor. Ihre Nahrungsmittel bestanden vorzugsweise aus Pflanzenstoffen, besonders aus Mais, Bohnen und Kürbissen; sie kleideten sich in zubereitete Thierfelle und trugen Mäntel aus Baumwollenzeug. Technische Gewerbe kannten sie nicht; nur in der Töpferei hatten sie ausgezeichnete Fortschritte gemacht, und lieferten Vasen, welche an geschmackvoller Form und künstlichem Zierrath nichts zu wünschen übrig ließen.

Die Spanier schätzten die Anzahl dieser Indianer im Thale des Rio Grande auf 60,000 Seelen.

Die Ortschaften bestanden aus Häusern, welche drei, vier und bis zu sieben Stockwerke hatten, und aus Steinen und Erde aufgeführt waren. Man bauete sie alle nach ein und demselben Plane, aber sie bildeten weder Häuserreihen, noch

*) Die Minen in Neu-Mexico sind von Gregg, I, Cap. 8, und von Wislizenus: Denkschrift über eine Reise nach Nord-Mexico, verbunden mit der Expedition des Obersten Doniphan in dem Jahre 1847, deutsch von Georg M. v. Roß, Braunschweig 1850, beschrieben worden. Auch Mühlenpfordts vortreffliches Buch über Mexico erörtert den Gegenstand.

waren sie durch Straßen geschieden, sondern jedes Dorf oder jede Stadt bestand in einer Masse dicht neben und aneinander gebaueter Häuser, welche ein rechtwinkeliges oder längliches Viereck ausmachten. Der Ort Mazaque hatte Häuser bis zu sieben Stockwerken. Im Innern dieser Häusermasse befand sich ein allen Bewohnern gemeinsamer großer Raum. Die Dächer waren platt; das Erdgeschoß hatte keine Thür. Vor dem zweiten Stockwerk lief außen ein vorspringender Söller ununterbrochen vor allen anderen Häusern her und diente als Verbindungsweg, in welchen sämmtliche Thüren mündeten. Von Außen führten keine Treppen zu diesem Söller; man stieg in die Häuser auf Leitern, die man Nachts hinaufzog. Jede Wohnung war in mehre Zimmer getheilt. Unter der Erde befanden sich die sogenannten Estufas, wohlerwärmte Räume, welche ausschließlich den Männern vorbehalten waren; die Weiber mußten in den oberen Gemächern bleiben, und durften an den Berathungen, welche in den Estufas gepflogen wurden, keinen Antheil nehmen. Solcher Städte gab es viele; Tiguer, Cibola, Cicuyé und Acuco, und andere zum Theil noch vorhandene, sind damals von den Spaniern ausführlich beschrieben worden, und zum Theil heute noch vorhanden. Acuco, das heutige Acoma, zwischen Cibola und Tiguer, lag oben auf einem senkrecht abfallenden Felsen, zu welchem man vermittelst vieler in den Fels gehauener Stufen gelangte. Nachdem man deren etwa 300 hinangestiegen war, mußte man mit großer Mühe und Vorsicht noch einen Abhang erklimmen, in welchen nur kleine vier Zoll tiefe Löcher gehauen waren. In diese setzte man den Fuß. Oben auf der Fläche war hinlänglicher Raum für den Anbau von Mais. Haufen von Steinen lagen bereit, um auf jeden heranrückenden Feind gewälzt zu werden*). Es leidet keinen Zweifel, daß die vielbesprochenen Casas Grandes nicht etwa von den Azteken, sondern von den Indianern herrühren, welche im 16. Jahrhundert die Gegenden am Rio Grande und am Gila bewohnten. Sie tragen ganz das Gepräge wie die Häuser von Cibola. Ohnehin sind die sämmtlichen Völker an beiden Strömen stamm- und sprachverwandt: die Apaches, Navajos, Moquis, Yubipiais, Maricopas, Chiricaquis, Chemeguabas, und Yumabas (zwei Moquistämme) und die Nijoras am Gila. Sie alle verstehen einander, indem sie Dialekte einer Sprache reden**). Im Gebiet der Moquis, im Gilalande, sind noch die Trümmer von fünf Ortschaften, und der Boden ist weit und breit mit Topfscherben bedeckt; auch sieht man Spuren von Bewässerung. Auch Gran Quivira, das nun in Trümmer liegt, und wo man noch Ruinen spanischer Kirchen und behauene Steine findet, war ein Minenort, und nicht eine Aztekenstadt, eben so wenig waren es Abio oder Quarra; sie wurden von den Vorfahren der heutigen sogenannten Pueblos-

*) Abert hat, S. 470, drei Abbildungen dieses merkwürdigen Felsens mitgetheilt, der eine Art von Königstein oder eine kleine Amba bildet, wie sie im abyssinischen Hochlande mehrfach vorkommen.

**) Ruxton, S. 194.

Indianer gebaut, und wahrscheinlich bei dem großen Aufstande von 1680 zerstört. In Taos findet man noch heute sieben Stockwerk hohe bewohnte Häuser, in Acoma solche von drei Stockwerken. Alle Häuserblöcke dieser Ortschaften waren einst Casas Grandes.

Die Spanier bezeichneten die ansässigen und wirklich oder scheinbar zum Christenthum bekehrten Indianer als Pueblos. Die Eroberer hatten ihnen alle Ländereien genommen, mit Ausnahme einiger Strecken in der Nähe der Dörfer. Daraus erklärt sich der Haß der Beraubten, der noch heute nicht verschwunden ist. Sie reden vier verschiedene Dialekte; eine Gruppe im Norden z. B. das Pireo, eine andere, z. B. jene von Santa Clara und Umgegend, das Tegua, die von San Felipe und die Pueblos in jener Gegend das Queres, und die Stämme im Hochlande zwischen Rio del Norte und Pecos redeten das Tagnos; sie sind nun verschwunden. Im Westen wohnen, 150 M. vom Rio del Norte, am Colorado, die Zuni, ein fleißiges Volk, das noch christlich ist, aber keine Pfarrer duldet; seine Nachbarn, die Moquis, bilden nun sieben unabhängige Pueblos, und sind wieder Heiden geworden, nachdem sie die weißen Priester verjagt haben. Auch bei den Pueblos in Neu-Merico, welche ihre Pfarrer haben, und sich äußerlich zum Christenthum bekennen, sind viele alte religiöse Vorstellungen und Bräuche aus heidnischer Vorzeit geblieben. Von dem einst weitberühmten Pueblo Pecos, das bei der zweiten Eroberung um 1690 und später von den Kamantsches heimgesucht wurde, stehen nur noch Ruinen. Seine Bewohner hatten seit Jahrhunderten in einer großen, 40 Fuß im Durchmesser haltenden Estufa das heilige Feuer brennend erhalten. Sie glaubten, so erzählen Reisende, daß einst Montezuma bei Sonnenaufgang wieder erscheinen werde. Und an jedem Morgen stiegen sie aus der Estufa auf die Dächer, die Ankunft des Lichtkönigs erwartend. Gregg ist in diese unterirdischen Gemächer hinabgestiegen und hat 1839 das heilige Feuer auf einem Altare glimmen sehen. So lange dasselbe nicht erloschen sei, sagten sie, lebe in ihnen die Hoffnung, daß Montezuma erscheinen werde. Den Kriegern lag es ob, dasselbe zu unterhalten; sie hielten ununterbrochen zwei Tage und zwei Nächte bei demselben Wacht, ohne zu schlafen, zu essen oder zu trinken. Manche sollen dasselbe so lange bewacht haben, bis sie todt am Altare niedersanken; viele starben aus Erschöpfung. Noch im Jahre 1830, als Pecos bis zu 50 oder 100 Bewohner zählte, stand an jedem Morgen ein Indianer auf jedem Hause und schauete gen Osten. Zuletzt waren nur noch zehn Menschen in Pecos übrig, wo sich über den Estufas die Trümmer einer katholischen Kirche erheben; sie waren zu schwach geworden, das heilige Feuer zu bewachen; und vor wenigen Jahren sind diese, in südlicher Richtung nach dem 60 Meilen entfernt liegenden Pueblo Jemez gezogen, und haben das heilige Feuer mit dorthin getragen*). Die übrigen Pueblos verehr-

*) Emory, Narrative, p. 17. Gregg I. 270.

ten das heilige Feuer nicht, aber sie scheinen die Sonne verehrt zu haben, und sollen Montezuma als ihr wahres Oberhaupt betrachten. Auch bei den wilden Stämmen soll das Andenken an den alten Kaiser der Azteken noch vorhanden sein. Ein Häuptling der Apasches sagte zu Emory: „Ihr Amerikaner habt Neu-Mexico erobert, und werdet bald Californien wegnehmen; geht und nehmt auch Chihuahua, Durango und Sonóra. Wir wollen euch behülflich sein; wir kümmern uns um kein Land; wir fechten für Montezuma's Gesetze und um Lebensunterhalt. Die Mexicaner sind Schurken; wir hassen sie und wollen sie alle todtschlagen!" Da es ausgemacht ist, daß zwischen den Indianern Neu-Mexicos und dem Reiche Montezuma's keine Verbindung irgend einer Art bestand, so ist es, die Richtigkeit dieser Angaben Emory's und Greggs vorausgesetzt, in hohem Grade auffallend und bis heute noch nicht erklärt worden, wie Montezuma bei den ansässigen wie bei den wilden Stämmen zu solchem Andenken und zu solcher Verehrung gelangen konnte.

Jeder Pueblo hatte bis jetzt seinen selbstgewählten Vorsteher (Cazifen oder Gobernadorcillo), der die angesehenen Männer zur Berathung in einer Estufa einladet. Kein Mexicaner darf den Berathungen beiwohnen, über welche unverbrüchliches Stillschweigen beobachtet wird. Der Gemeinderath wacht, daß die jungen Leute sich keusch und sittsam betragen. Er wählt einen Kriegsrath. Jeder Pueblo hat seine besondere Kleidung und seinen eigenthümlichen Tanz. Die Häuser werden noch ganz so gebauet, wie die Spanier sie in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts fanden. Man zieht die Leitern auf, und ist dann gegen feindlichen Ueberfall gesichert.

Die Indianer Neu-Mexicos hatten gute Gründe, ihre weit von einander entfernt liegenden Ortschaften gleichsam zu einem einzigen großen Festungswerke zu machen. Ihnen drohete stete Gefahr von den wilden Horden, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die vielen Ruinen am Gila und am Colorado wie am Rio del Norte ein Werk der wilden Stämme sind. Der Kamantsches haben wir schon erwähnt; es bleibt uns übrig, Einiges über die stammverwandten Navajós und Apaches zu bemerken. Die Navajós sind ein weitverbreiteter, mächtiger und kriegerischer Stamm von 10,000 Köpfen, dessen Jagdgebiet zwischen 35 und 42° n. Br. liegt, haben ihr eigentliches Stammland in der Hauptkette der Cordilleren, 150 bis 250 M. westlich von Santa Fé, am Colorado; sie streifen aber nördlich bis zum Sheetskadi. Ihre Jacales oder Zelthütten gleichen dem Wigwam der Pawnees. Sie sind gefährliche wohlberittene Räuber und ein Schrecken der Nachbarn; streifen Hunderte von Meilen weit umher, und treiben doch Ackerbau und Viehzucht. Sie besitzen zahlreiche Heerden von Pferden, Maulthieren, Schafen und Ziegen, alle von weit besserer Zucht als jene der Mexicaner; dazu sind sie im Spinnen, Weben und Färben wollener Stoffe sehr geschickt, und ihre schön gefärbten, vollkommen wasserdichten Decken, die

Serapes-Navajós, werden bis zu 60 Piastern bezahlt. Im Jahre 1841 besaßen sie mehr als 100,000 Schafe. Noch wilder als sie sind die Apaches, etwa 15,000 Köpfe, deren zwei Hauptstämme sich in viele kleine Banden theilen. Jene im Osten des Rio del Norte heißen Apaches Mezcaleros, weil die Mezcal, die gebackene Wurzel des Maguey (Agave americana), eines ihrer Hauptnahrungsmittel ist. Der zahlreichere Theil des Volkes lebt im Westen. Es sind die Apaches Coyoteros, so genannt, weil sie das Fleisch des Coyote oder Prairieschakals genießen. Sie bauen keine eigentlichen Wigwams, sondern führen, gleich den Kamantsches, Zelthütten mit sich, und treiben weder Ackerbau noch in ihrem an Wild armen Lande Jagd. Sie leben lediglich von Raub und Plünderung; ihre Speise holen sie aus Mexico, von wo sie Viehheerden wegtreiben; ihre Streifzüge dehnen sie bis Californien, Sonóra, Durango und Chihuahua aus. Sie sind für die mexicanischen Gränzprovinzen, deren feige Bevölkerung sich dieser Feinde nicht erwehren kann und deren schwache Regierung alljährlich Frieden mit Feinden schließt, die keinen Frieden halten können, wenn sie nicht Hungers sterben wollen, zu einer furchtbaren Geißel geworden. Das ganze Gränzgebiet von Neu-Mexico bis Durango ist durch sie in eine Wüstenei umgewandelt; außerhalb der Stadtmauern ist nichts vor ihnen sicher, alle Ranchos sind von ihnen ausgeplündert worden, und vor Allem hat die Provinz Chihuahua so entsetzlich durch sie gelitten, daß das schöne Land in der That einer Einöde gleicht. Die Treulosigkeit der Apaches kommt nur jener der feigen Mexicaner gleich.

Alle diese Prairie-Indianer sind für die Weißen auf beiden Seiten der Felsengebirge unerträgliche Feinde geworden. Sie machen durch ihre Plünderungszüge die großen Handelswege im Westen unsicher, ihre Raubsucht ist nur noch gewachsen, je mehr sie den Werth der Beute schätzen lernen. Sie überfallen längst auch starke Truppenabtheilungen und führen ganze Wagenzüge hinweg. Das Joch der Weißen tragen alle Indianer mit Ingrimm, und die Schwäche der Mexicaner hat die Kühnheit der wilden Stämme gesteigert. Als der Krieg zwischen Mexico und den Vereinigten Staaten begann, stürmten sie aus ihren Weideplätzen hervor. Die Apaches überschwemmten den ganzen Staat Zacatecas, ritten in die Thore der gleichnamigen Hauptstadt, und zogen auf offenem Marktplatze weißen Männern die Schädelhaut ab. Ganz Sonóra war in ihrer Gewalt; in Oputo schlachteten sie an einem Tage 132 Weiße ab, die Hiaquis erstürmten die wichtige Hafenstadt Guaymas, am californischen Busen, die Opatas nahmen Hermosillo und die Pimos waren Meister von Los-Ures. Im Osten erschienen, wie wir schon früher gemeldet, Kamantsches nicht nur in der texanischen Hauptstadt Austin, sondern schweiften raubend und plündernd bis an den mexicanischen Meerbusen, und ließen ihren gellenden Kriegsschrei zu gleicher Zeit auch in den Prairien nördlich vom Arkansas erschallen.

Die Vereinigten Staaten rüsten sich eben, um den Räubern zu steuern, und die Gränze wie die Handelswege vor weiteren Gefahren zu sichern. Sie werden am Ende Herren auch dieser wilden Stämme werden, aber in keinem Falle mit leichter Mühe, denn einem Feinde, welcher, wie die Kamantsches, Tausende von Reitern ins Feld stellt, die in gestrecktem Lauf in einem Tage fünfzig Meilen weit mit ihren Rennern über den Grasocean rasen, ist kaum beizukommen; und Indianer, welche dem eben erlegten Büffel das warme Blut aus den Adern saugen, die Leber des erbeuteten Wildes roh essen, und die Galle als würzende Brühe dazu genießen, werden sich nicht freiwillig einem Joche fügen, unter welchem sie ihre ganze Lebensweise ändern oder zu Grunde gehen müssen. Und doch werden sie diesem Schicksal nicht entrinnen. Auf die Dauer hat der rothe Mann keine Waffen gegen die berechnende Klugheit und die physische Uebermacht des Europäers. Ueberall wo er in Berührung mit den Weißen kommt und sich nicht zu seßhaftem Leben, zum friedlichen Anbau des Feldes bequemt, ist sein Untergang besiegelt. Auf ihm lastet ein unabwendbares Verhängniß.

Alphabetisches Register.

